
B 3 9015 00236 895 2
University of Michigan – BUHR



GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

ZWEITER BAND (HEFT 9—16).

Inhalt:

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1901/1902.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

NEUNTES HEFT:

DAS SELBSTBEWUSSTSEIN;
EMPFINDUNG UND GEFÜHL.

VON

THEODOR LIPPS.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1901.

DAS SELBSTBEWUSSTSEIN;

EMPFINDUNG UND GEFÜHL.

VON

THEODOR LIPPS.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1901.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Inhalts-Uebersicht.

Inhalts-Uebersicht.

1. Verschiedener Sinn des „Ich“.

Was meine ich, wenn ich sage „Ich“? Auf diese Frage lässt sich zunächst eine Antwort mit voller Bestimmtheit geben: Ich meine mit dem fraglichen Worte nicht immer Dasselbe. Der Begriff des Ich ist mehrdeutig.

„Ich bin bestaubt“, so sage ich, auch wenn nichts bestaubt ist als meine Kleider und Schuhe. Hier ist also das „Ich“ das Kleider-Ich.

Ein andermal sage ich: Ich fühle „mich“ gekränkt, heiter gestimmt, einer Sache sicher oder gewiss. Mit diesem gekränkten, heiteren Ich ist zweifellos nicht das Kleider-Ich gemeint. Das Kleider-Ich nehme ich sinnlich wahr. Nicht so das gekränkte oder heitere Ich. Dies fühle ich, ich habe es im Gefühl: Indem ich die Gekränktheit oder Heiterkeit fühle, fühle ich mich, nämlich eben gekränkt oder heiter.

Wiederum ein andermal sage ich: Ich bin hungrig, warm, frischgewaschen oder schmutzig, müde. Auch hier ist das Ich nicht das Kleider-Ich. Ich will mit solchen Worten sagen: Mein Körper ist frischgewaschen, müde u. s. w. Dies Ich ist also das Körper-Ich. Dasselbe steht dem Kleider-Ich nahe; oder richtiger: Das Kleider-Ich steht ihm nahe. Es steht ihm so nahe, wie die Kleidung dem Körper steht. Dennoch ist zwischen beiden ein Unterschied.

Noch weniger ist das Körper-Ich jenes in der Heiterkeit, Gekränktheit, Gewissheit gefühlte Ich, oder jenes Gefühls-Ich. Gewiss kann ich mich auch „müde“ fühlen und dabei dasselbe Ich im Auge haben, das ich meine, wenn ich sage, dass ich mich heiter fühle. Aber dann ist mit der Müdigkeit etwas Anderes gemeint. Ich fühle mich einer Sache „müde“, d. h. ich fühle mich derselben überdrüssig. Die Müdigkeit im ersten Sinn des Wortes ist, wie gesagt, körperliche Müdigkeit. Ich finde sie in den Muskeln, sie wird in den Muskeln, also im Körper, von mir sinnlich wahrgenommen. So ist überhaupt das Körper-Ich, ebenso wie das Kleider-Ich, Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung Dagegen finde ich die Müdigkeit im zweiten Sinne des Wortes nicht in den Muskeln. Sie wird weder hier noch anderswo von mir sinnlich wahrgenommen. Sie wird nur „gefühlt“. Es leuchtet Jedermann ein, die Müdigkeit, d. h. den Ueberdruss, irgendwo im Körper zu suchen, also dem Körper-Ich als Merkmal zuzuschreiben, das hat ebensowenig

Sinn, als es umgekehrt Sinn hat, die Muskelmüdigkeit in demjenigen Ich zu suchen, oder als Merkmal desjenigen Ich zu bezeichnen, das ich meine, wenn ich sage, dass ich mich heiter oder gekränkt oder einer Sache gewiss fühle.

Ein anderes Beispiel dieses Gegensatzes: Neben der Wärme des Körpers steht die innerliche Wärme. Ich fühle mich innerlich erwärmt durch eine edle Handlung, eine sympathische Persönlichkeit oder durch den Anblick einer Farbe. Die Farbe bezeichne ich dann auch wohl selbst als warm. Niemand verwechselt hier diese innerliche Wärme, d. h. die Wärme des Gefühls oder der gefühlsmässigen Antheilnahme mit der Körperwärme. Dann kann auch Niemand das Körper-Ich, dem die körperliche Wärme zukommt, verwechseln mit dem Ich, das ich erwärmt, d. h. antheilnehmend oder sympathisch angemuthet fühle. Wieder müssen wir sagen: Es hat ebensowenig Sinn, die Wärme der Antheilnahme im Körper zu suchen, als es Sinn hat, die Wärme im Sinne eines Temperaturgrades neben die Heiterkeit, die Gekränktheit, die Gewissheit zu stellen, und diese Wärme eben dem Ich als Bestimmung zuzuweisen, das ich als heiter oder gekränkt oder einer Sache gewiss fühle.

Endlich sage ich auch: Ich bin sterblich oder unsterblich; oder: Ich bin musikalisch begabt, dumm, vergesslich etc. Die Heiterkeit fühle ich, die Bestaubtheit sehe ich, die körperliche Ermüdung empfinde ich in den Muskeln unmittelbar. Die Dummheit aber oder die musikalische Begabtheit fühle ich weder, noch sehe, noch empfinde ich sie. Und so fühle ich weder, noch sehe, noch empfinde ich das Ich, dem diese Eigenschaften zukommen. Die Begabtheit oder Dummheit, und demnach das begabte oder dumme Ich, ist nicht etwas unmittelbar Erlebtes oder Erlebbares, sondern etwas Erschlossenes, zum unmittelbar Erlebten Hinzugedachtes. Ich kann sehr dumm sein, ohne davon ein Bewusstsein zu haben; es wäre sogar ein Zeichen von Klugheit, wenn ich dies Bewusstsein hätte. Und musikalische Begabung ist dem Kinde angeboren. Sie ist also da, ehe sie zum Bewusstsein kommt. Freilich weiss ich von der Dummheit oder Begabung nur auf Grund von Bewusstseinserscheinungen: Der musikalisch Begabte verhält sich anders zu Klängen, operirt anders mit ihnen, fühlt sich ihnen gegenüber anders, als der musikalisch Unbegabte. Aber die Begabung besteht darum doch nicht in solchen, bei Gelegenheit auftretenden Bewusstseinserlebnissen, sondern sie ist das immer Vorhandene, das diese Bewusstseinserlebnisse möglich macht oder begründet. Sie ist, an sich betrachtet, die „psychische“ Constitution, Structur, Organisirtheit, worauf jene Bewusstseinserlebnisse beruhen.

Damit ist zugleich gesagt, worin das Ich, von dem hier die Rede ist, besteht. Es ist die Psyche, wobei vollständig dahingestellt bleibt,

ob die Psyche etwas vom Gehirn Verschiedenes oder damit eine und dieselbe Sache ist. Im letzteren Falle ist das fragliche Ich eben das Gehirn. Ich bin mit diesen oder jenen natürlichen Fähigkeiten ausgerüstet, dies heisst dann: Das Gehirn ist damit ausgerüstet. Unterlassen wir schliesslich nicht nur jede nähere Bestimmung, sondern auch jede besondere Benennung dieses Ich, so bleibt übrig, dass es das den Bewusstseinserlebnissen zu Grunde gelegte und zwar unmittelbar zu Grunde gelegte Reale ist. Dies erkennen wir ausdrücklich an, indem wir es als das reale Ich bezeichnen. Sein Gegensatz zum Gefühls-Ich wird am deutlichsten, wo beide einander sprachlich unmittelbar gegenüberstehen, wie in dem Satze: Ich fühle mich heiter. Hier ist das Ich, das fühlt, d. h. das in dem Gefühl sich bethätigt oder sein Dasein kund giebt, das reale, das gefühlte das Gefühls-Ich.

So gewiss nun die bezeichneten „Iche“ von einander verschieden sind, so gewiss muss Dasjenige, was sie zum „Ich“ macht oder ihren Anspruch auf diesen Namen begründet, bei allen Dasselbe sein. Ich meine eben doch, wenn ich von „mir“ spreche, nicht vielerlei, sondern ich meine Eines, und ich meine im letzten Grunde immer Dasselbe. Es muss also ein einziges primäres oder ursprüngliches Ich geben, ein solches, das zunächst den Sinn des Wortes „Ich“ ausmacht. Und dies muss in allen anderen „Ichen“ irgendwie stecken oder bei ihnen mit hinzugedacht sein, der Art, dass sie um deswillen gleichfalls Ich heissen können.

Damit nun haben wir einen Plan unserer Untersuchung gewonnen. Wir stellen nicht mehr die mehrdeutige Frage: Was ist das „Ich“?, sondern wir fragen; Was ist das ursprüngliche Ich, oder der ursprüngliche Inhalt des Ichbewusstseins? Daran knüpft sich dann die weitere Frage: Welcher Antheil an diesem ursprünglichen Ich oder welche Beziehung auf dasselbe giebt den übrigen „Ichen“ das Recht auf den gleichen Namen oder giebt uns den Anlass, ihnen den gleichen Namen zuzuerkennen?

Jene erste Frage lässt sich sogleich näher bestimmen. Der Sinn aller unserer Begriffe muss letzten Endes bestehen in einem unmittelbar Erlebten. Was wir auch denken mögen, immer muss das Gedachte irgendwie aus einem unmittelbar Erlebten seinen Inhalt hernehmen. Wo nicht, so hat es keinen Inhalt, ist also kein Gedachtes. Dies gilt auch vom Ichbegriff. Sein ursprünglicher Sinn muss in etwas unmittelbar Erlebtem gegeben sein. Das ursprüngliche Ich muss ein unmittelbar erlebtes Ich sein.

Und noch eine Bemerkung dürfen wir gleich hinzufügen. Das Ichbewusstsein fehlt uns in keinem Momente unseres bewussten Lebens. Was ich auch wahrnehme, vorstelle, denke, immer weiss ich mich als

den Wahrnehmenden, Vorstellenden, Denkenden. Alles, wovon ich ein Bewusstsein habe, finde ich irgendwie auf mich bezogen. Nur etwas, das mir immer gegenwärtig ist, kann darnach das ursprüngliche Ich und damit den letzten Sinn des Ichbegriffes überhaupt ausmachen.

2. Das Ich und der Zusammenhang der Bewusstseinserscheinungen.

Wir begegnen nun mehreren Antworten auf die Frage nach dem „Ich", die die Feststellung des ursprünglichen Sinnes des „Ich" zu beabsichtigen scheinen. Jedenfalls nehmen wir hier an, dass sie so gemeint sind. Eine derselben lautet, das Ich sei nichts Anderes als die Summe oder der Inbegriff oder der Zusammenhang der psychischen Erscheinungen. An die Stelle der „psychischen Erscheinungen" treten auch wohl die „Bewusstseinserscheinungen": oder es werden dafür eingesetzt die Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gedanken etc. Bewusstseinserscheinungen, Empfindungen etc. giebt es zweifellos während unsers bewussten Lebens immer. Und sie sind nicht etwas bloss Gedachtes oder Erschlossenes, sondern etwas unmittelbar Erlebtes. Soweit also scheint alles in Ordnung.

Eines nur fehlt; und dies ist das in erster Linie Wichtige: Jene Erklärungen sind bedeutungslos, so lange wir nicht wissen, was mit den Worten „psychische Erscheinung", „Bewusstseinserscheinung", „Empfindung" etc. gemeint ist. Vielleicht sind diese Worte mehrdeutig, oder sie haben bei genauerem Zusehen nicht den Sinn, den sie zu haben scheinen. Vor allem könnte in ihnen bereits das, was durch sie definirt werden soll, d. h. das unmittelbare erlebte Ich, mitgedacht sein. Dann gehörte die Definition der Klasse von Definitionen an, die den Psychologen häufiger begegnen, obgleich sie gerade ihnen niemals begegnen dürften, ich meine zu der Klasse von Definitionen, die sich im Kreise drehen.

Beachten wir zuerst die Wendungen, das Ich sei der Zusammenhang der „psychischen Erscheinungen", oder es sei der Zusammenhang der Bewusstseinserscheinungen. Diese beiden Wendungen müssen hier das Gleiche meinen; auch unter psychischen Erscheinungen müssen die Bewusstseinserscheinungen verstanden sein, wenn der Zusammenhang der psychischen Erscheinungen das unmittelbar erlebte Ich ausmachen soll. Und statt „Bewusstseinserscheinungen" darf ich auch „Bewusstseinsinhalte" sagen. Gemeint ist damit, ohne irgend welchen Nebengedanken, alles irgendwie im Bewusstsein Gegebene, alles ideell Existirende, alles von mir Vorgefundene.

Machen wir nun die Probe auf die Behauptung, ein Zusammenhang von Bewusstseinsinhalten sei das, was wir mit dem Worte „Ich" meinen. Ich sehe eine Landschaft oder stelle sie vor. Ich stelle sie vor als im Ganzen und im Einzelnen so oder so beschaffen, ich „denke" sie als diese oder jene Theile, Elemente, Züge, Merkmale in sich schliessend. Hier liegt zweifellos ein Zusammenhang von Bewusstseinsinhalten vor. Die Landschaft ist ein solcher. Die Bewusstseinsinhalte heissen im Einzelnen Farbe, Ausdehnung, Form, Wärme, vielleicht Wachsthum u. s. w. Und diese stehen in einem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang. Sie machen ein raumzeitliches Ganze aus. Ist nun dieser Zusammenhang von Bewusstseinsinhalten „Ich"? Meine ich die Landschaft, wenn ich sage „Ich"?

Vielleicht erwidert man, neben der Landschaft werde doch noch allerlei Sonstiges Inhalt meines Bewusstseins sein. Dies mag zutreffen. Die Landschaft mag ein Theil sein eines weiteren von mir vorgestellten oder gedachten Zusammenhanges. Ist dann dieser weitere Zusammenhang „Ich"? Und ist die Landschaft, die ja doch einen Theil dieses weiteren Zusammenhangs ausmacht, ebendamit ein Theil des Ich? Es ist ja doch kein Zweifel: Ist jener weitere Zusammenhang das, was ich meine, wenn ich sage „Ich", ist in ihm das jetzt erlebte Ich gegeben, so muss jeder Theil desselben sich mir darstellen als ein Theil meiner selbst, nämlich des Selbst, das ich in diesem Augenblick unmittelbar erlebe, oder dessen ich jetzt unmittelbar bewusst bin.

Es kann aber auch recht wohl geschehen, dass die Landschaft mein Bewusstsein ganz ausfüllt. Besonders dann, wenn die Landschaft mich in hohem Grade fesselt, interessirt, etwa mich sehr erfreut. Dann muss am Ende doch die Landschaft „Ich", oder ich die Landschaft sein.

In den letzten Worten habe ich mich aber mit mir selbst in Widerspruch gesetzt. Die Landschaft interessirt oder erfreut „mich". Dies thut die Landschaft nicht irgendwo jenseits meines Bewusstseins. Sondern mein Interesse, meine Freude, das sind Bewusstseinserlebnisse. Und sie scheinen Bewusstseinserlebnisse, die in der Landschaft nicht eingeschlossen sind, die also neben den Bewusstseinsinhalten stehen, welche die Landschaft constituiren.

In der That wird es sich für uns so verhalten. Für die in Rede stehende Theorie aber verhält es sich ganz gewiss nicht so. Man beachte wohl: Ich fühle „mich" interessirt an der Landschaft, ich fühle „mich" erfreut. Das Interesse, die Freude erscheinen als Qualitäten, Merkmale, Bestimmungen meiner. Der Sinn der in Rede stehenden Theorie aber ist eben der, dass das unmittelbar erlebte Ich nichts für sich ist, kein besonderer Bewusstseinsinhalt, dass es zusammenfällt mit dem sonstigen Gesammtbewusstseinsinhalt. Und damit ist natürlich zugleich gesagt,

dass die Bestimmungen, die sich als Bestimmungen des unmittelbar erlebten Ich darstellen, Bestimmungen sind des sonstigen Gesammtbewusstseinsinhaltes, dass ich mit Bestimmungen, die ich als Bestimmungen meiner bezeichne, gar nichts Anderes meinen kann als Bestimmungen dieses Gesammtbewusstseinsinhaltes.

Dies würde also heissen: Das Interesse oder die Freude erscheinen mir unmittelbar als Interesse bezw. Freude der Landschaft oder des vorgestellten oder gedachten Ganzen, wovon die Landschaft ein Theil ist. Die Landschaft oder dies Ganze ist, nämlich nach Aussage meines unmittelbaren Bewusstseins, das Interessirte oder sich Freuende. Die Landschaft oder dies Ganze interessirt sich für sich selbst bezw. freut sich über sich selbst, wenn nicht thatsächlich, so doch jedenfalls für mein unmittelbares Bewusstsein. Ich erlebe die vorgestellte Landschaft unmittelbar als dergestalt an sich selbst antheilnehmend. Das Gefühl meiner Antheilnahme oder das, was ich so nenne, besteht in diesem Erlebniss.

In der That giebt es Psychologen, die ausdrücklich versichern: Freude, Interesse, kurz das, was man so Gefühle nennt — und dazu gehören doch gewiss Freude und Interesse — seien nichts neben dem sonstigen Gesammtbewusstseinsinhalt, sondern seien Qualitäten dieses Gesammtbewusstseinsinhaltes. Sie nennen die Gefühle Gesammtqualitäten oder mit einem gar unglücklichen Ausdruck „Gestaltqualitäten“.

Was ich nun dagegen zu erwidern habe, ist, dass diese Anschauung für mich jedenfalls nicht zutrifft. Natürlich mache ich dabei eine Voraussetzung. Gesetzt jemand beschlösse, die Farbe, die man sonst gelb nennt, seinerseits blau zu nennen, so wäre für diesen zweifellos das Gold blau. So könnte auch jemand sich darauf versteifen, unter einer Qualität eines Dinges etwas ganz Anderes zu verstehen, als was man sonst darunter versteht, z. B. irgend etwas, das irgendwie zu diesem Dinge in Beziehung steht. Unter dieser Voraussetzung wären allerdings die Gefühle „Gestaltqualitäten“ d. h. Qualitäten des jeweiligen Gesammtbewusstseinsinhaltes.

Denn dass die Gefühle jederzeit zu dem Gesammtbewusstsein gehören oder dazu in Beziehung stehen, ist ja zweifellos. So gehört insbesondere das Gefühl der Freude an der Landschaft oder an der Gesammtheit des Vorgestellten, wovon die Landschaft ein Theil ist, zur Landschaft oder zu diesem Gesammtbewusstseinsinhalt. Noch bestimmter gesagt: Die Freude an der Landschaft ist ganz gewiss Freude an der Landschaft, also darauf bezogen. Sie haftet, wenn man dies so ausdrücken will, daran.

Indessen die Frage, um die es hier sich handelt, lautet nicht, ob man mit dem Begriff der Qualität ein mehr oder minder anmuthiges

Spiel treiben, sondern ob man Gefühle als Qualitäten der gegenständlichen Bewusstseinsinhalte bezeichnen könne in dem Sinne, in welchem sonst das Wort „Qualität" genommen zu werden pflegt; in unserem Falle, ob für mein Bewusstsein meine Freude an der Landschaft oder an dem, was ich sonst wahrnehmen, vorstellen, denken mag, eine Qualität des Ganzen aus diesen Bewusstseinsinhalten ist in eben dem Sinne, in welchem etwa die Weite der Landschaft, ihre Einförmigkeit oder Mannigfaltigkeit, Qualitäten der Landschaft sind.

Und diese Frage nun ist selbstverständlich zu verneinen. Und damit fällt der Sinn der Behauptung, Gefühle seien Qualitäten des Gesammtbewusstseinsinhaltes.

Und eben damit fällt der Sinn der Behauptung, das Ich, als dessen Qualitäten die Gefühle erscheinen, sei der Gesammtbewusstseinsinhalt.

3. Bewusstsein des „Bewusstseins".

Indessen nicht alle, die das ursprüngliche Ich mit dem Zusammenhang der Bewusstseinsinhalte identificiren, werden sich durch die vorstehende Ueberlegung getroffen fühlen. Die meisten werden sagen, so sei die Sache von ihnen nicht gemeint. Die gesehene oder vorgestellte Landschaft, so werden sie bemerken, sei gewiss ein Zusammenhang von Bewusstseinsinhalten. Aber es sei für die Landschaft bedeutungslos, dass diese Bewusstseinsinhalte Bewusstseinsinhalte sind. Was sie constituire, das seien die bestimmt beschaffenen Inhalte, die Farben, Formen etc., abgesehen davon, dass sie Inhalte eines Bewusstseins sind. Die Landschaft würde dieselbe Landschaft sein, auch wenn sie in keinem Bewusstsein vorkäme. Wenn dagegen gesagt werde, das Ich sei der „Zusammenhang der Bewusstseinsinhalte", so heisse dies, es sei der Zusammenhang, zu welchem die Bewusstseinsinhalte als solche, d. h. als gleichzeitige Inhalte des Bewusstseins sich zusammenschliessen.

Darnach liegt also in jener Erklärung zunächst eine Zweideutigkeit. Dieselbe Zweideutigkeit liegt dann natürlich auch in der Erklärung, das Ich sei der Zusammenhang der Bewusstseinserscheinungen oder der psychischen Erscheinungen. Auch hier sind gemeint die Bewusstseinserscheinungen als solche, d. h. als dem Bewusstsein zugehörige bezw. die psychischen Erscheinungen als solche, d. h. als psychische. — Es wäre offenbar besser, wenn solche Zweideutigkeiten immer von vornherein beseitigt würden.

Indessen auch mit dieser vervollständigten Erklärung sind wir noch um nichts klüger geworden. Es erhebt sich jetzt die neue Frage:

Was sind „Bewusstseinsinhalte als solche"? Was macht Bewusstseinsinhalte für mich zu Bewusstseinsinhalten? Warum etwa begnüge ich mich angesichts eines gesehenen Roth nicht damit zu sagen, es sei roth, hell oder dunkel, gesättigt oder nicht gesättigt, räumlich so oder so bestimmt? Was meine ich, wenn ich dem Roth ausserdem nachsage, es sei „Bewusstseinsinhalt"?

Gewiss meine ich damit nicht eine neue Qualität des Roth, im Sinne der soeben bezeichneten Qualitäten. Ersetzen wir das Roth für einen Augenblick durch einen andern Bewusstseinsinhalt, einen grossen glühenden Gasball etwa. Ich habe das Bewusstsein, unser Sonnensystem war vor, ich weiss nicht wie vielen Millionen Jahren, ein solcher glühender Gasball. Dieser Gasball ist jetzt Inhalt meines Bewusstseins; damals aber, so nehme ich wenigstens an, gab es kein Bewusstsein, dessen Inhalt der Gasball hätte sein können. Ich spreche also dem Gasball mit Rücksicht auf jene Zeit das Dasein als Bewusstseinsinhalt ab. Damit spreche ich ihm doch nicht irgend eine Eigenschaft ab, die ihm jetzt, wo er Bewusstseinsinhalt ist, zukäme. Sondern ich habe das Bewusstsein, genau eben der Gasball, der jetzt Gegenstand meines Bewusstseins ist, war damals.

Bezeichnet das Wort „Bewusstseinsinhalt" keine Eigenschaft dessen, was Bewusstseinsinhalt ist, so bleibt nur übrig, dass es eine Beziehung bezeichnet. Darauf deutet auch der Ausdruck „Inhalt" des Bewusstseins unmittelbar hin.

Und welche Beziehung bezeichnet das Wort, welche Beziehung des Roth ist gemeint, wenn ich es Bewusstseinsinhalt nenne? Man wird sagen: Nun, zum Bewusstsein. Aber was ist hier das „Bewusstsein"? Ein Schauplatz, auf welchem die Inhalte kommen und gehen? Natürlich nicht. Ein Gefäss oder Hohlraum, worin sie eingeschlossen sind? Ebensowenig. Dass es nicht angeht, zu sagen, das Bewusstsein sei die Eigenschaft oder das Merkmal, worin alle Bewusstseinsinhalte übereinstimmen, ergiebt sich aus dem soeben Gesagten. Bewusst zu sein oder was dasselbe sagt, Bewusstseinsinhalt zu sein, so sagten wir, ist keine Eigenschaft der Bewusstseinsinhalte; dann kann es also auch nicht eine allen Bewusstseinsinhalten gemeinsame Eigenschaft sein. Allerdings ist ja das „Bewusstsein" nothwendig etwas allen Bewusstseinsinhalten, sofern sie eben Bewusstseinsinhalte sind, Gemeinsames. Aber worin dies besteht, das ist eben hier die Frage. Endlich würde man sich nicht minder im Kreise drehen, wenn man sagen wollte: Das Bewusstsein ist der Inbegriff oder Zusammenhang der jeweiligen Bewusstseinsinhalte. Man müsste hinzufügen: der „Bewusstseinsinhalte als solcher". Aber der Sinn dieser Wendung beschäftigt uns ja eben.

Vielleicht meint man sich aus der Sache zu ziehen, indem man sagt: Das Bewusstsein ist — das Bewusstsein. D. h. Bewusstsein lässt

sich nicht definiren. Diese Wendung nun mag sonst am Platze sein: hier ist sie es nicht. Man bedenke wohl, wie hier die Frage lautet. Nicht: Was ist das Bewusstsein an sich? oder gar: Wie wird es gemacht?, sondern: Was ist es für mich, als was stellt es sich dar, wenn es selbst Bewusstseinsthatsache oder Bewusstseinsinhalt ist. Ich habe ein Bewusstsein davon, dass Roth ein Inhalt des Bewusstseins ist; ich habe ein Bewusstsein der hiermit bezeichneten Beziehung des Roth zum Bewusstsein. Hier ist unweigerlich das „Bewusstsein", nämlich dasjenige, zu welchem das Roth in Beziehung steht, selbst ein Bewusstseinsinhalt. Das Bewusstsein dieser Beziehung ist ein Bewusstsein einmal des Roth, zum andern eines Etwas, worauf das Roth bezogen erscheint, und endlich dieser Beziehung.

Wir sehen aber auch leicht, worin dies Etwas, d. h. dies unserem Bewusstsein gegenwärtige „Bewusstsein" besteht. Wir brauchen uns nur zu erinnern, dass der Ausdruck: Roth ist Inhalt meines Bewusstseins, sich ohne Sinnverlust ersetzen lässt durch den anderen: Es ist für mich da. Die fragliche Beziehung ist also die Beziehung zu mir, eine beim Erleben des Roth unmittelbar miterlebte Beziehung zum Ich, natürlich zu einem Ich, das selbst Gegenstand des unmittelbaren Erlebens ist.

Als Sinn des Wortes „Bewusstsein" erscheint also hier das unmittelbar erlebte Ich. Zugleich hat, wie vorher schon angedeutet, das Wort „Bewusstsein" noch einen doppelten anderen Sinn. Es ist einmal, als Abstractum, das Gemeinsame aller Bewusstseinsinhalte „als solcher", d. h. das ihnen allen zukommende Dasein im Bewusstsein. Das „Bewusstsein" in diesem Sinne ist nicht das Ich, wohl aber die Beziehung zum Ich. Zum anderen ist das „Bewusstsein", als Collectivum, die Gesammtheit der Bewusstseinsinhalte eines Momentes. Dies Bewusstsein ist wiederum nicht das Ich, wohl aber die Gesammtheit des zum Ich in Beziehung Stehenden.

4. Das „Ich" als die Einheit der Empfindungen, Vorstellungen etc.

Bleiben wir hierbei einen Augenblick stehen, um nun gleich auch die anderen oben erwähnten Antworten auf die Frage, was das Ich sei, herbeizuziehen. — Statt zu sagen, das Ich sei der Zusammenhang der Bewusstseinsinhalte als solcher, sagt man auch, es sei der Zusammenhang oder die Einheit der Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gedanken eines Moments. Hier vermuten wir sofort wiederum eine Begriffszweideutigkeit. In der That liegt eine solche vor. Dieselbe wirkt in der Psychologie vielfach geradezu verheerend.

„Empfindung“ ist für Viele das eine Mal der Empfindungsinhalt, also ein gegenwärtiger Bewusstseinsinhalt, z. B. Roth; das andere Mal — eine Empfindung. Analoges gilt von der Wahrnehmung und der Vorstellung. Wir werden sogleich sehen, was das Wort „Empfindung“ bedeutet. Dass zwischen ihr und dem Empfindungsinhalt ein Unterschied besteht, ist in jedem Falle einleuchtend.

Der Empfindungs*inhalt*, Roth genannt, ist für mein Bewusstsein irgendwo, etwa an jener Wand. Dagegen hat es keinen Sinn zu sagen, die *Empfindung* des Roth finde sich für mein Bewusstsein an dieser Stelle.

Das empfundene Roth ist zugleich seiner Qualität nach hell oder dunkel, der Geschmack des Apfels, den ich schmecke oder empfinde, ist säuerlich, der Ton, den ich höre, klingt, die Form, die ich sehe oder vorstelle, ist elliptisch. Dagegen sind Empfindungen *niemals* hell oder dunkel; es giebt keine säuerlichen Empfindungen; niemand sagt, dass Empfindungen klingen; niemand spricht von elliptischen Empfindungen oder Vorstellungen.

Und doch geberdet man sich gelegentlich auch wiederum so, als hätten alle diese Wendungen Sinn. Man lässt Empfindungen und Empfindungsinhalte, ebenso Vorstellungen und Vorstellungsinhalte, auch wiederum ganz und gar durcheinanderlaufen. Und man baut auf diese Begriffsunklarheit sogar Theorien. Dabei ist wohl zu bemerken: nicht dem gemeinen Sprachgebrauch darf diese Unklarheit Schuld gegeben werden. Dieser unterscheidet deutlich. Erst die Psychologen haben die Verwirrung geschaffen.

Man nennt etwa das Ding vor mir einen Complex von Empfindungen. Nun sind Empfindungen in mir. Einige scheinen sogar zu meinen, sie seien in meinem Kopfe. Das Ding aber erscheint mir als ausser mir. Wie kommt es dazu? Hier hilft das schöne Wort „Projection“. Der Complex von Empfindungen, der an sich in mir ist, wird in die Aussenwelt „projicirt“.

In Wahrheit ist das Ding *kein* Complex von Empfindungen, sondern ein Complex von Empfindungsinhalten. Roth, Süss, Hart, das sind keine Empfindungen, so gewiss sie Empfindungsinhalte oder etwas Empfundenes sind. Und dies Empfundene ist da und nur da, wo ich es *empfinde*. Ein Empfindungsinhalt hat niemals einen anderen Ort, als denjenigen, den es für meine Empfindung, allgemeiner gesagt, für mein Bewusstsein hat. Er hat gar keinen Ort, falls oder solange er nicht für mein Bewusstsein einen solchen besitzt. Und die „*Empfindung*“ hat *überhaupt keinen* Ort. Sie ist in mir, aber nicht räumlich, sondern im Sinne der Zugehörigkeit zu mir.

Und was ist nun die Empfindung im Unterschied vom Empfindungsinhalt oder vom Empfundenen. Darauf ist zunächst eine doppelte

Antwort möglich. Man kann sagen: Empfindung ist der Vorgang oder Hergang des Empfindens, d. h. der Vorgang oder Process, durch welchen es geschieht, dass in einem gegebenen Augenblick ein Empfindungsinhalt, z. B. Roth da ist. Indessen, davon ist hier keine Rede. Dieser reale Vorgang oder Process gehört selbst nicht dem Bewusstsein an. Wir aber wollen hier wissen, was die „Empfindung“ als unmittelbares Bewusstseinserlebniss ist, oder was dasselbe sagt, wir fragen, worin das unmittelbare Bewusstseinserlebniss besteht, um dessen willen wir ein empfundenes Roth nicht nur als Roth, sondern ausserdem als Empfindungsinhalt oder als empfunden bezeichnen.

Darauf nun ist die Antwort einfach. „Empfindungsinhalt“ ist nur ein speciellerer Name für Bewusstseinsinhalt. Demnach muss die Antwort auf unsere Frage ebenso lauten, wie die Antwort auf die Frage, was den Bewusstseinsinhalt für mich zum Bewusstseinsinhalt mache: Ich finde das Roth nicht nur vor, sondern ich finde es auf mich, oder finde mich auf das Roth bezogen. Auch der unmittelbar erlebte Sinn des Wortes „Empfindung“ besteht in der Beziehung zum Ich, natürlich wiederum zum unmittelbar erlebten Ich. Er besteht im Dasein für mich oder in der Zugehörigkeit zu mir. Zum gleichen Resultate führt die Betrachtung der Worte „Vorstellung“ und „Vorstellungsinhalt“.

Doch diesen Sachverhalt müssen wir noch etwas genauer bestimmen. Ein Empfindungsinhalt oder ein Empfundenes, das jetzt gesehene Roth etwa, ist für mich nicht ein blosser Bewusstseinsinhalt. Es ist zugleich oder erscheint mir als objectiv wirklich, d. h. es stellt sich mir unmittelbar zugleich dar als ein von mir Unabhängiges, als etwas, was da ist und so ist, wie es ist, ohne mich, sozusagen aus eigener Machtvollkommenheit. Es ist nicht nur für mich, sondern hat auch Existenz an sich oder für sich. Auch hiermit ist eine unmittelbar erlebte Beziehung zu mir bezeichnet, obzwar wenn man will eine negative. Die Unabhängigkeit „von mir“, das Dasein „ohne mich“, als etwas „mir“ Fremdes, etwas „ausser mir“, etwas Anderes „als ich“, als Nicht-Ich, alle diese Ausdrücke schliessen diese Beziehung in sich.

Offenbar muss dann die Beziehung zu mir, vermöge welcher das Roth als Bewusstseins- oder Empfindungsinhalt, also als für mich oder mir zugehörig erscheint, eine andere Beziehung sein; und sie muss eine Beziehung von entgegengesetzter Art sein. Das Roth muss sich auch wiederum als nicht von mir unabhängig, also als durch mich bedingt darstellen.

In der That erlebe ich das Roth, und jeden gegenständlichen Bewusstseinsinhalt überhaupt, insofern als durch mich bedingt, oder umgekehrt gesagt, ich erlebe allen gegenständlichen Bewusstseinsinhalten gegenüber insofern mich als bedingend, als die Weise des Daseins der

Bewusstseinsinhalte für mich, ihr Beachtet-, Erfasst- Appercipirtsein. der Grad, in welchem sie mir gegenwärtig oder Gegenstand meiner Aufmerksamkeit sind, unmittelbar von mir abhängig erscheint.

Hierin also liegt ein Moment, das die Bewusstseinsinhalte allgemein als Bewusstseinsinhalte oder als „subjectiv“ charakterisiren kann. Es liegt darin zugleich das einzige Moment, das allen Bewusstseinsinhalten, wie sonst sie heissen mögen, für mein unmittelbares Erleben diese Charakteristik verleiht. Ueber alle Bewusstseinsinhalte habe ich in dem bezeichneten Sinne Macht; allen gegenüber erlebe ich mich in diesem Sinne als beherrschend: Ich kann sie in höherem oder geringerem Grade mir innerlich nahe bringen, inniger oder weniger innig mir aneignen, mehr oder minder in meinen geistigen Besitz bringen. Es ist diese obgleich nicht schrankenlose Freiheit des Appercipirens, diese meine Spontaneität den Bewusstseinsinhalten gegenüber, die sie alle in eigenthümlicher Weise als innerlich oder geistig „mein“ erscheinen lässt. Und das Bewusstsein dieses „mein“, das ist das Bewusstsein, sie seien Bewusstseinsinhalte. Die „Bewusstseinsinhalte“ sind die Elemente dieser Machtsphäre des Ich.

Damit ist zugleich gesagt, dass das jetzt erlebte Ich nicht als Bewusstseinsinhalt erscheinen kann. Es ist ja Dasjenige, wodurch alles als Bewusstseinsinhalt erscheint. Darum ist doch auch das Ich für mich jederzeit Bewusstseinsinhalt. Das jetzt erlebte Ich ist im nächsten Momente vergangen und damit gleichfalls gegenständlich geworden. Ich kann es betrachten. Umgekehrt schliesst das Betrachten desselben jederzeit in sich, dass es nicht mehr das jetzt erlebte, sondern ein vergangenes, und eben damit mir gegenständlich ist. Das Ich erscheint mir also als Bewusstseinsinhalt, immer wenn ich es betrachte; oder was dasselbe sagt, es erscheint mir als Bewusstseinsinhalt, immer wenn es überhaupt „mir erscheint“.

Nunmehr können wir sagen, wiefern die Behauptung Recht hat, das Ich sei der Zusammenhang der Bewusstseinserscheinungen oder der Empfindungen und Vorstellungen u. s. w. Diese Behauptung erscheint zunächst als eine einfache Zirkeldefinition.

Bewusstseinsinhalte, Empfindungen, Vorstellungen sollen das „Ich“ machen. In Wahrheit macht das Ich die „Bewusstseinsinhalte“, „Empfindungen“, Vorstellungen“.

Dennoch ist jene Behauptung nicht unberechtigt. Das Ich, auf das die gleichzeitig gegebenen Bewusstseinsinhalte bezogen erscheinen, ist Eines. Es verbindet also, vermöge dieses Bezogenseins, sie alle zur Einheit, nämlich zur Einheit des Bewusstseins. Die Einheit des Bewusstseins, die einzige, von der wir wissen, besteht in dieser Thatsache. Statt „Einheit“ können wir auch sagen „Zusammenhang“. Dann

lautet unser Ergebniss: Das Ich ist nicht nur der Zusammenhang der Bewusstseinsinhalte, sondern es ist das, was diesen Zusammenhang schafft.

Es geht über den Rahmen dieser Untersuchung hinaus, wenn ich hinzufüge: Das Ich ist das Einzige, was überhaupt einen „Zusammenhang“ schafft. Auch der Zusammenhang der Landschaft, von dem ich oben sprach, besteht nur durch das Ich. Der raumzeitliche Zusammenhang ist ein blosses Neben- oder Nacheinander, wofern nicht die einheitliche Beziehung aufs Ich hinzutritt. Schliesslich gilt das Gleiche von jedem Zusammenhang, von dem wir irgend reden mögen. Kein Zusammenhang ist ohne Aufeinanderbeziehung. Der letzte Sinn aber jeder „Beziehung“ besteht in einer Weise des Zusammenschlusses eines Mannigfaltigen durch die einheitliche und vereinheitlichende Beziehung auf den einen Punkt, das Ich. Doch darauf gehe ich hier nicht weiter ein.

5. „Ich“, Gefühl und Empfindung.

Worin nun besteht dies Ich, das bei den „Bewusstseinsinhalten“, Empfindungen, Vorstellungen etc. jederzeit vorausgesetzt ist, ohne welches alle diese Worte für mich ihren Sinn verlieren? Was für ein Ich ist dieses „Ich“?

Ich sagte: Ich fühle „mich“ das empfundene Rot bedingend. Das fragliche Ich also ist gegeben im Gefühl.

Es ist zunächst gegeben in diesem Gefühl des Bedingens, in diesem Thätigkeitsgefühl, oder wie ich auch sagte, in dem Gefühl der Herrschaft oder Macht über die Bewusstseinsinhalte, im Gefühl des „Mein“. Es ist dann weiterhin gegeben in jedem Gefühl überhaupt z. B. auch in jenen Gefühlen der Heiterkeit, Gekränktheit, Gewissheit, von denen ich Eingangs sprach. Das in diesen Gefühlen gegebene Ich ist ein unmittelbar erlebtes, es ist nicht etwa bloss gedacht oder erschlossen. Und es fehlt mir nie. Ich fühle „mich“ immer irgendwie. Das hier gewonnene Ich muss also das gesuchte ursprüngliche oder primäre Ich sein.

Daraus nun ergibt sich für uns eine neue Aufgabe. Wir müssen das Gefühl begrifflich abgrenzen; vor allem gegenüber den, ebenso unmittelbar erlebten, Empfindungsinhalten.

Diese Abgrenzung ist zunächst möglichst einfach: Gefühl nennen wir eben Dasjenige, worin ich unmittelbar und ursprünglich „mich“ finde oder mich habe, erlebe, kurz, worin ich mich „fühle“.

Davon reden wir aber im Folgenden eingehender: Ich empfinde oder finde die Farbe als Element an einem Ding, etwa, wie ich schon

oben gelegentlich annahm, an der Wand. Ich empfinde die Wand als rot oder sehe sie roth. Ich empfinde ebenso diesen meinen Körper als hungrig. Dagegen fühle ich die Lust oder die Gekränktheit oder die Gewissheit in mir. Ich fühle mich und jederzeit nur mich lustig oder lustgestimmt, gekränkt, einer Sache gewiss u. s. w.

Dies nun verallgemeinern wir: Die Empfindungsinhalte sind die Elemente der von mir wahrgenommenen Welt der Dinge, einschliesslich dieses meines Körpers. Sie constituiren mein Wahrnehmungsbild von der Welt der Dinge. Diese Welt der Dinge finde ich unmittelbar von mir verschieden und mir gegenüber gestellt. Schon in dem unmittelbaren Bewusstsein, sie sei von mir wahrgenommen, liegt diese Unterscheidung und Gegenüberstellung. Empfindungsinhalte stellen sich mir also unmittelbar dar als mir gegenüberstehend. Sie sind „gegenständliche" Bewusstseinsinhalte; mein „Object".

Dagegen sind Gefühle Elemente oder Bestimmungen meiner selbst. Sie sind Ichinhalte oder Ichqualitäten. Sie constituiren das Ich, nämlich das Ich, das ich — nicht denke oder erschliesse, sondern unmittelbar erlebe, das mir in jedem Momente meines Lebens vorschwebt, das unmittelbare Bewusstseins-Ich oder das unmittelbar erlebte „Subject". Wir nannten es schon, weil es in den Gefühlen gegeben ist, das Gefühls-Ich. Es ist Dasselbe, wenn wir es als Ichgefühl bezeichnen.

Hiermit ist nun freilich eine Begriffsbestimmung der Gefühle gegeben, die nicht psychologisches Allgemeingut ist. Sie bedarf darum noch einer besonderen Rechtfertigung.

Zunächst kann man Niemand wehren, Gefühl zu nennen, was er eben so nennen will. Glücklicherweise aber giebt es eine Art des Gefühls, die in der Psychologie jetzt allgemein als „Gefühl" anerkannt ist, nämlich die Gefühle der Lust und der Unlust.

Damit nun haben wir einen Ausgangspunkt für eine wissenschaftliche Terminologie. Wir fragen: Warum tragen Lust und Unlust diesen besonderen Namen? Was ist das Auszeichnende an ihnen, das den besonderen Namen rechtfertigt? Diese Frage kann nicht beantwortet werden mit dem Hinweis darauf, dass Lust und Unlust Bewusstseinsinhalte von besonderer Qualität sind, von anderer Qualität etwa als Gewissheit, Ueberraschung u. dergl. Denn, wie Lust und Gewissheit, so sind auch Töne und Farben von einander qualitativ verschieden. Und doch nennen wir sie beide Empfindungsinhalte und stellen sie als solche den Gefühlen gegenüber. Sondern der besondere Name kann sich rechtfertigen einzig aus der besonderen Stellung von Lust und Unlust innerhalb des Bewusstseinslebens oder aus ihrer besonderen Bedeutung für dasselbe.

Und diese besondere Stellung oder Bedeutung besteht nun eben darin, dass Lust und Unlust Qualitäten oder Bestimmungen des Ichgefühls sind.

Ist dem aber so, dann müssen wir Gefühle überhaupt definiren als Bewusstseinsinhalte, die sich unmittelbar als Qualitäten des Ichgefühls darstellen.

Diese Definition der Gefühle halten wir also fest. Damit ist zugleich die Einschränkung des Begriffs der Gefühle auf Lust und Unlust aufgehoben.

Ich sagte, die Gefühle „constituiren" das Ich, wie die Empfindungsinhalte das von uns unterschiedene und uns gegenüber gestellte Wahrnehmungsbild der Welt der Dinge constituiren. Dies ist nicht genau. Das „Constituiren" hat freilich in beiden Fällen zunächst einen gleichartigen Sinn. Es hat aber auch wiederum in beiden Fällen einen wesentlich verschiedenen Sinn.

Die Empfindungsinhalte „constituiren" jenes Wahrnehmungsbild der Welt der Dinge, dies heisst: Ich sehe — nicht ein Ding und empfinde ausserdem, als an dem Dinge haftend, das Roth, Süss, Hart. Sondern die räumliche Einheit dieser Empfindungsinhalte ist das Ding, soweit es nämlich für die Wahrnehmung da ist.

Ebenso nun fühle ich auch nicht mich, und ausserdem, an dem Ich haftend, Lust, Streben, Gewissheit, sondern das Fühlen von Lust, Streben, Gewissheit ist das Fühlen meiner. Gefühl und Ichgefühl, Fühlen und Michfühlen ist Eines und Dasselbe.

In jedem Gefühl als solchem steckt das Ich; sowie wir von jedem Empfindungsinhalt sagen können, es stecke in ihm die Gegenständlichkeit. Und erlebe ich gleichzeitig unterscheidbare Gefühle, so machen diese eben das jetzt erlebte Ich aus.

Zugleich ist doch das „Constituiren" oder das „Ausmachen" auch wiederum in beiden Fällen ein ganz verschiedenes. Die Empfindungsinhalte verbinden sich zum Ding, sie setzen dasselbe, und schliesslich die ganze unmittelbar erlebte Welt zusammen. Gefühle dagegen verbinden sich nicht zum Ich; das Ich ist nicht zusammengesetzt, sondern jederzeit schlechthin einfach. Es giebt also auch jederzeit nur ein einziges Gefühl.

Dies schliesst doch den Unterschied gleichzeitiger Gefühle nicht aus; so wenig etwa die Einfachheit des Tones den Unterschied der Tonhöhe, Tonstärke und Klangfarbe ausschliesst. In jeder dieser Qualitäten habe ich den Ton; und doch habe ich, wenn ich sie alle habe, den Ton nicht mehrmals. Ebenso fühle ich auch in den gleichzeitigen Gefühlen mich nicht mehrmals, sondern nur einmal. Aber in diesem einen Gefühle vermag ich, als verschiedene Seiten oder Bestimmungen, die mehrfachen Gefühlsqualitäten, z. B. das Streben, die Gewissheit, zu unterscheiden. Die gleichzeitigen Gefühle stehen nicht nebeneinander wie mehrere Töne, oder auch wie die Farbe, die Härte, der Geschmack eines

und desselben Dinges, sondern sie „durchdringen" sich, so wie im einen Ton, wenn man so will, jene Tonqualitäten sich „durchdringen".

Vergleichen wir die Empfindungsinhalte und Gefühle noch weiter. Nicht alle, aber die meisten Empfindungsinhalte haben ihren Ort. Ich sehe die Farbe irgendwo da draussen, ich empfinde den Hunger im Körper. Dass ich den Ton irgendwo höre, dass er für mein Ohr irgendwo sitze oder sich befinde, kann nicht ebenso gesagt werden. Er hat nur einen Quasi-Ort; d. h. das, wenn auch nur sehr unbestimmt, mitvorgestellte Sichtbare, von welchem der Ton „herkommt", hat einen Ort. Der Ton hat ihn, nur sofern er für mich an dies Sichtbare gebunden ist, d. h. mit ihm eine gedankliche Einheit ausmacht.

Dagegen haben Gefühle niemals einen Ort, es sei denn, dass man das Ich als ihren Ort bezeichnen wollte. Das Gefühl, also auch das Ich, ist schlechterdings nicht irgendwo. Vielleicht meint man, ich fühle, wenn ich den Arm heben will, das Wollen im Arm, oder ich fühle den Muth in der Brust. Aber dies heisst nur, dass ich die Spannung der Muskeln, die mein Wollen bewirkt, im Arm empfinde, und dass ich der Weitung der Brust, die der Muth bedingt, in der Brust ihre Stelle anweise. D. h. der Ort der Gefühle ist immer ein blosser Quasi-Ort.

Und durchaus nicht alle, aber einige Gattungen von Empfindungsinhalten sind räumlich ausgedehnt. Ich empfinde die Farbe, den Druck, die Wärme als über eine Fläche verbreitet. Dagegen sind Gefühle nicht ausgedehnt, das Ich erfüllt keinen Raum. Dies heisst nicht, dass seine räumliche Ausdehnung gleich Null sei, sondern dass der Begriff der Ausdehnung, ebenso wie der des Ortes, auf Gefühle gar keine Anwendung finde.

Der Gegensatz der Empfindungsinhalte und der Gefühle ist der fundamentalste innerhalb der Psychologie. Er ist gleichbedeutend mit dem ursprünglichen Gegensatz von Subject und Object, von Ich und Nicht-Ich.

Dieser Gegensatz muss noch vervollständigt werden. Es ergiebt sich dabei noch ein neues, für die Scheidung der Empfindungsinhalte und Gefühle wichtiges Moment.

Auch dieses Moment kennen wir schon. Empfindungsinhalte sind für uns nicht bloss „Object", oder gegenständlich. Dies sind auch die Inhalte unserer Phantasie. Sondern sie sind für uns zugleich ursprünglich, d. h. soweit nicht weitergehende Erkenntniss dagegen Einsprache erhebt, objectiv wirklich. Das unmittelbare Bewusstsein dieser objectiven Wirklichkeit ist aber, wie wir schon betonten, das Bewusstsein einer besonders gearteten Beziehung zu „mir". Ich bezeichnete es schon als das Bewusstsein der Unabhängigkeit von mir, der Fremdheit mir gegenüber, des Daseins ohne mich, des Daseins von etwas Anderem als Ich, oder auch als Bewusstsein oder unmittelbares Erleben des Nicht-Ich.

6. Möglichkeit der Verwechselung von Gefühlen und Empfindungen.

Schon jener Gegensatz der Empfindungsinhalte und des Ich, den die Empfindungsinhalte mit den Phantasieinhalten gemein haben, und dann noch in besonderer Weise diese unmittelbar erlebte Gegensätzlichkeit, lässt es gar verwunderlich erscheinen, dass Manche, auch ernsthaft zu nehmende Psychologen, unvermögend erscheinen, die Empfindungsinhalte einerseits und die Ichinhalte oder Gefühle andererseits überall zu unterscheiden, ja dass Einige derselben die beiden sozusagen grundsätzlich verwechseln. Damit scheitern sie am Eingange in die Psychologie. Wir müssen fragen, wie solche Verwechselung möglich sei.

Wir constatirten schon Eingangs: Gewisse Empfindungsinhalte und Gefühle tragen gleichklingende Namen. Ich erinnere an eines der angeführten Beispiele: Ich empfinde Wärme an meinem Körper, und ich fühle mich innerlich erwärmt durch eine Person, eine Handlung u. dgl. Jene Wärme ist dieselbe, die ich auch am Ofen empfinde. Diese Wärme ist die Wärme meiner Antheilnahme. Diesem Beispiel füge ich ein anderes hinzu: Ich empfinde meinen Körper als hungrig; und ich fühle Hunger nach Erkenntniss, oder ich „hungere und dürste nach der Gerechtigkeit“. Aber in solchen Fällen ist ja doch der Gegensatz von Empfindungsinhalt und Gefühl nicht etwa schwer zu erkennen, sondern erst recht deutlich. Der Hunger nach Erkenntniss hat nichts zu thun mit physischem Hunger. Er ist ein Wünschen, Streben, Verlangen.

Indessen der Sprachgebrauch kennt nicht nur solche einzelne gleichklingende Benennungen. Er setzt sich auch ganz allgemein unserer obigen scharfen Unterscheidung von Empfindungsinhalt und Gefühl entgegen. Er lässt es zu, dass ich Lust und Streben ebensowohl „empfinde“, wie physische Wärme. Er hat andererseits nichts dawider, dass ich Wärme, Hunger u. dgl. „fühle“.

Dies hat nun Alles zweifellos seinen Grund. Und diesen Grund müssen wir zu erkennen suchen. Es genügt in der Psychologie nirgends, dass wir den gemeinen Sprachgebrauch abweisen. Wir müssen ihn auch zu verstehen suchen. Dann wird er sich immer als irgendwie sinnvoll, jedenfalls als belehrend ausweisen.

Auch der physische Hunger ist mit einem Verlangen verbunden, nämlich nach Nahrung. Und im praktischen Leben ist uns nicht die specifische Beschaffenheit des Empfindungsinhaltes, Hunger genannt, sondern eben dies Verlangen das Wichtige. Daraus begreift sich zunächst jene Doppelbedeutung des Wortes Hunger.

Aber es begreift sich daraus auch, dass wir Hunger „fühlen“. Wir nehmen, indem wir vom Hunger sprechen, das Gefühl des Verlangens gedanklich gleich mit hinzu. Und dann ist der Hunger in der

That Beides, Empfindungsinhalt und Gefühl. Und ist uns das Verlangen das eigentlich Wichtige, dann ist der Hunger für uns sogar in erster Linie ein Gefühl.

Gleichartiges gilt von der Schmerzempfindung. Hier scheint die Verwechselung, von der wir reden, unausrottbar. Indem man dieselbe von dieser Empfindungsgattung aus weiter führte, hat man Gefühlslehren aufgebaut, und insbesondere Gefühle physiologisch „erklärt", ohne zu sehen, dass man von Gefühlen gar nicht handelte. Man hat Bücher geschrieben über das „körperliche Gefühl", in denen über den Körper recht viel, über Gefühle nichts oder nicht zur Sache Gehöriges gesagt ist.

„Schmerz" ist einmal ein Empfindungsinhalt, z. B. Bohren oder Reissen im Zahn. Daneben steht der „seelische Schmerz", etwa über den Tod eines geliebten Wesens. Dieser Schmerz ist intensives, zugleich eigenartig gefärbtes Gefühl der Unlust. Auch hier ist der Grund der gleichen Benennung leicht zu finden. Der Schmerz im ersteren Sinn ist eine intensive Empfindung, die von Unlust begleitet zu sein pflegt. Wiederum aber pflegt uns, wenn wir Schmerz empfinden, nicht die besondere Natur dieses Empfindungsinhaltes, sondern die Art, wie er uns anmuthet, das Wichtige zu sein.

Dies hindert nicht, dass wir doch auch hier, wie beim Hunger, selbst bei geringem Nachdenken, den Gegensatz des Gefühls und des Empfindungsinhaltes leicht entdecken. Ich empfinde den Hunger wie das Bohren und Reissen, und habe angesichts dieses Inhaltes meines Bewusstseins das Gefühl der Unlust, des Widerstrebens, der Abwehr. Ich stelle damit deutlich mich selbst und mein Gefühl dem Gegenständlichen, dem Object des Gefühles, gegenüber.

Zwei Thatsachen dringen zum Ueberfluss noch speciell auf diese Unterscheidung. Man hat mit Recht bemerkt — es ist dies eine auch aus anderen Gründen wichtige Einsicht —, Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit eines körperlichen Schmerzes, Beobachtung desselben, könne die begleitende Unlust mindern. Während also der Empfindungsinhalt mir möglichst deutlich gegenwärtig ist, kann das Gefühl zurücktreten.

Und zweitens. Das Unlustgefühl ist nicht unabtrennbar mit der Schmerzempfindung verbunden. Schmerz einer bestimmten Art — ebenso Hunger — kann mir als Zeichen wiederkehrender Gesundheit höchst erfreulich sein. Dann ist natürlich nicht der Schmerz oder Hunger als solcher lustvoll. Aber dies thut hier gar nichts zur Sache. Es genügt, dass in solchen Fällen, gleichgiltig aus welchem Grunde, die Unlust, die sonst die fraglichen Empfindungsinhalte begleitet, verschwunden und in ihr Gegentheil umgeschlagen ist. Dabei ist doch der Empfindungsinhalt derselbe geblieben.

Als drittes, besonders interessantes Beispiel einer Gattung von Empfindungsinhalten, die sich die Verwechselung mit Gefühlen gefallen

lassen müssen, füge ich die Spannungen in Muskeln und Sehnen hinzu. Die Verwechselung ist hier speciell eine Verwechselung mit dem Gefühl des Strebens, das auf eben diese Spannung gerichtet ist. Der Sachverhalt ist im Uebrigen durchaus analog demjenigen, der beim Schmerz und Hunger vorliegt.

Warum sage ich, dass ich einen Bogen „spanne"? Warum nenne ich die Formveränderung, die ich hier vollbringe, eine „Spannung"? Weil ich Mühe habe, sie hervorzubringen und festzuhalten, weil es dazu einer fühlbaren Spannung des Willens, oder eines fühlbaren Strebens bedarf. Dies ist das Einzige, was die fragliche Formveränderung vor anderen, die ich nur einfach als Formveränderungen bezeichne, voraus hat. Diese Spannung meines Willens macht die Formveränderung zur „Spannung". D. h.: Spannung ist an sich oder ursprünglich der Name nicht für etwas Empfundenes oder Wahrgenommenes, sondern für ein Gefühl, speciell für das Gefühl der Willensspannung oder des Strebens. Darauf weist auch die „gespannte Aufmerksamkeit", die nichts ist als ein deutlich fühlbares Streben, eine Sache innerlich zu erfassen und festzuhalten.

Von da wird dann aber der Name übertragen auf den objectiven Vorgang oder Thatbestand, insbesondere auf die Formveränderung, an die sich für uns ein solches Streben knüpft, d. h. angesichts deren wir nicht umhin können, uns selbst in solcher Weise strebend zu fühlen. So entstehen die objectiven Spannungen. So entstehen auch die Spannungsempfindungen. Die eigenthümliche Empfindung, die entsteht, wenn ich einen Muskel spanne, trägt diesen Namen, weil ich den Muskel „spanne", d. h. weil ich wollend den Muskelzustand und damit den Empfindungsinhalt in's Dasein rufe und festhalte.

Noch Eines muss zur Ergänzung hinzugefügt werden. Das Streben scheint in der Spannung zweimal enthalten: als Streben und als Widerstreben. Aber dies Beides ist doch wiederum Eines. Und Beides liegt in gewisser Weise in dem Streben. Streben ist Streben gegen einen Widerstand; nicht nur thatsächlich, sondern auch für mein Gefühl. Das Gefühl des Strebens ist, so lange es als solches besteht, d. h. nicht in „Befriedigung" sich löst, zugleich Gefühl des Widerstandes. Beides ist dasselbe Gefühl, nach verschiedenen Seiten hin betrachtet. Widerstand aber ist Widerstehen oder „Widerstreben". So ist auch das Gefühl des Strebens, das die Spannung des Bogens begleitet, zugleich Gefühl eines Widerstandes oder Widerstrebens. Der Bogen übt Widerstand. Dies Gefühl des Widerstandes ist mein Strebungsgefühl, auf das Object, den Bogen, bezogen. Genau das Gleiche gilt von der Spannung des Muskels.

Nebenbei bemerkt ist hier auch der Quell der Spannungen, Spannkräfte, Spannungszustände in der Natur. Ein Stein liege auf einer

Unterlage. Jetzt besteht ein Spannungszustand: Der Stein „strebt“ zur Erde, d. h. er müsste eigentlich fallen. Und dies wiederum heisst: Es besteht in mir auf Grund von ehemaligen Erfahrungen ein Streben oder eine Tendenz, ihn in meinen Gedanken fallen zu lassen. Dass die Tendenz unmittelbar durch den Anblick des Steines mir aufgenöthigt oder dass sie mir unmittelbar in und mit dem wahrgenommenen Stein gegeben ist, dies macht die Tendenz zur Tendenz des Steins. Diese Tendenz bleibt als Tendenz bestehen, d. h. ich kann sie nicht verwirklichen, weil die Unterlage, genauer, weil mein Bewusstsein von ihrem Vorhandensein, wiederum auf Grund der Erfahrung, „widerstrebt“. Damit ist der „Spannungszustand“ gegeben. Er ist der wahrgenommene objective Sachverhalt, in welchem an sich von Streben und Widerstand, also auch von Spannung nichts enthalten ist, zusammen mit meinem Spannungs-, d. h. meinem Strebungs- und dem darin enthaltenen Widerstands-Gefühl.

Dass der Begriff der Spannung von den Empfindungen der Muskelspannung weiterhin auch auf analoge Empfindungen, etwa die der Hautspannung, übertragen wird, begreift sich leicht. Die Empfindung scheint an sich eine ähnliche. Im Uebrigen pflegt sie unter gleichen Voraussetzungen zu entstehen. Freilich kann sie auch, und es kann ebenso die Muskelspannung auf anderem Wege entstehen. Aber dies ist, nachdem einmal der Name aus dem bezeichneten Grunde feststeht, kein Anlass, ihn durch einen anderen zu ersetzen. Der Name ist eben einmal zum Namen für die bestimmt beschaffene Empfindung geworden.

Aus dem hier zuletzt Gesagten ersieht man nun aber zugleich, wie wenig, auch bei den Spannungsempfindungen, die Verwechselung von Gefühl und Empfindungsinhalt entschuldbar ist. Die Erinnerung an die Spannungen, die „auf anderem Wege“, d. h. etwa durch galvanische Reizung zu Stande gebracht werden, müsste genügen, dieser Verwechselung, trotz der in der Regel stattfindenden engen Verbindung, ein für allemal vorzubeugen. In solchen Fällen haben wir ja die Empfindung ohne das Gefühl.

7. Specifische Subjectivität der Körperempfindungen.

Das im Bisherigen über die besondere Beziehung des Gefühles zu Schmerz, Hunger, Spannungen Gesagte genügt nun aber noch nicht, wenn wir uns den Sprachgebrauch, der alle diese Empfindungsinhalte Gefühle nennt, vollkommen verständlich machen wollen. Auch wenn ich im Hunger den Hunger selbst und das begleitende Gefühl scharf scheide, darf ich dem gemeinen Sprachgebrauch zu Folge den Hunger

als Gefühl bezeichnen. Ich darf sagen: Ich fühle Hunger, und fühle zugleich Unlust, Widerstreben, Abwehr dagegen.

Damit kommen wir auf das Wichtigste. Hunger und Schmerz sind specifische Körperempfindungsinhalte. Als solchen eignet ihnen eine specifische Subjectivität, d. h. eine specifische, unmittelbar erlebte Beziehung zu mir oder Zugehörigkeit zu mir.

Farben, so glauben wir, existiren, d. h. sie sind objectiv wirklich, auch wenn sie nicht empfunden werden. Dabei verstehe ich unter einer „Farbe" nicht die der Farbenempfindung zu Grunde liegende physikalische Thatsache, sondern das in der Farbenempfindung unmittelbar Gegebene oder Erlebte. Beim wissenschaftlich Gebildeten corrigirt anderweitige Einsicht jenen Glauben. Abgesehen davon, und in jedem Momente, wo uns diese Einsicht nicht gegenwärtig ist, besteht der fragliche Glaube für Jeden von uns. Indem ich die grüne Farbe der Wand hinter mir, die ich jetzt nicht sehe, vorstelle, und auf den Vorstellungsinhalt meine Aufmerksamkeit richte, habe ich das Bewusstsein: Diese Farbe, dies Grün, existirt da hinter mir, es existirt da als eben das Grün, das ich sehen würde, wenn ich mich umdrehte.

Anders beim Hunger. Den Hunger kann ich nicht als existirend ansehen, es sei denn, dass er empfunden wird. Der Hunger, dies eigenthümliche in der Hungerempfindung unmittelbar Gegebene, ist nur, wenn es empfunden ist. Nun ist jeder Empfindungsinhalt als solcher für mein Bewusstsein subjectiv oder mir zugehörig. Von dieser Subjectivität war oben schon die Rede. Hier können wir kurz sagen: Das Empfundensein ist ein Dasein für mich, als Gegenstand meiner inneren Thätigkeit, z. B. meiner Beobachtung.

Dies nun gilt nicht nur vom Empfundensein, sondern auch von dem blossen Vorgestelltsein. Beim Empfundensein kommt aber noch ein Moment hinzu, das beim blossen Vorgestelltsein fehlt: Das Empfundene steht mir innerlich besonders nahe, es afficirt mich unter im Uebrigen gleichen Umständen stärker, macht einen grösseren Eindruck als das bloss Vorgestellte, vor allem als der blosse Phantasieinhalt. Ich fühle mich intensiver dabei oder fühle mich damit in höherem Grade Eines. Darin liegt ein neues und wesentliches Moment der Subjectivität. Wir wollen es kurz als das Moment der specifischen Gefühlsnähe des Empfundenen bezeichnen.

Fassen wir dies mit dem oben Gesagten zusammen, so ergiebt sich: Der Hunger — und ebenso jeder andere specifische Körperempfindungsinhalt — hat das Eigenthümliche, dass er immer, wenn er existirt, für mich da ist und zwar als Empfundenes, also so, dass ihm zugleich jene specifische Gefühlsnähe eignet. Es liegt in seiner Natur die damit bezeichnete specifische Subjectivität oder diese specifische Weise des Daseins für mich oder des Gebundenseins an mich. Warum

sie in seiner Natur liegt, ist Niemand unbekannt. Was der Hungerempfindung zu Grunde liegt, ist ein Körperzustand, und dieser steht als solcher in unmittelbarer Beziehung zum Gehirn, an dessen Functionen die Empfindungsinhalte gebunden sind. Zwischen die Farbe und das Gesichtsorgan kann ich die Hand halten; oder ich kann das Auge schliessen. Das Organ der Hungerempfindung dagegen kann ich weder schliessen, noch kann ich zwischen dasselbe und den Hunger die Hand halten.

Die hiermit bezeichnete besondere Weise des Gebundenseins der Körperempfindungsinhalte an mich ist aber nicht die einzige. Ich sagte schon, die Körperempfindungsinhalte, die wir Muskelspannungen nennen, gehen nach Aussage unseres Bewusstseins aus unserem Wollen unmittelbar hervor. Dies gilt von allen Elementen der Bewegungs- und Lageempfindungen. Indem wir uns willkürlich bewegen oder in einer Lage verharren, erscheinen uns jedesmal die dadurch bedingten empfundenen Zuständlichkeiten des Körpers als unmittelbarer Ausfluss unseres Wollens.

Zweifach also erscheinen die Körperempfindungsinhalte unmittelbar an mich oder das Ich gebunden. Sie sind einmal s ä m m t l i c h an mich gebunden, in dem Sinne, dass sie nicht da sein können, ohne von mir empfunden zu sein und damit zugleich jene specifische „Gefühlsnähe“ zu besitzen. Sie sind es ausserdem zum T h e i l, sofern sie aus mir, d. h. meinem Streben unmittelbar hervorgehen.

Und daraus ist nun die Thatsache, dass der Sprachgebrauch die Körperempfindungsinhalte auch Gefühle nennt, völlig begreiflich. Im „Gefühl“ liegt für den gemeinen Sprachgebrauch, ebenso wie für uns, das Moment der Subjectivität. Nur dass der Sprachgebrauch diese weiter fasst, d. h. Gefühle nicht nur die Bewusstseinsinhalte nennt, die dem Ich als Merkmale oder Bestimmungen a n g e h ö r e n, sondern auch solche, die in besonderer Weise ihm z u g e h ö r e n oder daran gebunden erscheinen

8. Rückführung von Gefühlen auf Empfindungen. Die Affekte.

Dagegen müssen die im Verlauf unserer Betrachtung vorgebrachten Thatsachen dazu gedient haben, die V e r w e c h s e l u n g der Empfindungsinhalte und der Gefühle immer unverständlicher erscheinen zu lassen. Diese Verwechselung haben wir bisher wesentlich von einer Seite betrachtet: Man nennt Empfindungsinhalte Gefühle und wirft sie mit wirklichen Gefühlen zusammen: man redet von körperlichen Gefühlen und meint Körperempfindungsinhalte.

Diese Verwechselung nun weist man vielleicht weit von sich ab. Man sehe wohl die Gefühle. Diese Gefühle aber seien auf Empfindungsinhalte zurückzuführen, seien zu denken als Complexe oder Verschmelzungsproducte von solchen.

Damit ist ein Standpunkt gegeben, der die bisher bekämpfte Verwechselung in gewisser Weise umkehrt. Dieser Standpunkt scheint jetzt Manchem fast selbstverständlich. Er entspricht einer jetzt herrschenden, wir dürfen getrost sagen, einer Modedenkrichtung.

Unpsychologischer Sinn hat die Forderung einer fälschlich sogenannten „objectiven Methode“ in der Psychologie aufgebracht. Auch in dieser „objectiven“ Methode liegt eine Begriffsverwechslung. Zweifellos soll die Methode jeder Wissenschaft objectiv sein; d. h. jede Wissenschaft soll die für sie in Betracht kommenden Thatsachen so nehmen wie sie sind; unbeirrt durch Vorurtheile, unbeeinflusst von „Forderungen“, die nicht durch die Thatsachen selbst gestellt sind, ungehemmt von anderswoher mitgebrachten Denkneigungen. Nun sind die dem Psychologen einzig unmittelbar gegebenen Thatsachen die Thatsachen seines eigenen Bewusstseins oder seine eigenen Bewusstseinserlebnisse. Also besteht die psychologische Objectivität zunächst darin, dass diese Thatsachen absolut ungetrübt zu ihrem Rechte kommen. Sie müssen überall Ausgangspunkt und letzte Instanz sein.

Aber dieser Objectivität stellt man nun eine andere gegenüber, die davon das volle Gegentheil ist. Das „Objective“, d. h. das Aeussere, das draussen Liegende, das vom Bewusstsein des Psychologen unabhängig Bestehende, das Körperliche, Physische oder Physiologische soll der Ausgangspunkt der psychologischen Betrachtung sein. Man wendet sich an die wirklichen oder angeblichen Aeusserungen des Bewusstseinslebens, an die Begleit- und Folgeerscheinungen. Man sieht nicht, dass man, ehe davon die Rede sein kann, erst zeigen muss, dass und wie fern die fraglichen Begleiterscheinungen diesen Namen verdienen, und wovon eigentlich, d. h. von welchen Momenten des Bewusstseinslebens, sie Aeusserungen, Begleit- oder Folgeerscheinungen sind oder sein sollen. Und man sieht nicht oder giebt sich den Anschein, nicht zu sehen, dass man dies nicht zeigen, dass man von den Beziehungen des Bewusstseinslebens zu diesem Physischen oder Physiologischen keinerlei „objective“ Kenntniss gewinnen kann, es sei denn, dass man zuerst vom Bewusstseinsleben selbst, nämlich von dem eigenen Bewusstseinsleben, da dies doch nun einmal einzig und allein unmittelbar beobachtbar ist, ein vollkommen klares Bild gewonnen hat. So schafft man sich eine „objective“ Methode, die von Objectivität oft gar weit entfernt ist. Man erspart sich die erste und wichtigste psychologische Arbeit, die freilich zugleich die schwierigste ist, und gewinnt eine Psychologie, welche die mitgebrachten Vorurtheile aufs Herrlichste bestätigt.

Eine Folgeerscheinung dieser Denkneigung ist nun auch der jetzt viele Köpfe verwirrende Kultus der Körperempfindungen, vor allem der spezifischen Körperempfindungen, die man auch wohl unter dem Namen der Organempfindungen zusammenfasst. Kein Wunder: Sie stehen als Empfindungen, und noch spezieller als Körperempfindungen, dem „Objectiven", d. h. dem Körperlichen, näher als andere psychische Vorgänge. Man macht jetzt Miene, jede psychologische Frage zu lösen durch die eintönige Berufung auf „Organempfindungen".

So haben die Phänomene des Wollens und der Aufmerksamkeit es sich gefallen lassen müssen, in Organempfindungen aufgelöst zu werden. Was die Affekte charakterisirt, sollen Organempfindungen sein. Der ästhetische Genuss, so wird versichert, bestehe in Organempfindungen. Schliesslich wird wissenschaftliches Erkennen und sittliches Bewusstsein es sich gefallen lassen müssen, den gleichen Weg zu gehen.

Dies alles nun ist völlig konsequent, wenn Gefühle Organempfindungen sind. Wir würden keinen Anlass haben, von einem Wollen oder von Aufmerksamkeit überhaupt zu reden, ohne das unmittelbar erlebte Willens- und Aufmerksamkeits-Gefühl. Und die Affekte sind zunächst charakterisirt durch das Gefühl. Der ästhetische Genuss gar ist ein Gefühl. Und Erkenntniss und sittliches Bewusstsein sind unmittelbar erlebte Weisen, wie ich, nämlich das im Gefühl gegebene Ich, zu gegenständlichen Bewusstseinsinhalten mich verhalte. So begegnen wir überall im psychischen Leben Gefühlen.

Erwähnen wir nun zunächst die einzige Thatsache, die man mit einem Schein von Recht für die Rückführbarkeit der Gefühle auf Organempfindungen ins Feld führen konnte. Affekte, also auch die sie charakterisirenden Gefühle, lassen sich durch Einwirkung auf den Körper, etwa durch Narcotica, künstlich erzeugen. Man scheint zu schliessen: Was hier erzeugt wird, sind Körperempfindungen. Also sind Affekte Körperempfindungen.

Aber dies ist denn doch eine gar sonderbare Weise des Argumentirens. Gesetzt, Affekte sind nicht Körperempfindungen, was sind sie dann? Oder fragen wir gleich: Was sind sie für uns? Wir antworten: Affekte sind für uns, was sie für jedermann sind, der nicht durch „Psychologie" verdorben ist. Affekte sind — Affekte, mit einem deutschen Worte Gemütsbewegungen, d. h. Weisen des Ablaufes des psychischen Geschehens. Sie sind eigenartig charakterisirte Weisen dieses Ablaufes.

Und was sind die sie begleitenden Gefühle? Was sind Gefühle überhaupt? Sehr allgemein gesagt: Bewusstseinssymptome von der Weise, wie sich die Psyche, die Persönlichkeit, das psychische Individuum, zu dem was es erlebt, was ihm zu Theil wird, was in ihm vorgeht, verhält, stellt, wie es darin sich bethätigt, davon affizirt wird, dagegen reagirt.

Oder von der Seite der psychischen Vorgänge aus betrachtet: Gefühle sind das im Bewusstsein unmittelbar gegebene Symptom von der Art, wie sich die psychischen Vorgänge und Zusammenhänge von solchen verhalten zur Psyche, zu ihrem überall gleichen oder von Individuum zu Individuum wechselnden Wesen, zu Anlagen, Temperament und Naturell, zu den ursprünglich gegebenen oder erworbenen Neigungen oder Bethätigungsrichtungen, zu den dauernden oder vorübergehenden Verfassungen, Zuständlichkeiten, Disponirtheiten, Gewohnheiten. Sie sind etwa, in einem gegebenen Falle, die Symptome dafür, dass ein Vorgang, oder Zusammenhang von solchen, einer natürlichen Bethätigungsrichtung des psychischen Individuums gemäss ist, damit übereinstimmt, dadurch begünstigt wird, oder das Gegentheil.

— Wer der Anschauung des physiologischen Materialismus huldigt, den bitte ich, im Vorstehenden statt Psyche, Individuum, Persönlichkeit jedesmal zu setzen: Gehirn oder Grossgehirnrinde. Damit verwandeln sich für ihn zugleich die „psychischen Vorgänge“ in mechanische Gehirnprozesse —.

Im Obigen nun ist das Wesen des Affektes, wenn auch allgemein, so doch vollständig bezeichnet. Affekte, so sagten wir, sind eigenartige Weisen des Ablaufs des psychischen Geschehens. Sie sind ein eigenartiges psychisches Gesammtgeschehen. Nach dem eben Gesagten ist damit das begleitende, eigenartige Gefühl ohne weiteres gegeben.

Und welche Rolle spielen nun hier jene äusseren Einwirkungen, durch welche Affekte künstlich hervorgebracht werden? Sie erzeugen Organempfindungen. Zweifellos. Aber sie erzeugen zunächst einen psychischen, oder wenn man lieber will, „centralen“ Gesammtzustand und modificiren damit zugleich den Gesammtcharakter des psychischen Geschehens. Jedermann weiss, dass der Berauschte psychisch ein anderer ist, als der Nüchterne. Seine im Ganzen herabgeminderte und für Einzelnes oder für den Moment gesteigerte geistige Fähigkeit, seine Willenlosigkeit und die blinde Raschheit seiner Willensregungen, seine Stumpfheit und seine erhöhte Eindrucksfähigkeit für das jetzt gerade in seine Stimmung Passende oder in besonders eindrucksvoller Weise ihm nahe Gebrachte, dies alles weist hin auf eine andere Persönlichkeit, d. h. eine modificirte Gesammtverfassung derselben. Und so gibt es schliesslich überhaupt keinen körperlichen Gesammtzustand, der nicht irgendwie in die Psyche oder das „Centrum“ hineinwirkte und die Persönlichkeit alterirte. Ich bin psychisch im Ganzen ein anderer, auch schon wenn ich satt, als wenn ich hungrig, wenn ich ausgeruht, als wenn ich ermüdet bin.

Verhält es sich nun aber so, dann ist es kein Wunder, wenn besonders eingreifende Veränderungen meines physischen Gesammtzustandes, wie sie bei den künstlich erzeugten Affekten stattfinden,

auch besonders eingreifende Veränderungen des psychischen Gesammtzustandes bedingen. Mögen dabei diese oder jene Organempfindungen entstehen. Das zunächst Feststehende ist doch die veränderte psychische Gesammtverfassung.

Und in der dadurch bedingten eigenartigen Weise des psychischen Geschehens oder seines Ablaufes nun haben wir ohne weiteres den Affekt. Und in der besonderen Weise, wie diese eigenartige Weise des psychischen Geschehens zum Ganzen der Psyche sich stellt oder sie affizirt, haben wir zugleich unmittelbar den Grund des Gefühls oder des Gefühlsverlaufes, wodurch der Affekt für unser Bewusstsein unmittelbar charakterisirt ist.

Aeussere Einwirkungen erzeugen also die Affekte und Gefühle, die sie erzeugen, nicht weil sie bestimmte Organempfindungen hervorrufen, sondern weil sie, kurz gesagt, eine bestimmte Rhythmik oder Ablaufsweise des psychischen Gesammtlebens bedingen. Die Herbeiführung von Affekten und begleitenden Gefühlen durch äussere Einwirkungen ist verständlich, nicht weil Gefühle Organempfindungen sind, sondern weil sie dies nicht sind, ihr wahrer Grund vielmehr in den Beziehungen zu suchen ist, die zwischen psychischen Geschehnissen und der Zuständlichkeit der Psyche obwalten, oder weil Gefühle die unmittelbar erlebte Antwort sind auf die Frage, was ein psychisches Geschehen und die Weise seines Ablaufes für die Psyche bedeuten.

9. Unabhängigkeit der Gefühle von Körperempfindungen.

Im Uebrigen müssen wir in der Theorie, die Gefühle auf Organempfindungen zurückführt, noch verschiedene Möglichkeiten unterscheiden. Gefühle sollen, so sagte ich, „Komplexe“ oder „Verschmelzungsprodukte“ aus solchen Empfindungen sein. Dies Beides ist nicht Dasselbe. Verschmelzen Töne zu Klängen, so tritt fürs Bewusstsein an die Stelle der Töne das Neue, das wir Klang nennen. Gesetzt, Körperempfindungen verschmölzen in diesem Sinne zu Gefühlen, so wäre also immerhin das Gefühl ein Neues. Es fragte sich dann nur noch, ob jene Erklärung für das Dasein dieses Neuen zutreffe.

Freilich aber sind Klänge im Vergleich mit Tönen nur etwas relativ Neues. Sie sind auch wiederum etwas den Tönen Gleichartiges. Klänge tönen oder klingen ebensogut wie Töne, nur in anderer Weise. Demnach könnten auch Körperempfindungsinhalte nur „verschmelzen“ zu etwas Gleichartigem, zu einer für das Bewusstsein unterschiedslosen Gesammtkörperempfindung; nicht zu etwas damit vollkommen Unvergleichbarem. Und ein solches sind nun einmal die Gefühle, mögen

sie Gefühle der Lust oder der Unlust, oder Gefühl der Gewissheit oder Gefühl der Bekanntheit oder wie sonst immer heissen. Zu diesem ganz und gar Neuen können Körperempfindungen so wenig verschmelzen, als etwa Töne zu Farben oder Farben zu Gerüchen verschmelzen.

Indessen offenbar darf der Begriff der Verschmelzung hier nicht allzu scharf genommen werden. Verschmelzung ist ja leider vielfach ein Name für Allerlei. Mit der fraglichen Verschmelzung wird gemeint sein irgendwelche irgendwie zu denkende mehr oder weniger innige Verbindung von gleichzeitigen Körperempfindungen zu einem Ganzen, oder zu einer, verschiedene empfindbare körperliche Zuständlichkeiten, etwa Hunger, Spannungen etc. umfassenden Gesammtempfindung. Damit wäre der Unterschied der beiden Annahmen, dass Gefühle Komplexe, und dass sie Verschmelzungsprodukte von Körperempfindungen seien, aufgehoben. Demgemäss wollen auch wir diesen Unterschied im Folgenden vernachlässigen.

Dann müssen wir sagen: Gefühle sind, wie man auch die körperliche „Gesammtempfindung“ fassen mag, ganz gewiss *keine* solche Gesammtempfindungen. Nehmen wir erst an, Gefühle sollen *die* jeweilige Gesammtkörperempfindung sein, d. h. eine solche, in welche *alle* gegenwärtigen Körperempfindungen als Elemente oder Faktoren eingehen. Dann müsste jede Körperempfindung die Beschaffenheit des Gefühles mit beeinflussen. Und es müsste mit dem Wechsel einzelner Elemente ein Gefühl in sein Gegentheil umschlagen können.

So ist es nun aber nicht. Mag, während ich nachdenke, jetzt diese, jetzt jene Körperempfindung sich einstellen oder verschwinden, ein überzeugender Grund weckt in mir immer das Gefühl der Gewissheit, ein Gegengrund das Gefühl des Zweifels. Es kommt auch nicht vor, dass der Eintritt einer neuen Körperempfindung das Gefühl der Ueberraschung einem neuen Objecte gegenüber in ein Gefühl der Bekanntheit verwandelt. Ebenso ist das Wohlgefallen an einer schönen Linie immer gegeben durch die schöne Linie, das Missfallen an einer hässlichen Form immer durch diese hässliche Form. Gewiss kann mein Körperzustand mich abhalten, der Form mich innerlich so zuzuwenden, wie ich es sonst thäte. Dann schwächt sich das Gefühl des Wohlgefallens oder Missfallens ab. Aber dies hat nichts zu thun mit der Behauptung, der Komplex aller gleichzeitigen Körperempfindungen *sei* das Gefühl. Verhielte es sich so, so müssten qualitativ andere Körperempfindungen unweigerlich ein *qualitativ* verändertes Gefühl ergeben.

So wird man sich denn zunächst bequemen müssen, *bestimmte* Gefühle auf *bestimmte Gruppen* von Körperempfindungen, schliesslich vielleicht auch auf einzelne Körperempfindungen zurückzuführen. Dabei ist natürlich von vornherein darauf zu achten, dass die Körperempfindungen, auf welche ein wirkliches, d. h. ein jetzt *erlebtes*

Gefühl zurückgeführt werden soll, wirkliche d. h. jetzt erlebte Körperempfindungen sein müssen. Sie dürfen nicht etwa bloss vorgestellte Körperempfindungen, genauer gesagt, den Körperempfindungsinhalten entsprechende Vorstellungsinhalte sein. Solche könnten ja natürlich nur mit vorgestellten Gefühlen, etwa mit Erinnerungsbildern gehabter oder erlebter Gefühle in Eines zusammenfallen.

Ebensowenig dürfen an die Stelle der thatsächlichen Körperempfindungen Impulse, etwa an die Stelle der Bewegungsempfindungen Bewegungsimpulse gesetzt werden. Ich erlebe einen Impuls zu einer Bewegung, dies heisst: Ich erlebe es, dass eine Bewegung von mir vorgestellt, und zugleich ein Streben sie auszuführen von mir gefühlt wird. Ein Impuls mag physiologisch sein, was er will, für mein Bewusstsein kann er nie in etwas Anderem bestehen als im Dasein eines Vorgestellten und einem Gefühl des auf die Verwirklichung des Vorgestellten gerichteten Strebens.

Damit ist zunächst gesagt, dass nicht etwa das Gefühl des Strebens auf solche „Impulse“ zurückgeführt werden kann. Dies hiesse das Streben auf sich selbst zurückführen. Ebensowenig aber können andere Gefühle darauf zurückgeführt werden. Ein von dem Gefühl des Strebens verschiedenes Gefühl kann zunächst ganz gewiss nicht mit dem in den „Impulsen“ enthaltenen Gefühl des Strebens identisch sein. Bleibt nur übrig, dass es mit den Vorstellungsinhalten, auf deren Verwirklichung das Streben sich bezieht, identisch gesetzt würde. Dagegen aber gilt das eben Gesagte: Mit einem bloss Vorgestellten kann nur ein vorgestelltes Gefühl in Eines zusammenfallen. Und dazu träte die weitere Sonderbarkeit: Dies vorgestellte Gefühl wäre Gegenstand eines Strebens. Das Gesammtresultat wäre also nicht ein Gefühl, sondern ein Streben nach einem solchen. — Natürlich würde die Sache nicht besser, wenn man die Bewegungsimpulse durch „intendirte“ Bewegungen ersetzen wollte.

In der That ist nun offenbar bei denjenigen, die Gefühle auf Körperempfindungen zurückführen, die Sache in der Regel so gemeint: Sie identificiren bestimmte Gefühle mit bestimmten Körperempfindungen oder Complexen von solchen. Und sie meinen dabei auch meist wirkliche Körperempfindungen.

Sie versichern etwa, wie oben schon angedeutet, das Strebungsgefühl sei ein Complex von Spannungsempfindungen. Einem Andern ist Lust die Empfindung eines „leichten Hautkitzels“ oder ein Complex von Streckungsempfindungen, Unlust ein Complex von Beugungsempfindungen. Das Gefühl der logischen Zustimmung, der Wahrheit, der Gewissheit müsste, nach Analogie solcher Versicherungen, etwa gedacht werden als eine Empfindung des Kopfnickens oder auch des Jasagens, das Gefühl der Verneinung als eine Empfindung des Kopfschüttelns,

das Gefühl des Zweifels als eine Empfindung des Zuckens in den Schultern u. dergl. Man müsste in Consequenz eines Wortes von James sagen: Wir nicken nicht mit dem Kopfe, weil wir einer Behauptung zustimmen, sondern wir stimmen ihr zu, weil wir nicken, u. s. w.

Geben wir uns Mühe, solche Theorien ernst zu nehmen. Dann müssen wir auch hier sagen: Es ist nun einmal thatsächlich nicht so. Eine überzeugende Beweisführung ruft in mir das Gefühl der Zustimmung, der Wahrheit, der Gewissheit hervor, auch wenn ich mich darauf capricire, statt zu nicken, den Kopf zu schütteln. Jenes Gefühl verwandelt sich dadurch nicht etwa in ein Gefühl der Verneinung oder der Unwahrheit. Ebenso gelingt es mir nicht, durch willkürliche Streckbewegungen mein Missfallen an hässlichen Formen, misstönenden Klängen und Zusammenklängen, unharmonischen Farbenverbindungen oder gar an einer niedrigen Handlungsweise in Wohlgefallen zu verwandeln. Und so giebt es schliesslich, soweit ich sehe, unter all den Körperempfindungen oder Complexen von solchen, auf die man bestimmte Gefühle zurückgeführt hat oder zurückführen könnte, keine einzige, die nicht wegfallen oder mit einer entgegengesetzten vertauscht werden könnte. ohne dass die Gefühle, die durch wahrgenommene oder vorgestellte Dinge, gedachte oder erkannte Thatsachen uns aufgenötigt werden, irgendwelche qualitative Veränderung erlitten. Ich kann, wenn mirs beliebt, rasch oder langsam, kurz oder lang athmen, ich kann durch körperliche Bewegung dafür sorgen, dass meine Gefässe sich erweitern, das Blut in die Peripherie strömt, die Pulsfrequenz sich steigert. Niemals wird durch Dergleichen das Schöne für mich hässlich, das Erfreuliche widrig, das Erhabene gemein, das Begehrenswerthe zum Gegenstand des Abscheus oder umgekehrt. Erzeuge ich die fraglichen Körperempfindungen willkürlich, so geschehen sie vielleicht im Widerspruch mit einem fühlbaren Streben oder „Impuls“ zur Erzeugung von Bewegungen, die entgegengesetzte Empfindungen zur Folge haben. Aber dies könnte nach dem, was bereits oben gesagt wurde, für die Vertreter der von uns bekämpften Theorie doch nichts Anderes heissen als: Ich erzeuge ein Gefühl im Widerspruch mit einem fühlbaren Impuls, das entgegengesetzte Gefühl zu haben. Ich wiederhole: Sind Körperempfindungen Gefühle, so sind willkürlich erzeugte Körperempfindungen willkürlich erzeugte Gefühle und Impulse zu Körperempfindungen Impulse zu Gefühlen.

Es ist sehr auffallend, dass unsere Organempfindungspsychologen die soeben angedeuteten einfachen Versuche nicht angestellt zu haben scheinen. Es ist dies eine umso auffallendere Thatsache, als einige unter ihnen sonst von der experimentellen Psychologie oder dem, was sie so nennen, alles Heil für die Psychologie zu erwarten scheinen. Freilich, es geschieht leicht, dass man im Eifer der Erreichung eines Zieles die

nächstliegenden Mittel dazu übersieht. Ich meine, es stünde sehr viel besser um die experimentelle Psychologie, wenn diese Neigung minder stark wäre.

Ich erwähne zur weiteren Kritik noch einmal die vermeintliche Identität des Strebungs- oder Willensgefühls mit Spannungsempfindungen. Schon oben erinnerte ich an die Möglichkeit die Spannungen künstlich zu erzeugen. Dann fehlt das Gefühl des Strebens, das die willkürlich erzeugten, eben weil sie willkürlich erzeugt sind, begleitet. Beide sind also nicht identisch.

Es kann aber auch der entgegengesetzte Fall eintreten: Ich will meinen Arm, etwa den rechten, bewegen oder möchte es. Aber der Arm ist gelähmt. Jetzt besteht das Gefühl des Strebens, aber die Spannungsempfindungen fehlen. Hier sagt man: Aber im anderen, dem linken Arm entstehen Spannungen; und man fügt mit ernster Miene hinzu: Die in diesem linken Arm empfundenen Spannungen, das ist das Gefühl des Strebens den rechten Arm zu bewegen. Aber wenn nun beide Arme gelähmt sind? Nun, dann sind irgendwelche sonstige Spannungen das Gefühl des Strebens den rechten Arm zu bewegen. Man sieht, was daraus sich ergäbe: Sind beliebige Spannungen das Gefühl eines auf ein beliebiges Object oder Geschehen gerichteten Strebens, so ist für mein Bewusstsein jederzeit alles Vorgestellte in gleicher Weise Gegenstand meines Strebens. Irgendwelche Spannungen finden sich ja in meinem Körper jederzeit.

Hiermit ist zugleich wiederum ein Punkt von allgemeiner Bedeutung berührt. Wir hören die Vertreter der Körperempfindungstheorie immer wieder reden von Körperempfindungen, die bei irgend einer Gelegenheit sich einstellen. Wir hören sie das Dasein derselben constatiren oder wenigstens behaupten. Damit aber ist noch wenig gethan. Gefühle sind nicht nur da, sondern sie sind auch auf Objecte bezogen. Genauer gesagt: Indem ich mich irgendwie bestimmt fühle, fühle ich mich zugleich mit dieser Bestimmtheit bezogen auf ein Object. Die ganze gegnerische Theorie bleibt völlig bedeutungslos, wofern sie nicht auch diese Beziehung verständlich macht.

Es steht doch gewiss fest: Die Körperempfindungen, die mit einem auf ein vorgestelltes Object bezogenen Gefühle eine und dieselbe Sache sein sollen, müssen, und zwar für mein Bewusstsein, irgendwie zu dem vorgestellten Objecte hinzugehören. So müssen insbesondere auch die Spannungsempfindungen, die das Gefühl des Strebens, den rechten Arm zu bewegen, ausmachen sollen, unmittelbar als diesem Arm zugehörig erscheinen. Es können nicht beliebige Spannungen, bloss weil sie da sind, dies Gefühl sein. Und am allerwenigsten sind dazu geeignet Spannungen, die bereits mit voller Bestimmtheit einem anderen Theil des Körpers, beispielsweise dem linken Arm zugehörig erscheinen.

Es ist ja aber kein Zweifel, Spannungen des linken Armes, die für mein Bewusstsein da sind — und von solchen allein kann hier die Rede sein — stellen sich auch meinem Bewusstsein als zum linken, und eben damit als nicht zum rechten Arm gehörig mit genügender Bestimmtheit dar.

Gleichartiges gilt rücksichtlich der Identifikation von Aufmerksamkeitsgefühl und Spannungsempfindungen, etwa Empfindungen der Kopfhautspannung oder der Spannung in den Augen. Das Gefühl des Aufmerkens muss nicht, aber es kann ein Gefühl des Strebens sein. Wie dem aber sein mag, in jedem Falle finde oder fühle ich mich nicht aufmerksam überhaupt, sondern aufmerksam auf etwas. Ich frage nun: Wenn ich das Bewusstsein habe, jetzt auf Dies, dann auf Jenes, jetzt auf eine Farbe, dann auf eine Form, dann auf einen Ton zu merken, worin besteht das Bewusstsein meines Bezogenseins jetzt auf Dies, dann auf Jenes?

Ich sagte, die Körperempfindungstheorie müsste das Bewusstsein einer Zugehörigkeit der Körperempfindungen zu den Objecten, auf welche die Gefühle bezogen erscheinen, aufzeigen und verständlich machen. Gesetzt, es wäre eine solche bewusste Zugehörigkeit konstatirt. So wäre die Aufgabe noch nicht erschöpft. Es müsste auch gezeigt werden, worin dieselbe für das Bewusstsein bestehe. Und gesetzt, man machte damit vollen Ernst. Dann würde sich herausstellen, dass in jedem Bewusstsein einer „Zugehörigkeit“ bereits die Beziehung meiner, nämlich des im Gefühl gegebenen Ich, auf die Objecte, die zueinander gehörig erscheinen, enthalten ist.

Es würde sich schliesslich zeigen, dass jedes Bewusstsein eines Bezogenseins überhaupt, mag dies Bezogensein nun Zugehörigkeit oder sonstwie heissen, eine Weise ist der Aufnahme in die „Einheit der Apperception“, d. h. eine Weise der zusammenfassenden Beziehung des Gegenständlichen auf das von ihm unterschiedene Ich, oder umgekehrt gesagt, des zusammenfassenden Bezogenseins meines Ich auf das Gegenständliche, des Zusammenschlusses des Gegenständlichen in einen einzigen Akt dieses Bezogenseins, dass jedes bewusste Bezogensein zwischen Gegenständlichem in solcher Weise durch das Ich hindurchgeht, also ein von ihm unterschiedenes Ich zur nothwendigen Voraussetzung hat. Dies Ich aber ist gegeben im Gefühl.

Dies nun will ich hier nicht genauer erörtern. Ich will mit dem Gesagten nur andeuten, dass die Körperempfindungstheorie, wenn sie statt nur immer von Gefühlen zu reden und Gefühle mit Körperempfindungen zu identificiren, sich auch die Frage gestellt hätte, wie es denn nun mit dem Bezogensein der „Gefühle“ d. h. der Körperempfindungen auf die Objecte der Gefühle sich verhalte, sofort und von allem Uebrigen abgesehen, in nichts hätte zergehen müssen. Ich will andeuten, dass die

fragliche Theorie etwas ernstlicher um die allgemeinsten psychologischen Thatsachen, und speciell um die allgemeinsten Thatsachen des Bewusstseinslebens sich hätte bemühen müssen, dass es für sie mit der oberflächlichen Betrachtung nicht gethan war.

Aber freilich, wir wollen hier gleichfalls an der Oberfläche bleiben. Zur Abweisung der Theorie genügt ja der Hinweis auf Thatsachen, die auch dem auf der Oberfläche bleibenden Blicke einleuchten.

Gehen wir in der Aufzeigung solcher Thatsachen noch weiter. Aufmerksamkeitsgefühl sei ein Complex von Spannungsempfindungen. Wenn ich nun aber auf diese Spannungsempfindungen meine Aufmerksamkeit richte und mir dieses Sachverhaltes bewusst bin, wenn ich also mich auf die Spannungen merkend oder innerlich gerichtet fühle, finde ich dann die Spannungen auf sich selbst gerichtet? Ist das, was für mein Bewusstsein Zweierlei ist und sich gegenübersteht, für mein Bewusstsein auch wiederum Einerlei?

Und wenn ich auf irgendwelche sonstige Körperempfindungen oder Complexe von solchen merke, wenn ich schliesslich mein ganzes körperliches Gesammtbefinden mir vergegenwärtige, wenn ich daran Lust oder Unlust fühle, wenn ich den Wunsch verspüre, dass es nicht so sei, wie es ist, wenn ich es erlebe als etwas unabhängig von mir oder meinem Bewusstsein Existirendes, ist dann das Gefühl, das ich angesichts des Complexes von Körperempfindungsinhalten habe, eben dieser Complex von Körperempfindungsinhalten?

Und endlich, die entgegengesetzte Möglichkeit: Wenn ich auf die Körperempfindungen und den ganzen Complex derselben, auf mein einheitliches körperliches Gesammtbefinden nicht achte? Dann können die Gefühle erst recht da sein. Ich gebe mich irgend einem Gedankenzusammenhange ganz und gar hin. Ich lebe ganz darin, gehe darin völlig auf. Dabei fühle ich mich fortstrebend von Gedanken zu Gedanken, fühle mich bejahend und verneinend, zweifelnd und gewiss. Ich fühle mich befriedigt bei jeder Annäherung an das Ziel. Ich fühle mich beglückt, wenn ich das Ergebniss gewonnen habe, das ich suche. Ich fühle mich aufs Stärkste in Anspruch genommen, im höchsten Maasse interessirt. Kurz, ich habe das lebhafteste Gefühl: ich erlebe in diesem Gefühl mich selbst aufs Intensivste.

Und nun nehmen wir an, diese Gedanken haben mit Körperempfindungen gar nichts zu thun. Sie beziehen sich in keiner Weise darauf. Dann ist der Complex meiner Körperempfindungen für mein Bewusstsein gar nicht da. Die Zuwendung zu meinen Gedanken ist die Abwendung von ihnen. Die Concentration auf jene schliesst diese aus meinem Bewusstsein aus. Auch heftige Körperempfindungen, Kopfschmerz, Hunger sind für mein Bewusstsein ausgelöscht. Dann müssen

erst recht die minder aufdringlichen, die Spannungen der Muskeln u. dgl. dem Bewusstsein entrückt sein. Und eben diese ausschliessliche Concentration auf jenen Gedankenzusammenhang macht, dass ich jene intensiven Gefühle erlebe.

So wenig sind Gefühle Körperempfindungen. Vielleicht meint man, ich habe in solchen Fällen von den Körperempfindungen immerhin ein dunkles Bewusstsein. Auch dann bleibt jener Widerspruch bestehen. Die Gefühle sind mir nicht dunkel bewusst.

10. Ichgefühl und Körper-Ich.

Gefühle, so sagte ich, sind Ichgefühle. Der Komplex von Körperempfindungsinhalten macht den unmittelbar gegebenen Körper aus. Indem wir die Gefühle den Körperempfindungsinhalten als etwas Anderes gegenüber stellten, haben wir demnach zugleich den Körper diesem Ich gegenüber gestellt. Wir erkannten das Gefühls-Ich als das ursprüngliche Ich. Also kann im Körper nicht das ursprüngliche Ich gegeben sein.

Damit kommen wir speciell auf die Ichfrage zurück. Eben dies, dass der Körper das ursprüngliche Ich sei, wird von Einigen mit Bestimmtheit behauptet. Darauf wollen wir zunächst mit einigen Worten noch besonders eingehen. Wir sahen schon Eingangs: Wir nennen allerdings auch den Körper Ich. Der Sprachgebrauch erlaubt mir nicht nur, wie oben betont, dass ich sage: Ich fühle Hunger. Ich darf auch sagen: Ich fühle mich hungrig; genau so wie ich sage, ich fühle mich heiter oder gekränkt oder einer Sache gewiss. Das hierin liegende Ich nun, so wird gesagt, sei das ursprüngliche, oder mache den letzten Kern des Ichbewusstseins überhaupt aus. Ich, das heisse ursprünglich: Dieser Complex von Hunger, Durst, Muskel-, Sehnen- und Gelenkempfindung u. s. w.

Ich frage hier zunächst: Welcher Körper ist das „Ich", da es doch viele Körper giebt. Die nächste Antwort, die zugleich die richtige wäre, würde lauten: Nun, mein Körper, d. h. der Körper, der „mir" zugehört und den ich als „mir" zugehörig unmittelbar erlebe. Dann dreht sich die Erklärung im Kreise.

Vielleicht meint man dieser Kreisbewegung zu entgehen, indem man sagt: „Mein Körper", das ist der unmittelbar erlebte Körper oder der unmittelbar erlebte Complex von Körperempfindungen. Hunger, Durst, Muskelspannungen etc. kann ich erleben, d. h. empfinden lediglich in diesem Körper, oder als Elemente dieses Empfindungscomplexes. Dadurch ist dieser Komplex vor jedem anderen ausgezeichnet.

Dies ist richtig. Aber nun entsteht die Frage: Was wiederum zeichnet diese Erlebnisse vor anderen, die im selben Sinne Erlebnisse sind, etwa vor den jetzt gesehenen Farben oder den jetzt gehörten Tönen aus. Was macht, dass nur sie, und nicht ebenso diese letzteren, Elemente des Ich sind? Worin liegt dieser Ichcharakter oder diese spezifische Subjectivität? Ist dieselbe unmittelbar mit der Qualität der Körperempfindungsinhalte gegeben?

Dies kann nicht sein. Die Wärme gehört bald zum Ich, bald zum Nichtich. Bald bin „ich" warm, gerade so wie ich hungrig bin, bald ist der Ofen warm. Und doch ist dies beidemale dieselbe Wärme. Sie ist meine Wärme, wenn sie zu „meinem" Körper gehört. Aber die Frage lautet ja: Was macht, dass dieser Körper zum Ich in der besonderen Beziehung steht, die durch das Wort „mein" bezeichnet ist?

Einige antworten, indem sie auf die Konstanz oder Permanenz der Körperempfindungen hinweisen. Dies kann gewiss nicht heissen, diese Empfindungen erfreuen sich einer besonderen Unveränderlichkeit. Soviel ich sehe, sind sie das Veränderlichste, das wir kennen. Ich empfinde jetzt diese, jetzt jene Spannung, der Hunger weicht der Sättigung u. s. w. Sondern nur dies kann gemeint sein, dass irgendwelche Körperempfindungen immer da sind, dass es für uns eine nie fehlende, obzwar in ihrer Beschaffenheit beständig wechselnde Gesammtkörperempfindung gibt.

Aber haben wir nicht auch immer Gesichtseindrücke? Das Auge sei geschlossen, dann habe ich doch vor mir unvermeidlich das graue vom Lichtnebel erfüllte Sehfeld. Warum sehe ich darin nicht „mich": warum bin nicht „ich" grau oder das Sehfeld?

Zudem, ein konstanter oder permanenter Empfindungskomplex ist, solange nichts hinzutritt, nichts Anderes als eben ein konstanter oder permanenter Empfindungskomplex. Konstanz und Permanenz sind aber nicht etwa an sich Subjectivität oder Ichheit. Sie finden sich überall in den Gegenständen unseres Bewusstseins in höherem oder niederem Grade. Dies heisst doch nicht, dass diese Gegenstände unseres Bewusstseins jedesmal in entsprechendem Grade „Ich" seien, etwa der Sternenhimmel mehr als die Wolken. Ichheit hat überhaupt keine Grade.

Endlich, die fragliche Konstanz oder Permanenz ist von vornherein für die Ichfrage bedeutungslos, wenn sie nicht Konstanz oder Permanenz für mein Bewusstsein ist. Anlass für den Hinweis auf diese sogenannte Konstanz und Permanenz war doch zweifellos der Umstand, dass das unmittelbar erlebte Ich für unser Bewusstsein jederzeit da ist. Dann muss auch der Komplex von Körperempfindungen, in welchem wir das unmittelbar erlebte Ich haben sollen, jederzeit für unser Bewusstsein dasein. Und es muss zugleich die Eindringlichkeit des Ichbewusstseins oder die Intensität des Selbstgefühles mit der Eindringlichkeit des Körper-

bewusstseins Hand in Hand gehen. Wir sahen aber oben, wie wenig dies der Fall ist.

Im übrigen widerspricht die Identifizirung des Körpers mit dem unmittelbar erlebten Ich der Natur dieses Körpers und dieses Ich. Der Körper ist ein Ding unter anderen Dingen, ein Stück der Welt der sinnlichen Wahrnehmung, der gegenüber ich das Bewusstsein habe, dass „ich“ sie wahrnehme, dass „ich“ in ihr lebe, dass sie „mich“ umgiebt. Kurz, der Körper gehört zur Peripherie meines Bewusstseinslebens. Dagegen ist das Ich der Mittelpunkt desselben. Es ist aber unmöglich, dass der Mittelpunkt mit der Peripherie oder einem Theile derselben zusammenfalle.

Und es ist ebenso unmöglich, dass das absolut einheitliche Ich zusammenfalle mit dem Nebeneinander meines Körpers. Das unmittelbar erlebte Ich aber ist ein absolut Einheitliches; vielmehr es ist das absolut Einheitliche. Und der Körper ist ein Nebeneinander von Teilen, der Komplex von Empfindungsinhalten, in welchem das Wahrnehmungsbild des Körpers besteht, ist ein Nebeneinander von Empfindungsinhalten. Gewiss bilden diese für mich eine Einheit; aber nur, wenn ich sie zur Einheit zusammenfasse. Das Bewusstsein der Einheit des Körpers oder der Empfindungsinhalte ist nichts, als das Bewusstsein, dass ich das Mannigfaltige dieser Inhalte zur Einheit zusammenfasse und der Erfahrung zufolge zur Einheit zusammenfassen muss. Die Einheit der Körperempfindungsinhalte, die Zugehörigkeit zu einem einheitlichen „Komplex“, setzt also das Ich bereits voraus. Ohne dies sind die fraglichen Inhalte eine Vielheit: Hier eine Spannung, dort ein Druck, wiederum an einer anderen Stelle ein Schmerz u. s. w.

Und es geht auch nicht an, zwei Mittelpunkte des Bewusstseinslebens zu statuiren. Diejenigen, gegen die ich hier streite, sehen, wie ich schon sagte, mindestens in zwei Arten von Gefühlen, nämlich in den Gefühlen der Lust und Unlust, wirkliche Gefühle. Und die meisten sehen in diesen Gefühlen eigenartige, auf nichts sonst zurückführbare Bewusstseinsinhalte. Damit nun haben sie ein „Ich“ unweigerlich anerkannt, nämlich eben dasjenige, das ich in Lust und Unlust unmittelbar fühle, finde, habe.

Ist aber dies in Lust und Unlust enthaltene Ich einmal gegeben, dann ist kein Platz mehr für ein anderes Ich, insbesondere für ein Ich das mir, gleich unmittelbar, im Körper gegeben wäre. Ich wiederhole: Ich fühle mich jederzeit nur einmal.

Und es geht am wenigsten an, in meinem Bewusstseinsleben einen Mittelpunkt zu statuiren, und daneben einen Komplex, der die Rolle des Mittelpunktes noch einmal spielte, ein einfaches, nirgendwo befindiches, allen Raumbegriffen fremdes, und daneben ein an dieser bestimmten Stelle der räumlichen Welt befindliches und selbst räumlich ausgebreitetes und in eine räumliche Vielheit auseinandergehendes Ich.

11. Ursprung des Körper-Ich.

Aber nun fragt es sich, wie komme ich trotz alledem dazu, meinen Körper auch als Ich zu bezeichnen. Erinnern wir uns hier gleich wiederum, dass wir diese Ehre nicht nur dem Körper erweisen; dass ich in Sätzen, wie „Ich bin bestaubt“, auch die Kleidung mit dem Namen „Ich“ beehre. Nicht die im Schranke hängende, sondern diejenige, mit der ich jetzt bekleidet bin. Natürlich thue ich dies, weil die Kleidung zu mir gehört. Dann besteht die Vermuthung, dass ich den Körper aus gleichem Grunde als Ich bezeichne. Oder genauer: Der Körper wird Ich heissen, weil er zu mir, die Kleidung, weil sie zum Körper, und dadurch zu mir „gehört“.

Und wiefern nun Jenes der Fall ist, haben wir gesehen. Ich erinnere an die besondere Subjectivität der spezifischen Körperempfindungsinhalte.

Hier müssen wir aber die beiden Faktoren dieser besonderen Subjectivität unterscheiden. Der eine war dieser: Die Inhalte der spezifischen Körperempfindungen, Hunger, Spannung, Wärme des Körpers, Druck auf die Körperoberfläche, existiren nicht, ohne empfunden zu werden und damit zugleich in der entsprechenden spezifischen Gefühlsnähe sich zu befinden.

Dieser Sachverhalt hat zwei Seiten. Das in solchen Empfindungen Gegebene kann sich, falls es überhaupt existirt, der apperceptiven Macht nicht entziehen, die ich allem Empfundenen, wie überhaupt allen Bewusstseinsinhalten gegenüber habe. Und andererseits: Ich kann mich, wenn das in solchen Empfindungen Gegebene einmal existirt, seiner Macht, d. h. der Macht, die es als Empfundenes auf mich und mein Gefühl ausübt, nicht entziehen. Die Wärme meines Körpers etwa ist, solange sie besteht, in solcher Weise einmal an mich gebunden, zum anderen bin aber auch ich an diese Wärme gebunden. Sie wird mich, aber auch ich werde sie nicht „los“.

Anders beim zweiten Faktor: Bestimmte Körperempfindungsinhalte, oder gewisse empfindbare Zuständlichkeiten des Körpers, nämlich die bei willkürlichen Bewegungen und willkürlich eingenommenen Lagen sich ergebenden, sind in jedem Sinne — obzwar auch nicht schrankenlos — meiner Macht unterworfen. Wir dürfen hinzufügen: Ist der Körper einmal für uns zu einem einheitlichen Ding geworden, so ist diese meine Macht über jene Zuständlichkeiten zugleich eine Macht über den Körper, nämlich in Hinsicht dieser Zuständlichkeiten, sie ist eine relative Macht über den Gesammtkörper. Diese Macht nun hat nicht jene Kehrseite; d. h. sie ist nicht zugleich ein Gebundensein meiner an diese Zuständlichkeiten oder durch dieselben.

Es fragt sich nun: Was eigentlich macht, dass ich meinen Körper „Ich“ nenne? Mein Gebundensein an ihn, insbesondere jene unvermeidliche spezifische Gefühlsnähe oder meine Macht über den Körper? Beides macht den Körper spezifisch subjectiv. Beides knüpft ihn an mich und macht ihn zu „meinem“ Körper. Aber nicht um meinen Körper, sondern um das Körper-Ich handelt es sich hier. — Wie man sieht, hat diese Frage auch Geltung für das Kleider-Ich: Wenn ich die Kleidung „Ich“ nenne, liegt dies daran, dass ich an sie gebunden bin, oder dass sie an mich gebunden ist, d. h. insbesondere, dass sie den Körperbewegungen, also meinem Willen, folgt und nothwendig folgt?

Hier nun müssen wir von vornherein sagen: Wie aus meinem Gebundensein an den Körper eine Identifikation von Körper und Ich, oder eine gedankliche Hineinnahme des Körpers in das Ich sich ergeben sollte, ist in keiner Weise einzusehen. Soweit dieser Sachverhalt besteht, tritt ja der Körper vielmehr deutlich mir gegenüber. Er verfolgt mich, mitunter freundlich, aber oft genug, so in allen körperlichen Schmerzen, auch feindlich. Gesetzt, etwas Anderes als mein Körper verfolge mich, nicht so unvermeidlich, wie der Körper — denn dies ist unmöglich — aber immerhin mit möglichster Hartnäckigkeit. Ein Mensch sitze mir nach Möglichkeit auf dem Nacken. Dann wird derselbe gewiss in besonderem Sinn „mein“. Er wird, wenn er mir Uebles thut, mein Feind, und erscheint mir in dieser Eigenschaft als etwas mir spezifisch Zugehöriges. Aber er ist eben damit besonders weit davon entfernt „Ich“ zu sein.

Dagegen sehen wir recht wohl ein, wie aus meiner Macht über den Körper jene Erweiterung des Ichbegriffes sich ergeben kann, und muss. Das „Mein“, von dem ich soeben redete, ist ein passives, das ich nur erleide, vielleicht nothgedrungen über mich ergehen lasse. Ihm nun steht gegenüber das aktive „Mein“, in welchem ich mich thätig, bedingend, frei erzeugend weiss. In diesem Sinne „mein“ ist der Körper, den ich beherrsche. Und wie nun dieser zum Ich werden kann, dies sehen wir leicht, wenn wir auch hier an die Stelle des Körpers Dinge oder Personen ausserhalb des Körpers setzen.

Indem wir dies thun, gelangen wir zugleich dazu, dasjenige, was im Eingange dieser Untersuchung über die Mehrheit der „Iche“ gesagt worden ist, noch zu ergänzen. Ich identifizire, vom unmittelbaren Gefühls-Ich und vom „realen Ich“ abgesehen, nicht nur den Körper und die Kleidung mit mir. Ich sage auch: Ich baue ein Haus, wenn ich dabei keinen Finger rühre. Der es baut, das ist mein Baumeister. Und auch dieser baut es nicht eigentlich. Die Arbeiter bauen es. Aber der Baumeister baut es auf mein Geheiss. Darum eben ist er „mein“ Baumeister. Und die Arbeiter bauen es auf sein und damit indirect auf mein Geheiss. Darum sind sie seine und indirect meine Arbeiter.

Hier identifizire ich also nicht mehr meinen Körper, sondern ausserhalb desselben befindliche Personen mit „mir“. Ich identifizire mit mir den Baumeister und weiter die Arbeiter. Ich sage „Ich“ und meine sie. Hier aber sieht man deutlich, wie dies zugeht. Ihr Bauen geht aus mir, nämlich meinem Wollen hervor. Insofern ist es zugleich mein Bauen. Ihr Bauen ist mein Bauen, also sind sie Ich. Ich baue durch sie. Meine Thätigkeit schliesst die ihrige in sich; Ich, d. h. mein Wollen wirkt in ihnen.

Dies geht noch weiter. Ludwig XIV. sagt, und andere denken es — und die Thatsachen geben ihnen dazu ein Recht —: L'état c'est moi. Was der „Staat“ thut, das thun sie. Im „Staat“ wirken sie, ihr Wille oder — ihre Laune.

Auch ein ausserhalb meines Körpers liegendes materielles Ding identifizire ich mit mir. Der Stock, den ich in der Hand halte, berührt die Wand. Aber dass er dies thut, entstammt meinem Wollen. So sage ich: Ich berühre die Wand. Hier ist also der Stock „Ich“.

Und jetzt braucht auch nicht mehr gesagt zu werden, was den Körper zum Ich macht. Näher als der Stock steht mir der Körper. In dem, was er thut, fühle ich unmittelbar mich thätig. Der Körper bewegt sich, aber darin bin ich, und zwar völlig unmittelbar der Bewegende, d. h. die Bewegung entstammt unmittelbar meinem Wollen. Die Hand fasst den Stock; letzten Endes aber bin ich der Fassende. Also ist die Hand ein Stück von mir. Ich wirke auf die umgebende Welt durch meinen Körper. Aber als das in ihm Wirksame fühle ich mich.

Immerhin ist ein Unterschied zwischen dem Körper-Ich und dem Ich, das im Baumeister und den Bauarbeitern wirkt, und ebenso zwischen dem Körper-Ich und dem Ich, das im Stock wirkt. Ich sagte schon, der Körper ist mir unmittelbar nahe.

Hier nun ist der Punkt, wo doch auch jener andere der beiden oben unterschiedenen Faktoren, von denen ich sagte, dass sie gemeinsam meinen Körper zu „meinem“ Körper machen, nämlich das Gebundensein des unmittelbar erlebten Ich an den Körper, bedeutsam wird. Dabei halte man fest, dass es sich hier nicht um physikalische oder physiologische Thatsachen, sondern allein um Thatsachen unseres Bewusstseins handelt. Der Stock kann existiren, ohne für mich, insbesondere als wahrgenommener, da zu sein. Es liegt also auch nicht in seiner Natur, ein unmittelbar und unvermeidlich gegenwärtiges Object meines Willens zu sein. Dagegen liegt dies in der Natur meines Körpers. Da giebt es keine dazwischen tretende Bedingung. Der unvermeidlich und unmittelbar mir gegenwärtige Körper wirkt, und in ihm finde ich unmittelbar mich wirkend.

Alle Ichheit eines Realen ausser mir, so sehen wir also, weist hin auf einen und denselben Ausgangspunkt, nämlich auf das von mir unmittelbar erlebte Wollen. In diesem Wollen also, wenn man will, im „Willen", haben wir das letzte Ich, das Ur-Ich. Ebenso aber, wie wollend, erleben wir uns lustgestimmt, gekränkt, einer Sache gewiss u. s. w. Das Gefühls-Ich überhaupt also ist das Ur-Ich, oder macht überall den letzten und eigentlichen Sinn des Wortes Ich aus.

Man ermesse jetzt etwa den Werth jenes Einfalles eines Gehirnanatomen, der in den Centralwindungen der Grosshirnrinde die Körperempfindungssphäre findet, und nun meint, hier also sässe das Ich oder das ursprüngliche Ichbewusstsein, und der zugleich, wie zur Bestätigung, hinzufügt, das Ich sei ja der „Centralpunkt" des Bewusstseinlebens. Solche Gedankenlosigkeiten ergeben sich, wenn derjenige, der das Bewusstseinsleben mit dem Physischen in Beziehung bringen will, nicht zunächst mit der Betrachtung des Bewusstseinslebens vollen Ernst macht.

12. Das „reale Ich".

Wenden wir uns jetzt endlich auch noch zu dem „realen Ich", das wir dem unmittelbar gefühlten Ich zu Grunde legen. Es ist das Wesen, das in den psychischen Erscheinungen sich bethätigt oder sein Dasein kund giebt. Es ist das Empfindende, Vorstellende, Fühlende, Wollende, im Sinne des realen Substrates der als Empfindung, Vorstellung, Fühlen, Wollen bezeichneten psychischen Thatbestände oder Vorgänge. Es ist mit einem Worte die Psyche.

Einige Psychologen wollen verbieten, dass man in der Psychologie von einem realen Ich, einer Psyche, einem Substrat der psychischen Erscheinungen rede: Sie wittern das irgendwo im Gehirn sitzende immaterielle Seelending. Davon nun ist hier keine Rede. Das reale Ich ist — das reale Ich, gleichgiltig wie man sein „Wesen" näher bestimmen mag. Mit einem solchen realen Ich aber, mit einem Substrat der Bewusstseinserscheinungen, operirt die Psychologie überall und jederzeit. Kein Psychologe lässt etwa die Anlagen, die ursprünglichen oder erworbenen psychischen Eigenschaften des Individuums, die in ihm liegenden Gedächtnisspuren oder Gedächtnisdispositionen ausser Acht.

Einige bestimmen auch dies Substrat genauer; etwa als Gehirn oder als Grossgehirnrinde. In der That wissen wir, dass Bewusstseinserscheinungen an das Gehirn gebunden sind. D. h. wir wissen, dass sie irgendwie, in einer nicht angebbaren Weise gebunden sind an dasjenige, was sich den Sinnen eines fremden Individuums unter geeigneten Umständen als Gehirn und Zusammenhang materieller Gehirnvorgänge

darstellt. Aber wir wissen nicht, ob in diesen Wirkungen auf die Sinne eines fremden Individuums, und dem, was auf Grund davon erkannt werden kann, das ganze Wesen des Substrates der psychischen Erscheinungen sich enthüllt. Und es kann niemand verwehrt sein zu meinen, dass dies nicht der Fall sei. Wir müssen uns darum begnügen zu sagen: Das reale Ich oder die Psyche ist dasjenige, was den Sinnen des fremden Individuums im Bilde eines Gehirns und materieller Gehirnprozesse sich kund giebt, soweit es eben darin sich kundgeben kann. Wir geben damit zu verstehen, dass das Räthsel des Bewusstseinslebens tiefer liegen könnte, als eine materialistische Gehirnphysiologie sich träumen lässt.

Aber auch davon machen wir in der Psychologie keinen Gebrauch. Die Psychologie hat nicht mit irgendwelchen, sei es materialistischen, sei es nicht materialistischen Voraussetzungen über das Wesen der Seele an die Bewusstseinserscheinungen heranzutreten, sondern dies Wesen so zu bestimmen, wie es aus den Bewusstseinserscheinungen sich ergiebt.

Wir reden ja doch überhaupt von einer „Seele“ einzig und allein um der Bewusstseinserscheinungen willen. Dann muss auch jeder einzelne Inhalt des Seelenbegriffes aus diesen Erscheinungen und nur aus ihnen hergenommen sein. Psychologie ist nicht Metaphysik sondern — Psychologie.

Damit ist aber zugleich das Andere gesagt: Mag das Substrat des Bewusstseinslebens das Gehirn sein und weiter nichts, d. h. mag dasselbe in dem Zusammenhang von Phänomenen, die das Wort „Gehirn“ in sich begreift, sein Wesen allseitig kundgeben, oder mag es eine Seite haben, die darin nicht sich offenbart, sondern nur in jenem Bewusstseinsleben selbst sich verräth; in jedem Falle haben wir mit jenen Phänomenen in der Psychologie nicht zu thun. Das Substrat der Bewusstseinserscheinungen ist also für die Psychologie nicht das Gehirn, d. h. es kommt für sie nicht als solches in Betracht. Es ist für sie einfach das Substrat der Bewusstseinserscheinungen, das sie aus diesen zu bestimmen hat. Psychologie ist auch nicht Physiologie sondern — Psychologie.

Wie verhält sich nun die Psyche oder das reale Ich zu jenem unmittelbar erlebten Ich oder jenem Ichgefühl. Ich sagte, die Psyche sei das den Bewusstseinserscheinungen unmittelbar zu Grunde Gelegte. Sie ist, genauer gesagt, zunächst das dem Ichgefühl zu Grunde Gelegte. Darin besteht der ganze ursprüngliche Sinn des realen Ich. Dasselbe ist erst in zweiter Linie auch das den gegenständlichen Bewusstseinsinhalten zu Grunde Gelegte. Sofern und nur sofern diese für mein unmittelbares Bewusstsein an jenes Ich gebunden oder dadurch bedingt erscheinen, sind sie zugleich für mein Denken oder Erkennen mittelbar gebunden an dies reale Ich.

Das reale Ich, so kann ich auch sagen, verhält sich zum Ich des Ichgefühls analog, wie sich der „reale“ Ton, von dem der Physiker redet, und den er als Luftschwingungen genauer bestimmt, verhält zu dem unmittelbar gegebenen Ton, oder dem Ton als Inhalt meiner Tonempfindung. Diese beiden sind ganz und gar nicht Dasselbe. Ich höre keine Luftschwingungen, wenn ich einen Ton höre. Aber die Luftschwingungen liegen diesem Ton zu Grunde. Darum tragen auch sie den Namen „Ton“. So nennen wir auch das Substrat der Bewusstseinserscheinungen „Ich“ aus keinem anderen Grunde, als weil es das dem unmittelbar erlebten Ich, dem zunächst allein dieser Name zukommt, zu Grunde Gelegte ist. Ohne dies wäre das reale Ich nichts als ein namenloses Etwas.

Im Gegensatz zum realen Ton können wir den in der Tonempfindung gegebenen Ton als den phänomenalen oder als das Tonphänomen bezeichnen. In gleichem Sinne kann das Gefühls-Ich das phänomenale Ich oder das Ichphänomen heissen. Im empfundenen Ton „erscheint“ mir der reale. Er giebt darin sein Dasein kund, offenbart es. Im gleichen Sinn erscheint mir das reale Ich in dem Ichgefühl, oder ist das Ichgefühl Dasjenige, worin das reale Ich sein Dasein mir kundgiebt oder offenbart. Nur ist hier die Offenbarung eine unmittelbare, nicht wie beim Tone eine durch die Sinne vermittelte.

Der phänomenale Ton ist nicht, wenn er nicht empfunden ist, ebenso ist das phänomenale Ich nicht, wenn es nicht erlebt, d. h. gefühlt wird. Dagegen heisst der reale Ton real, und heisst ebenso das reale Ich real, weil sie beide sind, unabhängig davon, ob sie für mein Bewusstsein sind, d. h. genauer, unabhängig davon, ob sie gedacht werden. Darum ist doch das phänomenale Ich nicht minder thatsächlich. Ja es ist, wie der phänomenale Ton, das Urthatsächliche.

Noch Eines müssen wir hinzufügen. Das Verbot, von einem realen Ich oder einem Substrat der Bewusstseinserscheinungen zu sprechen, erweist sich nicht überall als so harmlos, wie es zunächst scheinen mag. Es hat verführt, etwas Anderes an die Stelle zu setzen, nämlich das „Bewusstsein“ selbst. Da man eben doch ein Substrat des Bewusstseins brauchte und es nicht Seele, Psyche, reales Ich nennen, auch nicht ohne weiteres mit dem Gehirn identificiren wollte, so hat man es Bewusstsein genannt, also das Bewusstsein zu seinem eigenen Substrat gemacht. Man hat das Abstractum „Bewusstsein“ verdinglicht. So ist ein „Bewusstsein“ entstanden, das die Bewusstseinsinhalte hervorbringt, das empfindet, denkt, fühlt, will, ein Bewusstsein, das angeborene oder erworbene Fähigkeiten hat u. s. w. Man spricht von einem individuellen Bewusstsein und meint das Individuum, das Bewusstsein hat, ja man macht schliesslich aus dem abstracten Collectivbegriff des Bewusstseins überhaupt ein Allbewusstsein, das in Wahrheit nichts ist als eine

Allgemeinseele oder Weltseele. So ist eine Bewusstseinsmythologie entstanden, indem man eine angebliche Seelenmetaphysik zu vermeiden meinte.

Hierhin gehören auch die Begriffe des Ober- und Unterbewusstseins, der Spaltung des Bewusstseins, des alternirenden Bewusstseins u. dergl. Es giebt kein Ober- und Unterbewusstsein und keine Spaltung des Bewusstseins in zwei gleichzeitige „Bewusstseine", so gewiss es vorkommen kann und auch normaler Weise vorkommt, dass neben einer Reihe psychischer Vörgänge eine andere Reihe relativ unabhängig hergeht. Und es giebt kein alternirendes Bewusstsein, sondern nur wechselnde Zuständlichkeiten des einen Substrates der psychischen Erscheinungen. Weiss das eine „Bewusstsein" nichts von dem andern oder erinnert sich nicht an seine Inhalte, so heisst dies, dass das Individuum im einen Zustand der psychischen Erlebnisse oder Leistungen des anderen Zustandes sich nicht erinnert. Und wir verstehen dies, wenn wir wissen, dass die Gesammtzuständlichkeit der Psyche eine der fundamentalen Bedingungen jeder Erinnerung ist.

Es wäre Zeit, dass auch Diejenigen, die mit solchen Phänomenen sich beschäftigen, klarer psychologischer Begriffe sich befleissigten.

Vom Ichbewusstsein war im Vorstehenden die Rede. Wir erkannten das Gefühls-Ich oder das Ichgefühl als das primäre Ich und den Kern jedes Ichbewusstseins, wir fanden um diesen Kern liegend die verschiedenen Aussenzonen des Ich, und ihm zu Grunde liegend das reale Ich.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

X.

MUSKELFUNCTION UND BEWUSSTSEIN.

EINE STUDIE

ZUM

MECHANISMUS DER WAHRNEHMUNGEN.

VON

DR. E. STORCH

IN BRESLAU.

Mit 7 Figuren im Text.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1901.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Einzel-Darstellungen

für

Gebildete aller Stände.

Im Vereine mit hervorragenden Fachmännern des In- und Auslandes

herausgegeben von

Dr. L. Löwenfeld in München. und **Dr. H. Kurella** in Breslau.

Bis jetzt sind erschienen:

Somnambulismus und Spiritismus. (Heft I.) Von Dr. med. L. Löwenfeld in München. M. 1.—.

Funktionelle und organische Nervenkrankheiten. (Heft II.) Von Professor Dr. H. Obersteiner-Wien. M. 1.—.

Ueber Entartung. (Heft III.) Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. M. 1.—.

Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten. (Heft IV.) Von Dr. J. Finzi in Florenz, übersetzt von Dr. E. Jentsch in Homburg v. d. H. M. 1.—.

Abnorme Charaktere. (Heft V.) Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt. M. 1.—.

Wahnideen im Völkerleben. (Heft VI/VII.) Von Dr. M. Friedmann, Nervenarzt in Mannheim. M. 2.—.

Ueber den Traum. (Heft VIII.) Von Dozent Dr. S. Freud in Wien. M. 1.—.

Das Selbstbewusstsein. (Heft IX.) Empfindung und Gefühl. Von Professor Dr. Th. Lipps in München. M. 1.—.

Für die nächsten, in zwangloser Reihenfolge erscheinenden Hefte, liegen u. a. folgende Arbeiten vor:

Kurella (Breslau). **Beiträge zur Theorie der Begabung.**
H. Sachs (Breslau). **Gehirn und Sprache.**
Naecke (Hubertusburg). **Ueber moral insanity** (moralisches Irrsein).
v. Bechterew (St. Petersburg). **Ueber psychische Kraft.**
Eulenburg (Berlin). **Sexualpathologische Fragen.** I. Sadismus und Masochismus.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**

IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

ZEHNTES HEFT:

MUSKELFUNCTION UND BEWUSSTSEIN.

EINE STUDIE

ZUM

MECHANISMUS DER WAHRNEHMUNGEN.

VON

Dr. E. STORCH

IN BRESLAU.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1901.

MUSKELFUNCTION UND BEWUSSTSEIN.

EINE STUDIE

ZUM

MECHANISMUS DER WAHRNEHMUNGEN.

VON

DR. E. STORCH

IN BRESLAU.

Mit 7 Figuren im Text.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1901.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Jeder Wahrnehmung eines Gegenstandes entspricht ein ganz spezifischer körperlicher Vorgang, den ich in 2 Sondervorgänge, wenigstens im Princip, zerlegen kann.

Der eine dieser beiden besteht in der Veränderung unserer periferen Sinnesorgane, der Haut, des Auges, des Ohres u. s. w., der andere in einer chemischen oder physikalischen intracorticalen Bewegung.

Sowohl die Erscheinungen der periferen Reizung, wie das der Erforschung unzugängliche materielle Phänomen der Hirnrinde müssen in irgend einer Weise alles enthalten, was ich von dem Objecte weiss; jede Einzelheit dessen, was sich bei der Objectwahrnehmung in meinem Bewusstsein abspielt, muss irgendwie sich in den die Wahrnehmung begleitenden materiellen Erscheinungen des Organismus wiederspiegeln.

Bisher hat der Psychologe sich mit einem wahren Heisshunger auf die anatomischen und pathologischen Erfahrungen der Gehirnforschung gestürzt, um aus ihnen psychologische Weisheit zu schöpfen.

Können wir denn aber irgend einen krankhaften psychischen Vorgang begreifen, wenn wir nicht wissen, welches normale Moment durch die Krankheit verändert ist?

Ich will nicht leugnen, dass die Psychologie aus der Pathologie neue Gedanken ziehen kann, die ihrer Forschung neue Wege weisen. Aber auf pathologischen Erfahrungen aufgebaut werden kann sie nicht.

Die Grundlage der pathologischen Gehirnforschung ist umgekehrt die physiologische Psychologie.

Statt von den verschiedenenen Sinnesorganen sprechen wir einfach von der sensiblen Körperoberfläche. Ein Reiz, der diese Sinnesfläche trifft, hat eine äussere Ursache A. Die Veränderung, welche durch A in der Sinnesfläche entsteht, nenne ich A_s. und A_s wieder erzeugt im Bewusstseinsorgan eine Veränderung, die ich A_c nenne. A_c ist dann ein Symbol für A, etwa wie die Zersetzung der Silbersalze auf einer Licht empfindlichen Platte ein Symbol für gewisse Licht aussendende Gegenstände ist, oder wie ein deutsches *a* ein Symbol für ein lateinisches a ist. Jedes Symbol sagt genau das nämliche, aber in anderer

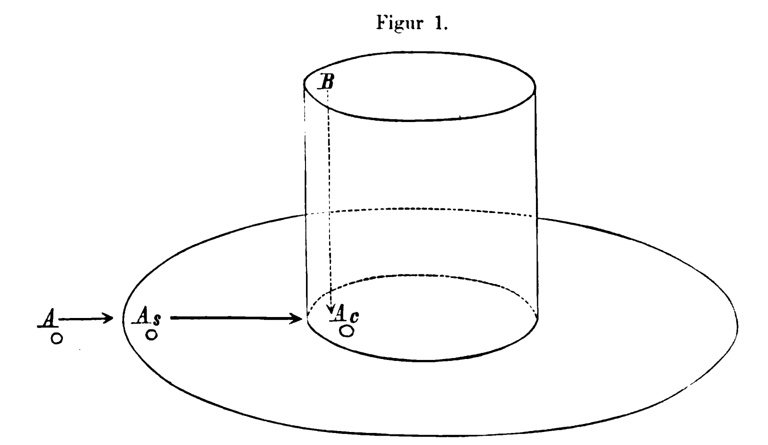
Weise, und man könnte A_c in übertragenem Sinne sehr wohl als Photographie von A betrachten.

Gleichzeitig mit A_c geht nun in dem betreffenden Individuum eine Bewusstseinsveränderung vor, welche als Wahrnehmung von A bezeichnet wird. Diese Bewusstseinsveränderung nenne ich B.

Auch dieses B ist ein Symbol von A_c, A_s und folglich auch von A, aber doch eines, das eine ganz besondere Stellung einnimmt.

Wenn ich mit einer genügenden Technik ausgerüstet das Individuum beobachte, so kann ich A, A_s, A_c alle objectiv wahrnehmen als stoffliche Wirkungen gewisser Energiemengen, als Umsetzungen von Energie; B dagegen kann ich nicht wahrnehmen, es existiert nur in dem beobachteten Individuum, es ist, wie wir sagen, subjectiv, das psychische Correlat von A_c, oder die Vorstellung von A.

Figur 1.



Der grosse Kreis sei die Körperoberfläche, die sensorische Peripherie; der kleine concentrische, das sensorische Centrum in der Hirnrinde, die ihm parallele darüber schwebende Kreisfläche symbolisiere das Bewusstsein. Die in der Grundebene liegenden, durch Pfeile verbundenen A stehen im Verhältniss von Ursache und Wirkung.

Alles also was ich von A aussagen kann, ist auch in B enthalten, und was A etwa ausser B noch enthält, ist Sache einer müssigen Speculation.

Nun kann ich an B eine ganze Reihe von Besonderheiten erkennen, und da B ein Symbol von A_c ist, so müssen diese Besonderheiten auch im Bewusstseinsorgan und in der Sinnesfläche eine Vertretung haben.

B also ist die Vorstellung eines Objectes A, die ich in dem Momente der Wahrnehmung habe. Giebt es etwas, was allen Wahrnehmungen gemeinsam ist?

Jede Wahrnehmung bedeutet eine Bewusstseinsveränderung. Es ist klar, dass es ohne Bewusstseinsänderung keine Wahrnehmung giebt. Das Bewusstsein aber ändert sich stetig, ich bin mir der Gegenwart nur im Gegensatz zur Vergangenheit bewusst; ohne dieses Mit-Anklingen des Gedächtnisses, d. h. ohne die fortwährende Umwandlung des gegenwärtigen Bewusstseinsinhaltes zu einem Erinnerungsbild giebt es kein Bewusstsein. Ein ruhendes Bewusstsein ist eine Contradictio in adjecto.

Nehmen wir an zur Zeit T_1 erklinge eine Stimmgabel, und ihr Ton halte ohne die geringste Intensitätschwankung an. Ich nehme den Ton wahr und setze diese Wahrnehmung im Zeitpunkte T_1 gleich W. Sei mein Bewusstseinsinhalt kurz vor T_1 durch S symbolisiert, dann ist S in T_1 Erinnerungsbild geworden und werde mit s bezeichnet. Mein Bewusstseinsinhalt ist also in T_1

$$B_1 = W + s.$$

T_2 folge unmittelbar auf T_1. B_1 ist nun Erinnerungsbild geworden und werde symbolisiert durch

$$b_1 \text{ oder } (B_1) \text{ oder } (W + s)$$

Dann ist $B_2 = W + b_1 = W + (W + s)$, da ich ja neben dem Erinnerungsbilde dieselbe Tonwahrnehmung W habe wie in T_1

$$\text{in } T_3 \text{ ist } B_3 = W + b_2 \quad = W + (W + [W + s])$$

$$\vdots \qquad \vdots$$

$$\text{in } T_n \quad B_n = W + b_{n-1} = W + \Big(W + \Big(W \ldots + (W + s)\Big) \ldots$$

Mein Bewusstseinsinhalt besteht also in jedem Augenblicke eines solchen Versuches aus 2 Componenten, einer unveränderlichen, welcher die stets gleich bleibende Wahrnehmung des Tones entspricht, und einer veränderlichen.

Was sich aber in der Zeit T_1 bis T_n in meinem Bewusstsein ändert, ist nichts als die Zeit. In jedem Augenblicke der Beobachtung bin ich mir bewusst, dass der Ton schon eine gewisse Weile klingt, und dieses Bewusstsein, das der Zeit, ist in jedem Momente ein anderes.

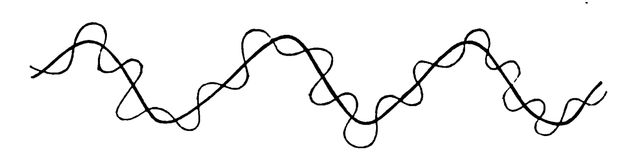
Die veränderliche Componente ist aber nichts anderes als die Summe der Gedächtnissbilder; und was ich subjectiv, als Bestandtheil meiner Persönlichkeit, Gedächtniss nenne, ist objectiv, unabhängig von mir gedacht, — die Zeit. —

Sie ist die objectivierte, von allen Reizen unabhängige Urthätigkeit der Seele und besitzt in Folge davon kein Gegenstück in der Welt der Objecte. Sie ist, um mich so auszudrücken, das Medium, in welches die subjectiven Symbole B_1 für die Dinge A geschrieben werden: sie ist der farblose Grundton, der durch die Obertöne belebt wird.

Natürlich hat diese Urthätigkeit ihr objectives Correlat in einer Bewegungsform der Grosshirnrinde, über deren Natur, ob chemisch oder physikalisch, heute Vermuthungen aufzustellen, müssig erscheint. Das

aber können wir sagen, dass diese dem Zeitbewusstsein entsprechende Bewegungsform nicht erst durch äussere Reize entsteht, sondern von Anfang an vorhanden ist, und dass die Rindenvorgänge, welche durch Reize veranlasst werden, diese Grundbewegung nur modifizieren, um ein Bild zu brauchen, Partialwellen auf einer Grundwelle sind.

Figur 2.



Da die Zeitwahrnehmung untrennbar ist von der Wahrnehmung überhaupt, ist es natürlich auch widersinnig, sie in der Hirnrinde zu localisieren. Sie klingt ebenso mit als Grundton bei einer Licht- wie bei einer Geschmacksempfindung, und es würde nichts der Annahme entgegenstehen, dass die Qualitäten sinnlicher Empfindung locale Veränderungen dieser im ganzen Gehirn schwingenden Grundbewegung sind.

Die ganz besondere Stellung, welche hiernach die Zeit in unserem Bewusstsein einnimmt, zeigt sich also darin, dass jede Sinneswahrnehmung zeitlich ist: aber sie ist nicht blos insofern zeitlich, wie etwa ein Ton räumlich ist, weil er im Raume erklingt, oder die Verdunkelung des Sonnenlichtes, weil sie im Raume stattfindet, sondern insofern, als mit jeder Wahrnehmung eine Veränderung der Zeit untrennbar verbunden ist. Das aber kann man in Bezug auf die Räumlichkeit nicht von der Gesammtheit unserer Wahrnehmungen sagen, nämlich nur von den Wahrnehmungen der Körper, oder der materiellen Objecte.

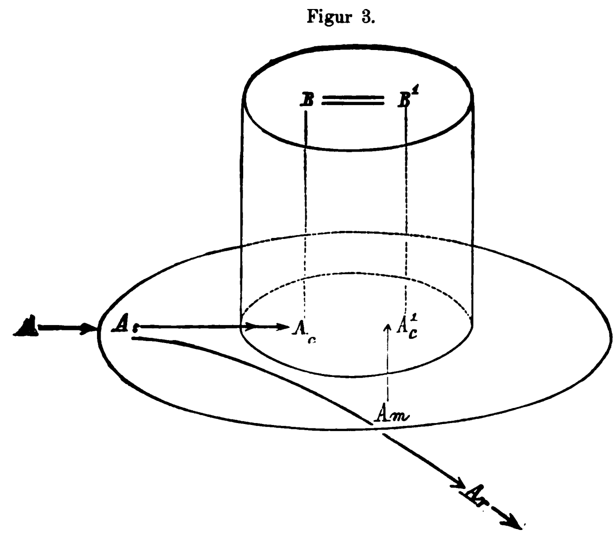
Ferner leuchtet es auch ein, dass der räumliche Character der Wahrnehmungen sehr verschieden ist. Bei einer Ton- oder Geschmacksempfindung nur angedeutet, ist er bei der Apperception körperlicher Dinge die Hauptsache.

So konstant also auch die Raumvorstellung unsere Wahrnehmungen begleitet, so ist sie doch nicht eine unumgängliche Bedingung der Wahrnehmung überhaupt; sie kann nicht wie die Zeitvorstellung das Medium sein, in welchem die Wahrnehmungen erst entstehen: sie erscheint den Qualitäten der Sinnesempfindungen fast gleichberechtigt, und muss also wie diese ihre Entstehungsursache in den Veränderungen, welche die Reize in unseren Sinnesorganen veranlassen, selbst haben.

Greifen wir also auf unsere Symbolisierung zurück, so muss sich in dem Objecte A etwas finden, das der räumlichen Vorstellung dieses A entspricht: wir nennen letztere B^1. Dieses B^1 ist dann das subjective

Symbol eines A_c^1, und A_c^1 muss einem Vorgange an der Körperperipherie entsprechen, den wir von A_s getrennt als A_m bezeichnen wollen. A_c^1 eine Bewegung der Hirnrinde kann als eine Art Photographie von A_m betrachtet werden und umgekehrt.

Figur 3.



Der grosse Kreis bedeutet die sensible und motorische Peripherie (eventuell deren spinale Vertretung), A_s die Veränderung, welche A_s als Bewegungsvorgang in der rein sensiblen Sphäre des Gehirns setzt. A_m ist die von A_s ausgelöste Reflexbewegung, A_c^1 die cerebrale Vertretung von A_m. B und B^1 stellen die psychischen Correlate von A_c und A_c^1 dar. B = B^1 ist die Wahrnehmung von A.

Benützen wir die uns eigene Gabe der Abstraction und denken uns von einem Dinge alles Unwesentliche hinweg, so bleibt übrig eine Form von Masse erfüllt.

Die Masse ist jedenfalls das Wesentliche, das was eine Erscheinung zum Object macht und ihr den Character der Wirklichkeit verleiht. Masse ohne räumliche Ausdehnung giebt es nicht, der Raum ist die Bedingung der Massenwahrnehmung, wie die Zeit die Bedingung der Wahrnehmung überhaupt. Wenn wir also in unserem Bewusstsein eine besondere Veränderung annehmen, die der Raumvorstellung entspricht, so muss in dieser als Bewegung zu denkenden Veränderung ein Moment enthalten sein, das uns als Masse zum Bewusstsein kommt.

Denken wir uns die Raumvorstellung abhängig von der Wellenform, so könnte die Amplitude dieser Welle das Correlat der Massenvorstellung sein.

Die Raumvorstellung kann, wie wir schon sahen, nicht eine Bewegung der ganzen Hirnrinde sein, sondern nur die einer Provinz zum Correlat haben. Hier aber wäre sie der Grundton, die Massenwahrnehmung aber ein Oberton.

Was ist Masse? Abgesehen davon, dass sie räumlich ist, ist sie fest, d. h. sie setzt sich als nicht überwindbarer Widerstand dem Versuche ihre Form zu verändern entgegen. Sie hemmt die Bewegung.

Freilich giebt es auch flüssige und gasförmige Körper. Eis schmilzt, Wasser verdampft. Aber lehrt uns die Chemie: Eis, Wasser und Wasserdampf sind chemisch dasselbe. Wenn ich ein Stück Eis immer weiter zerkleinere, einen Tropfen Wasser immer feiner zerstäube, ein immer kleineres Volum Wasserdampf nehme, so ist in allen 3 Fällen das kleinste Theilchen, sofern es noch Wasser ist, das gleiche. Ist es gasförmig? Nein! Denn aus gasförmigen Theilen kann ich kein Eis bilden. Ist es flüssig? Ebenfalls nein, aus demselben Grunde. Ist es fest? Das ist möglich, denn ich brauche mir die festen Theilchen nur äusserst klein und verschieblich gegen einander zu denken, wie den Bärlappsamen, oder feinen Sand, um eine Flüssigkeit zu erhalten, und eine sehr feine Vertheilung der Theilchen, wie in einer Staubwolke, macht mir auch das Verständniss des Gases möglich.

In der That kommt die Naturwissenschaft, wofern sie überhaupt auf die letzten Bestandtheile der Materie zurückgreift, immer zu der Vorstellung kleinster fester Theilchen, die natürlich räumlich sind.

Welches Organ ist nun allein im Stande, uns die Vorstellung eines die Bewegung hemmenden Körpers zu geben? Die Muskulatur.

Nun messen wir den Raum durch die Masse. Die Masse M nimmt immer den halben Raum ein wie die Masse 2 M, natürlich nur, wenn wir die Masse M und 2 M aus ihren Urtheilchen bestehend denken.

Die Masse messen wir durch eine Bewusstseinsthätigkeit, welche regelmässig die Muskelfunction begleitet. Den Raum messen wir durch die Masse.

Ist also die Masse eine durch unsre Muskeln als Wahrnehmungsorgan vermittelte Vorstellung, so ist es der Raum auch.

Die Beweisführung, dass die Raumvorstellung myogen ist, stützt sich also einmal auf die unzweifelhaft myogene Natur der Massenvorstellung, zweitens auf die direkte Messbarkeit oder Vergleichbarkeit von Raum und Masse. Ich kann eine Strecke immer nur mit einer kleineren Strecke messen, einen Zeitraum nur durch einen andern Zeitraum, d. h. Dinge, die ihrer Natur nach gleich sind, ihrer Ausdehnung nach verschieden.

Sollte jemand dem Tastsinne, der Hautempfindung bei der Wahrnehmung der Masse eine wesentliche Rolle zuschreiben, so würde er im Irrthum sein. Wenn ich ein schweres Gewicht hebe, so nimmt die

Stärke der Hautempfindung nur bis zu einem gewissen Grade zu und bleibt dann konstant, auch wenn die Anstrengung zum Heben noch gesteigert werden muss. Sie kann also nur unwesentlich sein. Sie dient nur dazu, einen Ueberschuss von Kraftaufwand beim Betasten zu verhindern. Dazu ist die gewöhnlichste Hautempfindung beim Betasten immer von derselben Intensität, vermag uns also nicht eine unendliche Anzahl von Vorstellungen zu liefern.

In der That ist es für die Vorstellung einer Masse ganz gleich, ob ich sie mir warm oder kalt, glatt oder rauh, blau oder weiss denke, das wesentliche ist immer die Kraft, die nötig ist sie in Bewegung zu versetzen.

Was den zweiten Theil des Beweises angeht, die Abhängigkeit der Raumvorstellung von den durch Muskelfunction ausgelösten Bewusstseinsvorgängen, die ich in ihrer Gesammtheit als **myopsychische** bezeichne, so scheint mir folgender Fiction eine grosse Ueberzeugungskraft zu haben.

Der Physiologe Heinrich Weber machte, um die Subjectivität der Zeit und des Raumes recht deutlich zu zeigen, folgende Annahme. Wenn alle Uhren plötzlich in der Hälfte der bisherigen Zeit ihre Stunden abliefen, die Sonne auch, überhaupt jeder Vorgang nur noch die Hälfte seiner früheren Zeit beanspruchte, wenn zugleich alle räumlichen Ausmessungen auf die Hälfte zusammenschrumpften, wir natürlich mit, so würden wir davon nichts merken, das Weltbild würde sich nicht ändern. Das ist nicht ganz richtig, es würden nur die sogenannten gleichförmigen Bewegungen scheinbar dieselben bleiben, während alle diejenigen, deren Geschwindigkeit in Abhängigkeit von der Zeit sich ändert, auch subjectiv verändert erscheinen dürfen.

Bei jeder derartigen Annahme ändert sich das Weltbild, wenn ich nicht zugleich auch die Masse sich ändern lasse.

Aber jedenfalls ist die Voraussetzung einer solchen Fiction, dass das charakteristische einer Bewegung, ihre Geschwindigkeit, unverändert bleibt.

Nehme ich also zwei solche Welten an und symbolisire die Grössen der einen durch lateinische, die der andern durch die entsprechenden griechischen Buchstaben, bezeichne ich den Weg, den ein Punkt in der Zeit t zurücklegt mit s, so ist die Geschwindigkeit:

$$c = \frac{s}{t}$$

andererseits:

$$\varkappa = \frac{\sigma}{\tau}$$

und der Voraussetzung entsprechend:

$$\frac{s}{t} = \frac{\sigma}{\tau}.$$

Würde nun die Masse der Welt M zu $M = \frac{\mathrm{M}}{n}$, so wäre bei einem Erdradius r und der Beschleunigung durch die Erdschwere g nach Newton:

$$\frac{g}{\gamma} = \frac{\mathrm{M}}{M} \cdot \frac{\varrho^2}{r^2} = \frac{n\,\varrho^2}{r^2}.$$

r werde mit der Geschwindigkeit c in der Zeit t von einem Punkte durchlaufen; dann folgt:

$$c = \frac{r}{t} = \frac{\varrho}{\tau}$$

oder:

$$\frac{r}{\varrho} = \frac{t}{\tau}.$$

Setzt man dies ein in $\frac{g}{\gamma} = \frac{n\,\varrho^2}{r^2}$

so folgt:

$$\frac{g}{\gamma} = \frac{n\,\tau^2}{t^2} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad \text{I.}$$

Ein schwerer Körper legt an der Oberfläche der Erde in der Zeit t einen Weg s nach der Formel zurück:

$$s = \frac{g}{2} \cdot t^2 \qquad \sigma = \frac{\gamma}{2}\,\tau^2,$$

$$\frac{s}{t} \cdot t = \frac{g \cdot t}{2} \cdot t \qquad \frac{\sigma}{\tau} \cdot \tau = \frac{\gamma \cdot \tau}{2} \cdot \tau$$

$$\frac{s}{t} = \frac{g \cdot t}{2} \qquad \frac{\sigma}{\tau} = \frac{\gamma \cdot \tau}{2}.$$

Nach Voraussetzung ist $\frac{s}{t} = \frac{\sigma}{\tau}$,

folglich

$$g \cdot t = \gamma \cdot \tau,$$

$$\frac{g}{\gamma} = \frac{\tau}{t};$$

aus I folgt:

$$\frac{g}{\gamma} = \frac{n\,\tau^2}{t^2} = \frac{\tau}{t}$$

$$n\,\tau = t$$

$$n\,\sigma = s.$$

D. h.: Masse, Raum und Zeit sind so von einander abhängig, dass bei Aenderung einer dieser Grössen sich die andern in demselben Verhältnis ändern müssen, wenn die Weltordnung unverändert bestehen bleiben soll.

Oder: Bezeichnen wir die Masse mit n M, die Zeit mit n T und die eindimensionale räumliche Ausdehnung mit n S, so könnte sich n jeden Augenblick beliebig ändern, ohne dass wir eine Aenderung gewahr würden.

n repräsentirt hier die absolute, inhaltlose Grösse und jede nicht gleichzeitig in allen drei Vorstellungskreisen erfolgende Aenderung derselben wird von uns als Veränderung aufgefasst.

Uns interessirt mehr die subjective Fassung unseres Ergebnisses:

Aendert sich unsere Massenwahrnehmung, so dass uns z. B. ein Pfund nunmehr wie zwei Pfund erscheint, so muss sich auch unsere Auffassung des Raumes und der Zeit in dem gleichen Sinne ändern, wenn wir eine Veränderung der Welt nicht bemerken sollen.

Es könnte hieraus gefolgert werden, dass auch die Zeitvorstellung myopsychisch ist; dass sie das nicht ausschliesslich ist, haben wir gesehen. Sie muss sich aber unter unserer Voraussetzung immer ändern, wenn ich an irgend einer Vorstellung eine Aenderung auftreten lasse. Bildet sie nämlich, um im Bilde zu reden, den Grundton, so ist eine beliebige Vorstellung ein Oberton, und das Verhältniss dieser beiden kann nur erhalten bleiben, wenn beide sich ändern.

So haben wir eine unumstössliche Grundlage für die Auffassung gewonnen, dass die Vorstellungen von Raum und Masse myopsychischer Natur sind. Da sie zugleich zeitlich sein müssen, so bilden sie die Summe der wirklichen Dinge, die Objecte der Naturwissenschaft.

In der That sind auch sie ebenso subjectiv wie die Farbe und der Geschmack, denn mit unserer Muskulatur haben die Dinge genau so wenig zu thun wie mit der Netzhaut oder dem Geschmacksinn, und noch weniger mit B und B^1, die ja alles enthalten, was wir von den Dingen wissen.

Aber es ist entschieden wissenswert, dass wir das, was wir als objective wirkliche Welt der subjectiven gegenüberstellen, in ganz anderer Weise gewonnen, auf ganz andere Organe zurückgeführt wird als das nicht Wirkliche, Subjective.

Ist das richtig, so muss sich in den sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften der Dinge ein Unterschied ihrer Objectivität erkennen lassen. Das ist wohl zu unterscheiden von Realität; denn eine Eigenschaft ist desto objectiver, je bestimmter ich sie in den Raum verlege und je enger ich sie mit dem Dinge selbst verknüpfe. Während eine Erscheinung oder eine Wahrnehmung von furchtbarer Realität sein kann, ohne einem Dinge als Eigenschaft beigelegt zu werden.

Dieser Unterschied der Objectivität der Eigenschaften darf aber nach unserer Ausführung nur abhängen von der Bedeutung der myogenen

Componente, der sinnlichen Wahrnehmung, oder was dasselbe sein dürfte, von der Entwickelung des den verschiedenen Sinnesorganen beigegebenen musculösen Apparates.

Abgesehen von den Qualitäten warm und kalt haben wir für die durch den Hautsinn übermittelten Eigenschaften keine in engerer Hinsicht sinnliche Bezeichnung. Die durch den Tastsinn erregte Empfindung ist so neutral, dass sie die Sprache übersehen hat und in den Ausdrücken rauh und glatt, spröde, geschmeidig, hart und weich nichts zum Ausdruck gebracht hat als was wir durch unsere Muskeln erfahren. Diese Eigenschaften sind aber von höchster Objectivität, wirkliche Eigenschaften der Dinge selbst, und auch die Physik muss als letztes Objectives, mit dem sie arbeitet und erklärt, das feste bewegte Massentheilchen anerkennen. Warm und kalt gelten auch für sehr objectiv und scheinen uns an der Masse selbst zu haften; aber sie zeigen doch schon eine gewisse Lösung von derselben. Nicht nur der Ofen ist warm, sondern er spendet Wärme, und „Es" ist warm. Härte aber spendet der Stahl niemals, er ist ohne jede Beziehung zum Subject hart.

Wie alle übrigen Eigenschaften der Dinge führt die Physik auch Wärme und Kälte auf Bewegung von Masse zurück.

Etwas grössere objective Bedeutung haben die Farben. Der Himmel ist blau, das Gras ist grün. Sie werden nur wahrgenommen, wenn das Auge die Dinge betrachtet, sich bewegt. Aber wir sagen, es ist hell, es ist dunkel und sprechen von dem Lichte, das von den Körpern ausstrahlt, wie von der Wärme. Die optischen Eigenschaften kleben nicht mehr so an den Körpern.

Nun ist der musculäre Apparat des Auges zwar ein sehr vollkommener. Er unterscheidet sich aber von dem des Hautsinnes dadurch, dass er nie auf Widerstand stösst, dass also die Vorstellung der Masse durch ihn nicht erweckt werden kann.

Viel lockerer hängen die durch den Geruch und das Gehör vermittelten Eigenschaften an den Körpern, und es ist auffällig, wie fein die Sprache das empfindet. Die Trompete ist nicht schrill, sondern sie tönt schrill, und die Rose ist nicht süss, sondern duftet so. Will ich dem Substantiv trotzdem eine akustische Eigenschaft beilegen, so muss ich ein Participium anwenden, was immer eine Beeinflussung des Subjects andeutet. Eine klingende Schelle, eine eherne Schelle, welch ein Unterschied!

Eine ganz exceptionelle Stellung nehmen die Begriffe süss, sauer, bitter u. s. w. ein, insofern sie immer nur in unserem Körper zu Stande kommen. In meinem Munde ist der Zucker süss, denn seine Masse wird durch die Zungenmuskulatur uns stets zugleich mit seiner Süsse wahrnehmbar, aber in der Hand ist der Zucker nur hart, aber nicht süss.

Dabei ist die Qualität der Süsse eine so aufdringliche, dass die myogenen Eigenschaften zurücktreten; es ist hier also umgekehrt wie bei unseren Hautwahrnehmungen.

Von diesem Kleben an den Körpern, der Objectivität der Eigenschaften, die also im Wesentlichen von der Mischung des sensorischen und myogenen Elementes abhängt, ist wohl zu unterscheiden die Realität, die Wirklichkeit eines Vorganges. Wirklich ist wirkend, oder verursachend, was aber Ursache ist, muss auch eine Ursache haben. Die Wirklichkeit eines Vorganges besteht also darin, dass er eine Ursache und zwar eine äussere Ursache hat.

Also auch die Wirklichkeit muss auf myogenen Bewusstseinsvorgängen beruhen.

An und für sich hat jede sinnlich gefärbte Bewusstseinsänderung für mich den Werth voller Wirklichkeit. Naive Völker haben ihre Träume, die Visionen ihrer Seher stets für wirkliche Erscheinungen gehalten.

Die drei Sinne, für deren Erregung ich eine Ursache ausserhalb des Körpers kenne, sind das Gehör, das Gesicht, der Geruch.

Wenn ich Ohrensausen habe, so kenne ich die Erscheinung und weiss ohne Weiteres, sie hat keine äussere Ursache. Wie das war als das Ohrensausen zum ersten Male auftrat, ist mir nicht erinnerlich. Ich kenne aber noch eine andere eutotische Erscheinung, das Glockenläuten; diese tritt sehr selten auf und dann bin ich immer zunächst über die Thatsächlichkeit des Phänomens im Zweifel. Nur durch das sogenannte Hinhorchen, durch Bewegungen meines Kopfes bin ich im Stande, eine Entscheidung zu treffen. Bleibt nämlich trotz der Lauschbewegungen die Intensität des Schalles dieselbe, ändert dieser aber seine Stelle im Raum, so ist das Geräusch in mir entstanden. Tritt dagegen bei der reflektorischen Lauschbewegung mit der Endstellung des Kopfes zugleich ein Optimum der Empfindung ein und kommt dabei der Schall aus der gleichen Richtung wie zuvor, dann weiss ich, draussen läuten die Glocken, und nichts könnte mich an dieser Ueberzeugung irre machen. Diese gesetzmässige Beziehung zwischen reiner Sinnesempfindung und der Reflexbewegung bezw. ihres Bewusstseinswertes giebt der Gehörswahrnehmung den zwingenden Charakter der Wirklichkeit.

Nichts ist häufiger, als dass Geisteskranke ihre Gehörshallucinationen für unbedingt real halten. Personen die meilenweit entfernt sind, die schon lange gestorben sind, reden mit ihnen. Aber selbst bei intelligenten Kranken vermag die Erkenntnis, dass das auf natürlichem Wege nicht möglich ist, die Ueberzeugung von der Wirklichkeit nicht zu erschüttern. Solche Kranke sieht man bisweilen plötzlich aufhorchen. Es ist wohl sicher, dass gerade diese Horchbewegungen mit einer grösseren Deutlichkeit der Phoneme beantwortet werden, denn die Kranken geben genau die Stelle an, von der die Stimme kommt.

In dieser gesetzmässigen Beziehung zwischen Klang und Bewegungswahrnehmung ist es offenbar z. T. begründet, dass die meisten Gehörshallucinationen mit der Wucht vollendeter Wirklichkeit auf den Kranken einstürmen.

Es giebt aber auch Gehörshallucinationen, die nicht für Wirklichkeit genommen werden, und die den Kranken wohl etwas in Erstaunen setzen, ihn aber keineswegs belästigen, oder gar für sein Handeln Ausschlag gebend werden, die also nicht mit einer allopsychischen Desorientirung verbunden sind.

Mir sind einige Fälle bekannt, wo bei Leuten mit einem alten peripheren Gehörleiden solche Phoneme auftraten. Die eine Kranke hörte fast ununterbrochen einige wenige Melodieen singen, der andere vernahm sehr deutlich vokale und instrumentale Kirchenmusik und unterschied genau die Sopranstimme eines kleinen Mädchens, die ihm besonders gefiel. Bei diesen Kranken erklangen die Stimmen im Ohr, d. h. sie änderten sich nicht bei irgendwelchen Körperbewegungen.

Auf dieselbe Weise entscheidet bei Gerüchen die gesetzmässige Abhängigkeit der Geruchsempfindung von der myopsychischen Componente über das Vorhandensein einer äusseren Ursache.

Bei den Gesichtswahrnehmungen verhält sich die Sache ein wenig anders. Eine Erscheinung, die bei Lidschluss fortbesteht, habe ich freilich nur in meinem Auge, eine solche die verschwindet, braucht darum noch nicht wirklich zu sein. Hier müssen wir zwei Arten von Wirklichkeit unterscheiden; die optische und die materielle. Dass die materielle durch Berührung erkannte Wirklichkeit auf myopsychischen Vorgängen beruht, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden. Eine rein optische Wirklichkeit ist zwar auch auf eine im Raume gelegene Ursache zurückzuführen, im Gegensatze zur Vision, aber sie existirt, und das hat sie mit der Vision gemeinsam, nur für das Auge, nicht für den Tastsinn. Solche Erscheinungen von rein optischer Wirklichkeit, wie der Regenbogen oder Spiegelungen, haben im Verhältnisse zu denen, die ich auch als Masse wahrnehmen kann, keine solch unbarmherzige Realitätsbetonung wie die Phoneme.

Die sogenannte optische Erscheinung aber wird als wirklich oder als Sinnestäuschung auch wieder nur erkannt durch eine gesetzmässige Beziehung des rein optischen zu dem myopsychischen Vorgange.

Eine entoptische Erscheinung, ein Nachbild z. B. erkenne ich als solches daran, dass es mit meinen Kopf- oder Augen-Bewegungen mitgeht, es ist immer dort, wohin ich sehe. Natürlich ganz abgesehen davon, dass es auch bei geschlossenen Augen sichtbar bleibt.

Jede wirkliche Lichtwahrnehmung ändert aber ihren Character gesetzmässig durch die reflectorische ausgelöste Fixation. Die optische Wahrnehmung erreicht ihr Optimum mit der Beendigung dieser Bewegung.

Beobachtungen an Schielenden, besonders an solchen mit ausgeprägter Pseudocorrespondenz haben gezeigt, dass dieses Zusammenhalten des Empfindungsoptimums mit der Reflexendstellung eine unumgänglich nothwendige Bedingung für das Zustandekommen des Realitätsgefühles bildet.

Bei Schielenden fallen nämlich die Bilder eines Punktes in beiden Augen auf nicht identische Netzhautstellen. Jeder Punkt würde daher doppelt gesehen, wenn nicht in der Regel die Bilder des einen Auges ganz übersehen würden. Nun aber kommt es in seltenen Fällen vor, dass die entsprechenden Bilder doch verschmolzen werden, d. h. dass ursprünglich nicht identische Punkte zu identischen werden können. oder dass der Macula anatomica des fixierenden Auges nicht mehr die Macula anatomica des anderen Auges, sondern ein gewisser anderer Punkt, die Pseudomacula entspricht. Trifft jetzt ein Lichtreiz die Netzhaut des Hauptauges, so wird er durch eine Muskelcombination auf die Macula anatomica gebracht. Zugleich wandert er auf dem anderen Auge, das sich coordinatorisch bewegt, auf die Pseudomacula. Mit dieser Fixationsstellung ist ein Optimum der Wahrnehmung verbunden, die Lichterscheinung gilt für real.

Lässt man nun, während das Hauptauge verdeckt wird, den Lichtpunkt mit dem schielenden Auge fixieren, so wird er hier auf die frühere Kernstelle der Netzhaut, die Macula anatomica, gebracht und es ist wieder ein Empfindungsoptimum vorhanden. Trotzdem wird der Lichtpunkt als Trugbild bezeichnet, also als nicht wirklich empfunden, denn diese Einstellung entspricht nicht der Beendigung des Fixationsreflexes: dieser würde zur Einstellung der Pseudomacula führen.

Einen geraden Gegensatz zu der Erscheinung, dass wir endogenen Sinneserregungen unter Umständen volle Wirklichkeit beilegen, bildet ein wohl ausschliesslich krankhaftes Symptom, dass nämlich die Wirklichkeit ihren Charakter als solche verliert und für Schein gehalten wird.

Hat man für erstere Erscheinung durch die Selbstbeobachtung feststellen können, dass der Wirklichkeitswerth wenigstens als Folge einer gesetzmässigen Verbindung des myopsychischen mit dem pathopsychischen Moment resultieren kann, so ist man für das letztere Symptom nicht in so glücklicher Lage.

Beruht aber die Wirklichkeit einer Erscheinung darauf, dass sie als materiell bedingt in den Raum verlegt wird, so ist die Annahme, dass die Erscheinungen in dem Maasse an Wirklichkeit einbüssen, als die pathopsychische sich von der myopsychischen Componente trennt, sehr nahe liegend.

Dieses Symptom tritt uns in leichterem Grade bei einer grossen Anzahl von Neurasthenikern entgegen; diese klagen, dass sie nicht mehr so klar sehen; sie sehen wie durch einen Schleier und die Dinge

erscheinen ihnen fremd. Objectiv lässt sich nachweisen, dass ihre Sehschärfe ganz ausgezeichnet ist. Hält man das ihren Klagen entgegen, so erklären sie, das hätten sie auch gar nicht gemeint, aber es sei förmlich, als ob das, was sie sähen gar nicht wirklich wäre, oder auch, als ob sie gar nicht selbst es wären, die sähen.

Beschränkt sich diese Störung nicht auf ein bestimmtes Sinnesorgan, sondern wird allgemein, so entsteht ein Zustand, der der Psychose nahe steht. Wenn es auch nicht zur Desorientierung kommt, zur Rathlosigkeit kommt es wohl immer.

Eine solche Kranke, bei der dieses Symptom in allgemeinster Ausdehnung selbst auf dem Gebiete sexueller Empfindung bestand, beschrieb das so, dass es gar nicht ihre Augen seien, die sähen, dass es gar nicht ihr Körper sei, der fühle, und eine andere Kranke von offenbar ganz ähnlichem Charakter hat Wernicke in seinem Lehrbuche der Psychiatrie [1]) beschrieben.

Sehr häufig findet sich dies Symptom auch bei Melancholischen, dann natürlich nicht allein. Klagen, wie ich bin gar kein Mensch mehr, ich bin schon lange begraben, ich fühle, sehe, höre nichts mehr, sind wohl häufig auf diese Erscheinung zurückzuführen. Ebenso oft erklären diese Kranken, die Welt sei nur eine Welt des Scheins, es sei gar nichts wirklich, es sei gar nichts mehr da. Geht man genauer auf diese Klagen ein, so wird ohne Weiteres zugegeben, dass alles wahrgenommen wird, aber es sei ganz anders, „es berühre sie nicht mehr.“

In der That der Zweifel an der Existenz des Ich oder an der Aussenwelt erscheint nur die natürliche Folge dieser Associationslähmung zwischen Myo- und Pathopsyche.

Warum in dem einen Falle dieser, im andern jener Ausweg gewählt wird, ist schwer zu sagen.

So sehen wir, dass Zeit, Raum und Masse, welche die objective Welt ausmachen, der Eindruck des Objectiven und der Wirklichkeit sich zurückführen lassen auf Muskelthätigkeit, bezw. auf deren psychische Repräsentation, die ich Myopsyche nenne. Sie bildet für sich eine Einheit, insofern sie, wie wir sehen werden, bei jeder Raum- und Massen-Vorstellung als Ganzes mitschwingt, und geht mit der psychischen Repräsentation der eigentlichen Sinnesqualitäten, die ich Pathopsyche nenne, so enge Verbindungen ein, dass bei der Wahrnehmung stets beide zusammenklingen. Die Vereinigung beider ist das Sensorium. Nur der Abstraction gelingt es, beide Territorien auseinander zu halten.

Trotzdem ist es wichtig beide zu sondern als zwei ihrer Entstehung nach wesentlich verschiedene seelische Bestandtheile.

[1]) Grundriss der Psychiatose, Theil III, p. 308.

Ehe wir den Versuch machen, die Myopsyche anatomisch in der Hirnrinde zu localisieren, müssen wir uns den Weg, auf welchem diese Rückwirkung der Muskelfunction auf die Psyche zu Stande kommt, vorzustellen suchen.

Es wird in der Regel allzusehr übersehen, welche wichtige Rolle der Reflex nicht nur in der Thierreihe, sondern auch beim Menschen spielt. Ich will nur auf einige geradezu bewundernswerthe Reflexmechanismen hinweisen, um die Bedeutung dieser nichtwillkürlichen Bewegungen zu zeigen. Ein kleines Kind beginnt mit etwa 6 Monaten, vielleicht noch früher, nachzuahmen, was es sieht. In der Regel beruhigen wir uns dabei, dass es eben das, was es bei anderen sieht, unter Controle der Augen nachmacht. Aber diese Erklärung ist nicht ausreichend. Ich runzle die Stirn, das Kind thut dasselbe; ich verziehe den Mund, das Kind auch; jeden mimischen Ausdruck ahmt es nach und zwar ohne erst zu probieren, sofort in richtiger Weise und ohne Controle seiner Augen. Woher hat das Kind eine Ahnung, wie es zu innervieren hat? Will es überhaupt nachahmen oder lässt es nur eine Nervenwelle durch die Netzhaut und das Gehirn hindurch bis zu gewissen Gesichtsmuskeln widerstandslos passieren? Und wie soll man erklären, dass eine Aenderung des optischen Eindrucks, also eine Veränderung meiner Gesichtszüge, die Nervenwelle in andere Muskeln lenkt. Ich werde später versuchen, das scheinbar Unerklärliche zu erklären. Im Grunde genommen ist aber jede Nachahmung ebenso unverständlich und mit der Controle des Gesichtssinnes bei Handbewegungen ist nicht viel anzufangen, wenn der Controleur zwar weiss, dass etwas anders gemacht wird, aber nicht selbst helfend eintreten kann. Auch bei der kindlichen Nachahmung einer Hand- oder Beinbewegung hat doch schliesslich bei Annahme der Controle eine Veränderung des optischen Reizes eine Veränderung des Strombettes der Nervenwelle zur Folge.

Wenn ein kleines Kind schreit, schreien alle im gleichen Zimmer befindlichen mit. Hier fliesst die Nervenwelle vom Acusticus zur Schreimuskulatur; nebenbei ahmt das Kind die Mimik des zuerst schreienden auch nach. Will das Kind diesen Gesichtsausdruck annehmen? Offenbar ebensowenig wie es schreien will. Die Nervenwelle läuft in altem, breiten Bette ohne jede Willensregung dahin.

Und wenn das Kind sprechen lernt, ist es im Grunde derselbe instinctive Vorgang. Woher weiss das Kind, dass es Muskelbewegungen nachzumachen hat, oder gar welche Muskeln es bewegen soll? Hört es das Wort Mama, so läuft beim ersten Male die Nervenwelle zu andern Muskeln als wenn ihm Papa vorgesagt wird. Und der Erwachsene hat schliesslich keine Ahnung, was er im Einzelnen zu thun hat, wenn er einen Laut spricht, welche Muskeln er in Bewegung setzen

soll und welche nicht, und im Grunde genommen ist das das Gleiche bei jeder Bewegung. Wenn ich den Arm bis zur Horizontalen erheben will, so will ich nicht etwa die mittlere Portion des Delta und den Serratus in einem bestimmten Grade sich contrahieren lassen, sondern ich habe nur ein gewisses Raumbild meines Körpers, dem ich gleich werden will.

Diese Betrachtung liefert für eine Vorstellung der myosensorischen Bahn gewisse Anhaltspunkte; sie zeigt zunächst, dass die gesonderte Annahme einer solchen nothwendig ist.

Ist der materielle Vorgang in der Hirnrinde, welcher meinen Willen den Laut A zu sprechen begleitet, wirklich die Ursache davon, dass ich A sage, und daran ist doch nicht zu zweiteln (V_c bezeichne diesen Vorgang), so muss auch jedes Element der Sprechbewegung, jede kleinste Verkürzung der einzelnen Muskelfasern in V_c repräsentiert sein. Nenne ich diese Sprechbewegung A_m, so kann ich V_c sehr wohl als eine Art Photographie von A_m betrachten.

Lange bevor das Kind eine Bewegung ausführen will, führt es sie reflectorisch (subcortical) aus. Der Wille zu schreien, und demgemäss V_c entsteht also später als die Schreibewegung und deren spinale Innervation; also muss man annehmen, dass V_c als eine Art Photographie der Muskelthätigkeit, oder des Vorganges in den motorischen Spinalzellen, durch eine centripetale Bahn gebildet wird.

Die Pyramidenbahn leitet nicht rindenwärts, das wissen wir. Aber es könnte gedacht werden, dass bei jeder motorischen Entladung der Vorderhornzellen eine Veränderung in den Pyramidenzellen, als Energieabfluss zu Stande kommt. Dann könnten wir die corticopetale myosensorische Bahn entbehren.

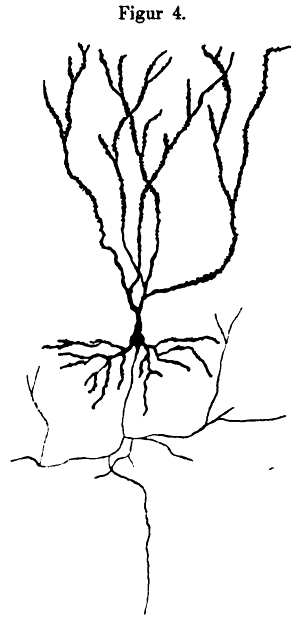
Um dem Leser, welcher in der Hirnanatomie nicht hinreichend bewandert ist, um die anatomischen Folgerungen zu verstehen, entgegenzukommen, füge ich hier in grossen Zügen das Nothwendigste aus der Anatomie des Nervensystemes bei.

Eine Nervenzelle ist ein Protoplasmakörperchen mit einem Kerne versehen wie jede thierische oder pflanzliche Zelle. Sie ist vor allen übrigen Zellen dadurch ausgezeichnet, dass sie zwei Arten von Fortsätzen besitzt, die sowohl anatomisch wie physiologisch sich von einander unterscheiden. Die Bestimmung dieser Fortsätze ist es, den Sinnesreiz aufzunehmen und weiter zu leiten. Jeder Fortsatz leitet nur in einer Richtung, entweder zur Zelle hin, cellulipetal, oder von der Zelle hinweg, cellulifugal. Ersterer heisst Dendrit und besitzt in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ein ungleichmässiges Kaliber, eine rauhe Oberfläche, die mit kleinen Dornen besetzt ist, und ein vielfach verzweigtes Aussehen. Nur ganz ausnahmsweise kann er in seinem anatomischen Verhalten der zweiten Art der Fortsätze, den Neuriten, völlig gleichen. Der Neurit, welcher die Nervenwelle von der Zelle hinweg leitet, ist viel feiner und von gleichmässigem Kaliber. Während jede Ganglienzelle, wie auch die in nebenstehender Figur, welche einem kindlichen Gehirne entstammt, meist eine sehr grosse Zahl von Dentriden aus ihrem Körper entspringen lässt, besitzt sie ausnahmslos einen einzigen Neuriten.

Eine solche Nervenzelle mit ihren beiden Arten von Fortsätzen heisst ein Neuron.

Unser ganzes Nervensystem besteht aus einer unglaublichen Anzahl solcher Neurone. Ein Hautreiz, z. B. ein Nadelstich, erregt den Dendriten eines Neuroms, dessen Endigung in der Haut gelegen ist. Dieser Dendrit, welcher mehrere Dezimeter Länge hat, führt zu einer Ganglienzelle, welche in nächster Nähe des Rückenmarkes gelegen ist, und von ihr entspringt der Neurit, welcher die Nervenwelle weiter nach dem Gehirne zu leitet. Er tritt in das Rückenmark ein und endigt an den Dendriten oder Körpern anderer hier gelegenen Neurone, deren Neuriten wiederum den Reiz zu anderen Neuronen hinleiten und so fort, bis endlich die Erregung ihre Endstation an einer grossen Anzahl von Ganglienzellen findet, welche in der Grosshirnrinde selbst gelegen sind. Die Erregung dieser Grosshirnrindenzellen wird uns als Schmerz bewusst.

Figur 4.



Nervenzelle. Der feine fadenförmige Fortsatz n ist der Neurit, alle übrigen sind Dendriten.

Dort wo in dieser Neuronkette, welche in unserem Beispiel sensibel ist, die Erregung von dem Neuriten des einen periferer gelegenen Neurons, auf den Dendriten des hirnwärts liegenden übergeht, „articulieren“ die Neurone mit einander.

Wie man aus Figur 4 ersehen kann, ist der Verlauf des Neuriten kein einfacher: es entspringen aus ihm kleine Seitenästchen, welche zu anderen Nervenzellen hingelangen. So verhält sich auch der Neurit der Ganglienzelle, welche als erste den Reiz des Nadelstiches aufnimmt, sobald er in's Rückenmark eingetreten ist; und während sein Hauptast dem Gehirne zustrebt, tritt ein Nebenast, eine sogenannte Collaterale, mit ihrer Endverzweigung an eine im Rückenmark gelegene Zelle, eine motorische Rückenmarkzelle, heran, deren Neurit in einem periferen Nervenstamm übertritt und sich in einem Muskel verzweigt.

Wird z. B. das Band, welches die Kniescheibe mit dem Hauptknochen des Unterschenkels verbindet, beklopft, so erfolgt ohne unser Zuthun eine Streckung des Unterschenkels, indem sich der an der Vorderseite des Oberschenkels gelegene Muskel zusammenzieht.

Der sensible Reiz des Beklopfens strömte durch den Dendriten zum Neuron S, durch dessen Neuriten zum Neuron M, erregte an der Articulationsstelle die Dendriten letzterer Nervenzelle, und gelangte auf dem Wege seines Neuriten zum Muskel, den er zu Zusammenziehung veranlasste.

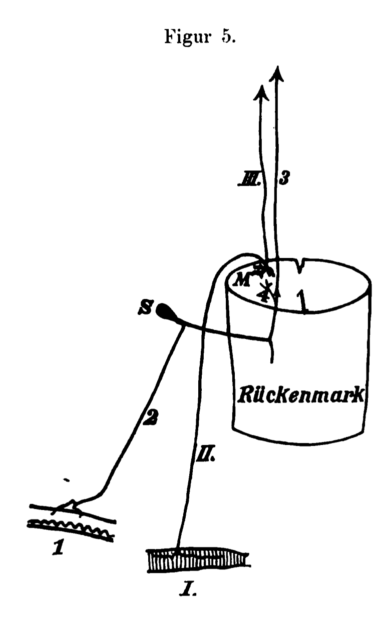
Dieses letztere Neuron M nennt man, da es eine Bewegung auslöst, ein motorisches.

Wie nun der Neurit von S auf seinem Wege zum Gehirn Collateralen zu den motorischen Zellen abgiebt, so besitzt auch der Neurit von M, wenigstens in der

ersten Zeit der Kindheit und während eines beträchtlichen Theiles des Embryonallebens Seitenäste, die mit anderen sensiblen, im Rückenmark gelegenen Neuronen articulieren. Auf diesem Wege gelangt eine Kunde von der Erregung der motorischen Rückenmarkszellen schliesslich zur Hirnrinde und löst hier einen Bewusstseinsvorgang aus, den ich mit B¹ bezeichnete, und dem ein Bewegungsvorgang in gewissen Rindenneuronen entspricht, den ich A_e^1 nannte.

In demselben Augenblicke nun wo in diesen myopsychischen Rindenzellen die Veränderung A_e^1 erfolgt, tritt aber in den sensiblen Rindenneuronen jener Vorgang ein, den ich mit A_e bezeichnete. Zwischen den myopsychischen und den sensiblen Rindenzellen muss nun eine Associationsbahn bestehen, welche, wenn einmal die motorischen Reflexinnervationen des Rückenmarks ihre Spuren im myopsychischen Felde hinterlassen haben, ein Anschwingen dieses Feldes bei jeder sensiblen Rindenerregung nothwendig zur Folge hat.

Figur 5.



S = sensibles } Neuron.
M = motorisches }

So wenig Positives wir nun auch von der Function der Grosshirnrinde wissen, so steht in Folge unserer pathologisch anatomischen Erfahrungen und der klinischen Erfahrungen Folgendes mit absoluter Sicherheit fest.

Die einzelnen Bezirke der Grosshirnrinde sind physiologisch nicht gleichwerthig. Die Fähigkeit zu hören, zu sehen und zu fühlen, mit grosser Wahrscheinlichkeit auch die zu schmecken und zu riechen, ist an die Unversehrtheit ganz bestimmter Rindenterritorien, die man als centrale Projectionsfelder der Sinnesgebiete bezeichnet, geknüpft.

So kann eine doppelseitige Erkrankung der Schläfelappen des Gehirns vollständige Taubheit, eine solche der Hinterhauptslappen complete Blindheit verursachen, kurz, wir sind zu der Annahme gezwungen, dass die Perception des Lichtes, der Berührung und des Schalles an gewisse umschriebene und von einander getrennte Rindenfelder gebunden ist.

Andererseits kann auch darüber ein Zweifel nicht bestehen, dass die Fähigkkeit, den Arm, das Bein, die Gesichtsmuskeln willkürlich zu bewegen, erlischt, wenn ganz bestimmte Rindengebiete erkranken. Auch diese „motorischen“ Projectionsfelder der Rinden sind von einander abgrenzbar, scheinen aber zum Theil wenigstens mit den sensiblen Sphären zusammenzufallen. Eine Rindenverletzung, die eine cerebrale Armlähmung im Gefolge hat, beeinträchtigt wohl auch regelmässig das Gefühl dieser Extremität, so dass wir annehmen müssen, die sensiblen Rindenelemente des Armes liegen mit den motorischen zum Theil in der Rinde an der gleichen Stelle mit einander vermischt.

Die gesammte Hirnrinde nun baut sich ganz wesentlich aus Nervenzellen und ihren Fortsätzen auf, vor Allem aus deren Dendriten. Das Hirnmark oder die weisse Substanz besteht aus den Neuriten dieser Ganglienkörper, sowie aus Neuriten, welche

von anderwärts gelegenen sensiblen Neuronen stammend der Hirnrinde zustreben, um sich hier in ihre Endverästelungen aufzulösen und mit den Eigenneuronen der Hirnrinde zu articulieren. Diese Endverästelungen bilden in der Mitte der Rinde ein dichtes Geflecht, das besonders in den sensiblen Projectionsfeldern eine imponierende Entwickelung erreicht und z. B. in der Sehrinde einen mit blossem Auge sichtbaren, weissen Streifen bildet.

Abgesehen von der grösseren Mächtigkeit gewisser Zellschichten, besonders der sogenannten Körnerschichten in den sensiblen Rindenterritorien, bietet die gesammte Hirnrinde einen im Grossen und Ganzen übereinstimmenden Bau.

Zu oberst liegt eine Schicht, die ziemlich arm an Nervenzellen ist und im Wesentlichen die reichen Endbüschel der aus den tieferen Schichten aufsteigenden Dendriten enthält. Es folgt sodann nach der Tiefe zu die Schicht der kleinen, dann die der mittleren und dann die der grossen Pyramidenzellen.

Alle diese Zellen haben etwa die Form der in Figur 4 wiedergegebenen, und unterscheiden sich nur durch ihre Grösse. Sie stehen mit ihrer Längsaxe senkrecht zur Gehirnoberfläche, senden ihren Dendriten, der desto länger ist, je tiefer sie liegen, bis in die oberste Schicht, und ihren Neuriten fast durchgängig in das Marklager.

Unter den grossen Pyramiden liegen unregelmässig gebaute Zellen, die Körner- oder Sternzellen, die in den rein sensiblen Centren in ungemein grosser Zahl vorhanden sind und dicht gedräugt liegen. Spärlicher sind sie in den motorischen Gebieten.

Hierauf folgt eine einfache oder mehrfache Lage sehr grosser Pyramidenzellen, deren Axencylinder wahrscheinlich bis in das Rückenmark herabreicht und mit den motorischen Neuronen dieses Organes articuliert. Das sind die sogenannten motorischen oder Riesenpyramiden.

Die unterste Schicht endlich bilden meist kleine, unregelmässig oder spindlig geformte Zellen, deren sehr langer Dendrit aber häufig bis an die Hirnoberfläche heranreicht.

Alle diese Zellen stehen durch ihre Neuriten und deren Collateralen in unglaublich complizierter leitender Verbindung unter einander, so dass es nicht zu viel behaupten heisst, dass jeder Punkt der Rinde mit jedem beliebigen anderen leitend verbunden ist.

Aber wir können diese Annahme, dass die Pyramidenbahn zugleich als myosensorische Bahn functioniert, nicht aufrecht erhalten. V_c ist oder enthält ein Abbild von A_m; es ist dieses Abbild, welches früher A_c^1 genannt wurde, selbst, mit dem einzigen Unterschiede, dass es zugleich Wille ist.

Sollte A_c^1 in den Pyramidenzellen liegen, so müsste eine lebhafte Raum- oder Massenvorstellung identisch sein mit dem Willen zur Bewegung. Es lässt sich nicht leugnen, dass die lebhafte Wahrnehmung einer Bewegung uns veranlasst, ihr mit dem Blick oder dem Finger zu folgen. Aber wir können auch die lebhaftesten Raumvorstellungen haben, ohne die geringste Bewegung auszuführen.

Wäre V_c und A_c^1 in der That identisch, so müsste andererseits auch jede gewollte Bewegung lebhafte Raumvorstellungen hervorrufen. Daraus folgt: Der Sitz der Willensentladung (die Pyramidenzellen) ist

nicht identisch mit der Myopsyche, und folglich ist die myosensorische Bahn auch nicht identisch mit der Pyramidenbahn. V_c aber als das materielle Substrat eines bestimmten Willens wäre zu zerlegen in eine bestimmte myopsychische Erregung A_c^1 und in den Willen überhaupt.

Man könnte ferner meinen, dass die in den Muskel- und Sehnenkörperchen beginnende sensible Bahn, die in den Hintersträngen des Rückenmarks zur Medulla und dem Kleinhirn aufsteigt, mit unserer hypothetischen myosensorischen Bahn identisch wäre. Das ist schwer zu widerlegen, aber doch recht unwahrscheinlich. Man könnte sich wohl vorstellen, dass diese Muskel- und Sehnenkörperchen bei hinreichend dichter Anordnung von jeder Muskelthätigkeit ein eindeutiges Symbol dem Grosshirn lieferten. Allein bei genauerer Ueberlegung hat diese Vorstellung doch wenig für sich. Die genannte Bahn bildet unter anderem den aufsteigenden Schenkel des Patellarreflexbogens. Sollte auf diesem selben Wege auch die Contraction des Quadriceps registriert werden?

Diese Bahn kann ferner auch durch Druck auf die Muskeln erregt werden. Wie sollen die beiden Erregungsarten unterschieden werden? Wir müssen fordern, dass nur die Muskelthätigkeit auf dieser Bahn Zeichen nach dem Grosshirn schickt.

Endlich spricht ein wichtiger Grund gegen diese Annahme: Dass die Massen- und Raumwahrnehmung lediglich auf myogenen Processen beruht, lässt sich füglich nicht bezweifeln. Die Massenvorstellung verhält sich aber zur Raumvorstellung wie die Art zur Gattung: jede Masse ist Raum, aber nicht umgekehrt. Die Massenwahrnehmung führten wir auf den Widerstand, auf das Bewusstwerden einer Hemmung unserer Bewegungen zurück, und konsequenterweise müssen wir die Vorstellung des absoluten Raumes, der nicht von Masse erfüllt ist, auf alle ohne Widerstand erfolgende Muskelthätigkeit basieren.

Das subjective Gefühl eines Widerstandes gegen meine Muskelthätigkeit objectiviere ich als raumfüllende Masse.

Das subjective Gefühl freier Beweglichkeit objectiviere ich als leeren Raum. Das Gemeinsame liegt hier in dem Begriffe der Muskelthätigkeit. Wir werden bald sehen, dass wir diesem Gemeinsamen auch auf psychischem Gebiete etwas Gemeinsames gegenüberstellen können.

Versuche ich ein schweres Gewicht vom Boden zu erheben, so steigere ich successive meine Muskelinnervation bis zu dem Augenblick, wo ich durch meine Kraft die Erdschwere genau equilibriere. In diesem Augenblick ändert sich, wenn ich auch noch den kleinsten Impuls zu den Muskeln sende, etwas in meinem Bewusstsein, während durchaus nicht abzusehen ist, was für eine Aenderung im Momente der Aequilibrierung in den sensiblen Muskelkörperchen etc. erfolgt. Die Bewegung in den Gelenken, die diesem Momente folgt, kann minimal sein, sie kann

viel kleiner sein als die Bewegungen, die ich vorher ausführte, während meine Muskelkraft zur erforderlichen Höhe anwuchs.

Dass dieser Bewusstseinsänderung eine periphere Ursache entspricht, halte ich für sicher, dass diese nicht in einer Veränderung etwaiger sensibler Nervenendapparate beruht, ist ebenso sicher.

Sie kann also nur im Muskel selber oder aber in den motorischen Vorderhornzellen gelegen sein. In der That, im Muskel findet in dem Augenblick, wo das Gewicht, und sei es noch so wenig, den Boden verlässt, eine plötzliche und bedeutsame Aenderung statt. Bis zu diesem Zeitpunkt leistete er keinerlei nach aussen übertragene Arbeit, mit jedem Bruchtheile eines Millimeters aber, um den das Gewicht gehoben wird, gewinnt es an potentieller Energie, welche der contrahierte Muskel ihm abgiebt.

H. Sachs (die Entstehung der Raumvorstellung aus Sinnesempfindungen, Breslau 1897) lässt die myosensorische Bahn von den motorischen Zellen des Höhlengraus entspringen, und der Befund von Collateralen an den Axonen der motorischen Vorderhornzellen giebt dieser Hypothese einen anatomischen Hintergrund. Sollte die Apathy'sche Lehre, dass die motorischen Nerven im Muskel nicht endigen, sondern unter Schlingenbildung rückläufig werden, sich auch für den Menschen bestätigen, so würde man in den rückläufigen Schenkeln dieser Schlingen den Anfang der gesuchten Bahn annehmen können.

Jedenfalls spricht alles dafür, dass eine solche myosensorische Bahn in besonderen Fasern des Rückenmarkes aufsteigt und an gesonderten Zellen der Grosshirnrinde endigt. Diese Zellen sind kaum identisch mit den motorischen Pyramidenzellen, aber sie stehen in enger Verbindung mit ihnen, und leicht fliesst ihre Erregung auf die Pyramidenzellen über. Es würde bei dem heutigen Standpunkte der Gehirnphysiologie müssige Speculation sein, wollte man eine genauere Localisation des myopsychischen Rindenfeldes versuchen.

Aber es ist auf dem Boden unserer Anschauungen doch noch möglich, tiefer in die Psychologie der Raum- und Massen-Vorstellungen einzudringen, und im Anschlusse daran unsere Anschauungen über die anatomische Vertretung der Myopsyche zu grösserer Klarheit zu erheben.

Wir haben als gemeinsame periphere Vertretung dieser Vorstellungen bisher die Muskelthätigkeit kennen gelernt, und müssen nunmehr suchen, für dieses Gemeinsame das psychische Correlat zu finden. Dazu giebt es natürlich keinen anderen Weg als die ganz naive Selbstbeobachtung. Es ist nicht das Anstrengungsgefühl, denn dieses ist bei freien Bewegungen immer das nämliche, kann also nicht unzählige Raumvorstellungen liefern. Dagegen ist bei jeder Muskelthätigkeit, ob sie frei, ob sie gegen Widerstand geführt wird, der Begriff der Richtung immer

im Bewusstsein vorhanden. Die Richtung in der ein Widerstand wirkt. bezw. in der ich auf ihn wirke, die Richtung nach der ich sehe oder die Hand bewege, ist psychisch immer qualitativ das nämliche, genau so wie qualitativ die Contraction einer Muskelfaser das nämliche ist. Offenbar aber ist die Richtungsvorstellung genau das psychischbe Correlat zu dem, was ich $A_c{}^1$ nannte, und repräsentiert cerebral mit photographischer Genauigkeit den Vorgang der spinalen Innervation, von der ich im Einzelnen gar nichts weiss.

Kommt zu der Richtungsvorstellung mein Wille, d. h. fliesst aus den myopsychischen Elementen die Nervenwelle zu den Pyramidenzellen, so erfolgt die gewollte Bewegung in der bestimmten Richtung.

Was Richtung ist, ist jedem von uns genau so bekannt, wie was blau oder heiss ist. Es ist eine Elementarempfindung. Wenn ich aber einen blauen Gegenstand sehe, so ist er nicht schlechtweg blau, er ist hell oder dunkelblau, oder hält die Mitte zwischen Beiden. Fühle ich einen Gegenstand an, so ist er nicht einfach heiss, sondern warm, sehr warm, heiss oder sehr heiss. D. h.: wir sind im erwachsenen Zustande gar nicht im Stande, eine Qualität rein zu empfinden, wir empfinden sie immer im Gegensatze, d. h. in Association mit allen möglichen Empfindungen derselben Qualität; die Empfindung blau hat nur Sinn im Gegensatz zu mindestens einer anderen Farbenempfindung, und so hat die Richtungsempfindung nur eine Bedeutung im Vergleich zu allen übrigen Richtungsempfindungen. Mit anderen Worten: klingt eine Richtungsempfindung an, so schwingen unweigerlich alle möglichen Richtungsempfindungen mit, d. h. die gesammte Myopsyche, der Raum tritt ins Bewusstsein.

Die Raumvorstellung ist die Summe aller Richtungsvorstellungen und nur im Raume, d. h. als Partialerregung der als Ganzes schwingenden Myopsyche, hat es Sinn, von Richtungen zu sprechen.

Verbindet sich die Richtungsvorstellung mit der Vorstellung der Widerstandes, so haben wir die Massenvorstellung.

Wir nehmen also an, dass jedes Mal, wenn die Myopsyche erregt wird, sei es durch den äusseren Reiz direkt oder beim Denkprocess, dass sie auch in ganzer Ausdehnung mitschwingt. Dass das wirklich der Fall ist, werden wir erst später einsehen können.

Bisher haben wir die rein sinnlichen Qualitäten immer als ein Ganzes der Myopsyche gegenübergestellt. Wenn nun auch zweifellos die Myopsyche eine grosse Selbständigkeit beansprucht, vor allem immer als Ganzes thätig ist, so wissen wir doch nichtsdestoweniger, dass sie in sehr enge und mannigfache Beziehungen zu den verschiedenen pathopsychischen Gebieten tritt. Keine optische, keine tactile, ja überhaupt keine Wahrnehmung sinnlicher Art ist völlig frei von räumlicher Beimischung. Aber bezüglich der Bestimmtheit dieses räumlichen Characters

bestehen gewaltige Unterschiede. Wir können hiernach 2 Gruppen von Sinnesorganen unterscheiden.

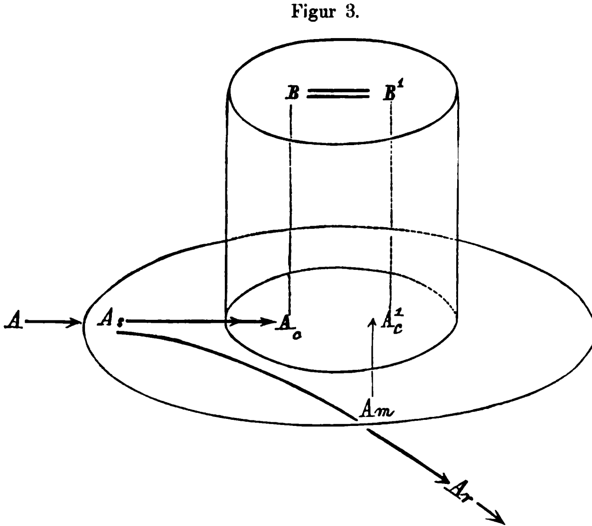
1. Auge und Hautsinn. Die Raumwahrnehmungen sind höchst entwickelte Combinationen, die sich im Grunde freilich alle auf den Begriff der Richtung zurückführen lassen.

2. Geruch-, Geschmack-, Gehörsinn. Die Raumwahrnehmung ist eine sehr einfache und beschränkt sich immer auf eine Richtung im Gegensatz zu allen übrigen Richtungen, d. h. auf eine Richtung im Raum.

Diesen Unterschied zu begreifen, kehren wir wieder zu unserer Fiction eines Wesens zurück, dessen glatte Körperoberfläche aus tactilen Sinneselementen besteht, deren jedes eine nur einmal vorhandene ganz specifische Berührungsempfindung auslöst. Die äussere Ursache dieser Empfindung sei A, A_s wieder der Bewegungsvorgang im tactilen Element a_s, A_c die von A_s im Centralorgan erregte Veränderung.

Wird nun a_s gereizt, so erfolgt eine gewisse Bewegung A_m, die in dieser Weise bei der Reizung keines anderen Punktes erfolgt. A_m aber pflanzt sich zum Centralorgan fort, und setzt dort das Symbol A_c^1. Da nun zu jedem A_c ein A_c^1 gehört und immer mit A_c auch A_c^1 anklingt, so werden A_c und A_c^1 auf's engste associiert.

Figur 3.



Der grosse Kreis bedeutet die sensible und motorische Peripherie (eventuell deren spinale Vertretung). A_c die Veränderung, welche A_s als Bewegungsvorgang in der rein sensiblen Sphäre des Gehirns setzt. A_m ist die von A_s ausgelöste Reflexbewegung. A_c^1 die cerebrale Vertretung von A_m. B und B^1 stellen die psychischen Correlate von A_c und A_c^1 dar. $B = B^1$ ist die Wahrnehmung von A.

Die Summe aller A_c enthält natürlich alle Sinnesqualitäten der Körperoberfläche wie ein Spiegelbild, und ebenso repräsentirt auch die Summe aller A_c^1 die Sinnesfläche. Aber in anderer Weise. Für jedes A_c steht hier ein A_c^1, ein anderes Symbol, etwa wie in einem lateinisch geschriebenen Worte für jeden Buchstaben desselben Wortes in deutscher Schrift ein deutscher, ein anderes Symbol, vorhanden ist. A_c^1 aber entspricht, wie wir sahen, der Wahrnehmung einer Richtung im Unterschiede zu allen möglichen Richtungen; $A_c + A_c^1$ entspricht also einer bestimmten Empfindung in einer bestimmten Richtung.

Bildet sich an einem solch einfachen Wesen, wir können an eine Meduse denken, ein beweglicher Auswuchs, so werden an diesem für sich wieder jeder Punkt der Oberfläche und jede in ihr isolirt mögliche Muskelaction mit einander unlöslich associirt werden. Jeder solchen Muskelaction entspricht wieder eine Richtungsempfindung und ist das Glied wirklich frei beweglich, so werden den Punkten seiner Oberfläche wieder alle, oder die Mehrzahl aller Richtungen entsprechen. Diese Richtungsempfindungen decken sich also mit denen des Rumpfes, aber sie sind alle mit einer ganz bestimmten Richtungsempfindung, der der Ursprungsgegend des Gliedes in engstem Zusammenhang. Die Association aller Richtungsempfindungen zu einer bestimmten Anzahl, nicht die nochmalige Neuschaffung ist erforderlich zur räumlichen Orientirung. Nehmen wir an, dass einer gewissen Zahl von Richtungsempfindungen eine bestimmte Lokalität im Centrum zugeordnet ist, so würde man die stärkere Beteiligung dieser Lokalität beim Anklingen des gesammten myopsychischen Feldes als Vorstellung eines bestimmten Gliedes, einen spitzen Wellengipfel auf der Totalwelle, als ganz bestimmte Lagevorstellung dieses Gliedes betrachten.

1. Die Vorstellung des rechten Armes würde sich demnach wie folgt gestalten: eine gewisse Summe von Richtungsvorstellungen, in Bezug auf den Rumpf, rechts oben; flacher Wellengipfel im myopsychischen Felde, welcher der Summe dieser Richtungen entspricht, d. h. in einem bestimmten Rindengebiet.

2. Vorstellung des horizontal nach vorn gestreckten Armes: ebenso ausserdem Anklingen sämtlicher A_m, die den A_s auf der ganzen Vorderseite des Körpers zugeordnet sind.

3. Vorstellung des in einer Sagittalebene nach vorn unten gestreckten Armes: wie bei 1, ausserdem Anklingen aller A_m wie bei 2, aber in einem von oben nach unten zunehmenden Maasse.

Es ergibt sich hieraus, dass man von einer Lokalisation der Myopsyche gewissen Körperregionen und Gliedmassen entsprechend wohl reden darf. Bedenkt man ferner, dass zu einer solchen Vorstellung nur

der Wille hinzuzukommen braucht, um die entsprechende Vorstellung in Bewegung umzusetzen, d. h. dass der Nervenstrom in die den Arm beherrschenden Pyramidenzellen abfliesst, so liegt die Annahme nahe, dass zwischen dem motorischen Projectionsfelde und dem myopsychischen Felde einer bestimmten Körperregion eine sehr enge anatomische und folglich wohl auch räumliche Beziehung besteht. Vielleicht fallen beide Felder zusammen und wir würden dann sowohl die ungeheure Ausdehnung des Rumpffeldes im Stirnhirne verstehen, wie auch die dichte Stellung der grossen Pyramidenzellen in den Centralwindungen. Sind vielleicht die kleineren und mittleren Pyramiden Sitz der Myopsyche?

Da die Richtung vorne im Gegensatz zu hinten, nicht aber ohne solchen einen Sinn hat, so ist in den erwähnten Fällen von Lagevorstellung des Armes natürlich nur eine Mehrerregung der genannten myopsychischen Elemente gemeint, nicht aber eine vollkommene Ruhe der übrigen.

Machen wir nunmehr folgende Fiction. Ein Teil der Sinnesfläche mit den Elementen a_n bis a_r werde unbeweglich, z. B. durch Verbindung mit einem starren Skelett. Dann würde zu den entsprechenden A_{cn} bis A_{cr} nur ein einziger A_c^1 gehören, d. h. die einzelnen Qualitäten der Empfindung dieses Gebietes würden sich allein durch die Verschiedenheit des pathopsychischen, nicht aber des myopsychischen Momentes von einander unterscheiden.

Unter solchen Bedingungen steht unser Ohr und unser Geruchsinn. Ein hoher ebenso wie ein tiefer Ton rufen immer nur eine und dieselbe Bewegung hervor und die verschiedenen Klänge haben keinerlei räumliche Beziehungen zu einander, ebenso wenig wie die verschiedenen Gerüche.

Da hier leicht ein Missverständniss mit unterlaufen könnte, man z. B. die verschiedenen Farbenempfindungen in demselben Sinne als Qualitäten der Gesichtswahrnehmung, Warm, Kalt und neutrale Tastempfindung als solche des Hautsinnes auffassen könnte, so sei auf Folgendes aufmerksam gemacht

Unsere Annahme von dem Organismus mit der Sinnesfläche setzte zunächst keinerlei Differenzirung bestimmter Sinnesorgane voraus. Ob wir annehmen, dass sie auf Berührung, Licht- oder Kathodenstrahlen eingestellt sei, thut nichts zur Sache. Nehmen wir an, sie vermittele nur neutrale Tastempfindung. Trotzdem setzten wir voraus, dass jeder Punkt der Sinnesfläche eine ihm allein eigene Qualität, die sehr gut als Lokalzeichen benannt werden kann, besässe.

Diese Annahme entspricht in der That der Wirklichkeit. Es ist den Physiologen bekannt, dass eine Farbenwahrnehmung ihren Charakter ändert, wenn sich der Lichtreiz über die Netzhaut hin bewegt.

Es ist ebenso bekannt, dass die Temperaturempfindung trotz des gleichen Reizes an verschiedenen Stellen unseres Körpers verschieden, und wahrscheinlich überhaupt nicht an zwei beliebigen Körperstellen absolut gleich ist.

Achtet man genau auf das sensible Moment bei Berührung der Wange oder des Handtellers, so nimmt man auch hier Unterschiede wahr und erwähne ich die Fusssohle, die Scham- oder Achselgegend, so springt in die Augen, welch kolossale Empfindungsdifferenzen wir vernachlässigen.

Diese Lokalzeichen finden sich innerhalb jedes einzelnen Spezialsinnes, des Sinnes für Hell, für Blau, für Warm, für Kalt, für neutrale Tastempfindung.

Gehört in einem solchen Spezialsinne zu jedem Lokalzeichen ein bestimmter Raumwert, erhalten wir somit durch ihn ein räumliches Bild der Welt, so geht der psychische Wert des Lokalzeichens vollkommen auf in seiner Association mit dem Raumwerte. Die Differenzen innerhalb der einzelnen Spezialsinne können von uns für gewöhnlich nicht bemerkt werden.

Findet aber eine solche Association mit Raumwerten nicht statt, so erhalten sie, wie die verschiedenen Klang-, Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen einen hohen psychischen Wert und sind von einer nicht zu unterdrückenden Aufdringlichkeit.

Die Lokalzeichen sind also für unsere Raumtheorie, speziell für die Orientirung im Raum, unerlässlich. Mit ihrer Hilfe allein findet sich die Myopsyche am Körper und folglich im Raum zurecht. Beständen sie nicht, so gliche unser Bewusstsein dem Wanderer in einer Stadt, deren Häuser alle von absolut gleicher Gestalt in gleichen Abständen von einander erbaut wären, oder auch dem Wanderer in der Wüste, deren einzelne Sandkörner alle einander gleichen.

Wäre die Existenz der Lokalzeichen nicht schon erfahrungsgemäss nachgewiesen, man würde in Folge der myogenen Raumtheorie nach ihnen suchen müssen, und würde, wenn man sie fände, darin eine glänzende Bestätigung dieser Theorie sehen.

Haben wir bisher von Muskeln im allgemeinen und von einer überall gleichen und auch psychisch gleichwertigen Muskelfunktion gesprochen, so geschah das, weil in der That diese Gleichheit für den grössten Theil unserer Muskulatur vorhanden ist.

Aber schon beim Ausgangspunkte unserer Betrachtungen, bei der Bemerkung, dass der Begriff der Masse nur in Bezug auf unsere Muskelaktion einen Sinn haben kann, wird es dem aufmerksamen Leser auf-

gefallen sein, dass sich den Augenmuskeln ja immer nur der gleiche Widerstand, die Reibung des Augapfels an den umgebenden Weichtheilen entgegengestellt. Ein immer gleicher oder nahezu gleicher Reiz kann aber, wie schon die Verfechter der Sphärenmusik wussten, keine Bewusstseinsveränderung, keine Empfindung hervorrufen.

Der Achromatop erhält seine Lichtempfindung nur von einem uns grün erscheinenden Licht. Dabei empfindet er aber nicht grün, sondern nur Intensitätsunterschiede des Lichtes, die er mit unserer Hell- und Dunkelempfindung identifizirt. Was Farbe heisst weiss er nicht, denn zur Wahrnehmung einer Farbe gehört mindestens die Kenntnis zweier Qualitäten, und erst durch das Mitschwingen dieser zweiten Qualität tritt die Farbenvorstellung in unser Bewusstsein.

In dem myopsychischen Felde der Augenmuskeln kann also die Massenvorstellung nicht vertreten sein. Es unterscheidet sich daher dieses Feld in seinem psychischen Werte beträchtlich von allen sonstigen Endstätten der myosensorischen Bahn.

Dadurch erhält dieses Feld eine grosse Selbständigkeit, die sich auch anatomisch in der Thatsache ausspricht, dass es den ganzen Hinterhauptslappen, wahrscheinlich mit Ausnahme der pathopsychischen Fissura calcarina einnimmt; periferisch zeigt sich diese Selbstständigkeit in der abgeschlossenen Lage und einheitlichen Wirkung, die unabhängig ist von der übrigen Körpermuskulatur. Erhebe ich meinen Arm, so tritt nicht etwa nur die Muskulatur meines Armes und der Schulter, sondern die genannte Körpermuskulatur in Thätigkeit, wie man aus der Verlegung des Körperschwerpunktes entnehmen muss. Nur die Augenmuskeln sind von dieser gesetzmässigen Mitbetheiligung ausgeschlossen. Man vergleiche dies mit dem, was ich über die verschiedenen Lagevorstellungen des Armes ausgeführt habe.

Bewege ich aber die Augen, so tritt immer die gesammte Augenmuskulatur als Ganzes unabhängig von den Körpermuskeln in Aktion. Dass trotz der nicht zu leugnenden Selbstständigkeit in physiologischer, anatomischer und psychologischer Hinsicht, bei einer beliebigen Raumvorstellung stets beide Felder der myopsyche, das optische und tactile nur eine Einheit bilden, d. h. stets zusammen, wenn auch in verschiedener Intensität, in Schwingung gerathen, habe ich schon gesagt und werde es an geeigneter Stelle durch weitere Belege erhärten.

Nun haben wir aber in unseren Betrachtungen bisher ein Muskelgebiet, das mit Richtungsvorstellungen nicht das Geringste zu thun hat, ganz ausser Acht gelassen. Ich meine die Sprachmuskulatur. Natura non facit saltum: die mimische Muskulatur der Wangen und der Lippen, der Zunge, des Gaumens, Rachens und Kehlkopfes zeigt uns eine ganz

allmähliche Reihe Zwischenstufen in dieser Hinsicht von der eben besprochenen dynamischen zur Sprechmuskulatur.

Ist diese Sprechmuskulatur überhaupt myopsychisch vertreten? Darüber kann kein Zweifel sein; das zeigen uns die Krankheitsbilder der motorischen und sensorischen Afasien. Die motorische Afasie beruht auf dem Verluste der motorischen Erinnerungsbilder der Sprache, der sogenannten Sprechvorstellungen; die sensorische auf dem Verlust der akustischen Erinnerungsbilder, der Sprachvorstellungen.

Aber wenn wir uns schon der Wucht der klinischen Thatsachen nicht entziehen können und an die Existenz der Sprechvorstellungen glauben müssen, was in aller Welt sind dieselben? Ich behaupte, noch nie gab es einen Menschen, der auch nur eine Ahnung davon hatte, was eine Sprechvorstellung ist.

Wenn ich mir den Laut J vorstelle, möglichst sinnlich, so dass ich ihn in meinem Ohre zu hören wähne, ist das das acustische oder motorische Bild von J? Ich fühle schliesslich irgend eine dunkle Empfindung in der Gegend der Sprachorgane, das Zeichen der motorischen Innervation, aber dabei ändert sich die Vorstellung nicht im Geringsten.

Wenn die zwei Componenten existieren, so sind sie untrennbar mit einander verbunden, viel enger als die Lichtempfindung mit der Raumwahrnehmung.

Eine kleine, schon früher angestellte Ueberlegung vermag uns hier zu fördern: Reflectorisch willenlos schreit das Neugeborene; später spielt das Kind mit seinen Sprechmuskeln nicht anders wie es mit seinen Händchen und Füssen spielt. Der Effect sind eine Unzahl verschiedener Laute, die unsere Sprache z. Th. nicht kennt, wie das Lippen-R, das Zungenschnalzen, den Schmatzlaut u. a. m.

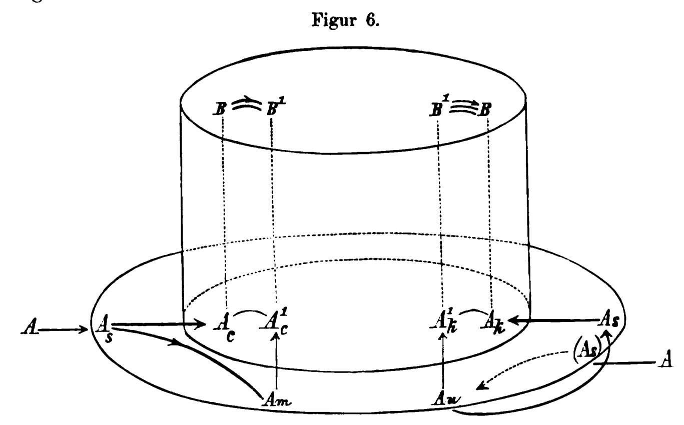
Jeder dieser Laute wird acustisch percipiert und setzt an Stelle der Bewegung A_μ ein materielles Symbol im Rindenfelde des Acusticus A_κ, welchem das psychische B zugeordnet wird.

Zugleich aber, so müssen wir annehmen, weil das Kind die Fähigkeit besitzt, die gleichen Laute wieder willkürlich zu erzeugen, erreicht ein in der myosensorischen Bahn der Sprechmuskulatur aufsteigender Nervenstrom, ebenfalls die Grosshirnrinde und setzt dort das materielle Symbol A^1_k, dem das psychische B^1 entspricht.

$B = B^1$, eine unlösliche Association repräsentirt das Lautbild. Auch diese Ueberlegung zwingt ebenso wie die klinische Erfahrung zur Zerlegung des Lautbildes in zwei Komponenten; wir werden sie aber nicht als motorische und akustische, sondern als myo- bezw. pathopsychische bezeichnen, erst das Ueberfliessen des Nervenstromes von A^1_k auf eine bestimmte Kombination von Pyramidenzellen der Broca'schen

Windung giebt das motorische Moment. Wie die Erfahrung zeigt, ist dieses Ueberfliessen bei jeder Lautvorstellung imminent und gemäss einer früheren Betrachtung werden wir das myopsychische Symbol A^1_k in die kleinen und mittleren Pyramidenzellen der dritten Stirnwindung verlegen.

Figur 6.



Bezeichnung wie früher, die lateinischen Buchstaben symbolisieren wie schon früher den Vorgang einer räumlichen Wahrnehmung, die griechischen den gerade umgekehrten der Wahrnehmung selbtgebildeter Laute. Die eingeklammerten lateinischen Buchstaben (A) und (A_s) auf der rechten Seite sind die auslösenden Momente reflectorischer Lautbildung und scheinen beim Erwachsenen nur geringe psychische Bewerthung zu haben. Der Vorgang ist gerade die Umkehr des ersteren, und ausserdem liegt die Uebertragung $A\mu \longrightarrow A_s$ ausserhalb, $A_s \longrightarrow A_m$ innerhalb des Individuums.

Es besteht also hier ein ganz gewaltiger Unterschied in den associirten Komponenten gegenüber allen bisher betrachteten Wahrnehmungen. Beim Sehen löste die Lichtempfindung die Muskelaktion aus und B, das pathopsychische Symbol, verband sich mit dem sekundären myopsychischen B^1 zur Gesichtswahrnehmung. $B \rightleftarrows B_1$.

Bei der Wahrnehmung selbsterzeugter Laute ist es umgekehrt. Die Muskelaktion der Lautbildung erzeugt primär das myopsychische Symbol B^1 und dieses associirt sich mit dem sekundären akustischen B zur Lautwahrnehmung. $B \leftrightarrows B^1$.

Diese offenbar fundamentale Verschiedenheit erklärt wohl in etwas den so abweichenden Bewusstseinswert der den Sprechmuskeln entsprechenden Myopsyche. Rudimentär ausgebildet kann allerdings auch diesem Apparate etwas der übrigen Myopsyche Analoges zugesprochen werden.

Die ersten Lautbildungen, vor allem der Schreireflex, erfolgen natürlich auf irgend welche Reize der Sinnesoberfläche; diese sind im

Schema durch (A) symbolisirt. Diesem (A) gehört ein (A_c) und ein (B) zu und selbstredend wird dieses (B) sich mit B^1 nach der Formel $(B) \rightleftarrows B^1$ associiren. Dieses $(B) \rightleftarrows B^1$ kennen wir offenbar als unbestimmte Sensation in der Schleimhaut des Mundes u. s. w. und wenn wir vorhin von einem allmählichen Wechsel im Charakter der Myopsyche von der mimischen Muskulatur angefangen bis zum Kehlkopf sprachen, so meinten wir natürlich eine Verschiedenheit der Mischung beider Charaktere; der Myopsyche der mimischen Muskulatur mischen sich nur sehr wenig Elemente der lautlichen Myopsyche bei, während die des Kehlkopfes fast ausschliesslich aus diesen Elementen besteht.

Ziehen wir in Betracht, dass der Kehlkopf nur ausnahmsweise, eigentlich nur bei pathologischen Vorgängen an seiner Sinnesfläche gereizt wird, während die Haut der mimischen Muskulatur noch sehr exponirt ist, so haben wir für unsere Anschauung eine physiologische Unterlage.

Wenn wir in Anbetracht dieser nach jeder Richtung hin wohl charakterisirten Eigenheit der Myopsyche der Sprechmuskeln in der Bezeichnung Rechnung tragen wollen, und das ist zweckmässig, so stellen wir sie der übrigen Myopsyche als Glossopsyche gegenüber (Pars pro toto).

Uebersetzen wir diese Ergebnisse in das Anatomische, so heisst das: die Sprechmuskulatur ist in zweifacher Weise psychisch vertreten; einmal als $(B) \rightleftarrows B^1$ (rudimentär), zweitens als $B^1 \rightleftarrows B$ und es ist demgemäss möglich, ein glossopsychisches Feld von einem myopsychischen, beide unmerklich in einander übergehend zu unterscheiden. Das glossopsychische Territorium dürfte am reinsten als Endstätte der myosensorischen Kehlkopfbahn sich darstellen. Die Hypothese dieses Feld, natürlich gemeinsam mit dem motorischen Projektionsfelde in der Insel zu suchen, ist nahe liegend.

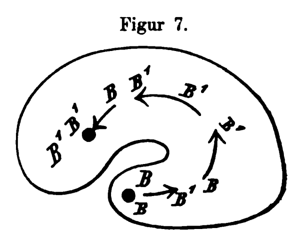
Es ist immer wünschenswerth für physiologische Betrachtungen, wie sie der Ableitung der Association $B^1 \rightleftarrows B$ zu Grunde liegen, eine anatomische Vorstellung zu haben. Giebt es eine solche, so hat man darin gewissermassen eine Probe auf die Richtigkeit des Rechenexempels.

Heinrich Sachs, unerreicht als Meister in der plastischen Darstellung der Hirnanatomie, führt folgendes aus: die sensiblen Bahnen liegen im Rückenmark, in der medulla, im Pons, in den Hirnschenkeln dorsal von den motorischen; es wäre zwecklos und daher unwahrscheinlich, wenn diese Anordnung im Marklager des Gehirns sich änderte. Wir werden also auch in der Hirnrinde erwarten dürfen, dass die zusammengehörigen sensiblen und motorischen Felder dieser Anordnung entsprechen. Die sensomotorischen Associationsbahnen verlaufen also alle von hinten nach vorn. Projiciren wir also die Sensibilität des Armes in die hintere, so werden wir seine Motilität in die vordere

Centralwindung verlegen. Wie ich schon ausführte, liegen die myopsychischen Felder wahrscheinlich an gleichen Stellen, nur in verschiedenen Schichten, also auch für ihre Associationsbahnen wird die Leitungsrichtung vom hinteren zum vorderen Ende des Gehirns gehen.

Der hintere Pol ist aber die Spitze des Schläfelappens, der vordere die Spitze des Stirnlappens, beide sind verbunden durch das Rindenfeld der Insel. In der nebenstehenden Skizze deuten die Pfeile sowohl die Leitungsrichtung wie die natürlich sehr verschiedene Länge der Associationsbahnen $B \bullet\!\!\rightarrow B^1$ an. Man sieht, wie aus der consequent fortgesetzten Anschauung dieser Associationsrichtung an einer Stelle, nämlich der ersten Urwindung als Schluss des Kreisbogens die Association $B^1 \bullet\!\!\rightarrow B$ ergiebt.

Figur 7.



Dort liegt die Sprachregion.

Es liegt etwas abseits der Linie unserer Betrachtungen, wollte ich hier einen Ausflug auf das Gebiet der Afasieen machen. Das würde reichlich Stoff zu einer besonderen Abhandlung geben. Dass sich das hier entwickelte Theorem der besonderen myopsychischen Felder mit den Thatsachen verträgt, wird man ohne Weiteres glauben, wenn man erwägt, dass diese Felder sich mit den bisher angenommenen motorischen wahrscheinlich decken, und nur eine Zerlegung derselben in 2 Factoren, eine Differentiation der bisherigen Theorie bedeuten.

Doch möchte ich auf den Mechanismus wie die Sprache erlernt wird, einen Blick werfen; er dürfte lehrreich sein.

Bevor also das Kind spricht wird die Association $B^1 \bullet\!\!\rightarrow B$, die glossopsychisch acustische gebildet. Der Nachahmungsreflex besteht schon sehr frühzeitig, wie das Mitschreien der Säuglinge, wenn einer anfängt, beweist. Das Kind kommt in das Alter, wo es sich bemüht Sprachlaute nachzuahmen. Es hört das Wort Papa. Unter allen den spielend hervorgebrachten Lauten giebt es wahrscheinlich nicht einen, der diesem Klangbild völlig entspricht, aber es giebt gewiss einige sehr ähnliche und einen allerähnlichsten darunter. Hört nun das Kind das Wort, so werden nach dem eingangs angeführten Gesetze alle seine $B^1 \bullet\!\!\rightarrow B$ anklingen, am meisten aber das ähnlichste. Nunmehr aber in der Richtung $B \bullet\!\!\rightarrow B^1$. Der Wille kommt hinzu und von A_{κ}^1 fliesst der Nervenstrom über auf die motorischen Pyramidenzellen. Die Folge ist die Sprechbewegung A_{μ}. Diese erregt ihrerseits B, deckt sich dieses B aber nicht völlig mit dem gehörten Laute, so entsteht in dem Kinde ein Unlustgefühl, das es veranlasst, so lange zu probieren, bis die Identität wenigstens für das Kind erreicht wird. Jede misslungene

Nachahmung wird nämlich als unlust-betont verworfen, jede Annäherung als lustbetont zur Grundlage weiterer Annäherung im Gedächtnis festgehalten.

Diese Lust oder Unlust spielt hier offenbar dieselbe Rolle wie bei allen positiven Reflexen, z. B. auch beim Fixationsreflex. Ob wir annehmen, dass er erlernt wird oder angeboren ist, ist hierbei gleichgültig; im letzteren Falle schieben wir das Problem nur vom individuellen auf das phylogenetische Gebiet. Nehmen wir also an er wird erlernt, so ist das nur unter der Annahme denkbar, dass jede Annäherung an das Optimum der Empfindung Lust, jede Entfernung Unlust erzeugt; lustbetonte Empfindungen aber werden verstärkt.

Noch immer aber fehlt uns die Möglichkeit, das glossopsychische Moment, die sogenannten Sprechvorstellungen als psychische Grösse von dem akustischen Teile zu sondern, oder doch wenigstens als vorhanden nachzuweisen. Wir wissen zwar, dass es existiert und dass es einem besonderen physiologischen Vorgang seine Entstehung verdankt, wir wissen auch ungefähr wo es in der Hirnrinde vertreten ist, aber was es ist, davon haben wir immer noch keine Ahnung.

Heinrich Sachs hat in seiner Abhandlung „die Entstehung der Raumvorstellungen“, die musterhaft wäre, wenn sie nicht die von mir herangezogenen Localzeichen vernachlässigte, einleitungsweise eine Studie über die Intervallempfindungen vorausgeschickt.

Unter Intervallempfindungen versteht man eine psychische Grösse, die offenbar ganz unabhängig von acustischen Empfindungen ist; die uns ein Verhältniss der Töne zu einander bewusst macht. Erklingen zusammen oder nacheinander die Töne der Octave c c′ und darauf die der Octave c″ c‴, so haben wir in beiden Fällen neben der Verschiedenheit des acustischen, ein Gleiches im Bewusstsein. Dieses Gleiche ist die Intervallempfindung. Diese Intervallempfindungen lassen uns die reinen Töne eingeordnet erscheinen in eine Reihe, in der jeder einzelne seinen unveränderlichen Platz hat. Die Erkennung von Melodieen beruht auf Intervallempfindungen, die Erkennung eines bestimmten Zusammenklangs in beliebiger Tonhöhe ebenso. Die Klangfarbe eines Instrumentes, die auf dem Verhältniss der Obertöne zum Grundtone beruht und in jeder Höhenlage dieselbe ist, ist nichts als die Objectivation einer etwas komplizierten Reihe von Intervallempfindungen.

Auch die Laute der menschlichen Sprache werden wieder erkannt (primär identifiziert) nur durch Intervalle. Im Uebrigen verweise ich hier auf H. Sachs (l. c. p. 6—15).

Ertönt erst c, dann c′, und zum zweitenmale erst c′ und hinterher c, so haben wir ein Gefühl der Umkehr, das wir nur mit der Richtung vergleichen können, und ich mache darauf aufmerksam, dass beim Singen von c c′ der Kehlkopf aufwärts steigt, bei c′ c dagegen abwärts.

Auch die Sprachbezeichnungen, Tonleiter, Tonhöhe und Tiefe, die doch instinctiv ohne Ueberlegung gewählt sind, geben diesem bei Intervallempfindungen auftretenden Richtungsgefühle Ausdruck.

Weist uns diese Verwandtschaft des Intervalls und der Richtung schon auf eine myogene Ursache der Intervallempfindungen hin, so giebt uns folgende Ueberlegung die Gewissheit, dass wir in ihnen das gesuchte glossopsychische Moment zu sehen haben.

Zwei Dinge pathopsychischer Natur, Klang und Farbe, stehen in gar keinem Verhältniss zu einander, sie haben kein gemeinsames Maass. Das ist ganz durchgängig und gelb und grün, hellviolett und dunkelrosa, der Geruch von Asa fötida und der Rose sind einfach miteinander nicht vergleichbar. Es handelt sich einfach um differente Empfindungen. Das geht so weit, dass wir auch bei den verschiedenen Localzeichen eines Specialsinnes nur eine Verschiedenheit von Empfindungen konstatieren können, aber sicher kein Maass der Verschiedenheit besitzen. Orange ist dem Blau nicht ähnlicher als Gelb dem Grün, und wenn wir thatsächlich an den reinen Sinnesqualitäten grössere und geringere Aehnlichkeiten zu bemerken meinen, so beruht, wie dies später klar werden dürfte, diese Bemerkung auf dem mit jeder sinnlichen Wahrnehmung verbundenen Mitschwingen der gesammten Myopsyche.

Direkt vergleichbar können nur die glossopsychischen Componenten der Klänge sein, die wie die ganze Myopsyche auf Eigenthätigkeit des Organismus, auf Muskelfunction beruhen. Diese glossopsychischen Componenten sind die Intervallempfindungen.

Es ist interessant, dass H. Sachs diesen Zusammenhang wohl geahnt hat, aber schliesslich doch den Kern der Sache nicht traf.

„Irgendwo" sagt er (l. c. p. 12) „unterhalb der Hirnrinde muss ein Organ vorhanden sein — ein aktives Element (p. 9) — welches auf Gehörseindrücke in der geschilderten Weise reagiert und dessen dem Grosshirn übermittelte Thätigkeit in diesem eine Erregung entstehen lässt, deren subjectives Correlat die Wahrnehmung der Klangfarbe, sowie die successive Intervallempfindung entstehen lässt (Schnecke?)"

Die lautbildende Muskulatur, an welche Sachs denkt, lehnt er ab, weil er nicht wusste, dass die Klangwahrnehmungen auf einer der sonstigen entgegengesetzten Associationsrichtung beruhen. Glossopsyche ⟶ Pathopsyche. Nicht wie sonst überall: Pathopsyche ⟶ Myopsyche.

Das von Sachs vermuthete Organ, das also der Klangwahrnehmung seinen activen Charakter verleiht, ist das Höhlengrau der Rautengrube und des Rückenmarkes bis tief in den Brusttheil hinab.

Hier sei nur eine kleine Einschaltung gestattet. Es wird behauptet, wir denken in Worten und nicht in Bildern. Ersteres ist falsch, letzteres, wenigstens im Grossen und Ganzen, richtig. Wir denken

abstract, d. h. wir denken möglichst ohne Betheiligung der Pathopsyche; das wird jedem klar, der ein mathematisches oder physikalisches Problem erwägt. Aber ganz doch nicht. Es giebt ein Sinnesgebiet, und nur eines, auf welches der Leitungsrichtung der Associationsbahnen zufolge jede kräftigere myopsychische Erregung abfliessen muss; das ist das acustische; $B^1 \rightarrow B$ lautet die Formel im Gegensatz zu $\mathrm{B} \rightarrow \mathrm{B}^1$.

Dass dieses Ueberfliessen stattfindet, ist einer der vielen Beweise dafür, dass die Glossopsyche trotz der Sonderstellung, die sie der gesammten übrigen Myopsyche gegenüber einnimmt, bei allen myopsychischen Erregungen mitschwingt.

Die Glossopsyche repräsentiert also das, was man Sprechvorstellungen genannt hat. Trotzdem wir nunmehr die Stelle kennen, die sie in unserem Bewusstsein einnimmt, können wir sie uns nicht gesondert vorstellen, so eng ist sie an das Acustische geknüpft. Von unvorstellbaren Vorstellungen aber zu reden hat etwas missliches, und ich glaube mit der Bezeichnung der glossopsychischen Componente der Klangwahrnehmung oder Vorstellung, oder kurzweg der Glossopsyche, einen bezeichnenderen und widerspruchsfreien Ausdruck gefunden zu haben.

Die so überaus enge Verknüpfung beider Theile unserer Klangempfindung, das Vorwiegen des Pathopsychischen über das Glossopsychische hat sein Gegenstück bei unseren Tastwahrnehmungen. Nur wird hier die pathopsychische Componente verschluckt, ein Unterschied, der möglicherweise auf Rechnung der entgegengesetzten Associationsrichtung kommt. $B^1 \rightarrow B$ . . $\mathrm{B} \rightarrow \mathrm{B}^1$.

Der Weg, auf welchem die ursprüngliche Zuordnung der Glossopsyche zur rein acustischen Sphäre vor sich geht, ist also gerade der entgegengesetzte wie der jeder anderen analogen Association. Da aber bei der Wahrnehmung nicht selbst erzeugter Laute der Weg $\mathrm{B} \rightarrow \mathrm{B}^1$ beschritten wird, was besonders für das Erlernen der Sprache in Betracht kommt, so ist die Summe aller unserer Lautvorstellungen in ganz exceptioneller Weise allen übrigen Vorstellungen entgegengestellt.

$$\mathrm{B} \rightarrow \mathrm{B}^1. \quad B \rightleftarrows B^1.$$

Das ist der Grund der viel festeren Verbindung der Glosso- und Pathopsyche, und er ist geeignet, eine ganze Reihe von psychopathischen Erscheinungen zu erklären.

Zunächst erklärt das Symbol $B^1 \rightarrow B$ das Ueberwiegen der Gehörshallucinationen, ebenso wie er das Denken in Worten erklärt. Eine autochthone Reizung der Myopsyche hat, wie wir schon wissen, stets ein Mitschwingen der Glossopsyche im Gefolge und von hier allein besteht ein gebahnter Weg zur Pathopsyche. Auch die lebhafteste

Hallucination nach dem Typus $B^1 \rightarrow B$ hat kein Ueberfliessen auf die Sprechbahn im Gefolge, was bekanntlich unerklärlich wäre, wenn eine lebhafte Vorstellung von genügender Stärke stets eine Muskelinnervation im Gefolge hätte. Die Kranken bewegen, auch wenn sie Gebrüll vor ihren Ohren hören, keinen Sprachmuskel. Je nach der Intensität, in welcher B anklingt, haben wir vom autochthonen Gedanken, über die „innere Stimme", wo der Kranke im Zweifel ist, ob es sich um „blosse Gedanken" oder um Gehörswahrnehmungen handelt, bis zur Wahrnehmung donnernder Zurufe, eine kontinuierliche Reihe, die wir uns folgendermaassen symbolisieren können.

$B^1 \rightarrow b$ . . . . $B^1 \rightarrow B$ . . . $B^1 \rightarrow \mathbf{B}$.

Trotzdem keinerlei motorische Innervation. Andererseits kennen wir die Erscheinung, dass ohne erheblichen acustischen Beigeschmack die Kranken sprechen müssen. Im pathopsychischen Acusticusfelde sitzt dann der Reiz und fliesst hinüber auf das glossopsychische. In der Richtung dieser Stromwelle liegen die Pyramidenzellen, und wir können uns den Vorgang nach folgendem Schema erklären.

$B \rightarrow B^1 \rightarrow$ P. (Pyramidenbahn).

Es giebt auch Mischformen $B \rightleftarrows B^1 \rightarrow$P, bei denen der Kranke nachsprechen muss, was er hört.

Es versteht sich, dass dem Symbol $B \rightleftarrows B^1$ 2 verschiedene Bahnen von Associationsfasern entsprechen müssen, da wir eine Nervenleitung in doppelter Richtung ablehnen müssen.

Ferner sind diese pathologischen Vorkommnisse ein Beweis, dass B^1 nicht durch die gleichen Elemente in der Hirnrinde vertreten ist, welche die motorische Projection der Sprechmuskeln darstellen. Sonst könnte man nicht einsehen, warum einmal die Sprechbewegungen erfolgen, ein anderes Mal nicht.

Die doppelte Association von $B \rightleftarrows B^1$ erklärt uns zur Genüge die Unmöglichkeit, einen beider Bestandtheile isoliert vorzustellen, eine Schwierigkeit, die zwar auf dem Gebiete sämmtlicher Wahrnehmungen vorhanden ist, aber doch in geringerem Maasse.

Wohl ist es schwer bei einem Körper von allen seinen rein optischen und tactilen Eigenschaften zu abstrahieren, aber es ist doch bis zu einem gewissen Grade möglich, und die Naturwissenschaft arbeitet lediglich mit reinen myopsychischen Grössen. Bei den Lautvorstellungen aber hat die Glossopsyche überhaupt keinen Werth für sich, nicht einmal als Abstraction. Und doch zeigen uns die Fälle von Aphasie mit grosser Bestimmtheit ihre beiden Componenten.

Diese Erscheinung der unlöslichen Bindung mehrerer psychischen Grössen zu einer vollkommenen Einheit legt die Frage nahe, ob in der

einfachen, normalen Wahrnehmung nicht ausserdem B ⟶ B^1 noch eine Reihe psychischer Vorgänge liegen, die nur durch ihren Ausfall bei Geisteskrankheiten uns ihre Existenz verrathen. Ein solcher Vorgang ist uns bekannt: der Gefühlston. Wie dieser somatisch und cerebral vertreten ist, wird den Gegenstand einer späteren Abhandlung bilden, welche zugleich zeigen soll, dass thatsächlich die Bewusstseinsvorgänge auf eine grosse Zahl elementarer psychischer Ereignisse zurückzuführen sind, die nichts mit unseren Vorstellungen gemein haben, und die doch in unserem Bewusstsein bestehen.

Der Vergleich mit der Chemie liegt nahe: unsere Vorstellungen entstehen wie die chemischen Körper durch das Zusammentreten von Elementen zu unlösbaren Complexen. Diesen Elementen eine physiologische und anatomische Unterlage zu geben, ist das Ziel der Gehirnforschung. Letztere ist somit untrennbar von der Psychologie.

Ich wäre am Schlusse, wenn ich nicht noch einige Versprechungen einzulösen hätte.

Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, dass die Myopsyche als ganzes schwingt und vor allem, dass bei dem Bewusstwerden einer Richtung stets sämmtliche Richtungen anklingen. Für diese Behauptung stehen uns eine ganze Anzahl von Belegen bereit. Ehe ich aber diese anführe und nach den hier gegebenen Anschauungen erkläre, ist es erforderlich zur Vereinfachung der Ausdrucksweise noch zwei Kunstausdrücke einzuführen; unter Eidopsyche verstehe ich die Myopsyche der Augenmuskeln, in welcher der Raum masselos als Summe der Richtungen erscheint, und stelle ihr die Ergopsyche, die Vertretung der Körpermuskulatur gegenüber, die uns neben den Richtungsvorstellungen die Massenvorstellung giebt. Es ist möglich, wenn auch, wie die Beobachtung der Blinden lehrt unwahrscheinlich, dass alle Richtungsvorstellungen zwei Mal in unserer Psyche entwickelt sind und zwar in der Ergo- und Eidopsyche. Wäre das der Fall, dann würden wir doch um die Annahme der Assonanz, des stets gleichzeitigen Schwingens beider Gebiete nicht herumkommen. Es liegt aber kein zwingender Grund vor, diese Annahme zu machen. Die Augen, ebenso Teile des Körpers wie die Arme, könnten sehr wohl durch den ein für allemal gegebenen Wellenberg der Augengegend in der gemeinsamen Myopsyche vertreten sein, wie ich es für den Arm ausgeführt habe.

Was spricht nun für das stete Anklingen der gesammten Myopsyche?

Einmal die Thatsache, dass eine einmal erlernte Bewegung der rechten Hand ohne weiteres mit der Fussspitze nachgemacht werden kann. Wir können eine 8 schreiben, gehen, Schlittschuhlaufen, Radfahren u. a. m.

Die 8 ist nichts als ein Komplex von Richtungsvorstellungen, den ich meistens optisch habe oder wahrnehme. Dem entspricht eine Erregung

der Myopsyche, sagen wir in Form einer bestimmten Wellenbewegung. Tritt hierzu irgend eine andere myopsychische Erregung, z. B. in der Rindenregion des rechten Beines oder Armes, so wird die 8, wenn die Erregung in die Pyramidenbahn hinüberfliesst, geschrieben werden.

Das unausbleiblich dabei anklingende Lautbild verräth, dass auch die Glossopsyche thätig ist.

Noch beweisender ist folgendes: ein Laie beschreibt einen Venusdurchgang: die Sonne stand in der und der Höhe über dem Horizont und hatte einen scheinbaren Durchmesser von 25 cm u. s. w. Ja, wie um alles in der Welt hatte dieser Mann die 25 cm gemessen? Gar nicht natürlich, er hatte sie geschätzt, wollte aber durch eine exakte Zahlangabe imponiren. Hätte er einen Pfennig in Armeslänge von seinem Auge gegen den Himmel gehalten, so hätte er zu seinem Erstaunen wahrgenommen, dass er die Sonnenscheibe reichlich damit verdecken konnte. Aber trotzdem erscheint mir die Sonne grösser als ein Pfennig, sie erscheint mir z. B. in der bestimmten Grösse einer Untertasse. Wie erklärt sich dieser Widerspruch?

Betrachten wir, am besten mit einem Auge, gegen eine graue Wand eine Anzahl verschieden grosser weisser Scheiben, die in verschiedenen Entfernungen von mir aufgehängt sind, so werden mir die einzelnen ganz unabhängig von ihrer wirklichen Grösse und Entfernung verschieden gross erscheinen und diese scheinbaren Grössen werden genau der Grösse der bezüglichen Netzhautbilder proportional sein, ausserdem aber werde ich von jeder Scheibe die Vorstellung einer ganz bestimmten Grösse haben und diese Grössen werden in gar keinem Verhältnisse zu den wahren Grössen stehen.

Nenne ich die Grösse der Scheiben s, s_1, s_2 . . ., die der Netzhautbilder entsprechend σ, σ_1, σ_2, so sind die scheinbaren Grössen ausdrückbar durch $\varkappa . \sigma$, $\varkappa . \sigma_1$, $\varkappa . \sigma_2$ . . ., wobei $\varkappa$ eine beliebige aber konstante Grösse ist. Jeder dieser scheinbaren Grösse lege ich eine ganz bestimmte absolute Grösse in cm^2 bei.

In dem Augenblicke aber, wo ich an Stelle einer der Scheiben meine Taschenuhr hänge, ändern die Scheiben sämmtlich ihre scheinbare Grösse, während die Netzhautbilder unverändert dieselben blieben, doch werden die Scheiben in ihrem gegenseitigen Grössenverhältnis sich nicht ändern. $\nu \sigma$, $\nu \sigma_1$, $\nu \sigma_2$ . . .

Nehme ich denselben Versuch mit leuchtenden Scheiben im dunklen Zimmer vor, so ist er noch frappirender. Ich hätte statt der Scheiben auch verschiedene senkrecht aufgestellte Stäbe nehmen können. Wird das Zimmer nun erhellt, so ändert sich auch das Verhältniss der scheinbaren Grössen, so dass man sie jetzt nur noch mit $\nu \sigma$, $\nu_1 \sigma_1$, $\nu_2 \sigma_2$ be-

zeichnen kann. Ich sehe nämlich nunmehr an den Fusspunkten der Stäbe, dass sie verschieden weit von mir entfernt sind und sofort ändert sich auch die Grössenschätzung.

Daraus folgt: das Netzhautbild als solches giebt mir überhaupt nicht die Vorstellung der absoluten Grösse, sondern nur die der relativen. Aber in einer mir bekannten Umgebung vernachlässige ich diese relativen Grössen vollständig. Es erscheint mir ganz widersinnig, dass die Streichholzschachtel neben mir so gross aussehen soll wie die Fenster im Hause auf der anderen Strassenseite. Ein Versuch überzeugt mich, dass ich das Fenster mit der Schachtel verdecken kann.

Die Vorstellung einer absoluten Grösse kann nicht durch das Auge erworben werden und wären wir auf die Eidopsyche allein angewiesen, so wäre uns diese Vorstellung überhaupt fremd. Aber sagt man, ich erkenne doch, wenigstens binoculär die Entfernung und kann mit Hilfe dieser rein optisch zu absoluten Grössenvorstellungen gelangen.

Auch das ist unrichtig. Der Blindgeborene, der später durch Operation sehend wird, glaubt, dass die Sehdinge sein Auge berühren [1], erst wenn er merkt, dass er sie mit der Hand nicht berühren kann, dass er so und so viel Schritte thun muss, um den Gegenstand zu stossen, korrigirt er allmählich diese Anschauung. Die Entfernung, d. h. eine absolute Grösse, erwerben wir nur durch den Tastsinn, wir müssen den Gegenstand abtasten, um zu sehen wie gross er ist. Also nur die Ergopsyche liefert uns die Vorstellungen bestimmter Grössen und Massen. Und wenn uns der Mond, den wir nie betastet haben, in einer solch bestimmten Grösse erscheint, so ist das ein zwingender Beweis, dass auch bei jedem optischen Eindruck die Ergopsyche thätig ist. Sie bestimmt, der Grösse der Netzhautbilder zum Trotz, unsere Grössenvorstellungen der Dinge. Ein grobes Bild zu brauchen heisst also: der Mond ist so gross wie ein Kürbis nichts, als wenn ich hinginge und ihn befühlte, würde er mir so gross erscheinen.

Diese Thatsache beweist zwingender als jede andere, dass die Myopsyche nie etwa nur in einer Hirnregion erregt wird, sondern immer als Ganzes.[2])

---

[1]) Ein solcher Mensch schätzt übrigens, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, die Gegenstände, die er sieht, zunächst alle nach dem Netzhautbilde, auch die, die er kennt und ein Gegenstand, der ihm bald nahe bald fern vorgehalten wird, verändert für ihn nur seine Grösse, nicht seine Entfernung.

[2]) Bemerkenswerth ist es übrigens, dass auch die Glossopsyche den Begriff der absoluten Grösse, der bestimmten Tonhöhe, nicht nur des Höhenunterschiedes bildet; ob das ein Zeichen des Mitschwingens der Ergopsyche andeutet, ob es eine spezifische Fähigkeit der Glossopsyche ist, vermag ich wegen der Unvorstellbarkeit des Glossopsychischen nicht zu entscheiden. Doch neige ich der ersteren Anschauung zu, wofür ja auch die Unsicherheit der absoluten Tonschätzung spricht.

Nachdem wir somit durch die Thatsache, dass wir die Sehdinge in absoluter Grösse wahrnehmen, die Anschauung von der immer stattfindenden Gesammterregung der Myopsyche über das Bereich der Hypothese hinaus gehoben haben, ist es uns leicht, die früher unerklärliche Erscheinung der Nachahmung zu erklären, auch wenn diese nicht durch Controle des Auges geleitet wird.

Wie schon gesagt, noch ehe das Kind ein Jahr wird, lacht es und runzelt die Stirn, wenn man es ihm vormacht.

Hat das Kind durch Betasten seines Körpers allmählich alle Theile desselben kennen gelernt, d. h. sind gewisse Complexe von Richtungsvorstellungen sein myopsychischer Besitz, so ist es, da ja die Myopsyche trotz ihrer Gliederung in 3 Felder eine functionelle Einheit ist, ganz gleichgültig, von welchem Sinne aus irgeud ein solcher Complex in Schwingung versetzt wird; dieser Complex, eine räumliche Vorstellung des eigenen Gesichtes, entsteht, sobald das Kind mit den Fingern über sein Gesicht fährt; es genügt die Erregung eines sehr geringen Bruchtheiles der räumlichen Vorstellung, um der Welle, durch welche sie cerebral repräsentiert wird, eine grosse Amplitude zu geben.

Würde das Kind in den Spiegel sehen, so würde die identische Welle ihre Amplitude vergrössern, oder wäre die Eidopsyche wirklich für sich ebenfalls im Besitze aller Richtungsvorstellungen, so würde jedenfalls die Annahme nöthig, dass die durch den Gesichtseindruck erzeugte eidopsychische Welle die ihr entsprechende ergopsychische mitschwingen lässt.

Einleuchtender aber ist die Annahme, die Richtungsvorstellungen sind nur einmal in der einheitlichen Myopsyche deponiert.

Sieht nun das Kind das Gesicht seiner Mutter, so entpricht die myopsychische durch diesen Eindruck erregte Welle immerhin so nahe jener durch Betasten des eigenen Gesichtes erworbenen, dass sie ihr nahe identisch zu setzen ist. Runzelt die Mutter die Stirn, so verstärkt sich jener Theil der Welle, welcher durch Betasten der eigenen Stirn erworben wurde. Wie wir wissen liegt dieser Theil der Welle im Projectionsfelde des oberen Facialis. Ausserdem sieht das Kind die Stirnhaut der Mutter nach oben gehen, und das erregt ausser der Vorstellung der eigenen Stirn die Vorstellung nach oben.

Fliesst jetzt der Nervenstrom zu den Pyramidenzellen, so erfolgt die Stirnrunzelung.

Fassen wir nunmehr die gewonnenen anatomischen und physiologischen Anschauungen zusammen.

Die Muskelaction veranlasst eine centripetal gerichtete Nervenströmung, welche in der anatomisch noch nicht genauer festgelegten myosensorischen Bahn sich in die Grosshirnrinde ergiesst.

In der inneren Kapsel ist diese Bahn den motorischen Stabkranzfasern beigemischt.

Die corticale Projection dieser Bahn ist dieselbe wie die der motorischen Pyramidenbahn.

Nimmt man als Ausgangspunkt letzterer die grossen Pyramidenzellen an, so findet die myosensorische Bahn ihr Ende an den kleineren Zellen der oberen Schichten.

Das psychische Correlat der Erregung der myosensorischen Endzellen nenne ich Myopsyche, und theile dementsprechend die corticale Projection der motorischen Peripherie in ein motorisches und ein myopsychisches Feld.

Je nach der Verschiedenheit der Muskelfunction kann man drei myopsychische Felder unterscheiden, obwohl bei jeder Erregung die ganze Myopsyche als Einheit thätig wird.

1. Glossopsyche = Brocasche Windung (und Schläfelappen?).
2. Eidopsyche = Hinterhauptslappen.
3. Ergopsyche = Das Stirnhirn einschl. der Centralwindungen.

Die Glossopsyche nimmt wegen ihrer untrennbar-engen Verbindung mit dem rein Acustischen, sowie wegen ihrer doppelten Associationsbahn eine eigene Stellung ein. Ihr psychisches Correlat ist die Vorstellung des Intervalls und der absoluten Tonhöhe.

Die Eidopsyche besteht nur aus Richtungsvorstellungen, während zu diesen bei der Ergopsyche noch die Vorstellung der Masse und der absoluten Grösse tritt.

Die Zeitvorstellung ist nicht localisiert, sondern die Repräsentation einer ununterbrochen im ganzen Hirn vor sich gehenden eigenartigen Bewegung.

In der Breite des Gesunden giebt es keine Wahrnehmung ohne Erregung des ganzen Gehirns und ohne Betheiligung der gesammten Myopsyche. Trotzdem bleiben hierdurch die Errungenschaften der Localisationslehre unangefochten. Diese Errungenschaften erlangen vielmehr erst hierdurch ihre volle Bedeutung.

Bei der ungeheuren myopsychischen Bedeutung der Rumpfmuskulatur ist die grosse Ausdehnung des Projectionsfeldes erst bei der Annahme des myopsychischen Feldes verständlich. Die geringe Anzahl motorischer Pyramidenzellen und Projectionsfasern entspricht der motorisch unbedeutenden Functionsleistung des Rumpfes.

Schlusswort.

Die Gedanken, die in Vorstehendem entwickelt wurden, sind, wenn man sie unabhängig von einander betrachtet, natürlich nicht neu. Die Thatsachen, auf die sich die hier gegebene Theorie stützt, sind ja alltägliche und es wäre ein Wunder, wenn nicht hin und wieder jemand auch über die Rolle unserer Muskelbewegungen in Beziehung zu unseren Wahrnehmungen nachgedacht hätte.

Ich bin überzeugt, das ist geschehen überall, wo der Mensch die nöthige Musse zur Reflexion fand, und wollte man in der Weltlitteratur nach diesem Gedanken fahnden, man würde wahrscheinlich weit über die Zeiten des Aristoteles hinaufsteigen müssen, um seine ersten Spuren zu entdecken. Und desshalb habe ich principiell jede Beziehung auf philosophische Litteraturwerke abgelehnt.

Nicht in den einzelnen Bausteinen besteht der Werth eines Gebäudes, sondern in ihrer Verbindung zu einem Ganzen. Das Ganze aber, die hier entwickelte Weltanschauung, ist in diesem Zusammenhange noch nicht dagewesen. Die Beziehungen der Thatsachen auf einander sind in dieser Weise hier zum ersten Male ausgeführt worden.

Es scheint mir im Grunde eine zwecklose Arbeit, alle die Forscher namhaft zu machen, die ähnliche Wege begangen haben, um so mehr, als mir nie etwas verhasster gewesen ist, als ein Streit um die Priorität eines Gedankens oder einer Entdeckung, und so beanspruche ich im Einzelnen auch nirgends diesen Ruhm.

Trotzdem könnte es dem in der Geschichte der Philosophie und Psychologie bewanderten Leser erscheinen, als ob meine Theorie nichts wäre als eine Wiederholung, vielleicht eine selbständige Wiederholung, der Bain'schen Philosophie oder der eines Stuart Mill.

Auch Bain macht den Versuch, unserer Muskelthätigkeit die ihr gebührende Rolle im Wahrnehmungsprozesse zuzuweisen. Auch er geht davon aus, dass Wahrnehmung und Bewusstsein ohne Bewegung nicht bestehen können, und wenn wir bei ihm Aussprüche finden wie: „die Combination von Muskelempfindungen mit Gehör, Gesicht und den anderen Sinnen giebt uns erst die complicierten Empfindungen", oder den etwas unklaren: „Unsere äussere Welt ist die Totalsumme aller Gelegenheiten, Energie zu entwickeln", so können wir in der That auf den Gedanken kommen, dass hier eine nahe Verwandschaft oder gar eine Uebereinstimmung mit meinen Anschauungen vorliegt.

Und doch muss ich das mit aller Entschiedenheit ablehnen. Nicht darauf, dass überhaupt etwas gesagt wird, kommt es an, sondern darauf, in welchem Zusammenhange es gesagt wird. Die atomistischen Theorieen der alten Griechen waren in der Hauptsache identisch mit unseren

modernen Anschauungen von der Materie; aber sie gründeten sich auf das geistreiche Aperçu eines einzelnen, sie wuchsen nicht mit Naturnothwendigkeit aus den Thatsachen heraus und konnten infolgedessen auch nicht ordnend einwirken auf den vorhandenen Wissensschatz, sie konnten der unsicher tastenden Naturwissenschaft nicht den Weg weisen zu weiterem Wissen, wie sie es heute thun, denn jene alte Atomlehre stand ohne jede Verbindung mit dem damaligen Wissen.

So steht es auch mit der Philosophie eines Alexander Bain. Seine Anschauungen über das Verhältniss der Empfindung und Bewegung sind nicht in der Beobachtung begründet, sondern sie widersprechen ihr, und so konnte dieser Forscher überhaupt nicht zu einer klaren Scheidung der zwei in jeder Wahrnehmung gelegenen, ihrer Natur nach völlig verschiedenen Elemente gelangen.

Wenn er ausführt: „Die erste Wahrnehmung ist nicht die Empfindung von etwas Aeusserem, Bewegung geht der Empfindung voraus und ist von Anfang an von jedem äusseren Impuls unabhängig; sie gehört inniger und untrennbarer zu unserer Natur als irgend eine unserer Sinneswahrnehmungen, und wirkt in der That bei jeder unserer Empfindungen mit. Aber woher kommt denn diese ursprüngliche Bewegung? Eine Reihe von Thatsachen beweist, dass die Nervencentren blos in Folge ihrer Spannung, die eine Entladung nothwendig macht, Impulse an die Muskeln aussenden können. Wenn der Organismus die gehörige Nahrung bekommen hat, so muss das Nervensystem einen Ableiter für seine vermehrte Energie haben.“ [1]) . . . „Das erste Phänomen ist die spontane Bewegung, die wir schon bei dem Fötus im Mutterleibe antreffen, die sich aber auch bei den Neugeborenen und bei den älteren Individuen in der durch gute und reichliche Nahrung erzeugten Lebendigkeit und in dem spontanen Erwachen aus dem Schlaf äussert. Dieser spontanen Bewegung werden wir uns bewusst durch Muskelempfindung, die also die erste Wahrnehmung ist und sich von den anderen Empfindungen dadurch unterscheidet, dass sie nicht in einem äusseren, sondern in einem inneren Impuls ihren Ursprung hat.“

Wenn Bain dies ausführt sage ich, so äussert er genau so viel Irrthümer und Schiefheiten als in diesem Citate Gedanken vorhanden sind.

Das Verhältniss von Reiz und Bewegung ist absolut missverstanden, die Bedeutung der psychischen Repräsentation unserer Muskelthätigkeit gar nicht einmal erkannt. Denn wenn wir aus dem Schlafe erwachen und uns dehnen und strecken, so handelt es sich gar nicht mehr um centripetal aus der Muskulatur verlaufende Nervenerregungen, die psychisch registriert werden, sondern um rein pathopsychische Er-

[1]) Ich citiere aus Harald Höffding, Einleitung in die englische Philosophie, in der Kurella'schen Uebersetzung, Leipzig 1899.

regungen, um Muskelempfindungen in meinem Sinne, welche auf dem Wege der primären Association mit Naturnothwendigkeit die psychische Spiegelung der motorischen Reflexinnervation wachrufen. Diese aber ist beim Erwachsenen lange ausgebildet und stammt aus jener Lebenszeit, wo alle Bewegungen auf einen Reiz hin reflectorisch erfolgten.

Gerade dieser Mechanismus der Zuordnung ist der Kernpunkt meiner Theorie. Erst diese Erkenntniss macht sie zum Wegweiser naturwissenschaftlicher Psychologie, und wenn schon eine Verwandtschaft derselben mit früheren Theorien gefordert wird, so möchte ich auf C. Wernicke's Arbeiten über den afasischen Symptomencomplex[1]), sowie auf die Psychologie Wilhelm Wundt's verweisen.

Aber ob eine Theorie neu oder alt ist, darauf kommt es schliesslich nicht an. Das Wichtige ist, dass sie eine Form besitzt, in der sie die Grundlage exacter Forschung bilden kann, d. h. dass sie ohne Ueberschätzung der Speculation aus dem gegenwärtigen Wissensschatze herauswächst, und aus ihm herausführt, dass sie das Chaos der bekannten Thatsachen in eine übersichtliche Ordnung bringt.

Dass meine Theorie das vermag, gedenke ich in nächster Zeit in einer die einzelnen Wahrnehmungen speciell behandelnden Arbeit zu beweisen. Hier kam es nur darauf an, sie in grossen Zügen, frei von allem Beiwerk, zu entwickeln, und die Thatsachen nur soweit heranzuziehen, als zum Verständniss ihres Wesens unbedingt erforderlich erschien.

Also eine blosse Theorie, dürfte mancher, der in der Anhäufung möglichst vielen Wissens das Heil der Wissenschaft zu sehen gewohnt ist, ausrufen. Was soll uns eine Theorie, wir brauchen Thatsachen.

Darauf erwiedere ich: Ohne eine brauchbare Theorie keine Wissenschaft. Im Gegentheile: Die Entdeckung immer neuer Thatsachen bildet den Tod jeder wahren Wissenschaft. Die Thatsache erhält erst Werth durch ihre Beziehungen zu anderen Thatsachen; und diese Beziehungen giebt erst die Theorie. Ohne Theorie verfällt jede Wissenschaft dem Chinesenthum, und ich frage, ob diese Gefahr bei uns auf dem Gebiete der Psychologie so ferne liegt.

Man braucht nur die Augen zu öffnen, um überall die Symptome dieser bedenklichen Erscheinung zu gewahren. Die übermässige Werthschätzung der gedankenlosen Experimentierkunst, die Anhäufung von Messungsergebnissen an nicht messbaren Erscheinungen, wo man weder weiss was, noch zu welchem Zwecke man misst und zählt, ist heute an der Tagesordnung. Was will man mit diesen Bergen von Zahlen anfangen, wie will man einen Ueberblick über sie gewinnen? Ob man sie alphabetisch, chronolgisch oder nach ihrer absoluten Grösse ordnen will, scheint mir gleichgültig.

---

[1]) Breslau 1874.

Aber eine Theorie kann falsch sein, und dann wird sie Schaden stiften. Das glaube ich nicht, denn eine Theorie ist immer nur eine übersichtliche Beschreibung aller bekannten Thatsachen. Steht sie mit solchen im Widerspruch, so ist sie a limine abzuweisen. Deckt sie sich aber mit ihnen, so ordnet sie sie auch, und macht auf die Lücken unseres Wissens aufmerksam, regt zu planmässiger Forschung an, und sie hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie zu wirklich neuen Thatsachen führt.

Jeder wissenschaftlichen Theorie ist nur eine beschränkte Dauer beschieden. Die Vermehrung unserer Kenntnisse, die neuen Beziehungen zu deren Entdeckung sie führt, zeigen früher oder später, dass es Thatsachen giebt, die in ihren Rahmen nicht hineinpassen, und eine Theorie, die zu einer gewissen Zeit alle Beziehungen eines Wissensgebietes umfasste, ist für eine spätere Zeit zu eng geworden.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.
EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.
IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.
XI.

DIE GROSSHIRNRINDE ALS ORGAN DER SEELE.

VON

Prof. Dr. ALBERT ADAMKIEWICZ
IN WIEN.

MIT 2 TAFELN UND 1 ABBILDUNG IM TEXT.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

DIE

GROSSHIRNRINDE

ALS

ORGAN DER SEELE.

VON

Prof. Dr. ALBERT ADAMKIEWICZ
IN WIEN.

Mit 2 Tafeln und 1 Abbildung im Text.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Inhalt.

Einleitung.

Von der Substanz, die, an sich vergänglich, durch eigene Kraft sich vor dem Untergange eine Zeit lang schützt, und, bevor diese Kraft verbraucht ist, ihre Art durch Propagation erhält, sagt man, sie lebe. Schon ein Klümpchen Eiweiss kann diese Kraft besitzen. Was diese Kraft besitzt, heisst ein Wesen. Ein einziges Eiweissklümpchen kann also schon ein Wesen sein. Man nennt ein solches Wesen eine „Monere." Lebende Eiweissklümpchen sind Lebewesen der niedrigsten Art.

Je höher die Lebewesen auf der Stufenleiter der Entwickelung hinaufrücken, desto complicirter wird ihr Bau. Und diese Complication macht sich darin geltend, dass die Geschöpfe zunächst eine bestimmte Form erhalten und dann eine Vielheit solcher Elementarformen darstellen.

Der einfachste Repräsentant der geformten lebenden Substanz ist die Zelle. Die Zelle besteht aus dem Leibe, der Hülle und dem Kern. Im Thierreich stellen die Protozoën solche einfache Zellen dar.

Höhere Thiere setzen sich aus vielen solcher Zellen zusammen. Und je entwickelter sie sind, desto zahlreichere Gruppen gibt es solcher sie zusammensetzender Zellen, desto kunstvoller ist der Bau dieser Gruppen, desto grossartiger auch das, was diese Gruppen im Gesamtkörper leisten, — ihre Function.

Ist ein Klümpchen Eiweiss oder eine Zelle der ganze Körper, stellt also ein Elementargebilde das ganze Einzelwesen, einen Gesamtorganismus dar, dann sind die in ihm sich abspielenden Lebensvorgänge souverän, d. h. das Eiweissklümpchen, die Zelle, beherrscht das Gesamtleben ihres eigenen Organismus. Und diese Eigenschaft ist von allen Einflüssen unabhängig, die von anderen Lebewesen ihrer Art ausgehen könnten.

Ganz andere Verhältnisse bedingt der complicirtere Bau der höheren Thiere.

Bildet mehr als nur Eine Zelle den thierischen Körper, dann müssen die ihn aufbauenden Zellen, indem sie Einem Organismus, Einem

Ganzen, Einem Ziele dienen, in ihrer Function für dieses Eine Ziel sich gegenseitig ergänzen. Sie müssen daher unter einander functionell harmonieren und durch ihre Functionsharmonie ein harmonisches Ganze, einen Functionsaccord, das Leben ihres Wesens, hervorbringen.

Deshalb sind die jeden complicirten Organismus zusammensetzenden und aufbauenden Elemente zum Zweck der gegenseitigen physiologischen Beeinflussung unter einander functionell verbunden. Und damit diese Verbindungen insgesamt Einem Ziele dienen, stehen sie unter der Herrschaft sogenannter Centren, die wieder gruppenweise von immer höheren Centren beherrscht werden, um schliesslich in einem Hauptcentrum zu culminieren.

Jene Verbindungen werden dargestellt von Nerven, — diese Centren von Ganglien. Die alle Ganglien beherrschende Centrale ist das Gehirn.

Weil nun in der Organisation der Geschöpfe der Mensch die höchste Stufe einnimmt, weil also das Gehirn des Menschen die Centrale auf der höchsten Höhe ihrer Vollendung darstellt, weil endlich die Ganglien der Rinde des Grosshirns die Function des Lebens in ihrer höchsten Vollendung krönen: deshalb concentrirt sich unser ganzes Interesse, mit dem uns der Menschheitsbegriff erfüllt, auf die Erkenntnis der Function der Grosshirnrinde des Menschen. Und deshalb folge ich mit besonderer Befriedigung dem Wunsche der Herausgeber dieser Blätter, alles das, was ich in langen Jahren in verschiedenen Schriften über die Function der Grosshirnrinde und ihrer Ganglien veröffentlicht habe, hier übersichtlich und in allgemein fasslicher Form zusammenzustellen.

Bevor ich daran gehe, das zu thun, möchte ich vorher die Anatomie der Grosshirnganglienzellen, soweit sie hier in Betracht kommt, in möglichster Kürze skizziren.

A. Anatomie.

Die Ganglien der Rinde sind, wie zuerst Meynert beschrieben hat, in fünf zur Oberfläche der Rinde, also auch zu einander parallel verlaufenden Schichten angeordnet. Die mittelste dieser Schichten, die dritte, enthält die zahlreichsten und die grössten Gebilde. An ihnen nehmen jene mächtigen Convolute von Nervenfasern ihren Anfang und ihr Ende, die die Hauptmasse des Gehirns und des Rückenmarkes durchsetzen, um ausserhalb desselben Anfang und Ende der peripherischen Nerven zu bilden.

Die Ganglienzellen der dritten Rindenschicht können daher als die hauptsächlichsten Centren für das gesamte Nervennetzwerk des Körpers und somit als die Hauptrepräsentanten der Grosshirnrindenganglien angesehen werden. In ihnen müssen sich daher wol auch die wichtigsten für die Grosshirnrinde des Menschen eigenthümlichen Vorgänge abwickeln.

Nun concentrirt sich in diesen Vorgängen das Höchste, was die Natur in ihrer physiologischen, also natürlichen und folglich mechanischen Allmacht an Leistungen hervorbringt. Daraus ergibt sich, dass die Ganglien-„Zellen“ der Rinde gar nicht „Zellen“ im gewöhnlichen Sinn des Wortes und also einfache Elementarbestandtheile des nervösen Gewebes sein können, wofür sie irrthümlich gehalten worden sind, sondern Organe, wirkliche Organe, d. h. Werkstätten complicirtester Vorgänge und dazu noch die allervollendetsten darstellen müssen, welche die Schöpferallmacht der organischen Natur hervorbringt.

Daher besitzen denn auch die Ganglien-„Zellen“, wie ich[1]) zuerst und zwar im Jahre 1885 gefunden habe, anatomische Attribute, die niemals Gewebselementen, sondern nur den Organen zukommt, einen eigenen Apparat zu ihrer Ernährung. Und weil von der

[1]) Adamkiewicz, Der Blutkreislauf der Ganglienzellen. — Berlin 1885. Hirschwald.

ungestörten Arbeit dieses Apparates die Function der Grosshirnrindenganglien, der die folgenden Blätter gewidmet sind, abhängt, deshalb sei auch dem Blutgefässapparat der Ganglien hier eine kurze Skizze gewidmet.

Aus den Blutcapillaren feinster Ordnung, die im Zwischengewebe der Ganglien verlaufen, zweigen sich Arteriolen von so grosser Feinheit ab, dass Blutkörperchen durch sie nicht passiren und nur Blutplasma durch diese Röhrchen kreist. Diese Röhrchen, die also vasa serosa sind, erweitern sich, wo sie an die Körper der Ganglien treten, sackartig, umziehen diese nach Art eines Handschuhs und vereinigen sich wieder zu einer Art von vas efferens, durch welches das arterielle Plasma zur Nachbarganglie fliesst, nachdem es im eben beschriebenen Divertikel die Oberfläche der Ganglie umkreist hat. So erhält jede Ganglie ihre ernährende Zufuhr von der gesamten Oberfläche her. Und was die Ganglie nicht verbraucht, das sammelt sich im sog. „Kern" derselben, der also nicht solid, sondern ein Hohlraum und zwar ein venöser Sinus der Ganglie ist und auf besonderen quer durch den Körper der Ganglie gehenden Wegen in die Venen des Stromas seinen Inhalt entsendet.

B. Physiologie.

Die Ganglien der Grosshirnrinde des Menschen zeichnen sich vor allen anderen Ganglien des menschlichen Körpers durch besondere Fähigkeiten aus.

Die gewöhnlichen Ganglien des menschlichen Körpers besitzen nur zwei, höchstens drei Functionen und diese meist noch getrennt. Sie können erregt werden, oder sie erregen selbst, oder sie üben einen günstigen Einfluss auf die Ernährung aus. Danach werden sie eingetheilt in sensible, in motorische und in trophische Ganglien.

Die Ganglien der Grosshirnrinde des Menschen sind dagegen befähigt, sowohl erregt zu werden, als zu erregen. Sie besitzen aber ausserdem noch das Vermögen, schöpferisch zu wirken, das Resultat der Erregung, wie den Inhalt der eigenen Schöpfung festzuhalten und geistig zu assimiliren. Endlich haben sie noch die Fähigkeit, mit dem, was ihnen auf diese Weise zu eigen geworden ist, nach Belieben zu schalten und zu walten und auch in Thaten umzusetzen. Sie besitzen mit anderen Worten die Fähigkeit des Empfindens und des Wollens, der schöpferischen Gestaltungsgabe und des Gedächtnisses, des Bewusstseins und des Denkens, — kurz dessen, was wir als Inbegriff der Seele bezeichnen.

Demnach bilden die Grosshirnrindenganglien selbst das Substrat und ihre Function den Inbegriff der Seele.

Mein Versuch, in die Grundfunctionen der Seele und die bisherigen Arbeiten, in die speciellen Functionen der Grosshirnrinde einzudringen, hat bis jetzt zu folgenden Ergebnissen geführt.

I. Elementarfunctionen der Seele.

1. Gedächtnis.

Gedächtniskraft.

Jede Lebensäusserung muss von einer Anregung ausgehen. — Und jede Anregung zu einer Lebensäusserung kann zwei Formen haben. — Sie kann materiell oder immateriell sein.

Der materielle Anlass zu einer Function ist stets ein sogenannter „Reiz“. Und der Reiz kann entweder innerhalb oder ausserhalb des zur Function angeregten thierischen Körpers entstehen.

Der immaterielle Anlass zu einer Function ist dagegen das Bild oder der seelische Ausdruck des Reizes und bildet sich als solcher nur im lebenden Körper.

Beide, materielle und immaterielle, Reize aber wirken einander gleich. Und der von ihnen angeregte Vorgang ist immer derselbe, ob der eine oder der andere Anlass ihn wachruft.

So wird der Magensaft ebenso durch den Reiz der Speisen angeregt, als er auch von selbst fliesst, wenn die Zeit der gewöhnlichen Nahrungsaufnahme heranrückt.

Es folgt hieraus mit absoluter Gewissheit, dass die physiologische Wirkung des Reizes durch eine Anregung ersetzt werden kann, welche, ohne sich in der Wirkung vom materiellen Reiz zu unterscheiden, von diesem nichts mehr besitzen kann, als nur eine gewisse, zu bestimmten Zeiten spontan entstehende Erinnerung an denselben.

Erinnern aber ist die Eigenschaft des Gedächtnisses.

Da, was von den Magendrüsen gilt, mit Leichtigkeit von allen anderen Organen des vegetativen Lebens nachgewiesen werden kann, so geht aus der angeführten Erfahrung hervor, dass jedes Organ des vegetativen Lebens ein Gedächtnis haben muss, welches es befähigt, die ihm bereits bekannten Reize durch Bilder derselben zu ersetzen und sich so volle Unabhängigkeit vom Zufall der Reize zu verschaffen.

Den Organen des vegetativen Lebens stehen die der animalen Functionen in ihrer seelischen Reproductionsfähigkeit der Reize gewiss nicht nach.

Und das Gehirn, das anatomisch betrachtet, nichts anderes ist, als ein Organ, wie jedes andere auch, selbst wenn es sie alle vermöge

seiner physiologischen Eigenartigkeit beherrscht, kann natürlich einer Eigenschaft nicht ermangeln, die eine allgemeine Eigenschaft aller Organe des Körpers ist. Und daraus ergiebt sich:

1. dass das „Gedächtnis", das wir gewohnt sind als specifische Eigenschaft des Gehirns anzusehen, nichts Specifisches für das Gehirn hat und
2. dass — da nur dem Gehirn geistige Fähigkeiten zukommen, die dasselbe über alle anderen Organe stellen — das „Gedächtnis" an sich nichts Geistiges ist und also mit der geistigen Arbeit als solcher, dem productiven geistigen Schaffen, dem Denken, Unterscheiden, Combiniren und Folgern direct nichts zu thun haben kann.

Ist nun aber das Gedächtnis nichts Geistiges an sich und doch die Grundlage aller seelischen Arbeit, dann muss sie auch ein Bindeglied sein zwischen Geist und Materie, ein Band, welches das eine an das andere fesselt.

In dieser Rolle gewinnt das Gedächtnis eine ganz neue Bedeutung für die Physiologie und stellt ein eigenartiges und hervorragend wichtiges Problem der exacten physiologischen Forschung dar.

Was ist also das Gedächtnis?

Eine Beobachtung, die ich vor einigen Jahren gemacht habe und die mir lange räthselhaft geblieben ist, scheint mir zur Beantwortung dieser Frage nunmehr das nöthige Material zu liefern.

Ein Kind von zwei Jahren unterhielt sich mit einem sogenannten „Ariston". Dieses Instrument bringt die Melodien bekanntlich dadurch hervor, dass seine auf drehbarer Walze angebrachten Stifte durch sich mitdrehende Cartonblätter, die in concentrischen Kreisen angeordnete Einschnitte tragen, den Noten entsprechend niedergedrückt werden und dadurch die einzelnen Töne lösen. Jedes Carton- oder Notenblatt enthält die Melodie eines bestimmten Tonstückes. Es waren 25 Notenblätter dem Instrument beigegeben, von denen jedes ein anderes Stück spielte. Alle diese Tonstücke wurden dem Kinde nach und nach zu Gehör gebracht. Allmählich lernte es selbst den Leierkasten drehen und die Notenblätter einsetzen. Nach einiger Zeit stellte sich Folgendes heraus: Das Kind hatte alle 25 Melodien seinem Gedächtnis eingeprägt und konnte jede derselben bei ihrem Namen nennen. Dabei war jedes Einpauken, jede Dressur, selbst jede pädagogische Anleitung von Seite einer erwachsenen Person ausgeblieben. Das Kind hatte nichts, als nur die Melodien und ihre Bezeichnungen gehört und doch beide ohne die geringste Anstrengung, ohne jede bewusste Arbeit, also ganz mechanisch und im wahren Sinne des Wortes spielend erlernt. Es hatte

also genügt, dass es die Melodien hörte und deren Bezeichnungen eine Zeit lang vernahm, um sie beide zu erfassen und im Gedächtnis festzuhalten.

War das schon eine Leistung, die für ein Kind von zwei Jahren als erstaunlich angesehen werden musste, so wurde dieselbe noch dadurch erheblich gesteigert, dass das Kind auch noch die 25 Notenblätter mit einer nie fehlenden, geradezu an das Fabelhafte grenzenden Sicherheit von einander unterschied und von jedem derselben angab, welches Tonstück es spielte. Da es des Alphabets noch nicht kundig, geschweige denn zu lesen im Stande war, so war es ausgeschlossen, dass es etwa die auf den Cartons aufgedruckten Namen der Tonstücke sich merkte. Und dass des Kindes mnenotechnische Leistung mit den den Notenblättern aufgedruckten Bezeichnungen nichts zu thun haben konnte, liess sich übrigens exact noch dadurch beweisen, dass man dem Kinde die Cartons von den Rückseiten zeigte, die keinerlei Aufschriften trugen. An dem geschilderten Erfolg wurde dadurch nichts geändert. Es stand also fest, dass das Kind gewisse Einschnitte sich merkte und scharf auseinander hielt, die für die Erwachsenen ein geradezu hirnverwirrendes Chaos darstellten und dass für das Kindergehirn ein ungemein complicirtes System von Hunderten von Oeffnungen zu behalten nicht schwieriger war, als für das Gehirn eines Erwachsenen fünfundzwanzig einfache Zahlen oder die Buchstaben des Alphabets.

Was lässt sich aus dieser höchst merkwürdigen Thatsache folgern?

Wenn nur der Erwachsene fähig ist, mit Ueberlegung zu unterscheiden, d. h. mit Bewusstsein zu denken und also geistig zu arbeiten, — ein Kind von 2 Jahren aber diese Fähigkeit erst in einem ganz unvollkommenen Grade besitzt, — wenn dem gegenüber ein Kind von 2 Jahren fähig ist, Eindrücke festzuhalten, die dem auf der Höhe der Intelligenz stehenden Erwachsenen unfasslich sind und die er daher auch seinem Gedächtnis nicht einzuprägen im Stande ist, so muss dem Kindergehirn eine Eigenschaft, Eindrücke festzuhalten, zukommen, die mit der Intelligenz, ja der geistigen Arbeit nichts zu thun haben kann und die bereits vorhanden ist, lange bevor das Gehirn die Reife für die geistige Arbeit erreicht hat.

Da das Festhalten von Eindrücken nichts anderes ist, als das Gedächtnis, speciell das des Gehirns, so geht aus den angeführten Thatsachen hervor, dass das Gedächtnis keine mit seiner psychischen Kraft identische Eigenschaft der Gehirnmaterie ist und folglich mit denjenigen Eigenschaften dieser Materie in Zusammenhang steht, die sie vor der psychischen Entwickelung bereits besitzt und die logischer Weise keine andere, als die der Materie selbst, also physikalischer Natur sein können.

Ist das aber der Fall, dann folgt hieraus mit Nothwendigkeit, dass das Kindergehirn nicht nur ohne Zuhilfenahme geistiger Arbeit Eindrücke aufnimmt, sondern dieselben auch ohne jede Vermittelung geistiger Thätigkeit, also auf psychischem Wege, folglich rein mechanisch festhält. Und hieraus ergiebt sich, dass das Kindergehirn gegen Eindrücke, die ihm zufliessen, sich nicht anders verhält, als die photographische Platte zu den Strahlen des Lichtes oder die wächserne Walze des Phonographen zu den Schallwellen der Stimme und Sprache, denen beiden es vollkommen gleichgiltig ist, ob sie dem einfachsten Gegenstande oder dem complicirtesten Gebilde, einem einzelnen Ton oder der geistreichsten Rede ausgesetzt werden. Auch sie halten das eine wie das andere mit Leichtigkeit und Vollendung mechanisch und vermöge der physischen Eigenschaften ihrer Materie fest, so complicirt auch die Dinge sein mögen, die sie auf diese Weise fixiren.

Wie sollte auch das Kindergehirn, in den Besitz seiner ersten Eindrücke und Vorstellungen kommen, da es als eine apsychische Masse auf die Welt kommt, wenn es nicht das Vermögen besässe, die Eindrücke mechanisch zu binden?

Indem aber die Gehirnsubstanz nicht nur die Schwingungen des Lichtes, sondern auch die Schallwellen mechanisch aufnimmt, vereinigt sie offenbar Eigenschaften der photographischen Platte mit den Eigenschaften des Staniols und des Wachses. Aber das menschliche Gehirn percipirt und fixirt nicht nur Licht- und Schalleindrücke, sondern auch noch eine ganze Reihe anderer ihm durch die Sinne vermittelter Imponderabilien. So vereinigt die Gehirnmaterie in Einer Substanz die Eigenschaften einer grossen Reihe anorganischer Stoffe. Und da es später ausserdem die geistigen Kräfte hinzu erwirbt, so stellt es eine Masse dar, in welche die Natur das Höchste gelegt hat, dessen ihre schöpferische Kraft fähig ist, das Vollendetste, zu dem sich noch diese Kraft aufzuschwingen vermocht hat.

Auf welchen Eigenschaften die, wie wir nun wissen, physische Gedächtniskraft der Gehirnmaterie beruht, wissen wir ebensowenig, als welchen Eigenschaften sie ihre psychischen Qualitäten zu verdanken hat. Dass aber jene im Princip keine anderen sein können, als die der lichtempfindlichen Platte oder die des schallempfänglichen Wachses, das kann nach dem Gesagten kaum noch bezweifelt werden. Und man muss aus der Gier, mit welcher das Kindergehirn, wie die beschriebene Beobachtung lehrt, die Eindrücke, selbst die complicirtesten hascht und festhält, schliessen, dass die physische Kraft, die Energie, mit welcher die Masse des Kindergehirns nach den Sinneseindrücken fahndet, etwa der Kraft gleicht, mit welcher eine Lösung von Kali oder Natron Kohlensäure absorbirt. Offenbar muss es sich also um eine besondere Attractionskraft der jugendlichen Gehirnmasse für die den Sinnes-

erregungen zu Grunde liegenden Schwingungen handeln, um eine Kraft, die es verdient, einen eigenen Namen zu erhalten und für die ich die Bezeichnung der Myelopexis (*μυελός* und *πήγνυμι*) vorschlage.

Dass diese Eigenschaft physischer Natur sein muss, das ergiebt sich auch noch aus anderen, als den angeführten Thatsachen, so z. B. aus der, dass das Gedächtnis zur physikalischen Beschaffenheit der Gehirnmasse in engster Beziehung steht und sich ändert, wenn diese bestimmte Veränderungen erleidet.

Schon unter physiologischen Umständen unterliegt die Gedächtniskraft drei Modificationen.

Sie ist am stärksten in der Kindheit, nimmt während der mittleren Lebensjahre ab und pflegt im Greisenalter auf eine gewisse niedrige Stufe zu sinken. Den genannten drei Lebensphasen des Gedächtnisses entsprechen drei ebenso charakteristische, als constante Varietäten der Gehirnmasse.

Das kindliche Gehirn ist reich an Blutgefässen und Blut, hat eine rosarothe Farbe und ist von besonderer Feinheit und Zartheit seines Gewebes.

Das Gehirn der mittleren Lebensjahre ist an Blutgefässen bedeutend ärmer, als das Kindergehirn, von blassröthlicher Farbe und grösserem Gefüge, als jenes.

Im Greisengehirn endlich ist das Gefässnetz geradezu spärlich, die Farbe gelblich, die Consistenz eine derbe.

Es geht hieraus hervor, dass der Blutgehalt des Gehirns während der drei Lebensphasen beständig geringer wird, während der Gehalt an Mark zur mittleren Lebensphase ansteigt, um nach der dritten hin wieder zu sinken und dadurch der bindegewebigen Stützsubstanz zu einem gewissen Uebergewicht zu verhelfen.

Mit diesen Aenderungen der Substanz fallen die geschilderten Aenderungen des Gedächtnisses zusammen.

Es liegt daher nahe, anzunehmen, dass sie miteinander auch in causalem Zusammenhange stehe und dass, wie zum Reichthum des Markes die psychische Kraft der Intelligenz, zur Feinheit derselben die physische Kraft des Gedächtnisses in Beziehung stehen werden und dass, wo das Mark verschwindet, sowohl die physische, wie die psychische Kraft des Gehirnes leide. Man muss sich natürlich vorstellen, dass mit dem Mark auch die zugehörigen Ganglienzellen gewisse Aenderungen ihrer Beschaffenheit erfahren, da Gedächtnis und Psyche doch nur in diesen ihren eigentlichen Sitz haben können.

Auch die Pathologie lehrt die Abhängigkeit der Gedächtniseigenschaft von ihrem physischen Verhalten mit aller Klarheit kennen.

Die Erweichung des Gehirns, speciell der Rinde, wo sich die wichtigsten Ganglienzellen befinden, hebt alles Gedächtnis auf. Es liegt

hierin geradezu ein klassischer Beweis dafür, dass das Gedächtnis ein Faktor der physischen Beschaffenheit, zumal, wie schon die physiologischen Aenderungen der Gehirnmasse gelehrt haben, — der Consistenz der Gehirnsubstanz sein muss. Es können eben Schwingungen sich weder in eine Masse eingraben, noch in ihr haften, welche nicht eine ganz bestimmte, für beides nothwendige Consistenz hat. Würde doch auch ein Phonograph zu functioniren aufhören, wenn sein Wachscylinder weich werden würde. So hat die Natur gewiss nicht ohne Zweck gehandelt, als sie dem Gehirn eine Consistenz gab, die für das Imprägniren wie geschaffen, ja geradezu ideal erscheinen muss. Und sie hätte dem Gehirn sicherlich die viel dauerhaftere und gegen Erweichung, Apoplexien und ähnliche Processe bis zu gewissem Grade geradezu schützende Consistenz der Leber oder des Muskels, des Bindegewebes oder gar des Knochens gegeben, wenn sie nicht gerade für die physischen Bedürfnisse des Gedächtnisses die fest-weiche Consistenz brauchte und dadurch Gefahren des wichtigsten Organs mit in Kauf nähme, die, wie angedeutet, in der Zartheit, geringen Consistenz und damit verknüpften Empfindlichkeit der Gehirnsubstanz gegeben sind.

Ueber die specielle Art, wie die Sinneseindrücke sich in die Gehirnmasse imprägniren, können wir uns vorläufig noch keine bestimmten Vorstellungen machen. Dass es sich hier aber um das Subtilste handeln muss, dessen die Natur in Bezug auf Feinheit einer mechanischen Leistung fähig ist, das dürfen wir nun wol annehmen und ebenso, dass es nicht sobald gelingen werde, diese Veränderungen selbst wahrzunehmen und zu analysiren.

Allein, wenn es der menschliche Geist zu Wege gebracht hat, die menschliche Sprache in Form feinster Pünktchen in eine Wachsrolle zu schreiben und jedes Bild in Glastafeln zu ätzen, wie darf man da an der Hoffnung verzweifeln, dass sich unserem Auge auch noch die Sinnesschwingungen in Form gewisser Zeichen auf der Gehirnrinde des lebenden Thieres dereinst offenbaren werden?

Können wir doch schon jetzt von diesen Schwingungen wenigstens soviel sagen, dass sie mit der Masse des Gehirns nicht unlösbar verquickt sind. Denn auch ohne Alteration der Gehirnsubstanz können sie aus derselben nicht nur von selbst verschwinden, sondern auch mechanisch entfernt werden. Sie verschwinden, indem der Gedächtnisinhalt mit der Zeit vergessen wird. Und gerade der Umstand, dass Eindrücke aus der Kindheit am festesten und durch das ganze Leben haften, — Eindrücke aus dem mittleren Lebensalter weit weniger dauerhaft sind, als jene, und die des Greisengehirns beiden an Festigkeit nachstehen, lehrt von Neuem, dass einzig und allein die physische Beschaffenheit des Gehirns, seine Feinheit und Weichheit, für die Stärke

des Gedächtnisses bestimmend und also auch für seine mechanische Natur beweisend ist.

Dasselbe wird ebenso scharf und sicher durch die Thatsache erhärtet, dass mechanische Einflüsse genügen, den Gedächtnisinhalt zum Schwinden zu bringen. Bei Leuten, die aus gewissen Höhen herabstürzen, hat man wiederholt die Beobachtung gemacht, dass ihnen ihre letzten Erlebnisse abhanden kommen. Ein Schlag oder Stoss aber kann nicht anders, als mechanisch wirken. Und kann das, was es dem Gehirn nimmt, ohne es zu zerstören, etwas anderes sein, als etwas, was in seiner Masse nur mechanisch haftet? Auch hierbei verhält sich das Gehirn nicht anders, als — die Wachsrolle des Phonographen. Würde diese aus beträchtlicher Höhe auf harten Boden fallen, so würde auch sie einen Theil ihrer feinen Strichelungen verlieren und nicht mehr das Musikstück oder die Worte so vollkommen wiedergeben, wie sie es vor dem mechanischen Insult gethan hat.

Da der normale physiologische Zustand des Gehirns, also auch die physische Beschaffenheit seiner Masse, zumal bei ihrer grossen Zartheit und Feinheit durch alle unphysiologischen Einflüsse, wie Ueberanstrengung, Schlaflosigkeit, Gemüthserregungen, materiell leidet, so ist es selbstverständlich, dass es auch noch andere, sogar psychische Einflüsse geben muss, welche in ihren Folgen auf die Gedächtniseigenschaft des Gehirns den mechanischen Insulten analog wirken. Und ich werde im folgenden Abschnitt das Krankheitsbild der von mir sogen. „Lethymie“ entwerfen, welche diese Thatsache auf das Schlagendste beweist und die „Gedächtnisstützigkeit“ gleichfalls auf Aenderungen der physischen Beschaffenheit der Gehirnsubstanz zurückführt.

Steht es nun aber fest, dass das Gedächtnis auf mechanischen Vorgängen beruht, die auf gewissen, auch in der anorganischen Natur vorhandenen physikalischen Eigenschaften der Stoffe sich gründen, so gewinnt mit dieser Feststellung auch unsere Kenntnis von dem Zustandekommen der psychischen Vorgänge einen ersten und bedeutungsvollen Schritt zu ihrer Erklärung.

Das Gedächtnis ist das Fundament aller psychischen Vorgänge. Auf ihm errichtet die Psyche ihr ganzes mächtiges und grossartiges Gebäude.

Indem das an Begriffen und Vorstellungen noch ganz leere Gehirn des neugeborenen Kindes die ihm mit der Geburt auf einmal durch alle Sinne zuströmenden Eindrücke anzieht und mechanisch absorbirt, ohne Spur einer geistigen, ihm noch ganz fremden Arbeit, sammelt es die Welt in Gestalt von Bildern, Schemen und Formen und bildet sich so die ersten Vorstellungen von den Dingen, die nach und nach zur Erfahrung anwachsen und so zur Grundlage werden zuerst der Intelligenz und dann der Klugheit.

Während dessen entwickelt sich das Gehirn physiologisch. Und so gewinnt es zur physischen Eigenschaft des Gedächtnisses noch die physiologische Kraft des Verwerthens der gesammelten Eindrücke, die Kraft des Combinirens derselben, des Unterscheidens, des Denkens. Hat diese Kraft mit der Vollendung der physiologischen Gehirnentwickelung ihre Höhe erreicht, so tritt sie zum Theil an die Stelle der mechanischen Gedächtnisarbeit des Gehirnes und drängt diese auf den zweiten Platz zurück, wodurch sie mit ihrer ursprünglichen Rolle auch einen Theil ihrer ursprünglichen Stärke einbüsst, ohne allerdings in demselben Verhältnis abzunehmen, als die psychische Kraft auf Grund der wachsenden, dann herrschenden Rolle der Psyche zunimmt. Jedenfalls hat aber das Gedächtnis seine ursprüngliche, elementare Kraft zum Theil verloren und muss nun an dem Schatz durch das ganze Leben zehren, den ihm die Sinne während der Jugendjahre zugeführt haben.

Dass das, was in dieser Zeit der Zufall durch Vermittelung der Sinne dem Gehirn schenkt, nicht ausreicht, um eine für das Leben und den Kampf ums Dasein ausreichende Erfahrung zu begründen, liegt auf der Hand. Deshalb müssen Schule und Erziehung auf künstlichem Wege diesen Schatz systematisch steigern und eine Basis schaffen, auf deren festen und weiten Grundmauern es der Psyche leicht wird, eine zu immer grösserer Arbeit befähigte Werkstatt zu errichten. Wird das versäumt, dann wird die Psyche trotz aller Arbeit nur schwer oder gar nicht das Versäumte ersetzen. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Für die allgemeine Erfahrung aber lehren die hier besprochenen Thatsachen noch eine besondere, ebenso wichtige, als beherzigenswerthe Wahrheit kennen.

Die phänomenalen Gedächtnisqualitäten des jugendlichen Gehirnes stellen eine natürliche, also eine physiologische Erscheinung dar. Sie beruhen auf physischen Eigenschaften der Gehirnmasse und bilden zwar das Substrat für die psychische Arbeit, haben aber mit dieser Arbeit als solcher nichts zu thun und sind also nichts weniger, als der Ausdruck der psychischen Arbeit selbst oder gar noch einer vorhandenen besonderen psychischen Begabung!

Das müssen sich alle Diejenigen besonders gesagt sein lassen, welche aus dem Vorhandensein eines grossen, selbst erstaunlichen Gedächtnisses bei Kindern auf besondere „psychische“ Fähigkeiten bei denselben schliessen und die Besitzer solcher Qualitäten geneigt sind, für „Wunderkinder“ zu erklären.

Diese Qualitäten sind nur deshalb auffallend, weil man sie meist zufällig entdeckt und werden gewiss als etwas Gesetzmässiges erkannt werden, wenn man sie systematisch suchen wird.

Ich bin überzeugt, dass die regelmässige Prüfung des Gedächtnisses bei Kindern zu Phänomenen, wie ich sie oben geschildert habe, sehr häufig und somit zu dem Resultat führen wird, dass die meisten gesunden und gut entwickelten Kinder zu dieser Kategorie von Wunderkindern gehören. Daher kommt es denn auch, dass diese sogenannten „Wunderkinder", ob sie nun auf dem Gebiet der Töne oder der Zahlen oder anderen Gedächtniskrames Erstaunliches leisten, meist ganz gewöhnliche Menschen werden und in's Unglück gerathen, wenn sie auf die auffallende Gedächtnisleistung ihres Kindergehirnes vertrauend, gar zu wuchtige Pläne auf diesem unsicheren und nichtigen Grunde aufbauen.

Denn die grosse Gedächtniseigenschaft des Kindergehirnes nimmt schon mit der physiologischen Entwickelung desselben wieder normaler Weise ab. Und dann bleibt von dem Wunderkinde nichts übrig, als die Erinnerung an eine vergängliche Grösse.

So bietet das Kind, an welchem ich im zweiten Lebensjahre die geschilderte Beobachtung gemacht habe, jetzt in seinem zehnten Lebensjahre von dem damals beobachteten Phänomen auch nicht eine Spur mehr dar. Und doch steht es in intellektueller Beziehung unendlich höher als damals, zum besten Beweise dafür, wie Gedächtniskraft (nicht Gedächtnissinhalt) nichts mit der psychischen Kraft zu thun hat und wie das Gedächtnis nichts anderes ist, als eine physische Function, auf der sich die psychische gründet.

Gedächtnisschwäche.

Hat die Gehirnrinde ihre normale Entwickelung erreicht und ist sie also fähig geworden, das, was ihr die centripetalen Nerven zutragen, aufzunehmen, so besitzt sie bereits, wie wir oben gesehen haben, die Eigenschaft, das, was sie aufgenommen hat, festzuhalten, — die Eigenschaft des Gedächtnisses.

Vermöge dieser Eigenschaft wird die Hirnrinde in den Stand gesetzt, das Resultat der centripetalen Erregungen — letztere mögen noch noch so flüchtig gewesen sein — in Bildern aufzuspeichern und dadurch eine geistige Vorrathskammer für die Seele zu schaffen, aus der sie jederzeit und nach Belieben schöpfen kann und von deren Reichthum die Erfahrung abhängt, dann die Klugheit und in weiterer Folge selbst die Weisheit.

So ist das Gedächtnis für die Seele das, was für ein Haus der Verwalter ist. Es erhält der Seele den geistigen Bestand und steigert ihn zum Wohlstand, — bis zum Reichthum.

Daher begreift sich's leicht, dass die Seele schwer betroffen wird, wenn das Gedächtnis Schaden leidet oder gar verschwindet, und dass

das Kapitel vom „Vergessen“ eine besonders wichtige Rolle spielen muss in der Leidenslehre des Seelenlebens.

Doch darf nicht übersehen werden, dass das „Vergessen“ nicht immer Zeichen einer Schwäche ist oder gar schon eine Krankheit anzeigt.

Im Gegentheil. Es giebt auch eine Kraft des Vergessens. Und diese Kraft ist gerade eines der Attribute — wahrer Seelengrösse!

Von Julius Cäsar berichtet die Geschichte uns, er habe das Gute nie, das Unrecht aber stets vergessen! Und wie die Dinge der Moral nun einmal heutzutage liegen, kann man dreist behaupten, dass für einen grossen Menschen, ja schon für einen solchen, welcher in der Mittelmässigkeit nicht aufgeht, die Existenz nicht einmal denkbar ist, wenn die „Vergessenkraft“ ihn nicht als Talisman in Schutz nimmt.

Nicht nur jede Originalität, schon jede Selbständigkeit, jede neue Idee, ja jeder gute Wille erregt den Neid, ruft Feindschaft wach und führt zu Kämpfen. Der Neid, der lügt und lästert, kennt kein Ehr- und Schamgefühl und hat auch kein Gewissen. Wenn er auf sein Opfer das ganze Rudel von Schakalen hetzt, das von der Beute lebt, lauernd sie erwartet und bellend jedem Wink des Neides folgt, dann muss der Ueberfallene, und wäre er selbst der Stärksten einer, sich begnügen, aus der ganzen Meute nur die eine und die andere Bestie hinzustrecken. Das Gebell der anderen aber muss er ingnoriren und vergessen.

Kann er das nicht, dann steht es schlecht um ihn. Das Recht ist heutzutage Form und schützt nicht mehr den Einzelnen.

Erlittenes Unrecht aber wühlt und sticht wie ein Skorpion im Herzen. Ihm hält nicht Rechtsbewusstsein Stand und nicht Gewissensreinheit. Und die so gequälte Seele vergisst und findet Ruhe erst dann, wenn sie sich aufgerieben.

Das Gedächtnis, das stärker, als der Wille ist, kann so zum Unglück werden. Krank dagegen bezeichnen wir es dann, wenn es schwächer, als der Wille wird und seine Dienste kündigt.

Diese krankhafte Gedächtnisschwäche ist entweder angeboren oder wird erworben.

Ueberall dort, wo das Gehirn in Folge mangelhafter Entwickelung oder angeborener Fehler auch functionell das Niveau der Norm nicht erreicht, da ist auch das Gedächtnis mangelhaft oder nicht vorhanden.

Die erworbene Gedächtnisschwäche dagegen hat, so weit die Erfahrung bis jetzt reicht, drei verschiedene Ursachen und äussert sich deshalb auch in drei ganz charakteristischen Formen.

1. Die Ursache ist eine anatomische, d. h. das Gedächtnis leidet in Folge anatomischer Veränderungen des Denkorganes, also der Gehirnrinde.

Je nach der Ausbreitung, der Intensität und der Lokalisation solcher Veränderungen resultirt nun eine Schwäche oder ein Verlust des Gedächtnisses für einzelne, mehrere oder gar für alle Erinnerungsbilder.

So vernichtet der apoplektische Blutaustritt, wenn er die Rinde im Bereich des Hinterhauptes zerstört, die Erinnerungsbilder des Gesichtes, wenn er den Schläfelappen oder die dritte linke Stirnwindung angreift, im ersten Fall die Erinnerungsbilder des Gehörs, im zweiten die des sprachlichen Ausdruckes. Und dieser Gedächtnisschwund für begrenzte Gebiete tritt, wie die ihr zu Grunde liegende Zerstörung des anatomischen Substrates, ebenso schnell, als auch meist intensiv auf.

Der Gedächtnisschwund der „allgemeinen fortschreitenden Paralyse" entwickelt sich, wie die Krankheit selbst, langsam, aber unaufhaltsam und betrifft, entsprechend der hier vorzugsweise in den vorderen Hirnpartien sich lokalisirenden Erweichung der Rinde, mehr das Gebiet der allgemeinen, als der an die einzelnen Sinne gebundenen Erfahrung.

Und ähnlich verhält es sich mit der Gedächtnisschwäche des Greisenalters, die mit der senilen Atrophie der Hirnwindungen Hand in Hand geht. Sie schliesst sich, wie in ihren allgemeinen Ursachen, so auch bezüglich ihres Charakters der Paralyse noch am nächsten an.

2. Der „anatomischen" steht die „psychische" Gedächtnisschwäche gegenüber.

Wie die „anatomische" Gedächtnisschwäche eine natürliche Folge krankhafter Veränderungen des materiellen Substrates ist, welches die Denk- und damit die Gedächtnisarbeit verrichtet, so ist die „psychische" Gedächtnisschwäche eine Consequenz der von dem anatomischen Bau des Denkorganes nicht abhängigen Störungen des Seelenlebens selbst.

Schon im gesunden Menschen äussert sich das Seelenleben in zwei scharf von einander getrennten Formen.

Die Hirnrinde arbeitet, d. h. producirt geistige Bilder, entweder unter der Herrschaft des Urtheils und des Bewusstseins, oder abseits von Urtheil und Bewusstsein rein automatisch.

Das Erste geschieht im Wachen, das Zweite im Schlaf. Urtheil und Bewusstsein machen aus den geistigen Bildern — Gedanken. Die ohne Urtheil und Bewusstsein automatisch vom Gehirn producirten (nach Du Bois-Reymond gar „secernirten") geistigen Bilder sind dagegen — Träume.

In der normal functionirenden Seele ist die Retentionskraft der Rinde für die Producte der automatischen [1]) Gehirnthätigkeit eine äusserst geringe. Das Gehirn bildet sie, wie der Blumenkelch den Blüthen-, der Schmetterlingsflügel den Flügelstaub hervorbringt. Jeder Hauch verweht sie. Und es bleibt nicht eine Spur von ihrem Dasein übrig.

[1]) Vergl. das Kapitel über die „Activität und Inactivität" der Grosshirnrinde.

Für die automatische Gehirnthätigkeit ist schon das Erwachen der Sinne aus dem Schlaf der zerstörende Hauch. Bricht gar das volle Tageslicht der Aussenwelt durch die erwachten Sinne in das ruhende Gehirn, dann verblassen die Träume spurlos, wie die Sterne bleichen, wenn die Sonne aufgeht.

Es giebt eine Krankheit der Seele, bei welcher diese meist in Folge zu starker vorausgegangener Erregungen gegen neue Eindrücke abstumpft, ähnlich wie die Netzhaut unempfindlich wird, wenn starkes Sonnenlicht sie blendet. Dann hören die Erregungen der Aussenwelt auf, auf die Seele einzuwirken. — Und die Seele erwacht nicht aus ihren Träumen -- trotz hellen lichten Tages.

Nun sind Träume für die in sie versunkene Seele volle Wirklichkeit, wie die Wirklichkeit für diese Seele, sowie für die träumende überhaupt nicht existirt.

Erwacht daher die kranke Seele aus solchen Träumen und kommt sie wieder zu sich, d. h. empfindet sie die Dinge der objectiven Welt von Neuem, dann ist wie mit einem Zauberstabe auch der kranke Traum verschwunden. Und sein ganzer Inhalt sinkt, wie jeder Traum, in's bodenlose Meer der Vergessenheit.

Die Pathologie kennt mannigfache Arten solcher abnormer „Traumzustände" und das mit dem Augenblick der Gesundung verbundene Vergessen ihres Inhaltes. So in der Epilepsie (posteleptisches Stadium). in der Melancholie (Stupor), in kataleptischen, somnambulen, hypnotischen und anderen Zuständen und Psychosen.

Und sie legt diesem „Vergessen" eine besondere Bedeutung bei. weil dasselbe die Kranken unverbindlich macht für das, was sie unter dem Einfluss ihrer pathologischen Träume. also ohne Urtheil und Bewusstsein, gethan oder gar, wie im pathologischen Zustand, verbrochen haben.

In diesen Zuständen übernimmt der pathologische Traum die Rolle der Wirklichkeit und beherrscht den kranken Geist, während beim gesundenden Kranken die Wirklichkeit wie unter normalen Verhältnissen den Traum verlöscht und vergessen macht. Das Bedeutungsvolle dieser Zustände liegt natürlich nicht im Vergessen des pathologischen Traumes bei der Rückkehr zur Norm, sondern selbstverständlich im Vergessen der Wirklichkeit beim Eintritt in den pathologischen Zustand.

3. Die dritte Art krankhaften Vergessens könnte man als die traumatische bezeichnen. Sie entwickelt sich im unmittelbaren Anschluss an heftige Traumen. Erschütterungen oder Verletzungen des Gehirnes, Sturz aus grosser Höhe, ein heftiger Schlag, ein Degenstich in das Gehirn u. A. können die merkwürdige Erscheinung des „traumatischen Vergessens" hervorbringen. Und merkwürdig ist sie deshalb, weil sie aus dem Gedächtnis nur die zuletzt erworbenen Bilder schüttelt.

So sind besonders Unglücksfälle bei Bergtouren bekannt geworden, wo die Verunglückten nach einem Sturz aus beträchtlicher Höhe das Bewusstsein vorübergehend, einen Theil ihres Gedächtnisinhaltes dagegen ganz verloren haben. Sie wissen, wenn sie wieder zu sich kommen, nichts von ihrem Unglücksfall und nichts von dem, was ihm zunächst vorausging. Aus dem Gedächtnis ist die ganze Unglücksperiode ausgelöscht. Und die Erinnerung hört dort auf, wo diese Episode anfängt.

Noch in einer anderen, nicht minder interessanten Form äussert sich diese „traumatische Vergessenheit". Eine einzelne, in sich abgeschlossene, complicirte geistige Function, die erst in letzter Zeit erlernt ward, kann ganz allein das Opfer eines solchen Trauma werden.

So ist mir der Fall eines Unteroffiziers bekannt, der nur der böhmischen Sprache mächtig war, bis er zum Militär einrückte. Hier erst lernte er deutsch sprechen. Als ihm nach mehrjähriger Dienstzeit eines Tages auf dem Fechtboden eine unglückliche Degenspitze durch die Augenhöhle in das Gehirn gedrungen war, verlor er die Besinnung. Diese kehrte nach einigen Tagen wieder. Die Kenntnis der deutschen Sprache aber blieb verloren.

Es ist hier nicht der Ort, dieses seltsame Vergessen aufzuklären. Ich verweise diesbezüglich auf mein Buch, das über die Functionsstörungen des Grosshirnes handelt[1]), und begnüge mich, hier nur kurz anzudeuten, dass gegenüber dem „anatomischen" und dem „psychischen" Vergessen das traumatische eine Art „histologischer" Vergessenheit darstellt, bei welcher es sich um die Trennung zarter histologischer Gebilde — wahrscheinlich der Neuronen — handelt, die erst in letzter Zeit durch Uebung „fahrbar" geworden sind und daher noch nicht so feste Verbindungen der Dendriten mit den Ganglienzellen besitzen, wie sie den „ausgefahrenen" alten Bahnen zukommen.

4. Während in den drei hier beschriebenen Formen von Gedächtniseinschränkungen jeder erfahrene Psychopathologe alte und auch gute Bekannte finden wird, möchte ich in Folgendem die Beschreibung einer neuen Gedächtnisaffection versuchen, deren Eigenart gerade im Spiegel der angeführten sich mit besonderer Schärfe zeichnet.

Ich will zunächst über meine Krankenbeobachtungen kurz berichten.

Ali Hussein Beg S. zählte 22 Jahre, als er mich im Juni 1896 consultirte. Er ist in der Hercegovina geboren, Sohn eines mohamedanischen Begs und im October 1895 nach Wien gekommen, um hier auf Staatskosten Veterinärkunde zu treiben.

Das fremde Land mit seinen ihm ganz unbekannten Menschen und Gebräuchen, die Verhältnisse der Grossstadt, der Unterricht auf völlig neuen Gebieten, die Unbekanntschaft mit der Sprache, die Vorstellung,

---

[1]) Die Functionsstörungen des Grosshirns. Berlin 1898. Hans Th. Hoffmann.

dass die Staatsstipendien nur für eine ganz bestimmte Zeit ausgesetzt waren und dass die Examina vor Ablauf derselben abgelegt sein mussten: das Alles wirkte auf das bis dahin mit einfachen, wenn nicht gar primitiven Vorstellungen rechnende Gehirn Ali Hussein's verwirrend ein. Je mehr sich nun der arme Ali bemühte, der Situation Herr zu werden, und je weniger ihm das thatsächlich gelingen wollte, desto mehr trat zur Verwirrung noch Erregung hinzu, und diese nahm ihm schliesslich nicht nur den Appetit, sondern raubte ihm auch noch den Schlaf und damit die seiner gepeinigten Seele und ihm so nöthige Ruhe und Erholung. So trat zur Erregung Ali's noch Mattigkeit, Abgeschlagenheit und Erschöpfung hinzu, die sich mit einem ständigen, durch nichts zu beruhigenden Angstgefühl verbanden.

Auf dieser Grundlage entwickelte sich bei Ali eine höchst merkwürdige Krankheit.

Es wurde ihm unmöglich, die Gedanken auf einen bestimmten Punkt zu concentriren.

Denkt er über irgend einen Gegenstand nach, so verflüchtigt sich das Object seines Nachdenkens unversehens und es gelingt ihm nicht, dasselbe trotz aller Anstrengung festzuhalten. An Stelle des intendirten Gedankens treten vage Vorstellungen von allen möglichen Dingen, besonders solchen, die zufällig gerade während des Nachdenkens die Sinne erregen. Aber selbst diese Vorstellungen wollen nicht haften. Sie drängen und schieben einander und machen immer neuen Platz, ohne Form und Inhalt zu erhalten, ohne sich zu festigen und ohne etwas anderes zu werden, als wesenlose Schemen. Sie sind wie die Wellen eines Stromes oder die flüchtigen Bilder eines bewegten Kaleidoskops. Sie kommen und gehen — ohne Form, ohne Inhalt zu erhalten. So geschieht es, dass der Patient ganze Seiten eines Buches liest, ohne das, was er gelesen, zu fassen. Und wenn er zu lesen aufhört, hat seine Seele nicht die geringste Vorstellung von dem, was an seinen Augen mechanisch vorübergezogen ist.

Allmählich kommt er selbst dahinter, dass ihn die Dinge stören und ablenken, welche nicht Gegenstand seiner Aufmerksamkeit sind, aber seine Sinne gegen seine Absicht erregen. Er schafft sie daher bei Seite und sucht sich bei seiner Arbeit auf das allernothwendigste Geräth zu beschränken. Aber auch das hat nicht den gewünschten Erfolg. Der Sonne kann er es nicht verbieten, dass sie Dinge bescheint, die innerhalb seines Gesichtskreises liegen. Und den Augen kann er es nicht wehren, dass sie Netzhautbilder empfangen, die ihn gar nicht interessiren. Er verhängt die Fenster und verdunkelt sein Zimmer. Nun sind es wieder die Töne des Leierkastens, Stimmen von Menschen, Wagengerassel, was durch die verhängten Fenster dringt und alle Vorsichtsmaassregeln vereitelt. Schliesslich kann sich der Kranke nicht

anders helfen, als dass er in seinem kahlen und ausgeräumten Zimmer, dessen Fenster auch gegen den Strassenlärm dicht verhängt sind, die Nacht abwartet. Und wenn das Licht des Tages und das Treiben der Welt seine Einsamkeit nicht mehr stört, zündet er eine Lampe an, verhüllt die Glocke und lässt sie nur das beleuchten, was er in dem vor ihm liegenden Buch gerade zu studiren beabsichtigt. — Jetzt endlich kann Ali einige Zeit lesen und das Gelesene erfassen.

Das war auf die Dauer nicht zu ertragen. Und so kam der Kranke zu mir.

Er war ein hagerer Mann von blassgrünlichem Teint, grossen schwarzen, unstet blickenden Augen. Unruhig, befangen und ängstlich.

Die Untersuchung der körperlichen Funktionen ergiebt nichts Abnormes, bis auf einen kleinen, etwas beschleunigten Puls und grosse Blässe der Schleimhäute.

So lange man nicht weiss, um was es sich handelt, fällt auch an der Psyche des Kranken nichts Besonderes auf.

Er erzählt seine Leidensgeschichte, so gut es ihm seine allerdings mangelhaften Sprachkenntnisse gestatten. Doch findet man sich in seiner Erzählung zurecht, erfährt die Hauptsache und kann sich ein ausreichendes Bild von dem Zustand des Kranken machen.

Fallen die Hindernisse fort, die ihm die Unkenntnis der bekannteren Sprachen bereitet, und lässt man ihn in seiner Muttersprache berichten, so merkt man an dem Fluss der Rede, an dem Behagen, mit dem er spricht, an der Lebhaftigkeit seiner Geberden, dass es ihm weder an dem nothwendigen Gedankenvorrath, noch auch an Worten fehlt, ihnen Ausdruck zu geben, und dass Logik und Erinnerungsvermögen unter gewöhnlichen Umständen, d. h. wenn er ruhig ist und die Waage seines Denkmechanismus sich im Gleichgewicht befindet, vollkommen ausreichen, ihre Aufgabe zu lösen.

Anders wird das Bild, wenn ich den Kranken „stelle".

So lange er ungestört über diesen oder jenen Punkt berichtet, rollt der Bericht, wie gesagt, glatt ab, wie der Faden von einer einmal in Bewegung gesetzten Spule.

Unterbreche ich seiner Rede Fluss dagegen plötzlich durch eine dazwischen geworfene ganz neue Frage, die ihn zwingt, den gewissermaassen mechanisch ablaufenden Gedanken zu unterbrechen und auf einen Seitenweg abzulenken, dann hört die Spule nicht nur zu rotiren auf, sondern der ganze auf ihr aufgewickelt gewesene Faden ist jählings abgerissen. Der Kranke weiss jetzt nicht nur nichts mehr von dem, was er eben gesprochen hat, auch die neue, an ihn gerichtete Frage dringt in seinen Intellekt nicht mehr ein. Und man sieht, wie ihn die neue Frage frappirt und aus dem Text bringt, wie er sie mit seinen

geistigen Augen wie etwas ganz Fremdes bestürzt anstarrt, ohne sie zum Inhalt eines Begriffes, einer Vorstellung oder gar eines Gedankens machen zu können.

Die Plötzlichkeit einer Frage, zumal dann, wenn ich sie mit einer gewissen Schroffheit hervorbringe und dazu den Kranken womöglich noch fixire, genügt also, das Gedächtnissubstrat des Kranken nicht nur momentan seines Inhaltes an altem Besitz, sondern auch der Fähigkeit, neuen aufzunehmen, gänzlich zu berauben.

Daher macht es keinen Unterschied, ob es sich um neuere oder alte, um die neuesten oder die ältesten Ereignisse handelt, über die der Kranke berichtet oder über die er Auskunft geben soll. Und so stark und so vollkommen ist in solchen Momenten diese Gedächtnisstützigkeit, dass der Kranke ebenso wenig sagen kann, was er vor einer Stunde gethan hat, als wonach er eben erst gefragt worden ist. Ja, er hat das Jahrhundert vergessen, in dem er lebt, die Strasse, in der er wohnt, und weiss sich nicht einmal auf seinen eigenen Namen zu besinnen!

Von einem Verlust des ganzen Bewusstseins während eines solchen Anfalles von „Lethymie“, wie ich diesen Vergesssuchtzustand nennen will (von λήθη und θυμός), ist durchaus nicht die Rede. Der Kranke ist sich während desselben seiner ganzen Lage sehr wol bewusst. Man sieht es seiner Haltung, seiner Gebärde, seiner Ungeduld und seiner Erregung an, wie sehr ihn dieser Zustand peinigt, wie sehr derselbe ihn moralisch deprimirt. Und es quält ihn dabei nicht nur die psychische Invalidität, in die er sich plötzlich versetzt sieht, die psychische Behinderung, in die er durch seinen Zustand gerathen ist. Es beschleicht ihn gleichzeitig auch noch ein Gefühl der Scham, dass er wol gar noch den Eindruck geistiger Beschränktheit mache, während er sich doch bewusst ist, dass der Fehler auf ganz anderem Gebiete liege und nichts mit seiner Intelligenz zu thun habe!

Kommt der Kranke wieder zur Ruhe, legt sich seine Erregung und leitet man geschickt und sanft den stützigen Gedächtnisstrom wieder in sein verlassenes Bett zurück, dann kommt auch die Gedächtnisarbeit wieder in Fluss, um sich allerdings bei nächster Gelegenheit wieder zu bäumen und vorübergehend zu versagen.

Soweit mir die Literatur bekannt ist, ist das eben beschriebene Leiden bisher nicht beobachtet worden. Es ist aber nicht nur neu, es ist auch interessant und wichtig. Interessant ist es, weil es uns zum ersten Male zeigt, dass das Gedächtnis, die Grundfunction alles Geisteslebens, erheblich leiden kann, ohne dass das Gehirn weder materiell noch functionell schwer erkrankt ist und ohne dass die Intelligenz berührt ist, zum Beweise dessen, was ich im Kapitel vom Gedächtnis nachgewiesen habe, dass das Gedächtnis mit der geistigen Arbeit direct nichts zu thun hat.

Wichtig ist aber die Lethymie, weil sie die geistige Arbeit eines Menschen brachlegt und ihn so in seinem Beruf und selbst in seiner Existenz ganz gewaltig schädigt.

Worauf beruht sie? Wie ist sie physiologisch zu erklären?

Es gibt wol kaum einen Menschen, welchen nicht schon in seinem Leben das Gedächtnis ganz zur unrechten Zeit plötzlich verlassen hat. Wem ist es nicht begegnet, dass er nicht beim Deklamiren oder in einer eingepaukten Rede einmal stecken geblieben ist! Wem passirt es nicht, dass ihm der Name eines alten Bekannten gerade in dem Augenblick entfällt, da er ihn braucht und wissen muss, — dass er sich auf ein Wort, einen Ausdruck, eine Phrase nicht besinnen kann, die ihm auf der Zunge liegt und die er doch nicht findet!

Zweifellos handelt es sich hierbei auch schon um lethymische Anfälle. Wie unangenehm diese auch werden können, als etwas Krankhaftes können sie schon deshalb nicht gelten, weil sie nur Secunden dauern und selten vorkommen, während für eine Krankheit die lange Dauer oder doch die häufige Wiederkehr des Unangenehmen als Merkmal dient.

Aber auch diese „physiologische Lethymie“ hat, wie ihre individuellen Schattirungen, so auch ihre Grenzen. Es gibt Personen, die ausser Schultze und Müller regelmässig jeden Eigennamen vergessen, während sie ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Physiognomien haben können. Ich möchte bei diesen schon an einen lethymischen Defekt denken.

Napoleon der Grosse soll, wie ich von Du Bois-Reymond gelegentlich erfahren habe, bei jedem Versuch, öffentlich zu sprechen, den Faden der Rede verloren und auch nicht wieder gefunden haben. Hier liegt in der regelmässigen Wiederkehr der Erscheinung die Annahme einer Krankheit begründet. Und ich vermuthe, dass diese regelmässige Lethymie epileptoiden Charakters ist. Die eigentliche „Lethymie“ (Vergessucht, Gedächtnisstützigkeit) aber ist der (noch physiologische) lethymische „Anfall“ — in Permanenz erklärt. Die Ständigkeit macht die Erscheinung zur Krankheit.

Was für eine Krankheit?

Gewiss wird Mancher nicht anstehen, sie für eine Neurasthenie, speciell für eine „Neurasthenia cerebralis“ zu erklären. Ganz abgesehen davon, dass mit dieser Bezeichnung die hier beschriebene Affection keine Aufklärung findet, halte ich sie ebenso für falsch, wie die Annahme einer Art von Hypnose oder eines epileptischen Zustandes.

Ich habe an anderer [1]) Stelle ausführlich gezeigt, dass es sich bei der Neurasthenie um eine durch übermässigen Verbrauch von Nervenmaterie hervorgerufene verminderte Widerstandsfähigkeit und dadurch

[1]) Functionsstörungen des Grosshirns.

bedingte Erhöhung der Erregbarkeit der Nerven, und zwar für alle ihre Qualitäten handelt. Ganz abgesehen davon, dass die Lethymie nur auf dem Umwege eines sehr künstlichen Beweisverfahrens als eine Art „Erregbarkeitserhöhung“ gedeutet werden könnte, stellt sie in jedem Fall einen ganz isolirten Ausfall nur einer einzigen Function aus dem grossen Heere der Gesamtfunctionen des Grosshirnes dar.

Die Lethymie ist auch keine Epilepsie, weil gegen die erstere das Wachbleiben aller geistigen Functionen mit Ausnahme des Gedächtnisses, gegen die letztere die ungetrübte Fortdauer des Bewusstseins protestiren. Folglich ist die Lethymie eine besondere Krankheit, eine ganz specielle Erkrankung des seelischen Substrates.

Welche? Dass sie kein anatomisches Leiden des Gehirnes bedeutet, das braucht nach dem Gesagten nicht erst bewiesen zu werden. Also ist sie ein functionelles Leiden der Gehirnrinde und beruht auf Veränderungen der Denkmaterie, welche nicht sichtbar sind.

Welches diese Veränderungen sind, exakt zu zeigen, bin ich nicht in der Lage. — Ein solcher Nachweis wäre mit der Lösung des Problems vom Zustandekommen der psychischen Vorgänge überhaupt identisch, jenes Problem, über das Du Bois-Reymond nicht nur sein „Ignoramus“, sondern, wie ich allerdings glaube, mit weniger Recht, auch sein „Ignorabimus“ ausgesprochen hat.

Weshalb sollen wir resignirt uns die Zukunft kleinmüthig selbst verlegen? Noch vor circa 50 Jahren würde Niemand zu behaupten gewagt haben, man würde mit dem Licht malen, mit dem Blitz über den Weltkreis schreiben, mit dem Draht über Länder hin sprechen und die Stimme, die Sprache und den Gesang der Menschen abfangen und in einem Kasten aufbewahren können! Weshalb soll es also unmöglich sein, die Art und Weise kennen zu lernen, wie Licht und Schall, Wärme und Druck vermittelst der Nerven der Gehirnmaterie sich mittheilen und in ihrer Masse haften?

Aus der Vorausahnung aber, dass man auch zu dieser Kenntnis gelangen werde, und noch mehr aus den Thatsachen, die ich bezüglich des Gedächtnisses inzwischen festgestellt und im vorigen Abschnitte beschrieben habe, leite ich heute schon das Recht ab, mir von diesen Dingen eine ganz bestimmte Vorstellung machen zu dürfen. Und so meine ich, dass das Gedächtnis auf gewissen materiellen Veränderungen beruht, vermöge welcher Licht, Schall und die anderen Imponderabilien durch Vermittlung der von ihnen erregten Nerven sich der Ganglienmasse imprägniren. Es kann sich dabei, wie ich im vorigen Abschnitte auseinandergesetzt habe, nur um einen chemischen oder um einen physikalischen Vorgang handeln.

Wenn die Lichtwellen eine „empfindliche“ Tafel ätzen, die Schallwellen durch Vermittlung eines gemeinen Drahtes eine grobe Staniolplatte

beschreiben können, warum sollen Licht und Schall etwas Aehnliches in der für ihre Zwecke gewiss unendlich besser, feiner und vollkommener functionirenden Nervensubstanz nicht hervorbringen können, zumal es schon erwiesen ist, dass die Retina Bildwerke aufnimmt!

Wir können uns das Gedächtnis noch in anderer Art als einen chemischen Vorgang denken, als eine Art Bindung, etwa wie Säuren und Alkalien sich binden.

Schon der Umstand, dass die normale Gehirnsubstanz alkalisch reagirt, dass ihre Ganglienlager während ihrer Thätigkeit saure Reaktion erhalten (Gscheidlen), nimmt der Vorstellung, als wenn bei der Bindung von Begriffen und Vorstellungen durch die Denksubstanz etwas Chemisches vor sich ginge, etwa in der Art, wie die Kohlensäure von einem Alkalibade absorbirt wird, von vornherein den Charakter des gar zu Abenteuerlichen und Phantastischen.

Ob wir uns nun aber den Vorgang der Haftung von Nervenerregungen in der Gangliensubstanz auf die eine oder die andere Weise vorstellen, oder als eine Combination von ihnen oder als einen ihnen verwandten oder ähnlichen Process, — die in jedem Falle physische Natur solcher Vorgänge gestattet uns, uns auch eine Vorstellung darüber zu bilden, wie die functionellen Mängel des Gedächtnisses, speciell diejenigen von dem Charakter der Lethymie, möglicherweise zu Stande kommen.

Dass eine lichtempfindliche Platte bei unzweckmässiger Behandlung schlechte, matte oder gar keine Bilder liefert, dass ein malträtirtes Metallblatt von der Empfindlichkeit einer feinen Membran seinen Dienst versagt, — dass ein Alkalibad, das seine Alkalescenz verbraucht hat, nur noch mangelhaft Kohlensäure bindet, wem leuchtet das nicht ein?

Der letzte Vergleich weckt noch nach anderer Richtung für unseren Zweck verwerthbare Vorstellungen. Die Kohlensäure geht mit manchen Körpern, so mit dem Hämoglobin, Verbindungen ein, die zwischen chemischer und physikalischer in der Mitte stehen, schwächer als jene und stärker als diese sind.

Aus solchen Verbindungen kann die Kohlensäure schon durch Auspumpen der Medien, in denen sie gebunden ist, befreit werden.

Man kann sich nun vorstellen, dass das Resultat der Nervenerregungen in einem gesunden Gehirn so fest gebunden ist, wie die Kohlensäure in einem stark alkalischen Menstrum; dass sie dagegen nur schwach, etwa wie die Kohlensäure im Hämaglobin, in einem Gehirn gebunden ist, dessen Substanz durch Ueberanstrengung und Erschöpfung seine Bindekraft [Alkalescenz (?)] verloren hat, oder in Folge einer Unruhe seiner Moleküle eine verminderte Bindekraft entfaltet, wie eine Flüssigkeit mit absorbirter Kohlensäure, wenn sie geschüttelt wird.

Jetzt genügt jede neue Erregung des Gehirnes, jedes stärkere Auf-

rütteln seiner Elemente, das an sich nur schwach haftende Product einer neuen Nervenerregung wieder frei zu geben.

Ich weiss sehr wol, dass der Vergleich in vielen Punkten hinkt. Er beansprucht aber auch nicht, irgend etwas zu erklären. Er will nur das Verständnis einer vorläufig nicht erklärbaren Sache durch plausible Vorstellungen erleichtern und nur so lange als Nothbehelf dienen, bis die wahre und richtige Erklärung der hier besprochenen, so schwierigen Dinge gefunden sein wird.

Es bleibt mir nur noch übrig, über die Prognose der Lethymie einige Worte zu sagen.

Es liegt auf der Hand, dass sie im Grossen und Ganzen nicht schlecht sein kann.

Als ich dem Kranken rieth, für einige Zeit Wien zu verlassen, das Studium an den Nagel zu hängen, in die Heimath zurückzukehren und sich daselbst still und ruhig nur der eigenen Pflege und dem Genuss der Natur hinzugeben, nahm er diesen Rath mit Freude und verständnisinniger Ueberzeugung entgegen. Er begriff es sofort, dass ihm das Studiren nicht bekomme und gestand, dass sein Zustand während der Sommerferien zu Hause weit besser gewesen sei, wie vorher und jetzt, wo er wieder in die geräuschvolle Stadt und zu dem leidigen Studium hätte zurückkehren müssen.

Ich fürchte aber, aus Ali wird weder ein Gelehrter, noch auch ein Grossstädter werden — und eher ein Talent als ein Charakter.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

2. Schöpferische Kraft und Sinnesfähigkeiten der Grosshirnrinde.

Wenn die Aussenwelt durch die Sinne auf das Gehirn des Menschen wirkt und in dessen Rinde sich spiegelt, so bezeichnen wir diese Spiegelung als den Zustand des Wachseins und die im Licht derselben vor sich gehende Arbeit der Grosshirnrinde als den Zustand des Bewusstseins.

Drängen die in das Bewusstsein gelangenden Bilder der realen Welt die Ganglienzellen dazu, sich zu äussern, so bezeichnen wir den auf diese Weise in ihnen erregten Trieb als den Willen. — Und der Wille wird entweder zur That oder zur Handlung.

Zur That wird er, wenn er die dem Organismus zur Verfügung stehenden Apparate der Bewegung, sei es die der Sprache oder die der Locomotion, unmittelbar in seinen Dienst stellt.

Er wird dagegen zur Handlung, wenn er zunächst die Erfahrung befragt, bevor er die erhaltene Anregung in Bewegung umsetzt.

Die Erfahrung ist das Ergebnis aller seit der Geburt bis zum Augenblick der Handlung gesammelten und auf der Hirnrinde festgehaltenen Sinneseindrücke.

Und festgehalten werden diese Eindrücke durch die Gedächtniseigenschaft der Rinde, die, wie ich eben nachgewiesen habe, eine mechanische Eigenschaft der letzteren ist und von derjenigen der lichtempfindlichen Platte oder derjenigen der die Schallwellen aufnehmenden Wachsrolle des Phonographen im Princip nicht abweicht.

In alle dem können wir der Seelenarbeit gut folgen und sie mit unserer mechanischen Auffassung dieser Vorgänge in vollen Einklang bringen. — Die Rinde ist im wachen Zustande einem Spiegel vergleichbar, der dem vollen Licht des Tages ausgesetzt ist und alle Bilder wiedergibt, deren Strahlen den Weg zu ihm finden.

Dieser Spiegel ist aber gleichzeitig eine lichtempfindliche Platte und nimmt überdies die Wellen des Schalles und aller anderen Schwingungen auf, für welche die Nervensubstanz empfindlich ist und Gedächtnis besitzt. — Empfindlichkeit und Gedächtnis aber besitzt die Nervensubstanz für alle Imponderabilien, welche die Sinne anregen. — So hält auch die Rinde alle Anregungen im Bilde fest, welche zu ihr durch die Sinne gelangen. Und sie gelangen zu ihr, so lange sie sich eben im wachen Zustande befindet.

Aber auch im Schlaf, wenn der Spiegel verhängt ist und nichts von der Aussenwelt aufnimmt, ist die Rinde nicht ohne Bilder.

Sie ist nicht nur ein Spiegel und nicht nur eine licht- und tonempfindliche Platte, — sie ist auch ein selbstschöpferisches Organ. Und da, was sie schafft, Gestalten und Begebenheiten sind, ähnlich, wie sie das Leben hervorbringt, so schafft sich die Rinde neben der realen noch ihre eigene immaterielle Welt. Man nennt das Product dieser Schöpfung „Traum", wenn die Rinde im Schlaf es bildet, und „Dichtung", wenn sie es erzeugt bei wachen Sinnen.

Hier hört die grobe Mechanik der Seelenarbeit auf und es beginnt ihre feinere Technik. Aber Technik bleibt auch diese Arbeit, denn sie hat durchaus nichts Geheimnisvolleres, als viele rein mechanische Vorgänge in der Natur, wie beispielsweise die Farbenbildung in Pflanzen und bei Thieren, die Entwickelung elektrischer und magnetischer Kräfte im Metall, oder gar die Lichtbildung im Uran und viele andere Mysterien der schaffenden Naturkräfte. Dass diese Phänomene weniger complicirt und leichter verständlich wären, als die Entstehung der Traumbilder in der Rinde des Grosshirns, das zu beweisen wäre wol Niemand im Stande.

Es ist ebenso die Eigenthümlichkeit der Ganglienzelle der Rinde, geistige Bilder zu produciren, wie es eine Eigenthümlichkeit des Bernsteins ist, elektrische Kräfte zu erzeugen, des Urans Licht hervorzubringen, der Muschel kostbare Perlen wachsen zu lassen, der Drüse zu

secerniren, der Niere Harnstoff, der Magendrüsen Lab zu bereiten aus ganz denselben Materien. Und ist etwa die Entwickelung des Keimes aus dem Samen, der Blätter aus der Knospe, der Frucht aus der Blüthe oder gar die Entstehung der Organismen leichter verständlich, als die Entstehung geistiger Bilder in den Ganglienzellen der Grosshirnrinde?

Ist die Entwickelung eines leichtbeschwingten Schmetterlings aus der am Boden kriechenden Raupe, des Küchleins aus dem Ei weniger wunderbar, als die Entwickelung von Traumgebilden aus den nervösen Zellen?

Eins ist so unfassbar wie das andere. Wir haben uns nur daran gewöhnt, Alles, was mit Gedanken und Vorstellungen, Geist und Seele, also Unsichtbarem zusammenhängt, als ausserhalb der physischen Vorgänge und also auch ausserhalb unseres Fassungsvermögens gelegene Dinge zu betrachten, während uns die in der uns umgebenden Natur überall vorhandenen, aber sichtbaren Abgründe weniger Schauer erregen und weniger grundlos erscheinen.

Die Fähigkeit der Ganglienzellen, geistige Bilder zu erzeugen, selbst wenn wir sie als eine plausible Thatsache hinnehmen, genügt indessen noch keineswegs, zu erklären, wie in der Kette der Geschehenisse von der Sinneserregung bis zur Handlung der Wille die Erfahrung benutzt, um sich einen besonderen Inhalt zu geben und diesen für seine Zwecke zu benutzen.

Die Erfahrung ist in den Ganglienzellen der Rinde wahrscheinlich in irgend einer Weise mechanisch fixirt. Das geht nicht nur aus meinen bereits mitgetheilten Gedächtnisversuchen am Kinde, sondern auch direct aus den Exstirpationsversuchen Munk's am Grosshirn des Hundes und des Affen hervor. Denn das Gedächtnis im Allgemeinen verschwindet, wenn das Gehirn mächtig erschüttert wird oder seine Consistenz verändert, also mechanische Insulte erfährt. Und man kann beim Hunde wie beim Affen das Gedächtnis für optische Zeichen durch Zerstörung des Hinterhauptslappens, das für Gehörseindrücke durch Entfernung des Temporallappens vernichten, was dafür spricht, dass die Sinneseindrücke, jedes an anderer Stelle und also mechanisch in der Rinde sich imprägniren, da sie sonst einer localen Trennung nicht bedürften.

So ist die Rinde des entwickelten Menschen einem Buch vergleichbar, das stets offen und aufgeschlagen daliegt und das so viel Capitel aufweist, als Sinneseindrücke des Menschen die Rinde erreichen und sich auf derselben ablagern.

Wenn das Licht der realen Welt das offene Buch beleuchtet, d. h. wenn die Seele wacht und also im vollen Licht des Bewusstseins handelt, dann kann die Seele im offenen, vor ihr aufgeschlagenen Buch frei lesen und sich diejenigen Capitel und diejenigen Stellen in denselben wählen, die sie interessiren.

Man wird nun geneigt sein, diese Darstellungen für eine Metapher zu halten und meinen Versuch, dunkle Vorgänge im Seelenleben des Menschen mechanisch zn erklären, für einen mehr phantastischen als nüchternen zu halten und für mehr poetisch als physiologisch.

Es ist deshalb meine Aufgabe, zu zeigen, dass dieser Vorwurf nicht gerechtfertigt ist und dass die „Seele“ oder vielmehr ihr materielles Substrat, die Ganglienzelle der Rinde, wirklich und im wahren Sinne des Wortes sieht und hört und also auch im strictesten Sinne im offen vor ihr liegenden Buch des Gedächtnisses sich orientirt, wenn auch in einer specifischen und ihr eigenthümlichen Weise.

Dass im Licht des Tages nicht das Auge, sondern die Gehirnrinde, speciell ihr Hinterhauptslappen oder noch genauer die den Hinterhaupts-lappen zusammensetzenden Ganglienzellen sehen, das brauche ich wol nicht erst noch besonders zu beweisen. Das weiss doch jeder gebildete Laie, dass das Auge nur die von der Aussenwelt reflectirten Lichtstrahlen sammelt, um sie auf der Netzhaut zu einem Bild zu vereinigen, dass dieses Bild aber erst auf der Gehirnrinde empfunden und verstanden und also gesehen wird.

Für die Ganglienzellen der Rinde, welche sehen, dient das Auge nur als Fernrohr, das ihm die Bilder der Aussenwelt vermittelt, wie den Ganglienzellen der Rinde, welche hören, der ganze Gehörapparat vom Gehörgang bis zur Schnecke nur als Schallrohr dient, das ihnen die von aussen kommenden Schallwellen zuträgt.

Im Schlaf, wo das Auge geschlossen ist und das Ohr nichts zu vermitteln hat, sieht und hört der Schlafende trotzdem, — freilich nicht das, was ihm im Wachen die Aussenwelt bietet, wol aber das, was die wenn auch schlafende, so doch nicht unthätige Rinde an Gesichts- und Gehörsphänomenen hervorbringt.

Denn die Bilder der Träume, die die schlafende Rinde sich selbst schafft, sind nicht nur wirklich vorhanden. Sie sind für den Träumer mehr als nur Bilder. Sie sind für ihn Gestalten, wie sie die reale Welt und das Leben liefert, scheinen Fleisch und Blut und lassen sich in Wirklichkeit sehen und hören. Darum lebt der Träumende mit ihnen nicht nur wie mit wirklichen Wesen. Er steht auch ganz im Bann seiner selbst geschaffenen Welt. Und die andere, die wirkliche Welt, ist dann nicht mehr für ihn vorhanden. Sieht aber der Träumende wirklich und hört er seine Gestalten, so sieht und hört er ohne Augen und Ohren. Und sieht und hört er ohne Augen und Ohren, so sieht und hört er eben seine Rinde, oder vielmehr das, was die seine Rinde zusammensetzenden Ganglienzellen nur für ihn wahrnehmbar an Bildern und Tönen hervorbringen.

Wie wahr diese Thatsache ist, das beweist noch ein Zustand klar und deutlich, der die Folge einer krankhaften Steigerung des Traum-

lebens ist und der als „Hallucination" doch ganz allgemein bekannt ist. Der Hallucinirende leidet an einer krankhaften Steigerung des physiologischen Sehens und Hörens der Ganglienzelle. Und dieses Sehen und Hören der Hallucination ist die Folge einer derart gesteigerten Autoproduction der Ganglienzellen an Traumgestalten, dass diese selbst während des Wachseins nicht verschwinden und die Eindrücke der realen Welt übertrumpfen.

Wenn nun die Ganglienzelle der Rinde thatsächlich sieht und hört, und nicht nur das, was das Auge und Ohr im Wachen ihr zutragen, snndern auch noch das, was sie, während die Sinne ruhen, an Gesichts- und Gehörsphänomen in ihrem eigenen Körper hervorbringt, so ist es vollkommen klar, dass die Ganglienzelle der Rinde je nach ihrer Function sieht und hört, versteht und begreift und in Töne und Gestalten umsetzt, nicht nur das, was sie selbst, sondern auch das, was jede andere Ganglienzelle der Rinde schafft oder was ihr und diesen seit der Geburt von den Sinnen zugetragen worden ist, und vermöge der Gedächtniseigenschaft in ihrer Substanz haftet. Und da die Ganglienzelle weder Augen noch Ohren hat, mit deren Hilfe sie sich und die anderen Ganglienzellen wahrnimmt, da ihr ganzes geistiges Vermögen nur in der Qualität der Erschütterungen ihrer Substanz beruhen kann, so kann ihr Sehen und Hören nur ein substantielles, d. h. in der Gangliensubstanz sich vollziehendes sein. ein Vibriren ihrer Moleküle, das durch die die Ganglienzellen unter einander verbindenden Nerven sich von Ganglie zu Ganglie vermittelt. Wir müssen uns nur vorstellen, dass diese Vermittelung alle Arten von Sinnesvibrationen der Ganglien leitet, dass es also nicht nur, was wir schon gut verstehen, telephonische, sondern auch teleoptische (für das intragangliöse Sehen), telesphrenische (für das Riechen in Distanz), mit einem Wort allen Sinnen dienende, also telesthenische intragangliöse Nervenvermittelungen geben muss.

Es liegt auf der Hand, dass dieser intragangliöse Verkehr sich wie der Mensch selbst erst allmählich entwickelt und Zeit und Arbeit braucht, um die Höhe der Vollkommenheit zu erreichen. Alles hängt auch hier von der Uebung ab. Und so ist eben Sache der Ganglienübung, sich in dem offen vor den Ganglien der Rinde über die ganze Rinde ausgebreiteten Buch des Gedächtnisses, also in der Erfahrung, zurecht zu finden. Doch erreichen schliesslich die Rindenganglien jedes gesunden und normal entwickelten Menschen die Fähigkeit, sich im Buche der Erfahrung auszukennen, wie der Musiker in den Tönen seines Instrumentes, und die Erfahrung ebenso virtuos, d. h. ohne Anstrengung und mit Geschick, zu gebrauchen, wie dieser seine Tasten.

Das Aufsuchen des richtigen Blattes im Buche der Erfahrung bezeichnen wir als Denken, die Schnelligkeit, mit der das geschieht, als

Schlagfertigkeit. Wer aus reicher Erfahrung schöpfen kann, ist klug; wer sie richtig verwerthet, weise.

Kommt dann endlich nach diesem intraganglionären Zwischenspiel der geistigen Arbeit der Wille selbst zum Durchbruch und setzt er sich in Kraft, Bewegung und Leistung um, dann ist die psychische Kette geschlossen, die, so hoch sie über dem Wesen der Materie zu stehen *scheint*, thatsächlich nicht nur von der Materie ausgeht und in der Materie endet, sondern auch zwischen diesen beiden Polen ganz materiell verläuft und mit ihrer wenn auch subtilen Mechanik dem naturwissenschaftlichen Verständnis kaum noch Schwierigkeiten bietet.

Aber die Ganglienzelle ist das erregbare und das bewegende Glied dieser Kette.

Mit ihrer Fähigkeit, geistige Bilder zu produciren, schafft sie sich ihre eigene Welt. Und mit ihrem Vermögen, zu sehen und zu hören, zu schmecken und zu riechen, zu fühlen und zu wollen, setzt sie sich mit der realen Welt in Verbindung.

Würde die Ganglienzelle allein für sich bestehen können, so würde im Träumen ihr ganzes Leben aufgehen. Aber an der Aussenwelt würde sie keinen Antheil haben.

In der Ernährung durch Osmose, in der Vermehrung durch Theilung und im Träumen mag daher wol auch das Leben einzelliger Wesen sich erschöpfen.

Dagegen summirt sich die Kraft der Ganglien in der Grosshirnrinde des Menschen durch die Gemeinschaft einer unendlich grossen Zahl von ihres Gleichen zur geistigen Masse des Weltalls. Und indem sie durch den menschlichen Körper und die diesem in höchster Vollendung von der Natur zur Verfügung gestellten, ihr gehörenden Organe nicht nur sich zu erhalten, sondern sich auch zur Geltung zu bringen und damit nicht nur über den zu ihr gehörigen Körper, sondern auch über andere Individuen und so über die Welt zu herrschen in den Stand gesetzt wird, stellt die Ganglienzelle mit ihrem besonderen Kreislauf zwar das *kleinste Organ* im Menschen dar, vereinigt in sich aber doch den grossen *Menschheitsbegriff* im Ganzen.

3. Activität und Inactivität der Grosshirnrindeganglien und das Doppel-Ich.

Das folgende Capitel will sich mit zwei bis jetzt wenig auseinander gehaltenen und gewürdigten Zuständen der lebenden Materie und ihrer höchsten Repräsentenz, der individuellen Seele, sowie mit der Art beschäftigen, wie diese Zustände unter physiologischen Verhältnissen zusammenwirken und unter pathologischen sich trennen: von der

„Activität“ und der „Inactivität“ der lebenden Materie und ihrer seelischen Vertretung, sowie von der Association und den Dissociationen dieser beiden Zustände.

Zunächst will ich erklären, was ich unter „Activität“ und „Inactivität“ physiologisch verstehe.

In der anorganischen Chemie sind beides bekannte und angenommene Begriffe. Man spricht hier von „activen“ und von „inactiven“ Zuständen gewisser Stoffe.

Zwei Körper sind es vor allem, an denen man diesen Doppelzustand unterscheidet: der Sauerstoff und der Phosphor.

Der gewöhnliche Sanerstoff der Atmosphäre ist „inactiv“, d. h. indem er sich mit den oxydablen Stoffen verbindet, verbrennt er sie ohne bemerkbare, geschweige denn auffallende Licht und Wärmeentwickelung. Der „active“ Sauerstoff dagegen greift die brennbaren Stoffe ungemein energisch an und verbrennt sie mit sichtbarer Flamme und starker Wärmeentwickelung. Er hat als solcher einen besonderen Namen erhalten: Ozon.

Beim Phosphor ist die gewöhnliche oder krystallinische Substanz „activ“. Sie hat eine so mächtige Attraction zum Sauerstoff, dass sie ihn sogar aus der chemischen Verbindung im Wasser holt und daher im Wasser unter Entwickelung von Wasserstoff verbrennt und sich schon bei 40° C. entzündet. Der amorphe Phosphor ist dagegen „inactiv“ und muss auf 200° C. erwärmt werden, um zu brennen.

Die Chemie versteht also sowohl unter der „Activität“ als unter der „Inactivität“ gewisser Körper thätige Zustände derselben. Für sie ist die „Inactivität“ ein Zustand verminderter, die „Activität“ ein solcher erhöhter Thätigkeit der anorganischen Materien. Es muss ausdrücklich hervorgehoben werden, dass die „Inactivität“ mit der Passivität durchaus nicht verwechselt werden darf, also mit dem Thätigkeitsmangel, dem leidenden Zustand, der absoluten Ruhe.

Activität und Inactivität sind demnach keine Gegensätze. Sie sind qualitativ indentische und nur quantitativ verschiedene Thätigkeitsäusserungen des Körpers.

Was in der anorganischen Natur nur einzelnen Elementarstoffen eigen ist, das ist eine allgemeine Eigenschaft aller lebenden Substanzen.

Jeder organisirte, lebende Körper, sei er Zelle, Gewebe oder Organ, besitzt einen „activen“ und einen „inactiven“ Zustand. Die Physiologie nennt fälschlich den „activen“ Zustand „Thätigkeit“, den „inactiven“ „Ruhe“.

„Ruhe“, d. h. den Zustand absoluter Unthätigkeit, findet die lebende Substanz nur dann, wenn sie zu leben aufhört, — im Tode. — So lange sie lebt, kann sie nicht ganz ruhen. Sie muss einen gewissen,

wenn auch äusserlich nicht sichtbaren Grad der Thätigkeit ausüben. Es ist also nicht richtig, wenn die Physiologie diesen, wenn auch sehr niedrigen, Grad der Thätigkeit als „Ruhe“ bezeichnet.

Da also dieser Ausdruck sprachlich etwas anderes bedeutet, als physiologisch, so halte ich es für wissenschaftlich angezeigt, ihn durch den Ausdruck der „Inactivität“ zu ersetzen. Und weil „Inactivität“ schon Thätigkeit ist, so werden wir an Stelle der physiologischen Bezeichnung der „Thätigkeit“ gleichfalls besser die des „activen“ Zustandes wählen.

Für den „inactiven“ Zustand ist der Nährstrom des lebenden Körpers Quelle und Reiz zugleich.

Der „active“ Zustand dagegen wird durch specifische Reize angeregt und setzt für jede Zelle und jedes Organ einen besonderen Apparat von Nerven voraus, der diese Reize vermittelt.

Ein nahe liegendes, direct sicht- und controlirbares Beispiel für beide Zustände liefern die Speicheldrüsen.

Die Mundhöhle enthält immer Speichel. Daraus folgt, dass die Speicheldrüsen ihr Secret auch dann liefern, wenn sie nichts zu speicheln haben und im physiologischen Sinne „ruhen“.

Gelangt aber Speise in die Mundhöhle, beginnen die Zähne zu kauen und fängt die Zunge an, den Speisebrei zwischen sie zu wälzen, dann beginnen die Speicheldrüsen mit Vollkraft zu arbeiten. Die vom Speisebrei gereizten, in der Schleimhaut der Mundhöhle sich verästelnden Nervenverzweigungen des Trigeminus tragen dann den Reiz den vorzugsweise vom N. facialis versorgten Speicheldrüsen zu. Und nun werden sie „activ“, indem sie mit der Fülle ihres direct für den Zweck abgesonderten Speichels den zermahlenen Bissen begiessen.

Dieses Beispiel zeigt klar und präcis den Unterschied zwischen activer und inactiver Organthätigkeit.

Die active Organthätigkeit ist das Resultat einer bestimmten physiologischen Anregung und Quelle einer bestimmten physiologischen Leistung.

Dagegen geht die inactive Organthätigkeit ohne specifische Anregung vor sich und dient keinem bestimmten physiologischen Zweck.

Während also die „active“ Organarbeit, kurz gesagt, Function ist, ist die „inactive“ Arbeit der Zellen, Gewebe und Organe das der lebenden Materie eigenthümliche, von Lebensprocess angeregte und von ihm unterhaltene und getragene zwar unproductive, aber nicht wesenlose Abbild der physiologischen Leistung, ein lebendiges Organbild der Function.

Wenn die doppelte Art der Thätigkeit oder der zweifache physiologische Zustand der „Activität“ und der „Inactivität“ jeder lebenden Zelle, jedem Gewebe und jedem Organ des lebenden Körpers zukommt,

so muss auch der aus der Gesamtheit dieser Zellen, dieser Gewebe und Organe sich zusammensetzende Körper, also der Körper in seiner Ganzheit, der Gesamtorganismus, denselben physiologischen Doppelzustand darbieten. Und es muss, da der Gesamtorganismus nicht nur materiell durch den Körper, sondern auch ideell oder seelisch durch die Person, die Individualität, das specielle, dem Einzelwesen seinen geistigen Stempel aufdrückende „Ich“ repräsentirt ist, dieser Doppelzustand des Gesamtorganismus gleichfalls in doppelter Weise zum Ausdruck kommen: körperlich und seelisch.

Körperlich ist der physiologische Doppelzustand des Gesamtorganismus in seinen beiden sich regelmässig abwechselnden Phasen des Wachens und des Schlafes ausgedrückt. Und gerade die regelmässige Abwechslung und die zeitliche Aequvalenz dieser beiden Phasen lehrt, dass die physiologische Activität und Inactivität ein biologisches Postulat der animalen Organisation ist und dass beide Zustände einander ergänzen, also als die coordinirten, wenn auch nicht gleichwerthigen Lebensäusserungen der animalen Materie angesehen werden können.

Im Wachen stehen alle Organe und steht der Gesamtkörper unter dem Einfluss specifischer, von allen Seiten auf ihn eindringender Reize. Das Resultat ihrer dadurch erregten „Activität“ aber ist der physiologische Reizvorrath, mit welchem der Körper alle seine Mühlen in Bewegung setzt und treibt.

Im Schlaf schliesst er sich gegen die Aussenwelt ab und fördert nichts von dem, was seine Lebensziele ausmacht. Dafür rieseln seine Lebensquellen, die nur im Tode ganz versiegen, still und heimlich in seinem Innern weiter fort. Und was sie da wecken, das ist zwar nur ein Stillleben, aber doch Leben, pulsirende Kraft und Arbeit und nicht blos wesenloser Schein, wenn auch diese Arbeit nur sich selbst genügt und über die Grenzen des Individuum und seiner ureigenen Bedürfnisse nicht hinausgeht.

So liefern alle Drüsen im Schlaf zwar nicht die unter den speciellen Anregungen des wachen Zustandes producirten Secretmengen, aber sie secerniren doch, wenn auch in geringem Grade, ununterbrochen fort. Und die „schlafenden“ Muskeln contrahiren sich zwar nicht, wie im „thätigen“ Zustand des Wachens und machen daher keine zweckmässigen Bewegungen, aber sie verlieren anderseits doch auch nicht ihren Tonus und sind selbst von gewissen motorischen Actionen nicht frei, die gerade für den Schlaf charakteristisch sind und die sich in Zittern, Zuckungen, Schauern und einzelnen, selbst gröberen Bewegungen äussern.

Weil nun die Organe des vegetativen Lebens überhaupt nur dem Organismus dienen und seinen eigentlichen Zwecken, deshalb bleibt

ihre Thätigkeit im Wesentlichen immer dieselbe, ob auch der übrige Körper sich im activen oder inactiven Zustand befindet. Herz und Lungen, Darm und Gefässe ändern auch deshalb niemals die Art, sondern immer nur das Tempo ihrer schablonenhaften Arbeit. Dieses aber steigt und sinkt, je nachdem der übrige Körper activ oder inactiv ist, zwischen der höchsten Höhe der ihnen möglichen Erregung bis hinab in die Tiefen, in deren Nähe der Nullpunkt aller physiologischen Leistung liegt. Letzteres im Winterschlaf der Thiere.

Um so gewaltiger wird der Unterschied auch in der Art der physiologischen Arbeit dort, wo diese Arbeit das Höchste repräsentirt, zu dem sich der Organismus in seiner animalen Leistung aufschwingt, in der Grossthat seines geistigen Schaffens.

Das Grosshirn, speciell dessen Rinde ist die physiologische Werkstatt dieses Schaffens. Und in der That ist das, was diese Werkstatt im steten Wechsel einmal „activ“ und das andere Mal „inactiv“ hervorbringt, ebenso gross und gewaltig, ebenso unerschöpflich, grenzenlos und unergründlich, als es zwei Welten darstellt von heterogenster Natur und derselben Gewalt der Unterschiede, welche zwischen der Wirklichkeit besteht und dem, was diese Wirklichkeit ausschliesst und sich jenseits derselben befindet.

Was in den Zellen der Grosshirnrinde „inactiv“ und also von selbst entsteht, das ist das, was die „ruhende“ d. h. die schlafende Grosshirnrinde hervorbringt. Und sie bringt im Schlaf den Traum hervor, dieses Schattenspiel einer Welt, die nicht nur nicht existirt, sondern die scheinbar auch keinem Gesetz folgt und sicher keine zwingenden Wirkungen hervorbringt.

Die „active“ Arbeit der Hirnrinde ist dagegen nicht nur das durch die Sinne ihr vermittelte Spiegelbild der realen Welt, sondern auch die durch diese Welt nach ganz bestimmten Gesetzen angeregte Gedankenarbeit, die alles durchdringt, alles bewegt und die in ihren letzten Consequenzen zwingend auf die Erscheinungen einwirkt.

Nur eine Brücke verbindet diese beiden so grundverschiedenen Welten mit einander: die gemeinsame Werkstatt, aus der sie beide hervorgehen, die Rinde des Grosshirns.

Nun reflectirt die Rinde des Grosshirns nicht nur die reale Welt und gebärt den Gedanken; sie ist auch die Quelle einerseits der treibenden und anderseits der moderirenden Kräfte des Menschen, seines Willens und seiner Moral.

Weil aber die Rinde die Welt nicht so reflectirt, wie sie in Wirklichkeit ist, sondern so, wie sie sich ihr darstellt, so entstehen in ihr auch nicht dieselben Weltbilder, stereotype Gedanken, Willensschemen und moralische Schablonen. Begriffe, Gedanken, Wille uud Moral wechseln vielmehr in ihr, wie der Boden, dem sie entspringen, also

mit jedem einzelnen Wesen. Was also die Rinde „activ“ hervorbringt, ist nicht der Inbegriff der Menschenseele im Allgemeinen, sondern der Inhalt der Seele des jeweiligen Menschen, des Inhabers dieser Rinde, also der individuellen Seele und folglich der speciellen Persönlichkeit, des specifischen „Ich“.

Hat nun jedes Individuum, wie es nur eine Rinde hat, auch nur Eine Seele, Eine Persönlichkeit, Ein „Ich“, so muss, wie auch immer die Grosshirnrinde innerhalb der Grenzen ihrer physiologischen Arbeit ihre Functionen verrichten möge, ihr die Einheit und Identität dieses „Ich“ verbleiben. Und da die Grosshirnrinde thatsächlich, wie wir gesehen haben, ihre physiologischen Functionen doppelt verrichtet, einmal „activ“ und das andere Mal „inactiv“; so muss bei aller Einheit der Seele, der Persönlichkeit, des individuellen „Ich“ auch dieses psychologische „Ich“ in doppeltem Zustand erscheinen, einmal „activ“ und das andere Mal „inactiv“.

Das active „Ich“ ist das souveräne „Ich“ des wachen Zustandes, der Träger des individuellen Bewusstseins, der Herrscher über den Körper, dessen es sich als Werkzeug bedient, der Herr seiner Intelligenz, seines Willens und seiner moralischen Intentionen.

Das inactive „Ich“ ist dagegen das Subject der „inactiven“ Seele, also der inactiven Rinde und folglich — des Traumes.

Dass in den Aeusserungen auch dieses Subjects ein ganz bestimmtes Gesetz zum Ausdruck kommen muss, das wird kein naturwissenschaftlich gebildeter Kopf bezweifeln, der sich doch darüber klar sein muss, dass auch der Traum als physiologisches, natürliches, reguläres Product der inactiven Arbeit der Rinde genau denselben Gesetzen unterliegt, welche die Thätigkeit auch der anderen Organe im inactiven Zustand beherrschen.

Ich glaube nun über die Beziehungen des inactiven „Ich“ zur wirklichen Person des Träumenden Folgendes sicher gestellt zu haben.

1. So oft die Person des Träumenden im Traum auftritt, ist diese Person mit der wirklichen Persönlichkeit des Träumenden stets identisch. Das heisst: der Träumende sieht sich immer nur in eigener Person. Schöpft also auch die inactive Rinde aus einem unergründlichen Born, dessen Quellen zum Theil aus der realen Welt als Reminiscenzen derselben fliessen, zum Theil aber autochthon und metempierisch sind; so ist doch die Persönlichkeit des Träumenden, so oft sie als Traumobject auftritt, eine constante und immer identische Grösse, und nicht nur „der feste Pol in der Erscheinungen Flucht“, sondern auch der sicherste Beweis der seelischen Einheit und Identität zwischen den scheinbaren Doppelexistenzen des „activen“ und des „inactiven“ Ich.

2. Während das active „Ich“ das Ich des Bewusstseins ist und als solches über Geist und Körper herrscht, ist das inactive Ich nicht nur wesen-, sondern auch machtlos und den anderen Objecten der inactiven Schaffenskraft der Rinde durchaus gleichwerthig.

In der ideellen Welt, in der sich das inactive Ich bewegt, nimmt es deshalb zu den anderen menschlichen Objecten der inactiven Erfinderarbeit der Rinde nur eine coordinirte Stellung ein. Es ist deshalb die Regel, dass es beispielweise im geistigen Wettkampf mit diesen Objecten ebenso häufig siegt, als unterliegt. Wo es sich aber um Sieg und Niederlage handelt, da muss es mindestens zwei gegeneinander wirkende Kräfte geben. Im Traume kann es sich natürlich nur um geistige Kräfte handeln. Ein Theil dieser Kräfte steht, wie das Dichten, das Disputiren, das Lösen oft schwieriger und wichtiger Probleme im Traum beweist, zweifellos auf der Höhe der Intelligenz der wachen Rinde.

So folgt aus dem Angeführten mit absoluter Gewissheit, dass in der inactiv thätigen Rinde 1. die eigene Person objectivirt wird und 2. ein Theil der Kraft und Arbeit der activen, also wachen Rinde fortbesteht. Ersteres lehrt, dass die inactiv arbeitende Rinde dem Besitzer derselben die eigene Person als Vision erscheinen lassen kann. Und aus dem letzteren ergiebt sich, dass in der inactiven, also abseits vom Bewusstsein arbeitenden Rinde ein gewisses Maass logischen Denkens und normalen geistigen Schaffens sich vollzieht, kurz, dass es ein **logisches Denken ohne Bewusstsein** giebt.

Ich muss mich an dieser Stelle darauf beschränken, die Thatsache des logischen Denkens ohne Bewusstsein festgestellt zu haben und mir ein weiteres Eingehen auf diese ungewöhnlich wichtige Thatsache für eine besondere Gelegenheit vorbehalten.

Hier hebe ich nur noch den Umstand besonders hervor, dass die Fortdauer eines Theiles der für die active Rinde eigenthümlichen Denkarbeit im Traum, d. h. das Zusammenwirken des activen und inactiven „Ich“ zweifellos die physiologische Grundlage für das noch gänzlich unaufgeklärte Problem des fälschlich sogenannten „Doppelten Bewusstseins“ und die Möglichkeit „zweifacher“ Seelenarbeit, also einer scheinbaren Doppelseele in Einer Person, wie sie uns besonders in manchen Psychosen entgegentritt, abgiebt.

Es ist unnöthig hervorzuheben, von wie grosser Bedeutung die Feststellung schon dieser Thatsache für Psychologie und Pathologie der Seele sein muss.

Eine Andeutung wird genügen, das zu beweisen.

Seit Schopenhauer ist es vielfach üblich, den Traum für Wahnsinn zu erklären.

Der Traum ist ein durchaus physiologisches Produkt der „inactiv" arbeitenden Rinde und als solches ganz ebenso wenig „Wahnsinn", der doch eine Krankheit ist, als die Secretion der Niere etwas Krankhaftes ist, wenn sie während des „inactiven" Zustandes dieses Organes vor sich geht.

Aber die inactive Arbeit des Grosshirnes, der Traum, kann ebenso zum Wahnsinn, wie die Thätigkeit der Niere pathologisch werden, wenn das Gehirn oder die Niere den physiologischen Anregungen zu activer Arbeit aus irgend einem Grunde nicht mehr folgt und trotz dieser Anregungen in der Inactivität verharrt.

Wenn die Nieren bei erhöhtem Druck in den Gefässen nicht mehr und nicht regelmässiger secerniren, als sie es bei dem niedrigen Druck der Inactivität thun, dann sind die Nieren krank. Und wenn die Rinde bei wachen Sinnen fortträumt und statt der sie umgebenden Welt nur ihr Traumbild sieht, dann ist die Gehirn- speciell die Grosshirnrindenarbeit krank. Und kranke Gehirnrindenarbeit ist eben Wahnsinn.

Der Somnambulismus, das postepileptische Stadium und manche in diese Categorie gehörenden Psychosen scheinen mir auf solchen sich nicht begrenzenden und stationär gewordenen Zuständen der an sich physiologischen Inactivität der Rinde zu beruhen. So erhalten diese Psychosen mit ihren Visionen meines Wissens die erste physiologische, d. h. exact wissenschaftliche Erklärung.

Aber noch weitere, nicht weniger wichtige Ausblicke in die sonst so dunkle Pathologie der Seele gewähren uns die eben festgestellten Thatsachen.

Ich kann mich hier vorerst nur auf kurze Andeutungen beschränken.

Während es zur Eigenthümlichkeit der inactiven Rinde gehört, ein geringes Maass der der activen Rinde zukommenden Funktion des logischen Denkens beizubehalten, — automatisches Denken, Denken ohne Bewusstsein, — ist es eine ganz hervorragende Fähigkeit der activen im vollen Licht des Bewusstseins arbeitenden Rinde, sich auch gegen die sie umgebende Welt und deren sie sonst belebende Anregungen mit Absicht abzuschliessen und gerade ihre inactive Arbeit anzuregen, um sich nicht nur in sie zu versenken, sondern sie auch noch auf sich einwirken zu lassen.

Diese mit Absicht hervorgerufene Abdämpfung der Sinneseindrücke einerseits und diese Anregung der inactiven Arbeit der Rinde anderseits, diese künstlich herbeigeführte Associirung des activen Ich mit dem inactiven, diese erzwungene Verbindung des wachen Zustandes mit dem Traume, mit einem Wort: das bewusste Träumen oder noch besser das Träumen im hellsten Licht des Bewusstseins ist ebenso die

Grundlage des dichterischen Schaffens, wie das logische Denken abseits vom Bewusstsein zweifellos eine der wichtigsten Quellen ist, aus welcher die erfinderische Arbeit des Genies fliesst. Wo daher die Kraft der Rinde, activ und inactiv zu arbeiten, besonders stark entwickelt ist, wo sie gleichzeitig sich mit der Fähigkeit verbindet, diese beiden Thätigkeiten nach Belieben zu associiren, wo jene Kraft und diese Thätigkeit noch durch eine besonders ergiebige Quelle automatischen Denkens unterstützt werden, mit anderen Worten: wo Denken und Träumen, bewusste und unbewusste Arbeit der Grosshirnrinde kraftvoll und physiologisch zusammenwirken, da äussert sich nicht nur sieghaft menschliche Genialität, da feiert auch der Menschengeist seine höchsten Triumphe.

Umgekehrt führt die Dissociation der activen von der inactiven Arbeit der Grossgehirnrinde, die Trennung des Traumes und automatischen Denkens vom Bewusstsein und seines geistigen Lebens zur Psychose.

So kann man sich sehr wol die leichteren und heilbaren Traum- und Dämmerungszustände als Folgen solcher temporärer Trennungen mit Vorwalten des inactiven Zustandes der Rinde denken.

Verliert aber im Fortschreiten dieser Dissociation das inactive „Ich" jede Verbindung mit dem activen, spiegelt beispielsweise die schwer veränderte Rinde, wie es in der Paralyse geschieht, dem Kranken ein ganz fremdes inactives „Ich" vor, während sie unfähig geworden ist, sich die Kraft der activen Arbeit und damit die des activen „Ich" zu erhalten; sieht dann der Kranke nur noch sein inactives Ich visionär und in der pathologischen Verzerrung des Grössenwahns als einen König, einen Kaiser, einen Erzengel oder Gott: dann hat er mit dem Besitz des activen und der Identität des inactiven Ich's sich selbst und damit alles verloren.

4. Empfindung.

Die Empfindung ist eine der subtilsten Fähigkeiten der Rinde und scheinbar so specifisch animalisch, so eng mit dem Leben des Thieres verbunden, dass sie, wie es scheint, der ganzen übrigen Natur gegenüber geradezu als ein Merkmal thierischen Wesens, also seelischer Kräfte auftritt.

Und doch lehrt schon die Beobachtung der Pflanzen, dass die Empfindung nicht specifisch seelischer oder geistiger oder auch nur animalischer Natur ist. Mimosenblätter schliessen sich bei leiser Berührung. Und die Kelche der Tulpen rollen sich ein, wenn die Sonne am Horizont verschwindet. In beiden Fällen tritt in Pflanzentheilen

auf gewisse Reize hin Bewegung ein. Eine solche Wirkung des Reizes ist nur möglich, wenn letzterer von der „gereizten“ Substanz aufgenommen und bis zu den sich bewegenden Theilen fortgeleitet wird. Aufnahme und Fortleitung eines Reizes aber machen das Wesen der Empfindsamkeit aus. Und die Empfindsamkeit setzt eben die Empfindungsfähigkeit voraus. Folglich müssen Pflanzen Empfindung besitzen. Nur dass bei ihnen diese Empfindung nie zum Bewusstsein kommt, das ausschliesslich den Thieren zukommt. Aber es besitzen nur die höheren Thiere Bewusstsein, niedrige nicht. — Es bildet also bezüglich der Empfindung nicht einmal das Eindringen derselben in das Bewusstsein einen durchgreifenden Unterschied zwischen Pflanzen und Thieren.

Besitzen aber Pflanzen überhaupt Empfindung, dann muss die Empfindsamkeit auch etwas ausserseelisches, also materielles sein können. Und dieser Schluss berechtigt uns dazu, den materiellen Ursprung auch in der animalen und zum Bewusstsein dringenden, also „seelischen“ Empfindung zu suchen.

Vielleicht liesse er sich folgendermaassen erklären.

Wenn die Ganglienzellen der Rinde aus Producten des Stoffwechsels geistige Bilder entwickeln, so kann die Entstehung dieser Bilder, weil sie, wie wir gesehen haben, eine mechanische ist, auf einer intramoleculären Bewegung der thätigen Ganglien beruhen und mit einer Erschütterung ihrer Substanz einhergehen.

Wie nun der Lauf einer Büchse, wenn aus ihr die Kugel fliegt, durch die hierdurch erzeugte Erschütterung warm wird, wie eine Glocke, wenn sie angeschlagen wird, in Folge der Erschütterung tönt, die Membran des Telephons die ihr mitgetheilten Schwingungen gar in Worten oder Melodien wiedergiebt: wie also, kurz gesagt, jede Materie die ihr mitgetheilten Erschütterungen in eine ihrer Eigenart entsprechende mehr oder weniger complicirte Bewegung umsetzt, so muss auch die intramoleculäre Erschütterung der Gangliensubstanz eine der Eigenschaft dieser Substanz entsprechende Wirkung hervorbringen. — Da nun die Rindenganglien nicht nur geistige Bilder produciren, sondern gleichzeitig auch empfindsam sind, so muss jede mit ihrer Function verbundene intramoleculäre Erschütterung ihrer Substanz ihre Empfindsamkeit wachrufen und, da sie gleichzeitig Sitz des Bewusstseins sind, die erregte Empfindsamkeit zum Bewusstsein bringen, d. h. in Empfindung verwandeln.

Auf die eben beschriebene Art liesse sich vor Allem die central erregte Empfindung, also beispielsweise die Bewegungsempfindung, sehr gut mechanisch erklären. Aber es liegt auf der Hand, dass sich nach dem eben entwickelten Schema auch die von der Peripherie

aus geweckte Empfindung mechanisch deuten lässt. Denn es ist für die durch die Erschütterung der Gangliensubstanz hervorgerufene, die Empfindung erzeugende intramoleculäre Bewegung gleichgiltig, ob jene Erschütterung durch die Entstehung eines geistigen Bildes oder durch die auf dem Wege centripetaler Nerven übermittelte Einwirkung eines peripherischen Reizes hervorgerufen worden ist.

In jedem Fall würde aus meiner Erklärung sich ergeben, dass die Empfindung von anderen Functionen der Ganglie nicht nur nicht getrennt ist, sondern gerade durch diese Functionen angeregt und geweckt wird. Deshalb giebt es auch auf der Gehirnrinde wahrscheinlich überhaupt keine ausschliesslich nur der Empfindung dienende Ganglien. — Und deshalb vereinigen auch, wie später gezeigt werden wird, die Seelenfelder der Grosshirnrinde alle den von ihnen beherrschten Organgruppen zukommende centripetale und centrifugale Impulse.

5. Wille.

Wie die Empfindung, so ist auch die Bewegung kein ausschliessliches Attribut der animalen Organisation. — Thiere und Menschen sind allerdings allein befähigt, sich und ihre Körpertheile frei zu bewegen. — Eine gewisse durch Reize hervorgerufene Beweglichkeit kommt auch einzelnen Pflanzen zu. Schon hieraus ist ersichtlich, dass die Beweglichkeit nicht ausschliesslich seelischer Natur ist. Aber auch die animale Bewegung hat mehr, als gemeinhin angenommen und vermuthet wird, am Mechanischen Antheil.

Die animalen Bewegungen werden entweder durch Reize hervorgerufen oder haben in der Seele ihre Quelle. Die ersteren bezeichnet die Physiologie als Reflexe oder unwillkürliche Bewegungen. — „Unwillkürliche", d. i. ohne Willen angeregte Bewegungen setzen nothwendig willkürliche, d. h. vom Willen erregte Bewegungen voraus. Mit anderen Worten: Die Physiologie nimmt die Existenz eines Willens an und bezeichnet das, was in der Seele die Bewegungen anregt als den Willen. Ich hebe das besonders hervor, weil es Philosophen giebt, welche die Existenz eines Willens leugnen. Die Physiologie dagegen kann eine der wichtigsten und jedenfalls die mächtigste Function des Thierkörpers ohne die Annahme eines „Willens" gar nicht erklären. Sie hält also den Willen für eine ganz selbstverständliche und undiscutirbare physiologische Kraftäusserung der Seele. Dass der Wille beim Menschen von der Intelligenz geweckt, von der Vernunft geleitet und gemeistert wird, kann gegen dessen Existenz ganz ebensowenig beweisen, als es gegen die Existenz einer materiellen

Machtquelle, beispielsweise des Kapitals, etwas beweist, dass der Besitzer des letzteren sein Vermögen verbergen, ausgeben oder ganz nach seinem Belieben verwerthen kann.

Beim Thier ist übrigens der Wille weder von der Intelligenz, noch von der Ueberlegung erheblich in Schranken gehalten, d. h. der thierische Wille ist an sich unbeschränkt, also frei. Es ist ganz falsch, wenn die Existenz eines „freien“ Willens noch ganz besonders geleugnet wird. Und die Thatsache, dass der „freie“ Wille existirt — beim Thier, lehrt, dass der „freie Wille“ weder etwas so erstrebenswerthes ist, wie es manchem scheint, noch so gefährlich, wie andere glauben. — Gefährlich wird der Wille nicht durch seine „Freiheit“, d. h. Ungebundenheit von psychischem Einfluss, sondern durch moralische Trübung der Quellen, aus der er entspringt, — der Seele. — Aber auch die so veranlasste Anomalie oder gar Perversität des Willens ist ein Beweis mehr für seine Existenz, da, was nicht ist, auch nicht schlecht oder krank werden kann. Gäbe es übrigens keinen Willen, dann wären Thiere und Menschen Geschöpfe, die sich bewegen würden — ohne Willen. Ohne Willen sich zu bewegen aber ist Eigenthümlichkeit der Automaten. Folglich wären Thiere und Menschen, wenn es keinen Willen gäbe, Automaten. Das zu behaupten, wagt wol selbst die die Existenz des Willens leugnende Philosophie nicht. Also widerlegt sie sich selbst. Für den Fall, dass sie diese Widerlegung nicht gelten lassen wollte, möge sie es versuchen, das Wort „Wille“ und „wollen“ aus ihrer Sprache zu eliminiren. Es wird sich dann zeigen, wie die Sprache, dieser natürliche Dolmetsch der Vernunft, diesen Eingriff vertragen wird. Genug, es giebt einen Willen. Und es giebt nicht nur einen Willen. Der Wille ist auch noch unter allen physiologischen Functionen die mächtigste. Er ist der Repräsentant der ganzen Kraft, welche die Natur in den Menschen gelegt hat und ihn befähigt, sich zum Herrn der Schöpfung zu machen, — eine Welt aufzubauen und eine Welt zu zertrümmern.

Wie wir später sehen werden, sind die Ganglien, auf welche der Wille erregend einwirkt, über die ganze Gehirnrinde zerstreut und befinden sich je nach den speciellen Organen, auf welche er einwirken will, an verschiedenen, aber bestimmten Stellen der Gehirnrinde.

Der Wille hat also überall und nicht wie seine speciellen Agriffspunkte nur an gewissen Stellen der Rinde seinen Sitz. Er ist daher, wie Gedächtnis, Intelligenz und Bewusstsein, eine Function der gesamten Grosshirnrinde und documentirt damit auch anatomisch unter den Functionen der Rinde seine Macht und seine Stellung.

Wie entsteht nun der Wille? Und vor allen Dingen, wie wird diese geistige Potenz fähig, zur Materie herabzusteigen, sie zu erfassen

und die gröbste und mächtigste aller physiologischen Functionen zu verrichten: Bewegung und mechanische Arbeit?

Das sind interessante und wahrhaft packende Fragen, die die Biologie und die Physiologie bisher kaum aufgeworfen, geschweige denn gelöst hat.

Ich habe es versucht, diese Lösung in folgender Weise zu finden.

Einen Willen hat der Mensch nur im wachen Zustande. Der Schlafende hat keinen Willen.

Der Schlaf ist der „inactive“, das Wachsein der „active“ Zustand der Grosshirnrinde.

Als „inactiv“ habe ich denjenigen Thätigkeitszustand der Organe bezeichnet, welcher ihnen während der sogenannten physiologischen „Ruhe“ und also nur unter dem Einfluss der Stoffwechselvorgänge vermittelt wird. „Activ“ habe ich dagegen diejenige Organthätigkeit genannt, zu welcher sie durch ihre specifischen Reize angeregt werden. Nur die letztere dient bestimmten Zwecken des Körpers und ist eine physiologische Leistung, während die erstere nur eine Andeutung, ein Bild dieser Function ist und keine dem Ganzen förderliche Wirkung hervorbringt.

Ich habe ferner gezeigt, dass sich bezüglich der Activität und der Inactivität die Grosshirnrinde von anderen Organen nicht unterscheidet.

Folglich ist der Wille als eine Function des wachen Zustandes ein Product der activen Thätigkeit der Grosshirnrindenganglien. Activ werden die Rindenganglien durch den Weckruf der Sinne. Geweckt werden die Sinne durch die von der Aussenwelt auf die Sinnesorgane eindringenden Reize. Die Aussenwelt ist die Materie des Weltalls. — Indem die Aussenwelt die Sinnesorgane weckt, d. h. erregt, überträgt sie einen gewissen Theil ihrer materiellen Macht auf die Sinne. Und indem die Sinne die von der Aussenwelt ausgehenden Erregungen auf die Grosshirnrindenganglien durch die Sinnesorgane überträgt, ladet sie die Rindenganglien mit eben diesem Theile ihrer eigenen Macht.

Die Rindenganglien sind also im wachen Zustande mit physischer Kraft geladen, d. h. die Rindenganglien sind im activen Zustande mit einem Theil der lebendigen Kraft des Weltalls geladen und besitzen in der durch sie ihnen übertragenen Energie ein gewisses Quantum physischer Kraft in Form physiologischer, also physischer Spannung. Oder mit anderen Worten: Die Rindenganglien sind im Wachsein oder activen Zustand mit einem Aequivalent derjenigen lebendigen Kraft der Aussenwelt geladen, welche auf die Sinne im wachen Zustand einwirkt und sie zur Thätigkeit anregt. Diese Ladung ist das physiologische Substrat des Willens. Und weil sie das physiologische Substrat des Willens ist, deshalb erhält

der Wille physische Spannung. Die Entladung einer solchen Spannung kann nicht anders, als wieder physisch oder materiell wirken. So erkennen wir im Willen nur eine besondere — physiologische — Form einer uns im Uebrigen bekannten Art der physischen Kraftübertragung, — einer Form, bei welcher die Sinnesorgane und ihre Nerven die Vermittler sind und die Ganglien die Rolle von Accumulatoren spielen.

Gewinnen wir so vom „Willen" die Vorstellung eines der physischen Spannung adäquaten Activitätszustandes der Rindenganglien, dann wird diese Vorstellung wesentlich an Grundlage gewinnen, wenn es gelingt, den Nachweis zu führen, dass der physiologische Activitätszustand der Rindenganglien thatsächlich auch mit einer physikalischen Ladung der Grosshirnrinde einhergeht und dass mit dem Uebergang des activen Zustandes der Rinde in den inactiven diese Ladung verschwindet.

An anderer Stelle habe ich in einer ausführlichen Arbeit dargethan, dass die Rinde in der That mit einer physischen Spannkraft geladen wird, die genau wie der Wille im Augenblick des Wachens entsteht und im Beginn des Schlafes verschwindet. Und diese physikalische Spannung ist der electrische Strom.[1])

Er wird genau so, wie der Wille durch die Erregung der Sinne im Gehirn inducirt, fliesst in der Richtung vom Gehirn zum Rückenmark, speciell von den Sinnesnerven zu den motorischen Nerven ab und hört mit dem Eintritt des Schlafes auf.

Ich habe ferner den exacten Beweis geliefert, dass dieser durch die Sinneserregung dem Gehirn inducirte electrische Strom genau so, wie der Wille selbst in den Ganglien entsteht, — dass der von mir nachgewiesene die Ganglienkörper umkreisende Blutstrom durch seine Reibung die Ganglien electrisch ladet und dass diese Electricität beispielsweise bei den electrischen Fischen sich in Form mächtiger electrischer Schläge entladet, während er beim Menschen in die Organe der Bewegung abfliesst.

Daher sind die Ganglienzellen der Grosshirnrinde des Menschen nicht nur physiologische, sondern auch physikalische Apparate, electrische Batterien. Und so erklärt es sich, dass gerade die Centralwindungen, die die Centren der mächtigen Extremitätenmuskeln bergen uud also die grösste mechanische Arbeit induciren, auch die grössten Ganglien besitzen und dass die electrischen Fische, die electrische Ströme von messbarer Intensität und sichtbarer Wirkung hervorbringen, Ganglien von ganz besonderer Art und von riesigen Dimensionen aufweisen. — Und das kann offenbar gar keinen anderen

[1]) Zeitschrift für kl. Med. Berlin 1902. Heft 1.

Grund haben, als den, dass die Intensität der von Batterien erzeugten electrischen Spannung eben mit der Grösse der Batterien wächst.

So sehen wir, dass die Grosshirnrindenganglien nicht nur den Willen, sondern auch electrische Ströme erzeugen, dass diese electrischen Ströme nicht nur mit dem Willen und aus denselben Ursachen, wie dieser, entstehen und dass beide im wahren Sinne des Wortes gleichzeitig „geweckt" werden und gleichzeitig zur Ruhe kommen, sondern auch, dass sie einander unzertrennlich begleiten und dass der eine physisch ausführt, was der andere seelisch intendirt: die physiologische Bewegung und die durch sie geleistete mechanische Arbeit.

6. Psycho-physische Processe und bilaterale Functionen.

Es giebt Functionen im lebenden Menschen, welche keiner der beide Kategorien ausschliesslich angehören, in welche die Physiologie die thierischen Verrichtungen eintheilt.

Denn sie dienen weder allein den materiellen Zwecken des physischen Daseins, wie die vegetativen Processe; noch sind sie gebannt an die Herrschaft der Psyche, die über die animalen Vorgänge im Thierkörper regiert.

Jene Functionen gehören vielmehr beiden Reichen je zur Hälfte an. Hier leisten sie grob physische Dienste der Materie, dort sind sie die Zeugen jener Regungen der Seele, welche die Sphäre des Gemüthes umfassen.

So stellen sie neben den animalen und neben den vegetativen Processen des Körpers recht eigentlich ein mittleres Glied psycho-physischer Vorgänge [1]) dar. Und indem sie zur Physis und zur Psyche gleichzeitig in Beziehung stehen, liefern sie ein Beispiel solidarischer Einheit zwischen Geist und Materie, Leib und Seele, welche gegen die Theorien der Dualisten sich wendet.

So lange die Psyche nur die elementarsten Urthätigkeiten des Geistes vollführt: empfindet und will, so lange beherrscht sie im physischen Reich nur die Organe der Sinne und die der Bewegung.

Wenn sie aber im sich entwickelnden Menschen ihre ideelle Macht vergrössert und Fähigkeiten erwirbt, vermöge welcher sie in den Stand gesetzt wird, sich selbst und ihre Umgebung seelisch zu betrachten und zu empfinden und durch das Betrachtete und Empfundene bewegt und hingerissen zu werden, dann breitet sich ihre Herrschaft auch im Gebiet der Materie weiter aus und macht sich Functionen des Körpers unter-

[1]) Nicht zu verwechseln mit den „psycho-physischen Gesetzen" (Fechner).

thänig, welche dem Gebiet des bewussten Wollens nicht gehorchen und bis dahin nur den Zwecken des vegetativen Lebens angehört haben.

Die Apparate der Verdauung, der Circulation und der Secretion fangen jetzt an, in den Dienst der Seele zu treten.

Die ersteren übernehmen den physischen Ausdruck des Ekels und des Schreckens. Das Herz, das bisher nur mechanisch den Strom des Blutes und der Säfte im Körper getrieben hat, beginnt an den Regungen Theil zu nehmen, welche das Menschengemüth bewegen und mit der Zahl seiner Schläge gleichsam die Gewalt überwältigender Empfindungen zu messen. Selbst die kleinen Gefässe in der Haut der Wangen treten aus der Begrenzung ihres physischen Wirkens heraus. Sie füllen und entleeren sich nun auch auf Geheiss der Seele und zeigen an, wenn diese plötzlich auf sich selbst gewiesen, sich in ihren Gefühlen preisgegeben sieht und in der Selbstbetrachtung zu Freude oder Schmerz bewegt wird.

Und wenn diese Freude und dieser Schmerz des Selbstgefühls sich mit jener Wehmuth verbindet, die ihren letzten Grund in der dunklen Erkenntnis der eigenen Kleinheit und Ohnmacht gegenüber der Grösse freudiger und trauriger Ereignisse hat, dann öffnet die Seele die Quelle der Thränen und wendet dieses Drüsensecret dem nüchternen Dienst ab, das Auge feucht und schlüpfrig zu halten.

Den Thränendrüsen thun es fast alle Drüsengattungen des Menschen gleich. Fast jede von ihnen ist mit der Seele functionell verkettet; fast in jeder klingt eine der Stimmungen aus, welche das Gemüth erregen.

Die bleiche Stirn bedeckt sich mit Schweiss, wenn Gefühle der Angst das Innere ergreifen. Jeder kennt den Sprachgebrauch, der den Speichel als Begleiter der Wuth und des psychischen Sinnenkitzels bezeichnet.

So reihen sich physische Apparate im Organismus geistig bewegter Wesen gleichsam zu einem System psychischer Resonatoren aneinander. Jeder von ihnen ist für eine der Saiten abgestimmt, welche die Seelenharfe bespannen. Und wenn eine dieser Saiten verborgen im Innern und nur für Einen vernehmbar ertönt, dann klingt es draussen leise mit. Und wer diese Klänge versteht und beachtet, der kann sie auch vernehmen.

Die Erregungen der psychischen Resonatoren sind in der That den Klängen vergleichbar und setzen sich ganz wie diese aus Grund- und aus Obertönen zusammen. Nur die Grundtöne sind bei ihnen verschieden, nicht die Obertöne. Diese sind ihnen vielfach untereinander gemein.

Jeder Act seelischer Gemüthsthätigkeit versetzt deshalb je nach seiner Grundstimmung einen bestimmten Resonator vorzugsweise in

Schwingung. Aber er berührt gleichzeitig hier und dort einen anderen mit und ruft dadurch mit der Nuance seiner Stimmung wechselnde Combinationen psychischer Erregungen wach, die, so klein ihre Zahl auch sein mag, eine unbegrenzte Fülle von Empfindungsschattirungen wiederzugeben vermögen, welche sich in der Seele durch die verschiedenen Mischungen von Freude und Trauer, Wonne und Schmerz, Sehnsucht und Hoffnung, Hass und Verzweiflung vollführen.

Während der Zeit, wo die geschilderten Functionen der vegetativen Organe noch in keiner Beziehung zur menschlichen Psyche stehen und nichts weiter, als organische Leistungen sind, welche im Körper des Thieres und des unentwickelten Menschen physischen Zwecken dienen: so lange können es selbstverständlich nur physische Kräfte chemischer oder physikalischer Natur sein, von welchen sie hervorgebracht werden. Nichts steht darüber von vornherein fest, ob solche Kräfte durch Vermittlung von Nerven für ihre Zwecke thätig sind und in diesem Fall Reizquellen sogenannter „automatischer Vorgänge“ darstellen, oder ob sie direct mechanisch wirken und dadurch einfache physische Processe hervorbringen, wie es die Filtration ist und die Diffusion u. s. w.

Mit dem Augenblick aber, wo dieselben Functionen im entwickelten Menschen mit psychischen Regungen in gesetzmässiger Weise coincidiren, durch sie veranlasst werden und mit ihnen aufhören, wo also für sie neue Quellen erstehen psychischer Art, Erregungen der Seele, da wird es mit einem Schlage klar, dass sie alle unter der Herrschaft von Nervenkräften stehen. Denn zwischen Seelenregungen und physiologischen Leistungen ist keine andere Vermittlung möglich, als die der Nerven.

Selbstverständlich müssen es centrifugale, motorische Nervenbahnen. sein, welche seelische Reize zur Peripherie geleiten und hier in die Thätigkeit vegetativer Apparate umsetzen.

Die Seelenbewegungen ihrerseits können wiederum ihre Quellen nur in Vorgängen der Aussenwelt haben, welche die Sinnesorgane erregen und von diesen auf dem Wege sensitiver, also centripetaler Nerven zur Seele gelangen.

Daraus geht hervor, dass die psycho-physischen Processe ihrem physiologischen Wesen nach zu denjenigen complicirten Bewegungsvorgängen gehören, welche die beiden Arten in entgegengesetzter Richtung leitender Nervenbahnen mit einander in functionelle Verbindung bringen und daher selbst in einem Nervenkreise verlaufen, der an der Körperperipherie beginnt und wieder endet und dessen beide Hälften in den Centralorganen des Nervensystems durch Ganglien miteinander verknüpft sind, — zu den Reflexen.

An der centralen Verknüpfungsstelle passiren diese Reflexe das Reich der Psyche. Hier ruhen die Zwillingskinder der Seele: in leichtem

Schlummer und mit pochender Schläfe die Affecte, in bleiernem Schlaf und mit langsamem Puls das Bewusstsein und der Wille. Dort die receptive Seite der Seele, die empfängt und von Eindrücken der Umgebung bewegt wird, hier die productive Seite der Seele, die selbst schafft und wirkt und Quelle ist der Bewegung. Es ist charakteristisch für den psycho-physischen Process, dass dieser Eindringling in das Reich der Psyche nur das Gemüth erregt, an der ruhenden Vernunft aber sich vorbeistiehlt und ihr höchstens ein undeutliches Bild seines flüchtigen Wesens zurücklässt.

Aus Bewusstsein und Wille aber fliesst die Handlung. In den Vorgang des psycho-physischen Processes vermag also die Seele nicht handelnd einzugreifen. Sie findet durch ihn sich nur afficirt. Denn nur die Affecte sind's, welche von der psycho-physischen Bewegung erwachen. Die Impulse, die in den Nerven seelenwärts gedrungen sind, kehren, gleichsam unbekümmert um die Erregung, welche sie im Gebiet der Seele zurücklassen, zur Peripherie auf Wegen zurück, welche also nicht vom Bewusstsein und nicht vom Willen dictirt sind.

Zu ihrem Zustandekommen bedürfen die psycho-physischen Processe nicht immer der äusseren Reize. Im geistig vertieften Menschen, der über sich und seine Umgebung zu reflectiren im Stande ist, wirken auch Bilder der Vorstellung auf das Gemüth ein und können es psychophysisch bewegen.

Dieser centrale Ursprung scheint dem Begriff der Reflexe zu widersprechen.

Es lässt sich indessen unschwer zeigen, dass ein solcher Widerspruch thatsächlich nicht besteht.

Bei der gewöhnlichen Art von Reflexen wird ein peripherischer Reiz durch sensorische Nerven sensorischen Ganglien vermittelt und von hier auf centralen Bahnen des Gehirns oder des Rückenmarkes motorischen Centren übertragen, um schliesslich als Bewegung zu enden.

Was diesem ganzen complicirten Vorgang den Charakter eines Reflexes giebt, das ist nicht die centripetale und nicht die centrifugale Innervation, sondern die von dem Willen nicht beeinflusste Uebertragung einer Erregung von sensorischen zu motorischen Ganglien im Centrum.

Die centrifugale Erregung kann, ohne das Wesen des Processes zu ändern, ausbleiben. — Das geschieht, wenn die Erregung von der Peripherie bis zu den motorischen Ganglien im Centralorgan gedrungen ist und hier durch hemmende Vorgänge plötzlich paralysirt wird. — Die Physiologie kennt besondere Momente, die in dieser Weise hemmend zu wirken befähigt sind. Das ist der Wille und die starke Reizung sensibler Nerven. In der That ist es Jedem bekannt, dass er durch energischen Willen den Ausbruch reflectorisch erregter Thränen unter-

drücken kann. Kommt auf diese Weise die centrifugale Erregung nicht zu Stande, dann endet der Process bereits in den motorischen Ganglien. Und wir haben einen unterbrochenen oder unvollkommenen Reflexact vor uns.

Der centripetale Erregungsvorgang ist dem centrifugalen in Bezug auf seine Stellung im ganzen Reflexact äquivalent. Wie dieser, so kann auch jener in der Kette der diesen Act zusammensetzenden Glieder fehlen. Dann beginnt der Reflex nicht mit dem peripherischen Reiz, sondern mit der Erregung sensorischer Ganglien und endigt mit der Erregung motorischer Ganglien. Wird der Effect dieser Erregung unterdrückt, so kommt es noch zur Entwickelung einer Bewegungsvorstellung, aber nicht mehr zu der einer Bewegung.

Das ist ein Reflex mit centralem Ursprung und centralem Ende. Psycho-physische Processe sind in vielen Fällen Reflexe dieser Art.

Bei ihnen übernimmt die Psyche die Rolle des peripheren Reizes. Und sie wird zu dieser Uebernahme befähigt durch das Gedächtnis. Jeder peripherische Reiz wirkt daher nicht nur momentan durch Erregung sensorischer Ganglien, sondern auch dauernd durch das Erinnerungsbild, welches er von der Qualität jedes Reizes in ihnen zurücklässt. Solche Bilder können nun entweder von selbst in der Seele emportauchen, d. h. unter dem Einfluss von Reizen, die so schwach sind, dass sie dem Bewusstsein entgehen, oder sie werden von dem Bewusstsein selbst geweckt, von dem Geist des Willens und der Einsicht. Dann sind sie da, ohne dass sie von peripherischen Eindrücken geweckt worden wären.

Und doch wirken sie auf das Gemüth ein, als wenn ihr Dasein direct flösse aus dem Leben der Peripherie.

Mit der Art der Erinnerungsbilder wechselt auch die Art der von ihnen erregten sensorischen Ganglien. Diese bestimmen wiederum die motorischen Centren, welche durch sie reflectorisch erregt werden. Und von den motorischen Centren hängen endlich die centrifugalen Bahnen ab, auf denen der letzte Theil des psycho-physischen Processes sich abspielt oder auf denen er, wenn ihn der Wille unterbricht, nun lautlos verklingt.

Die centrifugalen Bahnen aber, auf denen der letzte Act der psycho-physischen Processe abläuft, sind, entsprechend dem Charakter der Organe, in denen sie endigen, solche, die nicht vom Willen erregt werden können, — also Bahnen der sympathischen Nerven.

Doch wie der Wille durch Vermittlung von Gedächtnisbildern psycho-physische Processe, also sympathische Nerven erregen kann, so kann anderseits der Affect auch ohne Vermittlung des Willens cerebrospinale Nerven in Function setzen.

Was das Gemüth bewegt, dringt besonders leicht hinaus in das Gebiet des Nervus facialis und endet in den Muskeln des Gesichts als mimischer Ausdruck. Der Gesichtsnerv, der so den Affecten gehorcht, spielt in diesem Falle die Rolle eines sympathischen Nerven und rechtfertigt die Bezeichnung, die ihm von Alters her gegeben ist, als die eines „pathetischen“ Nerven.

Die Erregung des Gemüthes kann aber auch auf andere Gehirn-Rückenmarks-Nerven übergreifen. Am meisten noch auf den motorischen Theil des fünften (Trigeminus). Fasern dieses Theiles werden gleichzeitig mit Zweigen des Facialis vom Gemüth erregt, wenn dieses, von der Leere seiner Psyche, der Langweile, angeregt, Anlass zum Gähnen giebt.

Im Uebermaass der Affecte bleibt freilich kein Nerv verschont.

Ueber bleiche Lippen wälzt sich der Schaum erregter Drüsen. Im verzerrten Gesicht stocken die Pulse, Die Muskeln sind gespannt und die Fäuste geballt. Und aus krampfumschnürter Brust, in der das Herz kaum schlägt, sucht der Athem keuchend den Ausgang.

Die Betheiligung des Gesichtsnerven (N. facialis) an den Vorgängen im Gemüth gehört fast zur Regel. Da sie sich mit dem vegetativ-physischen Vorgang während des psycho-physischen Actes verbindet, so muss man schliessen, dass der psycho-physische Process von den sensorischen Ganglien ab zwei Wege offen findet und sie beide betritt — einen, der zu den Centren vegetativer Nerven führt, einen anderen, der in Verbindung tritt mit denen des Facialis.

An anderer Stelle habe ich[1]) die Lage der Centren, wie die doppelten Wege beschrieben, deren sich die psycho-physischen Processe bedienen. Auch habe ich daselbst ausgeführt, dass der Weg, auf welchem der Affect den Facialis erreicht und erregt, nicht derselbe ist, welchen der Wille benutzt, um auf diesen Nerv zu wirken.

Hier sei nur so viel bemerkt, dass die psycho-physische Erregung des Nervus facialis gleichsam der zweite Klang ist, der aus der bewegten Seele strömt und der in dem Maasse an Vollendung, Feinheit und Schärfe gewinnt, als sich die Psyche entwickelt.

Der psycho-physische Process fehlt deshalb ganz im Reich der Thiere. Und schon Aristoteles[2]) wusste, dass selbst der Mensch die Fähigkeit. zu weinen, nicht mit zur Welt bringt, sondern sie erst vierzig Tage nach seiner Geburt erwirbt. Später wächst auch das Vermögen des Kindes, das Gesicht durch Züge zu vergeistigen und dessen Ausdruck mit den erwachenden Regungen der wachsenden Seele aus der einfachen Grimasse zu jener sinnigen Sprache der Mienen heraus-

[1]) Functionsstörungen des Grosshirns.
[2]) Hist. nat. Lib. VII, C. X.

zubilden, die ihn weit erhebt über alle übrigen Wesen der Mitwelt. Denn auch ohne Worte ist diese Sprache reich genug, eine ganze Welt von Empfindungen und Gedanken auszudrücken und selbst, wenn sie schweigt, in dem Menschenantlitz Spuren zu graben, welche zeigen, dass da drinnen eine Seele wohnt, die sich erheben kann über Staub und Erde.

Die Organe der psycho-physischen Processe, die Apparate, die von den Affecten in Thätigkeit gesetzt werden, sind sämmtlich bilateral angelegt. Die Thätigkeit dieser zum Theil synergisch, zum Theil antagonistisch arbeitenden Apparate habe ich als die „bilateralen Functionen" bezeichnet.

Wie ich zuerst am Schweisssecretions-Apparat [1]) nachgewiesen habe, besteht für die psycho-physischen Processe ein Nervenapparat, dessen Centren genau so, wie die Centren der cerebro-spinalen Nerven auf der Hirnrinde, im verlängerten Mark und in den Vorderhörnern der grauen Substanz ihren Sitz und ihre Stationen haben.

Die Centren identischer Bezirke sind durch Commissuren miteinander verbunden, die der Grosshirnrinde durch den Balken, die der Vorderhörner der grauen Rückenmarksubstanz durch Fasern der vorderen Commissur.

Von den Vorderhorn-Ganglien gehen die Nerven der bilateralen Functionen zum Theil mit den vorderen Wurzeln, zum Theil in der Bahn des Sympathicus auf die peripherischen Nerven über. Identische Fasern versorgen dabei auch entsprechende Gebiete beider Körperhälften. Daher klingt die Erregung eines bilateral functionirenden Ganglienpaares zu gleicher Zeit in bilateral symmetrisch angelegten Organen aus.

Die Blutgefässe, die Speicheldrüsen und besonders die Schweissdrüsen werden deshalb bei jeder Erregung auf beiden Seiten zu gleicher Zeit in Thätigkeit gesetzt. Und wie Niemand nur auf einer Seite schwitzt, wenn er durch Angst erregt wird, so erweitern sich bei ihm auch die Blutgefässe nicht blos auf einer Seite, wenn die Scham die Röthe ihm ins Gesicht treibt.

Die Kenntnis von den „bilateralen Functionen" bliebe lückenhaft, erwähnte ich hier nicht, dass auch das System der schmerz- und tastempfindenden Nerven der Haut, also Gebiete des reinen cerebro-spinalen Systems, zu den bilateralen Functionen gehören. Während aber die Organe der psycho-physischen Processe synergisch functioniren, d. h. immer auf beiden Seiten zu gleicher Zeit erregt werden, arbeiten die der Gemeingefühle antagonistisch, d. h. in entgegengesetzter Richtung.

[1]) Die Secretion des Schweisses. Eine bilateral-symmetriche Nervenfunction. Berlin 1878. Hirschwald.

Reizt man irgend eine Hautstelle beispielsweise mit Sinapismen[1], so verfeinert sich die Empfindung an der gereizten Stelle und es verkleinern sich dabei die Tastkreise an derselben, während die Empfindlichkeit der correspondirenden Stelle der anderen Seite im Gegentheil abstumpft. Es wirkt also der Reiz auf die Sensibilität der einen Körperhälfte ungefähr so, wie die einseitige Belastung einer ruhenden Wagschale auf deren Bewegung einwirkt. Und so hat man es geradezu in der Hand, die Empfindungswage, wenn ich so sagen darf, mit Hilfe des Sinapismus, nach der einen oder der anderen Seite hin balanciren zu lassen.

Es gibt einen pathologischen Zustand, welcher das Uebergewicht dieser Schmerz- und Tastwage stationär macht. Das ist bei der sog. „Hysterie“ der Fall. Bei hysterisch-kranken Individuen steht die Schale der Schmerz- und Tastempfindung auf der einen Seite zuweilen so tief, dass die betreffende Körperhälfte mitsamt allen zu ihr gehörenden Sinnesorganen, und zwar bis scharf an die Mittellinie des Körpers, überhaupt nicht mehr empfindet. Man nennt diesen Zustand den der „hysterischen Hemianästhesie“. Reizt man die anästhetische Seite mit Sinapismen, so hebt sich, wie ich in Gemeinschaft mit meinen Schülern gezeigt habe, hier gleichfalls die tiefstehende Wage der Empfindung, während die andere hochstehende Seite derselben spontan sinkt. Anfangs geschieht das nur im Bereich des Reizes, respective in homologen Abschnitten der anderen Seite. Später breitet sich von diesen beiden Stellen aus die erregte resp. herabgesetzte Empfindung wie eine von einem Centrum aus centrifugal erregte Wasserwelle nach der Peripherie der entsprechenden Körperhälfte aus, bis sie deren Grenzen erreicht hat.

Französische Autoren (Regnet, Charcot) haben diese Erscheinung, die sie mit Hilfe der Burcq'schen Platten haben hervorrufen können, als einen „Transfert de la sensibilité“ bezeichnet. Die Auffindung meiner „bilateralen Functionen“, zumal der antagonistischen, haben die dunkle Erscheinung des Transfert aufgeklärt und den über der ganzen Metallotherapie oder Metalloskopie Burcq's lagernden mystischen Schleier gehoben.

Es handelt sich hier um natürliche Reizphänomene pathologisch gesteigerter „Bilateraler Functionen.“

[1] Adamkiewicz: Ueber den Einfluss des Senfteigreizes auf Anästhesie und normale Empfindung. Berl. kl. Wochenschr. 1878 und Archiv von Du Bois-Reymond. April 1878.

II. Die Seelenfelder der Grosshirnrinde.

Was wir in dem vorigen Abschnitte kennen gelernt haben, das waren die allgemeinen Functionen, die allen Ganglien der Grosshirnrinde in gleicher Weise zukommen. Aber die Ganglien der Grosshirnrinde sind ausserdem zu bestimmten Gruppen geordnet, die noch ganz speciellen Functionen dienen. Da die Rinde Substrat der Seele ist, so werden diese Gruppen am besten als Seelenfelder der Grosshirnrinde bezeichnet.

Bis die Wissenschaft sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hat, sind mehr als zwei Jahrtausende verflossen. Wenigstens dürfen Hippokrates (460 v. Chr.) und seine Schule als die Ersten angesehen werden, die das Gehirn überhaupt als den Sitz der Seele aus den Erscheinungen erkannt haben, welche eintreten, wenn das Gehirn erkrankt ist. Selbst einem Aristoteles (384 v. Chr.) galt noch das Herz als das Organ seelischer Functionen.

Der Gedanke, dass, wenn das Gehirn die Seelenfunctionen und die Geisteskräfte hervorbringt, Seele und Geist mit der Entwickelung ihres Substrates zumal mit dem Reichthum der Hirnwindungen wachsen müssen, dieser Gedanke, der bereits einen Fundamentalsatz unserer heutigen Hirnphysiologie klar und deutlich ausspricht, hat den Alexandrinischen Arzt Erasistratos von Keos zum Vater, der nur ein halbes Jahrhundert nach Aristoteles gelebt hat.

In gewissem Gegensatz zu dieser Lehre stand noch die Auffassung eines Galen (131), der sich die Seele als eine luftförmige Substanz dachte und die Höhlen des Gehirns mit diesem Geist bevölkerte.

Der gegen Ende des 16 Jahrhunderts lebende, durch seinen Pons unsterblich gewordene Anatom Varoli hat indessen schon richtig erkannt, dass in den Hirnhöhlen nicht Luft, sondern Wasser enthalten ist, und dass dieses Wasser nur den niedrigen Dienst der Fortschaffung der bei der Denkarbeit sich bildenden Ausscheidungsstoffe verrichtet, während die feste Hirnsubstanz die hohe Thätigkeit der Seele und des Geistes besorgt.

Trotzdem spann Cartesius (geb. 1556, gest. 1650) die Lehre Galen's fort, sperrte in die Hirnhöhle die „thierischen Geister“ und trennte von diesen die „allgemeine Seele“, die er durch die am Eingang der Höhlen befindliche und mit dem Gehirn nur durch Blutgefässe in Verbindung stehende Zirbeldrüse mit dem Körper verkehren liess. Durch diese Blutgefässe sollten die thierischen Geister aus- und eingehen.

Merkwürdig ist es, dass noch vor kaum hundert Jahren ein Anatom von der Bedeutung eines Sömmering auf der Descartes'schen Lehre fusste und auf derselben weiter baute.

Nach ihm endeten und begannen an den Wandungen der Hirnhöhlen sämmtliche Nerven des Körpers und wurden nach Bedürfnis mit einander in Verbindung gesetzt durch das Wasser der Hirnhöhle, dem agirenden Medium der Seele.

Während dessen stieg auf der Staffel Hippokrates, Erasistratos und Varoli Gall weiter, Franz Josef Gall, der im Anfang des letzten Jahrhunderts die Phrenologie begründete und damit insofern als geistiger Vorläufer der heutigen Localisationslehre angesehen werden kann, als er die functionelle Verschiedenheit der einzelnen Gehirnrindenabschnitte lehrte, wenn auch noch in einem anderen Sinn, als das heute geschieht, wo fast hundert Jahre emsiger Arbeit seitdem verflossen sind.

Für diejenigen, welche die Schwierigkeiten origineller Forschung nicht kennen und also auch nicht wissen, was es heisst, eine selbstgeschaffene Ueberzeugung zu vertreten, für die mag es wol lächerlich erscheinen, dass Jemand dereinst die individuellen Eigenschaften der Seele an verschiedene Orte der Rinde versetzte. Für den Einsichtigen aber liegt in diesem Gedanken die vorausahnende Einsicht und Erkenntnis eines Princips, dessen Richtigkeit heute feststeht und das den geistigen Grund für die Differencirung und Localisirung an der Rinde gelegt hat.

Welche Bedeutung der Gall'schen Lehre von den siebenundzwanzig Hirnqualitäten in der Geschichte zukommt, das spiegelt sich am besten in dem Rückschritt, den die Hirnphysiologie dann später in den vierziger Jahren unter einem so hervorragenden Hirnphysiologen gemacht hat, wie es Flourens war, der Entdecker des Noeud vital.

Flourens hat in einer von der Pariser Akademie gekrönten Preisschrift den Nachweis führen zu können geglaubt, dass das Grosshirn in seiner Gesamtheit auch die Gesamtleistung der Seele besorge und dass daher diese Gesamtlösung in demselben Verhältnis Abbruch erfahre, als die Integrität der Grosshirnhemisphären materiell leidet, — gleichgiltig an welcher Stelle.

Dass das Grosshirn das ausschliessliche Organ der Seele und also auch ihrer elementaren Aeusserungen sei, diesen Irrthum der Flourens-schen Lehre hat bereits Cuvier (1769 bis 1832) widerlegt, der darauf hinwies, dass Thiere, denen das Gehirn entfernt worden ist, zwar keinen Willen, kein Wahrnehmungsvermögen und kein Gedächtnis, also keine höheren geistigen Functionen besitzen, wol aber auf gewisse Anregungen hin noch zweckmässige Bewegungen vollführen.

Dasselbe beweisen übrigens gleichfalls nicht nur die Arbeiten von Goltz und dessen Beobachtungen an grosshirnlosen Hunden, sondern auch die täglichen Wahrnehmungen an neugeborenen Kindern, die, ohne noch ein entwickeltes Grosshirn zu besitzen, genau so wie die grosshirnlosen Hunde Lust- und Unlustgefühle äussern und elementare Bewegungen vollführen, um ihren Gefühlen instinktartige Befriedigung zu verschaffen.

Der andere Irrthum der Flourens'schen Lehre von der Gleichwerthigkeit aller Theile des Grosshirns unter einander hat zuerst und lange vor den Experimenten von Fritsch und Hitzig eine klinische Widerlegung gefunden.

Denn den experimentellen Erfahrungen sind klinische Beobachtungen vorausgegangen, welche bereits klar auf die functionelle Verschiedenwerthigkeit der einzelnen Gehirnrindenabschnitte hinweisen. — Aber diese Beobachtungen waren in Vergessenheit gerathen.

So hatten schon Gall und sein Schüler Bouillaud[1]) im Jahre 1825 auf Grund ihrer Erfahrung die Ansicht ausgesprochen, dass in den Vorderlappen des Gehirns der Sitz „des Gedächtnisses und die Werkstatt der Sprache“ gelegen sein müsse. Nachdem inzwischen von dem Franzosen Marc Dax erkannt worden ist, dass es im Wesentlichen die Erkrankungen des linken Hirnlappens sind, welche Sprachstörungen zur Folge haben, mussten erst noch 25 Jahre vorübergehen, bis diese Beobachtung durch Broca[2]) jene Bestätigung, Präcisirung und Fassung erhalten hatte, an welche später selbst die verfeinerte Kenntnis von der „Localisation im Gehirn“ nichts mehr zu ändern vermocht hat.

Zwar gelang es Trousseau vermöge seiner Stellung, einige Zeit die Wahrheit zu unterdrücken und ihren Träger Broca, ähnlich wie es ja auch jetzt noch geschieht und ich es in der Krebsfrage an mir selbst erfahren musste, zu discreditiren. Allein die Wahrheit ist endlich doch durchgedrungen. Und Broca's „Aphemie“ oder „Aphasie“, wie sie auf Vorschlag Trousseau's, der der siegreichen Wahrheit später als Schleppenträger gedient hat, genannt wurde, ist ein unbestrittenes und dauerndes Besitzthum der Wissenschaft geworden.

Es kann hier nicht im Speciellen dargelegt werden, wie sich um diese Aphasie nach und nach die Lehre nicht nur von der functionellen Bedeutung der einzelnen Abschnitte der Rinde, sondern auch die der anderen grauen und weissen Bestandtheile des Grosshirns in langsamem Werden herauskrystallisirt hat.

---

[1]) Traité de l'encéphalite. Paris 1825.

[2]) Remarques sur le siège, le diagnostic et la nature de l'aphémie. Bull. de la soc. anat. Juillet 1863.

Dagegen möchte ich an dieser Stelle kurz hervorheben, dass in der Entwickelungsgeschichte dieser Lehre drei markante Phasen zu erkennen sind und vorläufig auch historisch fixirt werden müssen.

Die erste Phase umfasst die Herrschaft (1870—1871) der durch die Versuche von Fritsch und Hitzig[1]) inducirten Vorstellung, dass die vorderen, d. h. die vor der Centralfurche gelegenen Abschnitte der Grosshirnrinde (vergl. Tafel Fig. 1) ausschliesslich „motorisch" und als solche „einzige Angriffspuncte der Willensimpulse" seien.

Vorgearbeitet hatte dieser Vorstellung der Meynert'sche Befund, dass die mit der Muskulatur des Körpers in Zusammenhang stehenden also motorischen Nervenfasern aus den vorderen Abschnitten der Grosshirnhemisphären hervorgehen, um als vordere Parthie des Stabkranzes durch den Grosshirnschenkelfuss in das Rückenmark und durch dieses in die vorderen Wurzeln des Rückenmarkes zu treten.

Bewiesen dagegen schien jene Vorstellung durch den von Fritsch und Hitzig geführten Nachweis zu sein, dass die elektrische Reizung der vor der Centralfurche gelegenen Abschnitte des Grosshirnes vom Hunde Muskelbewegungen und zwar combinirte und mit dem Ort der Reizung wechselnde veranlasst, während die künstliche Erregung der hinter der Centralfurche gelegenen Abschnitte des Grosshirnes überhaupt ohne sichtbare Effecte verläuft.

Die zweite Phase (1877—1885) beginnt mit dem von Munk[2]) geführten, von Meynert vorausgeahnten Nachweis, dass die hinter der Centralfurche befindlichen Abschnitte der Hirnrinde zur Perception der Sinneseindrücke in functioneller Beziehung stehen und zwar, dass der Hinterhauptslappen zur Aufnahme der Gesichts-, der Schläfelappen zu derjenigen der Gehörsempfindungen dient und dass Geruchs- und Geschmackssinn nach Munk jener in der Balkenwindung, dieser im Ammonshorn, nach Ferrier beide in der Hakenwindung, die übrigens nur eine Fortsetzung des Ammonshornes ist, ihren Sitz haben soll.

Und die dritte und vorläufig letzte Phase (1883) in der Entwicklungsgeschichte der Lehre von den Functionen der Hirnrinde beginnt mit der Erkenntnis, dass die „sensorische Sphäre" nicht nur, was wir seit Munk wissen, Sinnesempfindungen, sondern, wie ich[3]) zuerst nachgewiesen habe, auch die für die Sinnesorgane nothwendigen Bewegungen vermittelt.

[1]) Ueber die elektrische Erregbarkeit des Grosshirns. Reichert's und Du Bois-Reymond's Archiv 1870. S. 300.

[2]) Ueber die Functionen der Grosshirnrinde. Gesammelte Mittheilungen 1877 bis 1880. Berlin 1881. Hirschwald.

[3]) Die Pathologie der Hirncompression. Sitzungsberichte der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. zu Wien. Math. naturw. Cl. 88. Bd., III. Abth. 1883. S. 113 ff. (S. A.)

Indem ich zu meinen Versuchen mich weder des elektrischen Stromes, noch der Exstirpation bediente, sondern den Spuren der Natur folgte, die zumeist mit wachsenden Geschwülsten gegen das Gehirn vorgeht. habe ich in die Schädelhöhle lebender Thiere Laminariastücke durch Trepanöffnungen eingeführt und den Druck der quellenden Fremdkörper auf die verschiedenen Stellen der Gehirnoberfläche einwirken lassen.

Die auf diesem Wege erzeugte Compression der sogenannten „motorischen Sphäre" rief, wie ich an anderer Stelle [1]) genauer dargelegt habe, eine Reihe von pathologischen Phänomenen am Bewegungsapparat hervor, die ich als „Compressionsphänomene" des Seelenfeldes der Bewegung bezeichnet habe. Sie ändern sich mit der Stärke des Druckes. galten früher als besondere Krankheiten und gehen bei steigendem Druck derart in einander über, dass contralaterale Krämpfe, sogenannte „Jackson'sche Epilepsie", erhöhte Muskelspannung der gegenüberliegenden Körperhälfte (Spasmus contralateralis), mit erhöhten Sehnenphänomenen, Lähmung der beiden Unterextremitäten, (Paraplegie), Muskelspannung an beiden Körperhälften (Spasmus bilateralis) und Zittern (Tremor) auf einander folgen. Wird, wenn Paraplegie entstanden ist, der Druck aufgehoben, die Laminaria aus dem Schädel entfernt. so wird das Thier wieder gesund. Dagegen entwickelt sich ein paralytischer Zustand und geht das Thier in diesem Zustand zu Grunde, wenn der Druck der Laminaria über die Cohäsion der Nervensubstanz hinaus zunimmt.

Sehr bemerkenswerth waren die Resultate. welche ich durch Compression der Sehsphäre, Occipitallappen, beim lebenden Kaninchen erhalten habe. Die Beschreibung. die ich von diesen, wie es scheint wenig bekannt gewordenen Resultaten gegeben habe [1]), wird später genauer folgen. Hier beschränke ich mich darauf zu erwähnen, dass in Folge der Compression der Sehsphäre auch die motorische Innervation. die Ernährung und wahrscheinlich auch die Thränsecretion und die Empfindung des entgegengesetzten Auges leidet.

Wir müssen daraus schliessen, dass alle Verrichtungen am Auge. welche seiner Erhaltung und seiner Function dienen. auf einem und demselben Gebiet der Gehirnrinde zusammengedrängt sind, dass in der sogenannten „Sehsphäre" nicht nur vermittelt werden der psychiche Act des Sehens, sondern mit ihm zu gleicher Zeit noch alle diejenigen motorischen, sensiblen und selbst secretorischen Functionen, welche zum Sehact überhaupt in inniger Beziehung stehen. dass, mit einem Wort. die Sehsphäre gleichzeitig auch die Fühl- und die Bewegungssphäre des Auges ist.

[1]) Die Pathologie der Hirncompression. Sitzungsberichte der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. zu Wien. Math. naturw. Cl. 88. Bd., III. Abth. 1883. S. 113 ff. (S. A.)

Ob diese Thatsache verallgemeinert werden darf und welche allgemeinen Schlüsse sich aus den bisherigen Erfahrungen ergeben, das werden wir erkennen, sobald wir zusammengefasst haben werden, was über die speciellen Functionen der Grosshirnrinde bisher bekannt geworden ist.

1. Das Seelenfeld der Bewegung.

Weil die Function der Bewegung den grössten und massigsten Apparat am Körper zu ihrer Verfügung hat, weil sie aus diesem Grunde auch die am meisten in die Augen springende Function ist und, wenn sie eine Störung erfährt, ihre Fehler leichter verräth und objectiver darthut, als jeder andere Apparat; deshalb waren die Beziehungen der Rinde zur Bewegung nicht nur die ersten, die überhaupt festgestellt worden sind, sie waren es auch, welche die ersten Aufschlüsse über die Bedeutung der Rinde überhaupt und damit den Anstoss zu ihrer speciellen Erforschung gegeben haben.

Die Rindenregion der Bewegungsorgane ist aus den angeführten Gründen auch die am besten gekannte.

Wie die Function, die sie vertritt, unter allen anderen materiell prävalirt, so steht ihr auch ein Gebiet der Gehirnrinde (vergl. Tafel I Fig. 1, Seelenfeld der Körperbewegungen) zur Verfügung, welche alle anderen an Ausdehnung überragt. Und die seelischen Gebiete aller anderen Organe lehnen sich an das Seelenfeld der Körperbewegungen wie an ihren Stamm an. Dem entspricht es auch, dass das Muskelseelengebiet nicht nur die grössten Windungen aufweist, sondern auch die grössten Ganglienzellen besitzt, die überhaupt existiren, die Betz-schen Zellen.

a) Aphasie, Seelenstörungen des Sprachmechanismus.

Im Bereich der willkürlichen Bewegungen nimmt die Sprache die vornehmste Stelle ein. Sie ist die höchste aller motorischen Functionen, das eigentliche Menschheitszeichen.

Ihr Rindengebiet ist die Broca'sche Stelle. Diese nimmt einen Theil der dritten linken Stirnwindung ein, etwa deren mittleres Drittel (vergl. Tafel 1 rosa), und die linke Insula Reilii. Nur bei Linkshändern gehören ihr die entsprechenden Theile der rechten Hemisphäre an.

Die mit der Sprache eng verknüpfte Function der Stimmbandbewegung fällt beim Menschen wahrscheinlich mit der Broca'schen Stelle zusammen. Beim Thier, speciell beim Hunde, sitzt sie in der Nähe der Sulcus cruciatus und ist daselbst bilateral angelegt (Krause, Horsley u. A.)

Die unmittelbare Nachbarschaft der Sylvi'schen Arterie (A. fossae Sylvii) bringt es mit sich, dass das Centrum der Sprache bei den so häufig eintretenden Verlegungen durch fortgerissene Gerinnsel (Embolien) und Blutungen dieses Gefässes in Mitleidenschaft gezogen wird. Sonst sind es meist Geschwülste, die in dieser Gegend wachsen und die Broca'sche Stelle treffen.

Was aber auch der Grund der Verletzung oder Zerstörung dieser Stelle sein möge, die Folge ist immer dieselbe, eine eigenartige Störung der Sprache, die man früher kurzweg die „Aphasie" genannt hat. Jetzt bezeichnet man sie mit Wernicke als die „motorische" Aphasie und unterscheidet sie noch von der „sensorischen" Aphasie und der Paraphasie. — Sprachstörungen, die in Folge von Verletzungen anderer Hirnrindenpartien entstehen und in besonderer Weise sich äussern.

Man wird die Charactere aller Sprachstörungen leicht verstehen, wenn man statt der vielen Schemata, die zur „Erleichterung" des Verständnisses der Aphasie vorgeschlagen worden sind, sich die Verhältnisse an folgendem Bilde klar macht.

Man denke sich (vergl. Schema) eine Beförderungs- und eine Uebergabestation eines einfachen Telegraphenweges A—B. A befördert alle Depeschen, B übernimmt sie.

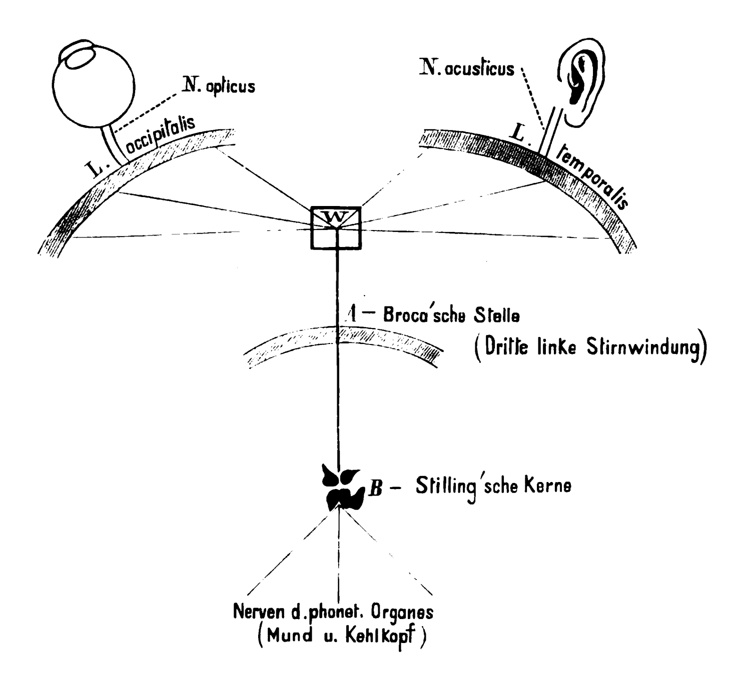
A entspricht der Broca'schen Stelle, d. h. der Stelle, welche den Sprachimpuls (von der Seele empfängt und) entsendet. B ist die Endstation des telegraphischen Weges. Diese empfängt die Depesche und überträgt sie auf den Apparat. Letzterer endlich besteht aus den Stilling'schen Kernen, den von ihnen innervirten Nerven und den Muskeln des phonetischen Organes, also des Kehlkopfes und der Mundhöhle. Speciell sind es die Kerne und die Nerven des V., X., XII., VII., IX. und XI. Gehirnnerven (Trigeminus, Vagus, Accessorius, Facialis, Glossopharyngeus und Hypoglossus), die in diesem Apparat thätig sind.

Was A nach B befördert, ist der Broca'schen Stelle entweder direct durch das Auge oder durch das Ohr, oder indirect durch Vermittelung des Gedächtnisses übertragen worden.

Nun ist das, was der Rinde wahrnehmbar wird durch Vermittlung eines Sinnes, je nachdem dieser Sinn das Auge oder das Ohr ist, ein Gesichts- oder ein Gehörseindruck. Indem die Rinde und also die Seele diese Eindrücke aufnimmt, verwandelt sie dieselben in Begriffe und, wenn sie sie vermöge ihres Gedächtnisses festhält, in Vorstellungen. Diese Begriffe und Vorstellungen werden an bestimmten Stellen der Rinde (Tafel I und II), den sogenannten „Sinnessphären", und zwar die Gesichtseindrücke im Hinterhauptslappen (Gesichtssphäre, grau), die Gehörseindrücke im Schläfenlappen (Gehörssphäre, gelb) festgehalten.

Man kann sich vorstellen, dass das etwa so geschieht, wie die photographische Aufnahme von Bildern durch empfindliche Platten oder die phonographische Aufnahme von Schallwellen durch die phonographischen Wachsrollen. — Es ist demnach gerechtfertigt, die in der Rinde festgehaltenen Eindrücke je nach ihrer Natur als Gesichts-, respective Gehörs- oder Klang-Bilder zu bezeichnen.

Diese Bilder verlöschen entweder aus ihren Sphären nach kurzer Zeit ihres Bestandes oder werden in ihnen vermöge des Gedächtnisses



für die Dauer festzuhalten. Indem sie aber durch ihren Eintritt in die Rinde Eigenthum der Seele geworden sind, erhalten sie von dieser gleichzeitig diejenige Bezeichnung, durch welche die Seele Begriffe und Vorstellungen in ihren geistigen Bestand aufnimmt, d. h. den sprachlichen Ausdruck oder den Namen.

Damit nun dieser Name zum gesprochenen Wort werde, muss aus der Sphäre des Bildes der Begriff oder die Vorstellung als Wortimpuls an diejenige Stelle der Rinde weiter befördert werden, wo der Wortimpuls wieder als Bewegungsvorstellung aufgenommen und dem Sprachapparat übermittelt werden kann, d. i. auf die Broca'sche Stelle.

Nun ist aber die Umwandlung des Sinnesbildes in ein Wort ein Act des Verstandes, die Uebertragung der Wortvorstellung an die Broca-sche Stelle ein Act des Willens. Somit muss zwischen den Sinnessphären und der Broca'schen Stelle noch der mächtige und, wie wir früher gesehen haben, über die ganze Gehirnrinde verbreitete Apparat des Willens (W) eingeschaltet sein, der jene Uebertragungen anregt oder auch hindert.

So functionirt der Sprachapparat unter normalen Verhältnissen.

Um zu verstehen, wie er gestört werden kann, müssen wir uns den geschilderten Vorgang in seine 3 Componenten zerlegen.

1. Componente. Aufnahme der Sinnesbilder und Umwandlung derselben in Begriffe, Vorstellungen und deren sprachlichen Ausdruck, das Wort.
2. Componente: Beförderung der Wortvorstellung zur Broca'schen Stelle und Umwandlung der Wortvorstellung in ihren sprachlichen Wortimpuls.
3. Componente: Erregung des Sprachapparates durch den Wortimpuls von der Broca'schen Stelle aus, — Sprache.

Jede dieser drei Componenten hat eine andere Bedeutung. Und da jede derselben Schaden erleiden kann, so muss je nach diesem Schaden der Charakter der resultirenden Sprachstörung sich ändern.

In der ersten Componente, wo die Erregung der Sinnesorgane seelisch assimilirt und als Wortbild deponirt wird, kurz, wo die innere, Gedanken- oder Seelensprache gebildet wird, ist im Princip nur eine Störung möglich, die Erkrankung oder Vernichtung der Seelenfelder selbst. Dann kann die Erregung der Sinnesorgane sich entweder nur unvollkommen oder gar nicht in einen Begriff, eine Vorstellung und deren Wortbild verwandeln. Und je nachdem der Hinterhaupts- oder der Schläfenlappen erkrankt ist, fehlen dann dem Kranken die Begriffe, die Vorstellungen und deren Bezeichnung im ersten Fall für die Dinge, die er sieht, im zweiten für die, die er hört. Er ist psychisch blind oder psychisch taub geworden, ohne doch materiell die Fähigkeit zu sehen und zu hören verloren zu haben. Da der Kranke für alles das, wofür ihm die Vorstellung und also auch die Bezeichnung fehlt, auch den sprachlichen Ausdruck nicht besitzt, so ist er auch psychisch stumm. Und diese psychische Stummheit bezeichnet man als „sensorische Aphasie". Es geht aus dieser Darstellung hervor, dass der psychisch Blinde nur das, was er sieht, der Seelentaube nur das, was er hört, nicht versteht und nicht bezeichnet. Dagegen kann der erste ebenso für die Gehörseindrücke, wie der zweite für die Eindrücke des Gesichtssinnes psychisch und also auch sprachlich gesund sein.

Zu einer wahren Bewegungsstörung wird eine Sprechstörung erst dann, wenn eines der beiden letzten Glieder der dreigliederigen Kette des Sprachapparates Sitz der Erkrankung wird. Diese beiden Glieder beginnen, wie wir wissen, an der Broca'schen Stelle und endigen in den äusseren Werkzeugen der Sprache.

Ist die Broca'sche Stelle zerstört, so besitzt der Kranke die innere Sprache in ihrem ganzen Umfang. Er sieht und hört mit Verständnis und kennt für alles, was seine Seele empfängt, die entsprechende Bezeichnung. Aber das Wortbild, das seiner Seele vorschwebt, muss in der Seele als Gefangener bleiben, denn der Schlüssel ist verloren gegangen, der dem Gedanken den Weg nach aussen öffnet, die Zauberformel der sprachlichen Bewegungsvorstellung, die die Broca'sche Stelle spricht und die dem gefangenen Gedanken das Thor sprengt. Jetzt gleicht der Kranke dem Tonkünstler, der hört und sieht und Melodien schafft, der aber diese Melodie in vernehmbare Töne nicht umwandeln kann, weil die Claviatur des Instrumentes vernichtet ist, dem er sonst Töne und Klänge entlockt hat. Und weil bei einem solchen Kranken der Theil seines Sprechapparates nicht functionirt, welcher den von der Seele bewegten Tasten des Sprechvorganges entspricht, nennt man seine Aphasie eine motorische. Als paraphasisch bezeichnet man denjenigen, welcher Worte verwechselt.

Von den Stilling'schen Kernen ab zu den Stimmbändern und den Muskeln der Sprachwerkzeuge entspricht dieser ganze Rest, das dritte Glied in der Kette, dem einfachen Tonmechanismus, wie er sich auch im Clavier an die Tasten anschliesst. Die Störungen, die ihren Sitz in den Bestandtheilen des Sprachmechanismus selbst haben, bezeichnet man als anarthrische. Und dieser Mechanismus leidet entweder in allen Theilen, wenn, wie bei der Bulbärparalyse, das nervöse Centrum, die Stilling'schen Kerne, afficirt sind. Oder er leidet in seinen einzelnen Bestandtheilen, die in der allermannigfaltigsten Art erkranken können und dann je nach ihrem physiologischen Antheil an der Bildung der Worte und Töne die Sprache in einer ebenso mannigfaltigen, als für jeden Fehler charakteristischen Weise verändern.

Füge ich noch zu der eben gegebenen Skizze der Sprachpathologie hinzu, dass es für die Wirkung einer Störung in der Sprachkette physiologisch gleichwerthig ist, ob eine der drei Arten von Centren, die in derselben thätig sind, ausser Function gesetzt ist, oder die Nervenbahn, welche von jedem derselben direct innervirt wird; so heben sich aus dieser Skizze alle Grundphänomene scharf heraus, welche die von der Natur in so grosser Zahl geschaffenen Sprachstörungen dem pathologischen Verständnis vollkommen klar legen.

b) Stummheit.

Auch die Stummheit erhält im Gegenbild der Aphasie ihre eigenen und scharfen Contouren. Sie ist nicht, was sie bei oberflächlicher Betrachtung zu sein scheint, eine Anomalie oder das Resultat eines Mangels der Sprachbewegung. Denn bei den Stummen ist sowohl das Centrum der Bewegungsvorstellung, die Broca'sche Stelle, als der Nerv- und Muskelapparat intact, der von dieser Stelle aus innervirt wird. Auch die Organe der Seelensprache sind bei ihnen anatomisch gesund. Denn die Rinde samt ihren Seelenfeldern und ihren Verbindungen mit der Broca'schen Stelle befindet sich materiell in vollkommen normalem Zustande. Aber dieser ganze Apparat functionirt bei den Stummen nicht in ordnungsgemässer Weise, entweder, weil er es überhaupt nicht gelernt hat, oder, weil er es verlernt hat. Und schuld an dem einen, wie an dem anderen ist einzig der Mangel der Gehörsfunction.

Wie der Blinde keine Vorstellung von der Farbe, so hat der Taube keine Vorstellung vom gesprochenen Wort. Und jeder Gesunde wird das leicht begreifen, wenn er sich die Frage vorlegt, ob er eine Melodie wiedergeben kann, die er noch nicht gehört oder die er bereits vergessen hat.

Die Sprache erlernt nicht, wer taub geboren ist. Derjenige vergisst sie mit der Zeit, welcher sein Gehör verliert.

Meist handelt es sich hierbei um rein peripherische Processe der Gehörsorgane selbst oder der Gehörsnerven. Letztere gehen bei Kindern am häufigsten in Folge von meningitischen Processen zu Grunde.

c) Agraphie, Seelenstörung des Schreibmechanismus.

Als Product geistiger Entwicklung steht auf einer Höhe mit der Sprachbewegung die Schreibbewegung. Und dieser dürfte jede höhere künstlerische Technik gleichwerthig sein, wie malen, musiciren u. s. w. Wie die Sprachbewegung ihr psychisches Centrum in der Broca'schen Stelle hat, so hat die — von den anderen Fertigkeiten wissen wir noch nichts Positives — Schreibbewegung nach Charcot ihr Centrum in dem Fuss der zweiten linken Stirnwindung (Fig. 1. Gyr. front. med.) Es liegt demnach das Schreibbewegungscentrum zum Centrum der Bewegungen des Armes in demselben Verhältnis (vergl. d) Willensbewegungen), wie das Sprachcentrum zum Centrum der Mundbewegungen und der Zunge, nämlich in dichter Nachbarschaft derselben und nach vorn. Im Uebrigen gelten für die Störungen des Schreibvermögens dieselben Gesichtspunkte, welche wir soeben für die Sprachbewegung kennen gelernt haben. Wir können demnach auch von einer sen-

sorischen, wie von einer motorischen Agraphie sprechen und dieselben analogen Erkrankungen annehmen, wie wir sie eben für den Sprechapparat genauer analysirt haben.

Die sensorischen Centren für das Schreiben sind dieselben, wie für die Sprache. Denn es dienen als solche die Seh- und die Hörsphären. Da aber, wie wir eben gesehen haben, das psychische Bewegungscentrum für das Schreiben, besser die Schreibbewegungsvorstellung, mit dem psychischen Bewegungscentrum der Sprache (Broca'sche Stelle) nicht identisch ist, so müssen sensorische Agraphie und sensorische Aphasie zusammenfallen, während motorische Agraphie und motorische Aphasie es nicht brauchen Der sensorisch Agraphische kann natürlich schriftlich nicht wiedergeben, was er sieht oder hört, aber nicht versteht. Er kann daher weder etwas aufschreiben, was er hört (Dictat), noch etwas beschreiben, was er sieht.

Dagegen besitzt er die mechanische Schreibfertigkeit und kann, was er sieht, mechanisch, d. h. ohne Verständnis schriftlich wiedergeben, folglich auch abschreiben.

Dem motorisch Agraphischen fehlt dagegen die Fähigkeit, die Schreibbewegungen auszuführen. Er kann also auch nicht Dinge und Begriffe schriftlich bezeichnen, die er richtig versteht und auffasst.

d) Willensbewegungen.

Wie die Sprache die höchste, so ist die (Skelet)-Muskel-Function (Locomotion) die allgemeinste Form der Bewegung. Sie ist für den Menschen nicht nur, wie die Sprache, ein Bindeglied zwischen Seelenleben und materieller Welt, sie giebt ihm auch eine gewisse Macht, seinen Willen zur Ausführung zu bringen, seinen Körper unter die Herrschaft seines Geistes zu setzen und sich der Umgebung gegenüber die persönliche Freiheit zu wahren.

Ihr gehört deshalb auch ein sehr beträchtliches Gebiet der Hirnrinde an. Man hat sie die „motorische“ Sphäre genannt. Sie besitzt aber, wie wir wissen, alle für die Locomotion nothwendigen Fähigkeiten und ist daher das Seelenfeld der Bewegung überhaupt (vergl. Figg. 1 und 2, schraffirter Theil). Dieses Feld umfasst die vordere, die hintere Centralwindung (Gyrus centralis anterior et posterior), die auf der medialen Gehirnfläche gelegene und auf dem Scheitel verlaufende Verbindungsbrücke beider, das Paracentralläppchen mit seinen Betz'schen Riesenzellen und den Stirnlappen.

Die Centralwindungsschlinge enthält in ihrem obersten Drittel die Centren für die Bewegung der Beine, in ihrem mittleren Drittel die Centren für die Bewegungen der Arme, in ihrem unteren, an die Sylvi'sche Grube (Fassa Sylvii) grenzenden Drittel die Centren für die

Bewegungen des Gesichtes und der Zunge. Der Rest des Stirnlappens birgt die Centren für die Muskeln des Rumpfes.

Jede der beiden Hemisphären besitzt ein solches Seelenfeld der Bewegung und beherrscht durch Vermittlung der von ihm ausgehenden Bahnen des Stabkranzes die Bewegungen der entgegengesetzten Körperhälfte

Leiden die Centralwindungen beim Menschen durch irgend einen pathologischen Process, so stellen sich nach bisheriger Erfahrung ausschliesslich motorische Lähmungen ein. Dagegen nimmt man an, dass diese motorischen Lähmungen mit gleichzeitigem Verlust der Sensibilität beim Menschen nur dann verbunden sind, wenn neben den Centralwindungen auch noch der Scheitellappen (Parietallappen) afficirt ist.

Die Versuche am Thier, die in den Resultaten der anatomischen Untersuchung menschlicher Gehirne ihre Unterstützung fanden, ergeben dem gegenüber, dass die Centralwindungen beim Thier nicht nur motorisch, sondern auch sensibel sind. Sie vermitteln neben der Bewegung nach Schiff noch die Tastempfindung, nach Nothnagel das Muskelgefühl und nach Munk die Vorstellung von der Lage und der Bewegung der Extremitäten. Deshalb hat sie Munk als die „Fühlsphäre“ bezeichnet.

Die anatomischen Untersuchungen des menschlichen Gehirnes durch Flechsig haben ergeben, dass zu den Centralwindungen des Menschen, aus denen die motorischen Pyramidenbahnen hervorgehen, auch noch Fasern von empfindlichen Abschnitten des Nervensystems gelangen. So hat man ein Recht zu vermuthen, dass auch beim Menschen die Centralwindungeu empfindende Eigenschaften besitzen. Da aher die Centralwindungen in erster Linie den Angriffspunkt für die willkürliche Bewegung bilden und erst in zweiter Linie die den Bewegungsorganen eigenthümlichen Empfindungen zur Perception bringen, gewissermaassen als eine Nebenfunction der Bewegung, so sind sie offenbar der seelische Motor der Rinde, das Seelenfeld der Bewegungsorgane und als solches auch das Seelenfeld der Bewegungsempfindungen, während der Begriff „Fühlsphäre“ nur einen Theil, und zwar gerade den untergeordneten ihrer Functionen ausdrückt. Die Bezeichnung „Fühlsphäre“ muss daher aufgegeben und durch die des „Seelenfeldes der Bewegung“ ersetzt werden.

e) Unwillkürliche Bewegungen.

Seelenfeld der vegetativen Functionen (der Affectäusserungen, der psychophysischen Processe und bilateralen Functionen).

Nicht nur der productiven, auch der receptiven Seite der Seele sind, wie wir bereits wissen, Bewegungen eigen. Beherrscht der Wille die Muskulatur des Skelets, so beherrscht das Gemüth alle

Muskelapparate des vegetativen Lebens. Deshalb müssen auch diese ein Seelenfeld auf der Gehirnrinde besitzen. In der That sind denn auch für alle durch Affecte erregbaren Apparate des vegetativen Lebens auf der Gehirnrinde eigene Centren gefunden worden; für die Schweissdrüsen (Adamkiewicz), die Blutgefässe (Eulenburg, Landois), den Magen, die Harnblase, die Vagina, die Speicheldrüsen (Bechterew).

Ich habe in meinen Arbeiten über die Schweisssecretionsnerven [1]) dargethan, dass diese sich in ihrem centralen, wie peripherischen Verlauf dem System der motorischen Nerven anschliessen und an klinischen Beispielen gezeigt, dass auch ihr Rindencentrum mit der Region der willkürlichen Bewegungen zusammenfällt. Der Versuch am Thier, wie die Erfahrungen am Menschen haben das bestätigt. Beim Hunde liegen die Centren der in Rede stehenden Apparate in den dem Sulcus cruciatus benachbarten Rindentheilen. Beim Menschen hat man kürzlich bei Operationen am Stirnlappen (Mikulicz) eine profuse Erregung des Speichelsecretionsapparates beobachtet.

Durch Affecte aber werden nicht nur Organe des vegetativen Lebens auf dem Wege des Sympathicus, sondern wie wir bereits wissen, auch Körpermuskeln, mit Vorliebe die des Gesichtes, auf dem Wege cerebro-spinaler Nerven, speciell des Nervus facialis, erregt.

Die Erfahrung lehrt nun, dass die mimischen Gesichtsbewegungen welche die Affecte begleiten und besonders beim Lachen und Weinen sich einstellen, auch ganz unabhängig von der Rinde auftreten und sich geradezu in pathologischem Grade steigern, wenn die Rinde erkrankt oder gar theilweise zerstört ist, so bei Erweichungsherden und der Herdsclerose der Rinde.

Dann kann es sogar geschehen, dass der Gesichtsausdruck, den der Kranke willkürlich nicht ändern kann, im Affect unwillkürlich auf das Lebhafteste bewegt wird.

Es geht hieraus hervor, nicht nur dass die Rinde beim gesunden Menschen die Erregungen der psycho-physischen Apparate hemmt, sondern auch, dass diese Apparate neben den corticalen noch andere, den corticalen coordinirte, Centren besitzen müssen. Man nimmt gegenwärtig an, dass dieses Centrum der Sehhügel (Thalamus opticus) sei.

Es ist bekannt, dass neugeborene Kinder einerseits Lust, andererseits Hunger, Durst und Schmerz empfinden, dass sie diese Gefühle durch instinktartige Bewegungen triebartig abwehren oder befriedigen und sie ebenso mit entsprechenden Gesten, mit ungezügeltem Schreien und Weinen den Schmerz, mit ununterdrückbarem Lachen die Lust begleiten. Eine entwickelte Rinde aber besitzen sie nicht. Daraus ergiebt sich, ebenso

[1]) Die Secretion des Schweisses, eine bilateral-symmetrische Nervenfunction. Berlin 1878.

wie aus dem Vorhandensein von Lust- und Unlustgefühlen bei grosshirnlosen Hunden, dass alle primitiven Empfindungen, wie die von ihnen erregten unmittelbaren Triebe ihren physiologischen Sitz in den Grosshirn-Ganglien haben müssen, dass aber die Rinde als Sitz des Bewusstseins und des Willens die Thätigkeit dieser Ganglien physiologisch hemmt, d. h. physisch über sie herrscht und sie zügelt.

2. Das Seelenfeld des Sehens.

Dem Sehorgan gehört das Rindengebiet des unteren Scheitelläppchens (Gyrus angularis und G. marginalis), der Occipitallappen, zumal die erste Occipitalwindung, und nach neueren Erfahrungen auch der Cuneus (graues Feld, Tafel I und II) an.

Während die Occipitallappen, speciell Innenfläche und Pol derselben (Nothnagel, Wildbrand, Heuschen), die seelische Perception des Netzhautbildes vermitteln, das „psychische Sehen“, enthalten der Gyrus angularis und marginalis, so wenig es auch bisher gelungen ist, den Zusammenhang dieser Theile mit dem Sehorgan anatomisch festzustellen, wahrscheinlich nicht nur die psychischen Centren für die Bewegungen und für die Bewegungsempfindungen des Auges, sondern auch noch die physiologischen Centren für alle anderen zur Ernährung und Erhaltung des Auges nothwendigen Verrichtungen und Functionen, — somit die psycho-physiologische Gesamtheit aller dem Auge zukommenden centrifugalen Innervationen. Wenigstens ist das beim Thier der Fall (Adamkiewicz).

Wie Munk gefunden hat, ruft die Zerstörung eines Occipitallappens beim Hunde eine sehr grosse, aber nicht vollkommene Unfähigkeit hervor, die mit dem entgegengesetzten Auge gesehenen Objecte zu erkennen. Die Erinnerungsbilder derselben gehen verloren und werden erst allmählich wieder erlernt, indem sie sich am Rande des Hirndefectes ansetzen. Wird auch dieser Rand wieder zerstört, so wird das Thier abermals psychisch blind. Zerstörung beider Occipitallappen zieht vollkommene „Seelenblindheit“ nach sich. Dass die Zerstörung beider Occipitallappen erst vollkommene Seelenblindheit zur Folge hat, die Eines Occipitallappens jedoch nur eine unvollkommene des entgegengesetzten Auges, hat seinen Grund darin, dass jeder einzelne Occipitallappen Nervenfasern von beiden Netzhäuten und zwar von den ihm im Auge entsprechend gelagerten Netzhauthälften enthält.

Nun ist jede Retina mit ihrer äussersten lateralen Partie durch Sehnervenfasern dem äussersten lateralen Stück der gleichseitigen Sehsphäre zugeordnet. Der viel grössere übrige Theil jeder Retina gehört dem viel grösseren Theile der gegenseitigen Sehsphäre zu und zwar so,

dass dem inneren Rande jeder Retina immer der mediale Rand der Sehsphäre, dem oberen Rande der Retina der vordere und der untere Rand der Sehsphäre entspricht (Munk).

Es folgt daraus, wie bei einseitiger Läsion einer Sehsphäre vorzugsweise das gegenseitige Auge leidet, thatsächlich aber eine Störung in der Perception der beiden gleichgelegenen Netzhauthälften, eine sogenannte „Hemiopie“ oder „Hemianopsie“ sich einstellt. Demnach wirkt die Zerstörung eines occipitalen Rindenfeldes der Durchtrennung des gleichzeitigen Sehstranges (Tractus opticus) analog, dessen mediale Faserpartie sich im Chiasma kreuzt, um die gleichgelegene Netzhauthälfte des gegenseitigen Auges zu versorgen.

Bezüglich der Art, wie man sich das psychische Sehen vorzustellen habe, stehen sich zur Zeit zwei Ansichten gegenüber. — Wilbrand denkt sich das psychische Festhalten der Bilder ähnlich wie das photographische, andere Autoren können sich auch die psychische Vorstellung des Raumes ohne Mitwirkung des bulbomusculären Gefühlsinnes nicht denken (Lissauer).

Der Irrthum, welchen die zuletzt erwähnte Ansicht birgt, wird durch die Thatsachen leicht erwiesen, dass wir eine Photographie räumlich sehen, obgleich sie eine einfache Fläche darstellt, und dass uns alle Traumbilder räumlich erscheinen, obgleich wir während des Schlafes unser Sehorgan überhaupt nicht bewegen. Auch kann man bei geschlossenen Augen sehr gut jeden Raum und jeden Körper, den man einmal gesehen hat, sich wieder auf das Vollkommenste als Raum und als Körper denken.

Das dem Hinterhauptlappen nach vorn dicht angrenzende untere Scheitelläppchen mit seinem Gyrus supramarginalis und G. angularis besitzt, wie erwähnt worden ist und ich zuerst gezeigt habe, motorische und tropische Apparate für das Auge. Wird der Parietallappen des Kaninchengehirns mit Laminaria comprimirt, so treten die in Folgendem beschriebenen Erscheinungen ein.

Gehirncompressionsphänomene im Bereiche der Augenmuskeln.

Exophthalmus (Glotzauge). Compression des Lobus occipitalis giebt sich sofort am Auge zu erkennen. Der der gedrückten Hemisphäre gegenüberliegende Augapfel tritt aus der Augenhöhle heraus und bietet einen auffälligen Exophthalmus dar. Die Lider schliessen sich über demselben weniger, als auf der gesunden Seite und lassen ein grösseres Stück Sclera sehen, als unter gewöhnlichen Verhältnissen. Die Schwierigkeit, das vorgetretene Auge zu schliessen, ist wahrscheinlich der Grund, welches das operirte Thier nun häufig nur mit dem gesunden Auge, also monoculär, blinzelt.

Der Exophthalmus beschränkt sich nicht immer auf das der comprimirten Hemisphäre gegenüber liegende Auge. Nicht selten wird trotz einseitiger Hirncompression auch noch das zweite Auge exophthalmisch.

Der Exophthalmus bleibt, auch wenn die Hirncompression fortdauert, nur kurze Zeit bestehen Schon 24 Stunden nach der Operation tritt der protrudirte Bulbus in die Augenhöhle wieder zurück. Dieses Zurücktreten giebt gewöhnlich den Zeitpunkt an, nach welchem sehr bald in den Körpermuskeln Lähmungen einzutreten pflegen.

Strabismus (Schielen). Mit dem Exophthalmus zu gleicher Zeit nimmt das Auge eine anormale Stellung ein. Es rollt nach aussen und oben und versteckt sich unter das obere Lid. So entsteht ein deutlicher Strabismus divergens (Auswärtsschielen), der dem Kaninchengesicht einen ganz ungewöhnlichen und auffallenden Ausdruck giebt. Parese des Rectus internus und des Trochlearis scheinen diesem Strabismus zu Grunde zu liegen.

Zum Strabismus gesellt sich nicht selten noch Ptosis (Herabhängen des oberen Lides) hinzu. Die früher vergrösserte Lidspalte wird dadurch klein, kleiner als auf der gesunden Seite.

Nystagmus (Augenzittern). Zur Zeit, da der Exophthalmus verschwindet und der Bulbus in seine Orbita wieder zurücksinkt, entsteht ziemlich gleichzeitig mit der Compressionslähmung der Körpermuskulatur Nystagmus. Beide Augäpfel beginnen in kurzen Rotationen zu zucken. Der Nystagmus ist, nach meinen Erfahrungen, eines der Symptome, welches die Compression mit der Reizung des Gehirns gemein hat. Und ich sehe ihn deshalb als ein Symptom an, welches die bereits zum Reiz gediehenen Compressionsgrade anzeigt. Der Zeit nach fällt der Nystagmus meist mit derjenigen Phase des Spasmus zusammen, wo Tremor entsteht. Nicht selten macht man dann die eigenthümliche Bemerkung, dass das Anschwellen (die Exacerbationen) des zu einer gewissen Zeit rhythmisch fluctuirenden Tremor genau mit den nystagmischen Rotationen der Bulbi coincidiren. Dann gewinnt man den Eindruck, als ob Nystagmus und Tremor durch dieselben Entladungen eines Reizes ausgelöst würden, der in gleichen Pausen wiederholt und in denselben Momenten blitzartig in alle Nerven ausstrahlt.

Einwirkung auf die Pupille. Es findet sich in der Literatur [1]) die Angabe vor, dass die durch Geschwülste bedingten unilateralen Krämpfe häufig mit Verengung der Pupille (Myosis paralytica) desjenigen Auges vergesellschaftet sind, welches der vom Tumor gedrückten Hemisphäre gegenüberliegt. Meine Versuche können diese am Menschen

[1]) Vergl. Franz Müller, Zur Jackson'schen Epilepsie etc. Transaction of the international medical Congress. London 1881. Vol. II. p. 19.

gemachte Erfahrung auch nicht bestätigen. Ich hebe dieses negative Resultat umsomehr hervor, als wenigstens für das Thier Munk[1]) bei seinen Hirnrindenexstirpationen niemals Einflüsse auf die Pupille wahrgenommen hat und als auch beim Menschen regelmässige Beziehungen zwischen Herdläsionen und Papillarveränderungen von Klinikern[2]) nicht beobachtet worden sind.

Wie schon erwähnt, geht der Exophthalmus schnell vorüber. Mit dem Einsinken des Augapfels in die Orbita aber nimmt eine höchst interessante Reihe von Veränderungen an demselben den Anfang.

Der Blick wird eigenthümlich matt und stumpf. Die Hornhaut verliert ihren gewöhnlichen Glanz. Dann fällt der Augapfel zusammen und füllt bald nicht mehr die Lider aus. Diese hängen schlaff über ihm und bilden einen weiten schlotternden Sack, der vor der Orbita in Falten herabhängt. Den Grund dieser Vorgänge erkennt man sofort, sobald man den Augapfel mit einer stumpfen Nadel berührt. Die Hornhaut giebt dem Nadeldruck ohne Weiteres und ungewöhnlich leicht nach. Ueberall sinkt letztere sofort ein und bildet eine weite schlaffe Delle.

Das Auge hat seinen Tonus verloren.

Hand in Hand mit dieser Erschlaffung gehen Veränderungen am Auge, welche dessen Gefässe betreffen.

Die Bindehaut (Conjunctiva) röthet sich. Gefässchen werden in ihr in reicher Zahl sichtbar, welche man vorher nicht bemerkt hat. Dann nimmt die Iris an dieser Hyperämie Theil. Beim gesunden Kaninchen erscheint sie grauweiss, fast blutleer und zeigt dem blossen Auge höchstens zwei quer über die untere und die obere Hälfte verlaufende zarte Blutgefässstämmchen.

Unter dem Einfluss der Hirncompression wird auch die Regenbogenhaut (Iris) hyperämisch. Bald schimmert sie blutroth durch die Hornhaut hindurch.

Betrachtet man sie jetzt genauer, dann sieht man, dass stark geschlängelte, wulstig aufgeblähte, traubenförmige Knäuel von Gefässchen dieses ihr Ansehen bedingen, dass diese stark gefüllten Gefässchen die Iris radienförmig durchziehen und am Ciliarrand aus einem Gefässkranz hervorgehen.

Auch aus der Pupille strahlt der Reflex des Augenhintergrundes in lebhafterem Roth hervor, als gewöhnlich.

Untersucht man nun diesen Augenhintergrund mit dem Augenspiegel, dann sieht man die Chorioidea durchzogen von ungewöhnlich

[1]) Ueber die Functionen der Grosshirnrinde etc. p. 65.

[2]) Nothnagel, Topische Diagnostik der Gehirnkrankheiten, Berlin 1879, p. 591.

breiten und stark geschlängelten Venen. Und zwischen diesen Venen erscheinen selbst die Streifen des Retinagewebes roth, welche sonst nur einen grauröthlichen Schimmer besitzen.

Es befinden sich also Conjunctiva und die ganze Traubenhaut (Uvealtractus) im Zustand einer starken Hyperämie. Und diese Blutüberfüllung fällt um so lebhafter auf, als sie nur einseitig ist und nur dasjenige Auge betrifft, welches der der comprimirten Hemisphäre entgegengesetzten Seite angehört. Nimmt auch zuweilen das zweite Auge sympathisch an diesen Vorgängen theil, so geschieht das immer nur in einem schwachen Grade, so das die Differenz im Verhalten beider Augen immer eine auffällige bleibt.

Bald offenbart es sich, dass die geschilderten Circulationsstörungen des Auges trophischer Natur sind.

Dass sie einen mechanischen Grund nicht haben können, beweist schon ihr monoculäres Auftreten. Dass sie dagegen mit Nervenvorgängen im Zusammenhang stehen, zeigt sich evident darin, dass das kranke Auge und die gedrückte Hemisphäre sich kreuzen.

Und dass es endlich ein destruirender Nerveneinfluss ist, der die Gefässe des kranken Auges zur Dilatation bringt, das wird aus den entzündlichen Erscheinungen klar, welche nach der Dilatation sich im hyperämischen Auge entwickeln.

Die Conjunctiva wird durchfeuchtet (succulent), schwillt an und beginnt ein schleimig-eitriges Secret abzusondern. Das Vorderkammerwasser wird trübe. Das Bild des Augenhintergrundes fängt in Folge dessen an, undeutlicher zu werden und zu verschwinden. Auch auf der Iris erscheinen die ersten Boten der Entzündung. Ein weisslicher Belag deckt ihre vordere Fläche. Untersucht man diesen Belag nach dem Tode des Thieres mikroskopisch, so erkennt man leicht, dass es eine fibrinöse, von weissen Blutkörperchen durchsetzte Exsudatmembran ist.

Ob auch Veränderungen an der Hornhaut Platz greifen, darüber kann ich keine genauere Auskunft geben, da über das beschriebene Entzündungsstadium hinaus Thiere gewöhnlich nicht am Leben zu erhalten sind. Und das scheint wiederum darin seinen Grund zu haben, dass die trophischen Störungen am Auge erst zur Zeit jenes gefährlichen Wendepunktes entstehen, wo Muskelspannung und Lähmung (Spasmus und Paralyse) einander begegnen.

Die Frage, welche die eben angeführten experimentellen Ergebnisse vor Allem anregen, ist die Frage nach der nächsten Ursache der geschilderten Vorgänge, die Frage, ob sie denn wirklich reine Compressionseffecte sind, als welche sie eben geschildert worden sind. Dass das der Fall ist, unterliegt keinem Zweifel.

Denn durch Entfernung des raumbeschränkenden Herdes aus der Schädelhöhle kann man den Gang der geschilderten Erscheinungen in

jedem Stadium ihrer Entwickelung unterbrechen und das kranke Auge wieder zur Norm zurückführen.

Es macht dann in der That einen frappirenden Eindruck, das Schielen (den Strabismus) weichen, das geröthete Auge wieder abblassen, die natürliche Spannung des Auges wiederkehren und den gläsernen Blick sich wieder beleben zu sehen.

Und wenn damit der Nachweis geführt ist, dass alle die am Auge zur Beobachtung kommenden Phänomene thatsächlich nichts weiter, als die Resultate reiner Gehirncompression sind, dann gewinnen wir mit diesem Nachweis das für die Erkenntnis der Natur der Ernährungs- oder trophischer Störungen gewiss sehr interessante Factum, dass trophische Störungen mehr durch einen leidenden Zustand der trophischen Centren als durch deren Ausserfunctionssetzung hervorgerufen werden.

Denn Zerstörungen der Hirnrinde erzeugen nicht nur keine Lähmungen der Muskeln, sondern vor Allem auch keine Hyperämie, keine Entzündung, keine Verminderung der Spannung im Auge.

Dieses Ergebnis erinnert uns unwillkürlich an Charcot's bekannte Hypothese von dem Einfluss dauernder Reizungen trophischer Nervenapparate auf die Erzeugung trophischer Störungen.

Danach soll für trophische Störungen maassgebend sein nicht, wie allgemein angenommen wird, die Trennung trophischer Nerven von ihren Centren, sondern vielmehr die dauernde Reizung, welche der trophische Nervenapparat nach seiner Durchtrennung durch die pathologischen Producte erleidet.

Die angeführten Versuchsresultate bestätigen nicht nur die Richtigkeit dieser Hypothese, sie wandeln sie in eine vollberechtigte Thatsache um.

Dass auch beim Menschen Hirncompression Ursache trophischer Störungen des Auges sein kann, das beweist ein von mir beschriebener Krankheitsfall [1]).

Hier hatte ein die Hirnoberfläche drückender Abscess an dem der comprimirten Hemisphäre gegenüber liegenden Auge eine isolirte eitrige Conjunctivitis hervorgerufen. Und diese Bindehautentzündung (Conjunctivitis) verschwand sofort ohne anderes therapeutisches Zuthun, als der Abscess durch die Oeffnung des trepanirten Schädeldaches entleert worden war.

In seiner „Topischen Diagnostik“ der Gehirnkrankheiten [2]) sagt Nothnagel, dass sogenannte „neuroparalytische Ophthalmien“ bisher nur bei basaler Läsion des N. trigeminus beobachtet worden seien, dass sie zwar wahrscheinlich auch bei Herden in der Brücke vorkommen

---

1) Adamkiewicz, Hirndruck und Hirncompression, II. Theil, p. 86.
2) Berlin 1879, p. 693.

könnten, dass indessen darüber noch keine thatsächlichen Erfahrungen vorlägen und dass bei höher gelegenen Herden Ophthalmien thatsächlich noch nicht gesehen worden sind.

Andere Autoren[1]) stellen den Einfluss des Gehirns auf trophische Störungen des Auges überhaupt in Abrede.

Meine Thierversuche und die mit deren Ergebnissen vollkommen übereinseimmende Beobachtung am kranken Menschen scheinen mir den bisher nicht sicher gestellten oder gar geleugneten Beziehungen der Grosshirnrinde zu trophischen Störungen des Auges festere Grundlagen zu geben.

Noch einen zweiten wichtigen Schluss gestatten die angeführten Resultate.

Die Thierversuche haben gelehrt, dass als Folgen der Compression ein und desselben Hirnabschnittes nach einander Exophthalmus. Störungen in der Innervation der Augenmuskeln, wie es scheint auch im Sehact. Abnahme des Tonus nnd endlich trophische Störungen eintreten.

Ich habe hier die Resultate meiner Compressionsversuche auf die „Sphäre des Auges“ deshalb etwas genauer citirt, weil sie historisch und physiologisch von principieller Bedeutung sind und wie früher gezeigt worden ist, die Grundlage zur Feststellung des physiologischen Begriffes von der „Organseele“ gelegt haben.

Beim Menschen werden gleichfalls Beziehungen des unteren Scheitelläppchens (Fig. 1: Lob. pariet. inf.) zu Augenbewegungen, speciell zu denen der Musculi levatores palpebrarum snperiorum und orbiculares palpebrarum angegeben, also zum III. Gehirnnerven (N. oculomotorius), da nach Mendel die sogenannten „Augenäste“ des N. facialis nicht vom N. facialis, sondern vom III. Nerven versorgt werden. Man darf, wie gesagt, vermuthen, dass auch der Thränenapparat an derselben Stelle der Rinde seinen psychischen Angriffspunkt habe. an welcher sich der centrale Bewegungsapparat des Auges befindet.

Zweifellos aber ist es, dass auch dieser Theil psychisches Sehen vermittelt. Denn die meisten Störungen der Rinde, welche „Alexie“ (Unvermögen zu lesen) hervorrufen, haben hier (in der Nähe der Fossa Sylvii) ihre Stelle. — Auch stehen diese Theile zum Muskelsinn und zur Hautsensibilität in Beziehung.

Flechsig konnte einen Theil der sensiblen Haubenbahn bis zu ihnen verfolgen. Dagegen unterscheidet er zwei Sehstrahlungen. Die Sehstrahlung „im engeren Sinn“ umfasst nur die ganze Innenfläche des Hinterhauptlappens, eine schmale Zone im Bereich der ersten Occipital-

[1]) Vergl. die Discussion in der Berliner medic. Gesellsch. vom 9. Nov. 1882. Berliner klin. Wochenschr. 1883. No. 6.

windung und den Pol des Occipitallappens, nicht aber die äussere Fläche des Occipitallappens und auch nicht den Gyrus angularis. Die Sehstrahlung „im weiteren Sinn" ist dagegen der mächtige, den Tractus opticus um das fünffache überragende Antheil des Sehhügels am Stabkranz. Dieser mitsamt dem Sehhügel hat mit dem Sehen nichts zu thun. Nur die Sehstrahlung im engeren Sinn ist eine im Sehhügel nicht unterbrochene Fortsetzung des Sehnerven und endet in der Sehstrahlung Gratiolet's und durch diese im Vicq d'Azyr'schen Streifen in der Rinde der Fissura calcarina (Fig. 1 und 2).

3. Das Seelenfeld des Hörens.

Das Gehörorgan hat sein Seelenfeld in den Schläfenwindungen (Gyri temporales, Fig. 1 und 2). Zerstörung dieser Windungen macht die Thiere unfähig, das Gehörte zu verstehen, macht sie psychisch taub.

Beim Menschen geschieht das Gleiche. Es ist Wernicke's Verdienst, gefunden zu haben, dass Zerstörung der obersten (ersten) Schläfenwindung gewöhnlich auf der linken Seite eine sogenannte „sensorische" Aphasie zur Folge hat. Dem Kranken sind dann die Erinnerungsbilder an den Klang und den Sinn der Worte verloren gegangen (Worttaubheit, Kussmaul), und er ist dadurch auch unfähig geworden, das, was er hört, wiederzugeben. Das Vermögen, zu lesen, das Gelesene zu verstehen und zu sprechen aber behält er bei.

Nach Naunyn's statistischen Erhebungen klinischer Befunde bildet nicht die erste Schläfenwindung in ihrer ganzen Ausdehnung die Hörsphäre, sondern nur ein kleiner, dem oberen Ende der Fossa Sylvii angrenzender Theil derselben. Schliesslich ist es gelungen, die Hörsphäre noch genauer zu umgrenzen. Danach gehören derselben nur zwei Querwindungen des Schläfenlappens an, die in der Tiefe der Fossa Sylvii verborgen liegen und gewissermaassen die Wurzeln der ersten Schläfenwindung (gelb. Fig. 1) bilden (Flechsig). Sie stellen eine Brücke zwischen dem hinteren Rande der Insel und dem oben bezeichneten Theil der ersten Schläfenwindung her. Dieser Theil ist es, dessen Stabkranzantheil die ersten Markscheiden erst zwei Monate nach der Geburt und also später erhält, als der Stabkranzantheil aller anderen, beim Thier meist höher entwickelten Sinne. Erkrankt er und degeneriren in Folge dessen die zugehörigen Bahnen, so lässt sich diese Degeneration bis zum inneren Kniehöcker verfolgen (Monakow). Der innere Kniehöcker steht seinerseits mit dem unteren Vierhügel in Verbindung. Und zum unteren Vierhügel gelangen durch Vermittelung der lateralen Schleife und der Formatio reticularis die Fasern der R. cochlearis Nervi acustici (Flechsig, Bechterew).

Nun ist der eigentliche Hörnerv der R. cochlearis, während der R. ventriculi ein einfacher sensibler Nerv zu sein scheint.

Daraus ergiebt sich, dass der oben genauer beschriebene Theil, die Wurzeln der ersten Schläfenwindung, die eigentliche Hörsphäre darstellen müsse.

Ueber den Einfluss der Hörsphäre auf die Bewegungen des inneren wie des äusseren Ohres (Accommodation des Trommelfells und Dirigirung der Ohrmuschel, namentlich bei Thieren) ist etwas Bestimmtes bisher nicht bekannt geworden. Doch gestattet die Analogie anzunehmen, dass hier dieselben Beziehungen zwischen der Hörsphäre und den Bewegungen im und am Ohre bestehen werden, welche wir bezüglich der Gesichtssphäre und der Bewegungen des Auges kennen gelernt haben. Es ist diese Annahme um so berechfigter, als es bei Thieren gelingt, auch nach Entfernung der eigentlichen motorischen Zone durch Reizung fern davon gelegener Rindenpartien noch Ohrbewegungen hervorzurufen. Uebrigens hat man die Existenz von Fasern constatirt, welche von der Hörsphäre zur Grenzregion des Pulvinar und zum inneren Kern des Pulvinar verlaufen und also centrifugaler Natur sind.

4. Das Seelenfeld des Schmeckens.

Das Seelenfeld des Geschmacksorganes ist nach Munk das Ammonshorn und nach Ferrier der Gyrus uncinatus (Fig. 2), der übrigens nur eine Fortsetzung des Ammonshornes ist. Einseitige Zerstörung dieser Partien ruft Geschmacksverlust auf derselben Seite hervor.

5. Das Seelenfeld des Riechens.

Das Seelenfeld des Geruchsorganes soll nach den Einen die Balkenwindung (G. fornicatus, Fig. 2), nach Anderen gleichfalls die Hakenwindung sein. Nach Flechsig erhält der Riechnerv, der in der Wirbelthierreihe zuerst unter allen Sinnesnerven auftritt, beim Menschen erst am Ende des 9. Monates, also später, als andere Sinnesnerven, seine Markscheiden.

III. Die Grosshirnrinde als Seelenorgan.

So haben wir die wichtigsten bisher bekannt gewordenen Seelenfelder kennen gelernt und können aus der über sie gewonnenen Kenntnis Folgendes schliessen:

1. Die Seelenfelder besitzen wol eine bestimmte Lage, aber keine bestimmten Grenzen. Die Grenzen der Seelenfelder rücken mit der Zahl der gewonnenen Vorstellungen nach aussen gegen einander, können sogar an der Peripherie über einander wachsen und so theilweise einander decken.

2. Die bisher bekannt gewordenen Seelenfelder nehmen nur den kleineren Theil, etwa ein Drittel, der äusseren und der inneren Flächen beider Hemisphären ein. Der grössere Rest dieser Flächen, erste und zweite Stirnwindung, ein Theil der dritten, der Gyrus rectus im Stirnhirn, die Insel bis an ihre Ränder, die erste und zweite Parietal-, die zweite und dritte Temporalwindung mit Ausnahme des inneren Temporalpoles, der Gyrus occipito-temporalis, die zweite und dritte Occipitalwindung und der Präcuneus (Flechsig) steht mit den Sinnesorganen in keinem directen Zusammenhang. Er erhält auch später Mark, als die Seelenfelder, und bildet zwischen den Seelenfeldern ein neutrales Gebiet, über welches die wachsende Seele ihre Herrschaft ausdehnt.

Nach Flechsig fällt diesem neutralen Gebiet die Bedeutung zu, die Seelenfelder, die er „Sinnescentren" nennt, indirect mit einander zu verbinden und dadurch das „Zusammenwirken" der Sinneseindrücke, das „coagitiren" und „associiren" zu ermöglichen. Er betrachtet deshalb dies neutrale Gebiet als den Ausdruck eigenartiger seelischer Functionen und als den anatomischen Inbegriff seiner „Associationscentren".

Einer solchen Auffassung der „neutralen Gebiete" der Rinde kann unter keinen Umständen beigestimmt werden. Denn sie ist weder physiologisch, noch logisch haltbar.

Von „Centren" der Association zu sprechen, ist physiologisch fehlerhaft, weil der Begriff eines Centrum eine physiologische Eigenartigkeit und Specificität eines Centrum voraussetzt, die „Association" aber weder etwas eigenartiges, noch etwas specifisches ausdrückt. Sie ist überall ein und derselbe Vorgang, an welcher Stelle der Rinde und zwischen welchen Seelenfeldern auch immer sie stattfinden möge, derselbe, welcher die „Association" allenthalben ist, ob sie nun im Grosshirn oder im Kleinhirn, im verlängerten Mark oder im Rückenmark stattfindet. Eher könnte man das gesamte neutrale Gebiet als Ein

Associationscentrum ansehen. Dagegen aber wehrt sich der logische Begriff eines Centrum, der, wie gesagt, einen specifischen Inhalt, eine specifische Thätigkeit verlangt. Das „Associiren“ hat aber nicht nur nichts specifisches an sich und kann deshalb gar nicht Function eines „Centrum“ sein, sondern ist vielmehr eine Hauptfunction gerade der Nervenbahnen, bei welcher „Centren“, d. h. Ganglien nur in secundärer Rolle mitwirken.

Die erwähne Auffassung von den Associationscentren steht aber nicht nur mit Gesetzen der Physiologie und der Logik, sondern auch noch mit einem wichtigen Naturgesetz in Conflict, mit dem Gesetz von der natürlichen Oekonomie.

Es widerspräche allen Gepflogenheiten der Natur, wenn sie für das „Associiren“ der Sinnesfelder einen Apparat in Verwendung ziehen würde, der an Masse und räumlicher Ausdehnung das eigentliche Werkzeug um ein Vielfaches übertreffen würde. Die Thatsache widerlegt endlich vollends die genannte Auffassung von den „Associationscentren“, dass die neutralen Gebiete von den wachsenden Seelenfunctionen in Anspruch genommen werden und also Sinnescentren werden. — Sind aber die neutralen Gebiete nichts anderes, als ihrer Bestimmung harrende Sinnescentren, so sind sie eben Sinnescentren und nicht Centren der Association.

Ich glaube deshalb, dass die bisher erhaltenen Resultate der Gehirnphysiologie besser folgende Deutung erhalten.

Eine principielle Scheidung motorischer einerseits, sensibler und sensorischer Functionen anderseits auf der Gehirnoberfläche giebt es nicht. Die früher für ausschliesslich motorisch gehaltenen vorderen Partien der Gehirnrinde zeigen beim Thier eine enge Vermischung sensibler und motorischer Centren. Und wenn auch beim Menschen diese Vermischung klinisch weniger vollständig hervortritt, die Centralwindungen im Grossen und Ganzen motorisch, der untere Theil der hinteren Centralwindung und das obere Parietalläppchen fast ganz sensibel sind: so liegen doch auch Erfahrungen vor, welche beweisen, dass Zerstörung der Centralwindungen mit dem Verlust der Bewegungs- und Tastempfindungen einhergehen, dass anderseits die Stirnwindungen, in denen die Centren für die Rumpfmusculatur liegen, der Sitz der höheren geistigen Thätigkeit in ganz vorherrschendem Maasse bilden. Es steht ja damit nicht nur die Thatsache in Einklang, dass das Volumen des Stirnlappens mit der Höhe der Intelligenz Hand in Hand geht, sondern auch noch die, dass diese Intelligenz und alle ihre Qualitäten — Gedächtnis, Urtheil, Kritik — schwinden, wenn diese Theile erkranken. Nicht nur, was wir von der Dementia paralytica wissen, beweist das. Auch die künstlichen Zerstörungen am Vorderhirn des

Affen lassen darüber keinen Zweifel zu, dass Zerstörung der Stirnlappen Stumpfsinn, Willensmangel, Gedächtnisverlust und Blödsinn zur Folge haben.

Diese Verbindung von Bewegung und Empfindung, die dem Gebiet der Centralwindungen eigen ist, macht, wie mir scheint, das seelische Substrat derselben nicht, wie das Munk zuerst definirt und Flechsig noch schärfer zugespitzt hat, zu einer „Körperfühlsphäre“, sondern zu einem seelischen Organ der Bewegung, in welchem diese die Hauptsache ist, dem Gefühl aber die Bedeutung eines für die Bewegungsfunction physiologisch zwar unentbehrlichen, aber immerhin doch nur secundären Attributes zukommt.

So stellt sich uns die sogenannte „Körperfühlsphäre“ als das auch unser Denken weit mehr befriedigende Seelenorgan der Bewegung dar, das alle Fäden in Händen hält, alle Functionen in sich vereinigt und dirigirt, welche die Bewegungsfunction zu einer für den Organismus zweckmässigen machen und sie ganz in den Dienst der Seele stellen.

Wie sich so der abstracte Begriff der einst sogenannten „motorischen Sphäre“ zu der Vorstellung eines concreten Seelenorganes der Bewegung, das in den Centralwindungen seinen Sitz hat, verdichtet, so lehren meine Ergebnisse über die Occipitallappen des Kaninchen zum ersten Mal, dass die früher sogenannte „Sehsphäre“ nicht nur das seelische Erkennen des Netzhautbildes vermittelt, sondern gleichzeitig auch alles das seelisch besorgt, was das Auge nicht entbehren kann, wenn es seinen Dienst ganz verrichten soll, die Muskel-, die Drüsenfunction und selbst die Ernährung.

Auch die den anderen Sinnesorganen dienenden Rindengebiete haben ihren anatomischen Antheil an der ihnen gehörigen Bewegung. Wir dürfen hieraus folgern, dass, was wir für das seelische Substrat des Auges gefunden, auch für das seelische Substrat aller anderen Sinnesorgane seine Geltung habe. Demnach sind sie alle nicht, wofür sie bisher galten, Felder abstracter seelischer Functionen, sondern die anatomischen Seelensubstrate der einzelnen concreten Organsysteme. Sie leisten Alles, was die nervöse Gesamtfunction ihres speciellen Organsystems erfordert, receptive, wie productive Innervationen, und vereinigen alle diesem Zwecke dienenden Nervenbahnen kabelartig zu Complexen, die von der Specialseele jedes einzelnen Organsystems umfasst, verwaltet und beherrscht werden.

Aus der Leistung aller Specialseelen ergiebt sich die seelische Gesamtkraft des Individuums, die individuelle Gesamtseele. Und diese ist endlich von dem Inhalt aller Specialseelen und von der Art, wie letztere unter einander verknüpft sind und mit einander functioniren, abhängig und also eine in den weitesten und nirgends eingeengten Grenzen variirende Macht.

Dieser unumstösslichen Thatsache hat auch die Natur ihre klaren und unzweideutigen Zeichen gegeben.

Sie hat die Organseelen an feste, aber winzige Gebiete der Rinde gebannt, aber zwischen ihnen mächtige und nirgends begrenzte Territorien gelassen, die, anfangs unbebaut und seelenlos, mit dem wachsenden Geist bebaut, befruchtet und seelenfähig werden.

Dann entstehen, wie in einem neu entdeckten Erdtheil, um die ersten Ansiedelungen — primäre Centren — immer neue, immer zahlreichere Colonien — secundäre Centren — die, angezogen und angeregt von jenen, sich ihnen dienstbar machen, um selbst zu leben und sich zu entfalten.

Und wie durch diese Anziehung, dieses Leben und Gedeihen der Colonisten ein wechselseitiger Verkehr zum Ausdruck kommt, der sich die Strassen für jeden einzelnen Gebrauch bahnt, so schafft sich jede Ganglienzelle, die von dem ursprünglichen und mächtigen Seelencentrum eines Sinnesorganes befruchtet wird, selbst die Bahn zu der sie belebenden Quelle, bis ebensoviel Tausende, Millionen und Milliarden von Communicationen die Rinde nach allen Richtungen hin und speciell die Organseelen unter einander verknüpfen, als Vorstellungen und Begriffe. Gedanken und Fähigkeiten sich in Gangliensubstanz modelliren und diese Vorstellungen und Begriffe, diese Gedanken und Fähigkeiten unter einander verkehren.

Hieraus erklärt es sich, wie im geistig entwickelten Menschen jede Verletzung der Rinde an bereits erworbenen Fähigkeiten immer ganz bestimmte, gewöhnlich sehr gewaltige und auffällige, seltener minutiöse oder gar schwer auffindbare Defecte hervorbringt, während bei Thieren und zumal bei den nicht am höchsten in der Intelligenz stehenden (Kaninchen) Abtragungen selbst grosser Rindengebiete ohne schwere oder gar sichtbare Folgen bleiben.

Es geht hieraus aber auch mit Klarheit hervor, dass eine Ganglienzelle der Rinde in dem Augenblick, da sie der Function sich erschliesst. sich gleichzeitig auch mit einer oder vielen anderen associirt. Ganglien*function* und Ganglien*association* sind also physiologisch identische Vorgänge und Begriffe, wie man sich die Thätigkeit eines Telegraphen nicht denken kann, der nicht mindestens aus zwei Stationen und ihrer Verbindung besteht.

Es wird aus alledem ersichtlich, wie unphysiologisch und daher verfehlt die „neue Eintheilung der Hirnrinde“ ist, die *Flechsig* vorschlägt, indem er „Sinnescentren“ und „Associationscentren“ auf der Rinde unterschieden wissen will, wäre diese Eintheilung nicht schon aus vielen anderen Gründen, wie ich gezeigt habe, unhaltbar.

Bei der grossen Wichtigkeit, welche die Kenntnis der Vertheilung der Seelenfelder auf der Gehirnoberfläche für die wissenschaftliche Be-

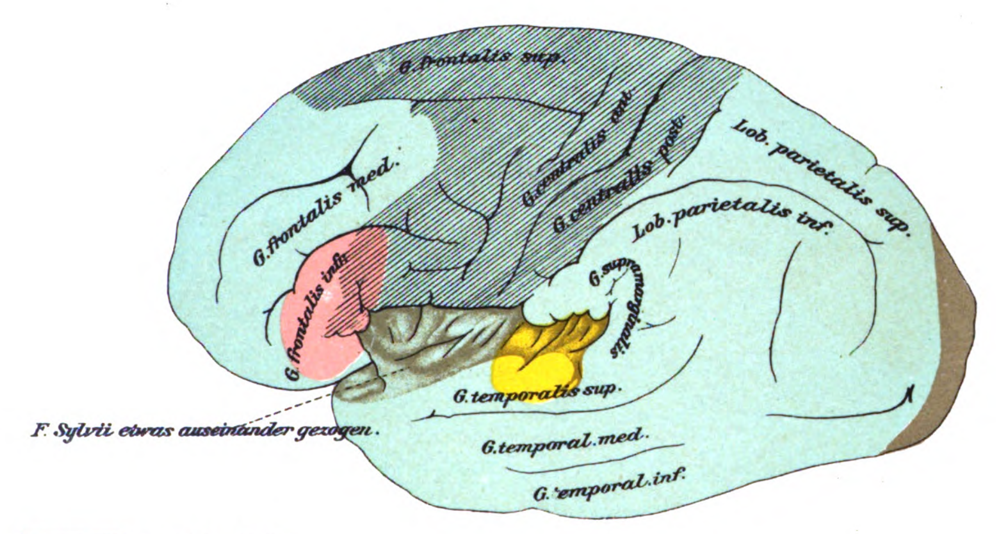
trachtungsweise aller Gehirnkrankheiten besitzt, ist es von grossem Interesse, ihre Lage mehr oder weniger scharf auch am lebenden Menschen feststellen zu können.

Man kann dies erreichen, wenn man die Gehirnoberfläche projicirt und auf dieser Projection die Schädelnähte genau nach der Natur entwirft. Das so erhaltene Bild lässt durch den gleichsam durchsichtigen Schädel den Verlauf ihrer Windungen genau im Verhältnis zur Lage der Schädelnähte erkennen. Und da die Schädelnähte am lebenden Menschen unter normalen Verhältnissen gut zu fühlen sind, so kann man sich unter Leitung so entworfener Tafeln auch am lebenden Menschen über die Lage seiner Seelenfelder und selbst seiner einzelnen Windungen einigermaassen gut unterrichten.[1])

---

[1]) Vergl. Adamkiewicz: Tafeln zur Orientirung an der Gehirnoberfläche des lebenden Menschen bei klinischen Vorlesungen und chirurgischen Operationen. Wien. W. Braumüller u. Sohn. 1883.

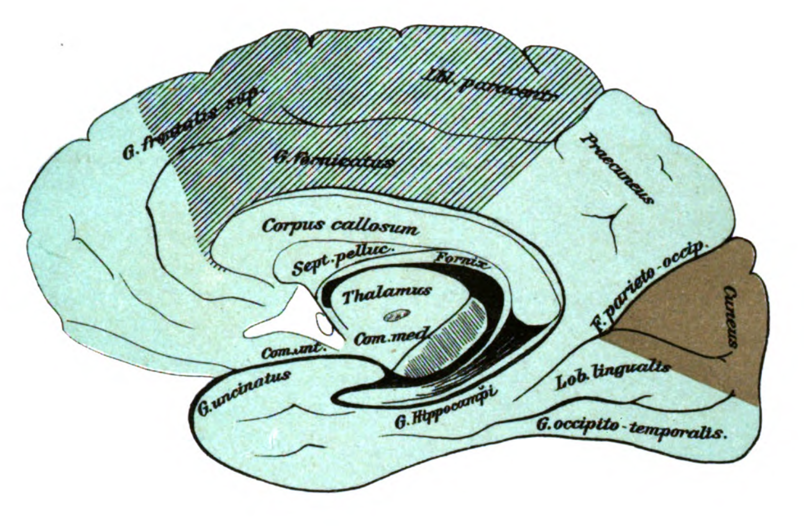
Fig. 1.





Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

Fig. 2.



Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XII.

WIRTHSCHAFT UND MODE.

EIN BEITRAG ZUR THEORIE DER MODERNEN BEDARFSGESTALTUNG.

VON

WERNER SOMBART.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

ZWÖLFTES HEFT:

WIRTHSCHAFT UND MODE.

EIN BEITRAG ZUR THEORIE

DER

MODERNEN BEDARFSGESTALTUNG.

VON

WERNER SOMBART.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

WIRTHSCHAFT UND MODE.

EIN BEITRAG ZUR THEORIE

DER

MODERNEN BEDARFSGESTALTUNG.

VON

WERNER SOMBART.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Vorbemerkung.

Das Werk [1]), dem die folgenden Blätter entnommen sind, hat es sich zur Aufgabe gestellt, ein Bild vom Werden und Wesen der gesammten wirthschaftlichen Kultur unserer Zeit zu geben. Dazu ist es selbstverständlich nothwendig, die Wandlungen in der Vorstellungs- und Empfindungswelt der Massen, soweit sie einen ursächlichen Zusammenhang mit dem Wirthschaftsleben haben, ebenfalls zur Darstellung zu bringen. Ganz besonders aber habe ich — im Gegensatz zu allen bisherigen Systemen der modernen Wirthschaft — mein Augenmerk gerichtet auf die Veränderungen, die die Bedarfsgestaltung der Menschen erfahren hat, weil ich der Meinung bin, dass in dem Verständniss für sie nicht nur der Schlüssel für das Verständniss der Veränderungen in der Produktionssphäre des Wirthschaftslebens liegt, sondern in ihr auch eines der wichtigsten und greifbarsten Symptome zu Tage tritt, in dem wir die Verschiebungen unseres gesammten Kulturinhalts zu erkennen vermögen: daher ihr allgemeines Interesse. Die folgenden Blätter enthalten nur einen Theil der Lehre von der Bedarfsrevolutionirung. Mögen sie in ihrer Vereinzelung vielleicht auch diesen oder jenen zu eigenem Denken anregen, so möchte ich sie doch nur gewerthet sehen in dem grossen systematischen Zusammenhang, in den sie gehören.

---

[1]) Der moderne Kapitalismus. 2 Bände. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot.

I.

Nicht jede Vermehrung des Bedarfs bedeutet eine Vereinheitlichung. Er könnte ja der Menge nach wachsen und sich der Art nach immer mannigfaltiger gestalten. Nicht jeder massenhafte Bedarf ist ein Massenbedarf in dem Sinne, wie er hier verstanden wird, d. h. ein Bedarf nach gleichförmigen Gütern. Nur ob in diesem Sinne im Verlauf der modernen Entwicklung ein Massenbedarf entsteht, haben wir hier zu untersuchen.

Und zwar nur, insoweit unabhängig von der Produktion die Bedarfsgestaltung sich uniformirt, interessirt es uns. Nicht dagegen sollen hier jene Fälle Berücksichtigung finden, wo der Producent in seinem Interesse den Käufern einheitliche Gebrauchsgüter aufdrängt. Wenn beispielsweise ein Parquetfabrikant den Geschmack in der Weise beeinflusst, dass er an Stelle kunstvoller Muster nun die sogenannten Kapuzinerböden einbürgert, Böden nämlich, die aus dachziegelartig schief nebeneinander gelegten, rechtwinkligen schmalen eichenen Brettchen bestehen. Diese Brettchen sind ein Artikel, der wie geschaffen für die Herstellung durch die Maschine ist: Alle haben gleiche Grösse, und da sie massiv sind, brauchen bei der Auswahl der Bretter keine grossen Anforderungen an die Qualität gestellt zu werden. Sondern uns interessirt nur die spontane Umformung des Bedarfs aus den Kreisen der Consumenten heraus.

Da könnte man nun daran denken, dass eine solche Vereinheitlichung allein schon im Gefolge der Bevölkerungszunahme und Reichthumsvermehrung aufträte. Und das ist gewiss auch häufig der Fall. Wenn mehr Leute als früher etwas bedürfen, ist es leicht möglich, dass nun auch mehr Menschen denselben Artikel verlangen. Das ist besonders deutlich beispielsweise bei allem Anstaltsbedarf: wenn ein Krankenhaus früher 20 und nun 200 Betten hat, so steigert sich der Bedarf an gleicher Waare um das Zehnfache. Und wenn, Dank der Zunahme der Wohlhabenheit, mehr Leute Gegenstände eines bestimmten Preises kaufen können, so mag sich ein Gebrauchsgut das ehedem nur in einzelnen Exemplaren abgesetzt wurde, nun leicht

zu einem „Massenartikel“ auswachsen. Hierher gehört alle sog. Demokratisirung alles sog. „Luxus“. Die berühmten seidenen Strümpfe bilden das Schulbeispiel. Einstmals — so erzählt schon Schopenhauer — war es ein Wahrzeichen einer Königin, wenn sie zwei Paar seidene Strümpfe besass. Heutzutage ist eine bessere Cocotte nicht mehr auf der Höhe ihrer betriebstechnisch nothwendigen Ausrüstung, wenn sie der seidenen Strümpfe entbehrt.

Ueber ein den seidenen Strümpfen entsprechendes Stück weiblichen Kleidung — den seidenen Jupon — schreibt der „Confectionär“ am 31. August 1899: „Man wird sich kaum der Uebertreibung schuldig machen, wenn man die reinseidenen Röcke aus Moiré- und Glacé-Taffet in die Reihe der Stapelgenres rangirt, so bedeutend ist die Nachfrage darin bei der Engros-Confection. Die luxuriösen Neigungen des Publikums lassen sich gerade bei den seidenen Jupons, wenn der Consum der Gegenwart mit dem vor wenigen Jahren nebeneinander gehalten wird, erkennen.“

Aber man würde sicher nicht von einer der modernen Zeit eigenen Tendenz zur Vereinheitlichung des Bedarfs sprechen dürfen, hätte es bei jenen selbstverständlichen Folgen der Bevölkerungszunahme und des Reicherwerdens sein Bewenden. Die durch sie geschaffene Vereinheitlichungstendenz würde ganz gewiss mehrfach durchkreuzt werden durch die im Verlauf der Culturentwicklung immer deutlicher hervortretende Neigung zur Differenzirung des Geschmacks. Es müssen also noch besondere Kräfte am Werk sein, wenn wir thatsächlich als ein Ergebniss der Entwicklung in der Gegenwart ohne Zweifel an einzelnen Stellen wenigstens eine Zusammenballung der Bedarfsnuancen zu uniformem Massenbedarf constatiren können. Eine solche Tendenz zur Vereinheitlichung des Bedarfs wird erzeugt:

1. Durch die Entstehung grosser Unternehmungen auf dem Gebiete der Güterproduction und des Güterabsatzes. Solche grossindustrielle oder grosscommerzielle Abnehmer stellen gegenüber einer früher vorhandenen Mehrzahl kleiner Producenten, kleiner Händler oder einzelner Familienwirthschaften natürlich eine einheitlicher gestaltete Nachfrage dar. Beispielsweise: wenn das „Einmachen“ von Früchten, Gemüsen etc. von der Hausfrau und den Einzelgärtnern auf grosse Conservenfabriken übergeht und dadurch ein uniformer Blechbüchsenbedarf entsteht. Oder wenn eine Schuhfabrik für viele Hunderttausend Mark Leder auf einmal kauft, wo früher Tausende von Einzelschustern das Leder halbhäuteweise bezogen hatten. Oder wenn die grossen Brauereien nun viele Fässer einer Façon brauchen, während ehedem jede Kleinbrauerei ihre eigene Böttcherwaare hatte. Oder wenn die grossen Etablissements der Textilindustrie, der Schuhwaarenfabrikation, der Confection ganze Berge von Versandcartons einer und der-

selben Grösse und Art nöthig haben. Oder wenn das Vordringen moderner Geschäftsprincipien eine einheitliche Buchführung und damit die Nachfrage nach uniformen Contobüchern erzeugt.

Hierher gehören aber auch Fälle der Bedarfsverschiebung, die nicht so deutlich sich als Vereinheitlichung früher individualisirten Bedarfs darstellen, es aber im Grunde doch auch sind. Wenn die Geschäfte sich zu vergrössern die Tendenz haben, brauchen sie auch grössere Betriebsstätten. Die Concentrationstendenz der industriellen und commerziellen Unternehmungen bedeutet in den meisten Fällen eine Tendenz zur Ausdehnung der Baulichkeiten. Grössere Bauten haben aber für sehr viele Artikel eine Vereinheitlichung des Bedarfs zur Folge: Steine, Thüren, Fenster, Beschläge, Fussböden, Treppen. Beleuchtungs- und Beheizungskörper, Tische, Stühle — alles wird in grösserer Anzahl einheitlicher Art bedurft, wenn es zur Ausstattung eines grossen Gebäudes, statt zur Herstellung vieler kleiner dienen soll.

Aber ich rechne hier auch her die dimensionale Vergrösserung. die in Folge jener Grossbetriebstendenz einzelne Gegenstände erfahren: das eiserne Gerüste einer Bahnhofshalle oder eines Ausstellungsgebäudes stellt selbst die Vereinheitlichung des Bedarfs an früher verschiedenen kleinen Gerüsten gleicher Zweckbestimmung dar. Und wenn grössere Kessel, grössere Maschinen bedurft werden, so wird man die Entwicklung unter demselben Gesichtspunkt betrachten dürfen. Oder liegt etwas anderes vor als eine Vereinheitlichung des Bedarfs, wenn an die Stelle von mehreren Dutzend Sensen — von denen jede einzelne individualisirte Art theoretisch wenigstens zulässt — eine Mähmaschine, an die Stelle von hundert Einzelpflügen ein Dampfpflug tritt u. s. f.

2. Der Schatten, der der grosscapitalistischen Unternehmung folgt. ist das Proletariat. Seine Entstehung bedeutet aber wiederum nichts anderes als eine neue Tendenz zur Bedarfsvereinheitlichung. Die grossen uniformen Massen von meist unvermögenden Käufern, deren ganze bisherige Geschichte eine Uniformirung von Denken und Wollen bedeutet, die noch längst keine Zeit haben, sich zu individuellem Empfinden heraufzuentwickeln, stellen ganz begreiflicherweise Abnehmer von Massenwaare namentlich schlechtester Qualität dar. Man muss diese nothwendige Aufeinanderfolge der einzelnen Productionszweige in ihrer Entwicklung zu capitalistischer Gestalt wohl beachten. Man muss begreifen, dass eine capitalistische Schuhmacherei, Schneiderei, Tischlerei u. s. w. erst möglich wurde, nachdem die alten handwerksmässigen Formen der Textil- und Eisenindustrie in der Mühle des Capitalismus bereits zerrieben waren, wie noch des Näheren auszuführen sein wird.

3. Zu gleicher Zeit mit der Ausdehnung der grosscapitalistischen Unternehmungen wächst der Bedarf der öffentlichen Körper, was

abermals in vielen Fällen eine Vereinheitlichungstendenz erzeugt. Ist es doch stets eine Concentrirung der Nachfrage auf wenige Stellen, wodurch die individuelle Geschmacksbethätigung, oder war es auch nur die Zufälligkeit der Einzelbedarfsdeckung, an Spielraum verlieren. In dem Masse wie Staats- und Communalthätigkeit sich ausdehnen, wird in Zukunft der Bedarf vieler Gegenstände einen einheitlichen Charakter erlangen. Man könnte hier von einer Bureaukratisirung des Consums reden. Ein interessantes Beispiel für einen fernerliegenden Causalzusammenhang gedachter Art ist Folgendes: in der Schweiz sind bekanntlich die Lehrmittel in den Schulen verstaatlicht. Das hat zu einer solchen Uniformirung dieser Gegenstände geführt, dass nur noch Grossgeschäfte als Concurrenten bei der Lieferung in Frage kommen [1]).

4. Wie aber die grosscapitalistische Unternehmung nicht an Ausdehnung zunehmen kann, ohne die Lohnarbeiterschaft zu vermehren, so kann die Thätigkeit öffentlicher Körper nicht gesteigert werden, ohne dass das Heer der Beamtenschaft einen Zuwachs erhielte. Abermals ein Moment, das den Bedarf zu vereinheitlichen die Tendenz erzeugt. Denn mit dem Bureaukraten sowohl als dem in staatlichem oder städtischem Dienst stehenden Arbeiter wird eine Bevölkerungsschicht erzeugt, deren inneres und äusseres Wesen zunächst eine Uniformirung erfährt. Es zeigt sich das in der Gestaltung ihres Amtsbedarfs nicht minder als in der ihres Privatbedarfs: die einheitliche Kleidung ist für jene der besonders markante Ausdruck. Aber es wird im Allgemeinen nicht zweifelhaft sein, dass hundert Rathsdiener oder hundert Postsecretäre oder hundert Eisenbahnschaffner einen einförmigeren Privatbedarf haben werden als hundert Schuster, Schneider oder selbst Bauern. Die Schablonisirung ihres Gehirns wird viel weiter vorgeschritten sein dank dem völlig gleichen Milieu, in dem sie ihre Thätigkeit ausüben und damit die Vereinheitlichung ihres Geschmacks und Werthurtheils; aber auch ihre Einkommen sind durch die etatsmässige Zuweisung ganz gleicher Portionen viel mehr ausgeglichen, als es je die Einkommen nicht beamteter Personen, welchen Charakters auch immer, sein können.

Ist in den bisher besprochenen Fällen die Vereinheitlichung des Bedarfs durch das Auftreten neuer eigenartiger Abnehmerkreise hervorgerufen, so ist dasjenige, was man

5. die Collectivirung des Consums nennen kann, eine Erscheinung, die bei allen Consumentenschichten wenigstens im Gebiete der modernen Civilisation, in den Grossstädten, gleichmässig sich beobachten lässt. Darunter sind alle diejenigen Fälle zu verstehen, in

[1]) Vergl. Fachberichte aus dem Gebiete der schweizerischen Gewerbe (1896) S. 210.

denen ein früher individuell oder familienweise befriedigter Bedarf nun für eine grössere Anzahl von Personen einheitlich gedeckt wird. Diese Entwicklung, wie man es auch bezeichnen kann, zur Socialisirung unseres Daseins vollzieht sich, wie Jeder weiss, an tausend und aber tausend Stellen zugleich: hier als ein Ergebniss der grossstädtischen Siedlungsweise überhaupt, wie in der Entstehung der Miethskasernen, der Vergnügungslokale, dort als besondere Folge fortgeschrittener Technik in der communalen Wasser-, Gas- und Electricitätsversorgung: häufig aber insbesondere als Begleiterscheinung der im Gefolge der grossstädtischen Entwicklung nothwendig sich vollziehenden Auflösung der früheren Privatfamilienwirthschaft. Sei es, dass weniger Familienwirthschaften überhaupt begründet werden: Zunahme des Ledigbleibens, Liebesverhältnisse oder sogar Ehen ohne das Fundamentum eines sog. häuslichen Herdes: sei es, dass die Familienwirthschaften immer mehr sich von der Last der Güterverarbeitung, Ausbesserung etc. zu befreien streben, bezw. zu befreien in der Lage sind.

Der Schwerpunkt der Bedarfsbefriedigung, mehr und mehr auch der des Nahrungsbedarfs, wird aus den Küchen und Stuben der Einzelhaushalte in die Speisehäuser und Café's verlegt[1]), was aber noch im Hause consumirt wird, kommt schon in fast völlig gebrauchsfertigem Zustand in die Familienwirthschaft.

Alles dies wirkt wie ersichtlich in gleicher Richtung auf die Gestaltung des Bedarfs ein, indem sie ihn vereinheitlicht. Denn so sehr auch meinetwegen die Speisekarte eines Restaurants oder einer Genossenschaftsküche reichhaltiger ist, als das Menu eines Einzelhaushalts: sie ist sicher nicht so buntscheckig wie die Gesammtheit der Menus in all den Familien sein würde, deren Glieder an einem Abend im Restaurant essen. Und selbst, wenn sie es wäre, so würde doch der Grossbedarf an den einzelnen Bestandtheilen der Nahrung: Brot, Fleisch, Kartoffeln, Geflügel, Gemüse etc. den Bezug viel grösserer Quantitäten einer und derselben Waare ermöglichen.

Was aber vielleicht bedeutsamer für die Vereinheitlichung des Bedarfs als alle vorhergehenden Entwicklungsmomente ist, ist eine innere Wandlung des Geschmacks, ist die bekannte Erscheinung der

6. Uniformirung des Geschmacks, wie sie sich im Gefolge der Ausbreitung grossstädtischen Wesens mit dem zunehmenden Com-

[1]) Dass diese Entwicklung erst in den Anfängen sich befindet, kann für den aufmerksamen Beobachter nicht zweifelhaft sein. Eine ganz gewaltige Förderung wird sie erfahren in dem Maasse, wie die genossenschaftliche Wirthschaftsführung an Ausdehnung gewinnen wird. Neuerdings hat diese Idee eine ebenso geistreiche, wie energische und besonnene Vorkämpferin in Frau Lily Braun gefunden. Siehe deren Schrift. Hauswirthschaft und Sozialdemokratie. 1901.

mercium in den modernen Staaten einzustellen pflegt. Ehedem entwickelt jede Landschaft ihren Geschmack und jeder Kleinstädter ist stolz auf seiner Väter Sitten; der Bürger trägt sich anders als der Bauer und dieser anders als der Edelmann. Die Auflösung alles ständischen und landschaftlichen Wesens durch die moderne capitalistische Entwicklung führt auch zu einer Nivellirung alles Geschmacks: von den grossen Centren des socialen Lebens, den Städten, aus werden jetzt Kleidung und Wohnungseinrichtung, wie jeder andere Güterbedarf in ihrer Eigenart für das ganze Land geregelt. Dass hier wiederum das Interesse der Grossproducenten nachgeholfen hat, ist gewiss. Aber im grossen Ganzen ist doch diese Vereinheitlichung des Geschmacks eine nothwendige Folge der ökonomischen Gesammtentwicklung [1]).

II.

Wichtig ist es aber, zu beachten, wie das grossstädtische Wesen den Bedarf selbst in seiner Art von Grund aus neu gestaltet. Ich nenne den Process, der sich hier vollzieht, die Urbanisirung des Bedarfs oder, wenn man will, Consums. Die Anforderungen an unsere Gebrauchsgüter werden andere und in dem Masse, wie sich der Gebrauchszweck umgestaltet, wandelt sich auch das Werthurtheil über nützlich und schön. Jedermann verbindet mit dem Ausdruck bäuerischer und städtischer oder gebildeter Geschmack eine ganz bestimmte Vorstellung. Will man den Unterschied in einem Worte zusammenfassen, so kann man vielleicht sagen, dass der Sinn für das Derbe, Solide, Dauerhafte geringer wird und an seine Stelle die Lust am Gefälligen, Leichten, Graziösen, am Chic tritt. Die Bauerndirne im schweren Faltenrock, den derben Rindslederschuhen, den bunten, dicken Wollstrümpfen, dem Mieder aus steifem Filz, dem groben Leinenhemd und dem plumpen Kopfschmuck, vielleicht gar mit Metallplatten, wie man es in Holland sieht, auf den festgeflochtenen Zöpfen, und dazu im Gegensatz die grossstädtische Confectioneuse in der hellen Battistblouse mit dem gelben Ledergürtel, den leichten Niederschuhen und den durchbrochenen Strümpfen, dem bunten Battisthemdchen und dem Matrosenhütchen auf dem Kopf mit der lose geschlungenen Haartocke — sie drücken frappant die Extreme der beiden Bedarfs- und Geschmacksrichtungen aus, zwischen denen sich die Entwicklung bewegt hat. Wie es vor Allem der Wechsel des Gebrauchszwecks ist, der hier geschmackwandelnd gewirkt hat, dafür bietet die Geschichte des Schuh-

[1]) Eine anschauliche Schilderung der Umbildung des Geschmacks in Bezug auf die Kleidung in einem kleinen westpreussischen Städtchen (Löbau) findet man in U. IV. 195 f. 201. Die Mitwirkung der „Mode" bei diesem Unificirungsprocess wird unten S. 1701 und öfters gewürdigt.

werks ein lehrreiches Beispiel. Eine Bevölkerung, die auf dem Lande, und auch noch eine, die in schlechtgepflasterten Kleinstädten lebt, braucht vor allem dauerhaftes und wasserdichtes Schuhwerk. Der Schaftstiefel alten Stils, wie er sich noch heute auch in Grossstädten bei alten Professoren und Rechnungsräthen findet, dankt seine Entstehung einer Zeit und einer Strassenverfassung, als es noch gelegentlich angebracht war, die Beinkleider in den Stiefelschaft zu stecken, um dem Schmutze und der Feuchtigkeit ein Paroli zu bieten. Als man noch häufig zu Pferde stieg, um über Land zu reiten, waren die hohen Reiterstiefel die für Herren gegebene Fussbekleidung. Heute haben sich derartige schwerfällige Kleidungsstücke mit der „Wildschur“ und den Ohrenwärmern auf wenige unwirthliche Gebiete Ostelbiens zurückgezogen. Die stets saubere, wohlgepflasterte Stadt mit den plattenbelegten Bürgersteigen, das Reisen in der geheizten Eisenbahn, die Erfindung des Gummischuhes u. s. w. haben den Bedarf nach dauerhafter und wasserdichter Fussbegleitung eingeschränkt und statt dessen das Verlangen nach leichter, eleganter, wenn auch nicht so solider Schuhwaare rege werden lassen. Der alte Schaftstiefel, die „Röhre“, stirbt aus, von Gesichtspunkten der Hygiene, des Chics, der Bequemlichkeit aus erscheinen der Niederschuh, der leichte Knopf-, Schnür-, Zugstiefel als das zweckmässigere Kleidungsstück und ihre Herrschaftssphäre dehnt sich aus. Ebenso wie der ganz leichte Gesellschaftsschuh aus Lack oder Chevreau oder Atlas dank der schützenden Hülle der „Boots“ sich ein immer weiteres Absatzgebiet erobert: er, den ehedem nur die Damen in der Sänfte oder die Herrschaften im eigenen Gefährt riskiren konnten.

Aber was mir den grossstädtischen Bedarf vor allem zu charakterisiren scheint im Gegensatz zu dem ländlich-kleinstädtischen, ist seine viel grössere Unstetigkeit und Wandlungsfähigkeit. Damit kommen wir zu einer Veränderungstendenz in der modernen Bedarfsgestaltung, die allgemeineren Charakter trägt und vielfach auf Ursachen zurückzuführen ist, die nicht durch Vermittlung der Herausbildung städtischen Wesens, sondern directer wirksam sind. Wir werden deshalb eine gesonderte Betrachtung zu widmen haben der dritten grossen Umgestaltungstendenz im modernen Bedarf an gewerblichen Gütern, nämlich jener Entwicklungsreihe, die ich unter der Bezeichnung „Mobilisirung des Consums (und Bedarfs)“ zusammenzufassen für zweckdienlich halte.

III.

Es ist eine allbekannte Thatsache, deren Beobachtung sich jedermann aufdrängt, dass in unserer Zeit die meisten Güter kürzere Verbrauchsperioden haben als ehedem. Der Urväter Hausrath spielt heut zu

Tage nur noch eine geringe Rolle. Der junge Hausstand betritt mit völlig neuer Ausstattung den Plan, und während unsere Eltern noch Möbel, Betten, Wäsche, Bestecke und alles Geräth während ihrer Ehe — und mochten sie auch die goldene Hochzeitsfeier erleben — nur ausnahmsweise erneuten, ist es heute Regel, dafs auch in besseren Häusern schon nach zehn, zwölf Jahren der Erneuerungsturnus beginnt. Wir selbst trugen noch die zurechtgemachten Kleider der Eltern und Geschwister und der berühmte „Bratenrock“ des Mannes, das Hochzeitskleid der Frau, spielten zumal in den unteren Klassen eine grosse Rolle: sie hielten ein Leben aus und schleppten von Geschlecht sich zu Geschlechte wie eine ewige Krankheit fort. Der Handel mit gebrauchten Sachen, die Auffrischung alter Gegenstände waren in früherer Zeit, noch um die Mitte des XIX. Jahrhunderts, blühende Erwerbszweige. Bildeten doch die Altwaarenhändler in den meisten Städten eigene Zünfte. Und welches schwunghafte Geschäft muss es dereinst gewesen sein, dieser Handel mit gebrauchten Sachen, wenn wir sehen, wie im 16. Jahrhundert die Notabeln von Frankreich Beschwerde führen über die gefährliche Concurrenz, die die Schiffsladungen mit alten Hüten, Stiefeln, Schuhen etc., die von England herüberkamen, den ansässigen Gewerbetreibenden bereiteten! [1])

Jetzt spielt der Altwaarenhändler nur noch eine untergeordnete Rolle. In den Trödlerläden hängen jetzt die Reihen neuer Anzüge und Mäntel, wie sie aus der Werkstatt des Sweaters kommen, stehen neben altem Plunder immer mehr neue Tische und Spiegel aus gestrichenem Tannenholz.

Ueberall rascher Wechsel der Gebrauchsgegenstände, der Möbel, der Kleider, der Schmucksachen. Man ist heute schon ein conservativer Mann, wenn man seine Stiefel zweimal besohlen lässt, und über die Braut wird wohl gespöttelt, die noch wie ehedem die Hemden und Tischtücher von starkem Leinen dutzendweise in ihrem Wäscheschranke aufstapelt.

Was ist nun die Ursache dieser Wandelbarkeit, dieser Wechselfreudigkeit und Wechselhaftigkeit? Was ist es, das jene „Mobilisirung des Bedarfs“ bewirkt hat?

Der oberflächliche Beobachter ist rasch mit der Antwort zur Hand. Er will den Grund für jene Aenderung der Consumtionsgewohnheiten ausschliesslich in der neuen Technik der Güterherstellung erblicken. „Die Sachen halten nicht mehr so gut wie früher“, „bei den billigen

[1]) Beschwerde der Notabelnversammlung im Jahre 1597, dass die Engländer „remplissent le royaume de leurs vieux chapeaux, bottes et savates qu'ils font porter à pleins vaisseaux en Picardie et en Normandie.“ G. D'Avenel, Le mécanisme de la vie moderne, 1896, p. 32.

Preisen lohnt es sich gar nicht, lange an einem Gegenstande herumzuflicken: man wirft ihn weg, wenn er schadhaft ist und kauft einen neuen". Bei näherem Hinsehen entpuppt sich dieser Erklärungsversuch als nichtssagende Phrase: dass die Sachen heute weniger haltbar sind, für die man die entsprechenden Preise der früheren Zeit bezahlt, ist im Allgemeinen sicher nicht richtig: warum man aber wechselt, wenn man dank der Preisermässigung wechseln kann, bedarf offenbar erst der weiteren Begründung.

Eine solche mag man in den vielfach veränderten Lebensbedingungen erblicken, unter denen namentlich die Städter heut zu Tage leben. Von grossem Einfluss auf die Art der Bedarfsgestaltung ist hier offenbar die Verallgemeinerung der Miethswohnung gewesen. Sie hat das moderne Nomadenthum geschaffen und mit ihm die Abnahme der Lust am Dauernden, Festen, Soliden in der Wohnungseinrichtung. Schon dass diese fast nur noch aus „Mobilien" besteht — jetzt schon bis auf die Oefen (Dauerbrandöfen!) — während doch ehedem die Sitze in den Fensternischen, die Ofenbank, ja selbst das Bett und mancher andere Hausrath mit dem Hause verwachsen war, hat eine Tendenz erzeugt, die Gegenstände leichter, weniger für die Ewigkeit berechnet zu machen. Und gar erst die Mobilisirung der Menschen selbst: dieses ewige Herumziehen von Ort zu Ort, von Strasse zu Strasse in derselben Stadt: muss es nicht den Wunsch nach leicht transportabeln Möbeln und Gütern nahelegen? Man hält es kaum für möglich, wenn man liest, welchen Grad von Unstetigkeit die Bevölkerung heute erreicht hat. In einer Stadt wie Breslau von 400000 Einwohnern betrug (1899) die Zahl der umgezogenen Personen 194602, während innerhalb Hamburgs in demselben Jahre gar 212783 Parteien (!) ihr Domizil wechselten. Es wurden (1899) gemeldet (NB. ausschliesslich der Reisenden)[1])

in	Zugezogene	Abgezogene
Berlin	235611	178654
Breslau . . .	60283	54231
Hamburg . . .	108281	86245

Aber viel wichtiger ist doch der Umstand, dass mit der Veränderung der Technik und der äusseren Lebensbedingungen, was wir schon an verschiedenen Stellen zu constatiren Gelegenheit hatten, auch ein neues Geschlecht von Menschen herangewachsen ist. Menschen, die die Rastlosigkeit und Unstetigkeit ihres inneren Wesens auch in der äusseren Gestaltung ihres Daseins zum Ausdruck zu bringen trachten. Wir wollen den Wechsel unserer Gebrauchsgegenstände. Es macht

[1]) Jahrbuch deutscher Städte 9. 253.

uns nervös, wenn wir ewig ein und dasselbe Kleidungsstück an uns oder unserer Umgebung sehen sollen. Ein Abwechselungsbedürfniss beherrscht die Menschen, das oft geradezu zur Rohheit in der Behandlung alter Gebrauchsgegenstände ausartet. Ein Ehepaar richtet sein Haus kaltlächelnd zur silbernen Hochzeit von oben bis unten neu ein, als ob die fünfundzwanzig Jahre gemeinsamer Nutzung nicht tausend Fäden zwischen den Bewohnern und ihren Möbeln gesponnen hätten, die zu zerreissen empfindsamen Naturen als eine Barbarei erscheint. Aber das heranwachsende Geschlecht weiss nichts von der „Rührseligkeit“ und „Gefühlsduselei“ der früheren Zeit. Es ist härter geworden und damit sind auch die Beziehungen des Menschen zu den Gegenständen seines täglichen Gebrauchs jenes oft so gemüthvollen und romantischen Zaubers entkleidet, der in die Zimmer unserer Eltern trotz aller ästhetischen Versündigungen doch jene Wärme hineintrug, die heute den glänzenden Salons der Enkel — ach wie häufig! — fehlt.

Nun ist aber endlich zu einem beträchtlichen Theil der ewige Wechsel, den wir mit unseren Gebrauchsgegenständen vornehmen, gar nicht einmal Ausfluss einer freien Entschliessung. In ausserordentlich vielen Fällen untersteht der Einzelne dem Zwange, den die Sitte, den seine Gruppe auf ihn ausübt. Er wechselt, weil er wechseln muss. Der Wechsel ist aus einer individuellen eine sociale Thatsache geworden, und damit gewinnt er erst jene weittragende Bedeutung, die ihm heute innewohnt. Der Leser sieht, bis zu welchem Punkte die Untersuchung gefördert ist: wir stehen vor dem Problem des Modewechsels, und das Thema, dessen Lösung uns obliegt, erheischt eine Erklärung dieses Phänomens: eine Theorie der Mode.

Es ist schon manches kluge Wort über die Mode gesprochen und geschrieben worden. Von gelehrten Kulturhistorikern [1], von tiefgründigen Psychologen [2], von geistvollen Aesthetikern [3]. Nur wie wir das so gewohnt sind, wenn wir nach den Nationalökonomen fragen, die unsern Gegenstand etwa behandelt haben, so finden wir nur geringe Spuren ernsthafter Untersuchungen; meist nur Wiederholungen dessen, was Nichtfachmänner darüber geschrieben haben.

Durch alle Compendien und Lehrbücher schleppt sich der mässig gute Witz von Storch, der die Mode als „Meinungsconsumtion“ be-

---

[1] Vergl. die Werke, die die Geschichte der Mode und Trachten behandeln: Falke, Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. 1858. Weiss, Kostümkunde. J. Lessing, Der Modeteufel, und viele andere. Eine kurzweilige, populär geschriebene Geschichte der (Kleider-) Mode enthält die Schrift von Rud. Schulze, Die Modenarrheiten. 1868.

[2] Vergl. z. B. G. Simmel, Zur Psychologie der Mode in der „Zeit“, 12. Okt. 1895.

[3] Friedrich Theodor Vischer hat eine seiner amüsantesten Schriften unserem Thema gewidmet: Mode und Cynismus, zuerst 1878. 3. Auflage. 1888.

zeichnet hat. Darüber hinaus ist man bis heute, soviel ich sehe, nicht gekommen. Man zankt sich höchstens gelegentlich einmal darüber herum, ob bezw. bis zu welchem Grade die „Mode“ unter ethischem Gesichtspunkte verdammenswerth sei und damit basta.

Demgegenüber sind etwa Folgendes die hauptsächlichsten Momente, auf welche eine ökonomische Theorie der Mode Obacht zu geben hätte. Sie würde zunächst zu fragen haben, worin die Bedeutung der Mode für das Wirthschaftsleben zu suchen ist, und würde sie alsbald finden in dem Einfluss, den sie auf die Bedarfsgestaltung ausübt. Ueber den Begriff der Mode wird man sich nicht lange zu streiten brauchen. Man kann die Definition Vischer's: „Mode ist ein Allgemeinbegriff für einen Complex zeitweise gültiger Culturformen“ ohne grosse Bedenken annehmen, wenn man den einzelnen Bestandtheilen der Begriffsbestimmung nur den richtigen Sinn unterlegt. Für das Wirthschaftsleben sind es zwei nothwendige Begleiterscheinungen jeder Mode, die vornehmlich in Betracht zu ziehen sind:

1. die durch sie erzeugte Wechselhaftigkeit, aber ebenso, was häufig übersehen wird,

2. die von ihr bewirkte Vereinheitlichung der Bedarfsgestaltung. Denken wir uns eine Bedarfsgestaltung, die von der Mode unabhängig ist, so würde die Nutzungsdauer für den einzelnen Gebrauchsgegenstand vermuthlich länger, die Mannigfaltigkeit der einzelnen Gebrauchsgüter wahrscheinlich erheblich grösser sein. Jede Mode zwingt immer eine grosse Anzahl von Personen, ihren Bedarf zu unificiren, ebenso wie sie sie nöthigt, ihn früher zu ändern, als es der einzelne Consument, wäre er unabhängig, für erforderlich halten würde. Beides: Vereinheitlichung und Wechsel sind relative Begriffe. Wann insbesondere letzterer beispielsweise die „Tracht“ zur „Mode“ werden lässt, ist schwer durch eine Zeitangabe zu bestimmen. Man wird sagen dürfen, dass jede Geschmacksänderung, die zu einer Umgestaltung des Bedarfs während der Lebensdauer einer Generation führt, „Mode“ sei. Aber auf derartige begriffliche Unterscheidungen kommt es viel weniger an als auf die vergleichende Betrachtung der Art und Weise, wie die verschiedenen Zeiten ihre Bedarfsgestaltung Veränderungen unterworfen haben. Dies führt uns dazu, zu fragen: ob denn wirklich erst die Gegenwart es sei, die die „Mode“ in die Geschichte eingeführt habe, und mit welchem Rechte wir hier, wo es sich darum handelt, die Herausbildung des modernen Wirthschaftslebens zu schildern, die „Mode“ als einen Bestandtheil der Neuerungen bezeichnet haben.

Unzweifelhaft ist die „Mode“ keine dem 19. Jahrhundert eigene Erscheinung; wir werden ihre Entstehung, wenn sich von einer solchen überhaupt reden lässt, sicher in eine viel frühere Zeit verlegen müssen. Zwar möchte ich nicht so weit wie Julius Lessing gehen,

der den „Modeteufel" in allen Jahrhunderten gleichmässig am Werke sieht: denn das Schelten auf neu eingeführte Kleidertrachten, wie wir es in der moralisirenden Literatur seit den Kirchenvätern finden, lässt doch nicht ohne weiteres auf die Existenz einer „Mode" im modernen Sinne schliessen. Dagegen begegnen wir unzweifelhaft der echten Mode in den italienischen Städten schon des 15. Jahrhunderts [1]) und während des 16. und 17. scheint auch im Norden die „Modenarrheit" erheblich an Ausdehnung gewonnen zu haben. [2]) In Venedig und Florenz gab es zur Zeit der Renaissance für die Männer vorgeschriebene Trachten und für die Frauen Luxusgesetze. Wo die Trachten frei waren, wie z. B. in Neapel, da constatiren die Moralisten, sogar nicht ohne Schmerz, dass kein Unterschied mehr zwischen Adel und Bürger zu bemerken sei. Ausserdem beklagen sie den bereits äusserst raschen Wechsel der Moden und die thörichte Verehrung alles dessen, was aus Frankreich kommt, während es doch oft ursprünglich italienische Moden seien, die man nur von den Franzosen zurückerhalte (Burckhardt).

Und die für die Machthaber köstliche Zeit des ancien regime, das Jahrhundert der Watteau, Boucher, Fragonard, Greuze können wir uns gar nicht anders als unter dem launischen Scepter der Modegöttin stehend vorstellen. Wenn Mercier an einer Stelle ausruft [3]): „il est plus difficile à Paris, de fixer l'admiration publique que de la faire naitre; on brise impitoyablement l'idole qu'on encensait la veille et dès qu'on s'aperçoit qu'un homme ou qu'un parti veut dogmatiser, on rit: et voilà soudain l'homme culbuté et le parti dissous", so hätte er diese Worte seinem ganzen Werke als Motto vorsetzen können, denn sie kennzeichnen die Wesenheit Alles dessen, was er uns von dem alten Paris erzählt.

Und trotzdem ist man versucht zu behaupten, dass das innerste Wesen der Mode sich erst in dem verflossenen Jahrhundert, ja erst seit einem Menschenalter voll entfaltet habe, dass jedenfalls erst in der letzten Zeit die Eigenarten der Mode sich bis zu einem Grade ausgeprägt haben, der sie befähigte, jenen bestimmenden Einfluss auf die Gestaltung des Wirthschaftslebens auszuüben, der allein uns an dieser Stelle das Interesse für die Mode einzuflössen vermag. Was aber die moderne Mode vornehmlich charakterisirt und was die Mode früherer Zeiten entweder gar nicht oder doch nur in einer unendlich viel geringeren Intensität besass, ist folgendes:

[1]) Vergl. J. Burckhardt, Cultur der Renaissance, 3. Aufl., 2 (1878), 111 ff.

[2]) Die Literatur beschäftigt sich immer häufiger mit der „Modenarrheit": vergl. z. B. Ludw. Hartmann, Der à la mode-Teufel, 1675 (von Lessing citirt); oder die Stellen bei Horneck, Oesterreich über Alles, wenn es nur will (1684) S. 18.

[3]) Mercier, Tableau de Paris 2 (1783), 75.

1. die unübersehbare Fülle von Gebrauchsgegenständen. auf die sie sich erstreckt. Diese Mannigfaltigkeit wird erzeugt einmal durch die reichere Ausgestaltung der Güterwelt überhaupt. Was beispielsweise heut zu Tage zur Vollendung der weiblichen Toilette, was zum Bedarf eines Löwen des Salons gehört, grenzt an das Fabelhafte. Und je unnützer der Gegenstand, desto mehr der Mode unterworfen. Was das Gigerl, wenn es in feldmarschmässiger Ausrüstung sich befindet, allein an „Gebrauchsgegenständen" ausser der completen Kleidung auf dem Leibe tragen muss, füllt zusammengelegt ein kleines Köfferchen an. Die Mannigfaltigkeit der „Modeartikel" wird aber des weiteren auch dadurch gesteigert, dass immer neue Kategorien von Gebrauchsgütern in den Bereich der Mode gezogen werden. So sind erst in neuerer Zeit recht eigentlich der Mode unterworfen nur von Bekleidungsgegenständen: Wäsche, Cravatten, Hüte, namentlich Strohhüte, Stiefel. Regenschirme u. A.;

2. ist es die absolute Allgemeinheit der Mode, die erst in unserer Zeit sich eingestellt hat. Während in der Renaissancezeit. trotz des beginnenden Einflusses Frankreichs, die Verschiedenheit der Mode selbst in den einzelnen Städten Italiens noch fortdauerte[1]) und doch immerhin auch im grossen Ganzen bis in's 19. Jahrhundert hinein, die Gleichförmigkeit der Bedarfsgestaltung auf je einen Stand, auf eine bestimmte sociale Klasse beschränkt blieb, ist es die Wesenheit unserer Zeit, dass mit der Ausdehnungsintensität gasförmiger Körper sich jede Mode binnen kürzester Zeit über den Bereich der gesammten modernen Culturwelt verbreitet. Die Egalisirungstendenz ist heute durchaus eine allgemeine und wird durch keine räumliche und keine ständige Schranke mehr aufgehalten. Endlich ist

3. das rasende Tempo des Modewechsels ein ebenfalls der Mode unserer Zeit charakteristisches Merkmal. Was wir aus vergangenen Jahrhunderten von dem Modewechsel erfahren, ist doch immer nur eine höchstens nach Jahren rechnende Verschiebung der Bedarfsgestaltung. Heute ist es kein seltener Fall mehr, dass beispielsweise eine Damenkleidermode in einer und derselben Saison vier- bis fünfmal wechselt. Und wenn wir bei irgendeiner „Mode" eine Lebensdauer von mehreren Jahren nachweisen zu können glauben, so setzt uns das höchlichst in Erstaunen und wir sprechen schon davon, wenn es sich um eine Kleidermode handelt, dass die betreffende Eigenart anfange, einen Bestandtheil unserer „Tracht" zu bilden: wie beispielsweise der Frack der Herren. Aber auch in diesem Falle betrifft die Dauer doch immer nur einen Typus als Ganzes betrachtet: an den Einzelheiten bosselt und nestelt die Mode gleichwohl immer weiter herum. Wer möchte beispielsweise

[1]) J. Burckhardt, a. a. O. S. 113.

den zwei- oder dreijährigen Frack nicht an der Unterschiedlichkeit in Schnitt und Stoff vom modischen Frack jederzeit zu erkennen sich anheischig machen?

„Wie ein unartiges Kind, das keine Ruhe giebt, so treibt es die Mode, sie thut's nicht anders, sie muss zupfen, rücken, umschieben, strecken, kürzen, einstrupfen, nesteln, krabbeln, zausen, strudeln, blähen, quirlen, schwänzeln, wedeln, kräuseln, aufbauschen, kurz, sie ist ganz des Teufels, jeder Zoll ein Affe, aber just auch darin wieder steif und tyrannisch, phantasielos, gleichmacherisch, wie nur irgend eine gefrorene Oberhofmeisterin spanischer Observanz; sie schreibt mit eisiger Ruhe die absolute Unruhe vor, sie ist wilde Hummel und mürrische Tante, ausgelassener Backfischrudel und Institutsvorsteherin, Pedantin und Arlekina in einem Athem.“ [1])

Was ist es nun aber, das alle diese der Mode eigenthümlichen Züge gerade in unserer Zeit, die sich selbst mit Vorliebe das Prädikat der aufgeklärten beilegt, so scharf herausgearbeitet hat? Diese Frage ist naturgemäss schon oft aufgeworfen und ebenso oft beantwortet worden, aber ich muss gestehen, dass keiner der Erklärungsversuche mich voll befriedigt. Ich meine nicht jene Deutungen des Wesens der Mode überhaupt. Hier sind die Untersuchungen Simmel's und Vischer's derart, dass ihnen kaum etwas Neues hinzugefügt werden könnte. In dem Grundgedanken dieser beiden Schriftsteller, dass die Mode „eine besondere unter jenen Lebensformen darstellt, durch die man ein Compromiss zwischen der Tendenz nach socialer Egalisirung und der nach individuellen Unterscheidungsreizen herzustellen sucht“ (Simmel), ist sicher die psychologische Eigenart modemässigen Verhaltens richtig zum Ausdruck gebracht, sondern ich meine jene Theorien, die die intensive Entfaltung der Modehaftigkeit in unserer Zeit, die Durchtränkung des gesammten socialen Lebens der Gegenwart mit Mode, die insbesondere die oben namhaft gemachten Specifica der modernen Mode zu erklären sich anheischig machen. Sie tragen alle ein ausgesprochen doctrinärgekünsteltes Gepräge: wenn Vischer beispielsweise die stark ausgeprägte Modehaftigkeit der Gegenwart als eine Frucht der scharfen Zuspitzung der Reflexion ansieht, zu welcher die Gedankenströmungen des 18. Jahrhunderts das Bewusstsein gewetzt und geschliffen haben. Man merkt ihnen auf den ersten Blick an, dass ihre Verfasser keine rechte Vorstellung haben von der Art und Weise, wie denn „die Mode“ heutigen Tags entsteht, also auch nicht von den treibenden Kräften, die bei ihrer Bildung hauptsächlich thätig sind. Mir scheint aber, als ob eine genaue Kenntnis dieser Vorgänge uns allein in Stand setzt, den unserer Zeit eigenthümlichen Verumstandungen

[1]) Vischer, a. a. O. S. 52.

bei der Bildung der Mode auf die Spur zu kommen und also auch allein die Mittel an die Hand giebt, die aufgeworfene Frage sachgemäss zu beantworten.

Um die ausserordentlich complicirten Zusammenhänge, um die es sich bei der Entstehung der Mode handelt, möglichst deutlich zur Anschauung zu bringen, greife ich eine bestimmte Geschäftsbranche, in der die Mode ja eine hervorragende Rolle spielt, heraus: die Damenkleidung, und werde zunächst einfach erzählen, wie in ihr die Entwickelung der Mode sich zu vollziehen pflegt.[1])

Nehmen wir zum Ausgangspunkt ein Breslauer Damenmäntel-Confectionshaus und treten wir in seine Geschäftsräume etwa in der Pfingstwoche 1900 ein. So sehen wir die Detailverkaufsräume naturgemäss angefüllt mit Jackets und Mänteln, die im Frühjahr und Sommer 1900 bedurft werden und deren Schicksal uns hier nicht interessiren soll; wir finden dagegen die grossen Engrosverkaufshallen voller Kleidungsstücke, die im Winter 1900/1901 getragen zu werden bestimmt sind. Es sind einstweilen nur „Collectionen", „Musterungen", nach denen die zureisenden Händler der Provinz ihre Bestellungen machen, dieselben Collectionen, mit denen in der Woche nach Pfingsten der Schwarm der Reisenden auf der Suche nach Kunden ausserhalb Breslaus auszieht. Diese Mäntel und Jacken tragen eine Mode: die Mode des kommenden Winters. Wie ist sie entstanden? Zunächst sagen wir einmal auf dem Wege der Inzucht: Zeichner unseres Breslauer Hauses haben in Anlehnung an die herrschende Sommermode Entwürfe für Wintersachen gemacht, die dann zur Ausführung gebracht sind: nach Gutdünken. Aber in der Hauptsache ist es doch fremder Geist, der in den Kleiderregalen unseres heimischen Geschäftes haust: die meisten der dort ausgestellten Stücke sind nach Berliner Modellen, die der Leiter des Geschäfts ein paar Wochen vorher in der Reichshauptstadt bei den tonangebenden Confectionären, den Mannheimer und Consorten eingekauft hat. Unser Weg zur Quelle der Mode führt uns also zu-

[1]) Die folgende Darstellung beruht im Wesentlichen auf eigener Anschauung und Aussprache mit Grossindustriellen und Grosshändlern der verschiedenen Branchen. Das einzige, was aus der Literatur zu verwenden ist, ist das Werk von Coffignon, Les Coulisses de la Mode (ca. 1888), dem ich viel Anregung verdanke. Es ist aber durchaus feuilletonistisch-skizzenhaft gehalten. Ferner bieten einen reichen Stoff an Einzelthatsachen, die freilich erst für die Zwecke der wissenschaftlichen Verwerthung zurechtgemacht werden müssen, die zahlreichen Fachzeitschriften, deren jede Branche ein halbes Dutzend und mehr besitzt, namentlich die österreichischen, französischen und amerikanischen. Ganz besonders reichhaltig ist die deutsche Zeitschrift „Der Confectionär", der während der Saison zweimal wöchentlich in Nummern von je 64 Folioseiten erscheint. Die im Text gegebene Darstellung ist an der Hand des Inhalts der letzten Jahrgänge des „Confectionärs" auf ihre Richtigkeit hin geprüft worden.

nächst nach Berlin: welcher Eingebung verdanken die Berliner Muster ihr Dasein? Theilweise wiederum eigener Conception: ein grösserer und gewandterer Stab von Dessinateuren, die im Dienste der Berliner Confectionäre ihre Kunst verwerthen, hat aus den Vorlageblättern für die Sommermode durch zweckentsprechende Abänderungen der Wintermode 1899/1900 — auf diese Veränderungen kommt es vor Allem an — eine neue Wintermode heraus destillirt: hat beispielsweise die durchbrochenen Aermel der Sommermode 1900 auf die Winterkleider der kommenden Saison aufgeklatscht — nebenbei ganz unsinniger Weise und rein mechanisch, denn der Durchbruch, der in der Sommertoilette seine tiefere Bedeutung hat, wird zur Faxe bei der Wintermode. Aber auch an den Berliner Collectionen, die den Codex für die Provinzen Deutschlands abgeben, ist nur ein Theil eigene Erfindung. Ganz wesentlich haben auf ihre Gestaltung wiederum auswärtige Modelle eingewirkt; diesmal Pariser Modelle, die die Berliner Confectionäre im Laufe des Winters 1899/1900 in Paris eingekauft haben. In Paris beschäftigen sich zahlreiche Geschäfte überhaupt nur mit der Anfertigung und dem Vertrieb solcher Muster; es sind die sogen. Maisons d'échantillonneurs. Woher haben diese Häuser ihre Mode? Auch sie haben sie nicht selbst erzeugt, auch sie leuchten im Wesentlichen mit fremdem Licht. Dieses Licht aber, in dem die „Echantillonneurs" leben, ist endlich die Centralsonne, von der alle Mode in unserer Branche ausstrahlt: es sind die grossen Schneider der halben Ganzwelt und ganzen Halbwelt in Paris. Sie sind es, die die Originalmode schaffen, in unserem Falle also die Wintermode 1900/1901 für Leitomischel und Krotoschin im Frühling, Sommer, Herbst 1899 geschaffen haben.

Es ist ein Studium für sich, ein höchst originelles und interessantes Kapitel: die Genesis der Pariser Mode, von dem ich nur einzelne wenige Stücke hier wiedergeben kann.[1])

Bekannt auf der ganzen Erde als Gebilde ganz eigenartiger Natur sind die grossen Meister der Schneiderkunst: die „grands couturiers", die „tapissiers des femmes", wie sie sich selbst lieber nennen hören, von denen Michelet sagen zu sollen glaubte: „pour un tailleur, qui sent modèlle et rectifie la nature je donnerais trois sculpteurs classiques". Ihre Zahl ist nicht gering. Selbst führende Häuser giebt es fast ein Dutzend, unter denen wiederum Rouff und Lafferière, Pingat und Worth, neuerdings vor allem Doeuillet und Doucet an Macht und Ansehen hervorragen. Diese ganz Grossen sind in der „Kreirung" der Mode fast autonom; ganz selten, dass sie sich einer „Anregung"

[1]) Vergl. noch ausser den bereits genannten Schriften: G. Worth, La couture et la confection des vêtements und Circulaire Nr. 14 der Serie A des Musée social (30. Jun. 1897): „L'industrie de la couture et de la confection à Paris".

bedienen, die ihnen die vendeurs d'idées, die „dessinateurs de figurines“, deren es etwa 12 in Paris giebt, gegen klingende Münze zukommen lassen. Nur in Ausnahmefällen auch folgen sie den Anweisungen ihrer Klientel.

Diese ist im Wesentlichen nur ihr Organ, ist nur das Instrument, auf dem sie spielen. Vor allem die grossen tonangebenden Kokotten und nächst ihnen die Heldinnen der Bühne — im Frühjahr 1899 beispielsweise die Me Bartet als Francillon, heuer mit Vorliebe die Réjane, die der Mannequin Doucet's ist — dienen dazu, die meisten Schöpfungen der genannten Herren, wie der Ausdruck lautet, zu „lanciren“. Dieweil aber die Herrschaft der Demimondaine über Paris naturgemäss im Winter geringer ist als in der guten Jahreszeit, so liegen die eigentlichen Schöpfungstage der Mode im Frühjahr und Herbst: es sind der Firistag im Salon, der Concours hippique, die Rennen von Auteuil und namentlich der Grand Prix in den Longchamps, während des Frühjahrs, neuerdings auch ein Grand Prix im Herbst. Schlägt die neue Mode ein, so folgen die Mondaine der Demimondaine bald nach und der Fortpflanzungsprocess, den wir oben geschildert haben, kann beginnen, bis er sein Ende $1^1/_2$—2 Jahre später in den kleinen posenschen Städtchen an der russischen Grenze erreicht.

Wir sagten: die europäisch-amerikanische Kleidermode sei die ureigene Schöpfung des Parisers Schneiders. Das ist nun aber doch nur mit einiger Einschränkung richtig: es bezieht sich nämlich nur auf die „Façon“ der Kleidungsstücke. Machen wir uns aber klar, dass unser „Meister“ ja doch sein Werk componiren muss unter Zuhilfenahme irdischer Stoffe; er bedarf der Seide und Wolle, des Samtes und Pelzwerks, der Spitzen und Rüschen, der Passamente aller Art, der Knöpfe und Schnallen, der Federn und Blumen, kurz einer unendlichen Fülle gewerblicher Erzeugnisse, die ihre Geschichte schon hinter sich haben, wenn sie in die Hände der Couturiers gelangen, deren Mode also auch vorher schon gebildet sein muss. Zweifellos übt der „schöpferische“ Schneider auch Einfluss auf die Moderichtung in allen Branchen aus, deren Erzeugnisse ihm für sein Werk dienen: im grossen Ganzen aber nimmt er die Stoffe und Zuthaten, wie sie ihm die verschiedenen Industrien liefern, zum Ausgangspunkt für seine eigene Composition. Auf unserer Wanderung ins Heimathland der Mode sind wir also abermals auf ein ferneres Ziel hingewiesen: wir müssen die Modebildung in den Hilfsindustrien der Schneiderei ins Auge fassen.

Und abermals stossen wir auf das Bureau von Dessinateurs, die im Dienste der kapitalistischen Unternehmer „Muster“ und „Modelle“, sei es für Stoffe, für Besätze, für Behang zeichnen, die von den Fabriken ausgeführt und dann in Mustercollectionen zusammengestellt der Kund-

schaft (die in diesem Falle nie der letzte Consument, sondern immer nur wieder ein Fabrikant oder Händler ist) zur Auswahl vorgelegt werden. Wer sich nicht eigene Zeichner halten kann, abonnirt sich auf solche neue „Dessins". In der Textilbranche giebt es in Paris Specialgeschäfte für Musteranfertigung, bei denen die grossen Webereien des In- und Auslands ihren Bedarf an neuen Gedanken, „Dessins", gegen Bezahlung einer Pauschalsumme in jeder Saison zu decken in der Lage sind. In einzelnen Branchen wurden die Muster der neuen Mode durch Beschluss der Vertreterschaft der betreffenden Industrie gleichsam kanonisirt. So giebt die „Chambre syndicale de fleurs et des plumes" alljährlich eine Farbenkarte heraus, die maassgebend ist für alle Blumen- und Federerzeugung. Sie wird bestimmt wiederum auf Grund der Seidenbandmuster, die von den Lyoner Seidenbandfabrikanten zur Ansicht versandt werden und ist dann zum Preise von 3 Mk. überall käuflich.

So ergiebt sich schon ein Netz gegenseitiger Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst nach dieser etwas schematisirten Darstellung. In Wirklichkeit ist es ein noch unendlich complicirterer Process, in dem die Mode zum Leben und zur Verbreitung gelangt. Denn wenn es auch theoretisch nur für die grossen Züge der Damenmodeentwicklung richtig ist, dass im Winter 1898/99 die Stoff- und Knopfmode in den französischen Industrien creirt wird für die Kleider und Mäntel, die das provinziale Ostdeutschland im Winter 1900/1901 trägt, so ist doch zu bedenken, dass dieser gradlinige Entwicklungsgang durch zahlzeiche Tendenzen in verschiedenster Richtung durchkreuzt wird: dadurch dass deutsche oder andere Schneider und Confectionäre die französische Mode nach dem Original copiren, ohne des umständlichen Vermittlungsmechanismus zu bedürfen, den wir unserer Schilderung zu Grunde legen; dadurch, dass die „Dessins" und Mustercollectionen z. B. in der Textilindustrie eher Verbreitung finden als die daraus gefertigten Kleidungsstücke, also selbstständig modebildend wirken können; dadurch, dass die zahlreichen Fachzeitschriften und Modejournale die neue Mode schon fast im Momente ihrer Entstehung, ja theilweise noch in ihrem embryonalen Zustande in alle Welt verbreiten helfen: „Die Horcher wollen vernommen haben", schreibt beispielsweise der „Confectionär" am I. Juni 1899, „dass Meister Worth und Pingat für die Confection, die Mäntel und Paletots der Herbstsaison dem engeren Aermel ihre Gunst entziehen . . . . Bei Redfern wird man Herbstmodelle schaffen, die aus zweierlei Stoff gehalten sind . . . . Bei Francis in der Rue Auber will man den Karpfen sich zum Muster nehmen . . . Doucet wird versuchen mittelst der Mme Réjane das Empirekleid wieder zu lanciren u. s. w. u. s. w." Endlich bleibt auch zu bedenken, dass neben dem Hauptcentrum Paris auch noch kleinere Centren in bescheidenen Grenzen modebildend wirken. Theils

dadurch, dass sie Licht von der Centralsonne des Geschmacks borgen: wenn die ausländische Gräfin oder Gesandtenfrau Dessins, die sie bei einem berühmten Pariser „dessinateur de figurines“ erworben hat, bei ihrer Wiener, Londoner oder St. Petersburger Schneiderin zur Ausführung bringen lässt. Gelegentlich aber wohl auch durch Eigenschöpfung: mit dem Rennen zu Ascot im Juni, mit dem Wiener Derby ist immerhin zu rechnen. Es ist wenigstens möglich, dass an diesen Tagen eine neue Mode englischer oder Wiener Inzucht das Licht der Welt erblickt und ihren Rundgang durch Europa-Amerika ausnahmsweise nicht von Paris aus beginnt.

Aber das alles betrifft nun erst die eine — allerdings wohl wichtigste — Provinz des Reiches der Mode. Für die übrigen gelten vielfach abweichende Gesetze. So ist das Centrum für die Entstehung der Herrenmoden noch immer die Umgebung des Prinzen von Wales, dessen Herrschaft namentlich für Hutformen und Cravattenfarben weit über die Grenzen beider Indien hinausreicht. Schuh und Stiefel sind besonders capriciös in Bezug auf die Mode. Sie empfangen ihre Weisungen vielfach aus Amerika, seitdem Wiens Einfluss zurückgegangen ist und ihre Mode, könnte man sagen, wird auf abstractere Weise lebendig: oft nur durch Vermittelung der Fachzeitschriften und Modejournale, ohne das Dazwischentreten (im eigentlichen Sinne) eines lebendigen Fusses oder Füsschens. Gelegentlich lancirt aber auch dieses eine specielle Mode. So kamen die Molièreformen der Schuhe erst auf, nachdem die Otero damit den Ostender Strand im Jahre 1899 beschritten hatte u. s. f.

Ich denke aber, dass das Mitgetheilte genügen wird, um daraus Aufschluss über die Fragen zu entnehmen, die uns beschäftigen. Was nämlich als entscheidende Thatsache aus dem Studium des Modebildungsprocesses sich ergiebt, ist die Wahrnehmung, dass die Mitwirkung des Consumenten dabei auf ein Minimum beschränkt bleibt, dass vielmehr durchaus die treibende Kraft bei der Schaffung der modernen Mode der capitalistische Unternehmer ist. Die Leistungen der Pariser Cocotte und des Prinzen von Wales tragen durchaus nur den Character der vermittelnden Beihilfe.

Alle Eigenarten der modernen Mode, wie wir deren einige oben aufgezählt haben, sind also aus dem Wesen der capitalistischen Wirthschaftsverfassung zu erklären: eine Aufgabe, deren Lösung nunmehr nicht die geringsten Schwierigkeiten mehr bereitet.

Der Unternehmer, mag er Producent, mag er Händler sein, ist durch die Concurrenz gezwungen, seiner Kundschaft stets das Neueste vorzulegen, bei Gefahr ihres Verlustes. Wenn ein halb Dutzend Grossconfectionäre um den Absatz bei einem kleinstädtischen Kleiderhändler

sich bemühen, so ist es ganz ausgeschlossen, dass sie sämmtlich nicht mindestens auf der Höhe der neuesten Mode sind; die Tuchfabrik, die einem grossstädtischen Schneider auch nur ein um wenig Monate älteres Dessin schicken, die Baumwollenfabrik, die dem Modewaarenbazar nicht die letzte Neuheit anbieten würde, scheiden von vornherein aus dem Wettbewerbe aus. Daher das weitverbreitete Streben des Unternehmers, mindestens auf dem Laufenden zu bleiben, sich stets in den Besitz der neuesten Mustercollectionen, der neuesten Vorlageblätter zu setzen. Hier liegt die Erklärung für die Verallgemeinerung der Mode. Und sofern es einer ganzen Categorie von Geschäften darauf ankommen muss, das obige „Mindestens“ zu überbieten, durch reizvolle Neuheiten den Kunden überhaupt zum Kauf und zwar zum Kauf bei ihnen zu veranlassen, erzeugt die capitalistische Concurrenz die zweite Tendenz der modernen Mode: die Tendenz zum raschen Wechsel.

Ueberall aber, wo wir den Producenten selbst am Werke sahen, um durch eigene „Weiterbildung“ Neues zu schaffen, wo der Confectionär oder Textilwaarenfabrikant eigene Dessinateure unterhält, gar aber erst bei den Geschäften, die nur dadurch bestehen, dass sie andere Neuheiten liefern: überall dort wird ein Herd für ein wahres Neuerungsfieber geschaffen. Man saugt sich das Blut aus den Nägeln, martert das Hirn, wie es denn möglich zu machen sei, immer wieder und wieder etwas „Neues“ — und darauf kommt es im Wesentlichen an — auf den Markt zu werfen. Ich will hier einen Stimmungsbericht aus der Textilbranche wiedergeben, der mut. mut. für alle Geschäftszweige zutrifft und die Situation in ein helles Licht setzt. Es heisst da in der Nummer des „Confectionärs“ vom 11. Mai 1899, dass die „Musterungen“ (für das Frühjahr 1900) begonnen haben und dann weiter: „Dieser kostspielige, schwierige Theil unserer Fabrikation verursacht von Saison zu Saison mehr und mehr Kopfzerbrechen. Die Frage: was mustern? ist eine leicht gestellte, aber ungemein schwer zu beantwortende Neue Sachen, neue Artikel, neue Dessins sollen gebracht werden. Leicht war dies für Fabrikanten und Musterzeichner noch vor einigen Jahren, als dies Gebiet noch nicht so ausgetreten und die Nachfrage eine bessere war. Aber jetzt, wo die geradezu riesenhaften Anstrengungen allenthalben gemacht worden sind und noch gemacht werden, wo man bereits alles mögliche im Laufe der letzten Jahre gemustert und gebracht hat, wo man jede Verzierungsform, seien es nun Blätter und Blüthen oder ornamentale Sachen, Diagonalen, langgestreifte und traversbildende Muster nach jeder erdenklichen Richtung hin ausgebeutet hat: jede Bindung und jeden Versatz durchprobirt und in Anwendung brachte, und jedes Garn in allen nur möglichen Bindungen und Zusammenstellungen verarbeitete, jetzt ist es für Fabrikanten, Musterchef und Musterzeichner schwer, oft geradezu eine Sorge: die Zusammenstellung

der neuen Collectionen. Vor einigen Jahren genügte es vollkommen, wenn die Musterzeichner eine Collection abgesetzter Sachen, worunter höchstens noch einige Rheingoldstreifen sich befanden, vorlegte. Man wählte eine Anzahl Dessins für Atlasfond, Ripscrême und einige einfache Grundbildungen, bestellte noch einige Rheingoldstreifen und Trauercrêpes und war mit dem Musterzeichner fertig. Tauchte einmal etwas Neues auf, und das war damals nicht schwer, so wurde eine oder mehrere Saisons nebst der jetzt gänzlich verschwundenen Nachmusterung fast weiter gar nichts gemacht, als (folgt eine Aufzählung stereotyper Muster). Alles dieses waren Artikel, welche andauernd und mit Erfolg gemustert wurden."

Bei dieser Sachlage ist es leicht verständlich, dass die Fabrikanten hocherfreut sind, wenn ihnen von irgendwoher die Möglichkeit geschaffen oder vergrössert wird, „Neuerungen" an einem Artikel vorzunehmen, mit anderen Worten, ihn der Mode mehr als bisher zu unterwerfen. So lesen wir in einemBericht aus der Cravattenbranche (Confectionär vom 13. VII. 1899): „Es ist nicht zu verkennen, dass der Cravattenfabrikation ein sich immer mehr vergrösserter Spielraum bei der Auswahl der Stoffe eingeräumt wird . . . Die früher als verpönt geltenden Nüancen schmeichelten sich allmählich ein. Je mehr die Farbenscala an Umfang gewinnt, um so interessanter und vortheilhafter dürfte sich das Geschäft für die Fabrik und den Detailleur gestalten. weil unter diesen Bedingungen häufiger ein radicaler Genrewechsel vor sich gehen kann, den die früheren Verhältnisse verboten. Die Mode ist in das Gebiet der Herrencravatten-Confection eingezogen und regt alle betheiligten Factoren zu rühriger Thätigkeit an."

Damit nun aber dieses immer heftigere Concurrenzstreben der Unternehmer untereinander auch wirklich immer den Effect des Modewechsels habe, müssen noch einige andere Bedingungen in dem socialen Milieu erfüllt sein, so wie es heute der Fall ist. An sich wäre es ja möglich, dass ein Concurrent dem andern durch grössere Güte oder Billigkeit einer nach Form und Stoff unveränderten Waare zuvorzukommen suchte. Warum durch den Wechsel der Mode? Zunächst wohl deshalb, weil hierdurch noch am ehesten ein fictiver Vorsprung erzeugt wird, wo ein wirklicher nicht möglich ist. Es ist immerhin noch leichter, eine Sache anders, als sie besser oder billiger herzustellen. Dann kommt die Erwägung hinzu, dass die Kaufneigung vergrössert wird, wenn das nene Angebot kleine Abweichungen gegenüber dem früheren enthielt: ein Gegenstand wird erneuert, weil er nicht mehr „modern" ist, trotzdem er noch längst nicht abgenutzt ist: die berühmte „Meinungsconsumtion" Storch's. Endlich wird damit der von uns gekennzeichneten Stimmung des Menschen heutzutage Rechnung getragen, die dank ihrer inneren Unrast auch eine gesteigerte Freude am

Wechsel haben. Aber der entscheidende Punkt ist mit alledem noch nicht getroffen; das ist vielmehr folgender: Es ist einer der Haupttricks unserer Unternehmer, ihre Waare dadurch absatzfähiger zu machen, dass sie ihr den Schein grösserer Eleganz, dass sie ihr vor Allem auch das Ansehen derjenigen Gegenstände geben, die dem Consum einer socialen höheren Schicht der Gesellschaft dienen. Es ist der höchste Stolz des Commis, dieselben Hemden wie der reiche Lebemann zu tragen, des Dienstmädchens, dasselbe Jackett wie seine Gnädige anzuhaben, der Fleischersmadam, dieselbe Plüschgarnitur wie Geheimraths zu besitzen u. s. w. Ein Zug, der so alt wie die sociale Differenzirung zu sein scheint, ein Streben, das aber noch niemals so vortrefflich hat befriedigt werden können, wie in unserer Zeit, in der die Technik keine Schranken mehr für die Contrefaçon kennt, in der es keinen noch so kostbaren Stoff, keine noch so complicirte Form gibt, als dass sie nicht zum Zehntel des ursprünglichen Preises alsobald in Talmi nachgebildet werden könnten. Nun ziehe man des Weiteren in Betracht das rasend schnelle Tempo, in dem jetzt irgend eine neue Mode zur Kenntniss des Herrn Toutlemonde gelangt: mittels Zeitungen, Modejournalen, aber auch in Folge des gesteigerten Reiseverkehrs etc.

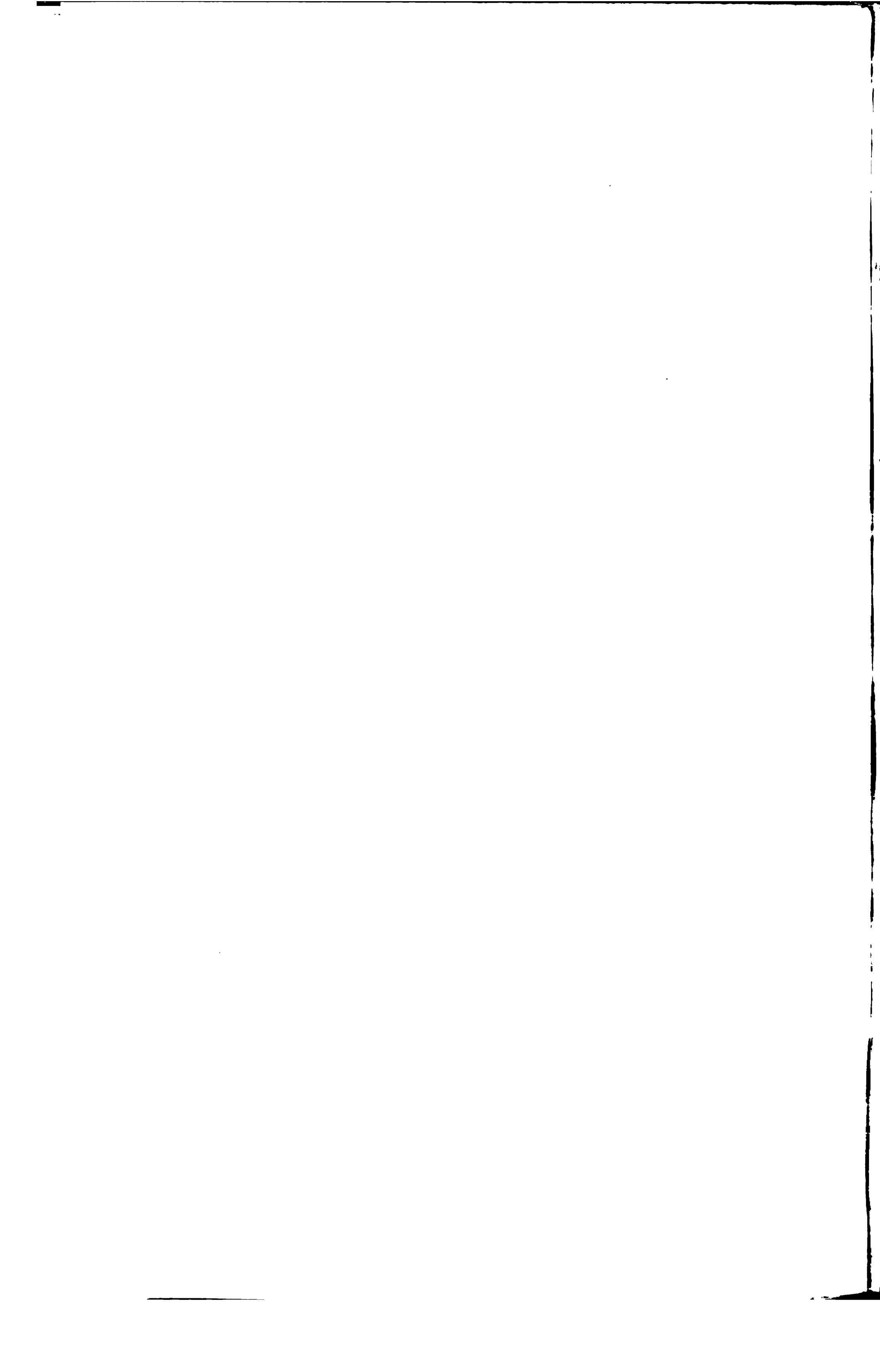
Wie mir ein hiesiger Confectionär klagte: vor ein paar Jahren noch, wenn da der Reisende mit der neuen Mustercollection in der kleinen Stadt ankam und seine Koffer auszupacken begann, da sammelte sich ein Kreis staunender Bewunderer um das Mädchen aus der Fremde und ein Ah! nach dem andern entrang sich den Lippen der Zuschauer. Jetzt heisst es: „Ja, aber ich bitte — da habe ich neulich in meinem Journal von der und der neuesten Façon gelesen: die fehlt ja ganz, wie mir's scheint, in Ihrer Collection, werther Herr“ . . . Und kaum, dass die Mode bekannt geworden, der lange Damenpaletot in den Gesichtskreis der Ostrowoer Schönen getreten ist, so liefert die Confection ihn, der eben noch nicht unter 80 Mark zu haben war, „genau denselben“ auch schon für 30 Mark. Und wenn eben mit Mühe und Noth eine Sommerhemdenfaçon für Herren gefunden schien, die nicht jeder Ladenschwengel tragen konnte: die ungestärkten, bunten Oberhemden mit festen Manchetten, weil sie zu theuer waren, so hängen im nächsten Sommer schon gleichfarbige Vorhemdchen mit ebenfalls weichem Einsatz aus zum Preise für 1 Mark das Stück u. s. w. Dadurch wird nun aber ein wahres Steeplechase nach neuen Formen und Stoffen erzeugt. Denn da es eine bekannte Eigenart der Mode ist, dass sie in dem Augenblick ihren Werth einbüsst, in dem sie in minderwerthiger Ausführung nachgeahmt wird, so zwingt diese unausgesetzte Verallgemeinerung einer Neuheit diejenigen Schichten der Bevölkerung, die etwas auf sich halten, unausgesetzt auf Abänderungen ihrer Bedarfsartikel zu sinnen. Es entsteht ein wildes Jagen, dessen Tempo in dem

Maasse rascher wird, als die Productions- und Verkehrstechnik sich vervollkommnen, nach ewig neuen Formen. Kaum ist in der obersten Schicht der Gesellschaft eine Mode aufgetaucht, so ist sie auch schon entwerthet dadurch, dass sie die tiefer stehende Schicht zu der ihrigen ebenfalls macht: ein unterbrochener Kreislauf beständiger Revolutionirung des Geschmacks, des Consums, der Production.

Eine wichtige Rolle in diesem Prozesse, der die innerste Natur der modernen „Moderaserei“ erst zum Verständniss bringt, spielen die modernen grossen Detailhandelsgeschäfte, namentlich die Grands magasins de nouveautés. Eins ihrer beliebtesten Manöver ist es, irgend einen Kleiderstoff oder sonstigen Modeartikel, nachdem die allererste Hochfluth der Nachfrage in den führenden Kreisen der ganzen und halben Welt vorüber ist, in grossen Posten bei den Fabrikanten zu bestellen, so dass sie ihn erheblich billiger beziehen, und ihn dann als Lockartikel zum Selbstkostenpreise abzugeben: die Folge ist, dass alle Damen, die gern à la mode sich kleiden oder einrichten möchten, und deren Portemonnaie doch nicht gross genug dazu ist, es den obersten Zehntausend nachzuthun, nun die Gelegenheit begierig ergreifen, die „dernière nouvauté“ im Bon Marché oder Louvre en masse zu kaufen, die dann natürlich aufgehört hat, überhaupt noch von „anständigen“ Menschen benutzt werden zu können.

Mit dieser letzten Gedankenreihe sind wir schon aus dem Kreis der Betrachtungen herausgetreten, denen dieses Capitel gewidmet war: der Umgestaltung des Consums, und haben schon hinübergegriffen in den Bereich des nächsten Abschnittes, der die Neugestaltung der Absatzformen zur Darstellung zu bringen hat.

Wir nehmen Abschied von dem reizvollen Capitel von dem „à la Mode-Teufel“ und der Art, wie er in der Gegenwart sein oft genug drolliges Wesen treibt, mit der Empfindung, dass unsere Ausführungen den Zusammenhang in aller Deutlichkeit aufgewiesen haben, der auch zwischen dem Phänomen der Mode und unserer Wirthschaftsorganisation besteht. Man wird nicht zu fürchten brauchen, der Uebertreibung geziehen zu werden, wenn man behauptet: die Mode ist des Capitalismus liebstes Kind: sie ist aus seinem innersten Wesen heraus entsprungen und bringt seine Eigenart zum Ausdruck wie wenig andere Phänomene des socialen Lebens unserer Zeit.



GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XIII.

DER ZUSAMMENHANG VON LEIB UND SEELE

DAS GRUNDPROPLEM DER PSYCHOLOGIE.

VON

DR. WILHELM SCHUPPE. no ed. for

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREIN MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

DREIZEHNTES HEFT:

DER

ZUSAMMENHANG VON LEIB UND SEELE

DAS

GRUNDPROBLEM DER PSYCHOLOGIE.

VON

DR. WILHELM SCHUPPE.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

DER

ZUSAMMENHANG VON LEIB UND SEELE

DAS

GRUNDPROPLEM DER PSYCHOLOGIE.

VON

DR. WILHELM SCHUPPE.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

Inhaltsverzeichnis.

„Das Grundproblem der Psychologie“ nenne ich die altberühmte Frage nach dem Zusammenhang von Leib und Seele. Vielleicht könnte man sie auch das Grundproblem der Philosophie überhaupt nennen.

Wie sich in dieser Beziehung von meinem erkenntnisstheoretischen und logischen Standpunkte aus die Fragen stellen und Aussichten ergeben, schien mir präciser Feststellung werth. Zunächst natürlich für mich selbst. Aber ich würde diese Feststellung nicht veröffentlichen, wenn ich nicht zu sehen glaubte, dass sie Einsichten gewährt, welche den bisherigen Lösungsversuchen gefehlt haben und welche eine künftige vollkommenere Lösung vorbereiten und erleichtern.

Was ich zu sagen habe, kann nicht gewürdigt werden, wenn ich nicht zuerst den Stand der Frage darlegen und über die Kausalität, welche ja bei allen Beantwortungen derselben ihre Rolle spielt, handeln darf.

Der Stand der Frage und die Kausalität.

Einst stand es ja fest, dass der Mensch aus Leib und Seele besteht; jener war substantia extensa non cogitans, diese substantia cogitans non extensa.

Wie diese beiden einander so entgegengesetzten Dinge die Einheit, als welche jeder sich kennt ausmachen, war die Frage.

Eine alte Antwort lautet: dadurch dass sie aufeinander einwirken. Aber wenn auch ein Ding auf andere Dinge einwirkt, so sind jenes und diese deshalb noch keine Einheit.

Ich erwarte die Auskunft, dass je einer unter den vielen Menschenleibern immer nur auf je eine unter den vielen Seelen und diese auf jenen einwirke. Aber das wäre nur ein Gesichtspunkt für den Betrachter, unter welchem er je einen Leib und eine Seele zusammenfassen könnte — Einheit eben nur in diesem Sinne. An sich blieben die beiden immer noch zwei verschiedene Dinge, welche eben nur durch die Ausschliesslichkeit ihres Verkehrs — wie treue Ehegatten — zu einander ein viel engeres und innigeres Verhältniss haben, als zu allen anderen Dingen. Und überdies wären ja wohl die einzelnen Leiber, aber nie die einzelnen Seelen feststellbar, welche mit je einem von jenen in diesem Verhältniss

stünden. Man müsste sie eben durch je einen Leib, den sie beseelen, vertreten sein lassen.

Zudem wäre die Frage unabweisbar, warum denn immer nur gerade dieser eine Leib auf diese eine Seele und diese eine Seele auf diesen einen Leib wirken können.

Die behauptete Wechselwirkung kann das Problem nicht lösen. Was zu erklären war, ist vorausgesetzt, nämlich die Einheit, welche die beiden ausmachen. Aber wie sollte es auch möglich sein, diese Einheit zu erweisen?

Man war und ist eben noch daran gewöhnt, den Begriff Einheit wie etwas völlig Selbstverständliches, was gar keiner Erklärung bedürftig ist, anzuwenden, was mich nicht hindern kann, meine Behauptung[1], dass Einheit nichts ist, wenn nicht an irgend eine bestimmte Art der Einheit gedacht werden kann, z. B. die arithmetische oder die eines körperlichen Dinges u. dgl. aufs Neue geltend zu machen.

Jeder wird auf die Frage, ob etwa jeder Leib auf jede Seele und jede Seele auf jeden Leib wirken könne, die Antwort bereit haben: „natürlich nur der Leib eines jeden auf die Seele desselben, nur mein, dein, sein Leib auf meine, deine, seine Seele und umgekehrt, und hat, ohne es zu wissen, in dem Possessivpronomen (bezw. dem possessiven Genetiv) die nöthige Auskunft gegeben. Mein, dein und sein setzt einen Besitzer voraus, und dieser eine Besitzer je eines Leibes und einer Seele macht die Einheit. Ich wird er genannt. Mein Leib ist der Leib, dessen ich mir als des meinigen bewusst bin, und meine Seele ist dann gleichbedeutend mit mein Bewusstsein. Auch wenn gar nicht an der metaphysischen Lehre von der Seelensubstanz gezweifelt wird, hat die behauptete Einheit doch nur den Sinn der Einheit des Bewusstseins oder der Einheit des Ich, welches sich sowohl seines Leibes mit seinen Zuständen als auch seiner Gedanken, Gefühle und Wollungen bewusst ist; das Wort Einheit der Seele hat sonst gar keinen Sinn.

Heimlich wird der von mir behauptete Sinn substituirt und wegen dieser Heimlichkeit bringt man es auch oft fertig, dabei die Seelensubstanz für metaphysische Zwecke offiziell anzuerkennen. Das Ich mit seinem Bewusstsein muss dann in oder an der Seelensubstanz existiren, und was Inhalt des Bewusstseins ist, muss entweder aus der Seele allein stammen oder durch Einwirkung auf die Seele beschafft werden, und da die gesehenen und getasteten Dinge selbst doch nicht in die Seele, am wenigsten das eine Ding in viele Seelen sich eindrängen kann, so müssen die Einwirkungen der Art sein, dass in der Seele solche Bilder entstehen, welche zwar vielleicht nicht eigentlich Abbilder der Dinge sind, aber

[1] Vgl. „Grundriss der Erkenntnisstheorie und Logik“ S. 105 und die Stellen, die im Sachregister s. v. Einheit angeführt sind.

ihnen doch in bestimmter Weise entsprechen. Die erkenntnisstheoretische Seite der Sache muss hier unberührt bleiben, nur wie die Wechselwirkung zu denken ist beschäftigt uns. Dass solche Einwirkungen oder Abhängigkeiten des einen vom anderen stattfinden, schien und scheint noch heute eine unbestreitbare Erfahrungsthatsache. Die bewusste Sinnesempfindung in Abhängigkeit von Nervenprocessen, die Armbewegung abhängig vom Willensakt sind uralte Beispiele. Wenn also nicht die parallelistische Hypothese beliebt wird, über welche unten erst, so handelt es sich zunächst um die begreifliche Möglichkeit dieser Wirkungen.

Die alte Berufung auf göttliche Einrichtung enthält schon das Bekenntniss, mit den gewöhnlichen auf allen anderen Gebieten anerkannten Erklärungsmitteln nicht auskommen zu können. Und nicht besser ist es, wenn bloss die thatsächliche Regelmässigkeit in dem Eintritt gewisser psychischer Zustände oder Ereignisse nach gewissen leiblichen und umgekehrt betont wird, um die Anerkennung der Wechselwirkung zu erzwingen. Es ist gewiss nichts dagegen einzuwenden, wenn bisher beobachtete Regelmässigkeit, auch wenn jedes Verständniss derselben fehlt, das Vertrauen erweckt, dass sie auch künftig sich bewähren werde und wenn dieses Vertrauen in der Praxis unser Verhalten lenkt. Aber man kann daraus keinen Beweis machen. In meiner Erk. Log. heisst es S. 315: „Wenn die Glieder einer Disjunktion (in unserem Falle entweder Parallelismus oder Materialismus oder Idealismus oder Wechselwirkung) einzeln zur Prüfung gelangen und eins nach dem andern durch irgend welche Gründe als im vorliegenden Falle nicht annehmbar erkannt worden ist, so wird nicht selten der Einwand, welcher auch gegen die Annehmbarkeit des letzten erhoben werden kann, einfach durch die Kraft des „entweder-oder“ wie mit einer Brechstange beseitigt. Wenn dem letzten Gliede der Disjunktion Einwände gegenübergestellt werden und wenn diese Einwände nicht anderweitig entkräftet werden können, so ist das nur der unwiderlegliche Beweis, dass irgendwo ein Irrthum sich eingeschlichen hat. Der Schluss tollendo ponens hat zu seiner Gültigkeit die Voraussetzung, dass das letzte allein übrigbleibende Glied nicht ebenso wie die vor ihm untersuchten sich aus irgend welchem Grunde als unannehmbar erweist, wie im ersten Falle, dass das letzte Antecedens nicht auch ohne x oder x ohne dasselbe erscheint. Das Schlussprinzip ist absolut richtig, aber zu richtigen Ergebnissen führt es doch nur unter Voraussetzung der Richtigkeit der Prämissen, des Ansatzes der Antecedentien oder der Disjunktion überhaupt und der Beobachtungen resp. der Schlüsse, welche ein Glied nach dem andern entfernen. Wenn wirklich, wie es nicht selten geschieht, der Einwand, welcher auch der Annahme des letzten Gliedes entgegensteht, bloss deshalb für beseitigt gilt, weil ja sonst gar nichts herauskäme, so sind die ersten Glieder der Reihe in sinnloser Weise bevorzugt, bloss deshalb, weil sie zufällig

zuerst in Erwägung gezogen wurden und die Aussicht auf das letzte, welches unter allen Umständen herhalten muss, noch vorhanden war. Dann braucht man nur die Reihenfolge der Untersuchung umzukehren und wird natürlich den Einwand, der gegen das frühere letzte, jetzt erste Glied erhoben wird, gelten lassen, und das frühere erste jetzt letzte trotz triftiger Gegengründe für erwiesen ansehen". Dann wird man die Einwände gegen die Annahme der Wechselwirkung und vielleicht gegen die materialistische und die idealistische Erklärung gelten lassen und den Parallelismus für erwiesen halten oder nach demselben Verfahren die Einwände gegen den Parallelismus gelten lassen, und die Wechselwirkung, oder die Einwände gegen beide, und den Materialismus für erwiesen halten. Ich halte es für keinen Fortschritt, wenn immer wieder in dieser Weise je nach Neigung ausgewählt wird.

Wentscher[1]) vertritt in diesem Sinne die Wechselwirkung, anerkennend, dass ihr Wie unangebbar sei, also bloss, weil es keine andere Annahme, welche die gemeinten Thatsachen zu erklären vermöchte, gebe, aber er begnügt sich freilich nicht damit, sondern macht das Unbegreifliche annehmbar durch „das Postulat eines hinter all diesen Zusammenhängen vorauszusetzenden wirkungsfähigen Wirklichen, wie es Lotze in seinen metaphysischen Untersuchungen des Näheren begründet hat" (S. 120). Das ist ein Rückgang auf Descartes' göttliche Einrichtung. Es ist keine Empfehlung dieses „Wirklichen", wenn er zu Gunsten seiner Wirksamkeit unsere Kausalerkenntniss in ihrem Werthe herabsetzen zu müssen glaubt.

Aber was abschrecken und Zweifel erwecken soll, ist eigentlich eine Anerkennung des Prinzipes. Wenn „jedes Individuum, jeder Keim, jede Zelle etc., wie uns die Thatsachen der Vererbung z. B. nahe legen, die Spuren der ganzen Geschichte seiner bisherigen Entwickelung — ja zum Theil auch schon die seiner Vorfahren — beständig mit sich trägt, wenn sie für die zu erwartenden Folgeerscheinungen auf gegebene Bedingungen hin immer zugleich mit maassgebend sind", so schliesst dieses „mit maassgebend" doch die Allgemeingesetzlichkeit ein, nur dass wir noch so oft das Ganze nicht in alle Umstände zu zerlegen, das Gesetz nicht zu finden vermocht haben.

Wentscher befindet sich über den Begriff der Kausalität in grosser Unklarheit, wenn er meinen kann, „und so wird sich die theoretisch vorausgesetzte Allgemeingesetzlichkeit praktisch in eine Summe von blossen Individualzusammenhängen auflösen". Entweder ist „der Zusammenhang" die blosse Thatsache, dass einmal oder oft eine Erscheinung b einer Erscheinung a gefolgt ist, oder er ist die Nothwendig-

---

[1]) Ueber physische und psychische Kausalität und das Princip des psychophysischen Parallelismus, Leipzig 1896.

keit (d. i. Gesetzlichkeit) dieser Folge und diese ist immer allgemein. Aber auch jene Thatsache enthält ja schon die Abstraktionen „eine Erscheinung a und eine b“. Das „Individual“ kann also nur die am bestimmten Orte in einem bestimmten Zeitpunkt gemachte Wahrnehmung einer Succession bedeuten. „Die theoretisch vorausgesetzte Allgemeingesetzlichkeit löst sich“ dann nicht „auf in etc.“, sondern sie zu finden ist noch nicht geglückt.

Und das alles, um „die ausserphysikalische Gesetzgebung“ oder den ausserphysikalischen Faktor vorzubereiten.

Bei so ungenauen Vorstellungen über Kausalität kann in der Frage, ob Wechselwirkung zwischen Leib und Seele anzunehmen ist oder wie der „Zusammenhang“ zwischen ihnen, welches Wort, da von physischem Zusammenhängen keine Rede sein kann, immer einen Kausalzusammenhang meint, zu denken ist, kein Schritt vorwärts gethan werden.

Unsere Frage hängt begreiflicherweise von den Begriffen Materie und Seele ab. Die Seele wird als unräumliches Wesen gedacht, die Materie als das was den Raum erfüllt. Dass sie nicht auf die Seele einwirken könne, wird nicht, wie Wentscher glaubt, auf das Dogma gestützt, dass nur Gleiches auf Gleiches einwirken könne, an welches heutzutage wohl niemand glaubt, sondern es wird vorausgesetzt, dass Materie nur durch Druck und Stoss wirken könne, und daraus geschlossen, dass etwas absolut Unräumliches, was sich weder hier noch dort im Raume befindet, auch keine Einwirkungen durch Druck und Stoss erfahren könne.

Jene Voraussetzung kann bestritten werden; es kommt eben ganz darauf an, was man sich unter Materie denkt. Wer ihr, wie das système de la nature, auch eine „innere Natur“ zuschreibt, kann ihr auch andere Fähigkeiten des Wirkens zutrauen.

Wie kommt man zu diesem Begriffe? Wenn wir einen lebendigen Menschenleib wahrnehmen, der Gedanken ausspricht und zweckvoll handelt, so gehört die Zweiheit der Substanzen Leib und Seele, welche zu diesem einen Ganzen vereint seien, mit nichten zu dem Gegebenen. Sie ist Voraussetzung. Und wenn nun das Bewusstsein, wenn alles Denken und Empfinden, Fühlen und Wollen zu dem einen Dinge Seele gemacht worden ist, so verstehe man doch das Subtraktionsexempel! Was bleibt denn dann übrig? Offenbar nichts, als das wahrnehmbare Ausgedehnte, und dass wir Denken, Fühlen und Wollen, was ja eben schon als der eine Bestandtheil ausgesondert worden ist, nicht abermals zu diesem übrigbleibenden zweiten rechnen können, versteht sich doch wohl von selbst. Also ist der Körper, wie alle Materie, nichts als wahrnehmbares Ausgedehntes mit seinen wahrnehmbaren Veränderungen.

Wenn die heutige Naturwissenschaft nicht ohne die atomistische Hypothese auskommen zu können glaubt, so haben wir es auch bei

diesem Begriffe der Materie nur mit Ortsveränderungen zu thun. Möchte auch meinetwegen der Behauptung, dass die Materie nur durch Druck und Stoss wirken könne, entgegengehalten werden, dass gewisse Bewegungen zum Begriff des Atoms gehören, dass Repulsiv- und Attraktivkräfte ohne Druck und Stoss wirken, so bleibt doch bestehen, dass die Materie gar nichts anderes in sich hat, als die gedachten Kräfte der Ortsveränderung, und es bleibt unbegreiflich, dass Ortsveränderung von Atomen oder von unwahrnehmbaren Stofftheilen auf die unräumliche Seelensubstanz Einwirkungen auszuüben im Stande sein soll, wie sehr auch diese Theorie der Materie selbst es verlangt.

Diese Unbegreiflichkeit soll durch den Hinweis darauf, dass der Kausalzusammenhang in letzter Instanz doch überhaupt unbegreiflich sei, um ihre Beweiskraft und Bedeutung gebracht werden. Aber soll dadurch jeder Anspruch an Begreiflichkeit abgewiesen sein? Wenn jemand behauptete „wer von dieser Tinktur abends einen Theelöffel einnimmt, wird den andern Morgen geputzte Stiefel haben“, soll man bloss die Unrichtigkeit der Behauptung nachweisen können, dürfte aber an der blossen Unbegreiflichkeit des Zusammenhanges keinen Anstoss nehmen. Damit wäre allem Aberglauben die Thüre geöffnet.

„In letzter Instanz“ sagte ich. Immer wieder Mittelglieder zwischen Ursache und Enderfolg aufzufinden, welche den Zusammenhang begreiflich machen, geht nicht an; zuletzt muss doch ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern dasein. In welchen Fällen dieser statuirt werden soll, ist der Untersuchung werth; ich habe mich des Weiteren darüber im Grundriss der Erkenntnisstheorie und Log. S. 61 f. geäussert. Hier ist nur darauf aufmerksam zu machen: wenn wir durch Induktion belehrt einen unmittelbaren Zusammenhang, der nicht begreiflich ist, annehmen, so ist beides, die Ursache sowohl, als auch der Enderfolg gegeben; sie sind Erfahrungsthatsachen. Und wenn wir einen solchen Zusammenhang zwischen Reiz und Nervenprocess einerseits und bewusster Empfindung andererseits statuiren, so ist eben deshalb nichts dagegen zu sagen. Wir nennen diesen Zusammenhang unbegreiflich, aber bezweifeln ihn nicht. Nun ist aber die Seelensubstanz keine Thatsache, nichts Gegebenes, sondern eine Hypothese, wenn auch nicht bloss zur Erklärung der Sinnesempfindungen erdacht, sondern aus ältesten naiven Vorurteilen geflossen, und deshalb kann auch keine Rede davon sein, dass wir ein Einwirken auf sie von Seiten des Leibes trotz seiner Unbegreiflichkeit hinnehmen müssten. Dieses beweist zwingend, dass die Hypothese nutzlos ist, und die bekannte Abhängigkeit unseres geistigen Lebens von dem leiblichen bleibt Problem.

Fügen wir hinzu, dass der Begriff der Substanz überhaupt einer unklaren dogmatistischen Metaphysik angehört, welche alles Wahrnehmbare immer nur als Eigenschaft eines Etwas denken zu können glaubte,

welches letztere selbst, im Unterschied von den anhaftenden Eigenschaften gedacht, natürlich nicht wieder eine Eigenschaft haben kann, und welche ebenso auch Bewusstsein und alles Denken, Fühlen und Wollen als einem solchen zu Grunde liegenden Nichts anhaftend denken zu müssen glaubte, so kann von einer Einwirkung der körperlichen Substanz auf die Seelensubstanz keine Rede sein. Diese ist also abgethan.

Die Ansicht, dass das Ich oder das Bewusstsein nicht nur keines Substrates, dem es anhafte, bedürfe, sondern auch keines haben könne, habe ich stets auf das Eifrigste vertreten.

Aber wie plan auch die Sache zu sein scheint, es zeigen sich Schwierigkeiten, welche zum Theil (aber freilich nur zum Theil) daher kommen, dass trotz sozusagen offizieller Abläugnung der Seelensubstanz oft ganz unbewusst ein Rückfall in die abgewiesene Vorstellungsweise stattfindet, welcher auch das Bewusstsein und das Ich wiederum wie ein Ichding behandeln lässt. Schon wenn wir das „Grundproblem der Psychologie" nun ohne vom Seelenbegriff Gebrauch zu machen aussprechen wollen, trage ich Bedenken, einfach Ich oder Bewusstsein für Seele einzusetzen: „Wie kann der Leib auf das Ich oder auf das Bewusstsein einwirken? Dass er auf das Ich einwirke, mag vielen sehr einleuchtend scheinen, denn sie denken dabei ihr eigenes ihnen wohl bekanntes Ich, was sie gar nicht denken könnten, wenn sie nicht den Leib, in dem es sich findet, d. i. „ihren" Leib und alle ihre Gedanken und Stimmungen mitdächten. Die ganze Gesetzlichkeit, nach welcher die Inhalte des Bewusstseins verbunden sind, ist dann wie etwas Selbstverständliches vorausgesetzt. Dass jemand sich in Folge lang anhaltenden starken Magenkatarrhs sehr gedrückt und verstimmt fühlt, scheint kein Geheimniss zu enthalten. Aber denken wir das Ich rein als solches, so ist schon gar nicht mehr angebbar, was es ist. Sehen wir von allem Bewusstseinsinhalt ab, so ist ein Ich gar nicht mehr denkbar; sicherlich können wir dann Iche nicht mehr von einander unterscheiden; es ist ein bloss abstraktes Moment, nichts konkret Wirkliches. Man kann es in Beziehung auf seine vielen verschiedenen Bewusstseinsinhalte auch den bloss formalen Einheits- oder Koincidenzpunkt nennen. Ich habe es schon mehrfach so genannt, aber in Beziehung auf unser Problem ist diese Auffassung unvollständig. Die unten folgende Ergänzung wird einen Weg zur Lösung desselben zeigen, aber nimmermehr eine Art der Einwirkung auf dieses abstrakte Moment, diesen blossen Einheitspunkt.

Wenn, wie ich schon oft dargethan habe, jedes Ich nur durch die Bestimmtheit seines Bewusstseinsinhaltes dieses bestimmte Ich ist, so kann man ja in jeder Aenderung desselben eine Aenderung dieses Ich, also auch eine Einwirkung auf dieses Ich finden, und was diese Aenderung bewirkt, hat somit auf dieses Ich eingewirkt. Aber es ist, wenn

schon immer, so besonders in unserem Falle dringend geboten, den Sinn der gebrauchten Ausdrucksweise festzuhalten, und wenn eben dieselben Ausdrücke in anderem Sinne gebraucht werden, die Sache nicht für dieselbe zu halten. Hier ist das Ich mit seinem Bewusstseinsinhalte gedacht und die Einwirkung auf das Ich bedeutet die in dem Bewusstseinsinhalte von irgend woher hervorgebrachte Veränderung. Und dass solche Veränderungen eintreten, ist bekannteste Thatsache, dass sie ihre Ursachen haben müssen, ist selbstverständlich, und welche dies in jedem Falle sein mögen und wie sie wirken mögen, ist dabei ganz und gar ausgelassen. Etwas anderes ist die behauptete Einwirkung auf das blosse Ich als Subjekt, als den blossen Inhaber dieser Bewusstseinsinhalte. Und wie Ortsveränderung von Stofftheilen auf dieses Ich wirken könne, das ist ganz ebenso unfassbar wie ihre Einwirkung auf die Seelensubstanz. Nur freilich wurde letztere für eine Hypothese erklärt, was man dem Ich nicht nachsagen kann. Und deshalb könnte jemand wohl darauf verfallen, dass wir trotz aller Unbegreiflichkeit die Thatsächlichkeit einer Einwirkung doch annehmen müssten. Er würde übersehen, dass Thatsache nur der Wechsel der Bewusstseinsinhalte ist und dass doch eben nur für diese eine Erklärung gesucht werden müsse, dass aber nicht zwar das Ich, wohl aber die Einwirkung von Stofftheilen auf den blossen Ichpunkt eine Hypothese ist, und zwar eine solche, welche wegen ihrer absoluten Unbegreiflichkeit nichts erklärt, also ein blosses Wort ist.

Uebrigens müsste, wenn die schwingenden Hirnmolekeln nicht direkt etwas in das Bewusstsein hineinspediren, doch auch bei der Einwirkung auf das Ich die Sache so gedacht werden, dass diese Einwirkung das Ich nur dazu anregt, den ganzen Bewusstseinsinhalt aus sich hervorzuzaubern. Und das sollte man diesem abstrakten Momente, dem blossen Ichpunkt zutrauen!

Mit der Einwirkung auf „das Bewusstsein“, welchen Ausdruck man oft lesen kann, verhält es sich im Wesentlichen ebenso.

In einem andern Interesse kann man wohl sagen: das Bewusstsein ist ein anderes, wenn es einen anderen Inhalt hat; denn für sich allein ohne jeden Inhalt ist es gar nichts. Aber wenn nun das Verschiedenste bewusst sein kann, so können und müssen wir doch diesen Inhalt nach seiner eigenen Natur, ob es eine Farbe ist oder ein Ton oder Wärme, ob Schmerz oder Lust, von dem Momente, dass er einem Subjekte bewusst ist oder dass ein Ich sich in diesen Bestimmtheiten als den seinigen findet, unterscheiden. Und wenn wir uns zu dieser Unterscheidung verstehen, so ist das blosse Moment des Bewusstseins allemal genau dasselbe. Dieses blosse Moment des Bewusstseins, des sich Findens und Habens in irgend welchen Bestimmtheiten ist also auch ein blosses

Abstraktum, auf welches schwingende Stofftheilchen keine Einwirkung ausüben können.

Das Wort Einwirkung auf das Bewusstsein enthält also genau genommen auch immer schon eine Verdinglichung oder Konkretirung des Abstrakten.

Den schwingenden Hirnmolekeln will ich gar nichts Böses nachgesagt haben, aber nicht dies ist die Frage, ob sie überhaupt irgendwie an dem Zustandekommen des Bewusstseinsinhaltes betheiligt sind, sondern dies, ob sie direkt mit ihren Bewegungen auf „das Bewusstsein" einwirken und ob solche Einwirkungen denkbar sind. Bringt das Bewusstsein (wie oben das Ich oder früher die Seelensubstanz) seinen Inhalt als Reaktion auf die erlittenen Einwirkungen hervor? Oder existirt das Bewusstsein schon vorher wie ein leeres Gefäss, in welches die Gehirnthätigkeit einen Inhalt hineinlegt? Inhalt des Bewusstseins sind bekanntlich nicht die Molekularbewegungen, sondern die Sinnesqualitäten, roth, hart, warm u. dgl. Producirt das Gehirn diese Qualitäten erst als unbewusste, und schiebt sie dann in das Gefäss, welches Bewusstsein genannt wird, hinein, in Folge dessen nun das Ich sich dieser Empfindungen als der seinigen bewusst wird? Denken lässt sich bei diesen Worten nichts. Wenn wir dem Gehirn diese Kunst zutrauen, so können wir ihm eben so gut zutrauen, dass es das Ich (welches ja ohne Bewusstseinsinhalt nicht existiren kann) hervorbringt. Das ist Materialismus. Also enthält auch das Wort „Einwirkung auf das Bewusstsein" keinerlei Erklärung der erklärungsbedürftigen Thatsache.

Rehmke[1]) behauptet eine Einwirkung des Leibes, spezieller natürlich des Gehirns auf das Bewusstsein, sagt auch oft auf die Seele, versteht aber dann unter Seele immer nur das Bewusstsein, nie die Seelensubstanz.

Meine obigen Fragen, ob nun der Leib durch seine Einwirkung auf „das Bewusstsein" dasselbe dazu veranlasse, als Reaktion auf diese Einwirkung seinen Bewusstseinsinhalt zu erzeugen, oder ob er die fertigen Sinnesqualitäten in das Bewusstsein als seinen Inhalt hineinschiebe, hat er sich nicht gestellt. Hätte er es gethan, so würde er sie zweifellos beide verneint haben und hätte sich gezwungen gesehen, einen andern Ausweg zu suchen. So genügt es ihm, mit mir die Kausalität als einen Spezialfall von Nothwendigkeit aufzufassen, nämlich als Nothwendigkeit einer Succession, welche natürlich nach den Methoden der rationellen Induktion festgestellt werden muss. Und da ist ihm (S. 90) „das Wirken" eben nichts anderes als die Nothwendigkeit der eintretenden Folge, und die Thätigkeit des Einwirkens wird nicht weiter in Betracht gezogen. Aber wenn ich auch die Deutung des Verursachens

---

[1]) Lehrbuch der allgemeinen Psychologie 1874.

als Nothwendigkeit der Succession selbstverständlich aufrecht erhalte, meine ich doch nicht und hatte nicht gemeint, dass an eine Erklärung der Kausalzusammenhänge keine weitere Anforderung gestellt werden könne und dürfe, als die Beobachtung, dass weder a ohne x noch x ohne a vorkomme, als die Feststellung, dass in der That die eine Erscheinung absolute conditio sine qua non für eine andere Erscheinung sei, welche letztere deshalb allein schon als Wirkung bezeichnet werden müsse. Es giebt manchen Fall dieser Art, in welchem doch direkte Verursachung nicht für annehmbar gehalten worden ist und wirklich andere Erklärungen gefunden worden sind. Oben habe ich schon der Methode gedacht, einen Kausalzusammenhang trotz seiner Unbegreiflichkeit zu statuiren, bloss weil doch eben nichts anderes übrig bleibe. Ich darf daran erinnern, dass die unmittelbaren Zusammenhänge, welche wir auch ohne jede Erklärung zu statuiren kein Bedenken tragen, wirklich wie ich oben sagte „letzte Instanz“ sein müssen, wie z. B. die Raumanschauung sie an die Hand giebt oder wie die innere Anschauung, wenn wir es in uns erleben, wie Vorstellungen Gefühle erwecken und einen Entschluss hervorbringen. Es ist nicht möglich, die Anforderungen an Begreiflichkeit prinzipiell als unberechtigt abzuweisen.

Rehmke leugnet nun allerdings die Unbegreiflichkeit der Einwirkung des Leibes auf die Seele. Denn (S. 91) die Berührung sei nur erforderlich, wenn räumliche Dinge aufeinander wirken, nicht aber, wenn der räumliche Leib auf die unräumliche Seele oder das Bewusstsein wirken soll. S. 92 heisst es: „Aus dem Begriff dieser Thatsache, dass Bewusstsein und Ding zugleich gegeben sind, oder eines der beiden Konkreten (er meint das Ding Leib und das Bewusstsein) entsteht kein Hinderniss, von einem Wirken des Bewusstseins auf das Ding oder des Dinges auf das Bewusstsein zu reden“. Aber aus dem Begriff der Materie schien mir und schien schon vielen sich ein Hinderniss für ihr Wirken auf das Abstraktum Bewusstsein zu ergeben. Und dieses Hinderniss ist durch keinen Grund hinweggeräumt worden; also ist doch wie ich oben sagte, die Wechselwirkung trotz ihrer Unbegreiflichkeit bloss deshalb, weil doch eben nichts anderes übrig zu bleiben scheint, statuirt.

Auch Joseph Petzold[1]) begründet seinen Standpunkt durch eine Deutung des sogenannten Kausalprinzips. Aber während Rehmke ihm nur entnahm, dass das Wie des Einwirkens, wenigstens wenn es sich um die Einwirkungen des Leibes auf die Seele handelt, gar nicht angebbar zu sein brauche, vielmehr der erfahrungsmässige Nachweis, dass für gewisse seelische Vorgänge gewisse leibliche Vorgänge (z. B. die Er-

[1]) Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung. 1. Band die Bestimmheit der Seele, Leipzig 1900.

regung des nervus opticus für den Eintritt bewusster Gesichtsempfindungen) unerlässliche Bedingung seien, genüge, um erfolgte Einwirkung zu behaupten, entnimmt Petzold seiner Betrachtung, dass von einem Hervorbringen und Einwirken überhaupt gar keine Rede sein könne. Da ja selbstverständlich die Frage, ob etwas mit etwas in Kausalzusammenhang stehen, bezw. auf etwas einwirken könne, von der Frage: was verstehen wir unter Kausalzusammenhang, unter Hervorbringen, Einwirken? abhängt, und die Petzold'sche Betrachtung mit der meinigen manches gemeinsam hat, so muss ich ein wenig auf dieselbe eingehen.

Seitdem festgestellt war, dass der Kausalzusammenhang selbst oder m. a. W. das Ursachesein und das Wirkungsein als solches nichts sinnlich Wahrnehmbares ist, musste nicht nur die Frage, woran man es erkenne, welche Erscheinung welcher andern Erscheinung Ursache oder Wirkung sei, brennend werden, sondern vor allem die, was denn nun eigentlich Ursache und Wirkung seien. Als man mit Augen zu sehen glaubte, wie eins das andere hervorbringe, konnte nach dem besonderen Inhalt des Begriffes Hervorbringen = Verursachen und Bewirken nicht gefragt werden. Aber seitdem wir wissen, dass das Gesehene immer nur verschiedenfarbige und verschiedengestaltete Flächen sind bezw. Ortsveränderung von solchen, ist die Frage zu beantworten, was ist nun dabei das behauptete Verursachen und Bewirken und wie kann es erkannt werden? Natürlich ist die Auffindung des Kennzeichens davon abhängig, dass wir wissen, was das überhaupt ist, was da erkannt und festgestellt werden soll. „Kausalität und Dependenz“ Kategorie zu nennen, kann dabei nichts helfen. Möchten wir immerhin zugeben, dass das Gemeinte zu den Stammbegriffen des Verstandes gehöre, oder dass es als Bedingung aller Erfahrung im Subjekt bereit liege; wenn es ein Begriff genannt wird, so muss der Begriff einen Inhalt haben und um diesen handelt es sich.

Freilich, so könnte man ja entgegnen, hat auch der Stammbegriff des Verstandes dasselbe und nicht dasselbe — denn nach meiner Logik gehört dieser Begriff zu den Stammbegriffen — keinen angebbaren Inhalt. Definiren lässt er sich nicht. Allein es ist doch zu einleuchtend, dass er dasjenige ist, worin in erster Linie das Denken selbst besteht. Jede Bestimmtheit, welche die Frage: was ist das? als Antwort genannt wissen will, selbstverständlich zum Unterschied von allem andern, setzt diesen undefinirbaren Begriff voraus. Und wenn wir Merkmale fingiren wollten, welche der Identität, und solche, welche der Verschiedenheit zukämen, an welchen man sie erkennen könnte, so wäre in der wohlerfassten Bestimmtheit dieser Merkmale, ihrem Wiedererkennen und Unterscheiden das Definiendum vorausgesetzt, woraus die Unmöglichkeit einer Inhaltsangabe hervorgeht und zugleich die Unmöglichkeit, auf diese

Begriffe, weil sie ja keinen Inhalt hätten, zu verzichten und von ihnen keinen Gebrauch zu machen.

So liegt die Sache aber bei den Begriffen des Kausalitätsprinzipes nicht. Oft genug werden blosse Thatsachen ausgesprochen, z. B. es regnet, ohne dass der Gedanke ihres Bewirktseins durch bestimmte Ursachen dabei eintritt, und mancher hat schon gemeint, dass er wirklich des Begriffes der Verursachung und Einwirkung entrathen könne, was freilich nur durch grosse Ungenauigkeit und Unklarheit seines Denkens erklärlich ist. Verständlich ist es mir nicht, wie jemand sich mit dem Glauben an eine blosse Regelmässigkeit in der Natur begnügen kann, wenigstens, wenn er über diese Dinge zu philosophiren vorgiebt. Dass das naive Bewusstsein der erkenntnisstheoretischen Klärung und Begründung dieser Begriffe nicht bedarf und dass auf einzelnen Gebieten des Wissens auch ohne sie Erhebliches geleistet werden kann, versteht sich ganz von selbst. Aber Glauben ist kein Wissen. Wenn die Reflexion erst einsetzt, so muss sie entweder eingestehen, — woraus keinem Forscher ein Vorwurf gemacht werden kann — dass das Problem zu lösen bisher nicht geglückt ist, dass es also in seiner ganzen Erklärungswürdigkeit und Bedürftigkeit fortbesteht, oder aber zu dem bestimmten Ergebnisse kommen, dass es Kausalverknüpfung in Wirklichkeit nicht giebt, dass „die Regelmässigkeit" eine bloss bisher gemachte Wahrnehmung ist, dass man nicht zu der Frage berechtigt ist, woher dieses Wunderbare, dass, so weit bisher Beobachtung stattgefunden hat, wirklich das b immer dem a gefolgt ist, nie a ohne b, nie b ohne a eingetreten ist, komme, und dass somit in der Sache nicht der mindeste Grund dazu vorliegt und die Logik nicht das mindeste Recht dazu giebt, sich getrost der Erwartung, dass das nun auch immer so bleiben werde, hinzugeben. Oder aber es gelingt, den fraglichen Worten einen denkbaren Sinn zu geben. Ist dies nicht geschehen und soll auch der — in der That unmögliche — Verzicht auf den Begriff der Kausalverknüpfung nicht erfolgen, so ist „die Regelmässigkeit" ein sehr schlechter Nothbehelf. Es versteckt sich hinter ihr, was bloss die Unklarheit der Begriffe nicht merken lässt, doch die Annahme einer Verknüpfung oder eines Zusammenhängens, auf welchem das Recht der Erwartung beruht.

Halten wir also fest, dass auch der gelungenste Nachweis der Art und Weise, wie etwas wirkt, z. B. wie Heilmittel oder wie Gifte auf einen thierischen Organismus einwirken, wie es kommt, dass Chinin das Fieber vertreibt, oder wie eine Reihe vorhergegangener Bedingungen den psychischen Zustand eines Menschen und seine Handlungsweise erklären, das eigentliche Problem nie aus der Welt schafft, indem doch in der ganzen Reihe von Mittelgliedern zwischen je zwei räumlich oder zeitlich benachbarten ein realer Zusammenhang bestehen muss, welcher

als schon bekannt und zugestanden vorausgesetzt wird, so fehlt es wirklich den Begriffen Ursache und Wirkung an jedem Inhalt.

Bilder und sinnliche Vorstellungen, welche immer wieder das probandum unerklärt einschlossen, haben herhalten müssen, aber wenn wir solche mit aller Klarheit ausschliessen, so fehlt oder scheint doch immer noch zu fehlen, was es eigentlich ist, worin die Erklärung und die Sicherung für alle Zukunft gefunden wird.

Also nicht das subjektive Gefühl der Sicherheit in der Erwartung kann in Betracht kommen, sondern eine Gewähr für die Zukunft wird verlangt, die Ueberzeugung von einer objektiven Nothwendigkeit.

Einst war die Meinung verbreitet, dass dieseNothwendigkeit eben durch die vorhandene Ursache gesetzt sei; ihr Wirken leiste die gewünschte Bürgschaft. Im Gegensatz zu dieser Meinung schien es mir ein Wagniss, die Sache umzukehren, wozu die Leerheit des Begriffs der Ursache mich zwang. Wenn auch, wovon sogleich, der Begriff der Nothwendigkeit uns wiederum in eine gleiche Verlegenheit setzen sollte, da auch sein Inhalt nichts Wahrnehmbares sein kann, so schien es mir doch eine Vereinfachung, an Stelle der wirkenden Ursache die Nothwendigkeit der Succession zu setzen, die Verursachung als einen Spezialfall von Nothwendigkeit, nämlich der der Succession zu fassen. Nothwendigkeit ist also der allgemeinere Begriff. Erk. Log. S. 187 heisst es: „Das gemeine Verfahren, grosse Erscheinungsganze in Ansatz zu bringen, deren letzte Elemente und Momente ungeschieden oder doch unbeachtet blieben, hat in unzähligen Fällen zu dem Resultate geführt, dass eine Ursache nicht feststellbar ist, dass allerdings wohl in einigen Fällen die und die Succession beobachtbar ist, in andern dagegen ausbleibt. Aber die Wirkung kann nicht ausbleiben, und wo sie auszubleiben scheint, ist ihre Ursache nicht richtig erkannt worden. Erst die Unterscheidung aller Bestandtheile und Elemente unter den Erscheinungen hat zu Erfolgen geführt. Und dann erweist sich die Ursache immer als ein Zusammen einer grösseren oder kleineren Zahl von Einzelheiten, welche wir als Bedingungen bezeichnen.

Die Ursache zerlegt sich also in allen Fällen in eine Mehrheit zusammenwirkender Umstände, und ist diese erst richtig erkannt, so verschwindet auch der Schein des Hervorbringens. Die gemeine Meinung übersieht die meist vorhandenen und weniger in die Augen fallenden Bedingungen und beachtet nur die letzte hinzukommende, von welcher dann sichtlich die Wirkung abhängt“ und S. 193: „Die Ursache lässt die Nothwendigkeit nicht wie ein Neues aus sich hervorgehen, sondern die Nothwendigkeit der Succession konstituirt erst den Begriff der Ursache. Das könnte eben nur der läugnen, welcher in der Ursache eine wirkliche schaffende und hervorbringende Thätigkeit sieht. Aber wie in aller Welt macht sie das? Müssten denn ihre Maassnahmen nicht sachlich geeignet, ein

passendes Mittel sein, um die Wirkung hervorzubringen? Wir sähen somit auf's Neue die Nothwendigkeit der Succession auftauchen. Und müssten wir nicht annehmen, dass die Ursache diese ihre schaffende Thätigkeit immer vollbringt? Oder rastet sie zuweilen? Es läge wiederum in ihr die Nothwendigkeit, von dieser schaffenden Thätigkeit in keinem Falle zu lassen."

Wenn also gesagt wird, das induktive Verfahren lehre Ursache und Wirkung kennen, so ist vorausgesetzt, dass alles Geschehen in der Welt seinen nothwendigen Vorgänger (bezw. Begleiter) und seinen nothwendigen Nachfolger habe, und dass jener sicherlich unter den vorhergehenden Umständen sei, wenn dieser Umstand auch in vielen Fällen noch nicht auffindbar gewesen ist. Es kommt eben darauf an, wie weit die Zerlegung gelungen ist. Berechtigt sie zu dem sicheren disjunktiven Obersatz: der nothwendige Vorgänger von x ist entweder dieser oder jener Umstand, bezw. Komplex von den und den Umständen, so führt das bekannte Ausschlussverfahren zum Ziele. Die Anwesenheit eines Umstandes (bezw. Komplexes) ohne x, die des x ohne ihn, beweist, dass x nicht nothwendig mit ihm verknüpft ist. Und wenn der nothwendige Vorgänger sich wirklich unter den Gliedern der Disjunktion befindet, so muss er dasjenige Glied sein, welches sich bisheriger Beachtung noch nicht nach dem genannten Kriterium als nicht nothwendiger Vorgänger gezeigt hat. Wie verwickelt und schwierig die Sache in der Praxis wird, habe ich oft genug hervorgehoben. Hier habe ich nur hinzuzufügen, dass dieser induktiv erwiesene nothwendige Zusammenhang durchaus nicht immer schon die Forderung der Begreiflichkeit (Grundriss der Erk. und Log. S. 61 f.) erfüllt, dass also der Versuch, diesen Zusammenhang genauer zu bestimmen und auch durch sein Verhältniss zu andern Zusammenhängen, welche dabei in Frage kommen können, begreiflicher zu finden, oft durchaus gerechtfertigt ist, dass aber schliesslich, auch wenn dies alles in erwünschtester Weise geglückt ist, die erreichte Kausalerkenntniss oder der erkannte Zusammenhang doch nichts anderes, als die Erkenntniss von Nothwendigkeit ist.

Wie steht es nun aber mit dem Inhalt des Begriffes nothwendig? Lässt er sich definiren? Gewiss nicht. Es war eine Vereinfachung, die Kausalität als Spezialfall von Nothwendigkeit aufzufassen und hat seinen Werth, obgleich dieser letztere Begriff an demselben Fehler der Inhaltlosigkeit zu leiden scheint. Der Sprachgebrauch freilich steht mir nicht zur Seite. Denn wenn gesagt wird: es war nothwendig, dies zu thun oder dass dieses geschah, weil etc., so wird vielleicht manchem scheinen, dass die mit „weil etc." wohlbegründete Nothwendigkeit eines Thuns oder Geschehens als Folge des begründenden Vorganges oder Umstandes so inhaltlich bestimmt sein müsse, wie dieser selbst. Allein der Sinn des genannten Ausdruckes ist der, dass die begründenden Vorgänge

oder Umstände nicht mit dem Prädikat nothwendig, sondern mit dem durch sie begründeten Thun oder Geschehen, welches in der That ebenso inhaltlich Bestimmtes ist, wie jene, in dem (wenn auch vielleicht noch vielfach vermittelten) Zusammenhange stehen, welchen wir als Nothwendigkeit bezeichneten, und dieses Zusammenhängen hat keine Merkmale, durch welche es definirt werden könnte.

Ich hielt es für einen glücklichen Einfall, diese Nothwendigkeit mit dem Sein selbst zu identifiziren, d. h. dem Ursachesein und dem Nothwendigsein den Sinn zu geben: so ist das Sein, das ist es; es gehört zum a-sein und zum b-sein, dass wo und wann auch immer a auftritt, das b ihm folgt, und wo und wann auch immer b auftritt, das a ihm vorangegangen ist. Dann steht dieses Sein nicht im Gegensatz zu der zu erklärenden Nothwendigkeit und schliesst sie nicht aus, sondern will dasselbe leisten, wie sie, schliesst sie also eigentlich ein, nur dass die Aufgabe, für sie einen besonderen neuen Begriffsinhalt zu finden wegfällt. Verständlich freilich wird dieses Sein, welches die bisher sogenannte Nothwendigkeit einschliesst, erst durch den Gegensatz zum bloss Zufälligen und zu der blossen Assertion, welche ein Sein mit ausdrücklichem Ausschluss der Nothwendigkeit behauptet. Petzold ist mit mir in der Verwerfung der vulgären unzulänglichen Vorstellungen über Kausalität und Nothwendigkeit einig, begnügt sich aber mit der blossen Thatsache, dass b dem a gefolgt, a dem b vorangegangen ist, so oft es bekanntermaassen beobachtet worden ist und statuirt dann die oben behandelte „Regelmässigkeit“.

Dies und die Behauptung, dass Psychisches aus Psychischem nicht verstanden werden könne, ist bei ihm die Vorbereitung zum Dogma des Parallelismus.

Sein Beweis für diese letztere Behauptung lässt so viel zu wünschen übrig, dass man nur Voreingenommenheit zu Gunsten der Lösung, welche er schon im Auge hat, vermuthen kann. Denn er macht nur den Mangel „eindeutiger Bestimmtheit“ geltend, d. h. dass wir im geistigen Leben niemals bei allen Menschen die Folgen eines Vorganges so genau und sicher bestimmen können, wie auf dem Gebiete des materiellen Geschehens. Ohne zu prüfen, woher das wohl kommen möge, schliesst er vorschnell, dass die geistigen Vorgänge überhaupt nicht kausal miteinander verknüpft seien.

Auch „die eindeutige Bestimmtheit“ wird nur durch Induktion festgestellt, wenn nicht aus schon anerkannten allgemeinen Sätzen Folgerungen gezogen werden, und das induktive Verfahren beruht immer auf der Voraussetzung, dass sich unter den vielen Umständen ganz sicher auch derjenige Umstand, bezw. derjenige Komplex von Umständen befindet, welcher nicht ohne das fragliche Ereigniss, und ohne welchen das fragliche Ereigniss nicht vorkommt. Petzold selbst hat bei seinem

Lawinenbeispiel die grosse Zahl von bedingenden Umständen anerkannt und es ist ihm auch gewiss bekannt, wie oft Induktionen zu gar keinen oder falschen Ergebnissen geführt haben, weil von den bedingenden Umständen einer oder einige noch gar nicht bekannt waren und deshalb auch nicht in Betracht gezogen werden konnten. Warum kennt er diese Möglichkeit bei den psychischen Ereignissen nicht? Hat er noch nie daran gedacht, dass die Zahl der bedingenden Umstände bei diesen letzteren noch viel grösser ist und dass noch viel mehr von ihnen vielleicht noch gänzlich unbekannt sind, oder wenn auch im Allgemeinen bekannt, doch im einzelnen Falle nicht feststellbar sind, und endlich, dass auf diesem Gebiete Experimente wie im chemischen und physikalischen Laboratorium ausgeschlossen sind, weil in jedem Falle immer zu viel Einflüsse mitwirken, die nicht entfernt werden können. Wenn er das in Betracht gezogen hätte, so würde ihm die auch mir bekannte Thatsache, dass im einzelnen Falle die psychologische Wirkung immer nur mit Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden kann, nicht als Beweis dafür gelten, dass psychische Ereignisse nie durch psychische Ereignisse erklärt werden können.

Wie jeden ein Ereigniss berührt, hängt immer davon ab, was vorher in seinem Bewusstsein anwesend war, welche Gedanken, welche Stimmung, und so, wenn wir es auch nicht klar verfolgen können, immer weiter rückwärts, denn die vorhergehenden Gedanken und Stimmungen resultiren in ihrer Kraft und in ihrer Färbung wiederum sowohl aus äusseren Anregungen als auch aus den Gedanken und Stimmungen zur Zeit als die Anregungen stattfanden. Und es giebt doch keine zwei Menschen, bei denen die äusseren Anregungen vom ersten Athemzuge an ganz gleich gewesen wären.

Es ist leicht zu begreifen und ich habe mehrfach darauf hingewiesen, dass keine zwei Menschen einander völlig gleich sein können[1]. Aus dieser Eigenart des psychischen Lebens ergiebt sich, dass die Wirkung, welche aus den geistigen Antecedention a, b, c sich ergeben müsste, durch Bedingungen, die im Leben des Individuums liegen, modificirt zuweilen ganz aufgehoben werden kann. Aber darin ist feste Gesetzlichkeit des Geschehens vorausgesetzt; wie daraus hervorgehen soll, dass psychische Ereignisse nicht durch psychische Ereignisse erklärt werden könnten, verstehe ich nicht. Dass die verbitterte Stimmung auch die Gedanken und Auffassungen lenkt, ist begreiflich, aber die Gesetzlichkeit, welche da anerkannt wird, wird nicht aufgehoben, wenn besondere Umstände, wenn das ganze Vorleben doch auch anderes zulässt.

Sobald alle diese Umstände, wie sie in einem gedachten Falle vorliegen, sich irgendwo und wann wieder zusammenfinden, wird genau

[1] Das „System der Wissenschaften und das des Seienden". Vgl. Ztsch. f. imm. Philos. Bd. III, S. 163 f.

dieselbe Wirkung eintreten. Dass jenes nicht möglich, ist eine andere Sache. Wir erwarten, in wessen Bewusstsein sich die Urtheile MP und SM zusammenfinden, der wird auch sogleich das Urtheil SP hinzudenken. Das dabei vorausgesetzte psychische Naturgesetz wird nicht aufgehoben, wenn die Aufmerksamkeit von andern Dingen in Anspruch genommen ist, in Folge dessen das Subjekt nicht an das Urtheil SP denkt, sondern vielleicht an die andern Dinge, welche auch die Eigenschaft M haben oder an die andern Eigenschaften, welche neben P zugleich wahrgenommen werden. Dass ein centraler Stoss eine Kugel in derselben Richtung fortbewegt, wird nicht aufgehoben, wenn im einzelnen Falle die Bedingungen vorhanden sind, welche die Kugel ablenken, z. B. Unebenheiten der Unterlage u. dergl. Im psychischen Leben sind die Dinge nur noch unendlich komplizirter.

Und wenn das Individuelle im Physischen sehr einfach in der räumlichen und zeitlichen Bestimmtheit besteht, für welche als solche alle raum- und zeiterfüllenden Qualitäten gleichgültig sind, so ist die psychische Individualität, bekanntlich das Ich, eine Grösse eigener Art. Wie könnte ich dies hier verfolgen? Nur erwähnt muss der Gedanke werden, dass es nach der Meinung vieler Menschen, auch sehr ernster Forscher, angeborene psychische Anlagen individueller Art giebt. Sie würden das Heer der in jedem Falle mitwirkenden Bedingungen nur vermehren und die Entscheidung schwieriger machen, aber niemals beweisen, dass es im psychischen Leben keine Gesetzlichkeit gebe.

Dass alle diejenigen Eigenthümlichkeiten desselben, welche wir vielfach auf ursprüngliche psychische Anlagen zurückführen, auf Rechnung der Leibesbeschaffenheit, spezieller der von ihr bedingten Gehirnvorgänge zu setzen sind, ist vorläufig nicht erwiesen, sondern eine Hypothese, eine Hypothese, welche vieles für sich haben mag und in gewissen Grenzen eigentlich von allen anerkannt ist, aber in ihrer begrifflichen Unklarheit nicht im Stande ist, eine Anerkennung des Parallelismus zu erzwingen.

Zu letzterem Zwecke hat Petzoldt ja erklärt, dass weder rein psychische Vorgänge die Ursache eines psychischen Ereignisses sein können, noch materielle, da rein physikalische Prozesse sich unmöglich in geistige umsetzen könnten. Allein dies „sich umsetzen“ ist eine (natürlich ganz unhaltbare) Redensart, welche nur in der Theorie der Sinnesempfindungen gebraucht worden ist. Wenn es sich um die triste Stimmung und in Abhängigkeit von ihr die tristen Gedanken, welche Verdauungsstörungen zugeschrieben werden, und welche mit Hebung der letzteren wegfallen, handelt, oder um die Schwächung des Gedächtnisses durch körperliche Krankheit, so hat noch niemand von dem „sich umsetzen“ gesprochen. Man kann also sehr wohl gewisse Abhängigkeiten des psychischen Lebens vom physischen anerkennen und

man kann auch die zur Erklärung der letzteren behauptete „Einwirkung des Leibes auf die Seele" abweisen, indem man sich mit der induktiv erwiesenen Abhängigkeit jenes von diesem auch ohne spezielle Erklärung des Wie begnügt, ohne deshalb zur Anerkennung eines Parallelismus gezwungen zu werden, der eben so wenig erklärt.

Endlich darf hier auch der Fall nicht ganz vergessen werden, dass das Subjekt unmittelbar den Kausalzusammenhang unter seinen Gedanken, Stimmungen oder Gemüthszuständen, Begierden und Entschliessungen in sich zu spüren meint. Niemand zweifelt, dass dauernd erlittenes Unrecht, stete Verweigerung der wohlverdienten Anerkennung, fortwährende Zurücksetzungen einen Menschen in allen seinen Auffassungen und seinem Verhalten zu den Mitmenschen beeinflussen, so dass er nach dieser Beeinflussung sich ganz anders benimmt, wie einst vor aller dieser erfahrenen Bitterkeit, dass derselbe Mensch, wenn wir ihm ein gerechteres Loos beschieden denken, sich ganz anders verhalten würde. Ich erwarte die Einrede, dass doch auch in allen diesen Fällen die Beschaffenheit des körperlichen Lebens, spezieller des Nervenlebens von grosser Bedeutung sei und wage der Behauptung nicht zu widersprechen. Aber was wäre daraus zu schliessen? Möchte sich auch daraus ergeben, dass, wie Petzoldt behauptet, rein psychische Ereignisse nicht Ursache von anderen solchen sein können, so können doch (auch nach ihm) materielle auch nicht ihre Ursache sein. Wenn weder psychische noch materielle es können, wie soll die Wirkung zu Stande kommen? Dass Umstände vereinigt leisten, was keiner von ihnen allein kann, ist nun kein seltener Fall, aber dann sind wohl beide derselben Art; es handelt sich um Quantitäten, Vermehrung einer wirkenden Kraft, oder um die Verschiedenartigkeit von Funktionen, so dass das Ergebniss aus einer nachweisbaren Ergänzung der einen durch die andere seine Erklärung findet. Solange in unserem Falle solches nicht geleistet ist, ist auch von einer Erklärung der psychischen Wirkung keine Rede.

Was bietet nun Petzoldt?

Die neueste Lösung unseres Problems heisst „das Geistesleben muss durchgängig und eindeutig Aenderungen des Gehirns zugeordnet werden" (Einleitung S. 8).

Er lässt es also nicht durch letztere hervorgebracht werden, statuirt keine Einwirkung auf Seele oder Bewusstsein, läugnet auch die Nothwendigkeit, welche mancher vielleicht zur Erklärung dieses merkwürdigen Zusammen anzunehmen geneigt sein mag, behauptet aber S. 83, „dass wir jeden geistigen Akt als durch materielle Bestimmungselemente bestimmt zu denken haben", und begnügt sich mit der blossen Versicherung, dass wir uns auf diese „Ordnung" verlassen können. Natürlich, was hiesse auch sonst Ordnung?

Wie mag sie sich vom Naturgesetz unterscheiden? — Aber wenn

auch von Nothwendigkeit dabei keine Rede sein soll, als zufällig wird Petzold das Zusammen von je einem geistigen und einem materiellen Vorgange wohl nicht gelten lassen. Wenn aber Zufälligkeit ausgeschlossen ist und wenn diese Ordnung ganz fest und zuverlässig ist, so wird sie doch wohl nichts anderes sein, als mein Begriff der Nothwendigkeit, eben das Sein selbst = dem einfachen „es ist so“. Petzoldt hat sich freilich nicht dazu bekannt und hat auch die unentbehrliche Ergänzung dieser Lehre d. i. die Erklärung des Zufalles ausgelassen. Aber auch wenn ich trotzdem seine Behauptungen, um mich hineinzufinden, in diesem Sinne auffassen wollte, hätte ich noch die Entgegnung zu machen, dass wir doch auch an dieses Sein die Anforderung eines gewissen Maasses von Begreiflichkeit stellen müssen.

Schien es das unerträglichste Räthsel von der Welt, dass Ortsveränderung von Hirnmolekülen einen Gedanken oder ein Gefühl hervorbringe, so ist es nicht minder räthselhaft, dass und wie dieser Gedanke oder dieses Gefühl den Schwingungen dieser Hirnmoleküle „zugeordnet ist“.

Welche Gründe sich gegen diese Annahme erheben, scheint Petzoldt unbekannt zu sein. Er macht es sich leicht. Nachdem er in einem kurzen Sätzchen behauptet hat, dass „der Wissenschaft in so reichem Maasse Erfahrungen über die Beziehungen zwischen Gehirnvorgängen und psychischem Geschehen vorliegen“ —, wobei schon das Wort „Beziehungen“ zu vag und unklar ist — ist er sogleich mit dem Schlusse fertig, „somit ist streng und unausweichlich nachgewiesen, dass kein noch so unbedeutender geistiger Vorgang ohne physische Parallele im Centralnervensystem verlaufen kann“. „Streng und unausweichlich nachgewiesen“ ist nur für einige psychische Vorgänge, dass die und die Gehirnprozesse ihre Bedingung sind. Dass für alle psychischen Regungen solche Bedingungen da sind, ist Vermuthung, welche das Grundproblem nicht löst, sondern schärft. Vor allem müssten wir doch, wenn (Einführung S. 83) von einem „wissenschaftlichen Verstehen des geistigen Geschehens durch seine Beziehung auf ein entsprechendes materielles Geschehen“ die Rede sein soll, mehr im einzelnen wissen, auf welche Elemente des letzteren die Elemente des ersteren jedesmal „bezogen“ werden sollen, die einzelnen Begriffe, die Objektsverhältnisse, die zusammenschliessenden Einheiten, auch das Verhältniss des werthschätzenden Gefühls zu den wahrgenommenen Dingen und Ereignissen als zu ihnen gehörig und ihnen zukommend, die Abhängigkeit des Willens von Gedanken und Gefühlen, welche doch auf andere Hirnparthien „bezogen“ werden.

So lange nur einige geistige Vorgänge „ihre Lokalisirung“ gefunden haben, — welche Lokalisirungsversuche oder Hypothesen noch lange nicht abgeschlossen sind — und zwar nur in den gröbsten Umrissen ohne Berücksichtigung der feineren Zusammenhänge und Schattirungen im Psychischen kann eigentlich auch von keiner Parallelität und von

keinem Entsprechen die Rede sein. Und wären noch so viele Fälle solches Zusammengegebenseins festgestellt, immer stünden wir doch nur vor der verwunderlichen Thatsache, und „wissenschaftliches Verständniss“ würde nur durch die begriffene Nothwendigkeit erreicht werden, dass hier immer eines neben dem andern hergehen müsse, ohne dass doch eines das andere hervorbrächte, durch eine Nothwendigkeit, welche wenigstens bisher nur durch metaphysische Spekulation glaubhaft gemacht worden ist. Wer an Spinoza's Substanz mit ihren Attributen und deren Modis, welche in jedem derselben ihr ganzes Wesen auf unendliche Weise ausdrücke, glaubt, wird den Parallelismus ganz begreiflich finden, da ja una eademque res duobus modis exprimitur. Aber es gehört Glaube dazu. Dann wüssten wir, wonach ich oben fragte, was das „zugeordnet“ heisst.

Eigentlich könnte die Kritik der Petzoldt'schen Lehre über das Verhältniss von Leib und Seele hiermit abgeschlossen sein. Aber bemerkenswerth ist doch noch, dass er das Bedürfniss fühlt, den Einwand, dass nun, da Psychisches durch Psychisches wissenschaftlich überhaupt nicht begriffen werden könne, weitere Betrachtung der seelischen Vorgänge an und für sich, also ohne Beziehung auf die entsprechenden Gehirnvorgänge keinen Zweck mehr haben, abzuwehren.

Ich habe immer — mit vielen anderen — gemeint: Wenn uns auch die Beschaffenheit von Gehirnvorgängen, welche thatsächlich die verdüsterte Stimmung mit den trüben Vorstellungen bedingen, gezeigt würde, wer könnte, wenn er nicht schon unter bekannte Gesetze dieser Art subsumirt, sagen, „aha, man sieht es ja gleich, das muss die grösste Betrübniss ergeben“, und wenn ihm andere Beschaffenheiten anderer Hirntheile beschrieben werden, „richtig, man sieht es ja gleich, das muss fröhliche Stimmung ergeben“ dergl.? Wer rühmt sich zu begreifen, warum die und die Schwingungen von den und den Hirnmolekülen die bewusste Empfindung roth ergeben müssen? Es ist für uns ebenso möglich die Empfindung roth und die düstere und die fröhliche Stimmung an ganz andere Molekularschwingungen in ganz anderen Hirntheilen geknüpft zu denken. Die psychischen Vorgänge allein sind uns gegeben, die bedingenden Hirnprozesse werden immer erst erschlossen.

Dass der Schmerz des Geliebten auch dem Liebenden weh thut, finden wir ganz natürlich, auch ohne die Abhängigkeit dieser psychischen Vorgänge von dem Gehirnleben in Anspruch zu nehmen. Beobachten können wir nur das Gegebene des psychischen Lebens.

Man könnte ja auch annehmen, dass wenn eigner Schmerz der Wahrnehmung des Schmerzes des Geliebten folgt, auch dem Gehirnvorgang, welcher die Wahrnehmung des fremden Schmerzes leistet, der Gehirnvorgang, welcher eignes Schmerzgefühl bedingt nach Gesetzen des körperlichen Leben folge. Dem thatsächlichen gesetzmässigen Zusammen-

hang unter diesen beiden letzteren Vorgängen müsste dann auf der psychischen Seite das Bewusstsein von der Natürlichkeit und Begreiflichkeit des eigenen Schmerzes in Folge des Schmerzes des Geliebten entsprechen! Was kann man nicht alles annehmen, wenn man ein Dogma retten will! Jene Gesetze sind noch nicht ergründet.

Ich schliesse mit dem Ergebniss, dass die Setzung „der eindeutigen Bestimmtheit“ an Stelle der Ursache oder der Nothwendigkeit und die (vielleicht nicht nothwendige?) „Zugeordnetheit“ jedes geistigen Aktes zu einem physiologischen Geschehen zur Lösung unseres Problems nichts beiträgt. Als ich oben S. 15 zu meiner Gleichung: Kausalverknüpfung = Nothwendigkeit der Succession, und Nothwendigkeit = Sein kam, verliess ich meinen Gedankengang, um Petzoldt's Auffassungen nachzugehen, was mir, um den Stand der Frage als Vorbereitung für meinen Lösungsversuch darzulegen, unerlässlich schien. In welchem Sinne meine Gleichung gemeint war, muss nun hinzugefügt werden. Im erkenntnisstheoretischen Interesse muss betont werden, dass es eine Definition des Seins, welche den üblichen Ansprüchen an eine Definition genügt, nicht geben kann. Jedes Definiens würde immer wieder das Definiendum voraussetzen. Den Nutzen, welchen eine richtige Definition gewährt, dass sie nämlich eine unendliche Mannigfaltigkeit von Einzelnem zu einer übersichtlichen Einheit macht und der weiteren Untersuchung auf diesem Gebiete schon die fruchtbare Direktion gibt, erreichen wir in unserem Falle dadurch, dass wir statt der Definition des Begriffes Sein die Seienden nennen, aber natürlich nicht alle einzelnen, was nicht möglich wäre und auch dem Zwecke nicht dienen würde, sondern die richtig gefundenen obersten Gattungsbegriffe derselben. Die Untersuchung, welche ich hier nicht einschieben kann, hat das Ergebniss: das Sein ist Bewusstsein und sein Inhalt, zeigt also das Sein sogleich als ein Ganzes und setzt in diesem als zu ihm gehörig ein logisches, wofür man ebenso gut sagen kann: ein reales Verhältniss, nämlich das Objektsverhältniss, welches deshalb im Gegensatz zu andern Objektsverhältnissen, welche auf dem Gebiete des Bewusstseinsinhaltes sich finden, das ursprüngliche genannt wird.

Bewusstsein und sein Inhalt sind nicht zwei Dinge, sondern eins, da es nicht etwa nur thatsächlich, sondern nach dem Begriff und Wesen der Sache kein Bewusstsein geben kann ohne Inhalt, und da alles was sonst noch ausser dem reinen Bewusstsein als Seiendes angebbar ist, die ganze körperliche Welt und alles Geschehen, alle Gedanken und alle Werthe, die Relation auf Bewusstsein im Begriff seines Seins enthält, dass sein Sein immer nur als möglicher Bewusstseinsinhalt denkbar ist. Handelt es sich also um die Welt im landläufigen Sinne des Wortes, um alles, was irgendwie sinnlich oder nicht sinnlich wahrgenommen werden kann, in Vergangenheit und Zukunft, so ist ihr höchster Gattungsbegriff Be-

wusstseinsinhalt oder Bewusstseinsobjekt, wenn nicht gegenwärtig wirkliches, so doch mögliches. (Die objektive Wirklichkeit der körperlichen Welt findet dabei ihr Unterkommen.)

Und wenn nun dieses Sein in seinem tiefsten Wesen — denn der richtige eigentliche Gattungsbegriff drückt dieses aus — Bewusstseinsinhalt oder Objekt ist, könnte es dieses sein, wenn es wirklich nur von Seiten der einzelnen Qualitäten und Räume und Zeitpunkte bestimmt wäre, als roth, warm, hart, jetzt, hier, dort? Kann ein Ich gedacht werden, dessen Bewusstseinsinhalt wirklich keine andere Bestimmtheit hätte? Freilich können wir es versuchsweise denken, dass einem Ich ein Chaos von Sinnesqualitäten bewusst wäre; bloss das Moment, bewusst zu sein, verträgt sich mit der Sinnlosigkeit, aber wie sehr auch der Versuch gelingt, er lässt nur erkennen, dass solches Chaos nicht unsere Welt, dass es überhaupt keine Welt ist, und dass dieses Bewusstsein nicht unser Bewusstsein ist. Wir können das Chaos denken, weil wir es nicht zum Bewusstseinsinhalt haben, sondern den Kosmos. Wir können die Abstraktion von der geordneten Welt vornehmen, aber wir können nicht urtheilen, dass wir so leben könnten. Wir müsssen in der logischen Reflexion diese Abstraktion vornehmen, um zu erkennen, dass die Ordnung, welche das Chaos zum Kosmos macht, im Wesen des Subjektes begründet ist, d. h. nicht aus den einzelnen Qualitäten als solchen hervorgeht und nicht aus ihnen, aus dem roth an und für sich und aus der Kälte an und für sich deducirt werden kann, sondern aus dem Wesen des Subjektes als eine Forderung hervorgeht, welcher alles genügen muss, was Inhalt von Bewusstsein sein soll oder welcher das Sein als Bewusstseinsinhalt genügen muss. Das heisst es, wenn ich die Nothwendigkeit zum Sein selbst rechne. Ohne Begriffe von Dingen mit ihren Eigenschaften und von Ereignissen ist Menschenbewusstsein nicht denkbar. Wenn keinerlei Erwartung stattfände, nicht dass der Boden zu unsern Füssen, nicht dass unsere Beine und Arme im nächsten Augenblicke noch da sein und nicht plötzlich verschwunden sein werden u. s. f. — man denke es aus! Also die Nothwendigkeit gehört zum Sein selbst. Sie ist allerdings als thatsächliche Regelmässigkeit gedacht, aber nicht als die bisher von einzelnen Menschen wahrgenommene; sie ist als die Erwartung gedacht, dass dieses sein oder geschehen werde und jenes nicht, welche unser ganzes Verhalten und Handeln lenkt und ohne welche kein Menschenleben bestehen könnte, aber nicht bloss als psychologisch erklärbares subjektives Gefühl der Sicherheit, sondern als objektiv in der Sache begründete Sicherheit. Die Welt ist so, das Sein ist so und sonst gäbe es kein Sein und, da Bewusstsein ohne Sein als seinen Inhalt nicht existiren könnte, auch kein Bewusstsein.

Was ich zur Sicherung und Klärung der angedeuteten Ansichten

aus meinen Schriften noch anführen möchte, sei in die Anmerkung verwiesen.

Also der Vorbehalt weiterer Prüfung, um den Einklang unter den Ergebnissen herzustellen, nämlich der Erfahrungsthatsache der Abhängigkeit geistiger Akte von physiologischen Vorgängen und der einleuchtenden Unmöglichkeit, dass blosser Stoff (im obigen, dem Kartesischen Sinne) auf die Seele oder das Ich oder das Bewusstsein einwirken könne, und um dadurch den Anforderungen der Begreiflichkeit (vergl. Grundriss der Erkenntnisstheorie und Logik S. 61 f.) zu genügen, erscheint vollständig gerechtfertigt.

In Sachen des Parallelismus stimme ich Rehmke (S. 95 ff.) und Sigwart, Logik Bd. II S. 537 ff. vollständig bei, namentlich letzterem in dem Worte, ebenda S. 540, „Wer auch noch so fest überzeugt ist, dass zu den Bedingungen geistiger Thätigkeit bestimmte Gehirndispositionen gehören, wird doch zugleich, wenn er vorsichtig ist, anerkennen müssen, dass diese Beziehungen nicht so direkt und einfach sein können, wie es nach diesen Annahmen erscheinen müsste“.

Das Ergebniss dieser Voruntersuchung über den Stand der Frage ist ein rein negatives. Aber sollte auch mein eigener Lösungsversuch völlig unzureichend befunden werden, so halte ich doch auch jenes negative Ergebniss für einen Gewinn. Denn es ist für die Wissenschaft besser, wenn wir uns unsere Unwissenheit klar machen, als uns bei unhaltbaren Annahmen beruhigen und die Schwierigkeiten mit neuen Redensarten überkleistern.

Ehe ich nun an die Darstellung meines Lösungsversuches gehe, muss ich den Sinn, in welchem ich das Wort Bewusstsein schon oft gebraucht habe und nun aufs neue brauchen werde, gegen Missdeutungen, welche es in jüngster Zeit wieder erfahren hat, sicherstellen.

Theodor Lipps „Das Selbstbewusstsein, Empfindung und Gefühl“ Wiesbaden b. Bergmann 1901, trifft bald vollständig meine Ansichten und zeigt sich dann wieder in einer Weise, die mir nicht konsequent scheinen will, von meinen erkenntnisstheoretischen Ueberlegungen völlig unberührt.

Ganz meine Ansicht ist es, wenn es S. 3 heisst: „Es muss also ein einziges primäres oder ursprüngliches Ich geben, ein solches, das zunächst den Sinn des Wortes „Ich“ ausmacht. Und dies muss in allen andern „Ichen“ irgendwie stecken oder bei ihnen mit hinzugedacht sein, der Art, dass sie um deswillen gleichfalls Ich heissen können“ und ebenda „das ursprüngliche Ich muss ein unmittelbar erlebtes Ich sein“. S. 10—12 sprechen ganz meine Ansichten aus, ebenso S. 15 über Gefühl und Empfindung. Vergl. Grundzüge der Ethik- und Rechtsphilosophie S. 38.

Aber damit verträgt es sich nicht, wenn Lipps S. 39 dem unmittelbar gefühlten Ich ein reales Ich zu Grunde legt, und wenn er demgemäss nicht zu wissen scheint, welche Schwierigkeiten der Begriff des Zugrundeliegens in sich schliesst und ebenso der des „Wesens, das in den psychischen Erscheinungen sich bethätigt oder sein Dasein kundgiebt“. „Es ist“, heisst es ebenda, „das Empfindende, Vorstellende, Fühlende, Wollende im Sinne des realen Substrates der als Empfindung, Vorstellung, Fühlen, Wollen bezeichneten psychischen Thatbestände oder Vorgänge. Es ist mit einem Worte die Psyche“. Dieses reale Ich soll, ebenda, keineswegs „das irgendwo im Gehirn sitzende immaterielle Seelending sein“. Aber wenn wir auch die Bestimmung „irgendwo im Gehirn sitzend“ auslassen, die sich ja ohnedies mit „immateriell“ nicht verträgt, so bleibt doch das immaterielle Seelending oder die Seelensubstanz übrig. Und wenn Lipps nicht (in meinem Sinne) unter dem realen Ich dasjenige Ich versteht, als welches jeder sich erlebt, weiss, fühlt, so ist es doch als Substrat, an welchem dieses Ich mit seinem Denken, Fühlen und Wollen haftet, das immaterielle Seelending oder die Seelensubstanz.

Will Lipps, S. 40, „zu verstehen geben, dass das Räthsel des Bewusstseinslebens tiefer liegen könnte, als eine materialistische Gehirnphysiologie sich träumen lässt“, so ist die Absicht sehr löblich, aber es bedarf dazu keineswegs der Annahme eines immateriellen Substrates der Bewusstseinserscheinungen, welches „den Sinnen eines fremden Individuums im Bilde eines Gehirns und materieller Gehirnprozesse sich kundgiebt, soweit es eben darin sich kundgeben kann“, keineswegs eines realen Ich, welches dem Ichgefühl zu Grunde läge.

Dieser Begriff des realen Ich wird dadurch nicht klarer, dass Lipps es mit dem „realen Ton“ vergleicht, welcher die Luftschwingungen sei, und welcher der Tonempfindung „zu Grunde liege“, welches Zugrundeliegen m. E. ein absolut unbekanntes x ist. Das Wort: „Im empfundenen Ton „erscheint“ mir der reale“ (ebenda S. 41) ist für mich dogmatistische Metaphysik. Und ebenso natürlich, ebenda: „Im gleichen Sinne erscheint mir das reale Ich in dem Ichgefühl, oder ist das Ichgefühl dasjenige, worin das reale Ich sein Dasein mir kundgiebt oder offenbart“. Wer ist das „mir“? Wenn das Ich, was das Wort bekanntlich meint, sich selbst erscheint oder wenn es sich selbst weiss und hat, dann bedarf es keines Substrates. Das häufige Missverständniss, dass ich ein Ich-Ding lehrte, hat nur darin seinen Grund, dass sich meine Gegner, wie es Lipps von sich gesteht, das erlebte Ich nicht ohne Substrat vorstellen können. „Da man eben doch“ sagt er ebenda S. 41, ein Substrat des Bewusstseins brauchte und es nicht Seele, Psyche, reales Ich nennen — wollte, so hat man es Bewusstsein genannt, also das Bewusstsein zu seinem eigenen Substrat gemacht“. Allein ich habe

ausdrücklich behauptet, dass ich kein Substrat des Bewusstseins brauche. Ich habe auch unmissverständlich erklärt, dass die Wörter Ich und Bewusstsein zwar der Wortbedeutung nach verschiedenes zu sagen scheinen, indem jenes das Subjekt, dieses einen Zustand oder eine Thätigkeit desselben nenne, dass ihre Bedeutungen aber doch dasselbe Eine treffen. Denn dieses Subjekt besteht eben nur in dem Sich seiner bewusst sein[1]; es ist ohne sich seiner bewusst zu sein, gar nichts Denkbares und der Zustand oder die Thätigkeit des Sichwissens ist ohne das Ich sozusagen den Ichpunkt gleichfalls etwas ganz Undenkbares, wie der Begriff der Kreislinie ohne Mittelpunkt, weshalb ich die Wörter Ich und Bewusstsein völlig promiscue brauche. Wenn wirklich das Ich sich selbst weiss oder, mit anderen Worten, sich seiner bewusst ist, so ist auch wirklich Bewusstsein sein eigenes Substrat; es kann kein anderes Substrat haben und braucht keines. An dem Beiwort real nehme ich nicht um seiner eigenen Bedeutung willen Anstoss, denn ich halte in der That das erlebte Ich für etwas ganz Reales, sondern wegen der von Lipps hineingelegten Bedeutung des „zu Grunde Liegenden oder des Substrates“ und wegen des Gegensatzes, phänomenales Ich, womit das erlebte gemeint wird, während nicht einmal klar ist, wem es erscheint.

Wer hat denn „das Abstraktum Bewusstsein verdinglicht“? Wer behauptet, dass es die Bewusstseinsinhalte „hervorbringt“? Wenn jemand das Bewusstsein selbst statt des Ich empfinden, denken, fühlen lässt, so finde auch ich den Ausdruck nicht passend, aber es ist doch etwas ganz anderes, als dass es die Bewusstseinsinhalte „hervorbringe“. Und wenn es auch unpassend ist, zu sagen das Bewusstsein empfindet, denkt, fühlt, statt das Ich denkt (= ist sich eines Gedankens bewusst = hat einen Gedanken zum Bewusstseinsinhalte), so würde doch daraus noch lange nicht folgen, dass dem erlebtem Ich noch ein anderes, welches erst das reale wäre, zu Grunde liegen müsste.

Mit dem Ausdruck individuelles Bewusstsein meine ich allerdings „das Individuum, das Bewusstsein hat“, woran Lipps grossen Anstoss zu nehmen scheint. Aber es wäre doch nur Sache der Terminologie, falls nicht Lipps mit dem Individuum, welches Bewusstsein hat, etwas ganz anderes meint, als das bekannte Ich, welches ich meine, nämlich dasjenige, welches eben in dem Bewusstseinhaben (natürlich Bewusstsein mit Inhalt) besteht, das Ich, als welches jeder sich kennt. Und als wenn das in derselben Reihe läge, nur ein Fortschritt vom Verkehrten zum Verkehrtesten, fährt er fort „ja man macht schliesslich aus dem abstrakten Kollektivbegriff des Bewusstseins überhaupt ein Allbewusstsein, das in Wahrheit nichts ist, als eine Allgemeinseele oder Weltseele“. Wenn ich vom Bewusstsein überhaupt spreche, so habe ich zwar immer

[1]) s. Grundzüge der Ethik und Rechtsphilos. S. 137.

einen abstrakten Begriff gemeint und dies unzähligemal ausdrücklich erklärt, aber niemals einen Kollektivbegriff. Wer von den vielen grossen oder rothen Dingen die Eigenschaft der Grösse oder der Röthe abstrahirt, oder von den vielen Thieren die des Thierseins überhaupt, hat doch mit der Grösse und Röthe und dem Thier, meinetwegen dem Thier überhaupt, was doch nichts anderes bedeutet als die Abstraktion von allen individuellen und spezifischen Unterschieden, nicht aus „dem Kollektivbegriff" Grösse, Röthe, Thier, eine Allgrösse, Allröthe, ein Alltier gemacht. Ich muss bestreiten, dass die abstrakten Eigenschaftsbegriffe Kollektivbegriffe wären, und wenn auch das Wort der Hund (worüber Erk. Log. S. 382 f.) zu den blossen Eigenschaften die Allgemeinvorstellung von einem Individuum, an dem sie haften, hinzu denken lässt, so ist „der Hund" noch lange kein Kollektivbegriff und das Bewusstsein überhaupt ebensowenig.

II. Der Lösungsversuch.

1. Ich beginne mit der Andeutung, welche ich einst in dem Aufsätzchen „Die natürliche Weltansicht" (Philos. Monatshefte XL. 1 u. 2 S. 10 ff.) gegeben habe. „Unmittelbar findet sich das Ich ein Stück Raum erfüllend und diese Raumerfüllung in bestimmter Weise gestaltet: unmittelbar wird es sich der Theile derselben, ihres Zusammenhängens und ihrer Lage bewusst. Auch der Blindgeborene unterscheidet die Lage seiner Glieder oben und unten, rechts und links, vorn und hinten. Unmittelbar wird das Ich sich der Bewegung dieser Raumerfüllung und ihrer Theile bewusst und unmittelbar ferner, dass jene von seiner Willkür abhängt.

Man erklärt dieses Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit gerne durch Berührungsempfindungen. Mag sein, dass es ohne solche nicht vorkommen kann, aber man darf dabei nicht vergessen, dass die Berührungsempfindung eo ipso unmittelbar das Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit einschliesst. Wessen das Ich sich dabei bewusst wird, das ist unmittelbar im Raume ausgedehnt, so und so weit in der und der Richtung sich erstreckend, und ist unmittelbar als etwas an dem ausgedehnten Selbst, resp. zu ihm gehörend bewusst. —

Unmittelbar treten farbige Gestalten hier und da in unserem Bewusstsein auf und erfüllen Theile desselben Raumes, von welchem der eigene Leib ein Stück ist. War dieser vorher nur die Empfindung der eigenen kompakten Ausgedehntheit mit Unterscheidung ihrer Glieder und ihrer Lage, so tritt nun das Bedeutsame und Wichtige hinzu, dass im Bewusstsein desselben Subjektes farbige Gestalten denselben Raum einnehmen, wie die Empfindung seiner kompakten Ausgedehntheit, und dass die Empfindung von der Ortsveränderung seiner Glieder auch eine Orts-

veränderung dieser farbigen Gestalten begleitet, dass bei der Berührungsempfindung auch farbige Gestalten als unmittelbare Nachbarn der berührten Leibesstelle auftreten, während, wenn von diesen farbigen Gestalten andere ebensolche berührt werden, keine Berührungsempfindung eintritt, und endlich, dass auch in anderen Bewusstseinen dieselben farbigen Gestalten, welche mit meiner eigenen Ausgedehntheitsempfindung räumlich koincidiren, denselben Raum einnehmen, wie in meinem Bewusstsein.

Von einer Erklärung der Möglichkeit dieser Koincidenzen ist keine Rede. Genug, ohne sie gäbe es diese Welt nicht, und wenn Raum und Zeit mit allem, was sie erfüllt, Inhalt d. h. Objekt unseres Bewusstseins sind, so ist das absolut nur so möglich, dass wir uns mit unserem Leibe im Raume und in der Zeit ein Stück derselben erfüllend finden. Von Raum- und Zeitanschauung könnte doch keine Rede sein, wenn der Anschauende selbst unräumlich, also nicht im Raume wäre, wenn er den Raum nicht immer von einem Punkte im Raume aus wahrnähme.

Dass das Ich sich ein Stück Raum einnehmend findet, ist absolut nicht erklärbar. Ist dies aber als Grundbedingung der Welt vorausgesetzt, so scheint mir alle weitere Abhängigkeit des seelischen Lebens von dem raumerfüllenden Leiblichen nur eine Spezialisirung dessen, was da im Prinzip schon zugestanden oder hingenommen worden ist. Wie unendlich wichtig und interessant auch diese Spezialisirungen sind, die prinzipielle Schwierigkeit ist damit überwunden, dass das Sichfinden des Ich in räumlicher Ausgedehntheit und Gestaltung einfach hingenommen worden ist. Wie ist es möglich? heisst, wie ist überhaupt eine Welt, wie ist Sein möglich? Alle Möglichkeitsfragen erledigen sich nur innerhalb dieses Rahmens, unter dieser Voraussetzung.

Wie das Ich zu dem „eigenen" Leibe steht, war der erste Punkt, an welchem die Reflexion ansetzte. Sie kam durch natürliche Missverständnisse zu dem Begriffe der Seelensubstanz, welche immateriell, unräumlich sein soll, und doch ein konkretes Wesen, durch räumliche Grenzen abgetrennt von den körperlichen Dingen, welche „ausser" ihr sein sollen. Damit ist der Standpunkt der naiven Weltauffassung unverträglich. Er tritt sofort wieder in sein Recht, wenn wir diese Grenzen aufheben und erkennen, dass das Ich keines Substrates bedarf, sondern nur eines Bewusstseinsinhaltes, welchen durchgängiger gesetzlicher Zusammenhang zu dieser Welt, in der es sich findet, macht. Der Materialismus ist in der Voraussetzung ausgeschlossen, und die Schwierigkeit, wie die einander entgegengesetzten „Substanzen", Leib und Seele, ein Ganzes bilden und aufeinander einwirken können, ist nicht mehr vorhanden". Und ebenda S. 13: „Warum die Empfindung an diesen Vorgang (den Nervenprozess) gebunden ist, ist noch nicht gesagt worden. Was in jedem einzelnen Falle ein absolutes Wunder ist, wird die Härte

des unlösbaren Räthsels verlieren, wenn es als ein Glied in einem System einander bedingender und fordernder gleichartiger Gesetzlichkeiten erkannt wird, — die oben genannte Spezialisirung".

Diese Andeutung bedarf der Ausführung und kann erst dann überzeugend wirken, wenn die entscheidenden Gesichtspunkte im Zusammenhang einer grundlegenden Untersuchung, unabhängig von jeder Nutzanwendung für unser Problem gefunden worden sind[1]).

Das eigene Sein ist für jeden die Voraussetzung alles seines Denkens und Thuns, welche nur wegen ihrer Selbstverständlichkeit zuweilen übersehen oder nicht beachtet wird. Ihre Beachtung ist für die philosophische Reflexion von entscheidender Bedeutung. Nur wenn es wegen seiner Selbstverständlichkeit übersehen wird, kann auch die Frage, worin es besteht, unterlassen werden. Sie ist die wichtigste; bleibt sie unbeantwortet, so wird sogleich die Welt der Dinge und Ereignisse wie ein Dogma eingeführt, und auch worin *sie* besteht, bleibt unerwogen. Dann erscheinen die beiden, das eigene Sein und die Welt der Dinge in Raum und Zeit wie zwei völlig selbständige und ihrem Begriffe nach von einander unabhängige Grössen, so dass es auch nur als ein, je nachdem, glücklicher oder unglücklicher Zufall erscheint, der sowohl dem eigenen Wesen wie den Dingen fremd und äusserlich ist, dass ersteres mit letzterem zusammengeräth, von ihnen Kenntniss nimmt bezw. auf sie einwirkt und von ihnen leidet. Aber dann wird auch dieses Kenntnissnehmen zum unlösbaren Problem. Jenem wird alsdann, als wenn ein solches Wort das Räthsel lösen könnte, die geheimnissvolle Fähigkeit oder das Vermögen, wenn der Zufall günstig ist, von den Dingen Kenntniss zu nehmen, den letzteren die Fähigkeit, Gegenstand oder Objekt menschlicher Kenntnissnahme zu werden, zugesprochen. Die Erkenntnisstheorie und Logik verlangt zuerst, den Sinn dieser Worte zu prüfen und zergliedernd auf die letzten Elemente der Erkenntniss zurückzuführen. Sie lehrt, dass die Begriffe Fähigkeit, Vermögen, Anlage, zurückzuführen sind auf den der Nothwendigkeit und Möglichkeit. Die Fähigkeit oder das Vermögen des Dinges, unter Umständen Objekt menschlicher Kenntniss zu werden, und das des Menschen von dem Dinge Kenntniss zu nehmen, besteht in der Nothwendigkeit, mit welcher dieses Kenntnissnehmen und Inkenntnissgenommenwerden unter ganz bestimmten Bedingungen eintritt. Und diese Nothwendigkeit ist nichts, was zu einem Sein erst von aussen hinzutritt und sich ihm zugesellt, sondern sie gehört zu diesem Sein und macht es aus. So *ist* es, dieses Sein, dass je nach Bedingungen die und die Veränderungen eintreten (cf. Erk. Log. S. 230 ff., Grundriss der Erk. u. Log. S. 72 f.). Damit ist aber

[1]) „Das System der Wissenschaften und das des Seienden", Zeitschr. für „immanente Philosophie" Bd. III, Heft 1, S. 70 ff.

offenbar schon das Kenntnissnehmen und Inkenntnissgenommenwerden zum Wesen des Subjektes und des Objektes gerechnet, und so würde dieses Ergebniss die Fehler des Ausgangs, nämlich das Uebersehen des Subjektes und den davon untrennbaren Dogmatismus aufdecken und nun um so unwiderstehlicher auf den Begriff dieses und jenes Seins, zu welchem die merkwürdigen Nothwendigkeiten des Kenntnissnehmens und Inkenntnissgenommenwerdens gehören, verweisen.

Es gehört zu den Erbfehlern des menschlichen Denkens, dasjenige, was für sich gedacht, nur abstraktes Begriffsmoment ist, wie selbständige Dinge, sogenannte Substanzen nebeneinander zu denken. Gelingt es, so ist der Mythos fertig, gelingt es nicht, so wird dasjenige, was sich nicht so denken lässt, sogleich einfach für nichts erachtet. Halten wir uns von diesem Fehler frei, so besteht das Sein nicht mehr aus Seelen und Körpern, sondern aus Bewusstsein und seinen Objekten.

Ist ein Ich dasjenige, was sich selbst weiss, so kann das „sich“ nicht wiederum bloss ein sich Wissendes (ein leeres Ich, d. i. ohne Bewusstseinsinhalt) meinen, denn das ginge in infinitum, ohne dass je, was es eigentlich ist, hervorträte. Ich-sein oder Sichselbstwissen ist nur möglich, überhaupt nur denkbar, wenn das Ich sich in Zuständen oder Bestimmtheiten findet, welche es als die seinigen weiss, oder welcher als der seinigen es sich bewusst ist. Bewusstsein ist nur möglich, wenn das Ich sich als ein so und so bestimmtes findet, welche Bestimmtheiten eben der Inhalt des Bewusstseins sind. Das Ich und sein Bewusstseinsinhalt sind abstrakt begriffliche Momente, welche sich gegenseitig voraussetzen, real untrennbar Eines = das Sein: Eines verschwindet ohne das andere, aber in dem ursprünglich real Einen treten sie unentfernbar in begrifflichem Gegensatz hervor. Hier ist zwei minus eins gleich Null.

Was es sein mag, dieses Ich?

Jeder denkt bei diesem Bekanntesten, welches er sich selbst ist, an das Ich, als welches er sich findet, an das durch seinen ganzen Bewusstseinsinhalt bestimmte, nicht an jenes sich findende Subjekt. Aber er hat doch ganz Recht; denn jenes ist für sich allein nicht mehr er, als welchen er sich kennt; es existirt ja nur und ist nur Ich, indem es sich findet und sonst nicht, und so wird es ganz richtig von jedem in seiner Identität mit dem Inhalte seines Bewusstseins gedacht, insofern dieser eben der seinige ist oder insofern dieser dasjenige ist, woran und worin es sich seiner bewusst wird. Dieser in seiner Individualität d. h. in seiner räumlichen und zeitlichen Bestimmtheit macht in der That die Individualität des Ich aus. Jeder ist „dieses Ich“ nur durch alles das, was ihm von seinem ersten Athemzuge an passirt ist und wessen er sich,

[1]) „Das System der Wissenschaften etc.“ S. 71, auch „Begriff und Grenzen der Psychologie“, Zeitschr. f. imm. Phil. Bd. I, Heft 1, S. 43 ff.

sei es als äusserer Wahrnehmung sei es als innerer Regung bewusst geworden ist, als das Ganze seines Lebens, was es doch eben nur ist, indem es von diesem identischen Einheitspunkte, in welchem die unzähligen Einzelheiten koincidiren, umspannt und zusammengehalten wird. Welchen Sinn soll es denn auch nur haben, unter Abstraktion von allem Bewusstseinsinhalte, in welchem das Ich sich findet, und ohne welches Sichfinden das Ichsein eine Undenkbarkeit ist, zu fragen, was dieses Ich für sich allein wohl sein möchte? Kann denn ein verständiger Mensch hoffen, die Frage: was ist es? wie sonst, durch Hinweis auf eine höhere Art von Dingen, zu der es gehörte, zu erledigen? Sie müsste doch an sich selbst begreiflicher und klarer und einfacher sein, als dieses Ich. Es ist nicht nur etwa wegen der Unvollkommenheit unserer Erfahrung und alles unseres Wissens bisher noch nicht gelungen, sondern es ist begrifflich unmöglich. Das gesuchte Was könnte ja immer nur zu demjenigen gehören, was uns bekannt geworden ist, also zum Bewusstseinsinhalte, der immer nach seinem ganzen Begriff und Wesen einen solchen absolut untheilbaren und in allem Wechsel identischen Ichpunkt voraussetzt. Nicht also kann ein Stück Bewusstseinsinhalt als höhere Gattung des Ich gelten, wohl aber kann, wohl muss die Frage: was ist es? durch Hinweis auf dieses sein Wesen, dass es sich in diesem und diesem Bewusstseinsinhalt findet, für erledigt gelten. Eben das ist es, dass es sich als diesen und diesen weiss. Was nun dieses Wissende abgesehen von sich als dem Objekte sein möge fragen heisst die Natur der Sache missverstehen; es heisst dieses absolut Eine in zwei Dinge zerreissen wollen, als wenn das sich wissende Subjekt etwas anderes sein könnte, als eben dasjenige, als was es sich weiss. Oder der Frager missversteht sich selbst und möchte eigentlich gerne wissen, woher es komme, dass das Sein Bewusstsein mit seinem Inhalte ist, oder — was dasselbe ist — woher es komme, dass überhaupt etwas ist und nicht lieber gar nichts.

Erk. Log. S. 81. „Ursprünglich ist nur das Gefühl des eigenen ausgedehnten Leibes, seiner Bewegungen und dessen, was die äusseren Sinne vermitteln, klar als Bewusstseinsinhalt erkannt. Mit der erwachenden Reflexion erweitern sich seine Grenzen. Aber es will notirt sein, dass, was noch hinzukommt, nur an das Vorhandene anknüpfen kann, und seine Existenz in einer bestimmten Beziehung auf dasselbe hat. Allmälich tritt auch das als Inhalt seines Bewusstseins hervor, wenn auch ganz andersartiger, dass von dem Wahrgenommenen resp. Wahrnehmbaren manches gewünscht, manches gefürchtet wird, dass, zunächst von den Bewegungen der eigenen Glieder manche gewollt, manche nicht gewollt werden, und dass alle diese wahrgenommenen und wahrnehmbaren Dinge, zugleich ihr Charakter als gewünschte oder verabscheute, gewollte und nicht gewollte, und das Wünschen und Wollen

selbst wiederum Objekt eines anderen inneren Geschehens ist, welches noch später als Inhalt des Bewusstseins hervortritt, des Denkens, Ueberlegens und Betrachtens. Und endlich kann dieses wollende und fühlende und denkende Ich in einem Akte höherer Reflexion sich selbst vorfinden und zum Gegenstand seines Denkens machen. Was immer nur sagbar und denkbar ist, es kann Objekt, kann Bewusstseinsinhalt werden, wenn auch, was durchaus nicht vergessen werden darf, die Verschiedenheiten der Bewusstseinsinhalte dabei nicht aufgehoben werden. Aber dieses gegenständlich Machen hat eine unübersteigliche Grenze. Auch dass das Ich sich seiner bewusst wird und ein sich selbst Denkendes ist, also das bewusste Ich kann wiederum zum Objekt gemacht werden, aber immer steht diesem Objekt sofort das Subjekt als das denkende und erkennende gegenüber. Deshalb ist es dringend nothwendig hier darauf aufmerksam zu machen, dass dieses Subjekt, welches sich nicht zum Objekt machen lässt, ohne sich zugleich als das denkende Subjekt gegenüberzustehen, nachdem die Reflexion alles in ihm als Bewusstseinsinhalt hat erscheinen lassen, also das Subjekt *κατ᾽ἐξοχήν* das ärmste und leerste Ding von der Welt ist. Seine Existenz ist unbezweifelbar, aber es existirt doch nur in dem wirklichen ganzen bewussten Ich, gegenüber d. h. also doch zusammen mit seinem Inhalte; für sich aber ist es eine Abstraktion[1]." Und in „Begriff und Grenzen der Psychologie", Zeitschr. für immanente Philos., Bd. I, Heft 1, S. 44 heisst es „Und indem es (das Ich) lebt, erlebt und seine Erlebnisse als das eine Ganze seines Lebens hat, weiss es sich als das Subjekt, als den Erleber, den Träger dieser Bestimmtheiten in allem Wechsel derselben als das eine und selbe Ich. In dem unmittelbaren Bewusstsein ist die Veränderung, das Anderswerden und doch Dasselbesein kein Problem. Wie die wechselnden Bestimmtheiten dem in ihnen allen Einen und Selben anhaften, eben die seinigen sein können, kann nicht gefragt werden, w e i l s i e s e l b s t o h n e e i n I c h a l s d u r c h s i e B e s t i m m t e s, w e l c h e s s i e a l s d i e s e i n i g e n h a t, g a r n i c h t s e i n u n d g e d a c h t w e r d e n k ö n n e n, u n d w e i l a n d e r e r s e i t s d i e s e s I c h o h n e s o l c h e B e s t i m m t h e i t e n e b e n s o w e n i g g e d a c h t w e r d e n k a n n. Aber es unterscheidet sich doch von ihnen als nicht sie selbst, nicht die Bestimmtheit, sondern als den Träger oder Inhaber derselben, als das Bestimmte, als solches oder solcher immer dasselbe Eine." Ebenda, wenn wir diese jedes einzelne Ich ausmachenden Faktoren doch nur als Bestimmtheiten von Ichen denken können, so ist es für die Reflexion nun ebenso unvermeidlich, den Blick nun auch auf dieses Moment zu lenken. Es verschwindet ohne Rest, wenn es ganz ohne Bestimmtheit gedacht

---

[1]) S. 89 und „Das System der Wissenschaften und das des Seienden", Ztschr. für immanente Philosophie", Bd. III, S. 63.

werden soll, ist aber doch, sobald solche gedacht werden, sofort unentfernbar als das Bestimmte vorhanden und mit der Bestimmtheit zugleich gesetzt. — S. 45 „Meine Reflexion richtete sich zuerst auf das abstrakte Moment, welches das Subjekt κατ' ἐξοχήν oder auch das reine Subjekt genannt werden kann. Wenn wir es, wie oben gesagt wurde, eigentlich nur so denken können, dass wir die allgemeine Vorstellung irgend welcher Bestimmtheit, in welcher es sich finden, also überhaupt Ich sein kann, mit zulassen, so ergibt sich der Gedanke des Bewusstseins überhaupt. Indem wir die ganze Objektenwelt, in der das eigene Ich sich findet und in der andere Iche sich finden können, verallgemeinern, zuerst von ihrer individuellen (räumlichen und zeitlichen) Bestimmtheit, und dann auch von jeder spezielleren Bestimmtheit abtrahiren, so dass nur das Abstraktum: irgend welche, ganz gleich welche Bestimmtheit übrig bleibt, so ist auch das Subjekt solches Bewusstseins nur das abstrakteste Moment des Subjektseins, zu welchem freilich auch das abstrakte Moment der (oben auseinander gesetzten) absoluten Einheit und Unteilbarkeit gehört, aber selbst kein Individuum, kein dieses oder jenes Ich. So fallen thatsächlich doch die beiden Gedanken: Bewusstsein überhaupt und reines Subjekt oder Subjekt κατ' ἐξοχήν, obgleich von verschiedenen Seiten gewonnen, zusammen.

Von diesem Gedanken wird noch Gebrauch zu machen sein, weshalb ich ihn hier, so weit das überhaupt möglich ist, gegen die landläufigen Missdeutungen sichern wollte.

Jetzt haben wir uns zu dem Bewusstseinsinhalte zu wenden.

Was sinnlich[1]), d. h. als Empfindungsinhalt den Raum erfüllt, theilt sich in zwei Gebiete, den eigenen Leib und die Aussenwelt. Auch jener gehört, was ich oft genug zu betonen Anlass gehabt habe, zu demjenigen, dessen man sich bewusst ist, also zum Bewusstseinsinhalte, aber gerade dasjenige, wodurch die Empfindungsinhalte, welche den eigenen Leib ausmachen, sich von allen anderen, welche den Raum ins Unendliche erfüllen, unterscheiden, ist nicht selbst ein gleicher Empfindungsinhalt. Empfindungsinhalt mag es auch genannt werden, aber dieser, wie man sich selbst in seinem Leibe ausgedehnt ein Stück Raum einnehmend findet, ist nicht vergleichbar mit dem Eindruck einer raumerfüllenden Farbe oder eines Geräusches; es ist nicht beschreiblich.

Mit der eigenen Ausgedehntheit ist selbstverständlich der ganze Raum gesetzt, und was ihn erfüllt, die sog. Aussenwelt, ist für alle die eine und selbe, wie verschieden auch die einzelnen, welche sie wahrnehmen, wahrgenommen haben und wahrnehmen werden, sein mögen. Eben deshalb rechnet sie kein Ich zu sich, und keines findet sich selbst

---

1) „System der Wissenschaften" S. 74.

in den Dingen der „Aussenwelt“ und identifizirt sich mit ihnen (Grundriss S. 139). Aber der eigene Leib ist merkwürdigerweise genau ebenso raumerfüllender Empfindungsinhalt, wie die Aussenwelt, wird auch wirklich im Gegensatz zu den sog. psychischen Thätigkeiten und Zuständen mit Fug und Recht zu ihr gerechnet und steht doch andererseits zu ihr in dem oben berührten Gegensatze. Die Identität des Ich mit dem Leibe wird nur dann, sogar mit einem gewissen Affekt, verneint, wenn er nur als ein Stück Aussenwelt, ein Stück Materie, eines von den vielen und ihnen ganz gleichartig angesehen wird, wobei eben von diesem Wesentlichen, warum und wodurch er der eigne ist, abgesehen wird. Aber wenn man seine Ueberlegung darauf richtet, dass das gemeinte Stückchen Aussenwelt doch eben nur dadurch ein „eigner Leib“ ist, dass ein Ich sich in ihm findet, wird man auch keinen Anlass haben, im antimaterialistischen Interesse gegen die Identifizirung seiner selbst mit ihm Einspruch zu thun. In der That kommt niemand im Leben von dieser Identifizirung los und jeder bestätigt sie unzählige Male durch seine Rede und sein Handeln. Wenn dieser Leib, den ich den meinigen nenne, berührt wird, so werde ich berührt, und unzählige wahrnehmbare Beschaffenheiten des Leibes werden von dem Ich ausgesagt.

Ich kenne die Entgegnung: „ich werde berührt“ hat doch nur den Sinn, dass mein Leib berührt wird, aber nicht den, dass ich mein Leib bin. Aber welchen Sinn hat denn das Wort m e i n Leib? Vielleicht den alten, von dem im Eingange gesprochen wurde, dass dieser Leib auf mich einwirkt. Dann ist diese Einwirkung zu erklären. Wer die Identität ablehnt, denkt, er solle sich mit dem Quantum leblosen Stoffes identifiziren, und denkt sich, sein Ich, im Gegensatze zu diesem Stoffe auch für sich allein ohne Leib existenzfähig. Dann freilich ist die Identifizirung unmöglich. Das Wort „mein Leib“ hat seinen ganzen Sinn nur darin, dass das Ich sich wirklich in ihm und als diesen Leib findet.

Der Materialismus ist ausgeschlossen, weil ich dieser Leib doch nur deshalb und nur in dem Sinne bin, dass ich mich als ihn weiss, und weil das Ich, welches sich in einem Leibe findet, als Besitzer desselben doch immer noch von ihm unterschieden wird: es ist das Ich-Subjekt. Und die Identifizirung ist trotzdem kein unerträglicher Widerspruch, weil das Sein des Ich und das Sein überhaupt darin besteht, dass das Ich als Subjekt sich, nicht etwa schlechthin — das wäre die oben berührte Undenkbarkeit — sondern als so und so bestimmtes weiss, als mit dieser Bestimmtheit versehen dasselbe eine Ich. Wer nicht wagt, dieses Wissen von sich als dem so und so bestimmten für blossen Schein und Selbsttäuschung zu erklären bezw. wer einsieht, dass diese Selbsttäuschung einen unerträglichen Widerspruch statuirt, eben dasjenige setzt, was sie aufheben will, wird sich bei der Identität des

Ich und des Stückchens Aussenwelt, in welchem es sich selbst einen Platz im Raume einnehmend findet, d. h. des eigenen Leibes beruhigen.

Die Ueberlegung, welche die unbegreifliche Wechselwirkung und den unbegreiflichen Parallelismus entbehrlich machen und den sog. Zusammenhang von Leib und Seele begreiflich machen soll, besteht aus mehreren Teilen, von welchen jeder den vorhergehenden in bestimmter Weise ergänzt. Den ersten Schritt haben wir nun gethan. Die erkenntnisstheoretischen Voraussetzungen waren die:

Es giebt eine objektiv wirkliche wahrnehmbare Welt in Raum und Zeit, welche jedoch nicht Ansichseiendes ist, es giebt aber keine immaterielle Seelensubstanz. Unsere sinnliche Wahrnehmung ist kein innerseelischer Zustand, nicht Abbild von etwas Ansichseiendem, sondern wir werden uns dabei der wirklichen farbigen und gestalteten Dinge in Raum und Zeit bewusst, oder mit anderen Worten diese werden Inhalt des Bewusstseins.

Das erste Teilergebniss ist nun dieses: Es giebt kein Ich ohne Bewusssteinsinhalt, und da wir einen anderen Bewusstseinsinhalt, als die räumlich-zeitliche Welt, auf welche alle Reflexionen mit den zugehörigen Gefühlen und Willensakten sich beziehen, nicht kennen, so habe ich diese Welt bezw. Theile und Ausschnitte von ihr sogleich als den möglichen Bewusstseinsinhalt gedacht und in diesem Unterscheidungen vorgenommen, welche ein eigenthümliches Abhängigkeitsverhältniss unter seinen Bestandtheilen sichtbar machen. Einer von diesen Bewusstseinsinhalten ist die Voraussetzung zu allen anderen, und wenn die Frage unlösbar schien, wie das Ich sich der wirklichen Dinge bewusst werden könne, so ist sie nun zu einem Theile gelöst. Freilich das Wie, wenn man dabei schlaue Veranstaltungen denkt, *wie* das Ich sich ein Stück Raum und Zeit einnehmend finden oder was dasselbe ist, *wie* es ein Stück Raum und Zeit erfüllen könne, ist nicht gesagt. Aber wir begreifen, warum es nicht gesagt werden kann, *denn ohne dies ist es gar nicht da, kann also selbst nichts thun und auch keine Einwirkungen erleiden.* Dieses Wie ist also nichts, was seiner Natur nach erfahren werden könnte, aber bloss von uns um all unserer Unvollkommenheit willen noch nicht in Erfahrung gebracht worden wäre, sondern, da Bewusstsein ohne Inhalt nicht möglich ist und da aller andere Bewusstseinsinhalt von diesem einen abhängt, so ist a priori begreiflich, dass nicht gefragt und nicht gesagt werden kann, wie das Ich es anfange oder wie es dazu komme, ein Stück Raum und Zeit zu erfüllen. Wer es liebt, abstrakte Momente wie konkrete Dinge und Ereignisse vorzustellen, kann es in theologischer Ausdrucksweise die Weltschöpfung nennen.

Und nun ergibt sich zugleich, zu diesem ersten Ergebniss gehörend: wenn nichts anderes ebenso unmittelbar Bewusstseinsinhalt werden kann,

sondern wenn dazu eine Einwirkung auf das Ich erforderlich sein soll, so kann gleichfalls auf das reine Ich, welches ja bloss unsere Abstraktion, nichts konkret Wirkliches ist, nicht eingewirkt werden, sondern immer nur auf das konkret wirkliche Ich, welches in oder mit seinem Leibe ein Stück Raum und Zeit erfüllt, wobei ich mir selbstverständlich die nöthigen Spezialisirungen vorbehalte.

2. Nun erhebt sich die Frage, durch welche Vermittlung oder auf welchem Wege die Welt Bewusstseinsinhalt werden könne. Und kann es kein Ich ganz ohne Bewusstseinsinhalt geben, so muss das Ich, auf welches eingewirkt werden soll, immer schon einen Bewusstseinsinhalt haben. Es fragt sich, welcher dies sein kann.

Derjenige wird es sein müssen, welcher von allen anderen Empfindungsinhalten, deren Vermittlung durch Nerven und Hirn nachweisbar ist, vorausgesetzt ist.

Die Gesichtsbilder müssen, um Bewusstseinsinhalt sein zu können, nicht bloss selbst ausgedehnt sein, sondern auch eine Relation zu dem einen bestimmten Punkt im Raum, welchen das schauende Subjekt einnimmt, haben. Raumanschauung kann immer nur von einem Punkte im Raume aus stattfinden. Wenn es Gesichtsbilder geben soll, so muss schon ein Standort im Raume dasein, für welchen die Dinge im Sehfeld sich immer gerade so und so ordnen, neben, vor, hinter, über und unter einander. Wenn ich Inhaber eines Gesichtsbildes sein soll, so muss ich mich selbst an dem Orte finden, vor welchem das Bild sich befindet, so muss ich mich in meinem Auge, wie in allen anderen Leibestheilen finden. Ebenso setzen die Data des Gehörs einen bestimmten Ort, an welchem das empfindende Subjekt sich befindet, voraus.

Dass es keine unausgedehnte Berührungsempfindung geben kann, versteht sich von selbst. Das ist es nicht, was ich lehre, sondern darauf mache ich aufmerksam, dass der Raum, in welchem sich diese Empfindungsqualität ausdehnt, als derselbe bewusst wird, den das Subjekt, das Ich selbst zu erfüllen sich bewusst ist.

Der von allen speziellen Empfindungsinhalten vorausgesetzte Bewusstseinsinhalt, den ich deshalb den ersten oder den primären nenne, ist die eigene kompakte Ausgedehntheit oder die eigene Raumerfüllung. Es ist nicht beschreiblich, aber das Bekannteste von der Welt, wie das Ich sich in dieser Raumerfüllung oder in diesem Ausgedehnten vom Scheitel bis zur Zehe findet oder fühlt, weshalb allein dieses Ausgedehnte „eigener“ Leib heisst. Auch der Blindgeborene kennt sich als ausgedehnten einen Ort im Raume einnehmend, unterscheidet rechts und links, vorn und hinten, oben und unten und weiss, ob diese seine Ausgedehntheit sich bewegt, ob seine Leibestheile ihre Lage gegeneinander geändert haben, der Kopf nach unten. die Beine nach oben geraten sind.

Diesen Bewusstseinsinhalt nannte ich soeben „ersten“. Ich will damit nicht behauptet haben, dass der Neugeborene wirklich zuerst nur der eigenen Ausgedehntheit sich bewusst werde, sondern meine selbst, dass der erste dumpfe Bewusstseinsinhalt mehr ein Gefühl des Behagens oder Unbehagens sein mag, und eine Empfindung der Wärme, der Berührung der weichen Unterlage, der Dehnungen und Faltungen der Haut, aber dieses alles schliesst das Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit ein, wenn diese auch nicht als ein Besonderes von den Sinnesqualitäten unterschieden wird.

Ersten nannte ich diesen Bewusstseinsinhalt wegen seiner Bedeutung. Auch wenn er im späteren Leben wegen seiner Beständigkeit und Selbstverständlichkeit nie als etwas Besonderes losgelöst von den anderen Empfindungsinhalten auf die Oberfläche des Bewusstseins tritt, so ist er doch vorhanden und ist für unsere Reflexion von der Bedeutung eines Centrums des ganzen Bewusstseinsinhaltes; denn dieser letztere erweist sich durchweg als abhängig von diesem Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit.

Dieser primäre Bewusstseinsinhalt ist relativ unvermittelt. Es scheint keine Nerven- und keine Gehirnpartie zu geben, welche bloss die Aufgabe hätten das Bewusstsein der eigenen räumlichen Ausgedehntheit zu vermitteln.

Aber es giebt (dementsprechend) gewiss auch kein Bewusstsein, welches gar keinen anderen Inhalt hätte, als die eigene Räumlichkeit, und so mag mit allen anderen Bewusstseinsinhalten bezw. durch die fungirenden Centraltheile, welche die Sinnesqualitäten vermitteln, dieses eine Moment (der primäre Bewusstseinsinhalt) immer mitgegeben und mitgesetzt sein. Aber wenn dieses Moment auch nicht losgelöst von ihnen vorkommt, wenn es also nur durch das unterscheidende Denken herauserkannt wird, so ist es doch da und ist von der grössten schon genannten Bedeutung. Denn ohne dasselbe, wenn ich mich nicht als diesen Leib wüsste, könnte ich auch, wenn ein Gesichtsbild vor den Augen desselben steht, nicht wissen, dass das meine Augen sind und dass ich der Sehende bin, und wenn etwas diesen Leib berührt, dass ich der Berührte bin.

Lassen wir auch die Empfindung der eigenen Ausgedehntheit in den unzähligen qualitativen Empfindungen enthalten sein und nehmen sie sozusagen in der Reflexion aus ihnen heraus von dem Specifischen der Qualität absehend, so ist sie doch nicht durch eine besondere Nerventhätigkeit dem Bewusstsein zugeführt.

Vielleicht werden die Berührungsempfindungen dafür in Anspruch genommen, da ja die zu ihnen gehörige lokale Bestimmtheit immer zugleich die der eigenen Ausgedehntheit ist. Aber wenn sie auch real zusammenfallen, so bleibt doch die Unterscheidung bestehen. Und wenn auch die Berührungsempfindungen ihre eigenen Lokalzeichen haben, irgendwo

im Raum in bestimmter Ausbreitung lokalisirt werden, so ist doch die Identifizirung dieser ihrer Oerter mit der bestimmten Stelle des „eigenen“ Leibes erforderlich. Die Lotzesche Lehre von den Lokalzeichen für die Hautreize setzt doch auch voraus, dass die Seele diese Zeichen richtig zu deuten weiss, und dieses setzt ein Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit voraus.

Wenn in manchen Formen der Psychose der Kranke eigene Körperlosigkeit behauptet, so ist doch in seinen Gesichts- und Gehörsempfindungen sein Standort im Raum vorausgesetzt.

Die Qualität der Empfindungen mag dem Bewusstsein durch die besonderen Nerven zugeführt sein, und das Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit kann gewiss ohne eine spezifische Bestimmtheit nicht bestehen. Aber jede dieser bestimmten Empfindungen, welcher Art und wie beschaffen auch immer sie sein mag, setzt Ausgedehntheit und Unterscheidung der Leibesteile und der Lage derselben zu einander voraus, oder mit anderen Worten sie setzt voraus, dass ich mich in dieser Ausgedehntheit weiss oder fühle oder finde, und dass die spezifische Bestimmtheit der Affektion sonst nicht *meine* Empfindung sein könnte. Es ist undenkbar, dass dieses Sichhaben im Sinne der Indentificirung: „Das bin ich“ erst durch bestimmmte einzelne Apparate *dem Bewusstsein, welches ja ohne dieses gar nicht existirt, zugeleitet* würde. Aller Schein gegen die Unmittelbarkeit dieses Bewusstseins kommt nur daher, dass diese allgemeine Ausgedehntheitsempfindung, ohne welche konkretes Bewusstsein überhaupt nicht möglich ist, ohne spezifische Empfindungen nicht möglich ist, und dass jene, so wie auch diese letzteren, ohne organisches Leben nicht möglich sind.

Denken wir auch irgendwo einen Menschenleib und in ihm Nerven und entsprechende Hirnpartien in dem erforderlichen Erregungszustand, wenn nicht das Ich sich in diesem Leibe oder *sich als diesen Leib findet* und hat, so wäre gar nicht zu sagen, welches Ich die Empfindungen hat, z. B. sich berührt weiss. Denn eine Mehrheit unterscheidbarer Iche setzt voraus, dass das Ich sich als diesen oder jenen oder jenen etc. Leib weiss.

Und wenn wir auch — materialistisch — das Ich erst aus der Gehirnthätigkeit hervorgehend denken, so müsste es doch sogleich mit Bewusstsein seiner Ausgedehntheit in diesem Leibe, oder seiner Identität mit diesem Leibe hervorgehen, wodurch also meine Darstellung des Sachverhaltes nicht entbehrlich würde. Vielleicht weist jemand entgegnend auf die zweite Funktion des nervus acusticus hin, diejenige (*Landois*, Lehrbuch der Physiologie des Menschen 10. Aufl. S. 792), „welche allein in den halbzirkelförmigen Kanälen lokalisirt ist, nämlich die, durch Erregung der peripheren Ausbreitung in den Ampullen auf die zur Aufrechterhaltung des Körpergleichgewichtes nothwendigen Bewegungen zu

wirken". Breuer (so heisst es ebenda S. 794) gelangt durch seine Versuche zu dem Schlusse, dass das Labyrinth für die Orientirung im Raume bestimmt sei und speziell, dass die halbzirkelförmigen Kanäle die Rotations- und Winkelbewegung zur Perception bringen etc". Aber 1. handelt es sich hier doch nur um (ebenda) „ein Sinneswerkzeug für die Gleichgewichtsstellung des Kopfes" und 2. scheinen mir diese Perceptionen auch ein Bewusstsein der eigenen räumlichen Ausgedehntheit vorauszusetzen.

3. Durch die Erkenntniss, dass die eigene Räumlichkeit niemals einziger Bewusstseinsinhalt sein kann, sind wir nun auf das ganze Menschenwesen und mit ihm auf die Struktur der Welt, auf das Bewusstsein mit seinem ganzen räumlich-zeitlichen Inhalt, dem Sicht- und Tastbaren hingewiesen. Da bietet sich unzähliges Wichtigstes der Betrachtung, was ich hier nicht zu verfolgen die Absicht haben kann. Dies nur sei aus diesem grossen Zusammenhange herausgenommen, dass es nur ein Organismus und ein lebendiger Leib sein kann, mit welchem das Ich sich identifizirt oder als welchen das Ich sich hat und weiss.

Der eigene Leib ist Sicht- und Tastbares, und die ganze Welt, welche bezw. von welcher Ausschnitte Inhalt des Bewusstseins werden, ist auch Sicht- und Tastbares.

Um Inhalt eines Bewusstseins werden zu können, muss das alles wahrgenommen, muss gesehen und getastet werden. Soll es, der Voraussetzung nach, der eigene Leib sein, mit dessen Hilfe wahrgenommen wird, und kann Bewusstsein ohne diese grundlegenden, die Welt aufbauenden Inhalte nicht existiren, so kann es auch nur in einem Leibe, der solcher Leistungen fähig ist, erwachen. Und gehört, was ich nun hier nicht verfolgen kann und was ausschliesslich der Physiologie angehört, alles, was wir zur organischen Lebendigkeit rechnen, Nahrungsaufnahme und Assimilation etc. zu den Bedingungen, unter welchen allein Organe der Sinneswahrnehmung möglich sind, so ist klar, dass es nur Iche geben kann, welche einen organischen lebendigen Leib zum primären Inhalte des Bewusstseins haben.

Das ist wohl allgemein anerkannt, aber nicht ebenso das Gegenstück, dass es auch keinen organischen lebendigen Leib geben kann, der nicht centraler Bewusstseinsinhalt wäre. Für unsere Aufgabe ist auch dies wesentlich, weshalb kurz darauf hingewiesen sein soll, dass wir uns zwar vielleicht blossen Stoffwechsel ohne ein Ich denken können, welches sich des Ganzen, das da bei dem Wechsel seiner kleinsten Teile stets seine Form bewahrt, bewusst ist, aber schon nicht mehr das leiseste Gefühl von Lust und Unlust, nicht Nahrungs- nicht Fortpflanzungsbedürfniss, auch nicht die leiseste Bewegung, welche durch solche Bedürfnisse motivirt erscheint, und erst recht nicht die leiseste Sinnesempfind-

ung, welche solche Bewegungen veranlassen oder „auslösen“ könnte, z. B. zum Ergreifen wahrgenommener Nahrungsstoffe dient.

Dies wird nun auch eigentlich nicht prinzipiell bestritten, sondern es sind einige Erfahrungsthatsachen, welche zu beweisen scheinen, dass es zwar kein Bewusstsein ohne lebendigen Leib, wohl aber einen lebendigen Leib ohne Bewusstsein geben könne, weshalb die Gleichsetzung von Bewusstsein und Lebendigkeit falsch sei. Die gemeinten Thatsachen sind bekannt, die Bewusstlosigkeit in der Ohnmacht, im tiefen Schlaf, in der Chloroformnarkose, aber die Folgerung aus ihnen ist falsch.

Die Frage ist nicht, ob es im Leben des Menschen auch Zeiten der Bewusstlosigkeit geben könne, — denn diese Frage beantwortet sich dahin, dass es solche geben müsse — sondern ob das Bewusstsein für das Wesen des lebendigen Menschenleibes etwas Zufälliges, von ihm nicht Gefordertes, ohne welches er dauernd bestehen könne, ist, wonach es sowohl lebendige Menschenleiber geben könne, welche ein ununterbrochenes Bewusstsein haben, als auch solche, welche dauernd bewusstlos seien. Wenn wir aus dem Wesen des organischen Leibes begreifen, dass Bewusstsein von Zeiten der Bewusstlosigkeit unterbrochen sein muss, so ist noch lange nicht erwiesen, dass Bewusstsein für den lebendigen Menschenleib unwesentlich sei, also nicht zu ihm gehöre. Man versuche den Unsinn auszudenken: ein Geschlecht von lebendigen aber dauernd bewusstlosen Menschen! Wenn der Bewusstlose (in den obigen Beispielen) nicht wieder zum Bewusstsein erwacht, was ist das für ein Leben, welches er in dieser Zeit führt, bezw. geführt hat, als er in der Bewusslosigkeit noch einige Zeit atmete und noch Herzbewegungen zu konstatiren waren? (cf. Grundriss S. 34.)

Auch Essen und Nichtessen müssen abwechseln, und niemand wird deshalb behaupten, dass es lebendige Menschenleiber gebe, welche gar nicht zu essen brauchen. Und wenn es sich um Anomalien des Leibeslebens handelt, wozu nicht nur alle Krankheit, sondern auch der Verlust oder der angeborene Mangel eines Sinnes gehört z. B. des Gesichtssinnes, so wird schwerlich jemand behaupten, dass das sehen und tasten Können nicht zum Wesen des lebendigen Menschenleibes gehört. Man denke es aus ein Geschlecht von lauter blindgeborenen Menschen! Wie würde ihr Leben sich gestalten müssen?

Es kann also kein Zweifel sein, dass Lebendigkeit und Bewusstsein (wenn auch nothwendig in bestimmten Intervallen von Schlaf unterbrochenes) zusammenfallen.

„Zusammenfallen“ sage ich, sage also nicht — obgleich ich weiss, dass kein ausdrücklicher Protest verhindern wird, mir solches nachzusagen — dass das Ich anderswoher hinzukommend einen noch unlebendigen Menschenleib erst lebendig mache, weshalb er, wenn solches Ich sich wieder entfernt oder zu existiren aufhört, sein Leben verliere und

Leichnam werde, und ebenso wenig, dass das Ich erst aus den Lebensfunktionen des Leibes hervorgehe. Das Ich ist dieser Leib, nur wenn und insofern es selbst sich in ihm als dem seinigen findet. Meine bisherige Darstellung der Sache ist nichts weniger als metaphysische Spekulation, keine Hypothese, welche bisher Unerklärtes erklären soll, vielmehr beanspruche ich reine Thatsachen zum Ausdruck gebracht zu haben, und halte solches immer für werthvoll, auch wenn der Wissbegierde, namentlich in Hinsicht auf Metaphysik, noch viel zu fragen übrig bleibt. Wir müssen uns hier mit der Thatsache begnügen, dass ein lebendiger Menschenleib und ein Ich, das sich in ihm findet, d. h. dessen primärer Bewusstseinsinhalt er ist, durchaus zusammen als ein ursprüngliches Ganzes da sind; das Ich kann sich nicht ohne konkreten Bewusstseinsinhalt vorher anderswo aufhalten, und aus dem blossen Stoffe kann es nicht hervorgehen. Das Problem des Lebens ist noch ungelöst.

Für unsere jetzige Aufgabe ist dies festzuhalten, dass die beiden, der lebendige Leib mit allen Geschehnissen in seinen Teilen, und das Ich nicht zwei selbständige Dinge neben einander sind, die nur in gewissen, wenn auch sehr innigen Beziehungen zu einander stehen, welche letztere eben unbegreiflich sind. Sie beginnen begreiflich zu werden, wenn wir diesen Wahn aufgeben und die Thatsache anerkennen, dass sie, soweit wie bisher dargelegt worden ist, dasselbe sind, indem das Ich sich unmittelbar als diese bestimmte Raumerfüllung weiss.

4. Eigenen Leib nannte ich oben schon mehrfach das Stückchen Raum, in welchem das Ich sich findet und verkenne nicht, dass in dem Begriffe des eigenen Leibes, noch dazu mit der Bestimmung, conditio sine qua non für allen anderen Bewusstseinsinhalt zu sein, vieles enthalten ist, was in dem blossen Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit nicht liegt. Aber in dem ersten Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit ist diese letztere auch nicht als leere gedacht, weshalb ich sie oben kompakte nannte. Was da alles diesen Raum erfüllt, ist unbestimmt gelassen und findet seine Bestimmung erst durch die spezifischen Sinnesempfindungen, welche wiederum erst durch die besondere Beschaffenheit des Leibes, durch seine Organe zu Stande kommen sollen.

Zu diesem Leibe gehört Unzähliges, was in den Lehrbüchern der Anatomie und Physiologie zu lesen ist, wovon uns zunächst dies interessirt, welche Art der Existenz dieses Alles hat, und sodann natürlich, in welchem Verhältnisse es zu dem zuerst gesetzten unmittelbaren Bewusstsein der eigenen kompakten Ausgedehntheit und zu dem ganzen allmählich sich zusammenfindenden Bewusstseinsinhalte steht.

Die Antwort auf die erste Frage ist selbstverständlich. Was es da alles giebt, ist Sichtbares und Tastbares, Bewusstseinsinhalt eines Sehenden und Tastenden, hat aber in der Gesetzlichkeit, nach welcher es von jedem Subjekt, sobald die (räumlichen) Bedingungen gegeben sind, ge-

sehen und getastet wird, als nothwendig gemeinsamer Theil der Bewusstseinsinhalte objektive Wirklichkeit.

Nur einen Theil dieser Dinge, die seinen Leib ausmachen, kann das Subjekt selbst sehen und tasten, ein anderer, z. B. das eigene Gehirn, ist für dasselbe niemals sichtbar, aber doch muss dieses Subjekt selbst die objektive Wirklichkeit desselben in demselben Sinne behaupten wie alles desjenigen, was wir niemals sehen können, was aber seinem Begriffe nach doch nur Sichtbares ist, z. B. das Innere der Erde und die Dinge auf den Sternen.

Und denken wir nun an die atomistische Hypothese. Ich bin nicht in der Lage und habe auch keine Veranlassung dazu, sie zu bezweifeln oder gegen Bezweiflung in Schutz zu nehmen. Ich spreche nur von dem Fall, dass sie vollständig verifizirt ist und frage dabei nach der Existenzart der Atome. Sind sie Existenzen ausserhalb des Bewusstseins, richtige Dinge an sich? Das ist ganz unmöglich. In der Erk. Log. und im Grundriss der Erk. und Log.[1]) glaube ich dargethan zu haben, dass die Existenz der Atomwelt nur dann etwas Denkbares ist, wenn sie durch die Wahrnehmungswelt ihre Ergänzung findet. Die Atome sind immer nur insofern, als der mit Wahrnehmbarem erfüllte Raum in sie zerlegt wird.

Es scheint mir das Absurdeste von der Welt, die lautlose Finsterniss der Atomwelt für das an sich seiende Wirkliche zu halten. Sie erfüllen den wahrnehmbaren Raum, und die leeren Räume zwischen den schwingenden Atomen sind in dem wahrgenommenen Raume enthalten. Sie existiren also immer nur mit dem Wahrnehmbaren zusammen, als in ihm enthalten, wenn auch jedes einzelne von ihnen, seinem Begriffe nach, nicht wahrnehmbar ist. Ihre Existenzart ist also die des Gesehenen und Getasteten, Bewusstseinsinhalt, wenn wir uns ihrer auch thatsächlich nicht bewusst werden.

Wenn wir also dem ersten Bewusstseinsinhalt, nämlich der eigenen kompakten Ausgedehntheit, alles Sicht- und Tastbare, überhaupt alles, was die Sinne bieten, was die ganze körperliche Welt ausmacht, hinzufügten, so hat die Atomwelt keinen besonderen Platz mehr zu beanspruchen, sondern ist in jenem enthalten. Und so sind natürlich auch die schwingenden Nerven- und Hirnmoleküle, obgleich wir uns ihrer nicht bewusst sind, in dieser Bewusstseinswelt enthalten, nichts ausser ihr. Ich werde dem Vorwurfe nicht entgehen, dass ich sagte, wessen wir uns nicht bewusst werden, könnten wir doch als solches, dessen wir uns bewusst werden, ansehen. Ich erkläre: es ist nicht angängig, dieses Nichtsichtbare unter einen besonderen Existenztitel zu bringen, weil es in der That für sich allein als die einzelnen nichtsichtbaren Atome bezw.

---

[1]) Registro s. v. Atom.

Moleküle gar nicht existirt, sondern immer nur in dem Sichtbaren, dieses selbst ausmachend.

In meiner kompakten Ausgedehntheit, in welcher ich mich im Sinne der Identifizirung, „das bin ich", finde, ist also räumlich vieles enthalten, wovon ich gar keine unmittelbare Kenntniss habe; nur der Gesichts- und Tastsinn hat dieses kennen gelehrt, und zwar meist nur an oder in fremden Leibern; seine Anwesenheit im eignen ist erschlossen als event. Sichtbares und Tastbares. Also, wird Mancher schliessen, finde ich mich in diesen allen nicht im Sinne der Identifizirung; sie sind nur thatsächlich in meiner eigenen Ausdehnung enthalten, aber nach ihrer Existenzart nicht als ich gefühlt. Trotzdem möchte ich auch alle diese Dinge in die Identifizirung einbeziehen, denn sie sind nicht nur in dem gemeinten Raum thatsächlich enthalten, sondern sie sind doch dasjenige, was diesen Raum erfüllt, sind also dasjenige, wessen wir uns, wessen auch der Blindgeborene sich als seiner „kompakten Ausgedehntheit" bewusst ist. Wenn auch von diesen Dingen, ihrer Grösse und Gestalt, ihrer Farbe, in der blossen Empfindung der eigenen Körperlichkeit nichts enthalten ist, wenn durch diese Empfindung noch nichts von ihren Beschaffenheiten und ihren Unterschieden und natürlich erst recht noch nichts von ihren Funktionen bekannt ist, so bilden sie doch die Masse, welche den Raum erfüllt. Und wenn wir sie auch einzeln erst durch Sehen und Tasten kennen lernen, so sind sie doch, auch wenn wir vorläufig von dieser Spezialisirung noch absehen und sie nur von der Seite, dass sie die Körpermasse ausmachen, in Betracht ziehen, alle zusammen dasjenige Räumliche, worin Jeder sich selbst zuerst findet. Und daran kann dadurch, dass wir uns mit jedem einzelnen dieser Dinge, sobald wir es eben vereinzelt denken, und somit auch nur von Seiten seiner Theilleistungen, z. B. unserer Lunge, unseres Magen dergl. nicht zu identifiziren vermögen, nichts geändert werden. Dies alles gehört auch noch ungesehen und ungetastet von der Seite her, dass es den Raum erfüllt, zum „ersten" Bewusstseinsinhalt. Ich finde mich also in diesem Körper auch als dieses Raumerfüllende vom Scheitel bis zur Zehe mit allem demjenigen, wovon erst Gesicht und Getast Kunde giebt. Und diese Organe selbst gehören zu dieser eigenen Ausgedehntheit als je ein Stück von ihr. Ueber den eigenen Leib und die Aussenwelt als Subjektives und Objektives habe ich im „System der Wissenschaften etc." S. 76–82 gehandelt.

Es handelt sich um dieses Subjektive und Objektive als Bewusstseinsinhalt.

5. Wird Ernst gemacht mit der auseinandergesetzten Identität des Ich mit seinem Leibe, so ist es nur die nächste unvermeidliche Konsequenz, dass das Ich, welches sich als dieses Ausgedehnte weiss, auch Modifikationen desselben an diesem oder jenem Theile, als die seinigen

weiss, z. B. die Spannung der Haut an einer angeschwollenen Leibesstelle. Ich sage nicht, jede Modifikation, denn am und im eigenen Leibe begiebt sich ja vieles, wovon sein Besitzer unmittelbar nichts weiss. Aber wenn er von einer solchen Veränderung weiss, wie in dem genannten Beispiele, so könnte man das Bewusstsein der erfolgten Aenderung der eigenen Gestalt und Ausdehnung ganz ebenso beurteilen, wie den oben erörterten primären Bewusstseinsinhalt; es wäre nicht wunderbarer, als dies, dass das Ich sich als diesen Leib vor der eingetretenen Veränderung gewusst hat.

Ich sage nicht, dass dieses Bewusstsein der Veränderung thatsächlich ohne Vermittlung durch Nerven einträte; wir haben ja oben erkannt, dass auch das Bewusstsein der eigenen Ausgedehntheit überhaupt nicht ohne die Thätigkeit unzähliger Nerven vorhanden sein kann, deren Wirken noch nicht in Betracht gezogen worden ist. Ich erwähnte diesen Gedanken nur zu dem Zweck, um die Identität des Ich mit dem Leibe, als welchen es sich weiss, ohne welches er nicht sein Leib wäre, hervorzuheben.

Und nun ein zweiter Schritt.

Wenn wir nun auch die Organe im Innern des Leibes und die Vorgänge in ihnen als zu demjenigen, worin und als was wir uns selbst finden, Gehöriges auffassen dürfen, so würde auch alles dasjenige, was als Beschaffenheit oder als Thätigkeit dieser ausgesagt werden kann, von dem Ich, welches sich in ihnen findet, auszusagen sein. Verdaut mein Magen, so verdaue ich. Und könnten wir mit demselben Rechte sagen: mein Auge sieht, mein Ohr hört, so auch, dass ich sehe und höre, denn ich bin mein Auge, ich bin mein Ohr.

Wenn ich sage: ich sehe, weil mein Auge sieht, so muss man das nicht so auffassen, als wenn das Ich nun erst sich dieses Ergebniss seiner Leibesorgane zu eigen machte, als wenn es erst spüren müsste, dass sein Leib sieht, um dann freudig zu schliessen: also sehe ich, denn dazu würde es ja eines neuen Apparates bedürfen, sondern es weiss und hat sich in dem sehenden und hörenden Organ, ist dieses selbst.

Ob wir nun mit demselben Rechte sagen können: „mein Auge sieht“? „Mein Auge sieht“ scheint nicht der eigentliche Ausdruck für den gemeinten Vorgang zu sein? Dieser ist die Anwesenheit des Gesichtsbildes im Bewusstsein in Abhängigkeit von dem offenen Auge. Und seine Anwesenheit ist bekanntlich nicht nur von dem Auge abhängig, sondern auch vom Sehnerven und von Organen im Gehirn. Müsste man da nicht eher oder ebenso gut sagen: mein nervus opticus und mein Gehirn sieht? Ich bin freilich auch alle meine erregten Nerven und mein fungirendes Gehirn, und so könnte ich freilich um den sogen. Zusammenhang von Leib und Seele darzuthun, auch dies sagen. Aber wenn ich auch die

schwingenden Nerven- und Hirnmoleküle selbst wäre, wie wäre denn das Sehen dadurch erklärt? Diese Molekularbewegungen und die Anwesenheit der sichtbaren Welt im Bewusstsein sind doch total verschiedene Dinge. Hier zeigt sich doch der Ort, wo ein neuer Kausalzusammenhang zu statuiren ist. Das Auge erweist sich zwar in der unmittelbaren täglichen Erfahrung als der Inhaber des Gesichtsbildes. Wie könnte man mit offenen Augen nicht sehen? Wer nicht sehen will, muss sie zumachen. Aber auch, dass das Auge sieht, hat für die psychologische Reflexion schliesslich dieselbe Schwierigkeit, wie dass es die schwingenden Hirnmoleküle thun.

Wenn nun die Abhängigkeit der bewussten Empfindung von den leiblichen Apparaten und den Bewegungen in ihnen bewiesene Thatsache ist, wie ist sie zu denken?

Wenn doch die gesehene Körperwelt nicht zu dem Leibe gehört, als welchen ich mich weiss, so nützt auch mein Mich-als-diesen-Leibwissen nichts, um zu erklären, dass sie gesehen wird.

Die Schwierigkeit bleibt dieselbe, ob ich behaupte, mein Auge sieht, oder ich sehe vermittelst meines oder mit meinem Auge.

Es scheint selbstverständlich, dass es, um die Dinge ausserhalb des Leibes zu sehen einer Einwirkung bedarf. Und nun scheint an dieser Stelle die ganze Schwierigkeit wieder aufzutauchen. Denn wenn es einer Einwirkung von aussen bedarf, deren Wirkung doch eben erst im Gehirn zu Stande kommt, so muss doch wohl wieder die unglaubliche Projektion eingesetzt werden. Und weisen wir darauf hin, dass das Gesichtsbild, wie es vor unseren Augen steht, doch gar nicht dasjenige sein kann, was projicirt worden ist, weil es vorher gar nicht im Hirn anwesend war, so werden noch mehr Geheimnisse nöthig; dann muss eine Produktion desselben von Seiten der Seele stattfinden, welche in dieser Weise auf die Schwingungen von Hirnmolekülen, von welchen sie irgendwie getroffen zu denken ist, reagirt. Und wenn auch nach meinen obigen Darlegungen die Seelensubstanz nicht mehr in Anspruch genommen werden kann, so ist doch die Schwierigkeit kaum geringer, wenn das Gehirn als Empfänger der Einwirkung und Ausüber der Gegenwirkung, welche das Sehen ist, gedacht werden soll. Das sind keine wissenschaftlichen Erklärungen; viel lieber bekenne ich, den eigentlichen Hergang der Sache nicht zu kennen.

Aber mein Standpunkt gewährt doch einige Hilfe, und wenn auch wie sich wohl von selbst versteht, ein unerklärter Rest zurückbleibt, so wird er doch immer noch erträglicher erscheinen, als die Wechselwirkung von Leib und Seele oder der sinnlose Parallelismus.

Auf das reine Ich können schwingende Hirnmoleküle begreiflicher Weise nicht einwirken, weil es eine Abstraktion ist; das konkrete oder wirkliche Ich ist das, welches zu seinem Bewusstseinsinhalte seine konkrete

Ausgedehntheit hat, das sich als seinen Leib wissende Ich. Auf dieses allein sind Einwirkungen möglich, und wenn das Zustandekommen der Gesichtsempfindungen erklärt werden soll, so müssen solche Einwirkungen stattfinden. Nur dürfen diese Einwirkungen nicht als bloss auf den Körper stattfindende gedacht werden, so wie Körper auf Körper wirken können. Wie „Blut ein ganz besonderer Saft ist", so ist auch Gehirn ein ganz besonderer Stoff. Freilich das todte? wie auch das geronnene Blut des Leichnams? Diese sind etwas anderes. Das Problem des Lebens zu lösen habe ich mich nicht anheischig gemacht. Wenn überhaupt eine Lösung zu erwarten ist, werden noch viele Generationen daran arbeiten müssen. Genug, wir sprechen vom lebendigen Blut und lebendigen Gehirn und haben schon erkannt, dass Lebendigkeit und Bewusstsein zusammenfallen. Die Einwirkung findet weder auf das reine Ich noch auf den blossen Stoff, der nach der Cartesischen Definition seinem Begriffe nach bewusste Empfindungen ausschliesst, statt, sondern ihr einzig möglicher Empfänger ist das im Raum ausgedehnte sich als seinen Leib wissende Ich. Daraus geht nicht hervor, dass dieses sich auch der Nerven und zugehörigen Hirnpartien mit den Molekularschwingungen in ihnen bewusst werden müsste. Sie könnten ja, da sie nach unserer Erfahrung von ihnen Sichtbares sind, wenn sie bewusst werden sollten, auch nur als Gesichtsbilder bewusst werden. Hinter dem Auge? Ganz unmöglich. Sie können nicht bewusst werden. Und wenn sie bewusst würden, so wäre das Sehen durch sie noch lange nicht erklärt.

Auf einem Gefühl davon beruht das Wort, die bewusste Empfindung sei „der psychische Ausdruck für den Stoffwechsel in der Sehsubstanz"[1]). Aber nur die Unklarheit des Begriffes Ausdruck kann es verdecken, dass dabei schliesslich doch wieder auf die Seele und ihr Thun und Leiden oder auf den Parallelismus zurückgegangen wird.

Konnten wir eine solche Leistung dem Ich nicht zuschieben, weil ja eben danach gefragt wurde, wie es von den materiellen Vorgängen Kunde erhält, so ist es ebenso unmöglich den Nerven und Gehirn „die specifische Energie" zuzutrauen, dass sie an sich unsichtbare Aetheratome in Licht umwandeln oder dem Bewusstsein als Licht erscheinen lassen könnten. Es sind Märchen.

Wenn nun die schwingenden Hirnmoleküle unmöglich die Lichtempfindung hervorbringen können, was dann? Man mache sich klar, dass jeder Versuch diese Wirkung zu erklären, von vornherein absolut aussichtslos ist.

6. Um uns der Lösung anzunähern, wenden wir uns nun wieder dem Ich zu, welchem schon so vieles, was es unmöglich leisten kann, zu-

---

[1]) Landois, Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 10. Auflage, S. 982.

gemuthet worden ist, um über seine Leistungsfähigkeit aus seinem Begriff und Wesen heraus Aufklärung zu finden. Zum Ausgang nehme ich die Frage: könnte das Ich sich als räumlich ausgedehntes finden, und wissen, wenn es nicht wirklich solches wäre? Dieses Sich-in-seiner-Ausgedehntheit-finden ist ja etwas Subjektives. Die objektive Wirklichkeit, ohne welche wir Subjekte nicht sein könnten, zeigt als dieses Ausgedehnte, als welches jeder sich weiss, Sicht- und Tastbares. Sind wir nun gebessert? Nach gemeiner Meinung ist Sehen und Tasten auch subjektive Empfindung. Wenn wir nicht die lautlose Finsterniss der Atome zu dem allein objektiv Wirklichen machen wollen, aus welchem Dogma ja das seiner Natur nach unlösbare Problem erwächst, sind das Sichtbare und Tastbare selbst das Wirkliche. Sie sind nicht bloss subjektive Sinnesempfindungen, sondern gewinnen den Charakter des Objektiven, indem ihr Ort nicht die immateriell genannte von der Aussenwelt und den andern Seelen räumlich getrennte Seele ist, sondern der Raum, welcher der eine und selbe Bewusstseinsinhalt der vielen Ich ist, und indem sie, obwohl die Relation auf Bewusstsein zum Begriff ihrer Existenz gehört, doch nach ihrer eigenen Gesetzlichkeit miteinander zusammenhängen und von den einzelnen Ichen als solchen unabhängig sind, abhängig also (in der oben genannten Relation) nur von dem gattungsmässig gemeinsamen Moment, das ihnen allen zu Grunde liegt, dem Ichsein oder Bewusstsein überhaupt. Da haben wir es also mit einer „Naturordnung oder Natureinrichtung“ zu thun, d. i. dem Sein selbst, welches sich in unserer Betrachtung in die bekannten stets räumlich bestimmten Sinnesqualitäten zerlegt. Nach ihm muss der Raum, in welchem das Ich sich findet, ohne welches sich in ihm finden es eben selbst nicht sein könnte, zugleich Wahrnehmbares, Sichtbares, Tastbares etc. sein, und dieser Raum könnte nicht sein ohne die Nachbarräume, und diese könnten nicht sein, wenn sie nicht wiederum mit Sicht- und Tastbarem erfüllt wären, und dies alles könnte nicht sein, wenn dieses Sicht- und Tastbare, der eigene Leib sowohl, wie alles rings um ihn nicht in ganz bestimmter Naturgesetzlichkeit an einander geknüpft, bezw. einander folgend [ein Ganzes bildete. Und nun beachten wir, dass jedes Ich, welches wir kennen, dadurch ein individuelles Ich oder Ichindividuum ist und nur dadurch sein kann, dass es sich in einem bestimmten Raumtheile findet und einen hierdurch individuell bestimmten Bewusstseinsinhalt hat, dass aller Bewusstseinsinhalt nur dieses Sein, nur diese aus Sicht- Hör- und Tastbarem etc. bestehende und durch ihre eigne Gesetzlichkeit ein Ganzes ausmachende Welt bezw. immer ein bestimmter Ausschnitt von ihr sein kann. Das Ich kommt nicht, als wenn es vorher auch ohne sie bezw. ihn (diesen Ausschnitt) existirt hätte und existiren könnte, zu ihr hinzu, um von ihr Kenntniss zu nehmen und sie zu seinem Bewusstseinsinhalt zu machen, vielmehr besteht

es aus diesem Bewusstseinsinhalt, der sich allerdings in der Zeit erst allmählich einfindet, aber doch naturgesetzlich in Abhängigkeit von seiner räumlich zeitlichen Bestimmtheit einfinden muss.

Begrifflich ist nicht dieser von dem individuellen Ich, sondern letzteres von ihm, der daseienden Welt abhängig.

Daraus geht der Gedanke hervor, dass das Ich, wenn es individuelles Ich sein soll, nach dem Begriff seiner Existenz, dieses Sicht- und Hör- und Tastbare zum Inhalt seines Bewusstseins haben muss. Sicht- und Tast- und Hörbares zum Inhalt seines Bewusstseins haben, heisst aber weiter nichts als sehen und hören und tasten.

Sage ich: das Ich ist nicht denkbar ohne die Sinnesqualitäten als seinen Bewusstseinsinhalt, so wird mir schleunigst geantwortet werden, „ja gewiss, deshalb nnd dazu hat es ja die genannten Apparate, Augen und Ohren etc. und die dazu gehörigen Nerven und Centralorgane.“ Nun kann selbstverständlich niemand bezweifeln, dass diese Organe in der That dazu unentbehrlich sind, aber ich möchte darauf hinweisen, dass die Leistung der Sinnesapparate doch verschieden aufgefasst und gedeutet werden kann.

Die verlangte Begreiflichkeit dieser Wirkungen wurde für unerreichbar erklärt, so lange die Voraussetzung gemacht wird, dass diese materiellen Dinge, welche nach dem Begriff der Materie bewusstlos, empfindungslos nur der Ortsveränderung fähig sind, an sich existiren und dann aus sich selbst in der Seele oder im Bewusstsein Licht und Schall und Berührungsempfindungen als etwas dem Ich ganz Neues hervorbringen. Wir nähern uns der Begreiflichkeit, wenn wir einen ganz klaren Grund finden, die Sicht-, Hör- und Tastbarkeit im gattungsmässigen Wesen des Menschen vorauszusetzen. Das gattungsmässige Wesen des Menschen ist Bewusstsein in Raum und Zeit in einem Menschenleibe erwachend, ist Ichsein überhaupt sich als ein Stück Raum erfüllendes wissend. Zum gattungsmässigen Wesen gehört die sicht- und tastbare Welt ringsum, bezw. ein Ausschnitt von ihr als Bewusstseinsinhalt. Als erläuterndes Beispiel diene das Zugehören der Ortsveränderlichkeit zum Begriffe des Stoffes, weil ja weder eine Sinnesqualität es in sich hat, dass sie gerade nur hier wahrnehmbar sein oder nur diesen Raumtheil hier erfüllen könnte, noch dieser Raumtheil hier, dass er nur von dieser Qualität erfüllt werden könnte. Die bekannten Nothwendigkeiten, dass wirklich hier gerade nur Hartes und dort Weiches, hier jetzt Blaues und dort Grünes wahrnehmbar sein kann, gehören dem Konkreten an und sind begreiflich aus allen Umständen des Ortes und der Zeit. Dass das, was hier oder da den Raum erfüllt, auch müsse seinen Ort verändern können, ist nur begreifich, weil es sonst diese Welt und Menschen in ihr nicht geben könnte, aus den empirisch festgestellten Gesetzlichkeiten, nicht aber aus dem blossen Begriff einer Sinnesqualität

oder eines Raumtheilchens, das sie erfüllt. Wir rechnen also, dass Ortsveränderung möglich ist, zum gattungsmässigen Wesen des Stoffes und stellen unter dieser Voraussetzung fest, von welchen Kräften und welchen Umständen es abhängt, ob und wie diese Raumerfüllungen ihre Plätze verändern. Also, dass sie es überhaupt können, versteht sich von selbst, nur welcher Kräfte und Umstände es jedesmal bedarf und welche Bahnen sie dann einschlagen, ist empirisch festzustellen.

Und ganz ebenso oder doch ähnlich denke ich mir die Fähigkeit des Bewusstseins, Sicht- und Tastbares zu seinem Inhalte zu haben. Und der ganze Stoff ist ja Sicht- und Tastbares; und dieses ist nicht ein geheimnissvolles, metaphysisches Etwas, ein seinem Begriffe nach unerkennbares, welches erst seine Sicht- und Tastbarkeit durch glückliche Umstände oder durch eine Thätigkeit der Seele erhielte, sondern weiter nichts als solcher Bewusstseinsinhalt, Licht, Schall dergl., hat also schon im Begriffe seiner Existenz die Relation auf Bewusstsein.

Und soll es nun konkretes oder individuelles Bewusstsein geben, so ist es als ein Exemplar von Bewusstsein hier oder da selbstverständlich fähig, Licht und Schall u. s. f. zum Inhalt des Bewusstseins zu haben[1]). In ihm, dem selbstverständlich sich als ausgedehntes, sich als seinen Leib wissenden Ich liegt die Hauptbedingung des Eintrittes solcher Bewusstseinsinhalte, aber sie ist nicht die einzige. Es ist, wie oben bei den konkreten Ortsveränderungen, noch eine Bedingung zu erfüllen. Ohne jene könnte die Erfüllung der letzteren nichts nützen, ohne letztere verhilft die blosse Fähigkeit zu keiner wirklichen Sinnesempfindung. Empirisch sind diese Bedingungen festzustellen. Ich brauche sie hier nicht zu beschreiben und habe nur den Standpunkt zu vertreten: Das Ich muss, wenn es in einem Menschenleibe, oder als ein Menschenleib konkrete Existenz haben soll, die Fähigkeit, Sichtbares zum Inhalt seines Bewusstseins zu haben, d. h. zu sehen, in sich selbst haben. Unser Problem gewinnt also die oben versprochene „annähernde“ Lösung zunächst dadurch, dass wir nicht mehr zu erklären haben, wie eigentlich die Schwingungen von an sich unsichtbaren Atomen eine bewusste Gesichtsempfindung aus sich hervorbringen, sondern, indem die Fähigkeit zu sehen, vorausgesetzt werden muss, nur noch erklärt zu werden braucht, welchen Antheil die Sinnesorgane und die Vorgänge in ihnen an dem Gesammtresultat haben, dass jedes Ich von allem sinnlich Wahrnehmbaren gerade immer dieses oder jenes zum Inhalt seines Bewusstseins gewinnt oder wahrnimmt.

Ohne eine bestimmte Behauptung zu wagen, will ich doch folgenden Gedanken der Beachtung empfehlen. Der erfüllte Raum kann nur von einem Punkte in ihm selbst aus geschaut werden und alles, was

---

[1]) Grundriss etc. S. 70 ff.

wirklich gesehen werden soll, muss sich immer in Relation auf diesen Punkt ordnen, eins immer vor hinter, über, unter, neben dem anderen, und diese Ordnung muss für jeden Punkt, dem sich die sichtbare Welt bieten kann, eine andere sein. An der Räumlichkeit des Ich liegt alles. Findet es sich als raumerfüllendes, einen Platz im Raum einnehmendes, und soll es selbst, dieses diesen Ort einnehmende Ich die sichtbare Welt zu seinem Bewusstseinsinhalte haben, so muss sie sich auch in Beziehung auf diesen Ort, den das Ich einnimmt, in der genannten Weise ordnen und zwar in Beziehung auf einen ganz bestimmten Punkt in diesem Orte, das Auge.

Dieser Punkt muss freilich „lichtempfindlich“ sein und damit kehrt die ganze Schwierigkeit wieder. Am Ende haben wir nur bewiesen, dass der Mensch Sinnesapparate haben muss, woran ja noch Niemand gezweifelt hat. Aber es handelt sich um die philosophische Schwierigkeit bei der Erklärung ihrer Leistungen, und diese Schwierigkeit, wenn nicht ganz zu heben, so doch erheblich zu mindern, soll durch die begonnene Darstellung und Betrachtung des Sachverhaltes gelingen. Den Sinnesapparaten allein wird nun nicht mehr die ganze Leistung aufgebürdet. Lotze's mythologische Darstellung des Vorganges ist überflüssig gemacht, wenn wir aus anderweitigen Erwägungen die Ueberzeugung gewinnen, dass das Ich seiner Natur nach sehen kann und keine Kunst des Verstehens der Anregungen, des Deutens und Projicirans auszuüben nöthig hat, und dass es zum Ich gehört, dass es ein Stück der wahrnehmbaren Welt, das aus allen Sinnesqualitäten besteht, zum Inhalt seines Bewusstseins hat, Hör- und Tast- und Sichtbares etc.

7. Der nächste Schritt kann nur der sein, dasjenige, was soeben Sichtbares genannt wurde, das eigentliche Objekt des Sehens in Betracht zu ziehen. Nicht in allen Betrachtungen, welche darüber angestellt werden, ist es klar.

Oben wurde schon hervorgehoben, dass das Ich sich nicht als Ausgedehntes finden könnte, wenn es nicht wirklich ausgedehnt wäre, wobei das Wirklich-ausgedehnt-sein in der (s. o. über das Objektiv Wirkliche) Sicht- und Tastbarkeit besteht. Durch die Weltordnung gehört dies zusammen.

Könnten Molekularschwingungen in irgendwelchen Nerven- und Hirnpartieen von dem Ich erst „als“ seine eigene Ausgedehntheit empfunden und gedeutet werden, welche Deutung dann erst durch Getast und Gesicht bestätigt wird?

Und was als Tastbares und Sichtbares Inhalt des Bewustseins wird, muss es nicht (von der Abnormität der Hallucination abgesehen) wirklich als Tastbares und Sichtbares, als Hartes oder Weiches, als Farbe und Schall vorhanden sein? Meine Erkenntnisstheorie verlangt es. Auch hier ist es ebenso unmöglich, dass Molekularschwingungen erst so ge-

deutet werden! Es handelt sich um das Verhältniss der Atomwelt zur Wahrnehmungswelt.

Die Ansicht, welche ich bestritten habe, macht zu dem an sich seienden Wirklichen die Atome bezw. Moleküle, welche an sich selbst nicht irgendwie aussehen und nicht klingen. Erst die Seele oder eine specifische Energie der Sinnesapparate und Centralorgane bewirkt, dass die in ihnen hervorgebrachten Molekularschwingungen als Berührung oder als Licht, als Schall oder als Lust oder als Schmerz bewusst werden.

Was ich schon über die Existenz der Atome gesagt habe, ist nun noch zu ergänzen. Wer die Aetheratome für an sich unsichtbar erklärt, kennt doch thatsächlich nur die Gesichtsbilder, die gesehenen Farben, und kommt zu seinen unsichtbaren Atomen, nur weil er von dem bewussten Gesichtsbild, aus welchem auf die Atome geschlossen oder welches in solche zerlegt wird, abstrahirt. Und bloss weil er das thut, deshalb soll der Seele oder dem Ich jene wunderbare Leistungsfähigkeit zugetraut werden? Mit den ungesehenen Aetheratomen und ungehörten Schallwellen verhält es sich aber genau so, wie überhaupt mit allem unwahrgenommenen Sein, worüber meine Schriften ausreichende Auskunft geben. Also, dass die Aetheratome und die Lichtstrahlen an sich unsichtbar seien und ihnen der Licht- und Farbencharakter erst aus der Seele oder dem Ich zuwächst, ist ein Dogma, welches eigentlich auf der Kartesischen Begriffsbestimmung beruht, über welche im Eingange gesprochen wurde.

Es kann mir gar nicht einfallen, die physikalische Theorie vom Licht und den Farben antasten zu wollen. Sie bleibt vollständig in ihrem Rechte, wenn ich auch die philosophischen Voraussetzungen und Folgerungen bestreite; jene ist das Sein an sich der Atome, diese die Umwandlung in bewusste Empfindung oder ihr Hervorbringen derselben. Die Atome existiren, aber sie existiren nur in dem Gesehenen und Gehörten und in diesem Sinne kann ich auch das oben perhorrescirte „als“ zulassen; sie existiren nur als Licht und Schall und sind durchaus ausser Stande letztere erst hervorzubringen oder erst in letztere verwandelt oder als letztere aufgefasst zu werden.

Sie sind, wie schon im Grundriss der Erk. und Log. gesagt, eine Zerfällung des wahrgenommenen d. i. mit Qualitäten erfüllten Raumes in solche unvorstellbar kleine Theile, und wenn die Welt der wahrgenommenen Dinge von der chemischen und physikalischen Theorie als Atomwelt aufgefasst wird, so müssen auch die körperlichen Sinnesorgane und Nerven und Gehirn ebenso aufgefasst werden. Dieses alles sind an sich unsichtbare Atome. Wie kommt die Sichtbarkeit der Dinge zu Stande?

Für die optische Theorie ist das alles gleichgültig; sie wird davon nicht berührt. Aber wenn sie von der philosophischen Schwierigkeit

absehen darf, so dürfen wir es doch nicht, und müssen die vorausgesetzte Einwirkung auf die Seele oder das Ich und ihre Reaktion auf diese verständlicher zu machen suchen. Sehen wir von dieser angeblichen Einwirkung und den erdichteten Reaktionen auf dieselbe ab, so bleibt nichts anderes übrig, als dass der Aether nicht erst auf jene Weise die Sichtbarkeit, das gesehene Licht erzeugt, oder die Seele zu seiner Erzeugung anregt, sondern, dass er es ist. Wenn der naive (nicht physikalisch gebildete) Mensch von den Lichtätheratomen hört, so denkt er sie sich hartnäckig als leuchtende Punkte, vermuthlich weil die Erzeugung des Lichts durch Einwirkung der unsichtbaren Aetheratome auf die Seele etwas ganz Undenkbares ist. Aber auch wer die moderne physikalische Lehre kennt, darf sich den Lichtäther, indem er jene Lehre in bestimmter Restriktion im Zusammenhange des Ganzen auffasst, als das objektive Licht selbst, als die sichtbare Welt denken, welche sich vor dem lebendigen Auge ausbreitet. Freilich vor dem Stein, vor dem Blinden breitet sie sich auch aus und sie sehen sie doch nicht, sie wird nicht Bewusstseinsinhalt und so bedarf es gewiss einer Vermittlung durch Auge, Nerven und Hirn. Aber nun ist nicht mehr bloss die Frage, wie diese Vermittlung vor sich gehen mag, sondern wem durch diese Organe solches vermittelt wird. Davon sogleich, erst nur noch: denken wir den Leib mit seinen Organen als das bekannte Sicht- und Tastbare, so müssen wir die Dinge um ihn herum auch als das bekannte Sicht- und Tastbare denken. Und wenn das Ich sich in diesem Leibe und als diesen Leib findet und weiss, so sind die Aetheratome der Aussenwelt die sichtbaren Dinge. Wie das Atomgewimmel, welches die äussere Welt ist, sich zu demjenigen, welches Nerven und Hirn sind, verhält, so verhalten sich die sicht- und tastbaren Dinge zu den sicht- und tastbaren Nerven und Hirn.

Oben fragte ich: wer oder was ist es, dem durch die Sinnesorgane etwas vermittelt werden soll? Direkt dem Ich, dem reinen Ich, kann nichts vermittelt werden. Im Sinnesorgane können Erregungen hervorgebracht werden und dieses vermittelt sie dem Gehirn. Das Gehirn ist das lebendige, nicht Materie im Kartesischen Sinne, es ist ein Theil des lebendigen Leibes, als welchen das Ich sich weiss, ohne welches kein Leib mein, dein, sein Leib sein könnte, und Bewusstsein und Lebendigkeit fällt ja zusammen.

Aber bin ich nicht eben nur der ganze Leib, nicht aber jeder Theil, jeder in ihm fungirende Nerv?

Wenn ich auch nur mein ganzer Leib wäre, könnte deshalb jeder Theil in ihm etwas anderes sein, etwas Fremdes, was erst auf mich einwirken müsste? Das Ich ist ja kein theilbares Quantum. Ist etwas ein Theil dieses Leibes, der ich bin, so ist, dass ich nicht bloss dieser Theil bin, in Beziehung auf die Wirkensmöglichkeit ganz gleichgültig. Ich

bin in ihm, wie in allen andern und so braucht weder dieser noch irgend ein anderer erst auf mich einzuwirken. Was in ihm vorgeht, geht eo ipso in mir vor.

Also mein Auge sieht, mein Ohr hört.

Aber sind wir denn nun gebessert? Das Ich konnte sich nicht durch Einwirkung von Hirnmolekülen Licht und Schall zum Inhalt seines Bewusstseins geben lassen, und der blosse Stoff konnte weder sehen noch hören, sehr natürlich, da man eben das Nichtsehen- und Nichthörenkönnen in die Wesensbestimmung des blossen Stoffes aufgenommen hat.

Aber was weder der blosse Stoff noch das Ich für sich allein kann, das kann der Stoff als primärer Bewusstseinsinhalt, das kann das Ich, welches sich als diesen Leib weiss, das kann die ursprüngliche Einheit von Ich und Leib, nach welcher jeder von diesen, für sich allein gedacht, eine blosse Abstraktion ist. Was schon so viel Unheil in der Philosophie angerichtet hat, nämlich die Schwäche, Abstraktes für Konkretes, die abstrakten Momente für konkrete selbständige Dinge zuhalten, hat auch unsere Frage zur unlösbaren gemacht. Man muss nur diese ursprüngliche Einheit als die des Selbstbewusstseins verstehen!

Warum die Bestimmtheiten, in welchen ein Ich sich finden kann oder mit anderen Worten warum die Bewusstseinsinhalte desselben die uns bekannten Sinnesqualitäten sein müssen, oder wiederum mit anderen Worten warum die objektive wirkliche Welt aus Tast-, Sicht-, Hörbarem bestehen müsse, weiss ich selbstverständlich nicht zu sagen. Aber das weiss ich: wenn jemand auf diese Frage die Antwort geben sollte: „nun, weil die Menschen Augen und Ohren mit den zugehörigen Nerven- und Hirnpartien haben, so wäre das ein Unsinn, dem ich die Auskunft der mosaischen Schöpfungsgeschichte: Gott sprach: „es werde Licht und es ward Licht“ vorziehe.

Fragen wir dagegen unter der Voraussetzung, dass es Licht und Schall giebt, wie es komme, dass jeder jedesmal gerade dieses und jenes sieht und hört, so sind wir auf die Individuation verwiesen, nicht nur darauf, dass das Ich sich gerade an dieser Stelle befindet, sondern auch auf die Wirksamkeit seiner Sinnesorgane. Denn wenn die wahrnehmbaren Objekte für jeden unaufhörlich wechseln, so müssen sie, um immer sogleich Inhalt des Bewusstseins zu werden, sich bemerklich machen. Es ist Thatsache, dass diese Organe in normaler Beschaffenheit unentbehrliche Bedingung der Sinnesempfindungen sind, dass abnorme Beschaffenheit, Erkrankung derselben, z. Th. die Sinnesdaten ganz und gar aufhebt, z. Th. alterirt, Sinnestäuschungen eintreten lässt. Nach den bisherigen Betrachtungen der Sache wird es erlaubt erscheinen, die speciellen Funktionen der Organe mit allen ihren Theilen der Physiologie zuzuweisen. Ihre noch ausstehende Erklärung gehört nicht mehr zu dem unlösbaren Problem des Zusammenhanges von Leib und Seele. Die

Physiologie hat noch so viele und schwere Aufgaben zu lösen, dass es auf die, die wir noch hinzufügen, nicht ankommt, und zwar deshalb nicht, weil sie den andern ganz gleichartig ist. Von den Leistungen der Nerven und der zugehörigen Hirnpartien ist doch nur Negatives bekannt, dass im Falle ihrer Verletzung oder Erkrankung die und die Erscheinungen des Lebens wegfallen. Was sie positiv dabei leisten, d. h. wie sie das anstellen, ist unbekannt. Ich weiss nur, dass zu ihrem Leben und ihrer Funktionsfähigkeit die Bewegungen ihrer Moleküle gehören. Wie diese es in den nutritiven Nerven zu stande bringen, Körpertheile zu ernähren, wie in den sekretorischen, Absonderungen eintreten zu lassen, wie in den motorischen, den Muskel, in welchem sie verlaufen, zu kontrahiren, ist noch nicht gesagt worden. Das Sehen und Hören mit den lebendigen Augen und Ohren ist Leibesfunktion, was schon daraus erhellt, dass unsere Willkür dabei völlig machtlos ist. Wer etwas vor seinen Augen nicht sehen will, muss sich umdrehen oder die Augen zumachen. Wenn wir hier wie auch in den anderen schon genannten Fällen nicht zu sagen wissen, wie Nerven und Gehirn das eigentlich machen oder wie sie bei dem Zustandekommen des Erfolges betheiligt sind, so berechtigt uns dies noch keineswegs, absolute Räthselhaftigkeit des Zusammenhanges von Leib und Seele zu behaupten, und wenn doch Wechselwirkung unmöglich erscheint, zum Parallelismus zu flüchten. Und wenn es Hirnfunktionen giebt, welche, von einer anderen Hirnpartie, statt der funktionsunfähig gewordenen, übernommen werden können [1]), so ist doch erwiesen, dass es durchaus keine spezifische Energie, keine qualitas occulta der einzelnen Hirnpunkte ist, welche dieses alles hervorbringt.

Wenn die wechselnden Objekte sich bemerklich machen müssen, so müssen sie einwirken und können doch nicht auf das reine Ich, sondern nur auf das sich als seinen Leib wissende Ich oder den selbstbewussten Leib einwirken. Und wenn ein so vielfältiges Wirken stattfinden soll, so müssen auch vielfältige bestimmte Einrichtungen da sein und mit ihren Gesetzen des Wirkens und Leidens auf das genaueste zu einander passen und in einander greifen.

Weiss erst das Ich sich selbst als in seinem Leibe räumlich ausgedehntes, ein Stück Raum erfüllendes, so ist es nur konsequent, wenn auch die spezielleren Bestimmtheiten, in denen es sich findet, in diesem Ausgedehnten, sozusagen lokalisirt sind. Oder sollte ich sagen „Organe haben“? Aber wir wissen ja nichts von dem Gebrauch des Werkzeuges und seinem Wirken. Also wäre ein blosses Entsprechen zu statuiren, — der oben abgewiesene Parallelismus? Aber er wäre doch grundverschieden von dem sinnlosen Nebeneinander zweier Reihen gleich an sich seiender

[1]) S. u. a. Landois Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 10. Aufl., S. 895.

Dinge und Ereignisse. Erscheint auch nach meiner Darstellung der geistige Vorgang, das Eintreten der Sinnesqualität im Bewusstsein, als als Parallele zu dem materiellen Vorgange, nämlich den Molekularschwingungen in Nerven und Hirn, so dürfen wir doch nicht vergessen, dass das Licht nur deshalb Inhalt des Bewusstseins ist, weil das Ich sich als seinen Leib, den sehenden Leib weiss. Jedenfalls hätten wir es nicht mit dem von mir als sinnlos bezeichneten Parallelismus zu thun, sondern mit einem solchen, der in der Urthatsache des Bewusstseins, dem Sein selbst, dass das Ich sich als seinen Leib weiss, begründet ist, und die gemeinten Spezialisirungen, dass die einzelnen Bestimmtheiten mit einzelnen Leibestheilen und den Vorgängen in ihnen so zusammenfallen, wie das Ich mit seinen ganzen Leibe, unterscheiden sich von diesem letzteren Faktum nur dadurch — und dadurch allerdings sehr erheblich, — dass wir von diesen Leibestheilen und den Vorgängen in ihnen direkt kein Bewusstsein haben.

Fragt man, warum diese Organe gerade immer so sein müssen, wie sie sind, so ist keine andere Antwort möglich, als der Hinweis auf das Ganze des körperlichen Lebens. Da bedingen sich alle Einzelheiten und jedes muss immer so sein, weil das andere so ist[1]).

Eine solche Nothwendigkeit des Lebens ist es auch gewiss, dass es Centralorgane für die verschiedenen Erregungsarten und Leistungen im Gehirn giebt (dem Leben der verschiedenen Thierarten entsprechend), durch unzählige Zusammenhänge zu einem Ganzen verbunden. Die Zusammenhänge der Lebensfunktionen, Mittheilung von Erregungen einer Art an andere Organe, deren Leistungen beeinflussend, weisen auf die unzähligen Verbindungswege hin, welche doch nicht dasein könnten, wenn die Organe sich nicht gerade in dieser räumlichen Lage befänden. Was die einzelnen Stellen leisten, ist durch ihre eigene Natur als ein so oder so geformtes Quantum Gehirn nicht erklärt, aber sie müssen es leisten, weil diese Leistung zu dem Ganzen der Lebensfunktionen gehört, weil z. B. bestimmte erregungleitende Bahnen gerade dort münden, weil sie durch ihre Lage dazu bestimmt sind. Ich muss hier selbstverständlich auf die erhoffbaren Fortschritte der Physiologie verweisen, aber auch jetzt schon wird der Gedanke, dass die vielen verschiedenen Funktionen des Lebens durch den räumlichen Zusammenhang der Centralorgane im Gehirn ihre Einheitlichkeit und ihren funktionalen Zusammenhang finden, nicht unglaublich erscheinen.

Von Einrichtungen der Natur habe ich gesprochen, wie es so oft geschieht. Allein: was ist das, die Natur? Ich weiss keine andere Antwort, als die: das gesammte in Raum und Zeit ausgebreitete Sein

[1]) Grundriss etc. über die Organismen S. 159 f.

unter der Herrschaft von (zum grossen Theil noch zu ergründenden) Gesetzen des Geschehens, durch diese durchweg in sich zusammenhängend und ein Ganzes ausmachend, den *Κόσμος*. Aber auch von diesem Standpunkte aus, wenn wir von der bekannten „Weisheit der Natur“ ganz absehen, ist es möglich, die Leistungen von Organen schon deshalb begreiflich zu finden, weil sie Lücken im Zusammenhange des Ganzen ausfüllen und bestimmten Bedürfnissen dienen.

Wer durchaus den Thäter erwischen will, wird sich durch Obiges noch nicht befriedigt fühlen. Allein jene Erkenntniss ist doch werthvoll, wenn auch das „schau alle Wirkenskraft und Samen“ immer noch ersehnt wird. Metaphysische Spekulation will es annähernd leisten. Ich verwehre sie niemandem, aber wenn wir uns davon überzeugt haben, dass die Kartesische Bestimmung der Begriffe Leib und Seele falsch ist, dass keine Hoffnung da ist, aus diesem Stoffe die Entstehung des Lebens zu erklären, dass der lebendige Stoff immer schon Bewusstsein, welches ein solches Ganzes zu seinem Inhalte hat und sich als dasselbe weiss, voraussetzt, dass er, so möchte ich nur zur Hervorhebung dieses Gegensatzes sagen, immer schon vergeistigt, schon beseelt ist, und dass die belebende Seele nicht für sich allein ohne diesen Leib existiren kann, dass sie nur eine Abstraktion ist, so ist doch auch ohne solche Spekulation immerhin etwas gewonnen, und dann mildert sich die Härte des Problems, wenn in den Anordnungen der Natur so vieles wohlbedacht und zweckvoll angelegt erscheint, obgleich wir kein zwecksetzendes und diese Zwecke mit Ueberlegung durchsetzendes Wesen nennen können, und dass so vieles in den Thierleibern sich begiebt, und von Thierleibern vollbracht wird, was als wohlbedachtes Mittel zu einem Zwecke erscheint, obwohl wir uns keines Entschlusses, der auf solcher Erkenntniss beruhte, bewusst werden, also solches, was selbstverständlichen Zwecken zu dienen geeignet ist, unwillkürlich thun. Beispiele sind in grosser Zahl bekannt; eins will ich anführen. In Landois' Lehrbuch der Physiologie des Menschen 10. Aufl. S. 786 heisst es „Endlich entsteht der Strabismus bei Trübungen der durchsichtigen Augenmedien: die Befallenen drehen das betreffende Auge unwillkürlich so, dass die Sehstrahlen womöglich durch die noch klaren Theile der Medien hindurchgehen. Oder es wird das fehlerhafte Auge unwillkürlich deshalb weggewendet, damit es den Sehakt des intakten nicht störe: der Befallene versetzt sich somit unbewusst in den Zustand eines Einäugigen.

Carl Ernst von Bärs „Zielstrebigkeit“ in der Natur verliert von diesem Standpunkt aus etwas von ihrer Befremdlichkeit und Wunderbarkeit.

Ich habe die Leistungen von Nerven und Gehirn bei dem Zustandekommen der Sinnesempfindungen in den grossen Zusammenhang aller Nerven- und Gehirnleistungen gestellt, auch aller derjenigen, welche

bisher nicht als die räthselhafte Einwirkung des Leibes auf die Seele aufgefasst worden sind, und ihre Unentbehrlichkeit zunächst (von aller Spezialisirung abgesehen) als dieselbe Nothwendigkeit des körperlichen Lebens gefasst, als welche alle Nervenfunktionen aufzufassen sind, auch diejenigen, welche bloss dem körperlichen Leben dienen. Von ganz besonderem Interesse ist von diesem Gesichtspunkte aus die Feststellung der Leistungen, welcher sogar die niederen Hirntheile noch fähig sind, auch wenn ihnen die Führung des Grosshirns fehlt (Flechsig, Gehirn und Seele Akad. Rede Leipzig. 1894 S. 9—11).

Es mag vorläufig genügen, dass in dem Bewusstsein überhaupt, als zu seinem Wesen gehörig, auch ein Prinzip der Werthschätzung gefunden werden kann, und dass es dieses Bewusstsein ist, welches wir als das gemeinsame gattungsmässige Wesen in allen leiblich-konkreten Ich-Individuen erkennen. Gegenüber den aussichtslosen Versuchen, den Thäter ausfindig zu machen, kann der Begriff des Seins genügen. Es ist nicht die blosse, die unorganische Materie, aus welcher sich im Laufe der Zeit durch unerklärte Bewegungen Bewusstsein erhöbe, sondern es ist Bewusstsein mit seinem Inhalte, demjenigen, der die objektiv wirkliche Welt ist, und den subjektiven Inhalten, durch ein System (noch lange nicht vollständig entdeckter) ineinander greifender Gesetzlichkeiten, ein Ganzes.

Nach diesen Erörterungen darf ich auf die Behauptung zurückkommen: mein Auge sieht, mein Ohr hört, und so sehe und höre ich, weil ich mein Auge und mein Ohr bin.

Sind einst die Sinnesempfindungen, offenbar bloss weil sie bewusste oder Bewusstseinsinhalt sind, für Seelisches, Seelenthätigkeit gehalten worden, so sind sie jetzt dem Leibe als seine Funktion zugerechnet. Aber nach den soeben gegebenen Erklärungen ist der Unterschied nicht so gross, wie er zu sein scheint, wenn die Kartesischen Begriffsbestimmungen festgehalten werden. Die Unterscheidung lässt sich überhaupt nicht durchführen, hat also nur ihren Werth für die Theorie, welche die Einwirkung des blossen Stoffes auf die Seele erklären will. Das bloss leibliche Sehen und Hören im Gegensatz zu dem Licht und Schall als Bewusstseinsinhalt ist gar nicht zu beschreiben; wenn wir es denken wollen, so denken wir es doch entweder ganz wie das uns bekannte, oder als blosse Molekularbewegung, welche (nach obigem) ohne das Korrelat der Wahrnehmung nichts ist, also eigentlich gar nicht Sehen und Hören. Das Sehen des Leibes, noch ohne dass das Ich sich mit ihm identifizirt, ist gar nicht zu denken. Aber da der lebendige, also auch der sehende und hörende Leib nicht existiren kann, ohne dass das Ich sich in ihm und als ihn findet und weiss, so lässt sich, da ja dieses Sichwissen und sich als diesen (seinen) Leib Wissen, als Urthatsache hingenommen ist, die verlangte aber unmögliche Er-

klärung der Einwirkung des Leibes auf die Seele durch diese Unterscheidung ersetzen.

Und wenn man meinen sollte, dass auf diese Weise, da das Ich sich zunächst nur seiner eigenen räumlichen Ausgedehntheit bewusst ist, und da die gesehenen Dinge nicht zu dieser gehören, sondern von dem eigenen Leibe unterschieden werden, doch das Sehen nicht erklärt sei, vielmehr doch wieder eine Umwandlung, eine Auffassung der Molekularschwingungen „als" des Lichtes erforderlich sei, welches „als" ich abgelehnt habe, so sind die Bedeutungen des Zugehörens zu unterscheiden. In den gesehenen Dingen finden wir uns selbst nicht so, wie in dem eignen Leibe. Aber doch ist das Gesichtsbild Pertinenz, Zubehör des Auges; die sichtbaren Nachbarräume sind unentbehrlich, um das Räumchen, als dessen Erfüllung das Ich sich selbst weiss, denken zu lassen. Der Wechsel der sichtbaren Umgebung beweist freilich, dass kein Stück derselben dem Ich wesentlich ist. Aber dass immer etwas vor dem offenen Auge steht, ist ihm wesentlich, und was es in jedem Augenblicke ist, das muss es sein nach einer ganz klaren gesetzlichen Nothwendigkeit. Das Sehen gehört zum Auge, sonst gäbe es überhaupt keine Augen, und die Blindheit ist Störung, ist Anomalie welche wie alle Störung und Anomalie im leiblichen und geistigen Leben zu beurtheilen ist.

8. Flechsig hat (Die Lokalisation der geistigen Vorgänge 1896, S. 60—62) Rindenbezirke ausfindig gemacht, von denen die Erinnerungs- und Phantasiebilder abhängen. Auf die spezielle Lokalisation kommt es in dieser Betrachtung gar nicht an; die gemeine Beobachtung hat schon viele davon überzeugt, dass in unzähligen Fällen die Besonderheit der eintretenden Erinnerungs- und Phantasiebilder, dass das ganze sogen. Gedächtniss von leiblichen Beschaffenheiten und Vorgängen abhängig ist, ohne besondere, bestimmte Hirnpartien dafür in Anspruch zu nehmen. Auch das ganze höhere Seelenleben soll an dieser Abhängigkeit theilnehmen. Ich übergehe, was sich für und wider anführen lässt und begnüge mich mit der Behauptung, dass gewiss nur die einfachsten psychischen Vorgänge oder die Elemente des Seelenlebens so direkt lokalisirt werden können und dass das Verständniss desselben sich aus den resultirenden Kombinationen ergeben muss. Hier können diese nicht verfolgt werden; nur im Allgemeinen die Denkbarkeit der Abhängigkeit der Vorstellungen von materiellen Vorgängen bedarf noch eines Wortes.

Mit nichts ist erwiesen, dass das Ich nicht durch seine eigene Natur befähigt wäre, das als unmittelbaren Sinneseindruck Erlebte, sei es ganz so, wie es erlebt wurde, sei es in verschiedener Kombination der Urelemente vorzustellen, sondern, dass es auch dies durch Gehirnvorgänge in sein Bewusstsein müsse hineinzaubern lassen.

Gewiss haben die materiellen Vorgänge nicht erst nöthig, dem Ich

die Fähigkeit des Vorstellens überhaupt beizubringen, nur sozusagen die Auswahl unter den möglichen, zur Verfügung stehenden Bildern hängt von ihnen ab. Dann stellt sich die Sache so: Bin ich mein Leib mit allen seinen Organen, bin ich das sehende Auge, so bin ich auch das Gehirn mit denjenigen Vorgängen in ihm, von welchen der Eintritt einer Vorstellung abhängen soll.

Oben konnte ich das Sehen als Funktion des lebendigen Leibes, als welchen das Ich sich findet, darstellen. Hier scheint diese Auskunft nicht zur Verfügung zu stehen, denn man wird — auch wenn ich auf die Traumbilder verweise — schwerlich zuzugeben geneigt sein, dass, wie das Auge sieht, so auch bestimmte Gehirnbezirke vorstellen, weshalb das in ihnen sich findende Ich vorstelle. Aber eine Analogie wird man zugestehen.

Erregungen aus den Sehsphären müssen sich in das Rindengebiet für die Erinnerungs- und Phantasiebilder hineinerstrecken und dort als schwache Erregungen andauern, welche bekanntlich schon auf einen geringeren Anlass hin zu stärkerer Erregung umgewandelt werden.

Kann die Seele die Erregungen oder Molekularschwingungen in den Sehsphären als Gesichtseindrücke empfinden oder deuten, so ist es für sie auch nicht schwerer, die Erregungen der genannten Rindengebiete als Erinnerungs- und Phantasiebilder aufzufassen. Freilich habe ich auf die Seele und ihr Denken und Auffassen verzichtet, aber trotzdem ist die Analogie klar.

Fingiren wir, dass wir uns der gemeinten materiellen Vorgänge bewusst würden und zugleich ihrer Ähnlichkeit mit denjenigen, welche das leibliche Sehen und Hören zur Folge haben, so würde auch kein Anstoss daran zu nehmen sein oder kein neues Wunder darin zu finden sein, dass in Folge dieses Bewusstseinsinhaltes Erinnerungsbilder eintreten. Die Fähigkeit des Ich, sich zu erinnern, ist dabei freilich vorausgesetzt; es handelt sich nur darum, welchen Antheil die Gehirnvorgänge daran, dass gegebenen Falles gerade diese oder jene Erinnerungsbilder auftreten, haben.

Nun sind uns allerdings jene Gehirnvorgänge thatsächlich nicht bewusst, aber es fragt sich, ob nicht (wie oben dargethan wurde) die Zugehörigkeit derselben zu dem Leibe, als welchen wir uns finden und wissen, genügen kann. Die thatsächliche Unbewusstheit jener Vorgänge kann uns an die ganze Lehre von den unbewussten Seelenvorgängen erinnern, über welche ich in dem Aufsatz „Was ist Verstand und wie kann er geschärft werden?“ in der „Zeitschr. für immanente Philosophie“ Band IV, 1899. S. 121—124 gehandelt habe.

Viel unklare Ausdrücke sind im Gange; „Gedächtnissspuren“ sagt Flechsig, andere anders, aber nicht besser. Dem Physiologen mache ich daraus gar keinen Vorwurf, nur dem Philosophen, welcher damit

etwas erklären zu können meinen sollte. Ich habe hier darauf zu dringen, dass die „Gedächtnissspur“ absolut nichts anderes sein kann, als eine materielle Veränderung, Bewegungen bestimmter Hirnmoleküle, dass aber die im Namen angedeutete Leistung noch nicht erklärt ist, sondern der philosophischen Erklärung harrt.

Es hat keinen Werth, das ganze Seelenleben auf eine Menge chiffrirter Depeschen, zu welchen das Ich den Schlüssel habe, zu gründen, wenn weder, wie es den Schlüssel haben kann, noch überhaupt wie es Empfänger derselben sein kann, ersichtlich ist. Letzteres kann es nur sein, wenn es sich als diesen Leib weiss, und ebenso wird die letzte Grundfrage, wie ein Willensakt, d. i. ein rein geistiger immaterieller Vorgang auf motorische Nerven einwirken könne, um sie zu ihrer Leistung zu veranlassen, sich nur von diesem Standpunkte aus lösen.

Wir kennen aus unserem Bewusstsein keinen blossen Willensakt, sondern nur Vorstellungen von äusseren Veränderungen, welche durch eine eigene Gliederbewegung hervogebracht werden können, als das Gewollte, zuweilen auch direkte Vorstellungen dieser eigenen Gliederbewegungen, als des unerlässlichen Mittels zum Zwecke. Also müsste eigentlich gefragt werden: Wie können die Wünsche und Begierden und die Vorstellungen von vorzunehmenden Gliederbewegungen diese letzteren selbst hervorbringen[1]. Auch Erwachsene nehmen oft eine Gliederbewegung vor, ohne dass ein Willensakt dieses Inhaltes bewusst geworden ist; die blosse Vorstellung genügt.

Bei den sogenannten Reflexbewegungen findet ein Ueberspringen der Erregung von einer sensiblen auf eine motorische Faser statt, noch ehe jene bewusst geworden ist. Dann liesse sich vielleicht auch denken, dass, wenn eine Empfindung und mit ihr eine Vorstellung von Dingen und Ereignissen im Bewusstsein eingetreten ist, ein Uebergang der Erregung auf motorische Organe stattfände. Aber es würde sich dabei natürlich zuerst um die anatomische Möglichkeit handeln.

Wenn wir nun doch davon Abstand nehmen müssen, die Erregung motorischer Nerven, welche zur Gliederbewegung erforderlich ist, immer nur durch eine schon vorhandene Erregung von Sinnesnerven bezw. der Organe, welche dem Vorstellen dienen, als blosse Fortsetzung derselben zu erklären, so muss sich die Frage aufwerfen, wie wir überhaupt dazu kommen, dem Ich mit seinen Vorstellungen eine bewegende Macht zuzuschreiben. Wenn es immer nur auf eine solche Gelegenheit angewiesen wäre, hätte das Bewusstsein der eigenen Bewegungskraft nicht entstehen können.

Und zudem sind die bewegenden Vorstellungen zugestandenermassen Vorstellungen von Gewolltem. Denn Bewegungen, welche ganz

[1]) S. Grundriss der Ethik S. 15 f.

unwillkürlich Gesehenes oder Vorgestelltes nachahmen, pflegt man allgemein von den Handlungen zu unterscheiden. Also ist doch die Frage nach der Wirkenskraft des Willens nicht zu eliminiren. Nur die oben erörterte Identität des Ich mit seinem Leibe kann helfen. So wie ich mich als diesen sehenden, hörenden, fühlenden Leib weiss, ganz ebenso bin ich auch dieser Leib mit seinen motorischen Nerven. Nicht freilich dem reinen Ich stehen sie zur Verfügung, aber dem ausgedehnten, dem vorstellenden und fühlenden, wollenden Ich. Es ist nicht nöthig, dass diese den motorischen Nerven erregende Kraft selbst schon als eine Bewegung auf ihn einwirkte, wie Bewegung Bewegung erzeugt. Ich zweifle nicht, dass die Physiologie in Zukunft noch Genaueres darüber feststellen wird, aber vorläufig müssen wir uns an der psychologischen Erwägung genügen lassen, welche auch später nicht entbehrlich sein wird. Aus der Identität des Ich mit seinem Leibe ergiebt sich: wie ich sehe, weil mein Auge sieht oder weil ich dieses sehende Auge bin, so will mein motorischer Nerv, weil ich will, weil ich dieser motorische Nerv bin.

Freilich wird das Wollen des motorischen Nerven Schwierigkeiten machen. Wie kann er wollen? Was heisst wollen? Einer Regung so positiver Art, wie Lust und Schmerz oder wie die Überzeugung von den Folgen einer Handlung ist, werden wir uns dabei nicht bewusst. Den Willen hat noch niemand definirt, obwohl viele die Miene gemacht haben, als wäre es ihnen gelungen. Schliesslich haben sie sich immer nur über Umstände und Vorbedingungen mehr oder weniger verdienstlich verbreitet, um zuletzt die Hauptsache, das Wollen selbst, unerklärt zu lassen. Es gehört zu den Urelementen des Seelenlebens, wie das Vorstellen und die Gefühle der Lust und Unlust. Nicht die Vorstellung oder das Bewusstsein von Gliederbewegungen, die ich sogleich vornehmen werde oder dass ich sie sogleich vornehmen werde, wie wir ja auch von dem Bevorstehen vieler anderen Ereignisse wissen, nicht dies ist es, sondern dies, dass ich bezw. mein Wollen die eigentliche Ursache der erfolgenden Bewegung ist. So habe ich in der Erk. Log. den Willen dargestellt. Und wenn nun das wollende Ich eo ipso sein wollender motorischer Nerv ist, so ist das Wollen desselben diese Kausalität. Und wenn man diese sich nicht ohne das Ich vorstellen kann, so verhält es sich damit gerade so, wie oben beim sehenden Auge erklärt wurde. Auch dieses ist, sowie der motorische Nerv lebendig, und sonst könnte weder jenes sehen noch dieser den Muskel in Bewegung setzen. Und wenn sie lebendig sind, so heisst das, dass ein Ich sich in diesem ganzen Leibe, zu dem sie gehören, in dem sie enthalten sind, als sich selbst findet und weiss.

Damit scheinen mir die Schwierigkeiten, welche sich schon an der Schwelle der Psychologie erheben, überwunden zu sein. Das Geheimniss des Zusammenhanges von Leib und Seele ist zurückgeführt auf

das Grund- und Urgeheimniss, wie das Ich sich als räumlich Ausgedehntes bezw. als einen Leib finden und wissen könne, oder richtiger, nicht auf das Urgeheimniss, wie es dies könne, sondern auf die Urthatsache, dass es dies thut, ohne welche kein Ich existirt. Ich weiss wohl wie viel und wie Schweres noch zu erklären ist, aber es gehört dem Fortgange und der Ausführung an.

Es handelte sich um die prinzipielle Schwierigkeit, die handgreifliche Unmöglichkeit, dass der Leib auf die Seele und die Seele auf den Leib einwirken könne. Nur diese Frage habe ich als das Grundproblem der Psychologie in Angriff genommen.

Anmerkungen.

Weil die Kausalitätslehre so eng mit den möglichen Ansichten über Leib und Seele zusammenhängt, seien der Petzoldt'schen unter Gegenüberstellung der meinigen noch einige Zeilen gewidmet.

Mit dem Worte S. 26, „Umstände, von welchen keiner fehlen darf, wenn nicht die Wirkung modifizirt werden oder ganz ausbleiben soll" ist die von mir an Stelle der unklaren Einwirkung gesetzte Nothwendigkeit anerkannt. Trotzdem werden die Kausalitäts- und Nothwendigkeitslehrer des Animismus beschuldigt und wird ihnen die Ansicht nachgesagt, „in dem Gesetz, nicht unter dem die Ursache, die Kraft steht, sondern das von der Kraft ausgeht, liegt das Zwingende. Wie der Sklave unter der Botmässigkeit des Herrn, so steht die Wirkung unter der zwingenden Hand der Ursache; sie darf nicht nach Belieben eintreten, sondern sie ist genöthigt zu erscheinen." Dagegen heisst es schon in meiner Erkenntniss theoretischen Logik S. 189: „Ich zweifle nicht, dass von Haus aus dem Nothwendigsein und Möglichsein, dem Können und Müssen Vorstellungen beigemischt gewesen sind, welche wahrnehmbare Eigenschaften und Zustände enthielten und dass demnächst Uebertragungen stattgefunden haben, etwa das positive Gefühl eigener Kraft oder Schwäche, eines Grades von Spannung oder Abspannung, des unmittelbar im Innern wahrgenommenen Bezwungen- und Getriebenwerdens, die gefühlte Noth und Bedürftigkeit im Mangel einer Sache. Aber wenn auch ursprünglich Uebertragungen dieser Art stattgefunden haben, so lassen sie sich doch nicht an den klaren Begriffen durchführen. Wie das nothwendig genannte Ereigniss vergeblich Widerstand leistend einzutreten gezwungen wird, lässt sich nicht vorstellen. Ausserdem aber stellt der Begriff des Nothwendigen sich sofort wieder ein, sobald die naive Auffassung dem ernsteren Nachdenken weicht, denn jene führt doch nur Thatsachen an, und diesen gegenüber kehrt die verwunderte Frage, warum z. B. Widerstand unmöglich war, und dergl. immer wieder."

S. 231 „Kraft, Vermögen, Anlage, Fähigkeit und das Können besteht in nichts anderem, als der gesetzlichen Verknüpfung, nach welcher eins die Bedingung eines anderen ist." — 233 „Sehen wir nun auch von diesem Gebrauche ab, so gehen in einem weiteren Sinne die Begriffe der Kraft, der Fähigkeit, Anlage, des Vermögens in dem des gesetzlichen Zusammenhanges auf. — Am meisten wird gegen diese Auffassung in der Anwendung des Begriffes der Kraft gefehlt. Mancher meint, der Stoff sei selbst erst das Resultat einer Kraft und muss sich somit die wirkende Kraft stofflos im Leeren schwebend denken." — Ebenda unten „Wir können also, ohne feineren synonymischen Untersuchungen vorgreifen zu wollen, auch in der

Kraft nur einen Ausdruck für eine vom Denken spezieller vom Kausalitätsprinzip in dem Gegebenen gestiftete Beziehung sehen. Sie ist keine andere, als die alte bekannte, dass dieses eine, um eine gewisse Erscheinung hervortreten zu lassen, nur noch jenes anderen bedarf. und wenn jenes andere schon vorhanden ist, nur noch dieses eine hinzuzutreten braucht.“ 234 „In letzter Instanz ist also die Bedingung und die Kraft, Anlage, Fähigkeit, Vermögen zu einer Leistung durchaus nichts, was unterscheidbar von den wahrnehmbaren das Subjekt konstituirenden Elementen geheimnissvoll in ihm sässe!“

In der Anwendung auf die Daten des psychischen Lebens heisst es S. 236 „Auch von einem äusseren Ereignisse in der Weise affizirt zu werden, welche wir Sinnesempfindung nennen, verlangt eine entsprechende Anlage. Denken wir bei der Anlage nur nicht den leiblichen Apparat, sondern rechnen was in diesem sich begiebt, zu dem äusseren Ereignisse, so ist diese Reizbarkeit eine Anlage, ein Vermögen, eine Kraft und Fähigkeit ganz gleicher Art, wie die des Denkens, Fühlens und Wollens. Dies sind solche Anlagen, welche nur dazu dienen, das Snbjekt zu charakterisiren; die unsäglich feine Vorrichtung im Innern der Seele, in welcher diese Anlagen bestehen, wird man nicht erspähen, und wenn sie erspäht wäre, so müsste abermals diese Vorrichtung doch die Kraft und Fähigkeit haben, in solcher Weise zu reagiren und solches zu leisten.“ Vergl. auch meinen Grundriss der Erkenntnisstheorie und Logik S. 67, 72, 73, 76. Und Erk. Log. S. 237 „Und wenn wir uns dessen klar bewusst sind, denken, fühlen und wollen zu können, und in einer Relation, es zu müssen, so ist wohl klar, dass und wie jeder in der Reflexion auf sich selbst und auf diese Vorgänge in ihm eben sein Ich als ihre Bedingung und ausserdem nur noch die Unentbehrlichkeit des äusseren Anlasses erkennt, mit welchem zugleich gesetzliche Nothwendigkeit eintritt. Es hat gar keinen Werth, über diese Verknüpfung hinausgehend, darauf zu pochen, dass doch eine Anlage und Kraft hierzu vorhanden sein müsse, als wäre damit eine neue wichtige Erkenntniss geschaffen.“ „Animismus“ scheint mir diese Auffassung der Kausalität, der Kraft und der Nothwendigkeit nicht zu sein, und auch keinen „deutlichen Rest des Fetischismus“ zu enthalten.“ Was setzt nun Petzoldt an ihre Stelle? Zuerst vorbereitend den Satz („Einführung etc.“ S. 34) „jeder Naturvorgang ist in allen seinen Teilen vollkommen bestimmt, nirgends treffen wir auf eine Unbestimmtheit, gleichsam auf eine Willkür im Naturgeschehen.“ Wer könnte es bezweifeln? — Das gehört ja zum Wesen des Konkreten. Also so weit wäre noch keine Verbesserung der unklaren Kausalitätsvorstellungen gegeben, der zweite Teil des Satzes soll sie also wohl geben, „nirgends treffen wir auf eine Unbestimmtheit, gleichsam auf eine Willkür im Naturgeschehen.“ Nun wird also mit dem Worte „gleichsam“ ein anderer Sinn eingeführt; der Unbestimmtheit wird „gleichsam Willkür“ gleichgestellt, der Gegensatz zu Willkür oder Gebundenheit ist Nothwendigkeit. Petzoldt leugnet die Nothwendigkeit der im Parallelogramm der Kräfte resultirenden Bewegung in der Diagonale, weil diese für das Denken keine Nothwendigkeit, kein logischer Zwang sei, weil wir auch ganz andere Resultate „denken können“, aber es passt schlecht unter den Titel „das Gesetz der Eindeutigkeit“, dass er dabei die Mehrdeutigkeit seiner Worte nicht beachtet. Was das Können und das Denken bedeutet, hätte er aus meiner Logik lernen können. Er meint: aus dem reinen Denken als solchem können wir nicht deduziren, dass die resultirende Bewegung in der Diagonale erfolgen müsse. Selbstverständlich, das reine Denken als solches kann aus sich allein weder von der Diagonale noch von Bewegungsrichtungen etwas wissen. Die müssen gegeben sein. Und, setze ich hinzu, auch aus der blossen Raumanschauung lässt sich nicht deduziren, dass die Körper im Raume ihren Platz müssten verlassen können. Das ist Erfahrung. Aber wenn nun die Erfahrung die Welt der Dinge im Raume mit ihren Bewegungen gegeben hat, so fragt sich, was unter dem Denken zu verstehen ist (natürlich mit dem

Identitätsprinzip). Ist es das blosse im Bewusstseinhaben, wobei wirkliche Wahrnehmung, Erinnerung und Phantasie den Inhalt hergeben können, so „können“ wir ein Pferd mit Flügeln und das Wasser bergauf laufend „denken“, weil diese Inhalte sich mit dem Im-Bewusstsein als — sein — Inhalt-Anwesendsein wohl vertragen, von ihm nicht ausgeschlossen werden. Ist das Denken aber das Kausalitätsprinzip, d. i. dasjenige Denken, welches die Beziehungen der Nothwendigkeit und Möglichkeit stiftet oder erkennt (d. h. zu seinem Inhalte hat) und nach Massgabe solcher schon gemachter Erkenntnisse über zu erwartende Wahrnehmungen entscheidet, so „können“ wir nicht „denken“ = urteilen, dass jemals die im Parallelogramm der Kräfte resultirende Bewegung eine andere gewesen ist oder sein wird, als die in der Diagonale, weil solches Denken (im Sinne des Phantasiebildes) dem Denken, welches in der gestifteten oder erkannten Nothwendigkeit, Möglichkeit und Unmöglichkeit besteht, widerspricht, sich nicht mit ihr verträgt.

Wenn Petzoldt (Einführung S. 35), nachdem er auch die Denkmöglichkeit anderer resultirender Bewegungen behauptet hat, sagt: „Nur das müssten wir unerträglich finden, dass sich der Körper bei denselben Anstössen das eine Mal anders, als das andere Mal bewegen sollte. Wir können der Natur solche Unbestimmtheit und Willkür nicht zugeben, wir müssen von ihr Bestimmtheit, Gesetzmässigkeit fordern“, so restringirt er die Nothwendigkeit nur auf die Beständigkeit des einen bestimmten Verhaltens, welches die Erfahrung kennen gelehrt hat. Hier ist also unter Bestimmtheit Gesetzmässigkeit verstanden und Gesetzmässigkeit schliesst Nothwendigkeit ein, im Gegensatz zum Zufall und zu blosser Möglichkeit. Oben war es Animismus, dass die Wirkung „nicht nach Belieben eintreten dürfe, sondern genöthigt sei, zu erscheinen“, jetzt sagt Petzoldt selbst, „wir können der Natur solche Willkür nicht zugeben und müssen von ihr Gesetzmässigkeit fordern. Aber was nützt das Fordern, wenn sie es nun einmal nicht thun will? „Gott bewahre!“ würde Petzoldt vermutlich antworten, „ich kenne sie ja ganz genau, das ist ihr nicht zuzutrauen“. Ich habe ihm diese Worte in den Mund gelegt, damit deutlich hervortrete, dass, was Petzoldt gewiss auch meint, eines Menschenindividuums Fordern dabei ganz gleichgültig ist, dass also die geforderte Gesetzmässigkeit der Natur selbst zugerechnet oder zu diesem (Natur genannten) Sein gerechnet wird. Das ist ganz meine Ansicht von der Nothwendigkeit. Ich sagte, „das ist das Sein, so ist sie, die Natur, dass z. B. wo und wann auch immer a eintritt, b ihm folgt, unter anderen Bedingungen aber, z. B. β und γ, nicht b, sondern c. Wenn andere, darunter auch meine Wenigkeit, auch die Wirkung nothwendig nennen, so geschieht es auch nur im Sinne der Gesetzmässigkeit. Ist diese vorausgesetzt, so ergiebt die (oben schon angedeutete) Induktion, an welche vorhergehenden Umstände diese Wirkung naturgesetzlich geknüpft ist.

Soweit stimmen wir also überein. Aber Petzoldt muss unter Logik etwas ganz anderes verstehen, als ich, wenn er (ebenda S. 36) sagt, „es würde unlogisch sein, zu fragen“, warum die Natur in Petzoldt's erstem Beispiel gerade die Diagonale statt jeder anderen denkbaren Bahn wählt. Das wäre gar nicht unlogisch. In unzähligen Fällen sind wir freilich noch nicht im Stande, die gewünschte Auskunft zu geben, aber deshalb bleibt doch bestehen, dass die Welt als Inhalt unseres Bewusstseins ein absolut in sich zusammenhängendes Ganzes sein, dass also die vielen entdeckten und noch zu entdeckenden Gesetze durchaus zusammenstimmen müssen. Wenn wir ein einzelnes Naturgesetz für sich allein denken, so ist nicht abzusehen, warum es nicht auch anders sein könnte, aber wir begreifen doch: wenn dies anders sein sollte, so könnte keines der anderen Gesetze bestehen bleiben, so müsste alles andere auch anders werden. Aus dem blossen Begriffe des Ich oder des Bewusstseins lässt sich nur ableiten, dass es einen Inhalt haben müsse, nicht

aber, welcher Art derselbe sein müsse. Ist er aber die Sinnenwelt in Raum und Zeit, so verlangt das Bewusstsein, dass sie *als sein Inhalt* ein in sich einstimmiges Ganzes sei, also nicht, dass sie dieses oder jenes so oder so beschaffene Ganze sein müsse, wohl aber, dass in jedem dieser möglichen Ganzen eins immer so sein müsse, weil das andere so ist.

Sagt *Petzoldt* S. 39: „Für jeden Vorgang lassen sich Bestimmungsmittel auffinden, durch die er eindeutig bestimmt ist“, so heisst das nach früherer und nach meiner Terminologie: für jeden Vorgang giebt es ganz bestimmte Umstände oder Antecedentien, an welche er naturgesetzlich oder nothwendig geknüpft ist. Das „eindeutig bestimmt“ sagt nicht nur nicht mehr und Besseres, sondern ist ohne die Voraussetzung dessen, was die gewöhnliche Ausdrucksweise meint, überhaupt nicht verständlich.

Petzoldt liebt neue Kunstausdrücke, in welchen die bekämpften Begriffe, wie der des Nothwendigen, erst verschwunden zu sein scheinen, aber bei der Erklärung doch sogleich wieder hervortreten. S. 51 „drückt sich die Stetigkeit darin aus, dass ein Bestimmungsmittel von einem bestimmten Werthe einen um eine endliche Grösse davon verschiedenen Werth nur annehmen *kann*, wenn es alle dazwischen liegenden Werthe durchlaufen hat.“ Ich meine: nur annehmen *kann*, wenn etc.“ unterscheidet sich durch nichts von „durchlaufen *muss*, um anzunehmen“ oder „wenn es annehmen soll“.

Zum Schlusse sei noch auf folgende Stellen hingewiesen: Erk. Log. S. 197 unten ff.: „Eben dies gehört zur Existenz eines Bewusstseins, dass sein Inhalt solch feste Ordnung hat. Wenn man behauptet, dass wir eine Existenz auch ohne Kausalprinzip denken könnten, so — will das behauptete „Können“ in seiner Eigenart verstanden sein. Wenn ich die Worte Existenz ohne Kausalitätsprinzip ausspreche und doch etwas dabei denke, so ist damit erwiesen, dass das gedacht werden kann: aber es fragt sich, um welches Momentes willen dies möglich ist. Am Ende ist es nur so möglich, wie wir auch die Centauren und die Chimäre denken können, rein phantasiemässig. Aber man denke doch nur im Ernst, welcher Art solche Existenz sein müsste, um sofort zu erkennen, dass wir solches Bild uns vorstellen können, weil und so lange wir so existiren, wie es nur mit dem Kausalitätsprinzip möglich ist, dass aber jede Menschenexistenz und jede Möglichkeit eines Bewusstseins aufhören muss, sobald wir wirklich die Gedanken von Ursache und Wirkung und Nothwendigkeit gänzlich entfernen, also Eindrücke wohl zuströmend, aber in absoluter Regellosigkeit gedacht werden. Dann hört doch selbstverständlich jeder allgemeine Satz auf, jede auch die schlichteste und einfachste Erfahrung, und somit würde ein solcher Mensch nicht dazu kommen, seine Arme und Beine zum Fassen und Gehen gebrauchen zu lernen. In solchem Gebrauche bestimmter Muskeln liegt schon die Erfahrung dessen, was sie unter bestimmten Bedingungen unweigerlich leisten. Auch den Mund zur Rede zu öffnen — wie könnte so überhaupt Sprache entstehen! — ihn zur Aufnahme von Speise zu benützen, überhaupt dass Essen und Trinken das Leben erhält, auch dieser Gedanke, sowie jene schlichtesten Handlungen wären unmöglich, wenn die Annahme, dass eines dem anderen wieder folgen werde, weil es ein oder einige Mal so gewesen ist, gänzlich ausgeschlossen wäre. Und dabei denke man noch an ein bewusstes Ich! Was für Denken wäre wohl möglich, welche Gedanken könnten entstehen, wenn wir auch wirklich eine Spur dumpfen Bewusstseins in solchem absolut regellosem Wechsel von Zuständen uns dächten?“

Erk. Log. S. 199: „Es hält schwer, bei ihrer Darstellung (der Nothwendigkeit in der Succession und Koexistenz) sich der Ausdrücke Regel, Gesetz, dgl., die alle das Definiendum in sich schliessen, zu enthalten. In Wahrheit besteht dieses Müssen

doch in nichts anderem, als dass dies eben zum Sein selbst gehört, und das eben der Charakter alles Bewusstseinsinhaltes ist, dass es, eben als Inhalt eines Bewusstseins, — nun liegt einem freilich auf der Zunge zu sagen — in bestimmter Regel- und Gesetzmässigkeit sich bewegen muss, allein es genügt nun (dieses Müssen ist schon erklärt) zu sagen, dass es in bestimmter Gleichmässigkeit auftritt."

In Betreff des Seins „im ersten oder im eminenten Sinne, nämlich dem des Ichseins oder des Denkens, ist (Erk. Log. S. 196 unt.), Nothwendigkeit gleich dem einfachen schlichten „es ist so"".

Und in Betreff der Nothwendigkeit der Succession und Koexistenz heisst es, ebenda S. 199 unt.: „So weit ist der Begriff des Nothwendigen auf den des Seins zurückgeführt; das „es muss so sein" oder „ist nothwendig so" mit dem einfachen „es ist so" für identisch erklärt. Freilich muss dieses „es ist so" nicht wie den gegenwärtigen Augenblick erfüllende Wahrnehmung gedacht werden, sondern zeitlos, wie die Wahrnehmung eines einzigen das Bild der Welt in Vergangenheit und Zukunft überschauenden Blickes. Die natürliche Entgegnung auf diese Ansicht ist die, dass damit die vulgäre Unterscheidung des Nothwendigen vom Seienden noch nicht erklärt, und der Begriff des bloss Möglichen und Zufälligen, was doch auch existirt, noch nicht beseitigt ist. Beide Einwände erledigen sich zugleich. Denn der Begriff des bloss Möglichen und des Zufälligen hat sein Wesen nur in einer bestimmten Relation und nur in diesem Gegensatz hat die Unterscheidung des Nothwendigen vom Seienden ihren Sinn. — In einem anderen Sinne ist auch, was nur möglich und was zufällig ist, nothwendig."

Ebenda S. 205: „Wenn aber das Kausalitätsprinzip sich von Haus an die unterscheidbaren Elemente und Momente (resp. Komplexe von solchen) wendet und diese verknüpft, so wird die wirkliche Natur und der wirkliche Zusammenhang dieses abstrakt Allgemeinen mit dem individuellen Konkreten nicht ausser Acht gelassen, und die erst in der Synthese durch das Kausalitätsprinzip zum Vorschein kommende Natur und Wesenheit dieser abstrakten Elemente des Seienden kann folglich mit vollstem Rechte zur Natur und Wesenheit des Seienden selbst gerechnet werden, welches — zwar nicht durch einen zeitlichen Wirkungsakt je aus diesen Elementen zusammengefügt worden ist, aber doch diese Elemente als seine Bestandtheile, in welche es ohne Rest aufgeht, in sich erkennen lässt." Auch 206, 207.

Ebenda S. 512: „Diese Nothwendigkeit von einer angeblich „innersten Natur der Dinge" abzuleiten, kann mir bei meinem Standpunkte natürlich nicht einfallen. Diese Nothwendigkeit kommt nicht zu dem Sein hinzu, als wenn das Sein auch ohne sie, vielleicht als bloss mögliches oder zufälliges, existiren, d. h. gedacht werden könnte, sondern sie ist selbst das Sein, und so wie es in der ersten oder absoluten Nothwendigkeit liegt, dass, freilich unter Voraussetzung des bewussten Ich — wer von diesem zu abstrahiren vermag, versuche was er kann — das Denken ein Sein trifft oder ergreift, eben Denken eines Seienden oder Objektes ist, so ist die erwähnte Nothwendigkeit eben nur dieses Sein selbst, welches (und weil es) sonst absolut undenkbar wäre, also nicht Objekt des Denkens sein könnte. Es fehlt jeder Anhalt, um einen Gegensatz zu dieser Nothwendigkeit zu denken; sie ist das einfache und schlichte „es ist so". Das Mögliche und Zufällige ist selbst nothwendig; es bezeichnet ja nur innerhalb dieses Nothwendigen bestimmte Relationen etc."

„Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie" S. 64—67. Speziell S. 67 heisst es: „Wir begreifen es als „Nothwendigkeit aus der ursprünglichen Thatsache", dass jedes Sandkörnchen eben dort liegen muss, wo es liegt, und doch ist dies in Relation auf den blossen Begriff dieser Dinge reiner Zufall. Und erst recht muss jenes ursprüngliche Nebeneinander der Stofftheile für uns den Charakter des Zufälligen haben. Wäre dieses Nebeneinander und der Bewegungsanstoss nicht so gewesen,

so hätten nicht unsere Stoffe, nicht unsere Dinge, nicht unsere Leiber entstehen können; darum mag es wohl nothwendig genannt werden, aber wieder von einer anderen Seite her, von der des Erfolges. Aber diese Nothwendigkeit löst das Räthsel nicht. Es bleibt doch dabei: Wir können das Wesen der Dinge nur unter Abstraktion von ihrem Wo und Wann denken, als das Gesetz in der Formel „wo und wann auch immer dieses, da und dann auch jenes", und so ist in allem Weltgeschehen der „äussere" Anlass unvertilgbar; und wenn auch das Endergebniss immer von der inneren Natur der leidenden und wirkenden Dinge abhängt, so bleiben doch, da wiederum aus der blossen inneren Natur der Dinge ohne äussere Anlässe nichts hervorzugehen scheint, die Ereignisse von ihnen abhängig. Was aus jedem Zusammentreffen hervorgehen kann, bestimmt das Gesetz der Dinge, aber dass ein solches Zusammentreffen stattfand, geht zurück auf die ursprüngliche Thatsache."

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XIV.

DIE FREIHEIT DES WILLENS VOM STANDPUNKTE DER PSYCHOPATHOLOGIE.

VON

PROF. DR. A. HOCHE
IN STRASSBURG.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREIN MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

VIERZEHNTES HEFT:

DIE

FREIHEIT DES WILLENS

VOM

STANDPUNKTE DER PSYCHOPATHOLOGIE.

VON

PROF. DR. A. HOCHE
IN STRASSBURG.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

DIE

FREIHEIT DES WILLENS

VOM

STANDPUNKTE DER PSYCHOPATHOLOGIE.

VON

PROF. DR. A. HOCHE
IN STRASSBURG.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz.

Die Freiheit des Willens vom Standpunkte der Psychopathologie

von

Prof. Dr. A. Hoche (Strassburg i/E.).

Den Mediziner, wie er vermöge seines Bildungsganges und seiner Denkgewohnheiten durchschnittlich ist, pflegt ein gewisses Unbehagen zu beschleichen, wenn ihn das Problem der Willensfreiheit streift. Er hat das Gefühl, dass damit eine sehr unbequeme, dunkle und von vornherein zur Unlösbarkeit verurtheilte Frage angeschnitten wird, zu deren Behandlung die ihm geläufigen wissenschaftlichen Begriffe und Formeln nach seiner Meinung keine genügenden Hilfsmittel abgeben.

Dieses Gefühl des Unbehagens pflegt auch bei der Mehrzahl derjenigen Aerzte nicht zu fehlen, die berufsmässig genöthigt sind, zur Frage der Willensfreiheit in irgend einer Weise Stellung zu nehmen, wie das bei der Begutachtung zweifelhafter Geisteszustände vor Gericht der Fall ist. Das Strafrecht bestimmt, dass Zustände von krankhafter Störung der Geistesthätigkeit oder von Bewusstlosigkeit die strafrechtliche Verantwortlichkeit aufheben; es fügt aber eine quantitative Einschränkung hinzu: nur solche Zustände der genannten Art machen straffrei, welche die freie Willensbestimmung ausschliessen.

Ein langer und zeitweise nicht ohne Schärfe verlaufender litterarischer Kampf ist darüber geführt worden, ob es überhaupt Sache des ärztlichen Gutachters sei, über das Vorhandensein oder Fehlen der freien Willensbestimmung sich zu äussern, ob nicht vielmehr die Aufgabe der Aerzte damit erschöpft sei, die geistige Abweichung nach Art und Stärke zu schildern, während die Beantwortung der Frage nach der freien Willensbestimmung dem Richter zu überlassen sei. Der ganze Streit hat sich in erster Linie nicht etwa als Grenzstreit zwischen Juristen und Medizinern, sondern unter letzteren allein abgespielt; die praktischen Juristen haben keineswegs immer die Entscheidung über den freien Willen bei zweifelhaften Geisteszuständen als ihre Domaine

in Anspruch genommen, und thun es heute weniger, als je; der ärztliche Sachverständige, der bei Begutachtung von geistig abnormen Zuständen auch die Frage nach der vorhandenen oder fehlenden freien Willensbestimmung beantwortet, braucht kaum eine Zurückweisung seitens des Gerichtes zu befürchten.

Bei dem Versuche medizinischer Autoren, die grundsätzliche Unzuständigkeit der Aerzte in der Willensfrage zum Glaubensartikel zu erheben, hat die oben erwähnte instinktive Abneigung gegen das ganze Problem zweifellos mitgewirkt, daneben allerdings ein auch heute noch nicht ganz ausgerotteter Irrthum, dass in dem betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuches die Willensfreiheit im philosophischen Sinne gemeint sei. Davon ist natürlich keine Rede. Die Annahme, dass der erwachsene, vollentwickelte, geistig gesunde Mensch in seinem Thun und Lassen frei und damit verantwortlich sei, ist die Voraussetzung des ganzen Strafrechtes, über die sich wohl theoretisch streiten lässt, die aber im gegebenen, auf Grund des bestehenden Strafrechtes zu entscheidenden Falle nicht in Frage steht. Der Arzt hat sich darüber zu äussern, ob für den einzelnen Angeklagten die allgemeine Voraussetzung, dass er normal sei, zutrifft, und weiterhin, wenn er geistig nicht normal ist, ob die Abweichung so beschaffen oder so ausgedehnt ist, dass in den dem Handeln vorausgehenden seelischen Vorgängen krankhaft beeinflusste Glieder vorhanden waren, die also sein Wollen nicht frei, d. h. frei von krankhaften Momenten erscheinen lassen. Diese Auffassung der strafrechtlichen Willensfreiheit, soweit sie den Arzt angeht, räumt die Schwierigkeiten hinweg, die ein ärztlicher Sachverständiger in seinem Verhältnis zu dem Problem finden könnte, aber nur für die praktische Ausübung seiner Thätigkeit als Berather der Rechtspflege; die Schwierigkeiten des Problems überhaupt werden dadurch nicht beseitigt.

Wenn auch der juristische Begriff der freien Willensbestimmung, (der sich im bürgerlichen Gesetzbuch ebenfalls findet) der einzige Punkt ist, an dem der Arzt genöthigt wird, sich mit der Frage des freien Willens zu beschäftigen, so ist diese Frage an sich für den denkenden Mediziner, speziell für den Irrenarzt vom allergrössten Interesse, und nur die allgemeine und bedauerliche Abneigung gegen die Beschäftigung mit sogenannten philosophischen Dingen, die heute noch einen grossen Theil der Vertreter naturwissenschaftlicher Zweige beherrscht, erklärt es, warum grade die Willensfrage von dieser Seite so selten behandelt worden ist. In diesem Bedauern soll keine Ueberhebung liegen, als ob etwa die Mediziner in ganz besonderer Weise berufen wären, zur Lösung der Schwierigkeiten etwas Wesentliches beizutragen. Den Mediziner interessirt an dem Problem zunächst die seinem besonderen Standpunkte zugewendete Front desselben, während er die rechtlichen und

ethischen Gesichtspunkte mehr in der Entfernung liegen sieht. Es ist eigentlich merkwürdig, dass bisher der Versuch nur wenig gemacht worden ist, die ärztlichen Erfahrungen über abnormes Seelenleben bei der Erörterung der Willensfrage heranzuziehen und zu verwerthen; allerdings fehlt ja dem Arzte meist die Schulung im philosophischen Denken und Schreiben, während wiederum die Philosophen und Psychologen von Fach von Psychiatrie nicht genug verstehen. Es wird in der Regel von letzteren stillschweigend die Voraussetzung gemacht, dass mit dem Begriff der Geistesstörung ein ganz neues und andersartiges Moment in die Betrachtung eintritt; dass die Geisteskranken keinen „freien Willen“ haben, das zuzugeben wird auch den Vertretern des Indeterminismus gar nicht schwer; sie operiren aber mit dem Begriff „Geisteskrankheit“ in dem zwar durchaus populären, aber falschen Sinne, als ob der Zustand der Geisteskrankheit etwas Einheitliches und seinem Wesen nach der geistigen Gesundheit prinzipiell Entgegengesetztes wäre, ein Zustand, in dem alle sonst bestehenden Gesetze ihre Gültigkeit verlieren.

Die ärztliche Erfahrung kann, wie wir später noch ausführlicher zu erörtern haben, diese Auffassung in keiner Weise stützen; in dem seelischen Geschehen Geisteskranker tritt so wenig etwas prinzipiell Neues und Anderes in die Erscheinung, wie etwa in einem Uhrwerk, das infolge bestimmter Störungen einen rascheren, langsameren, unregelmässigen, oder sonst irgendwie abnormen Gang annimmt. Dieser Umstand erweckt gerade die berechtigte Hoffnung, dass aus dem Studium der „krankhaften“ psychischen Vorgänge Einsichten in das normale Seelenleben zu gewinnen sein möchten, die bei dem ungestörten Ablauf der geistigen Prozesse nicht mit gleicher Leichtigkeit herausspringen wollen.

Diese Betrachtungsweise ist dem Mediziner auf anderen Gebieten längst geläufig; die Kenntniss der normalen körperlichen Vorgänge, wie sie die Physiologie erstrebt, hat von jeher aus pathologischem Gebiete Zuwachs, Stütze oder Korrektur erfahren und dankbar angenommen, von der Voraussetzung aus, dass hier wie dort die gleichen Gesetze gelten und nur gewisse veränderte Bedingungen ein verändertes Geschehen schaffen. Die Kenntniss der Variationen der Bedingungen erleichtert die Zerlegung der Resultate.

Wenn wir von diesen Gesichtspunkten aus an die Frage der Willensfreiheit herantreten wollen, so ist unsere Aufgabe zunächst in der Richtung zu umgrenzen, dass wir uns über den Begriff der Freiheit verständigen. Ein gutes Theil der Schwierigkeiten und Missverständnisse in der Willensfrage rührt daher, dass die sich bekämpfenden Ansichten

nicht dieselbe Freiheit meinten. „Freiheit“ ist ein relativer Begriff; sie bezeichnet zunächst nur die Abwesenheit störender, hemmender oder zwingender Umstände; es ist deswegen jedesmal zu fragen: frei von was? Freiheit bedeutet nicht das Freisein von jeglicher Art von Beeinflussung, sondern nur das Freisein von derjenigen, die wir gerade im Auge haben.

„Freier Fall“ eines Steines ist der von dazwischenliegenden körperlichen Elementen oder von seitlichem Anstössen unbeeinflusste Fall in der Richtung auf den Mittelpunkt der Erde, bei dem wir also den bestimmenden Einfluss der Schwerkraft schon voraussetzen; ein freies Volk ist nicht ein von allen Schranken gesetzlichen Wesens freies, sondern dasjenige, welches sich der seinen Wünschen entsprechenden Existenzform ungestört erfreut.

So bedarf auch die „Freiheit des Willens“ der näheren Umgrenzung, ehe wir damit operiren können.

Die Bedeutung, die dem naiven Sinne am nächsten liegt, die Freiheit von äusserem Zwange oder äusseren Hindernissen, wird uns hier nicht beschäftigen. Die Unfreiheit des Menschen, der durch mechanische äussere Mittel verhindert ist, seinen Willen in die That umzusetzen, oder dem — was auf das gleiche herauskommt — körperliche Störungen nervöser Natur, Lähmungen, die Möglichkeit dazu nehmen, ist viel weniger eine Unfreiheit des Wollens als des Handelns; der Vorgang dabei hat für uns kein psychologisches Interesse.

Dieser Unfreiheit durch äusseren Zwang steht am nächsten die durch inneren Zwang verursachte; mein Wollen kann z. B. in der Richtung unfrei sein, dass eine Handlung oder eine Reihe solcher für mich nothwendig ist, weil das Unterlassen derselben mich etwa mit unmittelbarer Lebensgefahr bedrohen würde, wenn z. B. die Flamme in meinem Rücken mich zwingt, den Sprung aus dem vierten Stockwerk herab zu wagen. Immerhin ist hier schon der Charakter des Zwanges ein anderer, als bei der absoluten Hinderung durch äussere Momente; die Willensentscheidung braucht nicht mit unfehlbarer Sicherheit in der bestimmten Richtung zu erfolgen; nur ist in der Regel dabei ein Motiv oder eine Gruppe solcher und zwar meist aus der Reihe der in unserer Natur tiefbegründeten Instinkte so übermächtig, dass eine andere Entscheidung oft gar nicht in Betracht kommt. Diese Form der fehlenden Freiheit des Willens ist im Allgemeinen nicht gemeint, wenn von Willensfreiheit schlechthin die Rede ist.

Die Bezeichnung „Freiheit des Willens“ wird weiterhin im ethischen Sinne gebraucht: Freiheit von der Herrschaft niedriger, egoistischer Motive; diese Bedeutung der Freiheit berührt uns hier nicht. — Auf unser eigentliches Gebiet führen uns die zwei hier zuletzt zu nennenden Bedeutungen der Willensfreiheit, um die sich

die eigentliche Streitfrage dreht: die psychologische Freiheit und die Kausalfreiheit.

Erstere, die auch als die Wahlfreiheit bezeichnet werden kann, ist vorhanden, wenn die Abwägung der zur Wahl stehenden Motive frei ist von Störungen irgend welcher Art, wenn somit die daraus sich ergebende Handlung das wahre Wollen des Individuums zum Ausdruck bringt. Die oben erwähnte Freiheit von innerem Zwange gehört auch schon in das Gebiet der psychologischen Freiheit. Der Begriff ist identisch mit Schopenhauer's intellektueller Freiheit, einer unglücklichen Bezeichnung, die in einseitiger Weise die verstandesmässige Würdigung der Motive in den Vordergrund schiebt.

Die Kausalfreiheit endlich ist diejenige, die der konsequente Indeterminismus meint und die darin bestehen soll, dass der Wille dem sonst allgemein gültigen Kausalitätsgesetze nicht unterworfen ist, dass also bei jeder Willenshandlung eine neue Kausalitätsreihe ihren Anfang nimmt, während sie selber nicht ein nothwendiges Ergebniss war; besteht die Kausalfreiheit, so ist einem gegebenen Individuum in einem bestimmten Momente die Entscheidung für zwei einander sachlich durchaus entgegengesetzte Handlungen gleich möglich — das liberum arbitrium indifferentiae.

Wenn wir fragen, wie es kommt, dass die Existenz einer Willensfreiheit im Sinne der Kausalfreiheit zu allen Zeiten, wie auch heute noch, mit Lebhaftigkeit behauptet worden ist, so ist der Grund zum Theil in religiösen und sittlichen Forderungen zu erblicken, die mit deterministischen Anschauungen unvereinbar schienen, zum anderen Theil aber in gewissen, allen Menschen gemeinsamen Bewusstseinsthatsachen, nämlich in dem Gefühl der Freiheit der eigenen Entschliessungen. An diesem Punkte liegt für uns das eigentliche Interesse des Problemes der Willensfreiheit: wie ist unser Freiheitsbewusstsein zu vereinigen mit unserer Ueberzeugung von einer durchgehenden gesetzmässigen ursächlichen Bedingtheit allen Geschehens?

Wir haben die feste Ueberzeugung, dass keine Veränderung ohne zureichenden Grund eintritt, dass unter ganz gleichen Bedingungen immer das gleiche Ergebniss herauskommen muss; wir zweifeln nicht daran, dass wir bei voller Kenntniss dieser Bedingungen das Resultat voraus sagen können. Diese Ueberzeugung von der durchgehenden Geltung des Prinzipes der Kausalität, die als die Voraussetzung allen naturwissenschaftlichen Forschens gelten muss, wird nun, wie es scheint, an einem Punkte in unserem Bewusstsein durchbrochen; unser eigenes Handeln, unser eigenes Wollen erscheint uns nicht als ein nothwendiges und gerade nur in dieser Weise mögliches; wir haben das Gefühl, uns in freier Wahl in der einen oder anderen Richtung zu entscheiden.

Auch bei dem Denkenden ändert die Ueberzeugung, dass wir als Theile des Naturganzen den Gesetzen unterworfen sind, die wir für allgemeinverbindlich halten, nichts an dem Gefühle der Freiheit seiner Entschliessungen. Dieses Freiheitsbewusstsein, die Grundlage allen Verantwortlichmachens, hat von jeher in Religion und Philosophie den allergrössten Einfluss geübt.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, in einer historischen Betrachtung den mannigfaltigen Versuchen nachzugehen, die gemacht worden sind, um das Freiheitsbewusstsein und die Ueberzeugung von der Allgemeingültigkeit des Kausalitätsgesetzes miteinander in Einklang zu bringen; nur die Lösung, die Kant für diese Frage gegeben und Schopenhauer sich zu eigen gemacht hat, sei hier kurz gestreift, weil wir auf sie später zurückzugreifen haben werden.

Unserer Erfahrung, lehrt Kant, sind nur die Erscheinungen der Dinge gegeben, wie sie sich in unserem Bewusstsein nach dessen von vorneherein bestehenden Denknothwendigkeiten ausnehmen; wie die Dinge an sich beschaffen sein mögen, darüber kann unsere Erfahrung nichts aussagen. Die Denkformen unseres Bewusstseins gelten nur für die Welt der Erscheinungen, hier aber durchgehend; Raum, Zeit und Kausalität sind die uns angeborenen Formen unseres Intellektes, in der die Dinge sich uns darstellen.

Für alles Geschehen in der Welt der Erscheinungen gilt das Prinzip der Kausalität; für das Wollen und Handeln eines Menschen, wie es sich für die Erfahrung darstellt, gewissermassen also von aussen gesehen, gilt die durchgehende gesetzmässige ursächliche Bedingtheit, und bei voller Kenntniss aller einzelnen Faktoren könnten wir das zukünftige Handeln eines Menschen ebenso genau voraussehen, wie manche andere Naturereignisse. Damit ist aber die Frage nicht erschöpft; hinter dem Willen, wie er als Ausdruck eines bestimmten empirischen Charakters kausal bedingt in die Erscheinung tritt, steht als Ding an sich der „intelligible Charakter" des Menschen, der den für die Erfahrungswelt geltenden Gesetzen nicht unterliegt, für den also auch das Prinzip der Kausalität keine Geltung, ja nicht einmal einen Sinn hat. So kommt es, dass nach Kant die empirische Nothwendigkeit der einzelnen Handlung besteht neben der Freiheit derselben, nur dass diese Freiheit nicht Gegenstand unserer Erfahrung sein kann. Kant versucht, die Freiheit des Willens, die in dieser Welt der Erscheinungen nicht anzutreffen ist, zu retten, indem er gewissermassen sagt: „sie wohnt ein Stockwerk höher". Da für unser Erkennen kein Weg dort hinauf führt, bleibt für den Einzelnen Existenz oder Nichtexistenz dieser Freiheit vielmehr eine Sache des Glaubens, als der wissenschaftlichen Diskussion, eine Annahme, zu der nicht die Nothwendigkeit des Denkens, sondern das individuelle Bedürfniss führt.

Kant's Lehre vom intelligiblen Charakter ist auf das engste verknüpft mit seiner Sittenlehre; nur die Annahme desselben kann ihm die Verantwortlichkeit erklären, für deren Vorhandensein Jeder in seinem Gewissen den angeblich untrüglichen, in seinem eigenen Bewusstsein gegebenen Beweis findet.

Schopenhauer, der von dieser Kant'schen Lösung des Problemes mit einem heute nicht mehr allgemein getheilten tiefen Respekte spricht, hat seinerseits die Frage der Willensfreiheit in krystallklarer Darstellung behandelt. Er übernimmt Kant's Darstellung vom empirischen und intelligiblen Charakter in einer seiner eigenen Lehre angepassten Form. Der Wille ist das Ding an sich und ist als solches der Kausalität nicht unterworfen. Seine Erscheinungsform ist unsere räumliche und zeitliche Existenz, für welche die kausale Bedingtheit gültig ist. Die einzelnen Handlungen sind nothwendig determinirt, sie sind aber Aeusserungen des inneren Wesens des Menschen, welches als Ding an sich frei ist. Die Freiheit ist nicht in dem Thun des Menschen zu suchen, sondern in seinem ganzen Sein und Wesen, welches als seine freie That gedacht werden muss. Aus unseren einzelnen Handlungen erfahren wir, wie wir sind; das unsere Handlungen begleitende Gefühl, dass wir thun können, was wir wollen, besagt nur, dass unser Thun die reine Aeusserung unseres eigensten Wesens ist. Verantwortlich fühlen wir uns für dieses unser innerstes Wesen, welches als Wille an sich frei ist.

Wie sehr Schopenhauer an dieser wie an anderen Stellen seiner Lehre mit sich selber in Widerspruch geräth, d. h. wie die Ergebnisse seiner unter fremden Einflüssen stehenden Lehre denen seines eigensten auf Anschaulichkeit gerichteten Denkens widerstreiten, darauf hat Möbius in seinem Buche über Schopenhauer überzeugend hingewiesen; der intelligible Charakter war eigentlich unannehmbar für Jemand, der so wie Schopenhauer die Zusammensetzung des innersten Wesens des Einzelnen aus seinen erblichen Einflüssen heraus zu verstehen gesucht hat.

In Schopenhauer steht schon die spekulative Philosophie mit der empirischen Psychologie in einem Gegensatz, den zu versöhnen er lebenslänglich die grössten, und wie man sagen muss, vergeblichen Anstrengungen gemacht hat; im weiteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts ist die Trennung der Psychologie von der Philosophie durch das Eindringen der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise immer mehr zur Thatsache geworden.

Die Frage der Willensfreiheit ist davon nicht unbeeinflusst geblieben; die vergleichende und entwicklungsgeschichtliche Behandlung des Problemes trat in den Vordergrund; auf experimentellem Wege suchte man den elementaren Willensvorgängen näher zu

kommen; Fechner's Lehre vom allgemeinen psychophysischen Parallelismus, der in den materiellen Prozessen der Nervensubstanz des Gehirns und dem bewussten Geschehen unserer inneren Erfahrung nur verschiedene Seiten eines an sich identischen Vorganges sieht, brachte ganz neue Gesichtspunkte in die Diskussion; mit der Frage, die bei Annahme des psychophysischen Parallelismus sofort erwächst, ob das für die materielle Seite des Vorganges geltende Gesetz der Kausalität nun auch für die innere geistige Front desselben als bindend anzusehen sei, hat sich namentlich Wundt auseinanderzusetzen versucht.

Die früher allgemein anerkannte Thatsache des Freiheitsbewusstseins hat für Viele an Bedeutung verloren durch die — auch von uns auf ihre Berechtigung zu prüfende — Ansicht, dass dasselbe eine gesetzmässige Illusion sei, wie deren die empirische Psychologie noch mehr zu nennen weiss.

Alles in Allem genommen hat der Entwicklungsgang dahin geführt, dass die Zahl der Anhänger des Indeterminismus sehr abgenommen hat; in der Ethik sowohl wie in der Rechtsphilosophie hat man gelernt, auch ohne die Annahme des kausalfreien Willens auszukommen: ja es giebt Vertreter der Ethik, die es aussprechen, dass mit der Voraussetzung des „freien Willens" überhaupt weder Ethik noch Pädagogik u. s. w. möglich wäre.

Wenn wir nun nach diesen einleitenden Bemerkungen fragen, was die Erfahrungen der Psychopathologie bei der Erörterung der verschiedenen Seiten des Problemes der Willensfreiheit beitragen können, so sind es vor Allem zwei Punkte, an denen eine Untersuchung nicht nutzlos erscheint, zwei Punkte, die unter sich in engem Zusammenhange stehen: die Lehre vom „intelligiblen Charakter" und das Freiheitsbewusstsein. Hat Möbius Recht, der, gereizt durch Schopenhauers lebhaften Ausdruck der Verehrung für die Kant'sche Lehre sich in Versuchung fühlt, „wenn es nicht unpassend wäre", zu sagen, „dass das Märchen vom intelligiblen Charakter zu dem Unbrauchbarsten gehört, was Menschen jemals hervorgebracht haben"? Wir werden uns, ausgehend von dem noch näher zu begründenden Satze, dass bei den Geisteskrankheiten keine prinzipiell abweichende Form geistigen Lebens in die Erscheinung tritt, die meines Wissens noch nicht erörterte Frage vorlegen dürfen: wie steht es mit dem intelligiblen Charakter bei den Geisteskranken? Wir werden andererseits Vorkommen, Stärke und mögliche Tragweite des Freiheitsbewusstseins zu prüfen haben an Zuständen, denen „Freiheit" in jeder der in Betracht kommenden Bedeutungen sicher nicht beizumessen ist, und damit einen Maassstab

gewinnen für die Grenzen der Verwerthbarkeit des Freiheitsbewusstseins überhaupt.

Es wird zweckmässig sein, wenn wir uns, ehe wir auf das Wollen unter abnormen Verhältnissen eingehen, in Kurzem über den psychologischen Hergang bei den Willenshandlungen der nicht geisteskranken Menschen verständigen.

In Frage steht dabei weniger die einzelne Willenshandlung, als die ganze persönliche und dauernde Art des Handelns, an der wir den „Charakter“ eines Menschen erkennen, den „empirischen Charakter“ im Kant'schen Sinne.

Im allgemeinsten Sinne verstehen wir unter „Charakter“ die individuelle Art der Reaktion auf die aus dem eigenen Körper oder der Aussenwelt stammenden Reize, die dadurch, dass sie in das Bewusstsein eintreten, zu „Motiven“ werden. Der Nebensinn, der dem Worte Charakter dann innewohnt, wenn wir es z. B. in dem Zusammenhange gebrauchen: „N. N. hat Charakter gezeigt“, kommt hier nicht in Frage; „Charakter“ in dieser engeren Bedeutung heisst ein besonders qualifizirter Charakter, Charakter mit einem Werthurtheil. Es kann ja der Charakter eines Menschen (im allgemeinen Sinne) darin bestehen, dass er keinen Charakter (im engeren Sinne) besitzt.

Der Gebrauch des Wortes Charakter beschränkt sich nicht auf menschliches Handeln; wir schreiben auch manchen Thieren einen bestimmten Charakter zu, zum Theil als allgemeine Eigenschaft einer Species, zum Theil, bei den höheren Thieren, besonders bei den Hausthieren, auch zur Bezeichnung individueller Eigenschaften. Das Wort wird aber immer ärmer an Bedeutung und immer weniger zutreffend, je weniger die motorischen Aeusserungen des betreffenden Wesens die Mitwirkung bewussten Geschehens erkennen lassen.

Das Prinzipielle des Vorganges, der zu einer motorischen Aeusserung in irgend einer ihrer Formen führt, ist in der ganzen Reihe der belebten Wesen das gleiche; nur wird mit weitergehender Ausbildung und Verfeinerung der nervösen Organisation der nach dem Reflexschema verlaufende Hergang komplizirter und weniger übersichtlich. Aeussere Reize lösen bei den einfachsten Formen direkt Bewegungen aus; ob dabei etwas dem, was wir bewusst nennen, Entsprechendes stattfindet, muss unentschieden bleiben; weiter aufwärts schieben sich bewusste Elemente zwischen Reiz und Bewegung ein, die bei den höchsten Organisationen so sehr das Uebergewicht erhalten, dass eine direkte Abhängigkeit der Reaktion von einem Reize nicht mehr erkennbar zu sein braucht. Diese bei vergleichender Betrachtung der Thierreihe herausspringenden Formen verschiedener Entwickelung der Vorgänge bei den motorischen Aeusserungen macht auch bei den hochstehenden Wesen jedes einzelne in seiner individuellen Entwickelung durch.

Besondere Bezeichnungen wollen die Haupterscheinungsformen der auf äussere oder innere Anstösse hin erfolgenden Bewegungen resp. Handlungen kennzeichnen; wir verstehen unter Reflexbewegungen diejenigen, die auf einen Anstoss hin erfolgen ohne primäre Betheiligung des Bewusstseins durch Uebertragung eines peripherischen Reizes auf Bewegungsorgane, von welcher das Bewusstsein erst nachträglich Kenntniss erhält; automatisch nennen wir (im psychologischen Sinne) solche Bewegungen, die früher einmal bewusst vollzogen wurden, bei denen aber dann, infolge des bahnenden Einflusses der Wiederholung, der äussere Reiz, der ursprünglich die als Motiv wirkende Vorstellung weckte, die Handlung auslöst, ehe er als Vorstellung aufgefasst werden kann.

Die „Triebhandlungen“ stehen über den automatischen und den Reflexvorgängen insofern, als ihnen ein bewusstes Motiv, nämlich der als solcher empfundene Trieb zu Grunde liegt; sie stehen aber unter den Willenshandlungen, indem kein Widerstreit verschiedener Motive, keine Wahl stattfindet; sie sind aus nur einem Motiv hervorgehende Handlungen. In der Thierreihe und beim ganz jungen Menschen haben wir es fast ausschliesslich mit Triebhandlungen zu thun; nur die höchstorganisirten Thiere zeigen Andeutungen von Wahlhandlungen. Den komplizirtesten Vorgang stellen die eigentlichen „Willenshandlungen“ dar, bei denen sich aus einer Anzahl nebeneinander bestehender und einander widerstreitender Motive schliesslich das bestimmende entwickelt.

Beim Thiere können wir über diese Dinge nur mit Hilfe des Analogieschlusses etwas aussagen; aus der äusseren Art der Reaktion schliessen wir auf die Qualität der centralen Vorgänge; beim Menschen erlaubt die eigene Beobachtung verfeinerte Einsicht in den Mechanismus der Willensvorgänge.

Aeussere Reize, zu denen in diesem Zusammenhange auch die aus dem eigenen Körper stammenden gehören, werden vermittelst der Erregung der Sinnesorgane Ursache von Empfindungen und Vorstellungen. Dieselben sind von vornherein mit einer weiteren Bewusstseinsqualität, einer bestimmten Gefühlserregung, verbunden. In dieser Gefühlserregung wiederum liegt, untrennbar damit verbunden, schon ein motorisches Element; mit Lust und Unlust ist von selbst das Streben gegeben, diese zu fliehen oder zu vermindern, jene zu suchen oder zu steigern.

Lust- oder Unlustgefühle in Verbindung mit der Vorstellung eines Zieles bilden die Elementarbestandtheile der als Triebe bezeichneten Gemüthsbewegungen. Neben diesen Vorgängen, die wir so weit, wohl zweifellos mit Recht, auch bei Thieren vermuthen, und über ihnen entwickelt sich beim Menschen die ganze Summe des verstandes-

mässig verarbeiteten Besitzes von Vorstellungen, die sich in der mannigfachsten Weise unter einander und mit bestimmten Gefühlen zu höheren Einheiten zusammenschliessen.

Die Funktion des Gedächtnisses, d. h. der Erneuerung früherer seelischer Vorgänge, vermittelt den Zusammenhang der psychischen Gebilde und sichert eine Mitwirkung auch von solchen Vorstellungen, die vor langer Zeit einmal erworben worden sind; die Entwickelung der Sprache ermöglicht, dass in dem menschlichen Einzelindividuum der ganze geistige Besitz des Menschengeschlechtes wirksam werden kann.

Bei einer in dieser Weise ausgerüsteten geistigen Organisation folgt auf äussere oder innere Anstösse nicht mehr einfach eine Bewegung, sondern eine Reihe seelischer Vorgänge, die vielleicht sogleich, vielleicht später oder auch niemals zu einem Handeln führen. Der Reiz, der von innen gesehen zu einem Motiv wird, löst nur in Fällen höchster Reizgrösse unmittelbar eine Handlung aus; wir sprechen dann auch wohl von reflexoiden Handlungen, um die Aehnlichkeit mit der reinen Reflexbewegung zum Ausdruck zu bringen. Es würde hierher etwa die unmittelbare Erwiderung einer groben thätlichen Beleidigung gehören, die vollzogen sein kann, ehe irgend ein bewusster Vorgang Zeit hatte, sich zwischen Reiz und Bewegung einzuschieben. Die Neigung zum Auftreten solcher reflexoiden Handlungen ist individuell sehr verschieden, und die experimentelle Psychologie kann zahlenmässig nachweisen, welche persönliche Differenzen in den elementarsten Vorgängen bei der centralen Auslösung motorischer Aeusserungen zu beobachten sind, auf welche die Verschiedenartigkeit der Reaktion zurückzuführen ist.

Den reflexoiden Handlungen stehen die Triebhandlungen im oben umgrenzten Sinne am nächsten; ein starkes Motiv allein löst die Handlung aus. Beim erwachsenen, geistig reifen, gesunden Menschen tritt diese Form des Handelns zurück hinter der eigentlichen Willenshandlung, der Wahlhandlung.

Bei dieser giebt das auftauchende Motiv, gleichviel welcher Herkunft, den Anstoss zum Ablauf komplizirter Vorgänge: associative Erweckung von Vorstellungen mit begleitenden Gefühlen, die als „Gegenmotive“ das dem Motiv entsprechende Handeln entweder zu hemmen oder zu fördern geeignet sind. Uns wird dieser Zustand innerlich in mannigfaltiger Weise als Wunsch, Widerstreben, Begehren, Schwanken, Unentschlossenheit u. s. w. bewusst; den Vorgang des schliesslichen Herrschendwerden eines Motives empfinden wir als „Entscheidung“, „Entschliessung“. Eine von theoretischen Voraussetzungen stark beeinflusste Darstellung von den der Handlung vorausgehenden Vorgängen, die man in älteren Psychologien antreffen kann, ist als unrichtig abzulehnen; man kann dort lesen, wie „der Wille“, gewisser-

massen als Individuum, die einzelnen Motive Revue passiren lässt und sich dann endlich, wie Paris gegenüber den Göttinnen, für eines derselben entscheidet; aus dieser Auffassung heraus kommt auch die in der Frage der Willensfreiheit viel gebrauchte Formulirung: „die Motive sollicitiren den Willen, aber sie necessitiren ihn nicht"; zu Grunde liegt immer mehr oder weniger deutlich erkennbar die alte Anschauung von den einzelnen Seelenvermögen.

Ein „Wille" in diesem Sinne existirt nicht; wenn wir vom Willen als einer isolirten Funktion sprechen, so ist das eine im Interesse der Verständigung nützliche Abstraktion, bei der wir nicht vergessen dürfen, dass eine Trennung der einzelnen Seelenvorgänge: Vorstellen — Fühlen — Wollen nicht möglich ist. Alle Vorstellungen sind von vorneherein mit Gefühlserregung verbunden, die nur dann nicht deutlich zu sein braucht, wenn das sich nach den zwei entgegengesetzten Richtungen der Lust oder Unlust bewegende Gefühl sich in der Nähe des Uebergangspunktes befindet; dass das Gefühl seinerseits ein unlösbarer Bestandtheil der als Triebe, Affekte u. s. w. zur Handlung drängenden Gemüthsbewegungen ist, dürfte kaum mehr von irgend Jemand bestritten werden. Was wir — soweit wir nicht Theoretisches a priori hineintragen — mit dem Ausdruck Willen bezeichnen, ist in erster Linie das unser Handeln begleitende, nicht näher zu definirende Bewusstsein der Selbstthätigkeit, welches übrigens nur eine sehr kleine Strecke der langen Kette von centralen Vorgängen, die einer beliebigen Bewegung vorausgehen, begleitet. Wessen wir uns bewusst werden, das sind Vorstellungen, Gefühle, Triebe — kurz Motive, über deren gegenseitiges Stärkeverhältniss wir selbst erst aus deren Ergebniss, d. h. der Handlung, etwas erfahren. Nicht selten werden wir davon selber überrascht und entdecken, dass die Wirkung der Motive eine andere wird, als wir etwa bei Vorausnahme der Entscheidung in der Phantasiethätigkeit geglaubt hatten. Ist die Entscheidung gefallen, so ist bewusst nur der innere Anstoss zu der gewollten Handlung; dann aber reisst der Faden ab, und wir sehen das Resultat in Gestalt von Bewegungen unserer Extremitäten in die Erscheinung treten. Von einer centralen Oberinstanz, die als „Wille" wählend, urtheilend, entscheidend über all' den anderen Vorgängen stünde, entdecken wir dabei nichts; ein kleiner Theil der jeder Handlung vorausgehenden Ereignisse wird vom Lichte des Bewusstseins beschienen, und von diesem wiederum sondern wir theoretisch einen Theil unter dem Namen der Willensfunktion ab.

Bei dem der Willenshandlung vorausgehenden Kräftemessen der Motive haben wir bisher Einfacheitshalber so gethan, als ob immer einfach Motiv gegen Motiv stünde; davon ist beim geistig reifen Menschen nur selten die Rede; es steht immer ein auftauchendes Motiv einem

Komplex von Motiven gegenüber, deren besondere Art die geistige Individualität ausmacht, und die als der Niederschlag der bisherigen Erlebnisse des Menschen anzusehen sind; zu Erlebnissen werden die Ereignisse des Einzellebens (Erziehung, Schicksale u. s. w.) erst durch das Medium der angeborenen Veranlagung hindurch, die wir somit als den wesentlichsten Faktor bei der Bildung der fertigen Motivkomplexe ansehen dürfen. Man bezeichnet letztere auch wohl als die „Konstanten" des Bewusstseins, und diese in ihrer Gesammtheit bilden den Charakter eines Menschen.

Die erfahrungsgemäss vorhandene ungeheuere Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der einzelnen Charaktere erschwert scheinbar das Eindringen in das Wesen des Charakters; bei näherer Betrachtung zeigt sich aber doch, dass sich die so verschiedenen Typen auf gewisse Eigenthümlichkeiten in den elementaren, psychischen Vorgängen zurückführen lassen.

Vor allem lehrt die durch die Erfahrungen der Psychopathologie bereicherte Beobachtung, wie gross die von vorneherein bestehenden individuellen, tief in der geistigen Organisation begründeten Verschiedenheiten sind, die am deutlichsten bei Betrachtung der an der Grenze der geistigen Gesundheit stehenden Persönlichkeiten erkennbar werden.

Wir wollen darauf mit ein paar kurzen Bemerkungen eingehen.

Welchen Einfluss auf die Beschaffenheit des Charakters die verschiedene Ausbildung der verstandesmässigen Fähigkeiten ausüben muss, ist am leichtesten zu erkennen; von ihnen hängt es ab, ob und in welchem Umfange die Abstraktionen und Werthurtheile gebildet werden, die es ermöglichen, jedem neuen Motive sogleich seine Stelle anzuweisen; die Fälle z. B., die den Uebergang bilden zwischen mässiger, aber noch durchschnittlicher Begabung und den Zuständen von geistiger Schwäche, zeigen sehr deutlich in allen Abstufungen den Einfluss der Verstandesqualität auf den Charakter in der schwankenden Unsicherheit, Haltlosigkeit und Beeinflussbarkeit, mit der das Individuum den Anreizen, die es treffen, gegenübersteht, und zwar nicht ausschliesslich aber doch sehr wesentlich darum, weil der feste Maasstab für Werth, Bedeutung und Tragweite des in Frage stehenden Wollens fehlt; das Verhältniss des Subjektes zu dem Anreize ist deswegen von Stimmung, Affekt oder fremdem Einfluss („Suggestion") viel mehr abhängig, als es der Norm entspricht. Wenn verstandesmässig gewonnene und gesicherte Werthurtheile fehlen, ist gegenüber starken Motiven, namentlich solchen, die im Triebleben wurzeln, kein genügendes Gegengewicht vorhanden. Solche Individuen „machen auch keine Erfahrungen"; von ihren Erlebnissen ergiebt sich Nichts, was in Gestalt eines allgemeinen Urtheiles als ein für künftige Entschliessungen wirksames Moment mit genügender Stärke in Frage käme; die Analogie früherer entsprechender Entscheid-

ungen ist ihnen nicht gegenwärtig; die Kräfte des Augenblickes sind die wirksamen, und so kommt es, dass das Handeln eines solchen Menschen nicht ein bestimmtes individuelles Gepräge erkennen lässt; er gehört zu denjenigen, bei denen die „Abwesenheit von Charakter" der Charakter ist. Die an der Grenze des „Normalen" stehenden Individuen lassen die Art der Vorgänge dabei am leichtesten erkennen; der bestimmende Einfluss der Verstandesqualität auf den Charakter ist aber auch bei den noch ganz normalen persönlichen Unterschieden der intellektuellen Fähigkeiten deutlich.

Im Vergleich mit diesen individuellen Differenzen, von denen gern zugegeben wird, dass sie angeboren seien, haben die persönlichen, dauernden Unterschiede in der Gefühlserregung in der theoretischen Psychologie immer zu wenig Berücksichtigung gefunden, obgleich sie absolut und in ihrem Einfluss auf den Charakter mindestens so bedeutend sind wie die Verschiedenheiten des Verstandes; sie interessiren uns in der Frage der Willensfreiheit ganz besonders von dem Gesichtspunkte aus, dass auch das „Gewissen" zu den Gefühlen im weiteren Sinne gehört. Gerade bei der Behandlung des Problems des Gewissens lässt die Vergleichung der zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Autoren aufgestellten Ansichten erkennen, wie die persönliche Formel des Gefühlslebens des einzelnen Philosophen auf dem Wege der Verallgemeinerung das Ergebniss beeinflusst hat; das beste Beispiel dafür ist wohl Kant selbst. —

Die individuellen Unterschiede im Gefühlsleben betreffen sowohl die Gefühle als solche, wie die Affekte, deren wesentlichen Bestandtheil das Gefühl bildet.

Bei der Gefühlserregung liegen die durchgehenden Differenzen theils auf quantitativem, theils auf qualitativem Gebiet. Das Vorkommen grober Mängel bei den einfachen sinnlichen Gefühlen ist handgreiflich in den Fällen von mangelhafter Ausbildung von Sinnesorganen, wie z. B. bei „unmusikalischem Ohr" oder „Farbenblindheit"; die Gefühle, die beim Normalen an die von diesen Sinnen stammenden Empfindungen gebunden erscheinen, fallen in jenen Fällen völlig aus. Diese Dinge sind indessen hier unwesentlich, da sie zu unserer Fragestellung keine näheren Beziehungen haben.

Wichtiger ist schon die Erinnerung an die Thatsache, dass auf dem Grenzgebiete der sogenannten nervösen Veranlagung, ohne dass man jedoch dabei irgendwie berechtigt wäre, von Geisteskrankheit zu sprechen, quantitative Störungen als dauernde Eigenthümlichkeiten auf solchen Gefühlsgebieten vorkommen, die normalerweise Jahrzehnte des Lebens hindurch eine herrschende Rolle spielen, nämlich im sexuellen Fühlen; es giebt Individuen der gedachten Kategorie, denen lebenslänglich, trotz voller Ausbildung der dazugehörigen Organe, das sexuelle

Gefühl ganz versagt bleibt oder sehr verkümmert erscheint; Hand in Hand geht diese Abweichung oft mit Herabsetzung des körperlichen Schmerzgefühles und mit mangelhafter Entwickelung des höheren Gefühlslebens. Wir treffen hier auf dem Gebiete der sittlichen Gefühle dauernde Stumpfheit und verminderte Erregbarkeit, die bei leichteren Graden als Lieblosigkeit in Pietätsverhältnissen, Mitleidlosigkeit u. dgl. erscheint und in quantitativer Steigerung zu jenen Fällen hinüberführt, die man auch wohl als moralisches Irresein bezeichnet hat. Wenn letztere Bezeichnung gerechtfertigt ist, pflegt es auch nicht an anderen psychischen Mängeln zu fehlen; wir sehen davon hier ab; worauf es ankommt, ist die Thatsache, dass bei Individuen, die ihre soziale Stellung ausfüllen, die niemals vielleicht in ihrem Leben mit dem formulirten Gesetze in Konflikt gerathen, die nicht in den Verdacht kommen, geisteskrank zu sein, dauernde Mängel des Gefühllebens bestehen können, die z. B. das Wort „Gewissen“ für das betreffende Individuum bedeutungslos machen, und nur dann eine einwandsfreie Lebensführung bestehen lassen, wenn eine gute Verstandesentwickelung und die darauf beruhenden Erwägungen der Zweckmässigkeit für den Gefühlsmangel stellvertretend einspringen.

Die Erziehung ist für den skizzirten Mangel nicht verantwortlich zu machen; das Bestehen desselben trotz guter Erziehung, geeigneter Umgebung, Beispiel u. s. w. zeigt eben, dass wir es mit einer in dem Wesen der betreffenden geistigen Persönlichkeit tief begründeten Eigenschaft zu thun haben.

Bei der Frage der Variationen der quantitativen Erregbarkeit des Gefühlslebens haben wir einer weiteren Besonderheit zu gedenken, die wiederum die Beobachtung bei den an der Grenze des Normalen stehenden Individuen am deutlichsten erkennen lässt, die aber auch für die „normale“ Psychologie ihre Bedeutung hat, nämlich die oft beträchtliche Beeinflussbarkeit der Gefühle in der Richtung, dass zufällige Verknüpfungen derselben mit bestimmten Eindrücken beim erstmaligen Auftreten zu einer dauernden Verbindung werden; die Erfahrungen der Pathologie lassen z. B. für einen Theil der Fälle mit geschlechtlich abnormem Fühlen bei keineswegs geisteskranken Menschen, wie etwa für die konträre Sexualempfindung, diese Erklärung als die wahrscheinlichste erscheinen; man muss hier annehmen, dass bei gesteigerter Empfänglichkeit und Bestimmbarkeit des Gefühlslebens zufälliges Erwachen von Sexualgefühlen in der Jugend bei einer der häufigen Gelegenheiten des Anblickes nackter Geschlechtsgenossen Anlass wird zu einer lange dauernden Verknüpfung dieses Gefühles mit einer ihm normalerweise nicht entsprechenden Vorstellung. Dieses Beispiel zeigt in krasser Form einen wahrscheinlich allgemeinen Vorgang, der zwar nur bei gesteigerter angeborener nervöser Reizempfäng-

lichkeit einen so deutlich bestimmenden Einfluss erreicht, seine Wirkung aber auch sonst ausübt. Die Kenntniss des Prinzipiellen an diesem Vorgange ist sehr geeignet, uns vorsichtig zu machen mit der Annahme, dass wir in irgend welchen qualitativen Abweichungen des Gefühlslebens angeborene Eigenschaften zu sehen haben. Diese Kenntniss darf auch nicht bei Seite gelassen werden, wenn die Entstehung solcher normaler Gefühlserregungen, die allgemeiner Besitz des Kulturmenschen zu sein scheinen, in Frage steht; es kann ein Gefühl in anscheinend angeboren gesetzmässiger Beziehung zu bestimmten Vorstellungen stehen, während dieser Zusammenhang nur das Ergebniss gleichartiger Beeinflussung in früher Jugend darstellt.

Im Uebrigen kann eine solche Beeinflussung niemals das ganze Fühlen eines Menschen gestalten; es handelt sich dabei immer nur um Verknüpfung einzelner Gefühlsqualitäten mit einzelnen Vorstellungen. Die Neigung, von den Eindrücken, die das Leben mit sich führt, vorwiegend nach der Seite der Lust oder der Unlust hin affizirt zu werden, haben wir wohl sicherlich als eine angeborene, in der gesammten nervösen Verfassung begründete elementare Eigenschaft anzusehen. Wiederum geben hier die Grenzfälle besonders charakteristische Beispiele in dem lebenslänglich vorhandenen Vorherrschen der Tendenz zum Auftreten von Unlustgefühlen bei gleichgiltigen oder auch bei solchen Anlässen, die im Allgemeinen für erfreulich gelten. Es findet sich das bei Individuen aus nervösen Familien, die ihres Lebens nie recht froh werden, die glücklichen Stunden aus Angst vor den unglücklichen nicht geniessen können, in allen zweifelhaften Lebenslagen von vornherein des unglücklichen Ausganges gewiss sind. Weder Ueberredung, noch Erwägungen der Vernunft, der Wahrscheinlichkeit vermögen gegen diese unglückliche Richtung des Gefühlslebens etwas auszurichten. Diese Fälle zeigen, dass die besondere persönliche Art der Gefühlserregung für das seelische Leben in seiner Gesammtheit von mächtigerem Einflusse ist, als alles Verstandesmässige; kein theoretisch konstruirtes „Du sollst“ macht die Träger dieser psychischen Formel frei von der dauernden Beeinflussung durch ihre ungewöhnliche Gefühlsreaktion, die, wenn das Individuum darüber reflektirt, zum „Pessimismus“ führt. Dieser echte Pessimismus ist viel weniger eine verstandesmässig gewonnene Weltanschauung, als der Ausdruck einer besonderen Gefühlsveranlagung und es lässt sich deswegen, was oft genug vergessen wird, über seine Berechtigung im Allgemeinen gar nicht streiten.

Der Einfluss, den die verschiedenartige Gefühlsweise, von der ich nur einige Beispiele angeführt habe, auf das Handeln ausübt, liegt nicht so sehr in der dem einzelnen Motiv beiwohnenden Gefühlsbetonung, als in der Gestaltung der Konstanten des Bewusstseins; die festen Werthmasstäbe, an denen wir das einzelne Begehren,

Wünschen u. s. w. vergleichend messen, beruhen, normale Verstandesentwicklung vorausgesetzt, in ihrer persönlichen Eigenart auf der dauernden Art und Richtung des Gefühlslebens.

Es gilt dies auch von der in der Frage der Willensfreiheit wichtigsten Konstanten des Bewusstseins, vom Gewissen. Der Begriff desselben, wie ihn die Ethik gebraucht, enthält mehr, als ein blosses Gefühl; das „Gewissen“ urtheilt dort, es treibt oder hemmt u. s. w., und gerade an diesem Beispiel lässt sich erkennen, dass eine Trennung der einzelnen Seiten seelischer Thätigkeit gar nicht durchzuführen ist. Das grundlegende Element des Gewissens ist aber immer das Gefühl, mag das Gewissen in primitiver Form als Instinkt, oder, bei höherer geistiger Entwicklung, als Pflichtgefühl, Gerechtigkeitsgefühl u. s. w., gebunden an Vorstellungen sittlichen Inhaltes erscheinen. (Die Frage der Entstehung des Gewissens und die weitere Frage nach der Entstehung der sittlichen Vorstellungen berührt uns hier nicht.) Nicht wenige Vertreter der heutigen Ethik haben Kant's Standpunkt, der auf den Versuch psychologischer Erklärung des ethischen Imperativs verzichtete, aufgegeben, und stehen den Thatsachen unbefangener gegenüber; sie erkennen auch schon an, dass es unmöglich ist, alle Individuen mit der Voraussetzung einer gleichmässigen Beschaffenheit des Gewissens über einen Kamm zu scheeren. Diese Anschauung findet von Seiten der auf ärztliche Beobachtung begründeten Psychologie weitgehende Unterstützung; die Existenz der vorhin erwähnten, nicht geisteskranken Individuen mit dauernder und durch Erziehung, Schicksale u. s. w. unbeeinflussbarer Stumpfheit der höheren Gefühle ist der handgreiflichste Beweis für die grosse individuelle Variationsbreite in dieser Hinsicht Es bedarf erst keiner besonderen Ausführung darüber, welchen bestimmenden Einfluss es auf den Charakter eines Menschen haben muss, wenn eine ganze Kategorie von Gefühlen, wie die der sittlichen Gefühle, ausfällt. Wenn wir die Thatsache, dass es solche dauernden und weder durch Erziehung noch durch das Leben beeinflussbaren Gefühlsmängel giebt, in der Frage der Willensfreiheit verwerthen, so liegt der Einwand sehr bequem zur Hand, dass es sich dabei eben doch um abnorme Individuen handle. Auf den Begriff des Normalen werden wir noch zurückzukommen haben; hier genüge der Hinweis, dass von Individuen mit voller Ausbildung der höheren Gefühlsfähigkeit zu denen mit völligem Mangel derselben alle Abstufungen hinüberführen, so dass es unmöglich ist, zu sagen: hier beginnt die Anomalie. Die erwähnten Thatsachen besitzen demnach auch für die normale Psychologie ihre weittragende Bedeutung. —

Die unter dem Namen der Affekte zusammengefassten Vorgänge schliessen das Gefühl als wesentlichsten Bestandtheil in

sich; eine Definition des Affekts zu geben ist ebenso unmöglich, wie eine solche des Bewusstseins; es handelt sich um einem jeden geläufige innere Erfahrungen. Die einzelnen Bezeichnungen der Affekte, wie Freude, Zorn, Angst, Schrecken u. s. w. fassen bestimmte Formen des Ablaufes von Gemüthsbewegungen von verwandtem Gefühlsinhalte zusammen. Alle Affekte haben, neben den rein körperlichen Wirkungen, Einfluss auf den Ablauf der Vorstellungen, der entweder unter einseitiger Herrschaft der dem Affekt inhaltlich entsprechenden Vorstellungskreise mit Ausschluss aller anderen erfolgt, oder eine mehr oder weniger ausgedehnte Hemmung erfährt. Bei den höchsten Graden der Affekte kann ein völliger Stillstand des Vorstellungsablaufes stattfinden.

Die allgemeine und die gewöhnliche Beurtheilung der Affekthandlungen eines Menschen rechnet mit diesen Wirkungen, welche die verstandesmässige Würdigung von Motiven beeinträchtigen oder verhindern, indem sie bei hohen Graden des Affektes keine volle Verantwortlichkeit annimmt. Die Schätzung des Einflusses der fraglichen Gemüthsbewegung beruht dabei meist auf der Art des dieselbe auslösenden Anlasses; was zu wenig berücksichtigt wird, ist die persönliche Formel des Individuums in Bezug auf Affekterregung überhaupt. Jeder Affekt hat schon eine specifische Kurve des Verlaufes, d. h. Verschiedenheit des Anstieges, der Geschwindigkeit, mit der das Maximum erreicht wird, des Abklingens u. s. w. Daneben haben die Einzelnen und hier wiederum am deutlichsten die nervösen Grenzfälle ihre individuelle Eigenart des Affektlebens, namentlich für die in Bezug auf das Handeln wichtigeren unangenehmen Affekte. Die Unterschiede in der Gefühlsbetonung aller Erlebnisse haben wir oben schon berührt; das Abweichende kann ausserdem darin liegen, dass kleine Anstösse ein unverhältnissmässig grosses, lawinenartiges Anschwellen der Affekterregung zu Folge haben, welches die Besonnenheit zerstört, oder darin, dass die Affekte sich abnorm langsam ausgleichen, eine unverhältnissmässig lange Nachwirkung äussern. Diese Eigenthümlichkeiten, die auch der erworbenen Nervosität eigen sind, finden sich andere Male als lebenslängliche Eigenschaften von dauernd bestimmendem Einfluss auf den Charakter; gleichzeitig vorhandene gute Verstandesentwickelung kann die Folgen abweichender Affektveranlagung praktisch unschädlich machen; an der geistigen Eigenthümlichkeit wird dadurch nichts geändert; die verstandesmässigen Einflüsse pflegen ja auch zu versagen, wenn der Affekt eine gewisse Höhe erreicht.

Neben den intellektuellen und den gefühlsmässigen Vorgängen kommen bei der individuellen Gestaltung des Handelns gewisse

Eigenthümlichkeiten central motorischer Art in Frage. Die Unterschiede, die bei den einfachen Reflexvorgängen im physiologischen Experimente darin erkennbar sind, dass die Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Auslösung der Bewegung eine ungleichmässige ist, finden sich mutatis mutandis auch bei den Handlungen des Menschen; experimentell nachweisbar sind sie nur bei einfachen Reaktionen, an denen man auch den Einfluss der Ermüdung, des Hungers, von Giften u. s w. auf die centrale Bewegungsauslösung studirt hat. Leicht demonstrirbar sind sie bei manchen Formen geistiger Störung, von denen noch die Rede sein wird. Ihr Einfluss ist aber auch bei normalen Individuen erkennbar, wenn man das Handeln in seine einzelnen Komponenten zerlegt; nach Abzug aller Differenzen von Seiten des Gefühles und des Verstandes bleibt eine weitere, deren Wesen sich am Leichtesten durch einen Vergleich mit mechanischen Verhältnissen klar machen lässt. Jeder maschinelle Organismus, sei es ein Hebelwerk, eine Waage oder dergleichen, hat eine gewisse graduell verschiedene Ansprechbarkeit; verschieden grosse Anstösse sind bei verschiedenen Exemplaren nöthig, um einen bestimmten Bewegungseffekt hervorzubringen; es hängt dies ab von dem Maasse der inneren Reibung, von Bremswirkungen u. dgl.

So sind auch den geistigen Organismen dauernde Eigenthümlichkeiten darin eigen, dass ein Motiv von einer bestimmten gefühlsmässig und verstandesmässig wirkenden Stärke bei dem einen rasch und heftig, bei dem anderen träge und zögernd die entsprechenden Bewegungen auslöst. Die Verschiedenheiten, welche die populären Bezeichnungen „impulsive“ „bedächtige“ u. s. w. Naturen meinen, beruhen zum Theil auf solchen in der Organisation begründeten Besonderheiten der centralen Bewegungsauslösung, die lebenslänglich bestehen bleiben.

Auch in einem anderen Punkte finden sich in den der Willenshandlung vorausgehenden Vorgängen grosse individuelle Variationen, auf welche wiederum die Beobachtung der nervösen Grenzfälle besonders hinleitet. Ein bei manchen keineswegs geisteskranken, aber nervös disponirten Personen vorkommendes Ereigniss ist das Auftreten von Antrieben, die man als Kontrastimpulse bezeichnen kann. Beispiele zeigen leicht, was gemeint ist. In irgend welchen Situationen, namentlich solchen feierlicher Art, bei denen jede Handlung Gegenstand der Wahrnehmung eines grösseren Kreises von Menschen werden muss, tritt bei Manchen der Impuls auf, etwas zu thun oder zu sagen, was den Umständen möglichst wenig angemessen ist, z. B. in der Kirche eine Blasphemie, bei einem Begräbniss eine lächerliche Bemerkung auszusprechen u. dgl. Individuen, die derartigen Zuständen ausgesetzt sind — und sie sind keineswegs selten — leiden oft nicht wenig unter dem gewöhnlich siegreichen Kampfe mit diesen Antrieben, deren Unsinnigkeit sie völlig einsehen, die aber doch mit aller Lebhaftigkeit zur Hand-

lung drängen. Das Wesentliche bei dieser Erscheinung, die bei starker Ausbildung in das Gebiet des Krankhaften gehört, und dasjenige, was ihr allgemeines Interesse ausmacht, ist die in ihr zum Ausdruck kommende formale Perversion des Willensantriebes, das wollen zu müssen, was nach sonstiger Motivirung durch Verstand und Gefühl nicht gewollt werden kann; die Motivirung spielt sich dabei nicht im Bewusstsein ab; es ist, als ob ein Stoss von unbekannter Herkunft das Individuum vorwärts triebe.

Wir begegnen dem im Prinzipe gleichen Hergang bei vielen Handlungen ganz Normaler, wenn z. B. ein Kind im Momente der Strafankündigung die Hand wieder nach der verbotenen Frucht ausstrecken muss, oder wenn beim Erwachsenen eine Durchkreuzung seines Wollens eine besonders lebhafte Entschliessung auslöst, die man sich selbst gegenüber in der Formel: „nun gerade nicht“ zum Ausdrucke bringt. Wer etwa in einer Entscheidung von einem wegen gleich lebhafter Motivirung der beiden Seiten ganz zweifelhaften Ausgange zum Loose greift, kann beobachten, dass im Momente der Loosentscheidung der Impuls vorhanden ist, das Gegentheil dessen, was das Loos bestimmt, zu thun. Die vorher gleichstehende Waage erhält durch die formale Entscheidung einen Stoss nach der entgegengesetzten Seite — es erfolgt ein Kontrastimpuls. — Es giebt Individuen, welche die Kontrastimpulse nicht kennen, andere, bei denen sie vorhanden sind, aber ohne wesentlich das Thun zu beeinflussen, andere, die lebenslänglich bei Einsicht in das Wesen der Sache mit der Störung durch die Kontrastimpulse kämpfen, wieder andere, bei denen dieselben geradezu thörichte, unzweckmässige Handlungen hervorzubringen vermögen u. s. w.

Ich will diese mehr andeutenden als ausführenden Bemerkungen über die der Willenshandlung vorausgehenden Vorgänge auf den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens nicht weiter fortsetzen; sie sind nur bestimmt, an einzelnen herausgegriffenen Momenten anschaulich zu machen, wie viele individuell verschiedene, tief in der geistigen Organisation begründete dauernde Eigenthümlichkeiten in Frage kommen, wenn es sich um die Zerlegung der Summe von Erscheinungen handelt, die wir als Charakter bezeichnen; das einzige, allen Menschen Gemeinsame ist das Formale der Vorgänge; im Uebrigen giebt es nur Majoritäten; die bei der Majorität vorhandenen qualitativen Eigenschaften des Vorstellens, Fühlens, Wollens gelten als das Normale — für praktische Zwecke; die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise begnügt sich damit, die Thatsache der grossen Varia-

bilität festzustellen, die bei jeder Verallgemeinerung bestimmter individueller Eigenschaften als grobe Fehlerquelle in Betracht kommt. —

An welchen Theil der geistigen Vorgänge bei der Willenshandlung ist nun unser Freiheitsbewusstsein gebunden, und worin besteht dasselbe?

Es lässt sich in einen gefühlsmässigen und einen verstandesmässigen Bestandtheil zerlegen. Das unmittelbare Gefühl der Freiheit begleitet einen grossen Theil unserer Willensvorgänge; für den Reflektirenden kommt dazu: die Vorstellung der Möglichkeit einer anderen Entschliessung, als sie thatsächlich stattgefunden hat. Das volle Freiheitsbewusstsein ist zunächst nur zu beobachten bei denjenigen Handlungen, denen eine Abwägung von Motiven vorausgegangen ist; je weniger dies der Fall war, wie bei den mancherlei reflexoiden Handlungen oder bei Handlungen im hochgradigen Affekte, umsoweniger lebhaft ist es vorhanden, und um so weniger fühlen wir uns verantwortlich für unser Thun. Das Freiheitsbewusstsein bei der Wahlhandlung besagt, dass ich mich bei schwebender Motivkonkurrenz für dieses, aber auch für jenes entscheiden könnte, dass ich ebensogut wie das eine auch das andere thun könnte, wenn ich wollte. In einer Hinsicht ist das subjektive Meinen mit den Thatsachen ganz in Uebereinstimmung; sobald ich nicht mechanisch gehindert oder gelähmt bin, wird als Folge meines Wollens die für die betreffende Absicht zweckmässige Reihe von Körperbewegungen eintreten. Das Freiheitsbewusstsein bezieht sich aber nicht nur auf die Freiheit des Handelns, sondern auch auf die des Wollens; es besagt: ich kann auch wollen, was ich will. — Diese Konsequenz des Freiheitsbewusstseins, welches die Entscheidung von einem Wollen auf ein dahinter gelegenes, tieferes und so fort rückwärts schiebt, erweckt schon den Verdacht, dass es damit wohl nicht ganz richtig sein kann. Was ist denn dieses Ich, welches als centrale Oberinstanz die Entscheidung über das Wollen trifft? was wir Ich nennen, ist nichts, als die Summe unserer inneren bewussten Vorgänge; das Ich, das Bewusstsein der Persönlichkeit, ist identisch mit den im Augenblick vorhandenen Vorstellungen, Gefühlen, Strebungen; es steht nicht darüber oder daneben; es ist gar nichts anderes als eben die geistigen Vorgänge in ihrer Gesammtheit selbst. Das Bewusstsein des Ich erstreckt sich demgemäss nicht weiter, als überhaupt etwas in uns bewusst wird; über die Bedingungen des geistigen Geschehens, die jenseits der Grenze des Bewusstseins liegen, kann das Ich aus eigenem Wissen nichts erfahren und aussagen; warum diese Vorstellung jetzt in mir auftaucht, warum sie gerade mit diesem Gefühlston verbunden

ist, woher dieser Trieb, jenes Wünschen stammt, wodurch die Grösse desselben bestimmt wird, darüber erfährt das Ich nichts, welches erst da anfängt, wo die genannten psychischen Gebilde in dieser oder jener Beschaffenheit bereits vorhanden sind. Das Ich schafft nicht die einzelnen seelischen Vorgänge, es herrscht nicht über sie; es besteht aus ihnen. Das Ich ist deswegen von vorneherein nicht als kompetent zu erachten in der Frage, ob seine einzelnen Komponenten auch hätten anders ausfallen können, als sie sind.

Trotz alledem ist das Freiheitsbewusstsein eine Thatsache der inneren Erfahrung. Gewisse Einschränkungen sind dabei allerdings zu machen; das Freiheitsbewusstsein ist keine absolute Grösse; es schwankt in weiten Grenzen. Ich sehe dabei ab von den vorhin erwähnten graduellen Abstufungen je nach der Art der in Frage stehenden Handlung. Auch bei der möglichst affektfreien Wahlhandlung ist nicht für alle einzelnen seelischen Faktoren das Gefühl der Freiheit in gleichem Maasse vorhanden. Gerade den höchststehenden Geistern ist das Gefühl der intellektuellen Unfreiheit zeitweise sehr lebhaft gewesen, wie z. B. Goethe und Schopenhauer gegenüber ihrer geistigen Produktion. Die Unfreiheit des Gefühles kann jeden die eigene Beobachtung täglich lehren, und auch auf dem rein motorischen Gebiete ist die Existenz der oben erwähnten Kontrastimpulse etwas, was das Gefühl des freien Wollens zu stören geeignet ist.

In der That lehrt die Erfahrung, dass das Freiheitsbewusstsein seine Hauptnahrung nicht in der Selbstbeobachtung im Momente der Wahl findet, sondern in der nachträglichen Reproduktion der vorausgehenden Wahlsituation. Es ist klar, dass an diesem Punkte für eine Täuschung der Weg offen steht. Wir sind überhaupt streng genommen, gar nicht im Stande, uns im Momente der Willensentscheidung selbst zu beobachten. Die bewussten Vorgänge können im Momente ihres Ablaufes nicht gleichzeitig Gegenstand der reflektirenden Thätigkeit sein; was wir beobachten, ist unser Ich wie es, von der Gegenwart getrennt durch eine kurze, aber sicher vorhandene eingeschobene Strecke Zeit, gewesen ist; wir haben also niemals die Sicherheit, dass die reproduzirten Vorgänge mit den wirklichen in allen Punkten identisch sind. Wer dieses nicht zugeben will, obgleich ich nicht weiss, was dagegen Triftiges einzuwenden wäre, wird wenigstens das nicht leugnen können, dass die Reproduktion von Wahlsituationen, die längere Zeit zurückliegen, in Folge der leicht feststellbaren und bekannten Mängel des Gedächtnisses ganz unzuverlässig ist.

Das reproduzirte geistige Geschehen ist niemals den ursprünglichen Vorgängen ganz gleich; nur wissen die Meisten nicht, wie beträchtlich die Täuschungen sind, denen wir in dieser Hinsicht alle und täglich unterliegen. Wir wollen hier ganz absehen von den

inhaltlichen Veränderungen, die frühere Vorstellungen durch Amalgamirung mit später aufgenommenen u. dgl. erleiden, weil das verhältnissmässig übersichtliche und auch zur Noth ausschaltbare Faktoren sind; das wichtigste für unsere Frage sind die gesetzmässigen Eigenthümlichkeiten der Reproduktion aller gefühlsmässigen Vorgänge. Es ist ein für unseren Seelenfrieden sehr nützliches Gesetz, dass der Gefühlston, den Vorstellungen ursprünglich hatten, nicht bei allen in voller Stärke ad infinitum reproduzirbar bleibt; was sollte aus uns werden, wenn unsere Erinnerungen an vergangene Dinge, die inhaltlich ganz scharf sein können, auch von den damaligen Gefühlszuständen, Schmerzen, Gram u. s. w. in ursprünglicher Stärke begleitet würden; glücklicherweise ist das nicht der Fall; eine gesetzmässige Illusion mildert unangenehme Gefühle in der Erinnerung, färbt gleichgültige Zeiten rosig; alle vergangenen Stimmungen, Affekte, Gefühle können wir uns nur sehr unvollkommen vergegenwärtigen, und damit entfällt für uns auch der Maasstab, was sie wohl seinerzeit für eine Stärke als Motiv gehabt haben mögen. Den objektiven Thatbestand einer verflossenen Wahlsituation können wir vielleicht annähernd ungefälscht uns wieder auftauchen lassen; was aber damals für unsere Entscheidung das maassgebende war, die gefühlsmässigen Bestandtheile der Motivation, das taucht nicht mit auf oder doch jedenfalls nicht mit der ursprüngliche Stärke. Ein anderes kommt hinzu; alle lebhaften Affekte haben auf den Vorstellungsablauf einen störenden Einfluss; von dieser Störung enthält die gedächtnissmässige Reproduktion mit ihrem schwachen Affekte nichts dem damaligen Entsprechendes; ein ganz anderes Ergebniss der Wahl, als das thatsächliche erscheint uns möglich —„wenn wir gewollt hätten."

Das Freiheitsbewusstsein verwechselt fortwährend die Vorstellung der Möglichkeit mit der Wirklichkeit; die Thatsache, dass eine andere Willensentscheidung denkbar gewesen wäre, wird ihm zu der Sicherheit, dass sie dem Individuum in gleichem Maasse möglich gewesen wäre. Uebrigens ist jeder Mensch im Stande, auf der Stelle eine grosse Reihe von Handlungen zu nennen, die er sich zwar vorstellen kann, von denen er aber gewiss weiss, dass sie ihm nicht möglich gewesen wären.

Was neben den erwähnten Täuschungen das Freiheitsbewusstsein unterhält, ist das bereits oben erwähnte, nicht näher zu definirende Gefühl der Selbstthätigkeit, das alle unsere motorischen Aeusserungen begleitet. Wir werden bei der Erörterung des Handelns der Geisteskranken auf dieses Gefühl und seine Beziehungen zum Freiheitsbewusstsein zurück zu kommen haben.

Wir gehen nunmehr über zur Erörterung derjenigen Erfahrungen der Psychopathologie, die von unserer oben festgelegten Fragestellung aus für das Problem der Willensfreiheit von Bedeutung sind. —

Wir haben vorhin den für unsere Untersuchung wichtigen Satz aufgestellt, dass bei Geisteskranken in den seelischen Vorgängen nichts prinzipiell Neues auftritt; die Richtigkeit desselben haben wir zunächst an der Hand der Erfahrung zu prüfen.

Die Irrenärzte würden sehr zufrieden sein, wenn es ein irgendwie geartetes, durchgehend gültiges Unterscheidungsmerkmal gäbe, mit dessen Nachweisung die Frage — geisteskrank oder geistesgesund — sofort entschieden wäre; bisher haben sie noch nichts Derartiges ausfindig gemacht, was den Schlüssel zu allen Schwierigkeiten böte und werden auch nie etwas derartiges finden. Gewiss sind gegenüber der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die Sachkundigen darüber einig, ob es sich um Geisteskrankheit handelt, ob nicht; für einen gewissen Bruchtheil aber werden die Meinungen immer auseinandergehen und zwar nicht etwa nur wegen diagnostischer Schwierigkeiten des gegebenen Falles, sondern wegen der Unsicherheit des Grundbegriffes der geistigen Krankheit. Ist es schon sehr schwierig, den Begriff der körperlichen Krankheit zu definiren, so wächst die Schwierigkeit für die seelischen Vorgänge bis zur Unüberwindlichkeit.

Die Abgrenzung für den praktischen Gebrauch, wie sie etwa vom naiven Laienstandpunkte aus plausibel erscheint, dass äusserlich geordnetes Benehmen und soziale Brauchbarkeit die geistige Gesundheit verbürgen, oder die forensische Betrachtungsweise, für welche geistige Abweichungen erst dann zu existiren anfangen, wenn sie die rechtlichen Beziehungen des Individuums beeinträchtigen, können uns hier nicht befriedigen.

Auch die Fassung des Begriffes der „Norm" im Sinne von „Durchschnitt" kann uns allein nicht fördern, da es zahlreiche Abweichungen vom Durchschnitt giebt, die, wie z. B. das Genie, keineswegs als krankhaft angesehen werden können.

Immerhin erlaubt die Vergleichung eines Individuums mit dem Durchschnitt seiner Altersstufe und sozialen Klasse wenigstens für gewisse Abweichungen, d. h. quantitative Mängel grober Art, wie etwa hochgradige Herabsetzung der intellektuellen Fähigkeiten, die Einordnung unter die Rubrik der Anomalie.

In anderen Fällen giebt die Entstehungsweise eines bestimmten geistigen Erscheinungsbildes die Abgrenzung gegen das Normale, so, wenn z. B. ein früher geistig und sittlich hochstehender Mensch unter dem Einfluss von chronischer Alkoholvergiftung von einem bestimmbaren Zeitpunkte an eine Abnahme der Verstandesfähigkeiten und eine Ab-

stumpfung des sittlichen Fühlens erkennen lässt, die, allein quantitativ und ohne Vergleich mit dem Früheren beurtheilt, vielleicht nicht unbedingt abnorm zu sein brauchte. Die Entstehungsweise ist aber als allgemeines Abgrenzungsprinzip auch wieder nicht brauchbar; wir kennen Störungen, die auf Hemmungen oder Stillständen in den frühesten Stadien der individuellen Entwickelung beruhen, andere, die sich anscheinend unabwendbar aus der individuellen Veranlagung heraus entwickeln, andere, die auf infektiösen Erkrankungen beruhen, durch zufällige grobe Zerstörungen von Hirnsubstanz erzeugt werden u. s. w.

Auch qualitative Veränderungen des Vorstellens, Fühlens und Wollens als solche begründen nicht ohne Weiteres das Vorhandensein der Krankhaftigkeit; es giebt kaum irgend eine Wahnidee Geisteskranker, die nicht an Absurdität von abergläubischen Ideen und Ueberzeugungen fanatisirter Individuen, seien sie einzeln oder in Masse, erreicht würde, keine krankhafte Abweichung des Fühlens, z. B. auf sexuellem Gebiete, die nicht in Geschmacksverirrungen verkommener Geistesgesunder ihr Gegenstück fände. Die Sorge, die bei Laien spukt und in den Petitionen gegen die Irrenärzte zum Ausdruck kommt, dass diese letzteren auf Grund ungewöhnlicher Gedankengänge oder sonstiger individuell ausgeprägter auffallender Züge einen Menschen für geisteskrank erklären, einsperren, entmündigen u. s. w. möchten, ist ganz hinfällig.

Keiner der aufgeführten Gesichtspunkte allein genügt, um einer Definition der geistigen Krankheit Inhalt zu geben, dagegen können sie alle im einzelnen Falle Bedeutung erlangen. Das Bemühen, zu einer allgemein gültigen Definition zu gelangen, ist von den einsichtigen Irrenärzten aufgegeben worden; sie begnügen sich damit, dass sie der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle gegenüber mit erfahrungsgemäss gewonnenen Handhaben zu einem sicheren Urtheile kommen und erkennen die Existenz eines Grenzgebietes an, in welchem die Beurtheilung einen gewissen, von dem persönlichen Ermessen abhängigen Spielraum besitzt. Das wesentlich Unterscheidende liegt bald in der absoluten Grösse des Ausfalles bestimmter geistiger Fähigkeiten, bald in der Störung des Gleichgewichtes in den Beziehungen der einzelnen seelischen Verrichtungen, bald in der Entstehungsweise von Vorstellungen und Gefühlen, die ohne entsprechenden Anlass aus inneren unbekannten Bedingungen heraus erwachsen, bald in dem Auftreten von Erscheinungen, die, wie Hallucinationen, dem durchschnittlichen wachen Seelenleben überhaupt fremd sind oder doch wenigstens ohne Einfluss bleiben u. s. w. Niemals genügt die Feststellung einer einzelnen derartigen Abweichung, um die Diagnose der Geistesstörung auszusprechen; die mannigfachen,

aber regelmässig wiederkehrenden Kombinationen bestimmter Erscheinungen haben sich zu abgegrenzten, nach Verlauf und Ausgang zusammengehörenden Bildern zusammengeschlossen, die als Ergebniss der Erfahrung anerkannt sind und für neue Beobachtungen als Vergleichsnorm und Maassstab dienen. Dass die Lehre von den Krankheitsbildern kein abgeschlossenes, fertiges, sondern vielmehr ein in lebhafter Bewegung befindliches Gebiet ist, ändert nichts an den Grundsätzen irrenärztlicher Beurtheilung, als deren vornehmster der zu gelten hat, dass nicht das einzelne Symptom, sondern die Analyse der ganzen geistigen Persönlichkeit zu der Diagnose der Geisteskrankheit führt. Es ist natürlich nicht möglich, dem hier in alle Einzelheiten nachzugehen; ich will nur noch versuchen, im Hinblick auf unseren Ausgangspunkt, an der Hand einiger Beispiele zu zeigen, in welcher Weise veränderte Erscheinungsformen der normalen Seelenvorgänge Bilder geistiger Störung hervorbringen, ohne dass dabei irgend etwas Neues, Unbekanntes auftritt.

Am leichtesten ist das einzusehen bei den in den mannigfaltigsten Abstufungen vorkommenden Schwachsinnsformen, deren gemeinsames Kennzeichen die Herabsetzung der Urtheilsfähigkeit darstellt; daneben finden sich Abstumpfungen des Gefühles, geringe Nachhaltigkeit der Stimmung, der motorischen Antriebe u. dgl. Wenn wir eine Reihe von hundert Fällen nebeneinander hätten, an deren einem Ende ein durchschnittlich begabtes Individuum, an deren anderem Ende ein vollkommen Blödsinniger steht, so ist ja der Kontrast dieser beiden Extreme ein sehr lebhafter; die Unterschiede aber, die jeder einzelne Fall der fortlaufenden Reihe im Vergleich mit seinen Nachbarn aufweist, sind sehr gering und vor allem nur quantitativer Art; es würde die grössten Schwierigkeiten machen, an einer bestimmten Stelle zu sagen: bei diesem Falle beginnt die krankhafte Anomalie. Die Reihe vom „normalen“ Menschen bis zum Idioten, die über den „mässigen Kopf“ — die landläufige „Beschränktheit“ — u. s. w. zum ausgesprochenen Schwachsinn führt, hat ihre Fortsetzung in umgekehrter Richtung vom Durchschnittsindividuum aufwärts zum Genie, in der es auch wiederum nur quantitative Dinge sind, die die Unterscheidung ausmachen.

Dass wir bei einem Theil der Schwachsinnsfälle in greifbaren Hirnveränderungen die krankhafte Entstehung demonstrirt erhalten, ändert nichts an der Thatsache, dass in dem geistigen Symptomenbilde nur die Steigerung solcher Unterschiede, die auch im Bereiche des Normalen vorkommen, die charakteristischen Merkmale abgiebt. Es giebt eine organische Hirnkrankheit, bei der sich die Entstehung des Schwachsinnes vor unseren Augen abspielt, die progressive Paralyse, die mit Vorliebe Männer des rüstigsten Lebensalters befällt und

im Laufe weniger Jahre zu Idioten macht. Was wir bei ihnen gewöhnlich zuerst beobachten, ist eine fast unmerklich beginnende Abstumpfung der höheren Gefühle, ein Schwinden der Initiative, ein Sinken der Urtheilsfähigkeit, eine Abnahme des Gedächtnisses u. s. w., kurz Erscheinungen, die langsam zunehmend das Bild geistiger Schwäche hervorbringen; es giebt dabei ein Anfangsstadium, in dem für den kundigen Arzt auf Grund bestimmter Kombinationen organisch-nervöser Symptome kein Zweifel über den zu erwartenden Verlauf besteht, während eine genaue Analyse des geistigen Wesens noch kaum irgend welche Veränderungen erkennen lässt; ein Individuum in dieser Phase der Krankheit kann seine bürgerliche Stellung vielleicht ohne alle Anfechtung in einwandfreier Weise ausfüllen; erst die Summirung der kleinen Veränderungen giebt einen Ausfall, der auch die praktische Brauchbarkeit vernichtet; nichts als ein langsam entstehendes Minus auf allen möglichen Gebieten des seelischen Lebens, dem anatomische Veränderungen der Hirnrinde parallel gehen, braucht in solchen Fällen vorhanden zu sein.

Während bei den bisher genannten Zuständen die Abnahme der geistigen Fähigkeiten das Bild beherrscht, sind es bei anderen Formen geistiger Erkrankung Veränderungen der Stimmungslage und des Affektlebens, die den Kern der Störung ausmachen. Bei dem Krankheitsbilde der Melancholie z. B. ist das Wesentliche eine deprimirte Gemüthslage, ein Unlustaffekt, der sich von entsprechenden Zuständen bei Gesunden, wie etwa dem „Heimweh“, nur dadurch unterscheidet, dass er ohne entsprechenden Anlass erscheint; verbunden mit trauriger Stimmung treten bei der Melancholie trübe gefärbte Vorstellungen auf; ausserdem findet sich eine Erschwerung des Ablaufes der geistigen Vorgänge, besonders der im weitesten Sinne motorischen; das ist nichts Spezifisches; denn auch beim Gesunden bleibt die Stimmungslage nicht ohne Einfluss auf das sonstige geistige Geschehen. Die geistigen Fähigkeiten im gewöhnlichen Sinne können bei der Melancholie ganz unberührt bleiben; der Kranke ist nach Ablauf der affektiven Störung derselbe wie vorher. Trotz dieser der Beschreibung nach anscheinend nicht sehr tiefgreifenden Art der Störung gehört die Melancholie zu denjenigen Geistesstörungen, die von den schwersten Folgen (Selbstmord, Tödtung von Angehörigen u. dgl.) begleitet werden. Auch von der Melancholie finden sich Uebergänge zu halbnormalen Zuständen, wie flüchtigen Verstimmungen, Ahnungen, Beklemmungen u. s. w., denen nervöse Individuen ohne entsprechenden Anlass, aber auch ohne ihrer Herr werden zu können, ausgesetzt sind; geringe Stärke und kurze Dauer lässt diese Dinge ohne praktische Folgen bleiben.

Bei den unter dem Namen der Delirien zusammengefassten Formen psychischer Störung handelt es sich um solche, quantitativ gesteigerte Vorgänge, die Jeder normalerweise wesensgleich täglich an sich

im Schlafe erlebt: Bewusstseins-Trübung oder -Verlust und traumhaftes Erleben; nicht einmal die Hallucinationen, d. h. Wahrnehmungen von voller sinnlicher Schärfe ohne entsprechendes äusseres Objekt sind etwas im Geistesleben prinzipiell Neues, da alle unsere Traumbilder hallucinatorischen Charakter besitzen. — Praktische Schwierigkeiten kann dem Irrenarzte die Feststellung der Krankhaftigkeit bei einem ziemlich häufigen Symptome machen, bei der Wahnidee. Wir verstehen unter Wahnideen krankhaft gefälschte und unkorrigirbare Vorstellungen. Den falschen Inhalt hat die Wahnidee mit dem Irrthum gemein; was sie davon unterscheidet, ist einmal die Entstehung. Es kann die Wahnidee eine ganz logische Consequenz sein, aber von krankhaften Voraussetzungen, z. B. auf Grund von Sinnestäuschungen oder auf Grund von abnormer Stimmungslage; sie kann aber auch ohne jede logische Vorbereitung plötzlich da sein, wie dem Gesunden ein Einfall kommt. Was sie weiter unterscheidet, ist, dass sie unkorrigirbar ist, dass Augenschein, Erfahrung, Belehrung abprallen an dem subjektiven Gefühl der Richtigkeit, das die Wahnvorstellung begleitet. Auch das ist nichts der Krankheit Spezifisches, Neues; wir treffen das gleiche beim Aberglauben, bei religiösen Vorstellungen, bei den Eifersuchtsideen Gesunder u. s. w. Jede unserer Vorstellungen wird neben anderen Gefühlsqualitäten begleitet von einem grösseren oder geringeren Gefühl der Sicherheit, dass die Vorstellung der Wirklichkeit entspricht; dieses Gefühl kann sehr trügerisch sein; aber es bestimmt wesentlich unsere Neigung, aus der Vorstellung die Anregung des Handelns zu ziehen; es ist das kein verstandesmässiger, sondern ein gefühlsmässiger Bestandtheil, der bisher im Ganzen zu wenig Berücksichtigung gefunden hat. Das subjektive Gefühl der Sicherheit der verstandesmässigen Voraussetzungen ist es, das uns befähigt, „gegen eine Welt von Widerspruch“ an unserer Meinung festzuhalten, auch wenn wir ihre Richtigkeit nicht zwingend demonstriren können; „redet Ihr, was Ihr wollt, es ist doch so“. —

Der Wahnidee ist dieses Sicherheitsgefühl in besonders hohem Maasse eigen; die grosse, aber sachlich unbegründete Intensität desselben ist gerade dasjenige, was recht eigentlich das Wesen der Wahnidee ausmacht und wodurch ihr bestimmender, beherrschender Einfluss erklärlich wird.

Wenn wir diese eben aufgeführten Beispiele einzelner krankhafter geistiger Symptome überblicken, so sehen wir — und wir würden beim Durchgehen aller denkbaren Elementar-Symptome nichts Anderes entdecken — dass wir nur solche Dinge finden, die auch dem normalen Seelenleben eigen sind; das Krankhafte liegt entweder darin, dass

psychische Erscheinungen ohne die beim Gesunden nachweisliche psychologische Motivirung auftreten oder dass sie in ungewöhnlicher Stärke erscheinen, die sich wiederum hauptsächlich in dem Uebergewichte äussert, das das krankhafte Gebilde im Verhältniss zu den sonstigen Seelenvorgängen besitzt.

Den Ursprung dieses störenden Faktors, der in dem geistigen Geschehen der Geisteskranken erkennbar wird, muss man, wenn man sich zu der Annahme des psychophysischen Parallelismus bekennt, in materiellen Veränderungen der nervösen Substanz suchen.

Die mit dem Namen des psychophysischen Parallelismus bezeichnete, zur Zeit plausibelste Hypothese über das Verhältniss des Geistigen zur Materie, die den Thatsachen der vergleichenden Psychophysiologie, der Entwickelungsgeschichte und der Pathologie in gleicher Weise gerecht wird, besagt: das Geistige ist weder als eine Funktion der Materie denkbar, noch umgekehrt; die Fragestellung ist falsch; geistiges und materielles Geschehen sind nur die verschiedenen Fronten eines identischen Vorganges; von aussen gesehen: physiologische Veränderungen in der nervösen Substanz des Gehirns, von innen gesehen: bewusste Vorgänge. Reize, die unsere Sinnesorgane treffen, erzeugen materielle Veränderungen im Hirne, die mit Sinneswahrnehmung identisch sind u. s. w. Entsprechend dem Besitze zweier Fronten sind die in sich einheitlichen psychischen Vorgänge der Beeinflussung von beiden Seiten her zugänglich; der Anstoss zum Ablaufe seelischen Geschehens kann von der Bewusstseinsseite her erfolgen, ebenso wie von der materiellen Seite. Allgemeingefühle oder Stimmungen z. B. können entstehen in Begleitung von Vorstellungen, deren wir uns bewusst sind; wir können sie aber auch in uns auftauchen sehen ohne psychologischen Zusammenhang, uns selber unmotivirt, auf Grund körperlicher Veränderungen. Der Vorgang des Fühlens u. s. w. ist dabei in einem wie im anderen Falle genau der gleiche; die dunkle Gemüthsbeklemmung, der z. B. manche empfindliche Individuen bei gewissen atmosphärischen Zuständen ausgesetzt sind, kann ganz gleich sein einer psychologisch wohl begründeten Angst vor einer wichtigen Entscheidung; heitere Stimmung kann erzeugt werden durch Ideenkombinationen ebenso wie durch chemische Einwirkung von Giften wie Alkohol, Morphium, Haschisch u. dgl.; das in der einen Reihe von Fällen sie von der anderen Unterscheidende liegt nur in dem Ausgangspunkt des Prozesses.

Die Summe aller Erfahrungen der Psychopathologie führt zu der Annahme, dass bei den Abweichungen des geistigen Lebens, die wir unter dem Sammelnamen Geisteskrankheit zusammenfassen, der Ausgangspunkt auf der materiellen Seite liegt. Aenderungen der — ihrem Wesen nach uns noch fast gänzlich verschlossenen — feineren Vorgänge in der nervösen Substanz des Gehirnes zeigen sich, von der Be-

wusstseinsseite her betrachtet, als Aenderungen des Fühlens, Vorstellens, Wollens u. s. w.; diese Aenderungen beruhen z. Th. auf groben, unheilbaren Zerstörungen, wie etwa bei der progressiven Paralyse, oder auf solchen Prozessen, die einer Ausgleichung fähig sind, wie bei einer grossen Anzahl sogenannter funktioneller Psychosen, oder auf chronischen Vergiftungen, wie beim Alkoholismus, Morphinismus; andere erfolgen aus der von vorneherein in Folge erblicher Veranlagung abweichenden Organisation des Gehirnes heraus. Immer aber sind die den materiellen Veränderungen entsprechenden seelischen Vorgänge von den gleichen Qualitäten, wie die nicht krankhaft entstandenen, und werden in gleicher Weise in das Gefüge der mannigfaltigen, psychischen Kombinationen verwebt. Die „Stimme“, die der Geisteskranke hört, ohne dass gesprochen wird, unterscheidet sich in nichts von der Sinneswahrnehmung, die der Gesunde von realen gehörten Worten empfängt; das Abnorme liegt beim Hallucinanten darin, dass das materielle Geschehen, das dem bewussten Akte des Hörens der Stimme entspricht, und das sonst eines äusseren Reizes bedarf, um aufzutreten, spontan, d. h. aus inneren „krankhaften“ Gründen vor sich geht; das Gleiche gilt für die krankhaft, ohne psychologischen Grund, spontan auftretenden Stimmungsanomalien bei der Melancholie, bei der Manie, wie für die inhaltlich falschen Vorstellungen, die Wahnideen.

Dem Laien liegt dieser Gedankengang gewöhnlich fern; er strebt immer nach psychologischem Verständniss der Entstehung der Symptome von Geisteskrankheit und glaubt an die Möglichkeit psychologischer Beeinflussung durch Dialektik, Belehrung, Zuspruch. Die irrenärztliche Erfahrung hat längst erkannt, dass diese Annahme irrig ist. Die krankhaft entstandenen psychischen Gebilde sind auf diesem Wege weder zu verstehen, noch zu behandeln; sie sind den normal entstandenen dem Wesen nach gleich und werden deswegen nicht als etwas Fremdes empfunden; da sie ihren Ausgangspunkt nicht von der Bewusstseinsseite her nehmen, sondern in materiellen Veränderungen wurzeln, sind sie auch durch psychische Einwirkungen nicht zu beeinflussen, und zwar weder durch fremde, noch durch eigene; die abnorme Stimmung des Melancholischen wird von der verstandesmässigen Kritik gar nicht beeinflusst; die Wahnidee büsst an subjektiver Sicherheit nichts ein trotz ihres Kontrastes zu Erfahrung und Augenschein, u. s. w. —

Die eben skizzirte Anschauungsweise ist keine reine Spekulation; sehr bestimmte Erfahrungen stützen sie. Hierher gehört z. B. die Thatsache, dass trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der psychischen Individualitäten die Geistesstörungen in aller Welt und bei allen Bildungsgraden die gleichen Typen aufweisen, was von der Voraussetzung einer psychologischen Entstehungsweise aus gar nicht erklär-

lich wäre; weiter z. B. die Thatsache, dass jeder chronischen Vergiftung des Centralnervensystemes ein bestimmter psychischer Symptomenkomplex entspricht, dass die Alkoholpsychosen ein charakteristisches Gepräge tragen, ebenso wie Kokainpsychosen, dass die der Epilepsie entsprechende Hirnveränderung eigenthümliche, regelmässig wiederkehrende Charakteränderungen erzeugt, dass andere bei Geschwülsten an gewissen Stellen des Gehirnes mit einer Regelmässigkeit erscheinen, die genügt, um daraus allein diagnostische Schlüsse über den Sitz zu ziehen u. s. w.

Erfahrungen wie diese hat Wundt nicht berücksichtigt, wenn er versucht, bei Annahme des psychophysischen Parallelismus für die beiden Seiten des Vorganges ein verschiedenes Verhältniss zum Kausalitätsprinzip aufzustellen, welches er nur für die materielle Seite gelten lassen will. Die Thatsachen der Psychopathologie nöthigen zu der Annahme, dass das geistige Geschehen der Geisteskranken nach Qualität und Ablauf streng abhängig ist von materiellen Veränderungen; erkennt man das an, so ist, da nirgends eine scharfe Grenze existirt, das Gleiche auch für das Geistesleben des Gesunden zuzugeben; wenn jedem unserer Gefühle, jeder Vorstellung ein besonderer und von allen anderen unterschiedener Vorgang in der nervösen Substanz des Gehirnes entspricht — wie dies die allerdings im Groben gewonnenen erwähnten Erfahrungen wahrscheinlich machen — so sehe ich nicht ein, wie man für das materielle Geschehen der Kausalität Geltung zubilligen will, ohne das Prinzip auch auf die andere, aber damit identische Seite des Vorganges auszudehnen. —

Von dieser Voraussetzung ausgehend, fragen wir nun nach dem Freiheitsbewusstsein der Geisteskranken, genauer gesprochen nach demjenigen Bestandtheil, der als die Wurzel desselben anzusehen ist, nach dem Freiheitsgefühl. Wir werden uns dabei nicht an diejenigen Kranken wenden, deren intellektuelle Fähigkeiten Noth gelitten haben, auch nicht an solche, deren Bewusstsein getrübt ist. Es giebt aber Seelenstörungen, die bei klarer Besinnung, ohne Beeinträchtigung des Verstandes ablaufen, ohne Defekt heilen, und die nachträglich eine gute Verständigung mit dem Kranken über seine subjektiven Erlebnisse während der Krankheit erlauben. Es ist das die Melancholie und die Manie.

Die Haupterscheinungen der Melancholie sind, wie schon erwähnt, die traurige Stimmung mit entsprechend gefärbten Vorstellungen und eine Hemmung auf motorischem Gebiete; der Gedankenablauf ist (in zahlenmässig feststellbarem Maasse) verlangsamt und erschwert,

ebenso die körperlichen Bewegungen, zu denen eine unverhältnissmässig grosse subjektive Willensanspannung nothwendig ist. Die Kranken verfallen deswegen in eine oft vollkommene Passivität, die nur durchbrochen wird, wenn lebhafte Steigerungen des Affektes in Form von Angstanfällen die entsprechenden Aeusserungen — Jammern, Umherlaufen u. s. w. — auftreten lassen. Die melancholisch Kranken haben nun ein ausgesprochenes Gefühl der Unfreiheit; sie klagen ungefragt darüber, dass ihr Wollen gebunden sei, dass sie nicht im Stande seien, das eventuell verstandesmässig als nothwendig Erkannte zu thun; andererseits empfinden sie die Unfreiheit noch schmerzlicher bei den oft zur That führenden Impulsen, zu Verletzungen des eigenen Körpers, oder zu Tödtung von geliebten Angehörigen; Ausdrücke, wie: „es trieb mich", „es zwang mich etwas", „ich musste; ich konnte nicht anders" u. dgl. kann man regelmässig nach derartigen Thaten hören.

Betonen will ich dabei, dass den Kranken während der Dauer der Melancholie die Einsicht für das Krankhafte ihres Zustandes fehlt; die Stimmung und die depressiven Ideen erscheinen ihnen nicht als etwas Fremdes, Aufgezwungenes; das Gefühl der Unfreiheit des Wollens ist kein sekundäres, durch Reflexion zu Stande kommendes; es begleitet regelmässig den eigenthümlich veränderten Zustand der Willensvorgänge.

Bei der Melancholie findet sich also, in einem zweifellos psychoogisch unfreien Zustande, ein deutliches Gefühl der Unfreiheit.

Die Manie stellt in Bezug auf die einzelnen abnormen Symptome das Gegenstück der Melancholie dar. Die Kranken sind heiter, erregt, in fortwährender Bewegung; der Gedankenablauf ist lebhaft; die Association der Vorstellungen erfolgt mit abnormer Leichtigkeit; ebenso ist die Umsetzung der Vorstellungen in Worte abnorm erleichtert; in ungewöhnlich rascher Folge werden lose, oft nur dem Klange der Worte nach zusammenhängende Gedanken geäussert, eine Erscheinung, die man als Ideenflucht bezeichnet hat. Die gleiche Erleichterung der Auslösung auf motorischem Gebiete zeigen die übrigen Bewegungen, so dass die Kranken zu Gewaltthätigkeiten u. dgl. besonders neigen. Dieser Zustand kann bei völliger Schlaflosigkeit Wochen und Monate hindurch andauern und führt manchmal in Erschöpfung zum Tode, meist aber zur Heilung.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass das geistige Geschehen bei der Manie ebenso wie bei der Melancholie auf Grund materieller abnormer Vorgänge so verändert ist; trotzdem ist von einem Gefühl der Unfreiheit bei den an Manie Erkrankten nichts zu bemerken. Im Gegentheil haben diese Kranken ein sehr lebhaftes Gefühl eines leichten und glücklichen Vonstattengehens der geistigen Prozesse im Allgemeinen, der Willensvorgänge im Besonderen.

Diese beiden Beispiele zeigen, dass die thatsächliche psychologische Unfreiheit ebensowohl von dem Gefühle der Freiheit,

wie der Unfreiheit begleitet sein kann; sie geben aber in ihrer prinzipiellen symptomatischen Verschiedenheit den Hinweis darauf, an welche psychologischen Vorgänge das Freiheitsgefühl gebunden sein muss, nämlich an den centralen Auslösungsvorgang der motorischen Vorgänge; bei der Melancholie thatsächliche Erschwerung der Willensvorgänge mit dem Gefühl der Unfreiheit, bei der Manie thatsächliche Erleichterung der Willensvorgänge mit dem Gefühle der Freiheit. Diese rein erfahrungsgemäss in immerwiederkehrender Regelmässigkeit festgestellten Thatsachen sprechen mit fast experimenteller Ueberzeugungskraft. — Wenn, wie es nach diesen Beobachtungen scheint, das Freiheitsgefühl eine Bewusstseinserscheinung darstellt, die an die Art des Ablaufs bestimmter motorischen Vorgänge ebenso gebunden ist, wie etwa das Gefühl der Lust an diese oder jene Kategorien von Vorstellungen, so sollte man nach den sonstigen Erfahrungen der Psychologie a priori erwarten, dass es unter abnormen Verhältnissen auch ebenso wie alle anderen Gefühle ohne den entsprechenden Anlass, „spontan“, Veränderungen zeigen könne.

Dies trifft in der That zu: es giebt sehr häufig Krankheitszustände, und zwar solche, die grossenteils nicht zu den Geisteskrankheiten gerechnet werden, bei denen das Freiheitsgefühl selbstständige Veränderungen erleidet, die sogenannten psychischen Zwangszustände, die in den zwei nicht scharf trennbaren Gruppen der Zwangsvorstellungen und der Zwangsantriebe erscheinen. Im Gegensatz zu anderen Formen geistiger Abweichungen ist die Einsicht für das Abnorme der Vorgänge hierbei charakteristisch. Zwangsvorstellungen, Zwangsantriebe, nennen wir solche, die bei intakter Intelligenz, ohne Motivirung durch irgend einen gefühlsmässigen Vorgang, gegen den Willen des betreffenden Individuums in den Vordergrund des Bewusstseins treten, sich nicht verscheuchen lassen, und den normalen Ablauf der übrigen geistigen Vorgänge durchkreuzen und hindern. Im Gegensatz zur inhaltlich falschen Wahnidee, die der Laie gewöhnlich mit der Zwangsvorstellung verwechselt, liegt das Krankhafte bei der Zwangsvorstellung im Formalen; das Individuum hat das Gefühl, dass es gezwungen wird, Vorstellungen zu haben, Antriebe zu empfinden, deren Inhalt und Richtung dabei ganz gleichgültig sein kann. Objektiv betrachtet steht ein Kranker mit Wahnideen auch unter einem Zwange, dem Zwange seiner krankhaften Hirnverfassung; er fühlt aber nichts daran; im Gegentheil, er hat das Gefühl, frei zu handeln, weil seine Wahnideen für ihn sich in nichts von seinen sonstigen Vorstellungen unterscheiden; bei den Zwangsvorgängen aber ist gerade das subjekte Gefühl des Gezwungenwerdens das Charakteristische und für die Kranken in hohem Maasse Quälende. Im Gegensatz zur Melancholie, bei der auch subjektive Unfreiheit besteht, bleibt Stimmung und Vorstellungs-

inhalt unverfälscht; Kranke mit Zwangsvorstellungen sind, solange es dabei bleibt, nicht geisteskrank im praktischen Sinne; die Störung des psychischen Mechanismus bleibt bei ihrer Eigenart sozusagen lokalisirt; die geistige Persönlichkeit erleidet keine Veränderungen, wenn auch natürlich Unlustgefühle über das zwangsmässige Geschehen sich als Folge der Störung einstellen. Auch bei dem Auftreten der psychischen Zwangszustände ist die materielle Basis wahrscheinlich; sie finden sich vor Allem bei akuter Erschöpfung und bei solchen Individuen, die eine unter erblichen Einflüssen abweichende Hirnverfassung mitbekommen haben. Andeutungen davon sind auch dem Geistesleben des Gesunden nicht fremd; ich erinnere hier z. B. an das quälende Auftreten von Melodien, das uns am Tage nach nächtlichen Vergnügungen nachgeht, wenn wir ungenügend geschlafen haben u. dgl.

Diese wenigen Beispiele aus dem Gebiete der Psychopathologie zeigen, ein wie *verschiedenes Verhalten* das Freiheitsgefühl unter abnormen Umständen zeigen kann: objektiv unfreies Geschehen ohne Gefühl der Unfreiheit bei Wahnideen, objektiv unfreies Geschehen mit Gefühl der Unfreiheit bei Melancholie, objektiv unfreies Geschehen mit besonders lebhaftem Gefühl der Freiheit bei Manie, isolirtes Auftreten von Unfreiheitsgefühl ohne Erkrankung der geistigen Gesammtpersönlichkeit bei den Zwangszuständen — kurz es ergiebt sich, dass das subjektive *Freiheitsgefühl*, jedenfalls unter abnormen Verhältnissen, in *keiner Weise verwendet werden darf als Maasstab für den Grad der objektiv vorhandenen Freiheit.*

Da wir ausserdem bei Vergleichung der Umstände, unter denen das Freiheitsgefühl fehlt oder vorhanden ist, die Anschauung gewinnen, dass es eine regelmässige Begleiterscheinung einer bestimmten Seite des psychischen Geschehens, nämlich der motorischen Vorgänge darstellt, so werden wir auch für die prinzipiell wesensgleichen Vorgänge beim Normalen in der Verwertung des Freiheitsgefühles für weitergehende Schlussfolgerungen vorsichtig sein müssen; *das Freiheitsgefühl verbürgt nicht einmal das Vorhandensein der psychologischen Freiheit*; alle diejenigen Störungen, die das Vorstellen und das Fühlen betreffen, beeinträchtigen nicht das Gefühl der Freiheit; das Freiheitsgefühl bezieht sich nur auf einen kleinen Theil des psychischen Geschehens überhaupt.

Das *Freiheitsbewusstsein* des Gesunden findet, wie früher ausgeführt im *Gefühle* der Freiheit seine hauptsächlichste Nahrung; wir haben oben schon die Fehlerquellen namhaft gemacht, die als fälschende Bestandtheile in das Freiheitsbewusstsein eingehen, und dasselbe als eine gesetzmässige Illusion erscheinen lassen. Die ganze Summe der Erfahrungen am gesunden und kranken Menschen führt zu dem *Schlusse*, dass das *Freiheitsbewusstsein* sich als *untauglich*

erweist, bei der Erörterung des Problems der Willensfreiheit als Grundlage bestimmten, gleich noch näher zu prüfenden Anschauungen zu dienen.

Wir haben oben die philosophische Lehre vom intelligiblen Charakter berührt und dabei ausgeführt, dass der Kontrast zwischen dem Freiheitsbewusstsein und der Ueberzeugung von der durchgehenden Gültigkeit des Kausalitätprinzipes als dasjenige Moment anzusehen ist, welches die Hypothese vom intelligiblen Charakter am meisten beeinflusst hat. Das Freiheitsbewusstsein ist bei diesen Anschauungen auf das engste verbunden mit dem Gewissen; verantwortlich fühlen wir uns darnach, weil wir uns frei wissen, und wenn das unveränderliche Sittengesetz, das dem intelligiblen Charakter innewohnt, durch unser Handeln verletzt wird, so erscheint in unserem empirischen Bewusstsein das Phänomen der Gewissensregung. Wenn wir nun fragen, wie es mit dem intelligiblen Charakter bei den Geisteskranken steht, so erinnere ich zunächst an das oben Ausgesprochene, dass die Existenz desselben als jenseits der Möglichkeit der Erfahrung liegend nicht bewiesen werden kann; immerhin wäre es auch schon von Werth, wenn sich herausstellen sollte, dass die Hypothese vom intelligiblen Charakter mit thatsächlichen Erfahrungen in unversöhnlichem Widerspruch steht.

Mit der Frage nach dem intelligiblen Charakter bei den Geisteskranken ist eine ältere, aber auch heute keineswegs ausgestorbene Anschauung sehr leicht fertig: die an sich unveränderliche Seele wird von der Geisteskrankheit nicht berührt; sie wird nur verdunkelt durch die über sie gelagerte Wolke der Krankheit; die „lucida intervalla“ bei den Geisteskranken, mit denen die Rechtslehre sich noch bis zum Jahre 1900 abgegeben hat, beruhen auf solchen Anschauungen; wenn der krankhafte Schleier sich zeitweise hebt, wird die Seele frei, das alte Ich tritt wieder hervor. Diese sozusagen theologische Betrachtungsweise können wir hier füglich ausser Diskussion lassen.

Immerhin hat die Lehre vom intelligiblen Charakter eine gewisse verdächtige Aehnlichkeit mit jener Anschauung, und es sind dieselben Argumente, die gegen die eine wie die andere in's Feld geführt werden können.

Das Wichtigste davon ist das Verhalten des Gewissens bei geistig abnormen Zuständen. Wenn der intelligible Charakter sich nicht völlig zu einer Abstraktion verflüchtigen soll, muss er in der Welt der

Erscheinungen unter allen Umständen auch bei den Geisteskranken in irgend einer Form sich äussern; von den Vertretern der Lehre vom intelligiblen Charakter wird als dieses Phänomen anerkannt: das Gewissen. Da ergiebt sich nun, dass das Gewissen bei den Geisteskranken in gleicher Weise Veränderungen zeigt, wie alle anderen Bewusstseinserscheinungen.

Wir finden bei der Melancholie eine besonders lebhafte Steigerung der als Gewissen zusammengefassten Gefühlsvorgänge: peinliche Selbstvorwürfe über gleichgültige oder gar nicht vorhandene eigene Handlungen, schmerzliches Gefühl schwerer Verschuldung, das in manchen Fällen der ganzen Welt Sünden mit empfindet, sind häufige und zum Krankheitsbilde gehörige charakteristische Züge, die sich ihrem Wesen nach in gar nichts von objektiv wohlbegründeter Gewissensbeklemmung unterscheiden, sondern nur dadurch, dass sie aus Gründen krankhafter Hirnverfassung entstehen. Ist nun in solchen Fällen der intelligible Charakter, das Ding an sich, auch erkrankt?

Wir finden auch das Gegenstück in Bezug auf das Gewissen. Bei Kranken mit progressiver Paralyse schwindet die Fähigkeit, Gewissensregungen zu haben, parallel dem allgemeinen geistigen Verfall und parallel dem anatomisch nachweisbaren Schwunde der Hirnsubstanz; geht hierbei der intelligible Charakter, dessen Indikator wir im Gewissen sehen sollen, auch mit zu Grunde?

Wir beobachten noch etwas anderes: es giebt eine Krankheitsform, das sogenannte cirkuläre Irresein, welches ohne jede Beeinträchtigung der intellektuellen Fähigkeiten verläuft und aus abwechselnden melancholischen und manischen Phasen besteht. In der Melancholie finden wir dabei ein peinlich geschärftes Gewissen, in der Manie dagegen eine deutliche sittliche Abstumpfung; der empirische Charakter des Individuums erfährt beim Uebergang von der einen in die andere Phase, die sich in wenigen Stunden vollziehen kann, eine beträchtliche Verschlechterung; macht der intelligible Charakter, dessen Erscheinungsform der empirische darstellt, diese Wandlungen mit?

Diese Fragen erscheinen vielleicht dem Ernste der Sache nicht ganz angemessen; eine solche Vorhaltung würde aber nichts daran ändern, dass ganz handgreifliche, grobe Thatsachen aus dem Gebiete der Psychopathologie zusammen mit der Lehre vom intelligiblen Charakter zu reinen Absurditäten führen. Man wendet ein: gut, mag sein; das sind Geisteskranke; die krankhaften Veränderungen betreffen nur die Erscheinungsform und erlauben kein Urtheil über das, was dahinter steckt. Demgegenüber könnte man zunächst sagen, dass das immer wieder auf die Vorstellung von der unveränderlichen Seele herauskommt; überzeugender aber ist noch ein

Anderes. Wie steht es mit den Grenzfällen, mit den Persönlichkeiten, die den Uebergang vermitteln von geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit, und den oben erwähnten nervös Belasteten, den sogenannten Degenerirten, die nicht geisteskrank sind, lebenslang keinen Anstoss erregen, und doch einen dauernden Mangel der Gefühlsseite, speziell der sittlichen Gefühle, des Gewissens zeigen?

Die ärztlichen Erfahrungen lehren: in Bezug auf die als Gewissen bezeichneten Erscheinungen finden sich alle möglichen qualitativen und quantitativen Variationen, angeborene, erworbene, dauernde, vorübergehende, gleichmässig bleibende, wechselnde u. s. w. Diese Variationen einer besonderen Gefühlsqualität gehen parallel den Variationen anderer Gefühlserregungen, und nichts führt zu der Annahme, dass sie nach Entstehung und Bedeutung irgend etwas prinzipiell Anderes wären, als sonstige psychische Erscheinungen, auf die keine so schwerwiegende Hypothese, wie die vom intelligiblen Charakter aufgebaut ist.

Vor allem scheint mir aus den Erfahrungen der Psychopathologie die eine wichtig, dass das Gewissen nicht nur fehlen oder schwinden kann (was immer noch so zu erklären wäre, dass die Art der Erscheinungen dem intelligiblen Charakter nicht mehr erlaubte, sich zu äussern), sondern dass neben anderen krankhaften Symptomen eine spontane, objektlose Entstehung von Gewissensregungen stattfindet, die nicht auf dem Wege der Reflexion, sondern selbstständig und, wie wir annehmen müssen, auf Grund materieller Veränderungen zu Stande kommt. Wenn das möglich ist, wie kann dann noch das Gewissen als sicherer Beweis für das Vorhandensein eines immanenten ewigen Sittengesetzes, eines intelligiblen Charakters, der hinter dem empirischen steckt, verwertet werden?

Gewiss spricht das Gewissen „kategorisch"; es ist subjektiv unfehlbar; diese Eigenschaften aber hat es genau in der gleichen Weise bei einem Melancholischen, bei dem das Gewissen auf krankhafte Weise zu Stande kommt und objektiv vollkommen trügerisch ist; dass das Gewissen bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen im Grossen und Ganzen bei denselben Anlässen rege wird, ist eine Erscheinung, die sich auf allen anderen Gefühlsgebieten in gleicher Weise zeigt; hier wie dort aber lehrt die unbefangene Beobachtung, dass die individuellen Variationen schon in der Gesundheitsbreite viel grösser sind, als die theoretische Psychologie annimmt, und vor allem, dass sie viel zu gross sind, um darauf allgemein gültige Schlussfolgerungen aufzubauen. —

Wir wollen zum Schlusse die Gedankengänge, die wir auf den vorausgehenden Blättern verfolgt haben, noch einmal kurz zusammenfassen, wenn auch nicht ganz in der ursprünglichen Reihenfolge.

Die Erfahrungen der Psychopathologie müssen in der normalen Psychologie berücksichtigt werden; sie können Beachtung beanspruchen, weil das geistige Geschehen bei den Geisteskranken sich nicht prinzipiell, sondern nur nach Stärke, Ablaufsform und Entstehungsweise von dem der Geistesgesunden unterscheidet; der Beweis hierfür liegt, abgesehen von allem Anderen, allein schon in der Thatsache eines stetigen Ueberganges von „normalen" zu „abnormen" Zuständen. Unsere Aufgabe war es hier, das Problem der Willensfreiheit vom Standpunkte der Psychopathologie aus zu beleuchten, und zwar besonders die Frage nach dem intelligibelen Charakter Kant's und nach der Bedeutung des Freiheitsbewusstseins. Letzteres setzt sich zusammen aus dem Gefühle der Freiheit, welches unser Wollen begleitet und der auf dem Wege der Reflexion zu Stande kommenden Vorstellung, dass unsere Entschliessungen nicht nothwendig determinirt sind. — Das Vorhandensein des Gefühles der Freiheit ist eine Thatsache; es zeigt sich aber, dass es auch bei solchen Willensvorgängen auftritt, die zweifellos unfrei sind, bei Geisteskranken, und die Zerlegung der Erscheinungen bei diesen führt zu der Ueberzeugung, dass das Gefühl der Freiheit eine gesetzmässige Begleiterscheinung der Auslösung der Willensvorgänge darstellt.

Die subjektive Ueberzeugung, frei zu sein, ist nicht beweisend, da gesetzmässige Mängel der Reproduktion das Erinnerungsbild der inneren Situation bei der Entschliessung nicht unverfälscht erscheinen lassen, wenn darüber reflektirt wird. Das Bewusstsein der Freiheit kann sich ausserdem in seiner verschiedenen Bedeutung nur so weit erstrecken, als das bewusste Geschehen reicht; es ist also schon darum untauglich, als Grundlage zu dienen für unser Wissen von Dingen, die jenseits des Bewusstseins liegen, zu denen die Gründe der Entstehung und er Beschaffenheit unserer Gefühle und Vorstellungen u. s. w. gehören.

Das Freiheitsbewusstsein könnte also im besten Falle brauchbar sein, um das Vorhandensein der psychologischen Freiheit, d. h. des ungestörten Ablaufes der geistigen Vorgänge bei der Willenshandlung zu beweisen; dass selbst dieser Schluss nicht erlaubt ist, zeigen die Erfahrungen über das Verhalten des Freiheitsgefühles bei Geisteskranken.

Nach alledem kann die Thatsache des Freiheitsbewusstseins nicht als entscheidendes Argument in der Frage der Willensfreiheit verwerthet werden. —

Was den intelligiblen Charakter anbetrifft, so zeigen die Erfahrungen der Psychopathologie zunächst, dass bei der Erscheinungsform desselben, bei dem empirischen Charakter, eine sehr viel grössere Verschiedenheit in andauernden, tief in der geistigen und körperlichen Organisation begründeten elementaren Eigenschaften besteht, als die theoretische Psychologie gewöhnlich annimmt. Die Allgemeingültigkeit von Schlussfolgerungen, die auf der Voraussetzung beruhen, dass für alle Menschen bestimmte psychische Vorgänge, namentlich auf dem Gebiete des Gefühlslebens, gemeinsamer Besitz sind, wird hinfällig mit dem Nachweise, dass eben diese Voraussetzung hinfällig ist; insbesondere gilt das für die auf die angebliche Thatsache eines immer und überall vorhandenen Gewissens aufgebauten Schlüsse. Das Gewissen zeigt dieselben Variationen wie alle anderen Gefühle; bei Geisteskranken schwindet es, oder es entstehen bei ihnen auch spontane, objektiv unbegründete Gewissensregungen. Die Beobachtung der Erscheinung des Gewissens bei Normalen, bei Nervösen, bei den Grenzfällen, und bei den Geisteskranken lässt daselbe als untauglich erscheinen, um als Beweis für die Existeuz des intelligiblen Charakters zu dienen.

Der durchgehend erkennbare, in der Psychopathologie besonders deutlich nachweisbare Parallelismus zwischen materiellen und bewussten Vorgängen erlaubt nicht, eine Trennung in der Weise vorzunehmen, dass das Prinzip der Kausalität nur für die materielle, nicht aber für die geistige Seite des Vorganges Gültigkeit habe; das bewusste Geschehen erscheint ebenso den allgemeinen Gesetzen, auch dem der Kausalität unterworfen, wie das für die materiellen Prozesse der Fall ist; wenn zugegeben wird, dass die abnormen Erscheinungen bei Geisteskranken gesetzmässig bedingte Beziehungen zu materiellem Geschehen im Hirne haben, so gilt dies in genau der gleichen Weise für das geistige Geschehen überhaupt. Die Erfahrungen der Psychopathologie führen mit Nothwendigkeit in der Frage der Willensfreiheit zum Determinismus.

Diese Anschauung hat nichts Erschreckendes mehr. Die Ethik hat sich, wie wir schon oben zu erwähnen Gelegenheit hatten,

theilweise mit dem Determinismus abgefunden, und das Strafrecht, das den Psychiater praktisch am meisten interessirt, ist auf dem Wege dazu. Die Strafrechtstheorien, die mit dem freien Willen rechneten, haben an der praktischen Erfolglosigkeit des jetzigen Strafsystemes Schiffbruch erlitten; die Erfahrung hat gelehrt, dass es eine grosse Klasse von Individuen giebt, die von der nach dem angeblichen Maasse des Verschuldens abgestuften Strafe in keiner Weise geändert werden, ein Beweis dafür, dass die psychologischen Voraussetzungen des Systemes falsch waren. Der weitere Entwicklungsgang wird dahin führen, dass die der sittlichen Gefühle dauernd ermangelnden, „antisocialen“ Elemente nicht mehr „bestraft,“ sondern in einer ihrer Individualität angepassten Form für die Gesellschaft unschädlich gemacht werden; für die Uebrigen bleibt das Strafgesetz in seiner Bedeutung von der Frage der Willensfreiheit unberührt — nach Schopenhauers Ausdruck „ein Verzeichniss von Gegenmotiven zu verbrecherischen Handlungen.“ Die Gesellschaft wendet jedesmal diejenigen Mittel an, die geeignet erscheinen, ihren Normen Geltung zu schaffen: für die Normalen das Strafgesetz, für die dauernd gesellschaftsfeindlichen Elemente — in Zukunft — die Aussonderung; für die Geisteskranken, die in ihren Handlungen mit den Normen in Konflikt gerathen, tritt, den veränderten materiellen Bedingungen entsprechend, die Behandlung durch den Arzt in ihre Rechte.

Das subjektive Geschehen des Einzelnen ändert sich nicht, je nachdem er an eine Freiheit des Willens glaubt oder nicht; mein Fühlen, das wesentlichste Motiv des Handelns, wird gar nicht davon berührt, ob ich diese oder jene theoretische Anschauung von dem Wesen meiner Bewusstseinsvorgänge habe. Mit oder ohne Glauben an die Willensfreiheit treten, wenn ich zur „normalen“ Majorität gehöre, Unlustgefühle auf, sobald mein Handeln von der Linie abweicht, die ich mit subjektiver Sicherheit für die richtige halte; und diese Regung des Gewissens leitet mich, ganz unabhängig davon, ob ich im Gewissen den Indikator eines „intelligiblen Charakters“ sehe oder nicht. Ich fühle mich als den Thäter meiner Thaten und muss dafür einstehen; an diesem Gefühl der Verantwortlichkeit wird von meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nichts geändert, dass auch dieses Gefühl in seiner Eigenart notwendig determinirt ist.

15

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XV.

DIE LAUNE.

EINE ÄRZTLICH-PSYCHOLOGISCHE STUDIE

VON

DR. ERNST JENTSCH.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND Dr. med. H. KURELLA

IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

FÜNFZEHNTES HEFT:

DIE LAUNE.

EINE ÄRZTLICH-PSYCHOLOGISCHE STUDIE

VON

DR. ERNST JENTSCH.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

DIE LAUNE.

EINE ÄRZTLICH-PSYCHOLOGISCHE STUDIE

VON

DR. ERNST JENTSCH.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Inhalts-Uebersicht.

I. Eigenart der Gefühlsthätigkeit.

Alles Leben ist, wie jede Existenzform, Bewegung. Bewegungen werden fortgepflanzt oder mitgeteilt. Während nun die anorganischen Körper dem von der Aussenwelt unaufhörlich auf sie einwirkenden Kräftestrom mehr oder weniger vollständig überlassen sind, besitzen die Lebewesen die Gabe, innerhalb einer, je nach ihrer Entwicklungsstufe veränderlichen, aber erheblicheren Breite sich „auswählend" gegen die äussern Kraftreize zu verhalten, diese teilweise zu zerlegen und umzugruppieren, und schliesslich nach besonderen Gesetzen ihr Wiederaustreten zu verhindern oder zu gestatten.

Den niedersten Grad dieser Fähigkeit beobachten wir bei der Pflanze. Sie nimmt den einen Teil der Bodendurchtränkung in ihr Gewebe auf, den andern nicht, verhält sich wechselnd gegen die verschiedenen kosmischen und atmosphärischen Vorgänge, die sie berühren, wählt in der Richtung ihrer Ausbreitung im Boden, ihres Stammes u. s. w. Bei den niedersten Formen des Tierreichs liegt es im ganzen ebenso. Doch zeigt sich beim Tiere schon ziemlich früh in der Entwicklungsreihe die wunderbare Erscheinung, dass das Gesamtsubstrat dieser merkwürdigen Kräfteanordnung durch Auftauchen einer „Psyche" eines Teiles seiner Organisation und Bestimmung inne wird. Im allgemeinen wächst der Grad der Beseelung und ihre Bedeutung in der organischen Welt mit der grösseren Vervollkommnung, resp. dem späteren Auftreten der betreffenden Art. Einen besonders starken Fortschritt im Vergleich zu dem Gros der Tierwelt bemerkt man gegen den Abschluss der Endreihe der Wirbeltiere zu. Beim Endgliede aller Wirbelthiere nun, dem Menschen, hat sich die Thätigkeit der Psyche, und zwar vornehmlich durch die gewaltige Entwicklung des Intellekts, in einer Weise compliciert und sublimiert, dass es ohne schwer erreichbare und nur wenigen zugängliche Hilfsmittel kaum gelingt, sich in dem Strudel der seelischen Phänomene im einzelnen zu orientieren, eine Aufgabe, deren Lösung vielleicht nie ganz ohne Rest erzwungen werden kann.

Wie hoch zusammengesetzt indess auch das Gebilde der menschlichen Psyche sich verhalten mag, so erkennen wir dennoch gewisse

elementare Züge darin heraus, welche mit dem, was wir eingangs als Characteristica der Organismen überhaupt angesprochen haben, eine gewisse Analogie aufzuweisen scheinen. Es handelt sich um die drei „Thätigkeiten" der Seele, das Fühlen, das Wollen und das Denken. Eine Identität ist es selbstverständlich nicht. Damit soll nicht gesagt sein, dass nicht ontogenetisch ein gewisser Zusammenhang konstruierbar wäre. Entsteht doch der Mensch auch aus der einfachen Eizelle, und doch fällt es niemandem ein, etwa der Eizelle menschliche Eigenschaften zuzuschreiben; die Eizelle hat eben ihre Eigenschaften als Zelle. Von den drei hochentwickelten Seelenthätigkeiten nun suchte man von jeher zu ermitteln, ob sie gleichen Wertes seien, oder ob eine von ihnen einen „Primat" beanspruchen könne. So erklärte z. B. bekanntlich Descartes den Intellekt als das Centrum der Psyche („cogito, ergo sum"). Im letztvergangenen Jahrhundert proklamierte Schopenhauer die Oberherrschaft des Willens. Er erklärte ihn nicht nur für den wahren Kern der Seele, sondern sogar für das eigentliche Weltwesen überhaupt, das Ding an sich κατ' ἐξοχήν, den Intellekt für seinen Diener, alles sinnlich Wahrnehmbare für seine Erscheinungsform u. s. w.

Was lehrt nun über diese Frage die Erfahrung des alltäglichen Lebens?

Wenn ein Kind zur Welt kommt, das gesund, normal, reif und unversehrt ist, so bemerkt man alsbald in der deutlichsten Weise, dass es lebhafte Unlustgefühle empfindet. Zunächst verspürt es wohl die Kälte, die unzarte Berührung als sehr unangenehm, den hellen Lichtreiz vielleicht als direkt schmerzhaft. Ausserdem wird es durch Unterbrechung der Blutzufuhr vom mütterlichen Körper her sogleich mit Erstickung bedroht: die sich im Blute ansammelnde Kohlensäure reizt chemisch ein nervöses Centralorgan im verlängerten Marke, das Kind fängt an nach Luft zu schnappen. Es scheint, dass das Atmen leicht zu erlernen ist, wenigstens viel leichter als z. B. das Gehen; in manchen Fällen mag auch der Kältereiz, Druckwirkungen bei der Geburt etc. zur Auslösung der Atmung beitragen. Der Herzschlag freilich ist eine Bewegung, die ohne Zuthun geschieht, die Atembewegungen aber verlangen zweifellos wenigstens teilweise eine aktive Mitwirkung; kurz das Kind würde ohne alle Veranlassung nicht anfangen von selbst zu respirieren, und es wäre auch gar nicht wunderbar, denn wie käme es auch dazu?

Nachdem sich das Kind derart zunächst mit den notwendigsten seiner veränderten Existenzbedingungen abgefunden hat, fängt es gewöhnlich an Hunger zu bekommen. Hat es dagegen noch keinen Hunger, so wird es auch nicht von selbst zu trinken verlangen. Kann es wiederum seinen Hunger nicht stillen, so wird es anfangen zu klagen.

Hier sehen wir also, wie zwei der fundamentalsten Lebensbethätigungen, das Atemschöpfen und die Nahrungsaufnahme, im Grunde in starken Unlustgefühlen, Erstickungsnot und Hunger, wurzeln. Erst das Bedürfniss schafft die Thätigkeit, die in diesem Falle gering genug ist, aber diese minimale Mitwirkung muss die Natur verlangen, sonst kann der kindliche Organismus nicht als Lebewesen weiter existieren.

Beim kleinen Kinde sind die Gefühlsmomente auch später noch lange weitaus die Hauptsache im Seelenleben und äussern sich am deutlichsten in der Ruhe des Schlafs des gesunden Kindes. Erst ganz allmählich drängen eigentliche Willensregungen sich an die Oberfläche. Die ersten frei gewollten Bewegungen sind das Ergreifen und Festhalten von Gegenständen. Kann das Kind sich erst frei bewegen, so fängt infolge der fortwährenden, vielfachen nahen Berührung mit den verschiedensten Objekten der Aussenwelt die Willenssphäre an, sich energisch zu entwickeln. Die Entwicklung des eigentlichen Intellekts setzt am spätesten ein, das Nachdenken ist offenbar für den kindlichen Durchschnittsorganismus eine etwas fremdartige Seelenfunktion, allerdings nicht nur für ihn allein.

In dem Falle des Neugeborenen scheint also der Primat des Gefühls nicht gut geleugnet werden zu können.

Das Beispiel vom menschlichen Neugeborenen und Kinde ist deswegen so lehrreich, weil in diesem Falle der Aufbau der einzelnen psychischen Componenten sehr durchsichtig ist. Gerade wie beim niederen Organismus infolge der Einfachheit des Gefüges vieles sich leicht herleiten lässt, was bei komplicierteren Verhältnissen unentwirrbar erschiene, so gestattet die durch die Entwicklungsbesonderheit bedingte eigentümliche seelische Verfassung des neugebornen Menschen, welche gleichsam erst die Skizze einer Psyche darstellt, einen Blick in die Vorgänge im Seelenkomplexe des Menschen überhaupt, welcher sich dem Auge des Beobachters am vollständig entwickelten Individuum allerdings ganz anders darstellt.

Bei der in der Entwicklung abgeschlossenen Psyche nämlich findet ein unaufhörliches Sichablösen und Durcheinanderströmen der einzelnen Seelenthätigkeiten statt. Ein Sinneseindruck erregt in uns ein Gefühl, dieses einen Wunsch, dieser veranlasst eine Handlung, seine Realisierung oder Nichtrealisierung wiederum ein Gefühl, aus diesem entspringen von neuem weitläufige Überlegungen, schwierige Handlungen, vielleicht hoch zusammengesetzte Gefühle u. s. w. Zugleich findet teilweise eine Fusion der einzelnen Komponenten statt, so wird z B. die schwierige Handlung von mehr oder minder deutlichen Gefühlstönen, das höher zusammengesetzte Gefühl von erkenntnissähnlichen Vorgängen begleitet sein. Auch beherbergt die Psyche stets mehrfache Ketten solcher zusammengehöriger Gebilde, welche sie zwar nie gleichzeitig, auch nicht

mit gleichförmiger Aufeinanderfolge, wohl aber abwechselnd mit verschiedener Intensität und Dauer ausfüllen und durch gelegentliche Komplikationen oder Kollisionen mit einander stets neue und wechselnde psychische Zustände herbeiführen. Schliesslich beteiligen sich kräftig eigentümliche Prozesse, deren Resultate manchmal aus der entlegensten Zeit stammen und früheren Entwickelungsstufen unserer Psyche angehören, von deren Ablauf wir selbst meistens eigentlich nichts direktes verspüren und deren Existenz nur dann und wann zu unserm Erstaunen sich uns offenbart. Nimmt man dazu das gewaltige Heer aller derjenigen inneren und äusseren Einflüsse, welche die Beschaffenheit und das Maſs unserer Seelenfunktionen im einzelnen zu variieren und ihre Zusammenwirkung abzustufen geeignet sind, so wird man zugeben müssen, dass die Mannigfaltigkeit der Seelenzustände eine ganz ungeheure ist, dass es zwei gleiche Seelenmomente weder überhaupt, noch auch bloss bei demselben Individuum je geben kann, dass alles seelische Geschehen neu sein muss: was in der Psyche entsteht, ist noch nie gewesen, was vorüber ist, wird nie mehr sein.

Wie verhält sich nun die Wertigkeit der einzelnen Seelenthätigkeiten in diesem scheinbar undurchdringlichen Auf und Ab der vollentwickelten Psyche? Giebt es hier ebenfalls einen Primat und welcher ist es?

Der normale Charakter des Menschen (nur von diesem ist hier die Rede, die sogenannten abnormen Charaktere folgen besonderen Gesetzen) besitzt im ganzen nicht nur eine bestimmte individuelle, sondern auch eine deutliche generelle Färbung. Ribot[1]) zerlegt die Charaktere in einfacher Weise in den sensitiven (Empfindungs-), aktiven (Bewegungs-) und apathischen (Hemmungs-) Typus und deren Übergänge, den sensitiv-aktiven, apathisch-aktiven („Calculierer"), apathisch-sensitiven und temperierten (harmonischen) Typus. Wir sehen auf dem Grunde dieser Anordnung wieder deutlich das alte Seelentrio durchschimmern, bemerken aber zunächst, dass bei dieser Betrachtungsweise die beiden sonst als Wille und Intellekt bezeichneten Funktionen in eine auffällige Beziehung zu einander gerückt sind, indem sie in eine Art von Antagonismus (Bewegung — Hemmung) geraten zu sein scheinen. Es muss hinzugefügt werden, dass es sich bei diesen Thätigkeitsäusserungen der Seele im Gegensatz zum Gefühl in erster Linie um nach aussen abströmende, resp. von Hause aus zum Abströmen bestimmte Energie handelt. Die Auffassung des Willens als frei gewordenen Intellekts und des Intellekts als gehemmten Willens bringt die beiden Begriffe sozusagen unter einen Hut. Man könnte den Intellekt auch einen centralen, gebundenen, auf Vorstellungen und Begriffe gerichteten

[1]) Th. Ribot, Psychologie des sentiments. Paris 1899.

Willen (Möbius), den Willen einen peripheren, auf die Aussenwelt gerichteten Intellekt nennen. Die Möglichkeit diese Auffassungsweise im einzelnen noch weiter durchzuführen, spricht für die nahe Verwandtschaft beider Qualitäten und ihre ursprünglich gemeinsame Wurzel. Es wird sich wohl so verhalten, dass wir im Intellekt eine besondere Umformung, einen relativ jüngeren, höher entwickelten Abkömmling des Willens, allerdings nicht ausschliesslich dieses allein, vor uns haben. Diese höhere Entwicklung der Willensfunktion wiederum scheint von der Gefühlsthätigkeit ausgegangen zu sein, welcher Richtung und Eigenart des geschaffenen Intellekts zu bestimmen zufiel. Letzterer wäre demnach erst als ein Produkt von Gefühl und Wille aufzufassen. Damit steht auch sein spätes Auftreten in der Organismenreihe und in der seelischen Entwicklung des Menschen, die Seltenheit seiner hohen Vervollkommnung selbst bei diesem, sowie die grosse Vulnerabilität gerade dieser Funktion, selbst bei geringen und nur kurz einwirkenden Schädlichkeiten im Einklange.

Es ist klar, dass durch diese Art von Betrachtung, welche nicht einmal hypothetisch genannt zu werden den Anspruch macht, sehr wenig eigentlich erklärt ist, hauptsächlich deswegen, weil die gedachten Kardinalbegriffe durch ihre gewaltige Wandlung im Laufe der psychischen Entwicklung durchaus nicht als gleichbleibende aufzufassen sind: es sollte durch dieses Schema auch nur gezeigt werden, wie das Verhältniss der fraglichen Seelenelemente unter einander in abstracto etwa veranschaulicht werden kann, wodurch die psychologische Seite der Frage, die uns im Folgenden besonders beschäftigen soll, an Natürlichkeit gewinnt. Bleiben wir deshalb noch einen Augenblick bei unserm dynamischen Schema, um nachzusehen, wie es jetzt zwischen Gefühl und Wille steht.

Betrachten wir die Bethätigung des lebenden Organismus auf die Aussenwelt noch einmal nude crude als abströmende Energie, so muss diese doch in der Kräftespannung dieses Organismus selbst ihre Quelle haben. Nun, eben diese innere „Ladung“ des Organismus scheint das Gefühl, wenigstens zum Teil, selbst darzustellen. Es kann nun bei diesem Kapitel eine etwas spitzfindige Frage aufgeworfen werden, nämlich jene, was das Vorausgehende ist. Ist es etwa die Bewegung der Protoplasmazelle und folgt erst dann die Empfindung der Zelle, welche ihre auswählende „Haltung“, d. h. Beharrung oder Nichtbeharrung bedingt, oder ist es umgekehrt? Hier ist doch wohl wahrscheinlicher, dass die Bewegung erst induciert werden muss, d. h., dass die Grundbedingung der Reaktion der Zelle auf die Aussenwelt ihre Reizbarkeit sein muss, d. h. eine gewisse gegen die Aussenwelt gerichtete Kräftespannung, welche höher ist als die jener, denn wie sollte sonst eine nicht mitgeteilte Bewegung zustande kommen? Dagegen ist es sogar ganz gut

möglich, dass selbst Arten von Reizbarkeit bestehen, die sich anders äussern als in Bewegung. Ins Psychologische übertragen würde diese dynamische Überlegung, welche für unsere Zwecke nicht weiter verfolgt zu werden braucht, für die Annahme sprechen, dass die Bethätigungssphäre ihre Wurzel in der Empfindungssphäre besitze, und nicht etwa umgekehrt, dass also das Gefühl als die ursprüngliche, primäre, der Wille als abgeleitete, sekundäre Seelenthätigkeit anzusprechen sei. Da nun auch der Intellekt selbst, wie wir gesehen haben, sowohl einmal direkt, als auch (durch den Willen) indirekt, vom Gefühle abgeleitet gedacht werden kann, so würde hiernach das Gefühl seinen Primat unter den Seelenthätigkeiten behalten dürfen.

Die alltägliche Erfahrung illustriert dieses Verhältniss so vielfach, dass man sich darüber wundern muss, dass es je verkannt werden konnte.

Wenn jemand einen Bekannten auf der Strasse trifft, so wird in allen Sprachen immer zuerst gefragt, wie man sich befindet, und zwar ausser vielen andern guten Gründen vornehmlich auch aus dem, dass man auf diese Frage jedesmal irgend eine Antwort zu erhalten erwarten darf. Es braucht einmal jemand gerade an nichts Besonderes zu denken, wir können uns auch Augenblicke vorstellen, in denen wir eigentlich keinen Wunsch haben, dass es aber irgend einen Moment im menschlichen Leben geben könne, in welchem man sich nicht irgendwie fühlt, das kann sich niemand vorstellen, es müsste sich denn um tiefe Ohnmacht, vollständige Bewusstlosigkeit handeln, während welcher die gesamte Seelenfunktion eingestellt ist. Selbst im Schlafe haben wir zweifellos Empfindungen, wir wissen nach dem Erwachen genau, „wie" wir geschlafen haben, und sogar die Trauminhalte bauen sich oft auf unsern Gefühlen während des Schlafes, auf den „Reizen", die in demselben auf uns einwirken, auf.

Im Praktisch-Psychologischen sehen wir ferner, wie die Lebewesen im allgemeinen von ihren Gefühlen und Interessen beherrscht werden, von den beiden grossen Gesichtspunkten, drohendes Übel abzuwenden und eine vorgestellte Lust anzustreben. Der Umstand nun, dass dasjenige, was dem einen ein Glück dünkt, für den andern keine Lockung besitzt, und dass, was den einen schreckt, abstösst oder kalt lässt, den andern anzieht und umgekehrt, erklärt die grosse Verschiedenartigkeit und Buntheit der menschlichen Neigungen und Leidenschaften, zeigt uns, dass die Rolle der Vorstellung gegenüber dem Gefühl keine dominierende sein kann und begründet die Möglichkeit der Vervollkommnung im einzelnen und die immer weiter greifende Arbeitsteilung und Specialisierung, welche im wesentlichen die Grundbedingungen für den Fortschritt der Kultur darstellen.

Die grosse Mehrzahl aller Menschen, nämlich alle gesunden Kinder und fast alle Frauen, repräsentieren im Seelischen vorwiegend den

reinen Gefühlstypus. Beim Manne, dem in der Welt die höhere organisatorische Aufgabe zugefallen ist, liegt es insofern anders, als hier die Weiterbildung von Intellekt und Initiative durch die besondere Inanspruchnahme dieser Thätigkeiten gewissermaſsen zum Selbstzweck geworden ist, ein Verhältniss, welches durch die Summation zahlreicher Generationen bereits erblich prädisponierend immer in der gleichen Richtung weiterwirkt. Ein Widerspruch mit dem ursprünglichen Sachverhalte aber ist damit durchaus nicht gegeben, denn wenn auch die Emancipation der jüngeren Seelenthätigkeiten, das Zurücktreten der Gefühlselemente beim Manne ein vollständiges zu sein scheint, sodass man z. B. den „Verstandesmenschen“ als direkten Gegensatz zum „Gefühlsmenschen“ zu betrachten sich gewöhnt hat, so sagt doch eine kurze Überlegung, dass der Verstandesmensch insofern auch Gefühlsmensch sein muss, als er sich eben für die Probleme der Verstandeswelt lebhaft interessiert, davon unwiderstehlich angezogen wird, oder wenigstens einst davon angezogen werden musste. In diesem Sinne ist auch der Ausspruch des Cartesius aufzufassen, welcher für das Ich des Cartesius vollkommen zutraf, aber nicht für das menschliche Ich im allgemeinen, worauf er doch gemünzt sein sollte.

Für die starken „Aktionsmenschen“ liegt es insofern ganz ähnlich, als mächtige Triebe immer den lebhaften Gefühlshintergrund des hohen Idealismus oder des intensiven Selbstgefühls oder beider voraussetzen. Die zahlreichen blossen „Vielgeschäftigen“ hängen an ihrer Bethätigung, da sie die ihnen bekömmlichste Art der Lebensäusserung zu sein pflegt, viele direkt aus Gesundheitsrücksichten. Der bewusste Zusammenhang solcher Besonderheiten mit ganz bestimmten Gefühlen kann dabei im Laufe der Zeit allerdings fast vollständig verloren gehen: dies liegt aber daran, dass bei allen oft wiederkehrenden seelischen Gebilden in Folge der unbegrenzten Aufnahme neuer Komponenten die ältesten (hier gerade die wichtigsten) am frühesten verblassen: das jüngere psychische Produkt schwebt jetzt scheinbar in der Luft.

Das Gefühl ist also gleichsam das Kapital in unserm Seelenbetriebe, der Boden, auf welchem alles psychische Geschehen sich entwickelt. Alles Seelische taucht in letzter Instanz aus einem Gefühlshintergrunde hervor und strebt dahin, wieder in einen solchen zurückzutreten.

Was ist nun angenehm und was unangenehm? Je weniger man nachzudenken gewohnt ist, desto wunderlicher klingt diese Frage. Das weiss doch jeder!

Sammeln wir hierzu eine beliebige Anzahl Antworten von verschiedenen, aber möglichst recht verschiedenen Seiten, so macht es

stutzig, dass wir so wenig Übereinstimmung und sogar direkten Widerspruch selbst im einzelnen erhalten. Wäre vielleicht der Gesichtspunkt der Lust und Unlust ein individueller, für jedes Objekt besonders geltender? Aber wie kommt es dann, dass derselbe Bratenduft, der vor Tisch die angenehmsten Empfindungen erregte, uns nach der Mahlzeit gleichgültig ist oder sogar eine leicht gegenteilige Sensation hervorruft, oder dass die Strasse, welche ich am Morgen im Sonnenbrande mit Lust hinaufgezogen bin, bei der Rückkehr in der angenehmsten Abendkühle mich wünschen lässt, sie möge bald zu Ende gehen? Mein Gefühl scheint also nicht nur in etwas bestimmtem Qualitativen, sondern auch in etwas bestimmtem Quantitativen zu wurzeln.

Horwicz[1]) hat für den Ursprung der Gefühle folgende Sätze aufgestellt:

„I. Es giebt für jedes empfindende Organ und für den Organismus im allgemeinen eine Gleichgewichtslage, um welche unsere Gefühle gravitieren, dergestalt, dass die Entfernung von derselben unangenehm, die Wiederannäherung an dieselbe angenehm empfunden wird.

II. Es werden im allgemeinen nicht die Zustände, sondern nur deren Veränderung empfunden.

III. Das zu I. erwähnte Gleichgewicht ist ein relatives und labiles, innerhalb gewisser Grenzen veränderliches.

IV. Es giebt weder einen Nullpunkt des Reizes noch des Gefühls."

Für unsere folgende Betrachtung genügt es, von diesen Konsequenzen sich zu vergegenwärtigen, dass das Wesen der Lust normaliter im Grunde eine Art von Ausgleichsprocess darstellt, das Zurückstreben nach einem verlorenen Gleichgewichte, je nachdem, ein Nachlassen allzu hoher oder eine Steigerung allzu geringer Spannungen. Hieraus folgt, dass die Intensität der Empfindung der Lust eine begrenzte, zwischen gewisse Schwellen eingeschlossene ist, während die der Unlust anscheinend eine unbegrenzbare, von der Möglichkeit, das jedesmalige Gleichgewicht zu verschieben, abhängige ist. Ferner kann es keine andauernd sich ganz gleich bleibenden Gefühle geben, sondern diese erleiden allmählich, wenngleich ganz langsam, gewisse Modifikationen. Auch bleibt das erwähnte Gleichgewicht nicht fortwährend dasselbe. Aus diesen beiden Sätzen folgt unter anderm auch, dass unsere Gefühle sich im Laufe der Zeit nicht bloss sehr ändern können, sondern es sogar müssen. Was uns in der Kindheit ein mafsloses Entzücken erregte, macht uns im Mannesalter lächeln, was uns damals am meisten plagte, wird jetzt oft die Quelle des lautersten Genusses. So kommt es, dass sich unsere Gefühle im

[1]) Horwicz, Analyse der qualitativen Gefühle. Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Magdeburg 1878.

Laufe des Lebens geradezu umkehren können. Am deutlichsten sieht man dies bei den sogenannten abnormen Charakteren, bei welchen ein solcher Umschwung sich oft in einer überaus geschwinden Weise vollzieht, welche plötzlich anfangen können zu bekämpfen, was sie bis dahin am höchsten geschätzt haben, und umgekehrt. Ausgeschlossen davon sind die sogenannten Ideale, d. h. Vorstellungen, deren begleitender (gleichgespannter) Affekt ein so gewaltiger ist, dass er überhaupt nicht usuriert werden kann.

Schliesslich ist zu beachten, dass es einen eigentlichen Zustand von vollständiger Reizlosigkeit in der Norm nicht giebt. Das andauernde Herabgesunkensein der physiologischen mittleren Erregung unter eine gewisse Schwelle wird subjektiv ebenfalls als Störung des psychischen Gleichgewichts betrachtet und von einer gewissen Grenze ab als Unlustgefühl empfunden. Daher ist es total unpsychologisch, z. B. das „dolce far niente“ als „süsses Nichtsthun“ auffassen zu wollen. Das Nichtsthun ist nie süss, sondern einfach langweilig. Der Spruch bekommt erst dann einen gesunden Sinn, wenn man für „Nichtsthun“ „Gearbeitethaben“ einsetzt, und so ist er jedenfalls auch gemeint.

Besonders wichtig ist die Thatsache, dass nach dem ersten obigen Princip jedesmal allzu starke psychische Spannungen überhaupt zu Unlustgefühlen Anlass geben, folglich müssen dies auch allzustarke Spannungen der Lustgefühle selbst thun. Daher stumpfen sich die Genüsse um so leichter ab, je mehr sie gehäuft werden. Gäbe es ein wirkliches Schlaraffenland, so würden die weitaus meisten Menschen, wie sie gegenwärtig beschaffen sind, eine solche Existenz nicht zu ertragen vermögen, das Wunderbarste würde bald gar keinen Eindruck mehr auf sie ausüben, vielleicht sogar Unlustgefühle in ihnen wachrufen, und sie würden sich unter Protest wieder hinwegsehnen: „Toujours perdrix!“

II. Das Wesen des Launenartigen.

Wenn man von „Laune“ [1]) spricht, so meint man stets etwas, das eigentlich nicht zu sein brauchte, das im Grunde keine wirkliche Berechtigung besitzt, überflüssig, unnötig oder fremdartig erscheint,

[1]) Das Wort Laune soll von „luna“ abgeleitet sein (Grimm). Es soll hierdurch angeblich das stets veränderliche, wechselnde (die Phasenbildung) angedeutet werden. Das Bild ist insofern nicht glücklich, als die Phasen des Mondes doch gesetzmässig verlaufen, während das Launische grade das anscheinend regellose darstellt. Vielleicht ist der Symbolismus so zu verstehen, dass die „Laune“ als Kugel (Vollmond) gedacht, das labile, leicht bewegliche versinnbildlichen soll. Hiermit stände auch

jedenfalls nichts dem gewöhnlichen menschlichen Seelenleben von rechtswegen zukommendes darstellt. Es überrascht uns nicht, wenn wir es bei irgend jemandem vermissen, aber meist nur wenig, wenn wir es bei einem antreffen. Im allgemeinen gilt es gewöhnlich nicht als Vorzug mit Ausnahme gewisser ganz bestimmter Formen.

Der subjektive Eindruck, den das Launische auf uns macht, ist ganz ausserordentlich verschiedenartig. Manchmal kann es uns vollständig entgehen, dass eine Stimmung, eine Handlungsweise, ein Einfall durch ein launenartiges Element mitbestimmt sind, namentlich wenn wir selbst durch die betreffende Persönlichkeit stark suggeriert werden; meistens aber kommt es uns doch dunkler oder deutlicher zum Bewusstsein, dass in solchem Falle etwas Passives, Übermächtiges, Triebartiges mitspricht, dass der Betreffende gewissermassen eine Art von Opfer darstellt. Qualitativ haben wir dabei alle denkbaren Bilder vor uns: vom Kraftstrotzenden, Mutwilligen bis zum Geknickten, vom Geistsprühenden zum tötlich Langweiligen, vom Himmelhochjauchzenden zum bis zum Tode betrübten, von überquellender Güte bis zum Mürrischen und Grämlichen, vom Pedantischen bis zum Burschikosen, von bestrickender Liebenswürdigkeit bis zur infamen Rücksichtslosigkeit. Die Laune zeigt sich uns bald als eine Art psychischer Luxuserscheinung, bald wieder mehr von der Seite einer gewissen psychischen Misère. Nur eines fehlt so gut wie immer: der Eindruck des Harmonischen.

Die Laune erhält durch diese Betrachtung den Charakter eines echten psychischen Grenzzustandes, welcher sowohl zu dem ganz normalen Seelenleben, als auch zu den Abnormitäten der Psyche die mannigfachsten Übergänge aufweist.

Unter Laune im weitesten Sinne des Wortes möchten wir im folgenden verstanden wissen: Geringgradige Anomalien psychischer Vorgänge oder ebensolche Ausfallserscheinungen, von unbeträchtlicher Tragweite, deren psychologisches Verständniss mit unserer Erfahrung nicht oder nicht vollständig vereinbar ist.

Zunächst handelt es sich bei launenartigen Erscheinungen immer um verhältnissmässig leichte Störungen psychischen Geschehens. Varianten von Seelenprozessen, welche nicht eigentlich bedenklicher Natur sind, wenigstens im ärztlichen Sinne nicht. Hier liegt die wichtige Abgrenzung des Launenartigen gegenüber der eigentlichen

im Einklange, dass auch das „Glück“ häufig als rollende Kugel dargestellt wird. Die früher üblichen Ableitungen von „Laune“, so das Zeitwort „launen“, wovon nur das Particip „gelaunt“ sich erhalten hat, sind verloren gegangen. Die scharfe Scheidung der Begriffe „launig“ (= gut gelaunt) und „launisch“ (= der Launenhaftigkeit unterworfen) ist verhältnissmässig jungen Datums. Beide Bezeichnungen werden noch von Goethe promiscue gebraucht.

Geistesstörung. Nun ist dies freilich nicht so aufzufassen, als wenn die Laune nur dem Geistesgesunden eigentümlich wäre, der Geisteskranke aber keine besässe. Vielmehr besitzen die Geisteskranken ausser ihrer besonderen Erkrankung auch noch reichliche Launen, aber diese machen bei ihnen nicht das Wesen des eigentlichen Leidens aus und wenn sie zu diesem in Beziehung zu stehen scheinen, so sind sie doch an sich nicht wichtige Bestandteile des Krankheitsbildes. Sie können sich freilich gelegentlich zu einem wesentlichen Teile des Leidens oder zu einer eigenen Krankheitserscheinung entwickeln, hören aber dann auf blosse Launen zu sein. Ebenso kann dies bei geistesgesunden Launischen vorkommen, welche das Unglück haben, in Geisteskrankheit zu verfallen. In diesem Falle kann z. B. aus einer blossen Grille plötzlich etwas sehr Unheimliches herauswachsen. Damit tritt aber die ganze Erscheinung aus dem Rahmen des rein Launischen heraus.

Die Laune hat vielmehr das wesentliche, dass sie, obgleich sie eine gewisse Alteration der psychischen Persönlichkeit darstellt, diese selbst in ihren Grundzügen nicht verändert. Sie fällt grösstenteils noch in den Bereich der sogenannten „berechtigten Eigentümlichkeit". Manchem verleiht sie gradezu ein gewisses individuelles Gepräge, ohne das die betreffende Persönlichkeit gar nicht denkbar wäre. Vielleicht ist ohne jede Spur von Laune gar keine wirkliche Individualität, wenigstens Originalität möglich.

Dass wir die Laune im ganzen als etwas unwesentliches, unbedenkliches, der Persönlichkeit des einzelnen nicht Abbruch thuendes betrachten, ersieht man daraus, dass wir unsere Wertschätzung, unsere Sympathie, Achtung u. s. w. zwar davon beeinflussen lassen, aber sie nicht davon abhängig machen, es sei denn, dass wir selbst in dieser Beziehung unsere Launen haben. Wenn wir einen Menschen mit offenkundigem ethischem Defekt vor uns haben, so mögen wir, was immer, empfinden, Abscheu, Trauer, Gefühl der Sorge, selbst Mitleid, wir werden nicht im stande sein, für einen solchen Menschen wirkliche Sympathie aufzubringen, oder sie ihm zu bewahren, wenn wir sie etwa hatten. Wenn sich aber Jemand, von dem wir genau wissen, dass er im Grunde ein „guter Kerl" ist, z. B. eine Rücksichtslosigkeit gegen uns zu Schulden kommen lässt, so wird dadurch doch an unserem Verhältnisse nichts wesentliches geändert, denn wir wissen es ja, „dass er es nicht so meint". Je besser also Jemandem der wahre Kern einer Persönlichkeit bekannt ist, vorausgesetzt, dass diese im stande ist, Sympathie und Respekt einzuflössen, desto mehr wird er geneigt sein, ihr in dieser Beziehung nachzusehen. Es braucht hierbei nur auf die Launen der Frauen und mancher Lieblinge des Publikums hingewiesen zu werden, welche so oft mit der grössten Nachsicht beurtheilt werden, aber hiermit nicht etwa in Schutz genommen werden sollen.

Die Laune ist also sozusagen eine vorübergehende leichte Trübung der Seelenzustände, welche keinerlei bleibende oder erhebliche Folgen zu hinterlassen pflegt. Ein sonst gescheuter Mensch kann, wenn er zu Zeiten schlecht gelaunt ist, öde, selbst einfältig werden, es besteht aber keinerlei Befürchtung, dass seine Geistesgaben darunter leiden werden. Es giebt vielleicht selbst keine Geistesgrösse, die nicht einmal invita Minerva gearbeitet hätte, selbst ohne es gar zu merken. Ist aber die Wolke, der Rausch verflogen, so steht der gute alte Bekannte wieder vor uns. Anders, wie gesagt, ist es beim Geistesgestörten, hier spielt sich die ganze Episode vor einem fremdartigen Hintergrunde ab und braucht zur Erledigung eine bestimmte längere Zeit, Tage, Monate und Jahre, führt wohl auch zur völligen Auflösung der einstigen psychischen Persönlichkeit.

Allerdings stellt sich dem Auge des Arztes dieses Verhältniss noch etwas anders dar. Der Arzt wird manchmal dort schon Andeutungen von tieferliegenden Abnormitäten sehen, wo der Laie nur eine Laune sieht; selbst eine bereits ausgebrochene Geisteskrankheit kann vom Laien als Laune taxiert werden. So spricht man auch von der „Weinlaune“ des Berauschten, d. h. des von einer akuten, mit Geistesstörung einhergehenden Vergiftung Befallenen. Hiermit hängt es auch zusammen, dass Geistesgestörte, welche nicht gerade einen schmerzlichen oder schreckhaften Eindruck machen, Imbecille u. s. w., bei dem der Sache völlig Unkundigen sogar einen erheiternden Eindruck hervorrufen können, da die ganze Angelegenheit im Augenblicke unbedeutend erscheinen und durch irgend eine Einzelheit vielleicht grotesk wirken kann.

Mit dieser relativen Harmlosigkeit des Launenartigen hängt es auch zusammen, dass seine Wirkungen nach aussen keine direkten schwerwiegenden Folgen haben. Es ist wahr, man kann sich in einer Anwandlung ungünstiger Laune vieles verschütten, (dann wieder kann uns durch eine sonnige Laune ein förmlicher Schatz in den Schoss fallen), aber es wird doch immer zutreffen, dass die Laune nötigenfalls dort Halt macht, wo die Situation ernst zu werden anfängt, z. B. wenn etwa gleichzeitig ein anderer, womöglich uns nahestehender, in ernste unliebsame Mitleidenschaft gezogen werden kann. So hört die Laune z. B. dort auf, wo sie mit der Pflicht kollidiert. Freilich ist die Auffassung von Pflicht wieder verschieden. Auch hängen Pflicht und Laune nicht eigentlich zusammen. Mancher grämliche Neurastheniker ist pedantisch gewissenhaft, mancher fast nie von Launen Heimgesuchte in der Pflicht sehr weitherzig. So bewegen sich die Äusserungen der echten launischen Zustände nur innerhalb gewisser Grenzen, welche eigentlich schwerwiegende Bedenken ausschliessen. Über einen oder den andern unklaren Fall wird sich freilich streiten lassen. So kann man vielleicht einmal im Zweifel sein, ob etwas bloss grob oder ob es schon eine

Beleidigung war, ob ein grosser Spielverlust eines glücklichen Erben in Montecarlo auf eine blosse Laune oder auf einen gelinden Schwachsinn zurückzuführen sei u. s. w. In einigen Fällen wird es uns also nicht sofort klar werden können. Es ist aber gewissermafsen das gesunde an der Laune, dass die angedeutete Schranke im allgemeinen gewahrt bleibt

Es braucht sich bei launenartigen Anwandlungen nicht immer um ein wirkliches psychisches Geschehen zu handeln. Die Laune äussert sich auch oft in negativer Weise, als Ausfallserscheinung. Es ist nicht nur manches launisch, was vorgeht, sondern auch vieles, was nicht vorgeht. Wenn ich z. B. Jemandem etwas schenke, so darf ich, vorausgesetzt, dass es etwas passendes ist, dass es in passender Form und im passenden Momente geschieht, unser persönliches Verhältniss danach ist u. s. w., kurz wenn ich dasjenige beachte, was beim Schenken zu beachten erforderlich ist, wohl erwarten, dass sich der Betreffende freut oder dass es ihm wenigstens angenehm ist. Tritt dies nicht ein, wird der Affekt etwa bloss durch Zartgefühl markiert, so muss hier etwas besonderes vorliegen, was man nicht gut anders, wie als „Laune" bezeichnen kann.

Unberechenbar ist also nicht nur das Thun und Handeln manches Menschen, sondern auch sein Unterlassen. Solche Hemmungslaunen des Individuums folgen aber ebenfalls, d. h. nötigenfalls (in dem eben angeführten Beispiel, ist z. B. kein Zwang denkbar) dem angeführten Gesetze. Es wird gemeinhin in umkomplicierten Fällen nichts unterlassen, was in den Folgen bedenklich erscheinen könnte: der ganze Spuck verschwindet, sobald die Angelegenheit aus der Sphäre der Persönlichkeit heraustritt. Das Individuum wird sich in dieser Beziehung mit Welt und Gesellschaft richtig, wenn auch nicht immer korrekt abfinden.

Betrachten wir noch einmal den erwähnten Fall der unwillkommenen Gabe, so bleibt es uns natürlich unbenommen, für das aussergewöhnliche Verhalten des Beschenkten nach einer Erklärung zu suchen. Vielleicht glückt es uns nicht, einen Anhaltspunkt dafür zu ermitteln, vielleicht aber erfahren wir nach einiger Zeit, dass der von uns gewählte Gegenstand durch Beschaffenheit, Bestimmung oder Ähnlichkeit eine schmerzliche Erinnerung wachgerufen hat, deren plötzliches Hervortreten nicht nur jede angenehme Regung unterdrückte, sondern sogar noch einen Überschuss von Unlust zurückliess. Ist uns dieser Zusammenhang klar geworden, so sind wir jetzt geneigt, anzunehmen, dass es doch eigentlich keine Laune gewesen ist, was unsern Freund zu dem rätselhaftem Benehmen veranlasst hat, sondern dass im Grunde die Sache wirklich sehr bedauerlich gewesen ist.

Wir ersehen hieraus, dass es bei der Beurteilung von Launen wichtig ist, ob wir imstande sind, einen psychologischen Zusammen-

hang solcher Erscheinungen herzustellen oder nicht. Deshalb ist oben auch gesagt worden, dass beim Begriffe der Laune der Mangel der entsprechenden psychologischen Erfahrung des Beurteilers etwas wesentliches ist. Wenn ich weiss, warum etwas geschieht, so wundert es mich nicht mehr. Nun pflegen wir im Alltäglichpsychologischen grade dort mit der Bezeichnung „Laune“ besonders reichlich umzugehen, wo wir keine Erklärung für gewisse psychische Prozesse finden. Das Wort „Laune“ ist für uns unzählige Male ein reiner Notbehelf. Haben wir einmal einen Blick in den innern Mechanismus solcher „Launen“ geworfen, so scheidet der betreffende psychische Vorfall für uns aus der Kategorie der Laune häufig aus und geht leicht in eine andere über.

Allerdings ist es nicht immer so. Es kann z. B. Jemand nach einer opulenten Mahlzeit in einem Augenblicke äusserster Behaglichkeit eine ganz unerwartet grosse Liebenswürdigkeit ausüben. Die andern werden vielleicht darüber die Köpfe schütteln, erstaunt aussehen, kurzum, man wird überrascht sein, aber man wird es schliesslich doch verstehen. Man wird selbst ohne lange psychologische Überlegung sich sagen können, dass die Art der Handlung des Betreffenden einen Ausdruck der Verschiebung seiner augenblicklichen gegenüber seiner sonstigen Stimmung darstellt, oder so ähnlich. Wir können uns in diesem Falle in die Situation selbst hineindenken, im vorigen konnten wir es dagegen nicht ohne weiteres. Nichtsdestoweniger sprechen wir auch in diesem Falle von „Laune“, weil trotzdem die Sache immer etwas Merkwürdiges behält.

Wie gross die Bedeutung ist, welche wir der mangelnden psychologischen Motivierung bei der Annahme, es handle sich um Laune beilegen, ersehen wir ferner bei Betrachtung der eigenen Laune. Die Menschen sind keine Automaten, sondern Individuen, jeder ein kleines Original in seiner Weise, es dürften die Launen sehr verbreitet sein, der eine wird mehr haben, der andere weniger, bei dem einen merkt man es so gut wie nie, bei dem andern auf Schritt und Tritt. Trotzdem werden zahllose Menschen bona fide felsenfest überzeugt sein, dass sie gar keine Launen haben. Dies liegt vornehmlich daran, dass jeder seine eigene Geschichte und sein psychisches Fortschreiten am besten, wenigstens am ausführlichsten kennt. Uns ist von uns selbst und über uns selbst so ausserordentlich vieles bekannt, dass wir nur in unsere Vergangenheit hineinzugreifen brauchen, um alle Seelenzustände, denen wir unterworfen sein können, mit Leichtigkeit oft mehrfach zu motivieren und als notwendig zu erkennen und hinzustellen, und wenn wir es auch nicht können, so sind wir doch überzeugt, dass wir es eigentlich könnten und können müssten, wenn uns nur die nötige Zeit und Weile dazu gelassen würde und wir immer den richtigen Aus-

druck dafür fänden. Haben die Andern eine andere Ansicht hierüber, so meinen wir manchmal, sie „verständen“ uns nicht, oder wollten uns nicht „verstehen“. Dagegen neigen wir immer sehr dazu, von andern anzunehmen, dass bei ihnen dieselbe Motivierung, welche wir für uns selbst für selbstverständlich halten, fehlen müsse. Sehen wir jetzt näher zu, so finden wir, dass diese Motivierung uns gemeinhin bei den Leuten um so leichter gelingt, je mehr uns von ihnen bekannt ist. Es scheint also fast so, als wenn das scheinbar Unmotivierte im Grunde dennoch motiviert wäre.

Diese Auffassung besässe auch nichts überraschendes, denn wie Alles in der Welt causiert sein muss, so müssen die psychischen Vorgänge ebenfalls irgendwie zu stande kommen, sich von anderen herschreiben, und es muss auch wiederum eine Ursache geben, warum jetzt grade dieser Seelenzustand ausgelöst wird und das nächste Mal ein anderer, mögen wir nun versuchen, dies aufzuklären oder nicht, und mag uns dieser Versuch glücken oder nicht. Diese Frage steht mit jener nach der menschlichen Freiheit, der Willensfreiheit u. s. w. im Zusammenhange, berührt das Problem aber nicht näher, denn wir haben ja gesehen, dass bei der Laune die Entschlussfähigkeit, Wahlfreiheit, selbstständige Handlungsweise, Verantwortlichkeit, Zurechnungsfähigkeit u. s. w., kurz alles, was man als Freiheit bezeichnet, gewahrt bleibt, wenn auch beeinträchtigt werden kann.

Hüten muss man sich infolgedessen, etwas schlechthin als unmotiviert zu betrachten, in das man sich nicht hineindenken kann. Unsere Kultur z. B. ist so ins Einzelne gegangen, dass das Individuum immer nur einen Teil ihrer ganzen Arbeit und ihrer Notwendigkeit und Zweckmässigkeit übersehen kann; wie manches dünkt uns sinnlos und unnötig, weil wir sein Zustandekommenmüssen nicht begreifen können. Wenn z. B. ein Arzt einem Kranken, dessen Zustand ihm bedenklich erscheint, was er aber aus irgend einem Grunde zu verschweigen sich veranlasst sieht, ein langsam wirkendes Arzneimittel verordnet und am nächsten Tage erfährt, dass der Kranke das Mittel noch gar nicht eingenommen hat, oder dieses vielleicht überhaupt nicht besorgt worden ist, so wird er selbstverständlich in Erregung geraten und diese entsprechend äussern. Wer nun den Zusammenhang nicht kennt (und dieser darf vielleicht auch jetzt nicht aufgedeckt werden), muss diesen Vorgang, wenn er ihn nicht charakterologisch deuten will, für eine launenartige Anwandlung halten.

Wie oft erleben wir, dass wir, nachdem wir uns früher über irgend etwas an jemandes Verhalten gewundert haben, in die gleiche Lage versetzt, jetzt genau ebenso handeln wie jener damals, eben weil es gar nicht anders möglich ist!

Hieraus erklärt es sich, dass je geringer unsere Urteilskraft und unsere Erfahrung ist, ein um so launischeres Gewand die Welt zu besitzen scheint. Das heisst, je weniger wir kennen gelernt und je weniger wir nachgedacht haben, desto unmotivierter erscheint uns alles, desto weniger ernste Bedeutung hat alles dieses anscheinend Zufällige für uns; deshalb wird der Mensch mit den Jahren selbst immer ernster, wenigstens in der Norm und bis zu einer gewissen Grenze.

Ein Hauptgrund, warum wir so vieles psychische Geschehen für nicht bedingt halten, was es nie ist, muss abgesehen davon, dass gewöhnlich zu wenig nachgedacht wird, auch darin gesucht werden, dass wir oft falsche psychologische Begriffe mitbringen. Wenn z. B. jemand mit Schopenhauer annimmt, der Wille hänge sozusagen in der Luft, sei absolut, so wird sein erster Gedanke sein, wenn er z. B. einen sogenannten eigensinnigen Menschen beobachtet: „er will eben nicht", und er wird geneigt sein, sich theoretisch bei diesem Faktum zu beruhigen, wenn auch, gottlob, nicht immer praktisch. Nimmt man jedoch, wie es das Natürliche ist und im täglichen Leben immer instinktiv geschieht, an, dass dieser besondere Wille oder Willensausfall einen Gefühlshintergrund haben müsse oder wenigstens gehabt haben müsse, zu dem er gehöre, so schwindet oft das ganze Rätsel. Wir alle wissen, welche grosse Hilfe wir für die Beurteilung und Leitung unserer Nebenmenschen in die Hand bekommen, wenn wir nicht bloss wissen, was sie wollen, sondern warum sie gerade dies wollen, i. e. welche Neigungen, i. e. Gefühlsregungen sie haben. Hier zeigt sich wieder der Primat des Gefühls im Seelenleben und wie das eigentliche Verhältniss der andern psychischen Qualitäten zu diesem Grundelement sich gestaltet. Manche meinen, die Laune sei direkt eine Gefühlsabnormität, das ist natürlich nicht richtig, denn auch der einzelne Einfall, die einzelne Handlung kann launenartig, d. h. leicht anomal sein, aber insofern diese psychischen Äusserungen wieder in dem Gefühle wurzeln, liegen freilich auch Gefühlsanomalien vor. Die Thatsache, dass man sehr allgemein die Laune für eine reine Gefühlsangelegenheit hält, beweist, wie sehr die Auffassung des Gefühls als Grundqualität des Seelenvermögens dem natürlichen Verständniss sich aufdrängt. —

Wie kommt es nun, dass wir das eine Mal etwas „Laune" nennen, was wir nicht verstehen, das andere Mal wieder, was wir verstehen?

Der Grund dieser zwiefachen Beurteilung liegt zum Teil darin, dass das, was wir schlechthin „Laune" nennen, an sich nichts Einheitliches ist, sondern eine Art von Sammelbegriff bildet. Deswegen ist auch der Begriff der Laune für die Wissenschaft wie viele der vulgären Psychologie entnommene Begriffe von nicht sehr grosser Bedeutung. Er schliesst einen zu grossen Komplex von unter sich sehr verschiedenen Dingen ein. Trotzdem aber fehlt uns die Empfindung nie, dass bei „Laune"

etwas Absonderliches, etwas, was nicht in der Ordnung ist, vorliegt. Diese Eigentümlichkeit nun kann von dem uns Gewohnten und Verständlichen ein Mal nur wenig, dann aber wieder sehr abweichen. Im ersteren Falle werden wir die Sache noch begreifen, wenngleich meist nicht ganz ohne Rest, im letzteren dagegen werden wir ratlos sein. Jedenfalls neigen wir dazu, etwas als um so launischer zu bezeichnen, je grössere Schwierigkeiten es unserm Verständniss entgegensetzt. Wir haben z. B. schon eine grosse Hilfe für unsere psychologische Deutung, wenn wir eine uns bekannte Grundstimmung als Quelle launenartiger Erscheinungen ermitteln können. Wir wundern uns z. B. nicht, wenn eine etwas frostige Gesellschaft nach einem gelungenen humoristischen oder temperamentvollen musikalischen Vortrage oder nach dem dritten Glase gemütlicher wird. Wir würden uns dann sogar wieder über denjenigen wundern, der sich davon auszuschliessen schiene. Nehmen wir jetzt selbst an dieser Stimmung teil, so erscheint uns die Sache auf einmal ganz natürlich, wir loben mit, verurteilen mit, freuen, ärgern uns mit u. s. w. Wenn Zeus in Schillers „Semele“ durch Missmut und Schmerz ausser Fassung gebracht, dem von der Ausführung der eben angeordneten Wohlthaten heimkehrenden Merkur mit den Worten: „Glücklich soll niemand sein“ befiehlt, den Schäfer, den er eben so reich beschenkte, wieder in Not zu stürzen, so erscheint uns dies zwar sinnlos und wunderlich, aber es wird immer Geister geben, die dem Zeus das nachfühlen können. Hier also lässt sich am ehesten eine Brücke zum Verständniss herrichten; man wird solche Vorgänge wenigstens zum Teil begreifen und eventuell für berechtigt halten können. Dies geht soweit, dass jemand in einer launenhaften Anwandlung andere der Laune bezichtigen kann, weil er die Unvollständigkeit der Uebereinstimmung der fremden psychischen Vorgänge und der eigenen auf letztere als Norm zu beziehen geneigt ist und sich diesen Unterschied jetzt ähnlich zurechtlegt, wie er es im ausgeglichenen Seelenzustande zu thun gewohnt ist.

Lassen die launischen Stimmungshintergründe noch eine partielle Deutung zu, so versagt unsere Beurteilung dagegen meist völlig, wenn es sich um einen launischen Stimmungswechsel handelt. Diese Abart bezeichnet man auch besonders mit der Pluralform „die Launen“. Hier fehlt meistens jeder Anknüpfungspunkt für ein einigermaſsen zureichendes Verständniss. Auch pflegt die psychologische Analyse dieser Erscheinung um vieles verwickelter zu sein als die der andern Klasse. Sie pflegt daher im alltäglichen Leben sich besonderer Unbeliebtheit zu erfreuen, da sie noch viel unberechenbarer ist als jene.

Zwischen beiden Formen von Laune besteht indess ein gewisser Zusammenhang. Wird die Intensität eines Stimmungshintergrundes immer höher oder setzt sie einmal ganz aussergewöhnlich stark ein, so

muss sie sich bei einer für das betreffende Individuum eigenen Schwelle irgendwie umsetzen. Wir beobachten bei sehr starken Affekten Ohnmachten, Krämpfe, Ausbruch von Geisteskrankheiten, Gewaltthaten, selbst den Tod (z. B. durch Schreck, Freude, orgiastische Excesse, wenn auch nur sehr selten). Dies passt nun aber nicht zu unserm Thema, denn oben haben wir gesagt, dass solche Fälle nicht zur Laune gehören. Je nun, die Laune bleibt auch hier wieder harmlos, denn statt dieses tragischen Ausganges erfolgt gewöhnlich eine Art Ableitung: der Umschlag in eine andere Stimmung, und zwar am öftesten in eine entgegengesetzte. Wir können dies sehr gut beobachten bei der Grenze der akuten Alkoholvergiftung, welche gewissermafsen eine künstlich erzeugte, wiewohl bereits toxisch-pathologisch angehauchte Laune darstellt, und zwar am besten bei den sogenannten Alkoholintoleranten und den an Alkohol nicht Gewöhnten: eben war noch alles voll Freude, und auf einmal fängt A. an sentimental, B. grob zu werden, und C. bemerkt, dass er nicht genügend respektiert wird: wenn D. dafür vielleicht wieder mehr lacht als gewöhnlich, so liegt dies wohl daran, dass seine entsprechende Schwelle durch den gegebenen Reiz nicht erreicht worden ist, sondern dass hier inzwischen eine andere Umsetzung stattgefunden hat.

Man kann in diesem Ablaufe, wenn man will, eine gewisse Notwendigkeit und selbst eine latente Zweckmässigkeit der psychischen Mechanismen erblicken. Wir haben oben gesehen, dass jede aussergewöhnlich hohe Affektspannung mit Unlustgefühlen verknüpft ist, ja, dass das Lustgefühl im Grunde nichts ist als der Ausgleich zu hoher Affekt- und Sensibilitätsspannungen, gleichgültig welcher Art. Ist es da so merkwürdig, wenn ein abnorm hohes Lustgefühl sich plötzlich in ein direktes Unlustgefühl umsetzt? Wir wollen keine müssige Speculation treiben, dazu ist uns der Gegenstand zu ernst, aber man sollte doch meinen: wenn es dem Organismus nicht möglich ist, den wohlthätigen Ausgleich der Affekte auf der positiven Seite im Bereich des Lustgefühls zu erzwingen, so glückt ihm dies vielleicht leichter auf der negativen durch Hervorrufung irgend eines Unlustgefühls, welches ja in der hohen Spannung des Lustgefühls schon immer in nuce mitvorhanden ist. Das schliesst nicht aus, dass der Affekt in seiner neuen Schattierung sich noch höher spannen, ev. weiter- oder womöglich zurückschlagen kann. So scheint es, dass der Affektumschlag bei einer gewissen affektiven Spannung physiologisch werden kann. Die pathologischen Verläufe, welche oben erwähnt wurden, werden durch diese Metamorphose überflüssig. Wir hätten also in diesem Hergange eine Art von Compensationsmechanismus (Selbststeuerung) der Psyche vor uns. Auch dies wäre gewissermafsen ein Zeichen des ursprünglich gesunden Kerns des Launenartigen.

Übrigens muss bemerkt werden, dass die weit überwiegende Anzahl von Stimmungswechsellaunen in ganz anderer Weise zu erklären ist, als durch den hier skizzierten einfachen Affektumschlag. Nichtsdestoweniger aber scheint dieser Vorgang nicht ganz selten stattzuhaben.

Auch das Gegenteil des eben geschilderten psychischen Prozesses, der Umschlag von hochgespannten Unlustaffekten, kann übrigens gelegentlich vorkommen. Ein Beispiel davon ist der sogenannte „Galgenhumor“ („Er freute sich, als er das Schienbein brach, „Dass nicht den Hals er gebrochen“). Auch das Gelächter der Verzweiflung und das sogenannte sardonische Lachen, welches in seinen geringeren Graden gar nicht einmal selten ist, gehören vielleicht hierher. Wegen seiner Unbegreiflichkeit wurde letzteres von den Alten einer Vergiftungserscheinung (angeblich von der Pflanze Sardoa herba) verglichen. Freilich stellen diese beiden Abarten mehrdeutige Gefühlskomplexe dar. Gross[1]) hat beobachtet, dass Zeugen, welche nur eine geringe, manchmal kaum nennenswerte Einbusse erlitten haben, vor Gericht oft eine ausserordentliche Gereiztheit zur Schau tragen, während ein z. B. in seiner Gesundheit unwiederbringlich schwer Geschädigter sehr häufig durch vollständige Resignation sich auszeichnet. Bekannt ist schliesslich, dass bei ernsten Gelegenheiten, bei Feuersbrünsten, Schiffbrüchen, Wirbelstürmen u. s. w. die Nervösen, die sonst leicht ängstlich werden, sich manchmal durch grosse Ruhe und Klarheit auszeichnen, während andere, welche sonst selten erschrecken, plötzlich den Kopf verlieren können.

III. Die Laune auf verschiedenen Stufen der psychischen Evolution.

Ähnlich wie im anatomischen und grobphysiologischen die Untersuchung am Tiere und der „Tierversuch“ uns das Studium des Menschen ergänzen gelehrt haben und häufig wegen der einfacheren Verhältnisse, leichten Beschaffung und Reichhaltigkeit des Materials und der Möglichkeit, die Bedingungen des Versuchs beliebig zu variieren, zur Klärung mancher entsprechender Fragen beizutragen geeignet sind, so ist auch die psychologische Beobachtung, namentlich am höheren Tiere, für das Verständniss mancher psychologischer Probleme des öfteren recht verwertbar, wiewohl dieser Weg jetzt erst wenig beschritten wird. Unsere wissenschaftliche Tierpsychologie liegt noch in den Anfängen. Versuche, die

[1]) H. Gross, Criminalpsychologie. Graz 1898.

Tierpsyche zu analysieren und so verstehen zu lernen, werden von vielen Seiten a limine abgelehnt, trotzdem jeder, der ein Tier hält, solches im Alltagsleben doch immerfort thut. Die Sache liegt aber hier wie gesagt genau so wie beim Tierexperiment. Jeder einsichtige Beobachter wird sich hüten, irgend welche bei Frosch oder Kaninchen ermittelte Verhältnisse zum Beispiel des Stoffwechsels ohne weiteres auf den Menschen zu übertragen, nichtsdestoweniger gilt aber einiges, was für Frosch und Kaninchen zutrifft, auch ganz oder teilweise für den Menschen. Nicht in der Benutzung dieser Beobachtungsmethoden liegt ein Fehler, sondern höchstens in ihrer urteilslosen und schematischen Anwendung.

Was speciell unsern Gegenstand angeht, so beobachtet man nun bei einigen höheren Tieren Andeutungen von Zuständen und Anwandlungen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit jenen besitzen, welche wir beim Menschen „Laune“ genannt haben. Besonders ist es das Ziegengeschlecht, welches diese Analogie gradezu herausfordert. Haben doch die romanischen Sprachen eine ihrer Bezeichnungen für das Wort „Laune“ direkt dem Worte „capra“, „die Ziege“ entlehnt (ital. capriccio, frz. caprice, span. cabricho, wörtlich übersetzt etwa gleich „Bockstreich“). Die Ziege ist ein mutwilliges, eigensinniges und höchst veränderliches Geschöpf und besitzt selbst wahre Gelüste, wie sie andern Tierarten nicht zukommen. Sie frisst, sobald sie dazu Lust bekommt, Dinge, die keinem sonstigen Lebewesen als essbar zu betrachten einfallen würde, z. B. ein Stück Kreide, einen Zigarrenstummel u. s. w. Bekanntlich darf der Bock am allerwenigsten zum Gärtner gemacht werden und zwar vornehmlich deshalb, weil es kaum etwas Vegetabilisches giebt, wonach er nicht gelegentlich einmal Appetit verspürt. Die Ziege soll nach Brehm von unsern 576 einheimischen Pflanzenarten 449 fressen. Darunter sind zahlreiche stark giftige: Bilsenkraut, Schierling, Zeitlose, Wolfsmilch, Seidelbast u. s. w. Es scheint, dass mit der Neigung zu fortwährender Abwechslung in der Nahrung diese Giftfestigkeit der Ziege in Zusammenhang steht, welche wahrscheinlich durch Selektion gerade infolge der eigentümlichen Gewohnheit des Allesfressens entstanden ist. Sie wäre dann als Anpassungsprodukt an besondere psychische Verhältnisse aufzufassen. Wir beobachten das Gleiche im einzelnen bei den Esskünstlern, welche in Schaubuden und auf Jahrmärkten sich im Verschlingen sonst für ungeniessbar geltender Stoffe producieren. Hierunter befinden sich manchmal auch solche, welche giftig zu wirken imstande sind; so wird z. B. Petroleum getrunken, die Köpfe von Phosphorzündhölzern werden verschluckt u. dergl. mehr. In solchen Fällen scheint ebenfalls allmählich eine Gewöhnung des Organismus an die Resorption der abnormen Ingesta sich einzustellen, wie sie übrigens für die sogenannten differenten Arzneimittel und Chemikalien (Opium,

Alkohol, Arsen) schon längst bekannt ist. Für eine ganze, so ausgestattete Tiergattung kann natürlich nicht diese vorübergehende individuelle, sondern nur eine durch zahllose Geschlechter vererbte Artanpassung in Betracht kommen.

Ob das Verlangen nach ungewöhnlichen oder ungeniessbaren Dingen zur Nahrungsaufnahme als reine Willkürerscheinung oder mehr als triebartig aufzufassen ist (im ersteren Falle sieht es mehr wie ein Spiel, im letzteren mehr wie ein Zwang aus), lässt sich nur schwer entscheiden; vielleicht ist beides in gewissem Sinne der Fall. Weiss man ja auch nicht, wie die entsprechenden menschlichen Gelüste, z. B. diejenigen der Schwangeren, anzusehen sind. Früher wenigstens wurde von den Ärzten meistens befürwortet, es solle ihnen nachgegeben werden. Bei kleinen Kindern, welche instinktiv alles in den Mund stecken, dürfte es sich bestimmt um etwas Triebartiges handeln. Beim erwachsenen Menschen wird unzweifelhaft ziemlich häufig der sonderbare Appetit durch Gelegenheitsursachen ausgelöst, so z. B. das Bleistiftknabbern und Gummikauen der nervösen Schülerinnen. In Amerika war eine Zeit lang bei Comptoiristinnen u. s. w. der Gebrauch von „chewing-gum" üblich. Diese Erscheinung ist wohl mit dem Priemen verwandt. Man kann solche Gewohnheiten auch schlechtweg als eine „Unart" bezeichnen, müsste dann aber zugleich angeben, was „Unart" psychologisch darstellt. Wahrscheinlich handelt es sich hierbei immer um einen kindlichen Rest im Seelenleben des Erwachsenen, um einen psychischen Infantilismus.

Eine weitere merkwürdige psychische Eigenschaft der Ziege ist ferner der Zug, dass sie imstande ist, mit einer gewissen Absichtlichkeit gerade das Gegenteil von dem zu thun, was von ihr verlangt wird, ferner, dass sie versucht, selbst andern Arten angehörigen Tieren ihre Stimmungen und Wünsche aufzudrängen; so nehmen z. B. einige wenige Gebirgsziegen ganze Schafherden zur Verzweiflung der Hirten oft in die unzugänglichsten Schluchten mit, wo diese minder klettergewandten den grössten Gefahren ausgesetzt sind. Auch die Gemsen überraschen den Naturfreund und Jäger manchmal durch ein auffallendes psychisches Gebaren. So erzählt Wilczek, dass bei Treibjagden, wenn das Treiben nicht allzu nahe kommt, einzelne Stücke des Rudels noch in mutwilliger Weise mit einander raufen.

Von sonstigen Tiergattungen, welche launische Erscheinungen aufweisen, seien die Affen genannt. Die Affen sind ungemein launische Tiere, sie können mit unglaublicher Geschwindigkeit eine grosse Skala der verschiedensten Gefühlstöne durchlaufen. Auch beruht ein grosser Teil des Komischen, welches der Affe an sich hat, gerade auf diesem Verhalten: der Affe wirkt deshalb so häufig komisch, weil bei ihm so oft das Unerwartete eintritt. Seine Maſslosigkeit und Leidenschaftlichkeit, welche fast etwas maniakalisches oder epileptisches besitzt, vervoll-

ständigen das Bild. Der Affe ist in der Tierreihe auch der Erfinder der Zote, welche als karikaturenartiges psychisches Gebilde bereits die Grenze des Psychopathologischen darstellt.

Ferner können Pferde, Esel und Hunde launische Züge zeigen. Unter den Hunden erfreut sich besonders der Dachshund des Rufs, ein launischer Geselle zu sein. Am interessantesten aber ist hier der Elephant. Er giebt nämlich das merkwürdige Beispiel der Selbstisolierung im höheren Alter. Während alle anderen Artgenossen gesellig leben, zieht sich öfter ein altes männliches Exemplar von der Herde dauernd zurück und will von keiner Gesellschaft mehr etwas wissen. Solche alleinstehende alte Herren sind von den Jägern und Wilden wegen ihrer leichten Erregbarkeit und ihres furchtbaren Grimmes aufs höchste gefürchtet. Man darf nicht vergessen, dass diese Isolierung nicht etwa so aufgefasst werden darf, als jene der in der Freiheit normaliter vereinzelt lebenden Tiere, für welche sie wohl geboten sein mag. Wohl ziehen sich auch bei anderen sonst gesellig lebenden Tiergattungen manchmal alte Männchen in die Einsamkeit zurück, so z. B. bei manchen Wiederkäuerarten. Diese kehren aber zur Paarungszeit gewöhnlich zur Herde zurück, was bei dem Elephanteneinsiedler nach den besten Kennern sowohl in Afrika wie in Indien nicht der Fall zu sein scheint.

Werfen wir einen Rückblick auf die Tierarten, welche launische Erscheinungen erkennen lassen, so bemerken wir, dass es durchgängig Arten sind, welche eine relativ hohe Intelligenz[1]) besitzen; es scheint also im Tierreich ein gewisses gegenseitiges Verhältniss von L a u n e und I n t e l l i g e n z obzuwalten.

Beim Menschen begegnen wir ausgeprägten Launen besonders beim W i l d e n und beim K i n d e. Für beide scheint die Laune gewissermafsen etwas physiologisches darzustellen. Viele Züge, die uns beim Wilden und Halbwilden und beim Kinde gar nicht auffallen, würden uns beim erwachsenen Kulturmenschen den Eindruck des Launenhaften machen. Hierzu gehören z. B. die Vorliebe für Lärm und Geschrei, Ausgelassenheit (wilde Tänze), Grimassenschneiden, fortwährendes Hin- und Herwandern, welches keinen andern Zweck hat als die blosse Lokomotion, die Unregelmässigkeit der Thätigkeit, der unvermittelte Übergang von Freundlichkeit zur Feindseligkeit bei ganz geringfügigen

[1]) Die sprichwörtliche Dummheit des eben genannten Esels beruht auf einem argen tierpsychologischen Missverständnisse. Sie stellt durchaus keine eigentliche Beschränktheit dar, wie sie z. B. für das Schaf oder das Kamel behauptet werden kann, sondern eher ein ganz geriebenes „Nichtwissenwollen“. Übrigens kommt der Esel, wie auch viele andere Tierarten, bei uns zu Lande nicht gut fort, er verliert in Mitteleuropa Temperament, Haltung und Aussehen gewöhnlich in kurzer Zeit vollständig. In seiner eigentlichen Heimat, den Mittelmeerländern, hat man nicht selten Gelegenheit zu beobachten, ein wie munteres und gescheutes Geschöpf ein Esel sein kann.

Anlässen. Der Grund hierfür dürfte sein, dass beim Wilden und Kinde das Triebleben viel intensiver zur Geltung kommt, als beim normalen Kulturerwachsenen: ein Wilder und ein Kind sind gleich haltlos im Affekt; sie folgen der Eingebung des Augenblicks nach Mafsgabe der Gefühlsintensität und können häufig die regulierende Kontrastvorstellung nicht hervorbringen.

G. Fritsch hat vom afrikanischen Buschmann gesagt: „Der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblicks.“ A. Ratzel fügt hinzu: „Fritsch's scharf gespitzter Ausdruck passt allerdings auf alle Naturvölker, denn der Mangel an innerem Zusammenhange des Denkens und Handelns, an Folgerichtigkeit ist bei allen der ihr Wesen und Wirken bestimmende Grundzug. Den Buschmännern ist aber diese Consequenzlosigkeit wohl mehr als allen andern eigen, da auch ihre Lebensweise die zufälligste, von Gaben des Augenblicks abhängigste, also unberechenbarste, ist. Ein Blick auf diese Lebensweise, welche dem Begriffe der „Wildheit“ fast mehr als die irgend eines anderen Volkes entspricht, wird daher das natürlichste Mittel sein, um diesen Charakter verstehen zu lernen.“ [1])

Manche wilde Stämme (Australneger) fressen sich toll und voll, wenn sie viele Beute gemacht haben, schnüren bei knapper werdender Nahrung einfach den Schmachtriemen zusammen und müssen erst wieder sehr hungrig werden, ehe sie sich neuerdings Nahrung verschaffen.

Hiermit hängt es auch zusammen, dass Wilde und Kinder eigentlich das nicht kennen, was man Arbeit nennt. Das Kind braucht in den ersten Lebensjahren nichts zu arbeiten, es lernt alles spielend durch Nachahmung. Diese seine Thätigkeit wird bloss so lange fortgesetzt, als es „Lust hat“. Erst in der Schule lernt das Kind richtig arbeiten, d. h. seine Thätigkeit mit der Vorstellung wichtiger, verschiedenfacher, bestimmter specieller Endeffekte zu verknüpfen. Deswegen ist ein gesundes kleines Kind auch eigentlich nie ernst, es braucht es nicht zu sein. Nur manchmal bemerkt man auch bei kleinen Kindern einen gewissen wirklichen Ernst, d. h. keinen angenommenen, also nachgeahmten, nämlich wenn es sich um Dinge handelt, deren Wichtigkeit selbst dem schwachen Verständniss sich aufdrängt, z. B., wenn man ein Kind beobachtet, welches eifrig bestrebt ist, das Gehen zu erlernen.

Auch der Wilde pflegt nicht eigentlich zu arbeiten, wenigstens in unserem Sinne nicht. Er muss es freilich manchmal, wenn es nicht anders geht: er muss seine Hütte bauen, auf die Jagd gehen u. s. w. Dass es ihm aber gar nicht einfällt zu arbeiten, wenn er nicht muss, ersieht man daraus, wie schwer es hält, wilde Stämme für regelmässige.

[1]) Ratzel. Völkerkunde I. Die Naturvölker Afrikas. Leipzig 1885.

dauernde Arbeit zu gewinnen. Man gelangte hierzu durch die Sklaverei, durch Benutzung der Eitelkeit (Schenken von Spiegeln, Perlen u. dgl.) und der sinnlichen Genusssucht (Narcotica). Selbst ganz wilde Rassen aber lassen sich oft lieber ausrotten, als dass sie Kultur annähmen. d. h. arbeiten lernten.

Lebhaftes psychologisches Interesse haben von jeher die Launen des Weibes in Anspruch genommen, nicht zum mindesten das der Romanschriftsteller und des Lesepublikums. Wenn aber je scheinbare Widersprüche für wirkliche genommen worden sind, so sind sie es bei diesem Kapitel. Jedesmal, wenn der normale Mann erfährt, dass die Irritabilität beim normalen Weibe im Verhältniss zu seiner eigenen erhöht ist, wundert er sich, und jedesmal, wenn er sieht, dass die wahre Sensibilität des Weibes geringer und seine Anpassbarkeit und Widerstandsfähigkeit grösser ist im Vergleich zu seiner eigenen, wundert er sich wieder und zwar sonderbarer Weise um so mehr, je deutlicher ihm dieses physiologische Gesetz zum Bewusstsein kommt.[1]) Diese Eigenschaften des Weibes beschränken sich aber nicht nur auf das seelische Gebiet, sondern greifen auch auf das körperliche herüber. Es ist bekannt dass Frauen schwere Operationen, Blutverluste, Schädlichkeiten aller Art besser vertragen als Männer und eine längere Lebensdauer besitzen als diese. Auf niederer Stufe erträgt das Weib mit Leichtigkeit Dinge in einer Weise, welche dem Manne vollständig unverständlich wäre, wenn er sich die Mühe gäbe, darüber nachzudenken. Bei wilden Stämmen ist das Weib oft das wahre Lasttier der ganzen Familie, bei den Indern bestieg es bis vor kurzem den Scheiterhaufen des Gatten. Bei den schon ziemlich hoch kultivierten Mohamedanern wird es einfach das ganze Leben im Harem unter Schloss und Riegel gehalten und darf sich so gut wie gar nicht öffentlich bewegen, muss sich dann sein Gesicht verhüllen u. s. f. Nichtsdestoweniger berichten europäische Damen, welche mit Orientalinnen verkehrt haben, dass diese durch solchen uns abscheulich erscheinenden Druck anscheinend nichts verloren haben. Trotzdem es also solche Bürden mit Geduld erträgt, gilt aber das Weib überall auf der Welt als ausserordentlich empfindlich, wohlgemerkt das typische und jedesmal im entsprechenden Verhältniss zu den jeweiligen landesüblichen Anschauungen (Mode).

Wir werden wohl nicht irre gehen, wenn wir annehmen, dass die grosse Reizbarkeit des gesunden Weibes sein natürlicher und notwendiger Schutz ist, damit ihm nicht allzuviel zugemutet werde. Dass diese Reizbarkeit übrigens namentlich bei besonders gearteten Weibern für sie selbst leicht zu einer sehr grossen Gefahr werden kann, gehört nicht hierher.

---

[1]) Vergl. Sergi, Archivio di psichiatria. XIII.

Es giebt noch eine bestimmte Art Frauenlaunen, welche eine gewisse Grenze überschreiten und welche uns häufig den Eindruck des Fremdartigen machen, teilweise ins stark Überschwängliche, übertrieben Sentimentale, dann wieder Schabernackartige u. dergl. übergehen, ohne dass die Urheberin eigentlich dieses Gepräges ihrer Stimmungsäusserung deutlich gewahr wird, wenigstens nicht in seiner ganzen Ausdehnung. Diese Zustände sind meist Teilerscheinung der nicht seltenen nervösen Affektionen. Es handelt sich hier in vielen Fällen um eine Art umschriebenen psychischen Empfindungsausfalls. Gelingt es, die vorliegende nervöse Störung zu beseitigen oder zu heben, so verschwinden derartige befremdende Begleitsymptome sehr häufig von selbst.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Launen des genialen Menschen. Wir brauchen hier nicht auf die Frage einzugehen, ob die ganz offenbare Anomalie des Genies pathologischen Ursprungs ist oder nicht. Gewiss ist, dass uns nichts zu dieser Annahme zwingt und es ist unwahrscheinlich, dass uns je etwas dazu zwingen wird. Ebenso gewiss ist aber, dass wir sehr häufig, wenn wir an die Analyse des Seelenlebens eines Genialen herantreten, auffallende psychische Erscheinungen antreffen und darunter zahlreiche solche, welche uns aus der gesamten Psychopathologie bekannt sind. Die eigentlich genialen Züge und die Stigmen und Syndrome der echt pathologischen Genies gehören nicht hierher, es handelt sich hier ja immer nur um unbeträchtliche Besonderheiten, trotzdem bleibt aber für unsere Betrachtung übrig, dass abgesehen von den Eigenheiten, welche ihre Individualität ausmachen helfen, sehr viele Genies noch reichliche echte Launen besessen haben und dass diese Art Launen oft durch ganz besondere Bizarrerie ausgezeichnet gewesen ist. Man möchte fast meinen, das Genie bleibe sogar in seinen Launen genial. Man bemerkt dies bereits, wenn das Genie nicht einmal sehr gross ist. Es braucht nur irgend eine Tagesgrösse vom Schauplatz abzutreten oder das Jubiläum eines verdienten Abgeschiedenen gefeiert zu werden, so enthüllt sich den Augen der Mitwelt ein Schatz von Anekdoten, der, selbst wenn er vielleicht durch fünfte Hand umgestaltet wurde, doch nie ganz aus der Luft gegriffen ist. Das Publikum findet dies auch vollständig in Ordnung, denn „es war eben ein merkwürdiger Mann“. Sucht man aber jetzt einen ernsten psychologischen Zusammenhang in die Sache zu bringen, wenn auch mit aller Pietät und Reserve, was doch z. B. dem Biographen und Historiker zu allen Zeiten anstandslos freigestanden hat, so erhebt sich alsbald ein grosser Widerspruch: Die X-schwärmer und Y-verehrer finden, dass ihre respectiven Idole dadurch verunglimpft sind.

Das ist ein sehr bedauerlicher Irrtum.

Wenn T. Tasso geschrieben hat: „Non sono uguali al dolor mio le glorie“, so liest sich dies zwar ganz hübsch, aber von dreissig Lesern

wird sich vielleicht kaum einer die Frage stellen, ob Tasso dies nicht vielleicht selbst sehr empfunden hat. Erst wer sich mit Tasso's psychischer Persönlichkeit näher beschäftigt[1]), erkennt, wie naheliegend dem Dichter dieser bittere Gedanke sein musste. Unter Qualen schuf er sein Werk, und uns, die wir in der Analyse nicht umhin können, ihm seinen Schmerz nachzuempfinden, uns erscheint er darum nicht kleiner oder geringerwertig, sondern im Gegenteil um so imponierender und bewundernswerter.

IV. Die Laune als Stimmungshintergrund.

Es giebt Individuen, bei welchen abweichend von dem zwar nicht regellosen, aber doch bunten Gemisch des Stimmungsensembles der Durchschnittsnaturen sich eine bestimmte Gefühlsqualität ganz besonders häufig einstellt, resp. welche, wenn sie aus einer gewissen, ihnen eigentümlichen Stimmung entfernt werden, mit besonderer Vorliebe zu ihr znrückzukehren, sie dauernd festzuhalten suchen. Diese Stimmungsanomalie kann man habituelle Stimmungslaune nennen. Sie schlägt eigentlich mehr ins Charakterologische. Es hiesse die ganze Stimmungsskala der noch ungeschaffenen Individualpsychologie durchlaufen, wollte man aufzählen, auf welchen verschiedenen speciellen Stimmungshintergründen ein menschliches Leben oder ein kürzerer oder längerer Abschnitt desselben sich abspielen kann. Die habituelle Stimmungslaune ist dadurch ausgezeichnet, dass sie sich meistens in der Physiognomie ausspricht. Gefühle, welche durch lange Zeit andauernd, namentlich intensiv empfunden und geäussert werden, pflegen durch den fortgesetzten sekundären Muskelzug der mimischen Bewegungsorgane das Antlitz in bestimmter Weise zu gestalten. Wir wissen, dass bestimmte Fältchen an den Augen und auf dem Nasenrücken auf heiteres Wesen, herabgesunkene Mundwinkel auf Übellaunigkeit deuten u. s. w.[2]).

Man muss natürlich mit solchen Schlüssen vorsichtig sein, man kann sich leicht einmal täuschen, im allgemeinen handeln aber die meisten Menschen dennoch nach dem physiognomischen Eindruck, den sie von einander haben. Daher kommt es auch zum Teil, dass uns der

[1]) Roncoroni, Genio e pazzia in Torquato Tasso. Turin 1896.
[2]) H. Hughes, Die Mimik des Menschen. Frankfurt a. M. 1900.

eine gefällt, der andere nicht, wir wissen aber nicht warum, d. h. wir wissen es schon, können es aber nicht so fein analysieren, da wir es gewöhnlich nicht nötig haben.

Jene, welche das Glück haben, vorwiegend unter freudigen Eindrücken durchs Leben zu gehen, zerfallen in mehrere Gruppen: da sind z. B. die aussergewöhnlich genügsamen und gutmütigen Naturen, welche „überwunden haben", die alles hingeben, selten klagen, hundert Mal getäuscht werden und das nächste Mal wieder vertrauen, die schwersten Schläge mit staunenswerter Elasticität ertragen, die einen mit Gottvertrauen, die andern mit Philosophie. Von der Welt wird ihre Anspruchslosigkeit häufig für Schwäche oder Thorheit gehalten, wiewohl meistens mit grossem Unrecht.

Dann wieder sehen wir die starken Genussmenschen, „die famosen Kerle", die Wonne aller Kreise, voll Bonhommie und Wohlwollen, glücklich durch den Erfolg, instinktive Menschenkenner, bereitwillig vielleicht nicht immer aus blosser Herzensgüte, stets aber gut aufgelegt, wenn auch nicht immer skrupulös.

Es ist nicht richtig die sogenannten Komiker, d. h. solche, welche über so viel Humor verfügen, dass sie sogar andere damit versorgen können, die keinen haben, ohne weiteres zu dieser Kategorie zu rechnen. Mancher bejubelte Komiker ist oft nicht bloss eine im Leben sehr ernste, sondern selbst in ihrer habituellen Privatstimmung durchaus nicht zu beneidende Persönlichkeit.

Wollen wir die Haupttypen derjenigen Sterblichen, welche sich durchs Leben quälen müssen, passieren lassen, so brauchen wir nicht gleich in Dantes Hölle hinabzusteigen. Neigt der Mensch zu einer habituellen Stimmung und geht diese nach der Unlustseite, so ist der Inhalt des Lebens nicht immer das Maſsgebende. Mancher erlebt viel Unglück und kommt gut darüber hinweg, ein anderer hat weit weniger auszuhalten, bricht aber dabei zusammen und erholt sich nie wieder recht. Ein Theil der dauernd Depressivgestimmten ist zweifellos im ärztlichen Sinne leidend, wenn auch nicht vor der Welt. C. Lange hat solche Erkrankungsformen als „periodische Depressionszustände" beschrieben.

„Als Quintessenz ihrer geistigen Leiden und Qualen wird oft von den Kranken selbst ein Gefühl des Kummers, des Unglücklichseins angegeben, und das Bild, das sich dem Beobachter darbietet, ist ja auch ganz das eines Bekümmerten, um so mehr, als der Patient geneigt ist, bei der geringsten Veranlassung in Thränen auszubrechen. Die verhältnismäſsig wenigen Patienten, die nicht Anfälle von Weinen haben, fühlen doch jedenfalls häufig ein heftiges Bedürfniss sich auszuweinen, und sind überzeugt, dass Thränen eine Wohlthat für sie sein, ihr Herz erleichtern würden, — was jedoch nicht immer und unter allen Um-

ständen der Fall ist. In Wirklichkeit ist ja zwischen dem hier geschilderten Zustand und dem, der gewöhnlich als Kummer bezeichnet wird, kein anderer Unterschied, als dass dieser eine psychische Ursache hat, welche bei der Depression fehlt oder doch nicht in entsprechendem Grade vorhanden ist. Auch sind sich die Patienten — zum Unterschiede von den Melancholikern — immer vollkommen bewusst, dass dieses Gefühl des Unglücks ganz unmotiviert oder doch durch die vorübergehenden kleinen Kümmernisse, die vielleicht den Anstoss dazu gegeben haben, durchaus unzureichend begründet ist“ [1]).

Von der habituellen Laune sei schliesslich noch eine Form erwähnt, die ich Medusenlaune nennen möchte. Ich meine mit dieser Medusa natürlich nicht die Gorgo mit dem schrecklichen Gesicht, wie sie in der älteren griechischen Kunst dargestellt wurde, sondern die idealisierte Medusa der späteren Zeit, welche ein Symbol des Lebendig-Leblosen, Mechanisierten sein sollte und durch ihre vollständige Erregungslosigkeit (nicht durch den entsetzlichen Anblick) auch auf den Beschauer durch Suggestion „versteinernd“ wirkt. Es ist oben schon bemerkt worden, dass vollständige Gleichgültigkeit oder Teilnahmslosigkeit weder etwas Psychisch-Gesundes noch Subjektiv-Angenehmes ist, dass also psychischer Indifferentismus sowohl abnorm ist, als auch vom Individuum so aufgefasst wird. Ab und zu findet man einen Repräsentanten dieser Klasse, namentlich weiblichen Geschlechts, geistig meistens nicht sehr regsam, zum Teil selbst unterbegabt, dessen Reaktionsschwellen so hoch liegen, dass es oft der Aufbietung einer grossen psychischen Kraft bedarf, um die betreffende psychische Persönlichkeit in einen entsprechenden Schwung zu versetzen. Die Betroffenen empfinden dies meist als grosse Erleichterung, indess bleibt die Anomalie dieser Stimmung, ebenso wie die der andern hierher gehörigen Arten gewöhnlich eine dauernde.

Der habituellen Laune möchten wir die accidentelle gegenüberstellen. Diese Form läuft nicht perpetuierlich, sondern mit Zwischenräumen ab, in Stunden, Tagen, manchmal in wenigen Minuten. Ja, es giebt selbst Launen, welche in noch viel kürzerer Zeit erledigt werden. Ab und zu beobachtet man, besonders bei stark leidenschaftlichen Menschen, welche sich gut in der Gewalt haben, einen Blick, eine Bewegung, ein Wort, welche als entschieden launisch aufzufassen sind, förmliche „präcipitierte“ Launen. Ebenso verhält es sich oft beim Kinde. Für das Kind scheinen die accidentellen Launen überhaupt physiologisch zu sein, mit Ausnahme etwa der Pseudoerschöpfungszustände,

[1]) C. Lange, Periodische Depressionszustände und ihre Pathogenesis. Deutsch von H. Kurella 1896. Vgl. auch Kowalewsky, Podagra und Neurosen. Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie. 1901.

welche nur bei neuropathischen Kindern angetroffen werden. Jeder weiss, wie leicht ein Kind um ein Nichts in ein jämmerliches Geschrei ausbrechen kann, und wie dann durch ein Zuckerplätzchen, ein mechanisch hingeworfenes Trostwort, eine Liebkosung der grosse Schmerz im Augenblicke wieder vergessen wird.

Die temporären Launen pflegen sich physiognomisch dauernd nicht bemerklich zu machen.

Im weiteren Gegensatz zu den habituellen Launen, welche sich gewöhnlich gegenseitig ausschliessen, kommen die accidentellen oft an demselben Individuum durcheinander zum Vorschein und können, wenn sie das eine oder andre Mal rasch in einander übergehen, den Eindruck der Stimmungswechsellaune machen.

Eine häufige Form der accidentellen Laune sind die temporären Rauschzustände. Das Modell dieser Form ist der sattsam bekannte Alkoholrausch, soweit er sich als Erregungs- (nicht etwa Lähmungs-) phänomen darstellt. Es sind diese Zustände besonders bei leicht erregbaren Personen in jugendlichem Alter zu beobachten. Spontane Rauschzustände im Alter sind selten. Die Rauschzustände pflegen vom Individuum als angenehm, als Gabe, als Vorzug empfunden zu werden, ebenso auch von der Umgebung, sie müssten denn stark egocentrisch gefärbt sein, wie es z. B. bei Kindern und Halberwachsenen häufig vorkommt (Flegeljahre), oder gewisse Grade übersteigen, oder gewisse auf die Dauer unerträgliche Einseitigkeiten steigern. Die ungemein beliebte künstliche Herbeiführung solcher Stimmungsbesonderheiten ist bekanntlich eine Hauptursache des Gebrauchs vieler narkotischer Mittel.

Der Ablauf der psychischen Funktionen im Rauschzustande ist erleichtert. Das Kraftgefühl, der Muskeltonus ist erhöht, der Blutumlauf gesteigert, der Blick lebhaft, die Haltung begeistert, der Gedankenablauf flott, die Empfindung energisch. Der ganze Zustand kann unter Umständen durch Suggestion auf die Umgebung ansteckend wirken. Temperamentvolle Menschen, starke Plauderer animieren jede Unterhaltung. Affektvolle Redner, Schauspieler, Musiker reissen alles mit sich fort. Manche Arten künstlerischen Schaffens scheinen unter rauschähnlichen Zuständen vor sich zu gehen (Inspiration[1]). Verfügt übrigens jemand

[1]) H. Heine erzählt von sich bei Gelegenheit der Abfassung des „William Ratcliff" (1821): „Ich schrieb in einem Zuge und ohne Brouillon. Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügelschlag eines Vogels". Es kann kaum bezweifelt werden, dass die Bezeichnung „Rausch" sich von der subjektiven Gehörstäuschung des Rauschens im allgemeinen herschreibt. Diese setzt sich aus der gesteigerten Circulation (Arteriengeräusche der Ohrgefässe) und der starken Hyperästhesie zusammen. „Als ich", fährt Heine übrigens ätzend fort, „meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich mit einer sonderbaren Miene an und versicherten mir einstimmig, dass ihnen nie dergleichen beim Dichten passiert sei".

über solche Gaben, so thut er am besten, aufs äusserste damit hauszuhalten, denn es ist nicht gleichgültig, damit herumzuwerfen, da leicht grosse psychische Kraftmengen auf diese Weise zwecklos verloren gehen. Langanhaltende Ekstasen können langwierige, echte Erschöpfungszustände herbeiführen.

Hat die Umgebung eines Begeisterten den Eindruck einer erhöhten psychischen Thätigkeit desselben, so erscheint sie selbst diesem wieder als lau und teilnahmslos. Wir beobachten also häufig, namentlich bei jugendlichen Lebhaften, dass sie die Affektspannung ihres Kreises durch Ankündigungswendungen zu steigern versuchen, z. B. durch die bekannten Redensarten „Denken Sie sich", „Denken Sie sich einzig". „stellen Sie sich vor" etc.

Rauschzustände teilweise genuiner Art oder als Folgezustände aussergewöhnlicher Gemütsbewegungen sind auch eine Quelle der eigentümlichen Erscheinungen, die man als pathologische Lüge, als Jägerlatein u. s. w. bezeichnet.[1] Hier schiesst die erhitzte Phantasie lediglich über die ärmliche Wirklichkeit hinaus. Daher fehlt auch in diesen Fällen die für die gewöhnliche Lüge so charakteristische Absicht der Täuschung.

Temporäre Rauschlaunen treten ferner häufig auf, wenn bestimmte Unlustgefühle oder stark affektive Spannungen überhaupt plötzlich beseitigt werden, wenn wir z. B. ein gefürchtetes Examen bestanden, eine schwierige Situation durchgekämpft haben u. s. w. Hierher gehört auch der Spieler-, Alpinisten-, der Recordkitzel, und ferner das bei jugendlichen Personen oft sehr starke Glücksgefühl in der Rekonvalescenz von schweren und langdauernden Krankheiten (Typhus, abheilende chronische Leiden). Hier wirkt schon das blosse, lange entbehrte Gesundheitsgefühl, welches wir gewöhnlich doch gar nicht wahrnehmen, berauschend. Die eigentümlichen oft angenehmen Erregungszustände während bestimmter Erkrankungen, z. B. im Fieber, bei rasch verlaufender Phthise müssen wohl als Vergiftungserscheinungen, durch abnorme Stoffwechselvorgänge bedingt, betrachtet werden.

Eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist fernerhin die temporäre Depressionslaune. Sie bildet einen fast regelmäfsigen Bestandteil des allgemeinen Krankheitsgefühls. Schon wer Zahnweh hat, wird meistens schlecht gelaunt sein. Der Kranke ist leicht unleidlich, empfindlich, gereizt u. s. w., zieht sich die Krankheit in die Länge, so wird er oft grämlich, d. h. die accidentelle Depression geht in die habituelle über. Zum Zustandekommen der einfachen Depressionslaune gehört eine gewisse Sensitivität, wir finden die Erscheinung daher gewöhnlich bei Kindern, Frauen, alten Leuten und Nervenpatienten. Ebenso wie bei

---

[1] A. Delbrück, Die pathologische Lüge. Stuttgart 1891.

der chronischen Depression scheinen hier besondere, vielleicht ebenfalls chemisch-toxische Einflüsse hinein zu spielen, und es steht die Stärke des Affekts nicht in direktem Verhältniss zur Bedeutung der einwirkenden Widrigkeit. Im einzelnen Falle wird sich natürlich darüber streiten lassen. Diese Depressionslaune äussert sich besonders in zwei sehr häufig in einander übergehenden Formen, einer mehr melancholischen, in welcher das klagende, und in einer mehr cholerischen, in der das anklagende Moment vorwiegt. In letzterem Falle wird eine aggressive Neigung des Deprimierten zum Vorschein kommen, im ersteren nicht. Die Depressionslaune nimmt deshalb eine besondere Bedeutung für sich in Anspruch, weil namentlich diese Form nicht bloss für den Betroffenen eine Rolle spielt, sondern auch seine Umgebung stark in Mitleidenschaft zu ziehen pflegt. Individuen mit häufigen und starken Depressionslaunen können ein wahrer Alp für Hausgenossen, Untergebene, unpsychologische Ärzte u. s. w. werden. Viele davon sind vortrefflichen Charakters und besitzen oft grosse Vorzüge, das Unglück aber ist, dass bei ihnen nichts von Überlegung, sondern alles von Stimmung abhängt; sie selbst sind, obgleich im Augenblick Beute ihrer Erregung, beim Wechsel des Affekts über den Sachverhalt vollständig klar. Geschah nun jetzt auf der einen Seite zu viel, so geschieht es leicht auch auf der andern. Und so schwanken viele solche Launische ihr Leben lang zwischen krankhafter Güte und krankhafter Härte (Forel).

Eine weitere Form der accidentellen Laune sind die Erschöpfungslaunen.

Bei jeder grösseren anhaltenden Inanspruchnahme unserer Thätigkeit, ob körperlich oder geistig, fühlen wir nach einiger Zeit, dass wir müde werden. Dieses Gefühl kann unterdrückt werden oder es kann von selbst wieder verschwinden, kehrt jedoch bereits nach kürzerer Zeit wieder, und wir thun dann gut, seiner Mahnung zu folgen und aufzuhören. Zwingen wir uns dennoch zu weiterer Anstrengung, so leidet erstens manchmal die Qualität unserer Leistung, zweitens aber kommt bald ein Zeitpunkt, wo es wirklich nicht mehr geht: wir sind erschöpft. Nach schweren Muskelanstrengungen sind wir nur noch schwer imstande, uns zu bewegen, zittern, haben das Gefühl äusserster Schwäche, verlieren das Gleichgewicht, werden blass, atmen schwer und sinken schliesslich um. Nun giebt es nicht ganz selten Leute, welche dieses Bild mit allen subjektiven und vielen objektiven Zeichen darbieten, ohne dass irgend eine nennenswerthe oder überhaupt eine Anstrengung vorausgegangen ist. Ein solcher Erschöpfungskünstler erwacht vielleicht schon am Morgen nach reichlicher Nachtruhe und ohne jede nachweisbare Ursache mit der Empfindung der grössten Zerschlagenheit. Während bei jedem ausgeruhten, sonst gesunden Menschen

sich am Morgen der normale Bewegungsdrang durch kräftiges Strecken und Recken des Körpers anzeigt und zum alsbaldigen Aufstehen auffordert, hat ein solchergestalt Erschöpfter das dringende Bedürfniss in absoluter Ruhe zu verharren. Rätselhaft bleibt indess, dass dieser Zustand auch nach noch so sehr verlängerter weiterer Ruhe sich nicht ändert, sich sogar noch verschlimmern kann. Kurz nach dem Aufstehen ist die Bewegung noch bleiern, die Stimmung gedrückt, das Frühstück kann nur mit Überwindung eingenommen werden. Ist jedoch der Betreffende erst einmal eine halbe Stunde in der frischen Luft, so wird er zu seinem Erstaunen bemerken, dass er eigentlich gar nicht müde ist, dass er sogar immer munterer wird, und er wird vielleicht sogar imstande sein, jetzt eine körperliche Leistung ohne Beschwerde zu vollbringen, welche für sehr viele andere, immer gut disponierte Leute möglicherweise eine Strapaze bezeichnen würde. Nichtsdestoweniger kann der Zustand im Augenblick wiederkehren: ein Eindruck, eine Widerwärtigkeit, eine kurze Ablenkung oder Pause, und unser Mann wird wieder blass, einsilbig, es fällt ihm nichts mehr ein, und wenn er sich auch die grösste Mühe giebt, es zu verbergen, so entgeht es uns doch nicht, dass er am liebsten ungeschoren bliebe. Käme aber z. B. in diesem Augenblick ein Erdbeben, so könnten wir versichert sein, dass er mit grosser Energie aufspringen, sofort alles Erforderliche thun, Andern beispringen, sich selbst in Sicherheit bringen würde u. s. w.

Wir haben in der Erschöpfungslaune ein eigentümliches Beispiel von Parästhesie vor uns: der Befallene hat Organgefühle, welche ihm einen Ermüdungszustand vortäuschen. Er fühlt etwas, was die grösste Ähnlichkeit hat mit dem, was er sonst als Müdigkeit anzusehen sich gewöhnt hat, die Stärke dieser abnormen Empfindung erscheint ihm deshalb als Mafsstab seiner Erschöpfung. Es ist nun erheiternd, dass hier gerade das hilft, was das Unzweckmässigste zu sein scheint, nämlich eben die Bewegung, wodurch allmählich normale Muskelgefühle erzeugt werden. Übrigens leistet auch eine kalte Abreibung oder Douche durch Verdeckung der abnormen Empfindungen mit starken peripheren sensiblen Eindrücken denselben Dienst.

Ähnlichen Irreführungen sind wir überhaupt öfter unterworfen. Der grösste Gaukler in dieser Beziehung ist bekanntlich der Alkohol, selbst dann, wenn er weder berauschend, noch betäubend wirkt. Trinkt jemand zum Beispiel „gegen die Winterkälte“ einen Liqueur, so ist das eigentlich sinnlos, insoweit eine örtliche Wirkung gegen die Kälte erwünscht ist. Der concentrierte Alkohol reizt die Magenschleimhaut ziemlich stark, wie er ja auch die andern Schleimhäute reizt. Dieses Gefühl des „Brennens“ wird psychologisch in einer grotesken Weise umgedeutet und dadurch die Einbildung des Warmwerdens erzeugt. Mit

der allgemeinen Gefässwirkung des Alkohols verhält es sich freilich anders, doch bedeutet auch hier bekanntlich die Heizung keinen Zuwachs an Wärme, sondern im Gegenteil einen Verlust, da eben diese „belebende“ Wärme den Organismus durch Ausstrahlung verlässt.

Wir haben eben gesagt, dass sich Depressionslaunen gern zu allen möglichen Krankheiten gesellen. Bei Erschöpfungslaunen kommt dies auch vor; treten erstere besonders leicht zu körperlichen Schmerzzuständen aller Art, so gesellen sich diese häufig hinzu, wenn des weiteren die Vorstellung der Machtlosigkeit sich sehr stark aufdrängt.

Ein sehr gutes Beispiel hierfür ist die sogenannte Seekrankheit. Alle Beobachter sind darin einig, dass es keine gut charakterisierte pathologische Affektion giebt, die so sehr von der Stimmung abhängig ist, als gerade diese. Damit soll selbstverständlich nicht in Zweifel gezogen werden, dass das Gesamtkrankheitsbild der Seekrankheit als Kinetose als solches unabhängig existiert. Die Beobachtung lehrt aber, dass die meisten Beschwerden der Seekrankheit nicht von dem Übel selbst herkommen, sondern von den begleitenden, scheinbaren Erschöpfungszuständen.

Während jeder andere Kranke, selbst wenn er in den letzten Zügen liegen sollte, doch immer mit einer gewissen, wenn auch subjektiven Berechtigung erwarten kann: „es wird jetzt besser“, muss sich der Seekranke doch sagen, dass sich die Sache vorläufig ja gar nicht ändern kann. Entrinnen kann er nicht, er muss sich also, wie der oft sehr sinnreiche Sprachgebrauch ganz richtig verlangt, „übergeben“. Je mehr sich nun diese Vorstellung der absoluten Widerstandslosigkeit Geltung verschafft, um so grösser wird auch der psychische Bankerott. Daher das Gefühl tiefster Ohnmächtigkeit und infolgedessen die Erschlaffung der gesamten Muskulatur, die elende Haltung, der matte Blick, die dumpfe Verzweiflung. Dagegen ist wieder bekannt, dass, wie bei keiner anderen Krankheit, gerade gegen die Seebeschwerden das Sichzusammennehmen Wunder wirkt, wenn auch, wie ich zugeben will, nicht jedesmal und nicht bei jedem. Wer sonst z. B. wenig oder gar nicht leidet, kann, wenn er einmal wirklich krank an Bord geht, schwer zu laborieren bekommen. Dagegen kann, wer sonst gelitten hat, das nächste Mal glatt durchkommen, wenn er eine lustige Reisegesellschaft findet. Wie gross die Gewalt der Vorstellungen auf den Verlauf der Seekrankheit ist, ersieht man aus dem Einflusse, den manche Zwischenfälle hierauf ausüben; wir wollen nicht einmal an einen Schiffbruch denken, bei welchem, wie berichtet wird, die Seekrankheit überhaupt fast ganz verschwinden soll, sondern es braucht an Bord jemandem nur etwas wegzukommen oder ein besonders hübsches Mädchen entdeckt zu werden, so ist der ganze Zauber bei dem Beteiligten manchmal wie weggeblasen.

Hiermit steht auch im Einklange, dass das Ausbrechen der Seekrankheit durch vorgängige hypnotische Beinflussung hintangehalten werden kann. Dass übrigens bei längerer Andauer des Übels, z. B. durch zu geringe Nahrungsaufnahme, schliesslich echte Schwächezustände auftreten können, ist selbstverständlich.

V. Die Laune als Stimmungswechsel.

Jede Stimmung besitzt im allgemeinen eine gewisse Beharrung, eine vis inertiae. Sie räumt nicht ohne weiteres vor einer andern, neu auftauchenden das Feld, sondern sie behauptet sich gemeinhin vorläufig und lässt sich erst allmählich von ihrer Nachfolgerin ablösen. Wir sind, von bestimmten einzelnen Fällen natürlich abgesehen, für gewöhnlich nicht im stande, von der einen Gefühlsregung unvermittelt in die andere überzugehen. Meistens drängt sich erst allmählich die neue Stimmung durch, und die alte verschwindet ebenso erst nach und nach gänzlich. Wenn ich einen einigermaſsen grösseren Verdruss habe und dann plötzlich eine freudige Nachricht erhalte, so werde ich mich gemütlich meist nicht im Augenblicke auf diejenige Gefühlsintensität einstellen können, welche die neue Stimmung eigentlich beanspruchen könnte.

Davon giebt es Ausnahmen.

Einmal gelingt es durch psychische Schulung, diesen unmittelbaren Stimmungsumschlag, dessen Herbeiführung anfänglich meistens unter Unlust und als fremdartig empfunden wird, dort, wo er z. B. kulturell für manche Berufszweige oder im Dienste gewisser Aufgaben unabweisbar nötig ist, künstlich herzustellen (Drill). Ferner giebt es Zustände, in denen der brüske Stimmungswechsel sogar physiologisch ist. Schon vorhin sahen wir bei der Betrachtung des Kindes, dass hier ein unvermitteltes Abbrechen und Umschlagen von Affekten, selbst hochgradigen, etwas ganz gewöhnliches ist, ja, dass erzieherisch sogar damit gerechnet werden kann. Auch giebt es Individuen, meist von nervös erblicher Belastung, welche diesen Zug das ganze Leben hindurch beibehalten. Wenn zum Beispiel jemand, der grade mit der Pflege eines teuren, bedenklich erkrankten Angehörigen beschäftigt ist, durch eine Unterhaltung von wenigen Minuten so abgelenkt wird, dass er den Kranken völlig vergessen zu haben scheint, so wundern wir uns mit Recht. Es wäre aber zum Beispiel sehr unrecht, hier womöglich den Vorwurf der Herzlosigkeit erheben zu wollen, was leicht geschieht, denn wenn in diesem Augenblicke die Krankenschwester eine ungünstige Nach-

richt von dem Patienten überbringt, so wird uns der vielleicht stürmisch ausbrechende, unverkennbar aufrichtige Jammer unseres Partners sofort eines besseren belehren.

Wir müssen in solchem Falle wohl annehmen, dass diese Eigentümlichkeit aus dem kindlichen Alter einmal ausnahmsweise ins reifere mit hinübergenommen worden ist, und wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir die Möglichkeit zulassen, dass es hier auch weiter so bleiben wird. Wir werden also den Fall als „psychischen Infantilismus" auffassen.

Wir nennen ein solches vollständiges Untertauchen ausgedehnter Anteile eines bestimmten gegebenen Vorstellungskomplexes Dissociation. Eine solche Dissociation wird um so wirkungsvoller sein, je ungemischter der der betreffenden neuen Vorstellung (resp. dem Rest des alten Vorstellungskomplexes) anhaftende besondere Affekt ist. Eine sehr starke Dissociation ist zum Beispiel die bekannte Traumdissociation. Im Traume ereignen sich bekanntlich oft Dinge, die gegen alle Kleiderordnung sind. Das kommt daher, dass beim Ablauf der Traumbilder, welcher übrigens häufig noch dazu ein ungemein rascher ist, bei weitem schneller, als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, viele Vorstellungen ihren eigenen Affekt ganz uneingeschränkt mitbringen, es fehlt daher im Traume auch häufig die „Concurrenz der Pflichten."

Ausserordentlich kräftig ist ferner die hypnotische Dissociation, welche wegen ihrer Nachhaltigkeit sich so sehr zu Heilzwecken eignet. Im praktischen Leben wichtig ist ferner die Dissociation des Trostes. Die Kunst zu trösten beruht zunächst auf der Kunst abzulenken. Weiterhin kommt es aber neben dem neuzuschaffenden Vorstellungsinhalt auf eine allgemein affektive Wirkung an.

Wir alle kennen aus eigener psychologischer Erfahrung die Ablenkung besonders durch ihre wohlthätige Wirkung als Ausgleich zu hoch gespannter Affekte. Wer Verdruss gehabt hat, sucht, wenn er kann, sich zu zerstreuen. Jeder wählt zur Korrektur Eindrücke, mit denen bei ihm erfahrungsgemäss entgegengesetzte besonders einheitliche Stimmungshintergründe verknüpft sind. Der eine greift in die Saiten, der andere nimmt eine Prise, und der dritte ist zufrieden, wenn er den Mund voll frischer Bergluft bekommt.

Das Heer der Stimmungswechsellaunen und ihre Herkunft ist unübersehbar, es wäre daher unmöglich, dieses Thema auch nur einigermaſsen vollständig behandeln zu wollen. Wir beschränken uns deshalb auf einige häufig vorkommende und leicht zu erkennende Abarten.

Als Einzelfall von unvermitteltem Stimmungswechsel haben wir bereits vorhin den Affektumschlag bei allzu starker Spannung eines bestimmten Grundaffekts angeführt. So wird z. B. der freudige Rausch-

zustand dem Betroffenen leicht plötzlich unangenehm, wenn die gedachte Erregung ein bestimmtes Maſs überschreitet und zu Erscheinungen führt, die das Abnorme, Krankhafte verraten und so dem Individuum selbst zum Bewusstsein bringen. Junge Dilettantinnen z. B., die sich mit Leidenschaftlichkeit in ein Musikstück hineinspielen oder -singen, können plötzlich in Thränen ausbrechen, wenn sie gewahr werden, dass sie sich „nicht mehr halten", z. B. im Tempo nicht mässigen können, und dass der ganze Vortrag anfängt, drunter und drüber zu gehen. Wer in der Lebhaftigkeit sehr rasch zu sprechen gewohnt ist, oder in Geschwindigkeit präcipitierte Bilder- oder Schlussreihen abrollen lässt, wird leicht sehr böse, wenn er merkt, dass vielleicht kein Mensch in der Eile etwas davon verstanden hat. Diese Erscheinung ist ein sehr gesundes Zeichen, denn sie führt den Beteiligten oft zur Selbstbeobachtung, d. h. zur Kritik, und letztere kann allein im stande sein, solche peinliche, oft unnütze, selbst schädliche Erscheinungen in Zukunft hintanzuhalten, wenigstens zu beschränken.

Ferner beobachtet man auffallenden Stimmungswechsel, wenn zwei verschiedenartige Launen rasch in einander übergehen, z. B. eine Rauschlaune in einen Erschöpfungszustand und dergleichen. Auch kann hier der Umschlag ein mehrfacher sein, also erst A, dann B, dann wieder A u. s. w.

Weiterhin gehört hierher ein psychischer Vorgang, welcher vulgärpsychologisch sehr gut bekannt ist und gewöhnlich mit dem Ausdruck „Illusion" belegt wird. Da dieser aber in der wissenschaftlichen Psychologie schon anderweitig in Verwendung ist, und zwar für die Umdeutung von Wahrnehmungen (als besonderer Fall von Sinnestäuschung), so ist es vielleicht passender, ihn hier als Erwartungstäuschung zu bezeichnen.

Wenn jemand z. B. mit Hilfe der zahllosen Reisehandbücher oder der glänzenden Feuilletons irgend eines routinierten Reiseschriftstellers etwa eine Gebirgsreise sich zusammenstellt, so wird er, je besser er vorbereitet ist, naturgemäss in der Erwartung einer um so grösseren Menge der verschiedensten Herrlichkeiten schweben. Nun ereignet es sich aber zufällig, dass z. B. das Wetter gerade zu dieser Zeit sehr schlecht sein muss, die Strassen unwegsam, die Verbindungen unterbrochen sind, der Nebel keine Aussicht gestattet u. s. w. Dann erfährt man vielleicht, dass der erhoffte besondere Leckerbissen jetzt nicht zu haben ist, die Verpflegung, das Unterkommen ist mangelhaft, zum Überfluss bekommt man etwa noch falsches Geld eingewechselt, alle Augenblicke läuft dem Touristen möglicherweise ein trauervoll gestalteter Cretin über den Weg u. s. w., alles Dinge, von denen in dem betreffenden Reisefeuilleton nichts angedeutet worden war. Die Hauptursache, warum in solchen Fällen die Stimmung oft ganz erbärmlich heruntergeht, liegt nun darin,

dass man gleich zu Anfang so viele Dinge gesehen hatte, die nicht da waren. Dagegen wird vielleicht der Reisegefährte, welcher nicht einmal recht weiss, wo er eigentlich ist, der nichts erwartet hatte, die Sache viel unbefangener auffassen, die Situation nehmen, wie sie ist und sich sehr gut dabei amüsieren.

Wir begegnen also hier der Phantasie als launenerzeugendem Faktor. Phantasie ist eine besonders unter Beteiligung starker Gefühlstöne sich vollziehende Verkettung von Vorstellungsbildern. Wir werden also solche phantastische oder Enttäuschungslaunen meistens bei Gefühlstypen antreffen, also Frauen, Kindern, Schwärmern u. s. w. Die Erwartung wird um so gespannter sein, je stärker das phantastische Element zur Geltung kommt. Wir müssen uns hier wieder an das Genie erinnern, die genialen Launen sind oft deshalb so aussergewöhnlich, weil beim Genie die Erwartung sich sehr leicht sehr hoch versteigt. Hatten wir bei der Tierpsychologie gesehen, dass beim Tiere die Intelligenz eine grosse Rolle bei den launischen Erscheinungen spielt, so finden wir, dass beim Menschen das Gleiche für die Phantasie gilt. Beides hat seinen Grund darin, dass zum Zustandekommen von Launen die psychische Entwickelung eine gewisse Höhe erreicht haben muss. Die Laune ist eine Begleiterscheinung nicht einfacher, sondern komplicierter psychischer Vorgänge.

Beim Menschen wirkt die Intelligenz, wenn sie sich als Kritik auf die Erfahrung stützt, ganz entschieden dem Auftreten der Erwartungstäuschung entgegen. Wir sehen, dass sich nüchterne, lebenskundige Personen gar keine „Illusionen" machen und die ganze Erscheinung pflegt deshalb mit zunehmendem Lebensalter immer mehr in den Hintergrund zu treten. Die Erwartungstäuschung wird daher vorwiegend in der Jugend und bei solchen Individuen anzutreffen sein, welche nicht in der Lage sind, viele eigene Erfahrungen sammeln zu können.

Ziegler[1]) führt die Ursache der Launenhaftigkeit (abgesehen von den pathologisch bedingten Launen) auf „schlechte Erziehung und Gewöhnung" zurück. Wir bemerken bei Gelegenheit dieser Enttäuschungserscheinungen, dass dies nicht gut der Fall sein kann. Solche Enttäuschungsstimmungen treten nämlich besonders dort häufig auf, wo die Erziehung vorwiegend eine moralisch-ästhetische gewesen ist. Moral und Ästhetik liegen an sich nicht in Welt und Natur, sondern werden erst von der Psyche hineingetragen; sie bilden die kostbarsten Errungenschaften des Menschen, sie sind es, die ihn eigentlich zu dem gemacht haben, was er ist. Die moralisch-ästhetische Erziehung ist stets von allen einsichtigen Leuten für die beste gehalten worden. Und doch giebt gerade diese den Anlass zu sehr intensiven, schmerzlichen und oft für

[1]) Th. Ziegler, Das Gefühl. Stuttgart. 1893.

andere ganz unbegreiflichen Stimmungswechseln, also Launen. Wir brauchen zur Illustrierung dieses Sachverhalts nur auf die zahlreichen Vertreterinnen des zarten Geschlechts hinzuweisen, welche Muster von Herzensgüte und Feinfühligkeit sind, und zwar oft ohne alle ungesunde Sentimentalität, und welche gerade wegen dieser Vorzüge häufig so vieles Widrige im Leben auszustehen haben.

Eine grosse Gruppe von Stimmungswechsellaunen sind einfach der Ausdruck einer abnormen Labilität des Stimmungsgleichgewichts. Unter durchschnittlichen Verhältnissen befinden wir uns in einem gewissen Stimmungsgleichgewicht, es besteht bei uns ein gemischter Gefühlshintergrund, dessen einzelne Bestandteile sich gegenseitig die Wage haltend eben diesen Ausgleich darstellen. Qualificiert sich dieser Stimmungshintergrund, d. h. tritt ein bestimmtes Gefühl besonders hervor, so geht dieses Stimmungsgleichgewicht verloren und zwar um so rascher, je kräftiger die veranlassende Ursache einwirkt und je labiler die Konstellation des betreffenden Gefühlsensembles, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, sich herausstellt. Am deutlichsten und wirkungsvollsten ist diese Gleichgewichtsstörung, wenn ein einziger Gefühlston den gesamten Stimmungshintergrund allein einnimmt, wie in der oben erwähnten Traum- oder hypnotischen Dissociation, bei mafslosen Affekten, psychischen Erkrankungen u. s. w. Das Hervortreten eines bestimmten Affekts oder seines Wechsels bei hinreichend kräftiger Einwirkung einer äusseren oder inneren Ursache verstehen wir psychologisch ohne Mühe; ereignet es sich aber einmal, dass die erwähnte Gefühlskonstellation sehr locker gefügt ist, geht diese Zusammenstellung einmal besonders leicht von selbst „aus dem Leime“, so haben wir oft den Eindruck einer ganz unerklärlichen Laune vor uns. So z. B. kommt es gelegentlich vor, dass jemand, der weder fettleibig noch zu warm angezogen, noch vielleicht sonst besonders empfindlich ist, im Theater, bei einem Vortrag oder dergl., wenn die Temperatur auch nur um wenige Grade gestiegen ist, plötzlich die Hitze nicht mehr ertragen zu können vermeint, er wird unruhig, ungemütlich, äussert sein Missfallen, zieht sich zurück u. s. w. Im kleinen Mafsstabe ergeht es einem jeden ganz ähnlich; wie verschieden ist oft unser Urteil, ob es z. B. bei einem sommerlichen Ausfluge noch warm oder ob es schon heiss ist, und was wir schliesslich darüber meinen, das hängt oft von ganz andern Dingen ab als von der Temperatur.

Derartige Erscheinungen der Verschiebung des Stimmungsgleichgewichts werden nun nicht bloss durch direkte, sinnliche Eindrücke, sondern manchmal sogar durch Vorstellungen allein ausgelöst. Solche Vorgänge können dem Individuum sehr lästig werden, es leidet darunter öfters sehr und wendet sich schliesslich an den Arzt. Besonders dem

Nervenarzte sind solche Zustände wohlbekannt, sie gelten vor der Welt fast immer als echte Launen, insofern sie meist keine ernsteren Konsequenzen nach sich ziehen und dem Verständnisse unbegreiflich zu sein pflegen.

Diejenigen Vorstellungen, welche hierbei besonders in Betracht kommen, sind vornehmlich die von den Gefühlen des Zweifels, der Ratlosigkeit, besonders aber der Angst begleiteten, ferner peinliche Erinnerungen, peinliche Verbal- und Idealsuggestionen aller Art.

Ein Teil unserer psychischen Vorgänge und ihrer körperlichen Äusserungen, nämlich jene, welche sehr gut eingeübt sind, läuft dergestalt mechanisch ab, dass man nicht mehr im stande ist, die Erinnerung daran unter gewissen Verhältnissen ohne weiteres deutlich wieder zu erwecken, besonders wenn man gerade dabei stark auf etwas anderes koncentriert gewesen ist. Wer z. B. am frühen Morgen eine freudige Nachricht erhält oder einen glücklichen Einfall hat, wird gewöhnlich nicht mehr wissen, welchen Stiefel er zuerst angezogen hat, er müsste denn die Gewohnheit haben, z. B. immer den rechten zuerst anzuziehen, in welchem Falle das letztere wahrscheinlich ist. Wenn einem auf der Strasse plötzlich der Gedanke kommt, ob er auch heute morgen seine Uhr eingesteckt habe, so wird er meistens geneigt sein, diesen Zweifel durch einen Griff in die Westentasche zu lösen. Ab und zu wird sich aber doch jemand finden, der sich sagen wird: „Ich stecke meine Uhr doch jeden Morgen zu mir, warum sollte ich es grade heute unterlassen haben? Das wäre doch der äusserste Zufall. Denkbar ist es natürlich.“ In diesem Falle kann indess der Zweifel sofort behoben werden. Anders liegt es schon, wenn jemandem unterwegs der Gedanke auftaucht, ob er seine Thür zu Hause abgeschlossen hat, ob er auch wirklich zweimal herumgeschlossen hat, ob er den heute morgen aufgegebenen Brief auch frankiert hat, ob dieser wirklich richtig frankiert gewesen sei u. s. w. Hiervon kann man sich nicht sogleich, vielleicht überhaupt nicht gut überzeugen, die Sache wird also nicht so leicht ad acta gelegt werden können. Besitzt nun jemand ein labiles Stimmungsgleichgewicht, so kann ihn ein solcher Gedanke in eine förmlich quälende Gemütsverfassung versetzen, welche z. B. sein psychisch robust angelegter Gesellschafter einfach nicht verstehen wird, selbst wenn er ihm den Grund seiner Besorgnisse mitteilt.

Eine weitere Quelle solcher Stimmungsaus- und -umschläge liegt in einer übermässig kritischen Thätigkeit, häufig Grübelsucht genannt, mit welcher meistens ein höherer Grad von unangenehmer Spannung und Entschlusslosigkeit verbunden zu sein pflegt. Die Befallenen wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen, sie sind ratlos, jedem ihrer Schritte stellen sich mit absoluter Regelmässigkeit die entsprechenden Kontrastvorstellungen als Hemmungen entgegen, alles, was geschehen ist, wird

vom Standpunkte des Ungenügenden, Wertlosen betrachtet, das Selbstgefühl ist demgemäss meist gering, die Lebensfreude gründlich untergraben.

Zweifel- und Grübelneigung dürfen wir uns bis zu einem bestimmten Grade als physiologisch vorstellen; sie sind die unerlässlichen Vorbedingungen der Gewissenhaftigkeit und der Besonnenheit und sollten deshalb dort, wo sie nicht vorhanden sind, von der Erziehung geweckt werden. Über eine gewisse Grenze hinaus wird die Erscheinung jedoch lästig und krankhaft, namentlich dort, wo die Dinge, um die sich die Absonderlichkeit dreht, sehr geringfügig sind, oder wenn die Wahl des Objekts an sich eine krankhafte ist, z. B. wenn jemand den krankhaften Antrieb hat, eine bestimmte Bewegung eine bestimmte Anzahl von Malen hintereinander machen zu müssen und hinterher obendrein in den Zweifel verfällt, er könne sich verzählt haben u. s. w.

Eine grosse Reihe von peinlichen Launen sind die Folge von ängstlichen, schreckhaften, ekelhaften Erinnerungen. Wer einmal einen Eisenbahnunfall erlebt, einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde oder Rade hinter sich, im Verlaufe einer chronischen oder recidivierenden Krankheit ein bedrohliches Symptom überstanden hat, verfällt leicht der unangenehmen Erwartung, es könne sich eine zweite Entgleisung, ein neues Unglück beim Reiten, eine Wiederkehr der beängstigenden Zufälle ereignen. Das Radfahren würde er vielleicht aufgeben können, auf das Eisenbahnfahren wird er schon schwerer verzichten können, die beängstigende Krankheitserscheinung wird er — möglicherweise — gar nicht in der Gewalt haben. Je weniger nun der Mensch in der Lage ist, dem Schicksal Einhalt zu thun, desto grösser ist die Gefahr, dass, wenn er sich solchen Einflüssen hingiebt, derartige Erinnerungsbilder und ihre nie ausbleibende psychische Verarbeitung sich in förmliche Gespenster umwandeln, welche ihm plötzlich erscheinen und ihm in jeder Situation und Umgebung die Stimmung augenblicklich gründlich verderben können. Ja, nicht einmal eine eigentliche Erinnerung ist dazu notwendig, schon eine Erzählung, selbst eine blosse Vorstellung, gleichgültig ob auto- oder allosuggeriert, genügt, um sich auf prädisponiertem Boden jeder Zeit zu solcher Giftpflanze auszuwachsen. Wenn ein junger Seeheld in Gegenwart eines zarten jungen Mädchens erzählt, wie sein Freund vor seinen Augen von einem Haifische verschluckt worden sei, so und so lange im Bauche des Ungetüms gezappelt und wie das ausgesehen habe, oder wenn ein Redakteur eines kleinen Blattes die jämmerliche Ente loszulassen sich bemüssigt sieht, da und dort lebe eine Frau, die seit zehn Jahren einen lebendigen Frosch im Magen beherberge, dessen Larve sie einst mit einem Trunk Wasser hinuntergeschluckt habe, und wenn nun dem jungen Fräulein jetzt noch etwas leichter übel wird, und das ältliche, welches die Zeitungsnotiz gelesen hat, im Gedanken an den

fürchterlichen Frosch noch etwas schlechter schlafen kann als sonst, so wird das ein starker Kopf allerdings unbegreiflich finden.

Eine ganz ausserordentliche Gemütserschütterung entsteht, wenn sich jemandem eine Vorstellung unaufhörlich aufdrängt, deren Verwirklichung er grade ganz besonders zu fürchten geneigt ist.

Das häufigste Beispiel hierfür ist der sehr verbreitete Höhenschwindel. Einer steht auf einem reichlich meterbreiten Felsenbande, unter dem es aber einige hundert Fuss tief klafft; er möchte beileibe dort nicht abstürzen. Aber weil er dies eben so dringend nicht wünscht, deswegen zieht es ihn so infam hinunter. Eigentlich muss er sich doch sagen, dass er gar nicht abstürzen kann. Wie sollte er denn dazu kommen? Trotzdem kann er sich des oft mit ungemeiner Gewalt auf ihn einstürmenden, je nach seiner individuellen Autosuggestion bald dunkler, bald deutlicher ausgestalteten Bildes des eventuellen Unfalls nicht erwehren.

Die Mutter liebt ihr Kind über alles. Eben hat ein Messer auf dem Tisch gelegen. Die Frau schaudert bei der Association „Messer — Kind".

Werden Heranwachsende bei der Erziehung etwa mit „Gespenstern" stark geschreckt, z. B. durch faule Dienstboten, so behalten sie manchmal bekanntlich eine ungewöhnliche Ängstlichkeit bis in ein Alter, in dem es höchst lästig und peinlich für die Umgebung wird. Man kann dann aufklären, so viel man will, die Betroffenen wissen ganz gut, dass es Unsinn ist, sich im Dunkeln zu entsetzen, abends am Kirchhof nicht vorbeizugehen, kurzum, sie haben vollständige Einsicht in die Ungegründetheit ihrer Besorgnisse, es bleibt aber vorläufig noch ein Rest übrig, welcher gewissermafsen organisch geworden ist, der sich nicht „ausreden" lässt, förmlich einen Teil der betreffenden Individualität ausmacht. Dieser kann bleiben, kann allmählich nachträglich verschwinden, kann unter Geduld künstlich ganz oder theilweise entfernt werden. Wir haben in der Gespensterfurcht eine künstlich erzeugte Zwangsvorstellung vor uns.

Es ist übrigens zum Zustandekommen der lästigen Reizerscheinung nicht direkt notwendig, dass die beängstigende Vorstellung selbst hervortaucht, sondern es genügt schon, dass eine Vorstellung ins Bewusstsein tritt, mit welcher das gefürchtete Bild irgendwie associiert ist oder selbst bloss einmal associiert war. Der Affekt kann auf eine sonst gleichgiltige Vorstellung, welche sich mit dem fatalen Bilde irgendwie vergesellschaftete, förmlich überwandern. Im Falle des Höhenschwindels sehen wir direkt, was im Menschen vorgeht und was jenen peinlichen Stimmungswechsel hervorrief, in andern Situationen aber können wir es uns oft auch nicht im geringsten vorstellen, da die Eindrücke und Gedankenverknüpfungen zahllos sind. Hier ist selbst dem Befallenen der Zusammenhang gewöhnlich verborgen. Je mehr nun ein wirklicher

Anlass des Stimmungswechsels zu fehlen scheint, und je stärker die neu eingetretene Stimmung affektiv betont wird, desto mehr werden wir den Eindruck einer ganz abscheulichen Laune bekommen können, zumal. wenn der Betreffende auch nicht einmal einen scheinbaren Grund dafür anzugeben weiss. Die besten Beispiele hierfür liefern uns wieder die genialen Menschen. Das ganze unendliche Heer der „Idiosynkrasien" gehört hierher. Selten ist, wer gar keine hat, der eine scheut dies, der andere jenes.

Werden uns die beteiligten psychischen Vorgänge in ihrer Gesamtheit klar, was bei der ärztlichen Behandlung zuweilen sich herausstellt, so kann für uns die ganze Angelegenheit auch hier ebenso durchsichtig werden, als beim einfachen Höhenschwindel.

Die Stimmungswechsellaune wirkt, wie gesagt, um so befremdender, je affekttiefer die neue Stimmung sich darstellt. Gerade bei den Erscheinungen der Zwangsidee, welche oft durch ungemein starke affektive Betonung charakterisiert sind, wird die Sache oft äusserst auffallend. Freilich giebt es auch viele zahme Zwangsideen, von welchen man nicht besonders Aufhebens zu machen braucht. Da existiert z. B. eine gewisse Affektion, welche mit dem für das liebe Rindvieh schmeichelhaften Namen Taurophobie oder Rinderfurcht belegt worden ist, und welche besonders bei Grossstadtdamen nicht selten auftritt. Die Erscheinung ist zweifellos die Silhouette einer Zwangsidee. Kommt eine solche Dame aufs Land, z. B. in eine Gegend mit starker Rindviehzucht, so machen ihr die allenthalben sich frei umhertreibenden Ochsen und Kühe in ihrer urwüchsigen Stämmigkeit einen peinlichen Eindruck. Man wünscht, die Tiere möchten nicht treten, nicht stossen u. s. w., grade deswegen ist man aber darum besorgt. Nun drängen sich die ungeschlachten Gesellen vielleicht in dummer Neugier an den Fremden heran, wollen betteln, geifern stark, schnuppern, sind sehr schmutzig, brüllen misstönend, schlagen achtlos mit den Schwänzen um sich, glotzen blöde umher und sind oft so träge, dass sie auf den schmalen Alpenstrassen dem Wanderer manchmal erst auf eine nachdrückliche Aufforderung hin Platz machen. Es kann also gelegentlich einmal vorkommen, dass bei einer fein organisierten Dame ein dummer, harmloser Ochse den Eindruck einer bedrohlichen Bestie hervorruft. Sie wird dann den Rindern möglichst aus dem Wege gehen und leicht ärgerlich werden, wenn sie etwa im Freien plötzlich von einer Kuhglocke in der Nähe überrascht wird. Grosses Gewicht aber wird sie in den weitaus meisten Fällen der Sache nicht beilegen. Tritt ihr z. B. auf einem Stege einmal ein Stück Vieh entgegen und will sie etwa zu ihrem drüben spielenden kleinen Kinde gelangen, so wird sie das Tier, wenn sonst niemand in der Nähe ist, wenn auch mit dem Gefühl des Missbehagens, selbst verscheuchen oder bei Seite schieben, (selbstredend in verständiger Weise.

d. h. nicht etwa z. B. durch einen unvorsichtigen oder gar mitleidslosen Steinwurf, wodurch jedes Tier erschreckt oder selbst gereizt werden kann).

In solchen Fällen ist also die Erregung gewöhnlich keine sehr grosse, in anderen dagegen kann sie ein sehr hohes Maſs erreichen. Ja, es kann selbst vorkommen, dass die Affektion geradezu bedenklich wird, hier würde dann unsere Begriffserklärung, welche verlangte, dass die psychische Anomalie keine grosse Tragweite haben solle, anfangen uns zu verlassen. Dass Menschen einzig und allein infolge des Schwindelgefühls abstürzen können, ist nicht zu bezweifeln, dass sie in einem Anfalle von Gespensterfurcht sich und andere durch Kopflosigkeiten schwer schädigen können, ist ebenfalls beobachtet worden. Hin und wieder mag ein rätselhafter Selbstmord auf das Conto dieser Kategorie zu setzen sein, sind doch die Associationsfäden des psychischen Mechanismus oft unentwirrbar. Im allgemeinen aber muss gesagt werden, dass solche bedenkliche Ausgänge verhältnismässig sehr selten sind. Es möge also gestattet sein, die interessante und verbreitete seelische Gleichgewichtsstörung bei der Laune zu belassen, wohin sie in den meisten Fällen auch nach dem Eindrucke des Laien gehört.

Was bei der Stimmungswechsellaune sich veränderte, war die Qualität eines bestimmten Affekts. Es kann aber bei launenartigen Erscheinungen auch lediglich die Stärke eines solchen wechseln. Man kann diese Form vielleicht passend als Stimmungsausschlagslaune bezeichnen. Wir beobachten z. B., dass ein Gast, der schlecht bedient wird, auf einmal ohne weitere Verhandlungen alles stehen und liegen lässt und sich entfernt, wie ein sonst mittelmäſsiger Kegler plötzlich mehrere verblüffend gute Würfe nach einander thut, ein schwacher Redner unversehens die treffendsten Worte findet. Diese Erscheinungen ähneln den accidentellen Launen, man wird sie häufig als Reizungs- oder Rauschzustände auffassen können, sie unterscheiden sich aber insofern von diesen, als bei ihnen nicht der Stimmungshintergrund das wesentliche ist, sondern eben der Wechsel in der Stärke des (sich sonst gleichbleibenden) Affekts. Diesen Launen wohnt manchmal eine gewisse Bedeutung inne, da der Moment eines starken Affektzuwachses häufig etwas entscheidendes bezeichnen kann. Er verhält sich gleichsam wie ein psychischer „status nascendi“, wie er übrigens auch häufig bei den schroffen physiologischen (nicht launischen) Stimmungswechseln zum Vorschein kommt, und in welchem die psychische Kraft besonders leicht Wirkungen zeitigen zu können scheint. Hierzu gehört das ernstgemeinte Versprechen „goldner Berge“ für Hilfeleistung in

einer schwierigen Lage, das vorschnelle Fassen thörichter, wenn auch gutgemeinter Vorsätze, deren Unausführbarkeit später zu Tage tritt, im Anschlusse an freudige oder schmerzliche Erfahrungen, die allzufeste Zuversicht zu Personen, die uns einmal bei einer Gelegenheit irgendwie imponiert haben.

Als besonders weittragend können sich die Stimmungsausschläge des Genies erweisen. Wie die geniale Production sich mit rauschähnlichen Zuständen vergesellschaften kann, so scheint die geniale Conception, noch mehr vielleicht die Intuition, sich an Stimmungsausschläge heften zu können.

Es muss zugestanden werden, dass bei dieser ganzen Abart der „Laune“ unsere Begriffserklärung wieder einigermaſsen unzureichend zu werden anfängt. Der Sprachgebrauch wird hier oft willkürlich, man wäre fast versucht zu sagen „launisch“; wir bewegen uns nun an den Grenzen der Grenzzustände, die Verflechtung mit dem Normalen wird immer inniger, die psychologische Analyse dieser Erscheinungen von anderer Richtung her lohnender, als in der von uns hier eingeschlagenen.

Zu den physiologischen Stimmungs- und Gefühlsausschlägen, welche sich dem Anomalen mehr oder weniger nähern können, gehört das Phänomen des Sichverliebens. Der rein seelische Faktor dieses merkwürdigen Vorgangs ist wie die meisten starken Gefühlsschwankungen überhaupt bekanntlich gewöhnlich an ein bestimmtes, jugendliches Alter gebunden und wird in der Regel durch sehr besondere oder sehr feine Suggestionen von Individuum zu Individuum ausgelöst oder begünstigt. Nun lehrt die Beobachtung, dass besonders starke Gefühlserregungen, -umschläge und -ausschläge, welcher Schattierung sie auch immer seien, besonders leicht Anlass zu plötzlichen kräftigen Affektsteigerungen zu geben vermögen. Sie bilden oft einen förmlichen Katarakt, in welchem Männerstolz und Frauenwürde miteinander zum Zerschellen gebracht werden können.

Es ist höchst eigentümlich, dass die Liebe, trotzdem sie oft so blind ist, doch wieder keine Nebensachen zu kennen scheint. Das Vorherrschen dieser Detailsuggestion erklärt sich aber grade aus der Persönlichkeit der Auswahl: je individueller der Geschmack ist, um so mehr geht das Artinteresse in das persönliche Interesse über; das letztere hängt stets mehr am einzelnen, das erstere mehr am allgemeinen.

Es ist interessant zu sehen, in wie geschickter und feiner Weise die Mode dieses Verhältniss zu benutzen verstanden hat. Das Problem der Mode ist ein verwickeltes. Die Mode scheint verschiedene Aufgaben zu haben. Ihre Bedeutung für das Liebesleben des Menschen scheint nun teilweise darin zu liegen, dass sie dem Geschmacke des Einzelnen bald in dieser, bald in jener Weise, jetzt etwa durch Hebung dieses Teints, dann wieder jenes Wuchses, heute durch Verdeckung dieser, morgen jener

Unvollkommenheit zu Hilfe kommt, kurz das Einzelne so weit als möglich zur Geltung zu bringen strebt. Daraus folgt, dass die Mode dem Wechsel unterworfen sein muss, denn es muss und will jede Einzelheit einmal berücksichtigt sein, es können es aber natürlich nie alle zu gleicher Zeit werden. Damit übt die Mode wieder einen nivellierenden, antipersönlichen, in gewisser Hinsicht moralisierenden Einfluss auf die Gemüter aus. Man hört dieses Verhalten der Mode im Leben manchmal als „Laune der Mode“ bezeichnen.

In einer eigentümlichen Beziehung zur Stimmungswechsellaune steht der Humor. Insofern er an sich oft Ausdruck eines Stimmungswechsels ist, gehört er selbst zur Laune. Das für den Humor charakteristische liegt indess vornehmlich darin, dass er eine gemischte Laune darstellt, da in ihm sowohl ein Lust- als ein Unlustgefühl vertreten sein muss: der Humor weint bekanntlich mit dem einen Auge und lacht mit dem andern. Die beiden Stimmungsbestandteile des Humors können nun in ihrem Intensitätsverhältniss zu einander wechseln, bald kann die eine, bald die andere vorwiegen. Die Wirkung des echten Humors ist immer eine wohlthuende. Er verdankt dies dem in ihm enthaltenen witzigen Elemente und seiner Harmlosigkeit. Menschenliebe, Witz und nüchterner Optimismus sind die Grundbedingungen des wahren Humors. Deswegen kann er eigentlich nie übel genommen werden, was der blosse Witz bekanntlich sehr leicht zu Wege bringt. Freilich giebt es Fälle, in denen auch der Humor unstatthaft ist.

Der Humor wirkt nun selbst wieder auf Stimmungen, eigene und fremde, und zwar stets in günstigem Sinne. Eine stark gespannte Luststimmung, die bereits den Keim der Unlust besitzt oder anderen lästig wird, wird er durch ein künstlich erzeugtes leichtes Unlustgefühl herabmindern können, er wird aber einen durch dieses etwa hervorgerufenen möglicherweise drohenden allzustarken Unlustüberschuss durch den ihm eigentümlichen speciellen Lusteffekt (eben das Vergnügen am Humor) wieder ausgleichen. Er wird also dämpfen, ohne indess zu verletzen. Auf reine Unluststimmungen wirkt der Humor in doppeltem Sinne erleichternd, einmal, indem er eine andersartig betonte Vorstellung darbietet und zweitens überdiess durch die ihm eigene besondere Lustwirkung.

Aus diesem Grunde ist der Humor auch für die Beeinflussung der Launen, sozusagen für ihre Behandlung von solchem Werte und wird von allen praktischen Psychologen mit gutem Grunde geübt. Grosse Humoristen sind Wohlthäter der Menschheit, wir erinnern an dieser Stelle nur an Wilhelm Busch und Mark Twain.

VI. Theoretisches zur Entstehung der Laune.

Warum ist der eine launisch, der andere nicht? Warum ist der Mensch überhaupt launisch?

Wir wollen uns nicht unterfangen auf diese Fragen, welche zu den heikelsten Problemen der Individualpsychologie gehören, eine auch nur einigermafsen umfassende Antwort zu geben. Dazu wäre es noch viel zu früh. Es möge hier mit einigen allgemeinen Gesichtspunkten, deren Bedeutung für unsern Gegenstand zweifellos ist, genug sein.

Eine wichtige Rolle bei zahlreichen und verschiedenartigen launischen Erscheinungen spielt ohne Frage die neuropathische Disposition des Individuums.

Die angeborene Neuropathie kann sich in mehrfacher Weise äussern, organisch-morphologisch, dynamisch und psychologisch. Meistens verbinden sich diese drei Elemente mit einander unter besonderem Hervortreten eines derselben. Eine häufige Folge der neuropathischen Disposition des Individuums ist das Ausbrechen einer Neurose, welche, wenn vorwiegend das dynamische Gleichgewicht gestört wird, als neurastheniform, wenn dagegen mehr das psychische in Mitleidenschaft gezogen ist, als hysteriform bezeichnet werden kann. Glatte Scheidungen lassen sich hierbei freilich nur selten vornehmen.

Das hauptsächlichste Symptom der Neurasthenie ist ein überaus leicht eintretendes Ermüdungsgefühl im Psychischen oder Physischen, welches die Leistungsfähigkeit des Individuums erheblich schmälern kann. Es sieht indess nicht immer so aus, als ob diese auffällige Erschöpfung eine Erscheinung sui generis wäre, man hat oft mehr den Eindruck, als wenn sie den Ausgleich auf irgendwann, kürzere oder längere Zeit oder unmittelbar vorangegangene Erregungserscheinungen darstellen wolle, daher das Auftreten der Neurasthenie nach schweren Überarbeitungen, starken Excessen, verantwortlicher Geschäftsführung u. s. w. Diese Anschauung gerät freilich ins Wanken, wenn man beobachtet, wie solche Erschöpfungszustände manchmal im Augenblick wieder verschwunden sein können, sogar infolge nur geringer psychischer Reize, ein wenig Alkohol u. s. w. Dies kann sich so erklären lassen, dass beim Neurastheniker auch der Vorgang des Ersatzes der sogenannten „Nervenkraft“ den gleichen Typus annimmt als die gesamte grobdynamische und oft auch psychische Reaktionsweise der betreffenden Persönlichkeit, nämlich den der „reizbaren Schwäche“, sodass das Gesamtbild häufig nicht wie eine Asthenie, sondern eher wie eine Latenz der Sthenik aussieht.

Es würde also bei diesem Hergange ein Übelstand den andern gewissermafsen verdecken, ähnlich wie etwa mit Hilfe eines Spornstosses

ein müdes Pferd für den Augenblick ebenso frisch oder selbst frischer zu gehen scheint als ein eben ausgeruhtes.

Es ist nicht zu verkennen, dass der Verlauf der neurasthenischen Abspannung eine gewisse Ähnlichkeit hat mit dem, was wir oben „Erschöpfungslaune“ genannt haben. Befremdend wäre nur, dass einmal ein so bekanntes, unbezweifeltes Krankheitsbild wie das der Neurasthenie mit etwas zusammengebracht werden kann, was doch eigentlich keine Krankheit genannt zu werden verdient. Hier genügt aber ein Rückblick auf das von uns bei derselben Gelegenheit über die Seekrankheit Gesagte, um klar zu legen, dass Krankheit im Auge des Laien und Krankheit im Auge des Arztes nicht dasselbe ist Gewiss ist der Neurastheniker krank, aber für den Arzt gewöhnlich in anderem Sinne als in seinem eigenen. Zweitens wurde doch oben ebenso bemerkt, dass solche Pseudoerschöpfungen auch eintreten können, ohne dass eine nennenswerthe oder überhaupt eine Anstrengung vorausgegangen ist. Wir dürfen eine Erörterung über den nicht unwichtigen Begriff des „Vorausgegangenen“ beiseite lassen. Es genügt hier festzustellen, dass der ganze Erscheinungskomplex der funktionellen Erschöpfung auch einfach durch Suggestion zustande kommen kann und zwar durch die erfolgreiche Einwirkung einer Hilflosigkeitsvorstellung mit dem vorläufig unkorrigierbaren Inhalte: „Ich kann nicht“, oder „Ich kann nicht mehr“ [1]).

Diese Art Entstehung der funktionellen Erschöpfung durch Suggestion auf ideogenem Wege schillert bereits stark ins Hysterische. Bei der Hysterie sind die Krankheitserscheinungen bekanntlich zum weitaus grössten Teile, wenn auch gewiss nicht alle, auf Suggestion zurückzuführen. Die Suggeribilität des Hysterikers verhält sich zu jener des normalen Menschen gewissermafsen extrem. Gewöhnlich ist der gesunde Mensch beeinflussbarer als der Hysteriker, aber er ist es gemeinhin nur bis zu einem gewissen Grade. Über diesen hinaus wird er unsuggeribel. Der Hysteriker dagegen verhält sich häufig zunächst gegen die Suggestion ablehnend, nimmt er indess einmal eine an, so kann dies mit einer Intensität geschehen, welche alles beim normalen Menschen in dieser Beziehung zu Beobachtende weit in den Schatten stellt. Da zahlreiche psychische Vorgänge im Menschen suggestiv ablaufen, z. B. alle jene, welche vor sich gehen, wenn wir als Teil einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppierung auftreten, so wird sich ein gewisser Gegensatz des normal Suggeriblen und des abnorm Suggeriblen herausstellen, welcher um so grösser sein wird, je ausgesprochener die betreffende

[1]) Wenn oben an einer Stelle noch eine andere Möglichkeit der Entstehung angedeutet war, so darf man nicht vergessen, dass die Grundlagen vieler nervöser Erscheinungen unter sich wieder gesetzmäfsig zusammenhängen können.

Anomalie angelegt ist und je grösser die Entfernung von dem psychischen Gesamtverhalten des betreffenden Milieu wird. Über die Art einer solchen Collision lässt sich natürlich nicht das geringste voraus entscheiden. Sie kann sich als Gleichgültigkeit, einfacher Widerspruchsgeist, Überschwänglichkeit, auffallender Enthusiasmus, kurz in allen möglichen Formen und Färbungen zeigen und wird dann sehr häufig als „Laune“ aufgefasst werden müssen.

Es ist bekannt, dass eine nervöse Umgebung auch dort eine Neurose schaffen kann, wo sie ursprünglich nicht angelegt gewesen ist. So sehen wir denn auch, dass beim Zusammenleben mit nervösen Launischen und demjenigen dieser untereinander eine gewisse Reciprocität der Launen etwas ganz gewöhnliches ist, so z. B. induciert ein Ehegatte den andern, der Principal den Angestellten, die Mitschüler sich untereinander. Dies gilt für alle Formen von Launen, für die torpiden wie für die erethischen. Es wird dieses Verhältniss manchmal für den Arzt zu einem grossen Hinderniss in der Behandlung eines Nervenkranken, da dessen Umgebung häufig durch die ihr eigene gewohnte Art zu handeln und zu reden selbst einer fortdauernden Schädlichkeit vergleichbar ist. Charcot hat deshalb die Isolierung vieler Nervenkranker, oder wenigstens ihre Verbringung in eine neue Umgebung sehr befürwortet. Auch legen aus demselben Grunde gewisse Methoden zur Kräftigung heruntergekommener Kranker Gewicht auf vollständige Isolierung, Ruhe u. s. w. des Patienten für die Dauer der Cur. Bei uns in Deutschland gilt der Grundsatz, dass eine Verbringung Nervöser in andere Verhältnisse gewöhnlich unnötig, manchmal selbst zu widerraten ist, obwohl sie freilich unter bestimmten erschwerenden Umständen geboten sein kann [1].

In unserem Zeitalter, welches wegen des raschen Anwachsens der Nerven- und Geisteskrankheiten mit Recht das nervöse genannt zu werden pflegt, spielen auch die hier besprochenen Gefühlsanomalieen eine besondere Rolle, sowohl als Ursachen, wie als Wirkungen. Das moderne Leben stellt unserer psychischen Gesundheit gar manche Falle. Die einseitige Ausnützung unserer Zeit, welche natürlich von jedem in besonderer Weise aufgefasst und betrieben wird, je nachdem er sich die Frage beantwortet, was nützlich ist, und welche namentlich durch das Vorbild der modernen Verkehrsmittel zu einer förmlichen Manier geworden ist, legt Zahllosen heute Bürden auf, welche früher nur Einzelnen zufielen. Die Thätigkeitspausen werden nach demselben Princip häufig in zu ausgiebiger Weise für Genusszwecke oder zu einer allzu thatenlosen „Erholung“ verwendet. Die glänzende Entwicklung der Technik auf allen Gebieten, nicht zum wenigsten auch die Fortschritte in den biologischen Wissenschaften, welche bis jetzt vor-

[1]) Löwenfeld, Ueber die Krankenpflege hysterischer Personen. Berlin 1896.

wiegend von rein materialistischen und dynamischen Grundlagen ausgegangen sind, scheinen viele Menschen glauben gemacht zu haben, sie selbst wären eine Art Dampfmaschine oder Motor. Diesen Schlag in ihr gütiges Antlitz quittiert aber die Natur mit einer Neurose.

Es ist nicht notwendig, dass ein Bäuchlein träge machen müsse; trotzdem lehrt uns die Beobachtung, dass Wohlbeleibtheit und besondere Wertschätzung des Kanapees sich gern zu einander gesellen. So braucht auch die fortschreitende Kultur zwar niemanden nervös zu machen, allein dass sie es recht, recht häufig thut, das sehen wir alle Tage. Aufhalten lässt sich die kulturelle Fortentwickelung nicht. Schädigt sie daher jemanden gesundheitlich, so ist hier zur Abhilfe des Schadens in erster Linie wieder die Kultur selbst da, und zwar für diesen Fall in ihrer Aufgabe und Thätigkeit als ärztliche Kunst. —

In den letzten Jahren wurde von Breuer und Freud eine neue Heilmethode vorgeschlagen, welche von den Autoren als kathartische bezeichnet wurde und welche sich zur Aufgabe gestellt hatte, körperliche Krankheitszeichen durch rein psychische Einwirkungen zuverlässig zu beseitigen.

Breuer und Freud hatten beobachtet, dass gewisse nervöse Krankheitserscheinungen auf Nimmerwiederkehr verschwanden, wenn es gelang, die Erinnerung an einen gewissen ursächlichen „Vorgang zur vollen Helligkeit zu erwecken, damit auch den begleitenden Affekt wachzurufen, und wenn dann der Kranke in möglichst ausführlicher Weise den Vorgang schilderte und dem Affekt Worte gab.“ Es wurde bei dieser Annahme vorausgesetzt, dass bei irgend einer Situation eine entsprechende Reaktion des Individuums ausgeblieben sei, und dass dieses Ausbleiben durch Unterdrückung eines in der Norm zu äussernden, irgend wie gefärbten Affektes veranlasst worden sei; die folgende nervöse Störung könne dabei die verschiedensten Formen annehmen. Es sei nun möglich die endgültige Heilung dadurch herbeizuführen, dass der betreffende „eingeklemmte“ Affekt freigemacht werde, welches am einfachsten durch Erweckung des Erinnerungsbildes des fraglichen Vorgangs, Erregung des adäquaten Affekts und seiner Entladung durch die Rede bewerkstelligt werde. Die Auffindung der „pathogenen“ Erinnerung ist deswegen eine schwierige, weil das gedachte Bild eben durch den Mangel jeden Affekts schwach und farblos ist und infolgedessen leicht im Bewusstsein untertaucht: das Suchen nach der schuldigen Vorstellung ist daher der weitaus schwierigste und mühseligste Teil des ganzen Verfahrens [1]).

Wir haben oben gesehen, dass Erinnerungen aller Arten eine reichliche Quelle für peinliche Stimmungen und schroffe Stimmungswechsel abgeben, ja nicht nur Erinnerungen allein, sondern auch das Auf-

[1]) J. Breuer und S. Freud: Studien über Hysterie. Wien, 1895.

tauchen von allerhand Vorstellungen, welche mit peinlichen Erinnerungen verknüpft sind oder es einmal waren. Wenn daher Freud sagt, gewisse nervöse Kranke „litten an Reminiscenzen“, so scheint hier im Grunde etwas ganz ähnliches vorzuliegen. Freud ist indess geneigt, die Folgen solcher „pathogenen“ Erinnerungen darauf zurückzuführen, dass eine bestimmte zu erwartende affektive Entladung nicht eingetreten sei.

Diese Unterdrückung des physiologischen Affektes werde ermöglicht durch einen besonderen psychischen Mechanismus, der „Verdrängung“ genannt wird. Hierdurch entledigt sich das Individuum des ihm unbequemen Affekts für den Augenblick. Der verdrängte Affekt aber kann als psychische Energie nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft nicht einfach verschwinden, sondern muss sich irgendwie umsetzen. Eine häufige Umwandlung ist nach den Autoren diejenige in ein nervöses Krankheitssymptom („Conversion“). Die Heilung solcher Symptome wird durch die erwähnte Methode eben in derselben Weise angestrebt, wie sie entstanden sind, indem man den entsprechenden psychischen Mechanismus jetzt gleichsam rückwärts spielen lässt.

Oben hatten wir gesehen, dass sehr starke Affektspannungen eine grosse Gefahr für das Individuum (und Mitwelt) sind, maſslose Handlungsweise, Ausbruch von Geisteskrankheiten, selbst den Tod herbeiführen können. Wir lernen jetzt in den „Verdrängungserscheinungen“ eine neue Vorrichtung der Psyche kennen, Affektausbrüche zu verhindern, nämlich die „Einklemmung“ des Affekts einer bestimmten Vorstellung. Nur erscheint dieses Auskunftsmittel etwas bedenklich, insofern der zurückgehaltene Affekt nur als für den Augenblick unschädlich gemacht sich darstellt. Er wird infolgedessen fortwirken können, eine Äusserung seiner Thätigkeit wird in der Erzeugung hysterischer oder ähnlicher Symptome bestehen können. Nun darf man aber nicht vergessen, dass zu solcher „Conversion“, einer Neuralgie, einer Motilitätsstörung, einem Aufregungszustande eine gewisse Zeit gehört, dass die abnormen Bahnen erst eingefahren werden müssen, es auch nicht notwendig vollständig werden müssen. Es wird uns also nicht überraschen, wenn wir bei Disponierten häufig unerklärliche Missstimmungen, dumpfe, quälende Organgefühle, Unausstehlichkeiten, kurz, oft ganz unregelmäſsig einsetzende, schneller oder langsamer verlaufende, unbehagliche bis schmerzhafte Zustände antreffen, für welche weder der Befallene selbst noch irgend jemand auf der Welt auch nur den Schatten eines Entstehungsgrundes anzuführen imstande ist, sodass schliesslich, wie es im Sprichwort heisst, sogar „die Fliege an der Wand“ dafür verantwortlich gemacht wird.

Breuer und Freud behaupten nicht, dass eine Einklemmung des Affektes notwendiger Weise etwas Pathologisches werden muss. Dies

ist auch sehr unwahrscheinlich: es kann doch mit dem gefesselten Affekt auch etwas anderes geschehen als die Conversion ins Pathologische. Letztere ist nur der fakultative Nachteil einer ursprünglich sinnreichen Schutzvorrichtung. Jemand kann einen Abscess im Leibe haben, dieser kann sich einmal aufsaugen oder er kann es nicht thun, in diesem Falle wird sich der Eiter einen Ausweg suchen: wieder eine sehr gesunde und angemessene Selbsthilfe der Natur, — wenn aber jetzt der Abscess ins Bauchfell durchbricht, so ist das freilich verfehlt. Wie hier der Chirurg, so muss dort der Nervenarzt manchmal eingreifen. Eine solche Methode angebahnt zu haben, ist das bleibende Verdienst der Wiener Autoren.

Ist der gefesselte Affekt solchergestalt zu Tage getreten, so erkennt man an der Gemütsbewegung des Befreiten unschwer seine deutliche Spur. Ein von selbst losgehender Affekt dagegen ist ein Bergstrom, welcher gradezu verheerend wirken kann. Im täglichen Leben hat man leider nicht selten Gelegenheit zu sehen, welches Unheil aus wildgewordenen Affekten herauswachsen kann. Dieses zu verhindern, ist höchst wahrscheinlich der Sinn des psychischen „Verdrängungsprozesses", welcher wohl eine psychische Anpassungserscheinung darstellen wird.

Wir sehen also, welche wichtige Rolle der die einzelne Vorstellung begleitende Affekt spielt. Nach der Breuer-Freud'schen Betrachtungsweise würde eine Vorstellung auch nicht an sich, sondern erst durch ihren eventuellen Affekt pathogen wirken. Eine Vorstellung, welche uns wirklich von Herzen gleichgültig ist, wird alsbald spurlos im Strome unseres psychischen Geschehens untertauchen. Hatten wir jedoch an irgend etwas einmal ein wirkliches Interesse, so verlangt das betreffende Objekt mit einer gewissen Dringlichkeit Zutritt zu unserm Associationskreis, auch dann, wenn wir es sozusagen verleugnen (abwehren). Es kann dann ab und zu einmal recht lästig werden.

Alle Suggeribilität beruht im Grunde auf affektiven Vorgängen: die blosse Vorstellung an sich ist ein ganz totes Ding. Nur das wird vom Menschen nachhaltig aufgenommen, wofür er empfänglich ist, d. h. wonach er sich sehnt. Die tiefste Weisheit muss wirkungslos abgleiten, wenn sie nicht auf ein empfängliches Gemüt trifft Alles, was Unterricht, Erziehung, Bildung u. s. w. genannt wird, kann nur dort einen wahren, innerlichen Erfolg haben, wo der Sinn dafür vorhanden ist. Die Geschichte zahlreicher aussergewöhnlicher Menschen illustriert uns trefflich, was es heisst, „Liebe zur Sache" zu haben. Selbst wenn die ungünstigsten Bedingungen zur Bethätigung hoher Ideen vorgelegen haben, vermochte das wahre Genie schliesslich alle Ketten zu sprengen.

Man weiss, wie schwer es ist, einem ängstlichen Menschen etwas klar zu machen. Jede Vorstellung, die ihm gegeben wird, verarbeitet er sofort in seinem abnormen Sinne weiter und benutzt sie mit förm-

licher Leidenschaft, um sich selbst seine Furcht immer mehr zu motivieren. Das harmloseste Ding, welches in den Gesichtskreis des Ängstlichen tritt, kann fast automatisch seine Besorgniss erregen (Pantophobie). Steigt die krankhafte Furcht einmal aussergewöhnlich an, so können die gleichgültigsten Dinge, welche in den peinlichen Momenten zur Wahrnehmung gelangen, zu Gegenständen des Schreckens werden. Man sieht also, wie sehr es bei der Beeinflussung von Ängstlichen auf eine rein affektive Wirkung ankommt.

Man muss sorgfältig unterscheiden zwischen der Affektivität eines Menschen und seiner Affekttiefe. Erstere ist die Intensität, mit welcher seine Gefühlsthätigkeit an seinem gesamten Seelenleben gewöhnlich beteiligt ist, letztere die Intensität der emotiven Spannung, welche bei bestimmten aussergewöhnlichen Gelegenheiten von ihm erreicht zu werden pflegt oder überhaupt erreicht werden kann. Beide Faktoren stehen in keinem eigentlichen Verhältnisse zu einander. Die Affekttiefe kann gering sein, wo die Affektivität gross ist, und umgekehrt. Man weiss, dass grade bei sonst ruhigen Naturen, welche sich selten ausser Fassung bringen lassen, die Ausbrüche dieser seltenen Affekte gigantisch sein können. Dann wieder erleben wir, dass „Gemütsmenschen" schon ein geringes von ihnen verlangtes Opfer als zu schwer erachten können. Freilich kann, wo die Affektivität gross ist, auch die Affekttiefe aussergewöhnlich sein. Affektivität und Affekttiefe geben beide Anlass zu Launen, erstere mehr zu den habituellen, letztere mehr zu den accidentellen Formen. Was die Stimmungswechsellaune angeht, namentlich die besonders quälenden Formen, so ist auch hier die Affekttiefe, durch welche vorwiegend das Brüske des Umschlagens charakterisiert wird, das besonders mafsgebende. Die individuelle Affekttiefe wird wahrscheinlich nicht oder nur ausnahmsweise das ganze Leben hindurch, meistens wohl nur für einen bestimmten Abschnitt desselben annähernd gleich bleiben. Ihre potentielle Intensität bildet dann einen bestimmten Zug der betreffenden Persönlichkeit. Die jeweilige Affekttiefe werden wir nun ausser bei vielem anderen auch in den Launen dieser Persönlichkeit, falls sie dazu neigt, wiederfinden müssen: wer *einmal* eine gewisse abnorme Affekttiefe gezeigt hat, der wird sie höchst wahrscheinlich bei anderer Gelegenheit *wieder* äussern.

VII. Abhilfe der Laune.

Launen sind kleine Leiden, oder sie gelten wenigstens dafür. Soll man sich mit solchen Bagatellen überhaupt befassen? Ist es nicht besser, darüber einfach zur Tagesordnung überzugehen? Wir haben doch im Leben wirklich ernsteres zu thun.

Gewiss! Sehr richtig und ganz in der Ordnung! Es ist nur bedauerlich, dass einem diese weise Erkenntnis unglücklicherweise so oft just dann wieder abhanden kommt, wenn man sie am nötigsten gebrauchen könnte, d. h. wenn man grade wieder launisch wird. Eine solche einmalige Gastvorstellung mit dem Inhalte „die Laune ist Thorheit" scheint also nichts wesentliches an der Sache zu ändern. So ist es mit der Abschaffung der Laune doch nicht so ganz einfach. Je nun, ein grosses Unglück sind sie meistens freilich nicht. Besser und angenehmer ist es aber doch zweifellos in jedem Falle, man hat keine, oder man hat weniger.

Auch sollte die Launenhaftigkeit nach Möglichkeit eingeschränkt werden, da sie in einer gewissen Hinsicht eine grosse Unzuträglichkeit für den Betroffenen selbst mit sich führen kann. Oben war bemerkt worden, dass das Individuum nicht immer im stande ist zu beurteilen, ob seine eigenen Affekte und deren Äusserungen inadäquat sind oder ob es nicht vielmehr die der Umgebung sind. Die Klarheit hierüber wird erst eintreten, wenn die fragliche Stimmung durch eine entsprechende ausgeglichene wieder abgelöst worden ist: jetzt wird die Situation meistens im Ganzen richtig beurteilt werden, es ist aber nicht notwendig, dass dies immer auch in allen Einzelheiten geschieht. Wenn man überlegt, was alles in wenigen Minuten in der Psyche vor sich gehen kann, wie im Augenblick manchmal Pläne gefasst, Ratschläge verworfen, „Ansichten" gebildet werden, über Antipathie und Sympathie entschieden wird, so wird man sich sagen müssen, dass die Nachwirkung einer hinterher nicht vollständig als unsachgemäss erkannten Stimmung für uns häufig doch eine ziemlich einschneidende werden kann. Freilich verteilt auch hier das Glück seine Gaben ohne Wahl: es kann ein unkritischer Moment angenehme und unangenehme Konsequenzen, Freude und Trauer im Gefolge haben. Im Interesse einer verständigen und menschenwürdigen Lebensführung ist es jedoch zweifellos besser, dass wenigstens der erwachsene, reife Kulturmensch seine Fortentwicklung und damit sein Schicksal mit möglichster Übersicht in der eigenen Hand behält.

Auch dass die Wirkungen der Laune nicht immer auf die Persönlichkeit des von ihr Betroffenen beschränkt bleiben, sondern auf seine Umgebung übergreifen, lässt eine Beseitigung dieser Zustände als

wünschenswert erscheinen. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, wie sehr namentlich Kinder zur Nachahmung neigen. Das Kind ahmt ja instinktiv alles nach, die Nachahmung ist sein Lebenselement. Wir freuen uns dessen. Unsere Babies wirken oft herzerquickend, wenn sie uns im kindlichen Eifer kopieren, unsere Haltung, unsere Redensarten, unsern Gesichtsausdruck u. s. w. Sie ahmen aber das Verschiedenste an uns durcheinander nach, und zwar gewöhnlich um so Mehr, je grösseren Einfluss wir auf sie ausüben, je mehr wir ihnen imponieren. Deshalb besitzen auch die einzelnen Familien so oft geradezu etwas typisches zum Unterschiede von andern, auch abgesehen von den blossen äusserlichen Ähnlichkeiten der einzelnen Mitglieder.

Der Versuch der Beeinflussung der Launen am lieben Nächsten geschieht im alltäglichen Leben in vielfacher Weise. Es giebt glücklich angelegte Naturen, praktische Menschenkenner, welche in den verschiedensten Lebenslagen selbst mit stark Launischen fast immer gut fertig werden. Andere wieder bringen dies schlecht zu stande, sie lassen sich mitbeeinflussen, verlieren die Geduld, werden gereizt u. s. w. Alle psychologischen Register werden gezogen, um Launische umzustimmen. Sehr beliebt sind von den nicht empfehlenswerten Mitteln Linksliegenlassen, Ironie, Sarkasmus, Auslachen, Hohn, hartes Anlassen, bei Kindern auch Prügel. Man kann auf solchem Wege wohl im Augenblicke etwas erreichen, aber nie auf die Dauer, und man wird damit die Sache dadurch verschlimmern können, dass diese Art der Beeinflussung bei den Beteiligten leicht einen Stachel hinterlässt, und dies um so eher, da die Empfindlichkeiten gegenüber der Norm erhöht sein, die Angelegenheiten oft unverdientermafsen bedeutungsvoll erscheinen und starke Affekte infolge der emotiven Spannung der Partner leichter zur Auslösung kommen werden.

Man muss nicht vergessen, dass es sich bei der Laune oft um schwere Unlustgefühle handelt. Wie sollte man nun diese beseitigen können, indem man ein neues Unlustgefühl hinzufügt? Man gliche dann dem Onkel im Lustspiel, der in der besten Absicht den mürrischen Knaben so lange prügeln will, bis dieser wieder lacht. Selbstverständlich weichen Launen auch auf äusseren Druck, aber was dadurch zum Verschwinden gebracht wird, sind meistens nicht sowohl die Launen an sich, als vielmehr ihre für andere wahrnehmbaren Äusserungen. Manchmal mag die Repression durch die damit verbundene Ablenkung günstig wirken, in diesem Falle ist aber wohl letztere das eigentlich wirksame.

Unschädlich für alle Beteiligten bei der Behandlung der Laune ist immer der Humor, d. h. der echte, nicht das blosse Witzeln. Bei Depressionszuständen ist empfindelndes Zureden oder steriles Bedauern verfehlt, es macht die Sache nur schlimmer. Ablenkung kann stets

versucht werden. Bei nervösen Ermüdungs- und Erschöpfungszuständen darf, von besondern Ausnahmefällen vielleicht abgesehen, nicht zum Alkohol geraten werden, denn er wird grade hier leicht zur Gewohnheit. Bei diesen Zufällen eine ruhige Körperbewegung vorschlagen, wird oft als persönliche Beleidigung aufgefasst.

Zu warnen ist vor der schroffen Behandlung, resp. summarischen Bestrafung der Launen der neuropathischen Kinder und vor Rücksichtslosigkeiten gegen missgestimmte Nervenpatienten. Es mag sein, dass solche Kranke oft übergrosse Ansprüche an Geduld und Nachsicht seitens der Umgebung stellen, es darf aber nicht vergessen werden, dass grade diese Egocentricität einen Teil des Krankheitsbildes ausmachen kann. Krankheit aber ist ein Unglück. Geht es mit dem Kranken besser, so wird er auch wieder umgänglicher werden.

Viele Launen, nicht nur leichter Nervenpatienten und leichter Patienten überhaupt, sondern auch bloss empfindlicher Personen verschwinden von selbst, wenn eine bestimmte Unzuträglichkeit gehoben ist, gewisse körperliche Gebresten beseitigt sind, ein Examen bestanden ist, bei einem Begabten ein Talent ausgebildet werden kann oder ein leerstehender Kopf eine angemessene Beschäftigung gefunden hat, manchmal, namentlich bei jugendlichen Personen, auch nach Erreichung eines der vielen kleinen Nichtse, die oft so leicht zu verschaffen sind und an die sich manchmal das Menschenherz in rätselhafter Weise hängt.

Sehr wertvoll ist zur Abschaffung der Laune eine gewisse Gewöhnung des Individuums, Situationen unbefangen anzuschauen. In der gegenwärtigen Zeit der vielen Erregungen, einiger ungerechtfertigter Verzichte, des Drängens des Augenblicks, vielfach auch infolge unserer heiklen psychischen Konstitution — möge diese nun mehr nach der Seite der Abstumpfung oder der Überempfindlichkeit gehen — schwingen häufig Gefühlstöne per vim inertiae unverhältnissmässig stark nach. Hier liegt stets die Gefahr vor, dass die betreffenden Empfindungsreste auf unbeteiligte Objekte der Aussenwelt projiciert werden. Die Specialisierung der psychischen Thätigkeit, wie sie z. B. durch die verschiedenen Berufe und Interessen gegeben ist, bewirkt leicht eine Verschiebung oder Umkehrung der Dignität von Hause aus ungleichwertiger Vorstellungen. Richtige Auffassung des Augenblicks wird durch sekundäre Gedankenreihen und Erwartungen am meisten beeinträchtigt. Es ist ein starker Schutz gegen lästige Stimmungsanomalien, wenn man seine Umgebung „sine ira et studio“ und ohne allzu persönliches und unmittelbares Interesse auf sich einwirken zu lassen gelernt hat.

Zur Verhütung der Launen ist in erster Linie die Erziehung berufen. Wir haben bei der systematischen Betrachtung der Launen einige Schädlichkeiten kennen gelernt, welche ihrer Entstehung Vorschub zu leisten im stande sind. Hierzu gehört unter anderm das allzu

üppige Inskrautschiessen der Phantasie und die Abschliessung von der Möglichkeit, eigene Erfahrungen zu sammeln. Beide Faktoren stehen in einem gewissen Parallelismus zu einander. Diesen Schädlichkeiten ist namentlich das weibliche Geschlecht von jeher stark unterworfen gewesen. Die Möglichkeit der selbstständigeren Entwicklung des Weibes, welche mit Hilfe der „Frauenbewegung“ geschaffen worden ist, wird der modernen Frau, wenn anders sie einmal den Sinn ihrer veränderten (nicht verringerten) Aufgabe richtig erfasst hat, auch in psychischer Hinsicht reichlich zu gute kommen.

Gegen die neuropathische Disposition an sich ist die Erziehung ohnmächtig. Sie kann nicht rückgängig machen, was die Natur mit Notwendigkeit ins Leben rufen musste, sie vermag nur die Kraftquellen des werdenden Organismus in Bahnen zu lenken, welche erhebliche, voraussichtlich zwecklose Unlustzustände für diesen selbst und andere zu vermeiden geeignet sind. Hierüber Vorschriften im einzelnen geben zu wollen, wäre vergebliches Bemühen: ein jeder Organismus ist eine kleine Welt für sich und muss als solche erforscht werden, ehe es möglich wird, zweckdienliche Eingriffe in seinem Getriebe vorzunehmen.

Wenn hier von der Vermeidung von Unlustgefühlen gesprochen wurde, so sind damit natürlich nicht die physiologischen Unlustzustände gemeint, welche für das Leben des Organismus genau ebenso notwendig sind als die physiologischen Lustzustände, mit welchen sie in einer ganz bestimmten Wechselbeziehung stehen, Unlustzustände, über welche der wirklich gesunde Mensch ohne jede Schädigung hinweg kommen muss. Freilich geschieht es nicht selten, dass ein nervös Benachteiligter auch unter einer mittelmässigen Schädlichkeit oder einer geringfügigen Last zusammenbricht, hier muss immer streng individualisiert und nach Möglichkeit aufgeholfen werden. Von allen solchen Unlustzuständen, physiologischen wie paraphysiologischen (Roncoroni), gilt übrigens, dass es das Verfehlteste ist, wenn man versucht, sich ihrer dadurch zu entledigen, dass man sie kurzerhand auf einen andern ablädt. Dies ist nicht nur sinnlos, sondern auch aufs äusserste zu missbilligen.

Sehr zu empfehlen ist von den jedermann zugänglichen Methoden zur Abhilfe oder Beseitigung lästiger Launen in der Welt die Selbstbehandlung. Es gehört dazu eine gewisse Selbstkontrolle, welche meistens freilich etwas Zeit in Anspruch nimmt. Nun sind wir in den jetzigen Zeitläuften allerdings häufig in rechter Eile, früher konnte man sich dergleichen Reflexionsluxus besser leisten. Gegenwärtig soll die Zeit mancherorts schon so knapp geworden sein, dass sich die Leute abends unterm Telephon schlafen legen müssen. Unter solchen Lebensbedingungen wird es, wie zugestanden werden muss, nicht leicht sein, für die Sache das nötige Interesse und den nötigen Ernst aufzubringen.

es wird also nicht allen möglich sein, auf diesem Wege etwas Wesentliches zu erreichen, zweifellos aber vielen. Vor allem kann, wie bemerkt, als gültig angenommen werden, dass unvermitteltes Abladen starker Erregungen auf die jeweilige Umgebung bestenfalls nur eine unvollständige, vorübergehende Erleichterung bringt, nie auf die Dauer. Dagegen muss immer damit gerechnet werden, dass, wenn einmal jemand z. B. etwas unsachgemäss vor der Umgebung motiviert hat, er immer in der Gefahr schwebt, dass ihm einmal in der umgekehrten Situation sein eigenes Argument mit der nämlichen Nachdrücklichkeit von dieser entgegengehalten werden kann.[1])

In den selteneren Fällen, in denen jemand durch allzu vieles Grübeln, Zweifeln und dergl. gefühlsabnorm geworden ist, wird diese Selbstkontrolle natürlich zwecklos und schädlich. Hier wird sich der Leidende am besten an den kundigen Arzt wenden, der ihm vielleicht auch lehren wird, an seiner ungesunden Skepsis die gesunde Skepsis auszuüben.

Am wünschenswertesten, manchmal selbst dringend ersehnt, erscheint die Beseitigung der Laune bei den peinlichen Zuständen, welche mit höheren Graden der Angst, des Zwanges, des Ekels einhergehen. Bei diesen Formen drängt sich auch dem Laien am ehesten der Gedanke an den Arzt auf. Angesichts der Thatsache, dass es sich hier manchmal um ein wirkliches Kranksein handelt, und dass in diesen Fällen selbst ernste Folgen nicht immer mit Sicherheit ausgeschlossen werden können, muss hier zur ärztlichen Behandlung geraten werden.

Am gleichgültigsten in dieser Richtung sind natürlich diejenigen Formen, welche mit keinerlei oder nur mit geringfügigen Unlustgefühlen einhergehen, so z. B. viele spontane oder künstliche Rauschzustände, namentlich wenn sie eine gewisse Intensität nicht überschreiten, oder nicht aussergewöhnlich lange anhalten. Doch wird eine Abhilfe auch in diesen Fällen nicht selten notwendig: man denke nur an das Lärmen der Schulkinder oder der Nachtschwärmer. Im allgemeinen ist sie um so nötiger und ersehnter, je peinlicher der Zustand für das Individuum und für andere wird.

Die verschiedenen Gebiete der biologischen Wissenschaften stehen nicht streng isoliert einander gegenüber: das eine greift in das andere hinüber. So sind auch die dem Arzte zur Verfügung stehenden Wege auf verschiedene Arten der Lebensäusserung einzuwirken, nicht grundsätzlich von einander trennbar Der Versuch, dies etwa engherzig oder gar fanatisch durchzuführen, ergiebt den allerverfehltesten Specialismus: die Apotheose einer ganz bestimmten Heilmethode.

[1]) Vgl. auch C. Giessler, Die Gemütsbewegungen und ihre Beherrschung. Leipzig. 1900.

Ein Allheilmittel giebt es, wie in der ganzen Medizin, selbstverständlich auch in der Nervenheilkunde nicht. (Die Allerweltskur der Suggestion, welche bekanntlich auch einmal wirksam sein kann, wenn sie nicht wissenschaftlich gehandhabt wird, ist an kein bestimmtes Verfahren gebunden.) Wer z. B. auf die Gymnastik als einzige Rettung von funktionellen Nervenleiden schwört, kann gelegentlich durch einen nervösen Turnlehrer sehr in Verlegenheit gebracht werden. Diese Arten von Therapie beruhen im Grunde auf einer Verkennung des wahren Wesens der nervösen Zustände. Helfen können sie natürlich ab und zu und waren sie einmal wirklich angebracht und wurde die Methode sachgemäss angewendet, so können die Erfolge sogar glänzend sein. Trotzdem sind sie auf falschem Wege erreicht worden.

Obgleich also eine weitreichende Beeinflussung allgemein nervöser Zustände durch bestimmte specielle Heilverfahren angenommen werden kann, so wird der Satz doch wohl unbestritten bleiben, dass die ärztliche Behandlung zuerst immer das zunächst beteiligte biologische Gebiet berücksichtigen müsse. Der Arzt wird in erster Linie mechanische Störungen mechanisch, chemische chemisch, physische physisch zu beeinflussen trachten, und der Kranke wird es meistens auch so erwarten. Davon giebt es in der Praxis allerdings unzählige Ausnahmen: man wird gewisse Fälle von Wassersucht am besten nicht etwa mit Herauslassen der Flüssigkeit, sondern mit inneren Mitteln behandeln, die Beseitigung der lästigen Fettsucht durch den Gebrauch bestimmter Brunnen unterstützen, manche Krampfformen eventuell auf chirurgisch-mechanischem Wege zum Verschwinden bringen. Das Natürlichste bleibt aber trotz alledem die direkte Beeinflussung des biologischen Gebiets, dessen Boden das störende Symptom entstammt. So werden wir zuerst auch daran denken müssen, psychische Beschwerden, natürlich vorausgesetzt, dass es möglich erscheint, auch auf psychischem Wege zu behandeln, unbeschadet der Thatsache, die jeder Laie kennt, dass in der Apotheke Ruhe und beim Weinhändler ein gewisses Surrogat von Trost käuflich zu haben ist.

Die medizinische Psychologie ist bei dem raschen Vorwärtsdrängen der exakten Richtung in der zweiten Hälfte des letztvergangenen Jahrhunderts etwas ins Hintertreffen geraten. Es ist infolge dieses Sachverhalts in merkwürdiger Verkennung des Begriffs „Wissenschaft“ auch vielfach gemeint worden, der wahre Fortschritt der Heilkunde bestehe eben in diesem Ueberwinden und selbst Ausmerzen des Psychologischen in der Medizin und in dem Ausbau unserer Kenntnisse des Materiell-mechanisch-somatischen allein. Das Mikroskop sollte jetzt das letzte Wort sprechen. Das war freilich zu viel verlangt, aber wir verdanken dieser Epoche unendlich viel, ihre Erfolge gehören zu den glänzendsten Errungenschaften des menschlichen Geistes. Auch die wissenschaftlich ge-

bildeten Laien nehmen fortwährend den regsten Antheil an der staunenswerten Weiterentwickelung einzelner Gebiete. Freilich gehört zur vollständigen Würdigung solcher Schätze eine gewisse bestimmte Art zu denken, nämlich die streng wissenschaftliche, welche aber — und das ist wichtig — durchaus nicht allgemein verbreitet ist[1]).

Inmitten unserer herrlichen wissenschaftlichen Oase müssen wir nun mit Betrübniss und Mitgefühl sehen, wie draussen in der Wüste der Mysticismus in allerhand Trachten und Gangarten bald gravitätisch bald verzweiflungsvoll herumnomadisirt. Wir laden ihn freundlich ein, er möge hereinkommen, aber er traut uns nicht. Ob er wohl befürchtet, wir verständen seine Sprache nicht? Er fühlt sich uns fremd. Ihn lockt der Magier mit der Beschwörungsformel und Faustens Höllenzwang und der Amuletkrämer mit seinem kabbalistischen Tande.

Der nicht wissenschaftlich Gebildete kann die wissenschaftlichen Gedankengänge nicht vollständig verstehen lernen. Er folgt ihnen vielleicht, soweit die Angelegenheit leicht verständlich bleibt und verarbeitet die so gewonnene Erkenntniss dann mit einem gewissen schädlichen Selbstgefühl in eigener „wissenschaftlicher“ Privatspeculation. Auch diese Art Wissenschaft hat neuerdings Anklang gefunden. Der wissenschaftlich Geschulte wird der Sache schon eher echtes Interesse entgegen bringen, aber auch ihm ist es schliesslich mehr um die praktische Konsequenz als um die Theorie zu thun. Der gebildete Laie wird sich zweifellos für die Konstruktion einer Lokomotive interessieren, er wird sich vom Ingenieur gern einmal erklären lassen, wie die Maschine gebaut ist, wieviel effektive Pferdekraft sie hat, welchen Raddruck sie ausübt u. s. w., die Hauptsache aber wird für ihn bleiben, dass er mit Hilfe dieser Maschine rasch und angenehm vom Flecke kommt, und damit hat er auch ganz recht.

So will die psychologische Seite der Welt immer besonders berücksichtigt sein, sie ist weit wichtiger, als manchmal gedacht wird, sie ist auch innig mit der materiell-mechanischen verbunden, untrennbar sogar. Beide stützen sich auf einander, versucht man die eine von der andern zu lösen, so gilt Forel's Wort: „Die Materialisten und die Spiritualisten haben die Welt in Stücke gerissen und sich in die Fetzen geteilt.“

Dessenungeachtet ist natürlich das Psychologische in der Welt wiederum der empirisch-wissenschaftlichen Analyse zugänglich und muss, wenn anders es einen wirklichen Wert haben soll, auch von dieser Seite angefasst werden.

In unserer Studie sollte an einer der gewöhnlichsten psychischen Erscheinungen, der jedermann aus dem täglichen Leben bekannten

[1]) P. J. Möbius, Über die drei Wege des Denkens. Leipzig. 1891.

„Laune“, diese Betrachtungsweise versucht werden. Es sollte damit übrigens nur etwas Vorläufiges, nicht etwas Fertiges gegeben werden.

Wir sind bei dieser Untersuchung von der Gefühlsthätigkeit ausgegangen. Noch sei in Anknüpfung an den zuletzt behandelten Gegenstand ein Schlusswort über das Gefühl gestattet. Unsere ganze Darstellung hat gezeigt, welche grundlegende Bedeutung das Gefühlsleben für das Gesamtseelenleben des Menschen besitzt. Wenn schon mit vielem Rechte immer gesagt wird, dass in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohne, so kann wohl mit noch grösserem Rechte behauptet werden, dass gesunder Sinn und gesunder Wille in einem gesunden Gefühle wurzeln müsse. Hinter dieser Erkenntniss eröffnet sich ein erfreulicher Ausblick zur Erreichung der Beseitigung gar mancher vermeidbarer menschlicher Leiden in der Entdeckung der beiden grossen Aufgaben: Hygiene des gesunden und Sanierung des nicht gesunden Gefühlslebens.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XVI.

DIE ENERGIE DES LEBENDEN ORGANISMUS UND IHRE PSYCHO-BIOLOGISCHE BEDEUTUNG.

VON

W. v. BECHTEREW

AKADEMIKER UND O. O. PROFESSOR DER KAISERL. MEDICINISCHEN AKADEMIE,
DIRECTOR DER PSYCHIATRISCHEN UND NERVENKLINIK ZU ST. PETERSBURG.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Soeben erschien:

Grundriss
der
Kinderheilkunde
mit
besonderer Berücksichtigung der Diätetik.

Von Dr. **Otto Hauser,**
Spezialarzt für Kinderkrankheiten in Berlin.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 8.—.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichniss.

Physiologische Besonderheiten des Kindesalters.
Die Diätetik des Kindesalters.
Die Krankheiten des Neugeborenen.
Die Krankheiten der Verdauungsorgane.
Die Krankheiten der Athmungsorgane.
Die Krankheiten des Cirkulationsapparates.
Die Krankheiten des Urogenitalapparates.
Die Krankheiten des Nervensystems.
Die Neurosen.
Die Krankheiten der Haut.
Akute allgemeine Infektionskrankheiten.
Chronische infektiöse Allgemeinkrankheiten.

Das Buch hat sich von Anfang an infolge seiner Vorzüge, von denen ich nur die knappe, klare Darstellung, die besondere Berücksichtigung der Diätetik und Therapie, die strenge Sonderung des Wichtigen vom Nebensächlichen hervorheben will, viele Freunde erworben, und es wird sicher nunmehr, wo der Verfasser den Inhalt noch vielfach verbessert und ergänzt hat, noch weiter an Beliebtheit gewinnen und trotz der Ueberfülle an kurzen pädiatrischen Lehrbüchern einen grossen Abnehmerkreis finden. Als langjähriger Assistent und Schüler von Kohts, Senator und Henoch hat der Autor reiche Erfahrungen gesammelt, die er überall verwertet hat. Aus seinem Buche kann auch der erfahrene Arzt noch viel lernen, der Student und angehende Praktiker aber sich über alles Wissenswerte in bester Weise orientieren.

Centralblatt für Kinderheilkunde Nr. 2 Februar 1902.

Verf. bringt das in das engere Gebiet der Kinderheilkunde Gehörige in möglichst knapper Form zur Darstellung; Affectionen, welche sich von denen Erwachsener nicht unterscheiden, finden wir, was wir lobend hervorheben müssen, nicht besprochen, seltene Krankheiten werden erwähnend gestreift, das praktisch Wichtige hingegen ist vollständig und sorgfältig bearbeitet. Die durchaus gelungene und ausführliche Darstellung der Diätetik und der Therapie sichern dem Werke dieselbe freundliche Aufnahme bei Studenten und praktischen Aerzten, welche der ersten Auflage zu Theil wurde. Wir können diesen kurzgedrängten, aber genügend vollständigen Grundriss der Kinderheilkunde wärmstens anempfehlen.

Wiener med. Blätter.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**

IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

SECHZEHNTES HEFT:

DIE ENERGIE DES LEBENDEN ORGANISMUS UND IHRE PSYCHO-BIOLOGISCHE BEDEUTUNG.

VON

W. v. BECHTEREW

AKADEMIKER UND O. O. PROFESSOR DER KAISERL. MEDICINISCHEN AKADEMIE,
DIRECTOR DER PSYCHIATRISCHEN UND NERVENKLINIK ZU ST. PETERSBURG.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

DIE ENERGIE DES LEBENDEN ORGANISMUS

UND IHRE

PSYCHO-BIOLOGISCHE BEDEUTUNG.

VON

W. v. BECHTEREW

AKADEMIKER UND O. O. PROFESSOR DER KAISERL. MEDICINISCHEN AKADEMIE,
DIRECTOR DER PSYCHIATRISCHEN UND NERVENKLINIK ZU ST. PETERSBURG.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Inhaltsübersicht.

Die innere Welt des Menschen, der Inbegriff dessen also, was der Philosoph als Seele oder Geist, der Physiologe als Bewusstsein oder schlechtweg als psychische Sphäre bezeichnet, hat den forschenden Gedanken zu allen Zeiten mächtig an sich gezogen. Es konnte nicht ausbleiben, dass von den Zeiten des grauen Alterthumes bis in unsere Tage hinein mancherlei Anschauungen über die Natur der Seele und über die Beziehungen zwischen Körper und Geist als Frucht solchen Nachdenkens zur Entwickelung gelangten. Alle diese Anschauungen, die ihrem inneren Gehalte nach sich fast ausschliesslich auf dem Boden der Speculation bewegen, lassen sich in zwei Hauptkategorien zusammenfassen, von welchen die eine der Lehre des Dualismus, die andere der Lehre des Monismus entspricht.

Die dualistische Anschauungsweise geht aus von der Voraussetzung der realen Existenz zweier untrennbarer, einander bei- und untergeordneter Substanzen: Geist und Materie. Die monistische Lehre setzt dagegen nur das Dasein einer einzigen Substanz voraus, sei es dass dieselbe als Geist oder als Materie oder endlich als beides, Geist und Materie zugleich, in die Erscheinung tritt. In letzterem Falle sind Geist und Stoff verschmolzen, mit einander untrennbar verbunden, zu einer untheilbaren Substanz vereinigt.

Entsprechend diesen Unterschieden, die in der Betrachtungsweise der Grundsubstanz zu Tage treten, zerfällt die Lehre des Monismus in drei verschiedene Weltanschauungen, von welchen die eine sich darstellt als monistischer Spiritualismus oder Spiritualismus im engeren Sinne, die zweite als Materialismus, die dritte als Monismus im eigentlichen Sinne dieses Wortes.

Die dualistische Weltanschauung bezw. der dualistische Spiritualismus betrachtet Geist und Materie als zwei Substanzen, die ihrer Natur nach einander entgegengesetzt sind. Der Körper besitzt räumliche Dimensionen, ist aber insensibel. Der Geist hingegen entbehrt der Dimension und erscheint als Inbegriff des sensiblen Principes. Der Körper gehorcht mechanischen, der Geist psychologischen Gesetzen. Ohne etwas Gemeinschaftliches mit einander zu haben, sind beide Substanzen nur äusserlich verbunden. Der Körper ordnet sich unter die

Seele, welche vermöge des ihr innewohnenden Willens als ein höheres, selbständiges und sich selbst bestimmendes Etwas über den Körper vorherrscht.

Als Begründer dieser Lehre erscheint Plato. Er war zugleich der Erste, der sich von dem Dogma des antiken Materialismus lossagte und zum ersten Male die Seele als substanzloses, den Körper beherrschendes Princip auffasste.

Von späteren hervorragenderen Vertretern der gleichen Anschauung ist vor allem an Descartes zu erinnern, welcher diese Lehre im 17. Jahrhundert zu der Würde eines fest begründeten philosophischen Systemes erhob. Weiteren Ausbau erlangte sie durch die Bemühungen der Cartesianer, und späterhin auch der Wolff'schen Schule, welche sich um die Popularisirung der Lehre besonders grosse Verdienste erworben hat.

Der Spiritualismus, eine Varietät des Monismus, kennt, wie wir sahen, nur eine einzige Substanz, welche die Seele oder den Geist darstellt. Materie und Körper hingegen sind ihm Erscheinungen, die nur als besondere Zustände unseres Bewusstseins oder Geistes zur Apperception gelangen. Alle Materie erscheint somit dieser Lehre entsprechend nur als Geschöpf des Gedankens oder Geistes, als Frucht unserer inneren Wahrnehmung, in unseren eigenen Augen gewissermaassen als Illusion.

Seine Hauptstütze sucht der Spiritualismus in der Unmittelbarkeit unserer Apperception, d. h. der unmittelbaren Erkenntniss jener Erscheinungen, welche wir in uns selbst finden und welche nach Ansicht der Spiritualisten allein als etwas Gewisses betrachtet werden können. Einige Vertreter dieser Lehre, wie Leibnitz, Herbart und die Nachfolger Kants, Fichte und Hegel, haben den Versuch gemacht, den Begriff der Substanz weiter zu entwickeln und auf diesem Wege einerseits das reale Dasein einer geistigen Welt ausser uns, andererseits die Selbständigkeit der inneren Welt des Individuums nachzuweisen. Dieser Auffassung zufolge besteht die Welt aus einer bestimmten Anzahl einfacher untheilbarer Substanzen, die als Monaden bezeichnet werden. Unter den Monaden oder einfachen Substanzen, deren Gesammtheit die Aussenwelt bildet, tritt die Seele in Gestalt einer einzelnen Monade auf.

Leibnitz, der hervorragendste Vertreter dieser Form des Spiritualismus, stellte den Satz auf, die Seele als Monade stehe unvergleichlich höher da als die übrigen ihr untergeordneten Körpermonaden.

Was die Beziehungen der Seele zum Körper betrifft, so finden wir diese Frage unter den Spiritualisten am eingehendsten bei Herbart behandelt. Er geht gleich Leibnitz von dem Satze aus, der Seele komme der erste Platz zu unter den übrigen einfachen Substanzen.

Alle Erscheinungen der Aussenwelt erklärt er durch Wechselwirkung der einfachen Substanzen, von denen jede zur Selbsterhaltung strebt, gleichzeitig aber befähigt ist auf andere Substanzen Einfluss zu üben. Auch die Seele besitzt somit nach Herbart den Trieb der Selbsterhaltung, doch steht sie unter dem Einflusse der anderen Monaden, und als Erzeugniss solcher Wechselwirkung entstehen Vorstellungen. Aus den Beziehungen zwischen den Vorstellungen leitet Herbart alle Erscheinungen unserer Innenwelt ab.

Da die Seele im Lichte dieser Lehre als untheilbare Substanz auftritt, so wird man leicht ermessen, wie der Spiritualismus dazu gekommen ist, den Sitz der Seele in einen bestimmten Punkt des Gehirns zu verlegen, welcher alle jene Hirnfasern in sich versammelt, auf deren Bahn ihm Erregungen von der Körperoberfläche zufliessen. Als eine solche Stätte wurde merkwürdigerweise bald die Zirbel, bald die Glan dula pituitaria aufgeführt. Als jedoch diese Auffassung sich später mit den anatomischen und physiologischen Thatsachen in vollem Widerspruche erwies, wurde alsbald die nicht minder merkwürdige Behauptung aufgestellt, die Seele verändere ihren Sitz je nach Bedarf und betheilige sich solchergestalt an den verschiedenen an dieser oder jener Stätte des Gehirns sich vollziehenden Vorgängen.

Eine neue philosophische Schule wurde begründet durch Kant's Kritik der reinen Vernunft. Kant erklärte gewisse Begriffe als etwas uns Gegebenes, als integrirenden Bestandtheil unseres Verstandes, und aus der Verbindung dieser Begriffe leitete er andere abstracte Begriffe ab.

Wenn nun Kant selbst nicht eigentlich als Vertreter des Spiritualismus im strengen Sinn dieses Wortes gelten kann, so treten einige seiner Schüler als reine Spiritualisten auf; so Fichte mit seiner Ableitung des „Nicht-Ich“ oder des Denkobjectes aus der Natur des „Ich“ oder des Subjectes, und Hegel mit seiner Identificirung von Denken und Sein. Unter dem Einflusse dieser Philosophen erreichte die Lehre des Spiritualismus ihren Gipfelpunkt und trat damit in ein Stadium, wo das Denken nicht nur völlig auf Beobachtung und Erfahrung verzichtete, sondern alle aus Beobachtung und Erfahrung geschöpften Thatsachen als ein das Denken störender und darum der richtigen Erkenntniss der Dinge hinderlicher unnützer Ballast über Bord geworfen wurde.

Neben dem Spiritualismus entwickelte sich, ihm völlig entgegengesetzt, die Lehre des Materialismus, welcher zufolge es einen Geist nicht giebt und nur Stoff in der Welt vorhanden ist.

Der Materialismus gehört zu den älteren philosophischen Lehren. Jedoch ist nicht zu vergessen, dass zwischen dem Materialismus der Alten und den späteren materialistischen Systemen wesentliche Unterschiede obwalten. Während nämlich die Alten unter „Geist“ eine be-

sondere feine Materie verstanden, welche sie von der groben Materie oder dem Stoff quantitativ unterschieden und welche nach ihren Begriffen mit letzterem nur in rein äusserlicher Verbindung steht, betont der spätere Materialismus vor allem die Existenz eines derartigen innerlichen Zusammenhanges zwischen der körperlichen und geistigen Sphäre des Organismus, bei welchem letztere ihren Ursprung ganz und gar der ersteren verdanken soll.

Die Vertreter dieser Lehre betrachten die Seele als eine besondere Erscheinungsform der organisirten Materie oder als Product der Thätigkeit des Gehirns. Ihrer Natur nach erscheint die Seele im Lichte dieser Lehre als Resultat gewisser Molekularbewegungen der Elemente des Stoffes, etwa wie der Schall durch Schwingungen einer Saite zu Stande kommt.

Im 17. Jahrhundert trat Hobbes als einer der angesehensten Vorkämpfer des Materialismus auf. Als real erkannte er in der Welt nur die Existenz von künstlichen und natürlichen Körpern an. Im 18. Jahrhundert finden wir den Materialismus vertreten durch La-Metrie, Helvetius und Holbach. Im 19. Jahrhundert endlich erwachsen dem Materialismus mit dem Fortschreiten der modernen Physiologie wiederum, besonders in Deutschland, neue Vorkämpfer, von denen hier Büchner, Moleschott und Vogt genannt seien.

Der Monismus anerkennt, wie wir sahen, die reale Existenz sowohl eines Geistes, wie einer Materie. Jedoch erscheinen beide hier nicht einander entgegengesetzt, wie dies beim Dualismus der Fall, vielmehr mit einander verschmolzen. Mit der Erkenntniss der Einheit von Stoff und Geist stellt sich die gesammte Natur als belebt dar. Die Lehre wird deshalb auch als Pantheismus bezeichnet.

Ihren getreuesten Ausdruck fand diese Lehre im 17. Jahrhundert in den Schöpfungen Spinoza's, in denen die Einheitlichkeit der Substanzen verfochten wird. Im 18. Jahrhundert trat die gleiche Anschauung zu Tage in den Lehren der englischen und französischen Deisten und Naturvergötterer, und im 19. Jahrhundert hinwiederum in den Darstellungen einiger Philosophen, wie Schelling, Schopenhauer und Hartmann.

Alle diese Anschauungen, die noch bis auf den heutigen Tag in der Schule der reinen Philosophen ihre Vertreter finden, werden von dem Lichte strenger Kritik immer mehr in das Gebiet der Geschichte verwiesen, da jede derselben auf unüberwindliche Schwierigkeiten stösst.

So findet die als Dualismus oder dualistischer Spiritualismus bekannte Lehre ihre Hauptschwierigkeit in der Erklärung der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper. Es ist klar, dass eine Wechselwirkung zwischen Geist und Materie nicht gedacht werden kann, wenn man beide als ihrer Natur nach entgegengesetzt sich vorstellt. Hier

halfen sich die Spiritualisten der dualistischen Richtung mit einer Reihe höchst eigentümlicher Hypothesen. Die Jünger Descarte's mussten beispielsweise zu dem paradoxen Schluss gelangen, jeder Akt der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper vollziehe sich unter Betheiligung übernatürlicher Kräfte oder göttlicher Eingriffe. Und späterhin nahm der Dualismus seine Zuflucht zu der nicht minder eigenthümlichen Hypothese Leibniz's über die prästabilirte Harmonie.

Was den monistischen Spiritualismus bezw. den Idealismus betrifft, so sind, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die — wie wir sahen unvermeidliche — Voraussetzung der Beweglichkeit der Psyche mit sich bringt, gewichtige Bedenken geäussert worden mit Bezug auf die Auffassung der Seele als einer einfachen Substanz.

Jene spiritualistische Lehre hinwiederum, welche in der Natur nur das Princip des Geistes anerkennt und das Dasein einer Materie leugnet, welcher zufolge alle unsere Vorstellungen von einer materiellen Welt reine Illusionen, Folge einfacher Sinnestäuschungen sind, befindet sich in einem derartigen Widerspruch mit den beobachteten Thatsachen und den Zeugnissen des gesunden Verstandes, dass sie bei der ungeheuren Mehrzahl derjenigen, die nicht zu sehr zu philosophischer Speculation hinneigen, immer den Eindruck des Irrthümlichen hervorgerufen hat. Darf doch aus dem Umstande, dass die Aussenwelt mittelbar von uns wahrgenommen wird, noch nicht die Idee der Verneinung der Aussenwelt abgeleitet werden, er berechtigt nur zu der Annahme, dass die Erscheinungen der Aussenwelt von uns nicht so wahrgenommen werden, wie sie in der Wirklichkeit sind.

Der moderne Materialismus sucht bekanntlich die wichtigste Stütze seiner Lehre in der Thatsache, dass die psychischen Erscheinungen überall mit körperlichen Vorgängen in Verbindung stehen. Jedoch wird demgegenüber mit Recht hervorgehoben, dass in Wirklichkeit die psychischen Erscheinungen durchaus nicht als Folge körperlicher Vorgänge auftreten, dass mit anderen Worten zwischen physischen oder materiellen und seelischen Erscheinungen nirgends Beziehungen zu erkennen sind von der Art, wie sie zwischen zwei Naturerscheinungen bestehen können, von welchen die eine als Ursache, die andere als Folge sich darstellt. Tritt man auf den üblichen Standpunkt der Materialisten, von dem aus alle psychischen Erscheinungen lediglich als Vorgänge molekularer Bewegungen zu betrachten sind, so kommt man hierdurch dem Wesen der Frage um keinen Schritt näher, denn aus physischen Molekularbewegungen, und seien dieselben von noch so complicirter Art, vermögen wir die Erscheinungen des Bewusstseins nicht abzuleiten, ohne uns die leblose Materie mit irgend einem elementaren psychischen Element ausgestattet vorzustellen; eine Vergeistigung der

Materie, die letzterer seelische Eigenschaften zuerkennt, hört aber auf, reiner Materialismus zu sein[1]).

Viele sind der Meinung, Spinoza's Lehre der Verschmelzung von Geist und Materie zu einer einzigen höheren Substanz besitze einen Vorzug vor den übrigen Systemen. Dies ist indess ein grosser Irrthum. Vor allem bleibt die von dieser Lehre vorausgesetzte höhere Substanz, welche gleichzeitig als Aussenwelt und als Innenwelt zum Ausdrucke kommt, für uns etwas völlig unbekanntes. Ist nicht diese höhere Substanz, die da Geist und Materie zu einer Einheit zusammenschweisst, das nämliche Wunder, welches jene prästabilirte Harmonie zu Wege bringt, die, wie wir wissen, zur Entwickelung der Lehre Descarte's sich als nothwendig herausgestellt? Wie dem aber auch sei, die Hypothese nimmt ohne genügende Begründung etwas unserer Erkenntniss völlig unzugängliches an und belastet uns zudem mit der Frage, wie wir uns von dem Dasein eines psychischen Elementes in der unorganischen Materie überzeugen sollen. Ohne Spiritualist zu sein wird natürlich Niemand auf diese Fragen irgend welche Antwort geben können.

Aus vorstehender kurzer Darlegung wird man unschwer erkennen, dass ungeachtet enormer geistiger Anstrengungen der hervorragendsten Denker aller Zeiten die Frage nach den Beziehungen zwischen physischem und psychischem Principe um keinen Schritt weiter gerückt ist. Wie vor Tausend Jahren, so stehen wir noch heute vor ungelösten Welträthseln, wenn an uns die Frage herantritt: was ist Geist und Stoff, und welche Beziehungen bestehen zwischen beiden? Der Irrthum aller im obigen angeführten Lehren besteht nämlich darin, dass von denselben versucht wird, auf speculativem Wege das Wesen der Dinge zu ergründen, während die Aufgabe wahrer Wissenschaft nicht in der Erforschung des Wesens der Dinge selbst besteht, sondern auf Verfolgung der wechselseitigen Beziehungen zwischen den Erscheinungen hinzielt. Leider ist es nicht ganz leicht, auf die Frage nach der Natur des psychischen oder geistigen Principes Verzicht zu leisten, da gewisse Fragen religiöser, politischer und rechtswissenschaftlicher Art innig damit zusammenhängen. So erklärt es sich, dass die Frage nach dem Wesen des psychischen Principes bis in unsere Tage hinein nicht aufhört, den Geist der Philosophen zu beschäftigen. Noch ganz unlängst haben wir eine Zeit erlebt, in welcher der Materialismus, er-

1) Mit Bezug auf diese mehr als sonderbaren Wirkungen des Materialismus ruft der berühmte Griesinger in edlem Unwillen aus: „Was soll man nun zu dem platten und seichten Materialismus sagen, wenn er die allgemeinsten und werthvollsten Thatsachen des menschlichen Bewusstseins über Bord werfen möchte, weil sie sich nicht im Gehirne mit Händen greifen lassen“ (Griesinger, Die Pathologie und Therapie der psych. Krankheiten. Stuttgart 1867, S. 6 u. 7).

starkt durch den Aufschwung der modernen Physiologie, endgiltig im Begriffe schien, den Sieg zu erringen. In jenen Tagen der Begeisterung ist viel gestritten worden über die Abhängigkeit der seelischen Erscheinungen von den körperlichen und sind Versuche gemacht worden, den überzeugenden Beweis zu führen, dass in ähnlicher Weise, wie die Leber Galle hervorbringt, aus dem mit Blut versorgten und electrische Kräfte in sich bergenden Gehirn der Gedanke entspringe. Auf dem Boden des modernen Materialismus erwachte so von neuem die Frage nach dem eigentlichen Wesen des seelischen Principes und nach seinem Zusammenhange mit dem Körper und diese Frage ward zum Gegenstande speculativ-philosophischer Untersuchungen. Natürlich hat mit Bezug auf die in Rede stehende Frage auch diese neue Aeusserung des Materialismus sich ebenso als völlig fruchtlos erwiesen, wie alle früheren dahingehenden Versuche.

Nicht zu verkennen ist dabei ein wichtiges Verdienst des modernen Materialismus. Trotzdem nämlich der neuere Materialismus mit Bezug auf die Ernirung des Wesens der Frage sich auf grobe und theilweise sogar auf naive Anschauungen beschränkt sah, hat er mächtigen Anstoss gegeben zum Ausbau der modernen Naturwissenschaft und unter anderem auch Fragen in den Vordergrund gezogen, welche mit den Verrichtungen des Gehirns im Zusammenhang stehen und mit den materiellen Bedingungen, unter welchen die psychischen Thätigkeiten sich abspielen. Sich stützend auf Thatsachen der Anatomie und Physiologie lenkte der moderne Materialismus die Aufmerksamkeit der Forscher auch auf das Studium der Beziehungen zwischen psychischer Thätigkeit und den im Gehirne selbst vor sich gehenden physikalisch-chemischen Veränderungen. So eröffnete sich ein weites Feld für eine grosse Reihe streng wissenschaftlicher und hoch bedeutungsvoller Untersuchungen, auf deren Grundlage nicht nur die Idee von dem innigen Zusammenhange zwischen den psychischen und somatischen (materiellen) Vorgängen in unserem Organismus völlig festen Boden gewann, sondern auch mit grosser Genauigkeit jene Bedingungen und jene physikalischen und materiellen Mittel erforscht werden konnten, mittelst welcher sich entsprechende Veränderungen der psychischen Sphäre herbeiführen lassen. Die nähere Beleuchtung dieser Verhältnisse gestaltete sich ohne Frage als enorm bedeutungsvoll für die Menschheit, und zwar ebensosehr mit Bezug auf die allgemeine Auffassung unserer seelischen Vorgänge, wie bezüglich vieler Fragen der Erziehung und der Behandlung seelischer Erkrankungen. Unter dem Einflusse jener Untersuchungen entledigte sich die Pädagogik der alten scholastischen Grundsätze über psychische Erziehung, erkannte die Nothwendigkeit einer regelrechten körperlichen Entwickelung und trat, gestützt auf Thatsachen der Physiologie, in eine völlig neue und zweifellos fruchtbringende Aera ihres Daseins.

Auf einem anderen Gebiete unseres menschlichen Wissens, dem der Psychiatrie, trat ein ebensolcher, wenn nicht noch viel mächtigerer Umschwung ein mit dem Erfolge, dass die moderne Psychiatrie sich in innigster Weise mit den übrigen Gebieten der Heilkunde verschwisterte, und sie gleich den anderen Disciplinen der klinischen Pathologie sich zu stützen begann auf Thatsachen der Anatomie, der Physiologie und solche, die sich aus der physiologischen Psychologie schöpfen lassen. Ihrerseits hat die Psychiatrie als Wissenschaft von den krankhaften Störungen der Seelenthätigkeit sich besondere Verdienste um die Entwickelung der Psychologie erworben. Die neueren Errungenschaften der Psychiatrie, welche zum grossen Theile dem klinischen Studium am Krankenbette ihre Entstehung verdanken, haben bereits zur Lösung überaus vieler psychologischer Probleme beigetragen, und es kann kein Zweifel sein, dass das meiste in dieser Beziehung noch von der Zukunft zu erwarten ist.

Als sich bei dem Aufschwunge der Psychologie die Bedeutung von Experiment und Mathematik für die Eruirung psychologischer Gesetze herausstellte, entstand ein neuer Zweig der Psychologie als Psychophysik und Experimentalpsychologie. Nun begannen unsere Beobachtungen im Gebiete der Psyche bereits die Exactheit des physikalischen Experimentes anzunehmen. Eine grosse Anzahl bedeutender Forscher hat sich auf diesen Gebieten bethätigt und es genüge hier, auf Männer wie Weber, Fechner, Wundt, Preyer, Binet als die am meisten hervorragenden hinzuweisen. Diese Forscher haben sich um die moderne Psychologie unsterbliche Verdienste erworben und durch ihre Arbeiten die progressive Entwickelung derselben für lange Zeit gesichert.

Aber auch dem Thierexperimente über die Wirkung der Ausschaltung von Theilen der Gehirnrinde verdankt die moderne Psychologie nicht zuletzt ihren gegenwärtigen Aufschwung. Die Sphäre der Psyche tritt zwar beim Thiere verhältnissmässig zurück. Indess sind die elementaren psychischen Erscheinungen und Vorgänge, soweit sie die Entwickelung von Empfindungen und Vorstellungen und das Zutagetreten der Gefühle und Instinkte betreffen, bei den höheren Thieren die nämlichen, wie beim Menschen, weshalb die Ergebnisse der vorher angedeuteten Thierversuche innerhalb gewisser Grenzen auch auf die Verhältnisse des Menschen anwendbar erscheinen. Noch viel werthvoller gestalteten sich für die Psychologie Beobachtungen über Individuen mit pathologischen Zerstörungen von Theilen der Gehirnrinde, insbesondere dann, wenn denselben Autopsien zur Seite stehen. Solche Beobachtungen dienen nicht nur zur Prüfung des Thierexperimentes, sondern fördern oft ganz neue Ergebnisse zu Tage.

Auf den bisher angeführten Wegen war man zu dem Satze ge-

langt, dass jede psychische Thätigkeit stets zur Voraussetzung hat zwei Reihen von Erscheinungen, und zwar 1) eigentlich psychische und 2) materielle oder physische Erscheinungen.

Es lag nun die weitere Aufgabe vor, die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem psychischen und physischen Element wissenschaftlich festzustellen. In dieser Hinsicht traten vor allem zwei Lehren in den Vordergrund: 1) die neuere Lehre von der Wechselwirkung und 2) die moderne Lehre des Parallelismus. Die erstgenannte von beiden, die im Grunde aus dem Zeitalter Descarte's sich herleitet, betrachtet Seele und Körper als zwei von einander unabhängige Wesen, die jedoch unter einander in inniger Wechselbeziehung stehen. Nach dieser Lehre vermag die Seele gewisse Veränderungen an den Dingen der Aussenwelt zu bewirken, wie andererseits die Aussenwelt auf die Psyche ihren Einfluss übt. Hingegen nach der Anschauung der Parallelisten spielen sich psychische und physische Erscheinungen im Centralnervensystem immer neben einander ab. Wir besitzen demnach in unserer Psyche zwei Seiten einer und derselben Erscheinung — eine innere und eine äussere.

Die Lehre der Wechselwirkung collidirt zunächst mit dem allgemein anerkannten Gesetz von der Erhaltung der Energie. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, hat man gesagt, das Energiegesetz besitze keine Geltung mit Bezug auf die Vorgänge der Psyche. Es sei nur giltig in Beziehung auf ein geschlossenes System[1]), während die physischen Vorgänge im Gehirn, die mit den psychischen in Wechselbeziehungen stehen, kein solches geschlossenes System bilden. Ein derartiges Raisonnement schiebt, ohne etwas zu erklären, die Lösung der Aufgabe natürlich nur weiter hinaus, denn es führt eine Voraussetzung ein, die ihrerseits des Beweises bedarf. Die Lehre des Parallelismus, die, ursprünglich durch Fechner begründet, in neuerer Zeit von Ebbinghaus[2]), Paulsen[3]), Heymans[4]) und Anderen gestützt wird, besitzt deshalb gegenüber der Lehre von der Wechselwirkung gewisse Vorzüge, da sie, ohne die Frage nach den Grundlagen unserer Seelenthätigkeit zu präsumiren und unter Hintansetzung der Anschauungen des groben Materialismus und des reinen Spiritualismus, die vollste Gesetzmässigkeit der Wechselbeziehungen feststellt zwischen den inneren oder psychischen Erscheinungen und jenen materiellen Vorgängen, welche im Nervengewebe den Ablauf der Seelenthätigkeiten begleiten.

1) L. Busse, Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und das Gesetz der Erhaltung der Energie. Philosophische Abhandlungen.

2) Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie.

3) Paulsen, Einleitung in die Philosophie. 1901.

4) Heymans, Zur Parallelismusfrage. Zeitschr. f. Psychologie. Bd. XVII.

Diese Lehre findet auch eine Stütze in dem Nachweise directer Beziehungen zwischen Störungen der psychischen Verrichtungen und bestimmten materiellen Veränderungen des Gehirngewebes. Die Frage nach den Ursachen jener Wechselbeziehungen blieb dabei in zweiter Linie stehen und die Hypothese des Parallelismus gewährt keinerlei Lösung derselben. So fruchtbringend und grundlegend diese Lehre sich erwiesen hat für die weitere Forschung im Gebiete der psychischen Thätigkeiten, so zweifellos ist es, dass sie über das eigentliche Wesen der Beziehungen zwischen der Welt des Physischen und Psychischen keinerlei Aufschluss gewährt. Der alte Spiritualismus ist hier gänzlich ohnmächtig, denn es ist unmöglich sich vorzustellen, dass die psychischen Vorgänge an und für sich jene materiellen Veränderungen herbeiführen sollten, die wir im Centralnervensysteme entdecken. Nicht minder machtlos erweisen sich in dieser Frage die Lehren des Materialismus. Gewisse Materialisten sind bemüht gewesen, jene Wechselbeziehungen so zu deuten, dass sie sagten, das Psychische werde erzeugt von dem Physischen, oder mit anderen Worten: die materiellen Vorgänge seien Ursache der psychischen. Wie schon früher erwähnt, setzt der Materialismus voraus, der Gedanke erscheine als Produkt der Thätigkeit des Gehirnes. Hierfür soll die Thatsache sprechen, dass eine Psyche ohne physisches Element nicht gedacht werden kann, während physische Vorgänge am Organismus sich bekanntlich nicht selten ohne jede Betheiligung der Psyche abspielen. Der Grundfehler dieser Anschauung besteht nun darin, dass hier die Bedeutung des Begriffes „Ursache" unrichtig aufgefasst wird. Mit der Feststellung der Constanz der Beziehungen zwischen bestimmten Erscheinungen ist noch nicht die Ursache dieser Beziehungen aufgedeckt. Um die Ursache zu finden, ist es nothwendig darzuthun, dass das Eine thatsächlich unmittelbar Folge des Zweiten sei. Wem wäre nicht einleuchtend, dass aus dem materiellen Principe sich das psychische nicht ableiten lässt? Daher konnten die Anschauungen der Materialisten nur während der Dauer des ersten von ihnen verursachten Enthusiasmus sich behaupten.

In Folge der Unanwendbarkeit des Begriffes der causalen Correlation zwischen Psyche und Physis haben einige Vertreter der empirischen Philosophie, wie Avenarius und Mach, den Versuch gewagt, den Begriff der causalen durch den der functionellen Correlation zu ersetzen. Das Wesen solcher functioneller Wechselbeziehung hat darin zu bestehen, dass zwei Grössen sich in einem gegenseitigen Verhältnisse befinden, welchem zufolge bei Veränderung der einen Grösse nothwendig eine Veränderung der zweiten Grösse vor sich geht. Bei der Annahme einer functionellen Correlation zwischen Psyche und Soma ist es, wie in der mathematischen Function, nach Avenarius

völlig gleichgiltig, welche von beiden Functionen man als die abhängig veränderliche und welche man als die unabhängig veränderliche anerkennen will. Nehmen wir das Physische als unabhängig veränderlich an, so ist das Psychische das abhängig veränderliche, und umgekehrt, wenn wir das Psychische als unabhängig veränderlich betrachten, so muss das Physische als die abhängig veränderliche Function angesehen werden. Auf diesem Wege wird gleichzeitig die Abhängigkeit des Psychischen vom Physischen, wie die Abhängigkeit des Physischen von dem Psychischen festgestellt.

Es ist nun unschwer zu erkennen, dass vorstehende Betrachtungsweise uns nur eine treffende Formel darbietet zum Ausdrucke der Gleichzeitigkeit der psychischen und physischen Erscheinungen und für die Idee des Parallelismus. Geben wir eine derartige functionelle Correlation zwischen Psychischem und Physischem zu, so sind wir berechtigt zu sagen: wenn in unserem Gehirne bestimmte physiologische Processe sich abspielen, so müssen bedingungslos zugleich mit jenen ganz bestimmte psychische Erscheinungen vor sich gehen, und umgekehrt: wenn wir die eine oder andere geistige Anstrengung machen oder überhaupt denken, so müssen unweigerlich bestimmte dieser Seelenthätigkeit entsprechende materielle Vorgänge in unserem Centralorgane stattfinden. Man versteht ohne weiteres, dass dies für die Gleichzeitigkeit der psychischen und physischen Vorgänge in dem Gehirn keine Erklärung liefert, sondern nur eine neue Erläuterung der Thatsache selbst darbietet.

Im Hinblicke auf diese Schwierigkeiten haben sich einige Vertreter des Parallelismus zur Erklärung der beständigen Uebereinstimmung zwischen den physischen und psychischen Vorgängen im Sinne des Monismus ausgesprochen und das Physische als identisch mit dem Psychischen hingestellt. Schon Fechner, der diese Anschauungsweise unterstützte, nahm an, dass das Physische und Psychische zwei Seiten einer und derselben Erscheinung darstellen, dass es sich also in diesem Fall um eine und die nämliche, von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtete Erscheinung handelt. Mit anderen Worten: psychische und physische Vorgänge sind durchaus nicht ihrem Wesen nach von einander verschieden, da ja auch alles Materielle, wenn es durch das Prisma des Bewusstseins hindurch geht, ebenso als eine Summe von Vorstellungen erscheint, wie die Vorgänge des Bewusstseins selbst.

Die physiologischen Vorgänge im Gehirn und unsere Gedanken sind darnach nur zwei Seiten einer und der nämlichen Erscheinung. Der Unterschied zwischen beiden liegt in Wirklichkeit nur darin, dass wir eine und dieselbe Erscheinung von zwei verschiedenen Standpunkten betrachten: nämlich von innen und von aussen. Der auf dem Wege der Selbstbeobachtung vorgehende Psychologe betrachtet den Gedanken

von innen her, während der Physiologe den gleichen Vorgang von aussen her verfolgt. Gleichzeitig von beiden Gesichtspunkten aus kann der Denkungsvorgang nicht betrachtet werden. Sehr bezeichnend äussert sich hierüber Riehl: Wir sind nicht berechtigt zu sagen, der Wille entspreche nur der Innervation des Gehirns; im Gegentheile, wir müssen entschieden sagen, der Wille sei der gleiche Vorgang, welcher dem objectiven Beobachter als centrale Innervation, dem subjectiven als Willensimpuls erscheint [1]).

Von allen Vergleichen, welche von Anhängern des monistischen Parallelismus zur Erläuterung ihrer Sätze vorgebracht worden sind, scheint mir am zutreffendsten der Ausspruch Taine's. Er vergleicht das Psychische und Physische mit einem Buche, abgefasst in zwei Sprachen, in der einen das Original — die Seele, in der anderen die Uebersetzung — der Körper. Ich würde es für noch richtiger halten zu sagen: wir haben zwei identische Originale, abgefasst in zwei verschiedenen Sprachen, so zwar, dass jedes derselben gewissermassen als wörtliche Uebersetzung des anderen erscheint.

Es ist noch eine Reihe anderer Vergleichungen von den Forschern zur Erläuterung ihrer Anschauungen benutzt worden. Fechner z. B. richtete seine Aufmerksamkeit auf das Beispiel des Kreises [2]). Wenn wir uns im Inneren eines Kreises befinden, so erscheint uns die Peripherie concav; befinden wir uns dagegen ausserhalb des Kreises, so erscheint uns die nämliche Peripherie convex. Das Sonnensystem stellt sich, von der Erde aus betrachtet, als ptolomäisches, von der Sonne aus als copernicanisches dar. An der Hand solcher und ähnlicher Beispiele sind die Forscher bemüht den Umstand hervorzuheben, dass wir nicht im Stande sind, das Physische und zu gleicher Zeit das Psychische als ein einheitliches Ganzes zu percipiren, sondern dass wir es nur von zwei Seiten, von innen und von aussen her, wahrzunehmen vermögen, und hierin liegt die Ursache dessen, dass eine und die nämliche Erscheinung uns gewissermassen aus zwei verschiedenen Vorgängen bestehend erscheint, von denen jeder von uns gesondert wahrgenommen wird.

Allein auch in dieser Gestalt wird der monistische Parallelismus weitaus nicht von allen getheilt, denn er gewährt uns nicht so sehr eine thatsächliche Erklärung, als vielmehr eine Reihe von Gleichnissen. Wenn wir sagen: zwei ihrem Wesen nach verschiedene Processe stellen sich dar als zwei Seiten eines und des nämlichen Vorganges, so ist dies keine Erklärung der Sache selbst, sondern im Grunde nur eine Umschreibung. Mehrere angesehene Vertreter des Parallelismus, wie

---

1) Riehl, Die Theorie der Wissenschaft und die Metaphysik. S. 231.
2) Fechner, Elemente der Psychophysik. Bd. I S. 3.

z. B. Avenarius, erheben daher Einspruch gegen eine Annäherung oder Identificirung des physischen mit dem psychischen Principe. In der physischen Welt begegnen wir nur materiellen Erscheinungen. Dabei leitet sich alles Materielle immer nur aus Materiellem her, während alles Psychische wiederum nur aus Psychischem hervorgeht, niemals aus Materiellem. So wie es demnach zwischen physischen Vorgängen causale Beziehungen giebt, so bestehen causale Beziehungen auch zwischen psychischen Erscheinungen. Es existiren nur keine causalen Wechselbeziehungen zwischen physischen und psychischen Erscheinungen. Trotz dem parallelen Ablauf der Vorgänge in der Welt des Psychischen und Physischen stehen also diese beiden Welten völlig gesondert von einander da als Einzelwelten, und dennoch besteht zwischen beiden Reihen von Erscheinungen volle Correspondenz nach dem Principe der prästabilirten Harmonie von Leibniz, oder es werden, zufolge der Lehre der Occasionalisten, vermöge des unser Begriffsvermögen übersteigenden Einwirkens eines höheren Principes die physischen Erscheinungen in jedem einzelnen Falle mit den psychischen in Einklang gebracht.

Es erhellt, dass die Hypothese des Parallelismus für die Erklärung der Correlationen zwischen physischem und psychischem Princip nichts dem Wesen nach Neues darbietet. Vielmehr stellt dieselbe als Thatsache nur jenes constante Wechselverhältniss zwischen dem Physischen und Psychischen hin, welches schon lange vorausgesetzt von der Lehre des Parallelismus lediglich in eine bestimmte wissenschaftliche Formel gekleidet worden ist. Mit der Anerkennung einer in unseren Centren bestehenden constanten Wechselbeziehung zwischen psychischen bezw. inneren und materiellen bezw. äusseren Erscheinungen lässt indessen die Lehre des Parallelismus an sich jene Gegensätzlichkeit zwischen psychischem und materiellem Princip, welche in der Philosophie und Psychologie seit Descartes festgehalten wird, im Grunde nicht nur nicht ausgeschlossen erscheinen, sondern bietet diesem Standpunkt vielmehr einen weiteren Halt und unterstützt zu gleicher Zeit die Leibniz'sche Lehre von der prästabilirten Harmonie, wenn man berücksichtigt, dass an der Lehre der Occasionalisten heutzutage kaum noch Jemand festhalten dürfte. Wie sehr diese Gegensätzlichkeit zwischen psychischem (geistigem) und physischem (materiellem) Princip noch gegenwärtig die Anschauungen in der Psychologie beherrscht, das bezeugen beispielsweise jene Erwägungen, welchen W. Wundt neuerdings in seinen Grundzügen der Psychologie mit Bezug auf psychische Causalität und psychophysischen Parallelismus Raum gegeben hat.

Nach den Darlegungen von W. Wundt in seiner Psychologie hat die physische Bestimmung einer Grösse zu ihrem Gegenstande objective Maasse, Kräfte und Energien, die psychische — subjective Werthe

und Ziele. Noch vollständiger drückt W. Wundt sich aus, wenn er sagt: Die Bewegungen der Muskeln bei äusserer Willensthätigkeit und jene physikalischen Processe, welche die Sinneswahrnehmungen, die Associationen und die Functionen der Apperception begleiten, folgen unweigerlich dem Princip der Erhaltung der Energie, doch können bei gleicher Grösse dieser Energie die darin zum Ausdruck kommenden Werthe und Ziele ihrer Grösse nach verschieden sein. Die physikalische Veränderung hat es zu thun mit quantitativen Grössen, welche eine Abstufung nur nach den quantitativen Verhältnissen der gemessenen Grössen zulassen. Im Gegensatze dazu hat die psychische Veränderung im Endresultate zum Gegenstande stets qualitativ werthige Grössen. Der Fähigkeit der Ausübung einer rein quantitativen Wirkung, welche wir als Grösse der physikalischen Energie bestimmen, lässt sich daher gegenüberstellen die Grösse der psychischen Energie als der Fähigkeit qualitativ verschiedene Werthe hervorzubringen. Der Zuwachs an psychischer Energie ist unter solchen Voraussetzungen nicht nur vereinbar mit der für die naturwissenschaftliche Betrachtung nothwendigen Constanz der physischen Energie, sondern beide Sätze dienen zu gegenseitiger Vervollständigung als Maassstab bei der Beurtheilung unseres Experimentes in seiner Gesammtheit. Denn der Zuwachs an psychischer Energie erscheint in entsprechender Beleuchtung nur insoweit, als er die Kehrseite der physischen Constanz darstellt. Der Continuität der physikalischen Vorgänge steht auf der anderen Seite als psychologisches Correlat derselben gegenüber jene Thatsache des Schwundes psychischer Werthe, wie sie unzweifelhaft im Experiment gegeben ist.

Es ist nun, wie leicht ersichtlich, der Begriff der psychischen Energie in den Augen Wundt's nichts anderes, als der Begriff der physischen Energie. Jener wird diesem direct gegenübergestellt als etwas, was zu qualitativen Werthen hinführt, die zeitweise verloren gehen, im Gegensatze zur Constanz der physischen Energie, welche quantitative Grössen ergiebt. Es ist klar, dass die psychische Energie im Sinne W. Wundt's der gewöhnlichen Weltanschauung, welche den Geist der Materie gegenüberstellt, kaum etwas neues hinzufügt. Nur tritt hier an Stelle des Begriffes Geist derjenige der psychischen Energie, und an Stelle der Materie der Begriff der physischen Energie. Und beide Begriffe, d. h. die der psychischen und physischen Energie sind uns ebenso incommensurable Grössen, wie Geist und Stoff der älteren Philosophie.

Ein ganz ähnlicher Dualismus bietet sich uns in der Physik dar als Kraft und Materie. Da jedoch seit der Entwickelung der Lehre von der Erhaltung der Energie sich die Möglichkeit ergeben hat, die Energie mathematisch zu bestimmen, so konnte dieser Dualismus in der Physik nicht in jenem Grade schaden, wie er sich der Erforschung

der psychischen Thätigkeiten als schädlich erwiesen hat. Nichtsdestoweniger haben sich auch unter den Physikern in letzterer Zeit laute Stimmen erhoben gegen die durch die Begriffe Kraft und Materie (Stoff) näher gekennzeichnete Lehre des Dualismus. Beachtung verdient in dieser Hinsicht unter anderem der von W. Ostwald unternommene Versuch, die ganze sichtbare Welt unter den Begriff der Energie zu subsummiren und den Begriff der Materie völlig aus der gewöhnlichen wissenschaftlichen Weltanschauung zu eliminiren [1]). Als real vorhanden anzuerkennen ist nach Ostwald in der Natur nur die Energie. Sie ist die einzige unveränderliche Grösse, welche wir in der Natur entdecken. Stoff dagegen ist nichts anderes als ein Product unseres Gedankens. Nach Ostwald lassen sich sämmtliche Eigenschaften der sog. Materie betrachten als verschiedene Erscheinungsformen der Energie. Masse ist ihm nichts anderes als die Fähigkeit der Bewegungsenergie, den Raum zu erfüllen; es ist mit anderen Worten Volumenergie. Schwere ist Ausdruck der Lagenenergie. Die chemischen Eigenschaften der Körper beruhen auf chemischer Energie. Alles also, was wir von der Aussenwelt wissen, kann auf das Verhalten der Energie zurückgeführt werden. Zu der Annahme eines besonderen Trägers der Energie, d. h. einer Materie, liegt schon deshalb kein Grund vor, weil wir von einer solchen Materie nichts erfahren können, während die verschiedenen Erscheinungsformen der Energie für alles uns Bekannte eine Erklärung gewinnen lassen.

Nach Ostwald handelt es sich überall nur um Energien, und wenn man von dem Begriffe der verschiedenen Arten der Materie abstrahirt, so bleibt nichts mehr übrig, nicht einmal der von ihr eingenommene Raum, denn auch diesen letzteren erkennen wir nur durch Aufgebot von Energie, erforderlich zum Behufe des Eindringens in denselben, also zur Bewegung. Materie ist sonach ihrem Wesen nach nichts anderes als räumliche Anordnung verschiedener Energien, und alles was wir von ihr aussagen, bezieht sich im Grunde auf diese Energien. Ein Schlag mit einem Stocke löst nach Ansicht von Ostwald in uns eine entsprechende Empfindung aus nur vermöge der Energie des Schlages. Bei einem Stosse gegen einen ruhenden Stock empfinden wir wiederum einen Unterschied des Energiezustandes in Bezug auf unsere Sinnesorgane, und überhaupt reagiren unsere sämmtlichen Sinnesorgane nur auf Energiedifferenzen zwischen diesen Organen und dem umgebenden Medium. Nach Ostwald ist also alles Reale in unserer Welt zurückzuführen auf verschiedene Formen und Quantitäten der Energie, weshalb Ostwald's Lehre zu bezeichnen ist als Energe-

1) W. Ostwald, Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Leipzig 1895.

tismus zum Unterschiede von der allgemein angenommenen Lehre des Atomismus, welche das Vorhandensein einer atomistischen Materie zur Voraussetzung hat.

Als Reaktion gegen das Vorherrschen eines übertriebenen Dualismus auftretend musste Ostwald's Hypothese, wie jeder kühne Versuch, alte Dogmata zu zerstören und auf den Trümmern derselben neue Anschauungen der Dinge zu begründen, naturgemäss vielen und nicht gegenstandslosen Angriffen sich ausgesetzt sehen. Wir wollen hier auf den Inhalt dieser Angriffe nicht näher eingehen und nur als Besonderheit der Ostwald'schen Lehre den einen Umstand hervorheben, dass sie Selbständigkeit und reale Existenz zuschreibt der Energie, ein Begriff der für gewöhnlich nur die Fähigkeit zur Arbeit bezeichnet und als solcher das Dasein eines anderen realen Etwas in der umgebenden Welt voraussetzt, welches wir uns gewöhnlich als materielles Milieu vorstellen. Ein wesentlicher Mangel der Lehre aber besteht in dem Umstande, dass Ostwald, indem er den Begriff der Materie ausschaltet und an seiner Statt die ihrem Wesen nach uns ebenso unbekannte Energie substituirt, die Anzahl der verschiedenen Energieformen bis ins Ungeheure ausdehnt, was der Wissenschaft sicher nicht zum Vortheile gereichen kann. Endlich kann von einer vollständigen Beseitigung des Begriffes der Materie auch bei der Lehre Ostwald's kaum die Rede sein. Wie soll man ohne Zwang an der Vorstellung festhalten, ein beliebiger Körper könnte seinem Wesen nach nur in eine Reihe von Energien zu zerlegen sein, hinter denen sich nichts anderes verbergen soll? Dies zu beweisen ist sowohl theoretisch, wie empirisch auf jeden Fall unmöglich.

So sympathisch uns sonst die Idee erscheint, die Begriffe der Materie und der Energie in der Wissenschaft durch den Begriff der Energie allein zu ersetzen, so wenig vermögen wir uns von der Berechtigung zu überzeugen, den Begriff der Materie völlig aufzugeben und dafür den im Grunde nicht minder abstracten Begriff der Energie zu substituiren. Im Gegensatze zu der völlig irrthümlichen älteren Anschauung, wonach die Materie als träges Milieu dem Begriffe der Energie als dem activen Principe der Kraft oder der Fähigkeit zur Arbeit gegenübergestellt wird, nehmen wir nun an, dass es in der Natur keine Energie giebt ohne ein Medium (Milieu), in welchem diese Energie in die Erscheinung tritt. Mag dies Medium (Milieu) jene Form darbieten, in welcher wir uns für gewöhnlich die Materie vorstellen, ja mag sie jener Eigenschaften entbehren, die wir gewöhnlich der Materie beizulegen uns genöthigt sehen und welche im Grunde aus Energie ihren Ursprung nehmen, auf keinen Fall aber wird der menschliche Geist sich mit der Vorstellung versöhnen, die uns umgebende Welt sei keine stoffliche Welt, sondern stelle sich lediglich als Modification von Energie allein

dar. In dieser Beziehung stösst die Lehre Ostwald's, indem sie alle Materie ausschaltet, gleich dem philosophischen Spiritualismus auf eine Reihe logisch nicht zu beseitigender Schwierigkeiten. Energie ausserhalb eines Milieu kann zweifellos nicht gedacht werden.

Wir erachten somit nicht für nothwendig, den üblichen Begriff der Materie mit den ihr zukommenden Eigenschaften beizubehalten, aber wir sind der Meinung, dass Energie nur innerhalb eines bestimmten Mediums (Milieu) zu Tage treten kann, und den Begriff eines solchen Mediums vermögen wir nicht auszuschliessen, da es undenkbar ist, dass eine Energie im leeren Raume wirksam sein könnte. Noch mehr: das Milieu ist in gewissem Sinne sogar bestimmend auf die Erscheinungsweise der Energie. Electricität pflanzt sich mit Blitzesschnelle längs dem Draht fort, geht aber sofort in andere Energieformen über, sowie sie auf ihrer Bahn auf ein schlecht leitendes Medium stösst. Man darf sich offenbar von der Energielehre nicht hinreissen lassen, die Vorstellung von einem Medium, in welchem die Energie als wirksames Princip zur Aeusserung kommt, aufzugeben. Welche Rolle könnte denn am Ende das active Princip, jene Fähigkeit zur Arbeit, beanspruchen, wenn es in der Welt nichts anderes gäbe, als überall nur actives Princip allein, wenn es nicht einmal ein formloses Medium gäbe, in welchem die Energie sich äussern könnte? Wir sind weit entfernt von einer Gegenüberstellung zwischen Energie als actives Princip und Materie als träges Princip, vielmehr glauben wir nur, dass Energie ohne Milieu ebensowenig bestehen kann, wie ein Milieu gedacht werden kann ohne Energie, dass also die uns umgebende Welt sich gewissermassen als ein mit Energie erfülltes actives Medium darbietet, dass ferner das Medium, in welcher Form immer wir uns dasselbe vorstellen mögen, modificirbar ist unter dem Einflusse des activen Principes der Energie und dass solchergestalt die gesammte sichtbare Aussenwelt ihre Entstehung verdankt der Wirksamkeit von Energie inmitten eines Mediums, welches seinem Wesen nach uns ebensowenig bekannt ist, wie die Energie selbst.

Die Materie in ihren uns zugänglichen Formen erscheint als eine bestimmte Modification des Milieu unter dem Einflusse der in letzterem enthaltenen Energie, welche in Abhängigkeit von dem Verhalten des Milieu in verschiedener Gestalt zum Ausdrucke kommt. Dem entsprechend unterscheiden wir einzelne Formen der Energie, wiewohl im Grunde die Energie in der Natur ebenso homogen ist, wie das Milieu, inmitten dessen sie wirksam ist.

Wir können solchergestalt darauf verzichten, neue Formen der Energie, wie sie Ostwald als Volumenenergie, Lagenenergie etc. annimmt, in die Betrachtung einzuführen. Für uns genügt es zu sagen: die krystallinische oder sonstige Gestalt eines uns sichtbaren Körpers,

seine Schwere bezw. sein Gewicht, seine innere oder chemische Constitution ist das Resultat der Aeusserung einer in der Natur vorhandenen Energie, welche wir im concreten Falle je nach ihrer äusseren Erscheinungsform bedingungsweise Attractionsenergie, electrische Energie, Wärme-, Lichtenergie u. s. w. nennen können, bei welcher es sich jedoch überall im Grunde um eine und die nämliche Energie handelt, die nur in ihren Aeusserungen Verschiedenheiten darbietet.

Nach den Darstellungen Ostwald's werden, wie wir sahen, die verschiedenen Energieformen der Aussenwelt von uns erkannt vermöge jener Wechselbeziehungen, welche dieselben mit der Energie unserer Sinnesorgane eingehen. So führt uns Ostwald's Lehre naturgemäss und unweigerlich zu der Lehre von der psychophysischen Energie unserer Sinnesorgane und weiterhin auch unseres ganzen Nervensystemes. Ein Versuch, die Lehre von der psychophysischen Energie in Uebereinstimmung und als weiteren Ausbau der Ostwald'schen Hypothese zu begründen, liegt thatsächlich bereits vor, und zwar von Seiten des Philosophen Lasswitz[1]).

Wenn alle physikalischen Veränderungen bedingt werden durch Energieaustausch und wenn alle psychischen uns zum Bewusstsein kommenden Veränderungen mit physikalischen Veränderungen in unserem Nervensysteme verknüpft sind, so sind wir nach Lasswitz berechtigt, mit allen Veränderungen des individuellen Bewusstseins Veränderungen des Energiezustandes in dem entsprechenden Nervenapparate in Verbindung zu bringen. Unter psychophysischer Energie will Lasswitz verstanden wissen jenen Theil der Energie des Nervensystemes, dessen Veränderungen zu Veränderungen des Bewusstseinszustandes Anlass geben, oder mit anderen Worten: als psychophysische Energie ist zu verstehen jener Theil der Energie des Nervensystemes, dessen Schwankungen wir als individuellen Bewusstseinszustand empfinden. Die Umsetzungsprocesse der psychophysischen Energie sind es, die nach Ansicht von Lasswitz das physiologische Correlat der psychischen Erscheinungen darstellen. Unsere Empfindungen und Empfindungscomplexe entstehen durch Energieaustausch zwischen Formationen, zu deren System auch unser Gehirn gehört. Wenn als Besonderheit psychophysischer Energie der Umstand erscheint, dass ihre Factoren keiner Messung zugänglich sind, während für die Potenziale der übrigen Energieformen ein bestimmter Maasstab vorhanden ist, so ergiebt sich hieraus nur die Unmöglichkeit einer mathematischen Inangriffnahme derselben, keineswegs aber die theoretische Unzulässlichkeit jener Factoren. Das eigentliche Wesen seiner

---

1) K. Lasswitz, Ueber psychophysische Energie und ihre Factoren. Archiv f. system. Philosophie 1895. Bd. I. H. 1.

Hypothese bringt Lasswitz in der Weise zum Ausdrucke, dass er sagt: der Factor der Arbeitsfähigkeit der psychophysischen Energie oder sog. Empathie bildet das physiologische Correlat des Gefühls.

Nach Lasswitz stellt also, wie aus dem Angeführten erhellt, die psychophysische Energie sich dar als physiologisches Correlat der psychischen Vorgänge. Schwankungen dieser Energie werden von uns als individuelles Bewusstsein empfunden.

Zu bemerken ist dabei, dass nach Lasswitz die gewöhnlichen psychologischen Begriffe, wie Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen, in keinerlei functioneller Wechselbeziehung mit der psychologischen Energie sich befinden. Sie erscheinen nicht als irgend bestimmte Grössen, sondern stellen abstracte Begriffe dar, welche wir bedingungsweise zum Zwecke der Analyse unseres Innenlebens annehmen. Lasswitz betont die Unfruchtbarkeit aller bisher unternommenen Versuche, die physiologischen Correlate der Seelenzustände aufzufinden; sie sind sämmtlich aus der molecularen oder atomistischen Materie hervorgegangen. Er glaubt daher, es müsste wenigstens der Versuch gemacht werden, zu eruiren, welche Ergebnisse sich mit Hilfe der Methoden der Energetik gewinnen lassen. Der Vorzug dieser letzteren vor der molecular-mechanischen Theorie besteht nach Ansicht von Lasswitz in der Aufführung neuer Energieformen; sie eröffnet der Untersuchung neue Gebiete, welche in Folge der grossen Complicirtheit der Vorgänge, die sie umfassen, vom Standpunkte der atomistischen Theorie unzugänglich erscheinen. Die Frage hat darin zu bestehen, inwiefern Thatsachen der Seelenthätigkeit sich in Uebereinstimmung bringen lassen mit dem Allgemeinzustande der cerebralen oder psychophysischen Energie, welcher den allgemeinen Gesetzen der Energie untergeordnet ist.

Wie Ostwald mit seiner Hypothese die Materie aus der Aussenwelt verbannt, so führt Lasswitz alle psychischen Thätigkeiten zurück auf eine besondere psychophysische Energie, wobei er jene physikalischen bezw. materiellen Veränderungen, welche, wie wir heutzutage wissen, mit unserer Seelenthätigkeit Hand in Hand gehen, gänzlich unberührt lässt und mit Stillschweigen umgeht.

Die Existenz einer besonderen psychischen Energie mit dem Vermögen der Umsetzung in physikalische Energien und umgekehrt wird auch von einigen anderen Forschern angenommen. So bekämpfen Siegwart und Stumpf die Auffassung der Energie als Molekularbewegung. Sie halten an der Ansicht fest, der Vorgang der Verwandlung einer Energie in eine andere, wie beispielsweise von Electricität in Licht oder Wärme, dürfe durchaus nicht mechanisch gedeutet werden im Sinne einer Veränderung des Charakters der Molekularbewegung. Dieser Anschauung nach entbehrt somit die gewöhnliche Vorstellung, wonach die beim Zusammenstosse zweier Massen sich entwickelnde

Wärme bedingt sei durch Uebergang von Massenbewegung in Molekularbewegungen, einer hinreichenden Begründung, und auch der Satz, dass Wärme einer besonderen Art von Molekularbewegung entspreche, stehe unbewiesen da. Wir können Wärme nur als besondere Form der Energie definiren, ohne das eigentliche Wesen derselben zu präsumiren.

Bei einer derartigen Betrachtungsweise hat die Annahme einer psychischen Energie sowohl, wie des Verwandlungsvermögens derselben in physische Energie und umgekehrt natürlich keinerlei Schwierigkeiten. Denn in diesem Falle entspricht Energie nur der Fähigkeit zur Arbeit, während es gleichgiltig bleibt, ob es sich dabei um psychische oder physische Energie handelt.

Nach Stumpf[1]) ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie einfach Gesetz der Verwandlung. Wenn kinetische Energie bezw. die lebendige Kraft einer sichtbaren Bewegung in eine andere Energieform umgesetzt wird und diese letztere sodann ihrerseits in kinetische Energie zurückverwandelt werden kann, so resultirt die gleiche Summe von Energie, welche ursprünglich zur Anwendung gelangte. Da das Gesetz nicht näher besagt, worin die verschiedenen Energieformen zu bestehen haben, so dürfte man das Psychische betrachten als Ansammlung einer besonderen Art Energie, die ihr mechanisches Aequivalent besitzen könnte. Kurz lässt sich dies also offenbar in der Weise ausdrücken, dass in der Physik unter Energie nicht nothwendig etwas Physisches verstanden zu werden braucht, und in einem solchen Falle ist bereits die Möglichkeit gegeben, von einer Umsetzung uns bekannter Energieformen in psychische Energie und umgekehrt zu sprechen.

Einige Forscher glauben auch in der Möglichkeit eines Ueberganges von Physischem in Psychisches einen Widerspruch verneinen zu können. Seit Descartes heisst es, eine Causalität könne nur zwischen gleichartigen Erscheinungen vorhanden sein. Dies ist aber ein Irrthum. Richtig wäre der Satz nur in dem Falle, wenn wir unter Ursache etwas verstehen würden, was eine Wirkung hervorruft oder wenn wir irgend einen inneren Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung entdecken wollten. In Wirklichkeit denken wir uns unter Causalität etwas ganz anderes. Wir wollen mit dem Terminus Causalität nur ausdrücken: wenn A gegeben ist, so erscheint im Gefolge davon B, eine Veränderung von A ruft eine Veränderung von B hervor u.s.w. Es ist also gar nicht nothwendig, dass zwischen Ursache und Folge Gleichartigkeit besteht. Die allerheterogensten Erscheinungen können zu einander im Verhältnisse der Causalität sich befinden. Gewöhnlich hat es den Anschein, als ob das Causalitäts-

---

1) Stumpf, Rede zur Eröffnung des III. internationalen Congresses für Psychologie.

verhältniss in der Welt des Physischen etwas in hohem Grade Einfaches und Verständliches, hingegen das causale Verhältniss zwischen Psychischem und Physischem ganz unerfassbar sei. Wenn eine sich in Bewegung befindliche Kugel auf ihrer Bahn eine zweite Kugel trifft und diese letztere in Bewegung versetzt, so sagen wir: die Bewegung der ersten Kugel ist Ursache der Bewegung der zweiten Kugel. Dieser Zusammenhang erscheint uns einfach und verständlich. Wenn hingegen sich nach einem bestimmten Willensentschluss eine Bewegung des Armes einstellt, so erscheint die ursächliche Beziehung zwischen beiden Vorgängen unbegreiflich. In Wirklichkeit aber ist das causale Verhältniss der Erscheinungen zu einander in dem zweiten Falle nicht weniger, ja vielleicht noch leichter verständlich, als in dem ersten, und es ist nicht unmöglich, dass die erstgenannte causale Beziehung uns nur deshalb begreiflich wird, weil wir bereits mit der zweiten bekannt sind[1]).

Es ist nun unschwer zu bemerken, dass hier als Begriff der Causalität der Begriff der functionellen Beziehung, von dem schon früher die Rede war, supponirt wird. Ein derartiger Sophismus wird schwerlich als befriedigend angenommen werden können. Und auch in dem Falle, wenn wir die dargelegte Anschauung gelten lassen, würde dieselbe uns nur eine einfache Umschreibung der Thatsache der Umsetzung eines Willensimpulses in Bewegung, nicht aber eine Erklärung des eigentlichen Wesens der Erscheinung darbieten.

Der Begriff der psychischen Energie wird aber von manchen Forschern noch in einem anderen Sinne festgehalten und entwickelt. Beachtung verdient hier vor allem ein Versuch des russischen Philosophen N. Grot, den Begriff der psychischen Energie in die Psychologie einzuführen[2]). Seine dahinzielende Aufgabe definirt Grot selbst wie folgt: „Es handelt sich in der folgenden Analyse ausschliesslich um die Frage: giebt es eine besondere psychische Energie als Grundlage der seelischen Vorgänge und der Seelenthätigkeit und gehorcht dieselbe als Element des Systems der Naturenergie dem Gesetze von der Erhaltung der Energie in dem gleichen Maasse wie die physischen Energien, welche, wenn die psychische Energie sich ihnen in jenem Systeme anreiht, nirgends als rein physikalische gedacht werden können, sondern sämmtlich gewissermassen als psychophysische (d. h. als in die psychische Form verwandlungsfähig) oder einfach als Formen einer einheitlichen Weltenergie sich erweisen müssen".

Bei Erörterung der ersten Frage berührt Grot in Kürze die

1) Tschelpanow, a. a. O. S. 310.

2) Grot, Fragen der Philosophie und Psychologie (russisch) 1897.

vorhandenen Versuche einer philosophischen Auffassung des Zusammenhanges zwischen geistigen und körperlichen Erscheinungen, betont die völlige Insufficienz dieser Versuche und bemerkt mit Recht, „die Frage nach dem gegenseitigen Zusammenhange zwischen der Welt des Psychischen, zwischen Bewusstsein und Milieu, zwischen Ideenwelt und den Elementen der Naturprocesse ist in neuerer Zeit aus dem Gebiete des Problems in das Gebiet der Thatsachen eingetreten. Die ununterbrochene Wechselwirkung zwischen den empirischen Thatsachen des inneren (psychischen) und des äusseren (physischen) Seins kann keinem Zweifel unterliegen“. Zur Erklärung dieser Wechselwirkung, fährt Grot fort, „haben wir nach einem derartigen wissenschaftlichen Begriff und nach einem derartigen Princip zu suchen, welches ohne die Ursprünglichkeit und Eigenart des psychischen Vorganges im Vergleiche zu dem physiologischen bezw. physikalischen, zu alteriren oder auszuschliessen, dennoch eine gemeinsame Grundlage darbieten würde zur Vergleichung derselben unter einander, d. h. zur genauen Definition ihres gegenseitigen Zusammenhanges und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit“. Er erklärt sich weiterhin einig mit Lasswitz in der Ansicht, dass, wenn diese allgemeine Grundlage nicht gefunden werden konnte mit Hilfe der Molekulartheorie der Materie, welche auf die psychologische Analyse nicht anders anwendbar erscheint als etwa in Form jener verzerrten und groben Metapher von Karl Vogt, wonach „der Gedanke aus dem Gehirn kommt wie die Galle aus der Leber“, wir dieselbe suchen können und suchen müssen an der Hand der Methoden der Energetik. Sind wir doch thatsächlich berechtigt zu fragen: wenn jeder physikalische und speciell jeder physiologische Vorgang dem Gesetze der Erhaltung der Energie unterworfen ist und in der Theorie der Energien und ihrer Umsetzungen seine Erklärung findet, wenn ferner eine exacte Bestimmung der Wechselbeziehungen und des gegenseitigen Zusammenhanges der physikalischen und der psychischen Processe als lebhaftes Postulat der Wissenschaft erscheint, dürfen wir dann nicht hoffen, dass gerade mit Hilfe des Energiebegriffes und des Gesetzes der Erhaltung der Energie es gelingen werde, jene Aufgabe zu ihrem Ziele zu führen?“ „Es giebt vorläufig ausser den Lehren der Energetik keine anderen Anhaltspunkte zu einer wissenschaftlichen Gegenüberstellung der Begriffe des psychischen und des physischen Vorganges, d. h. zur Lösung des Problemes von der Natur der wechselseitigen Abhängigkeit zwischen psychischer Thätigkeit und physischer Arbeit. Die Lehre der Energetik ist wohl im Stande ein einheitliches Princip in die Analyse der psychischen und physiologischen Vorgänge zu bringen“.

Grot geht nun zu der psychischen Energie und zu der Frage nach den Beziehungen derselben zu den physikalischen Energien über,

formulirt in 8 Thesen das Gesetz von der Erhaltung der Energie im Sinne der Physiker und bemerkt sodann des weiteren: „Aus dieser Darstellung der Grundsätze der physikalischen Energetik wird gewöhnlich der Schluss abgeleitet, diese Lehre könne keinerlei Anwendung finden im Gebiete rein psychischer Thätigkeit, wo dem Anscheine nach weder von „Körpern“ als Trägern der Energie, noch von „Configuration“, noch von „Masse“, noch auch von einem „Quadrat der Bewegungsgeschwindigkeit“ die Rede sein kann. Theils auf dem Boden der Lehre der Energetik, theils auf dem Wege der Analyse und Kritik gewisser Thesen des Gesetzes von der Erhaltung der Energie gelangt Grot zu folgendem für seine Anschauungsweise bezeichnenden Satze: „Die Thatsache einer gewissen gesteigerten Verbreitungsgeschwindigkeit der psychischen Energie im Raume beim Uebergange derselben in physikalische Formen (und weiterhin umgekehrt in psychische) unterliegt keinem Zweifel. Wenn die Ideen einer bestimmten Person durch Vermittelung der Presse in der Welt eine mehr oder weniger schnelle Verbreitung finden, wobei hunderttausende Personen in den verschiedensten Ländern von ihnen durchdrungen werden oder auf dieselben reagiren — ein derartiger Vorgang spielt sich vor unseren Augen mit den Lehren des Grafen Tolstoi ab — und wenn diese Ideen durch die Vermittelung physikalischer Schriftzeichen, welche das Auge mit Hilfe von Lichtstrahlen aufnimmt, die psychische Energie einer Vielheit menschlicher Organismen steigert oder schwächt oder die Erscheinungsweise und die Art der Entladung dieser Energie modificirt, so fragen wir: ist dies nicht eine Thatsache, welche beweist, dass auch die psychische Energie Aequivalente besitzen muss in einer räumlichen Bewegung, welche sich mit einer bestimmten Geschwindigkeit vollzieht und eine bestimmte zeitliche Beschleunigung darbietet?“ Aus diesem Raisonnement erhellt Grot's Auffassung des Begriffes der psychischen Energie.

An einem anderen Orte spricht sich dieser Forscher mit Bestimmtheit dahin aus, der von ihm aufgestellte Begriff der psychischen Energie sei nicht identificirbar mit der psychischen Energie im Sinne Lasswitz's und dürfe auch mit dem Begriffe der Nervenenergie nicht verwechselt werden. „Die neurophysikalische oder neurocerebrale Energie ist etwas unzweifelhaft Reales, von der Wissenschaft Anerkanntes und zugleich ein nothwendiges Postulat der Energetik und der „organischen Physik“, die als Wissenschaft übrigens noch im Keime liegt. Nicht minder zweifellos aber ist neben der neurocerebralen Energie das Vorhandensein einer psychischen Energie als einer besonderen Form der Naturenergien, welche in ihrer Wirkung für das Selbstbewusstsein (oder für die innere Erfahrung) durch besondere Merkmale oder Erscheinungen, als Bewusstsein, Empfindung, Ge-

fühl, Instinkt u. s. w. zum Ausdrucke kommt, ähnlich wie die physikalischen Energien und Bewegungen für unser Bewusstsein sich äussern durch verschiedene und eigenartige Merkmale, die durch ihre Apperception (in der äusseren Erfahrung), d. h. durch unsere Empfindungen (Licht, Farbe, Schall, Ton, Druck, Geschmack, Geruch u. s. w.) bestimmt werden".

In der Darstellung des Gesetzes der Erhaltung der Energie substituirt Grot den physikalischen Begriff des „Körpers" durch das abstractere philosophisch zutreffendere Wort „Agens" und wendet sich dann zur Erörterung der Frage, ob es gestattet sei, den Begriff psychische Energie in dem gleichen streng wissenschaftlichen Sinn aufzuführen, wie man dies bezüglich der physikalischen Energie gewohnt ist? „Mit Bezug auf diese Frage ist es von Wichtigkeit darzuthun", bemerkt Grot weiterhin, „dass die psychische Energie quantitativer Schätzung unterliegt, sich als bestimmte Umsetzungsform anderer Naturenergien darstellt und sich selbst beständig in solche verwandelt, dass ihr die gleichen Uebergänge aus dem Zustande des Potentiellen in den des Activen oder Kinetischen und umgekehrt und zwar mit der Wahrscheinlichkeit der Erhaltung ihrer Gesammtmasse, ebenso eigenthümlich sind, wie den sog. physikalischen Energien, d. h. also, dass das Gesetz der Erhaltung der Energie keinerlei Störung erleidet, wenn wir annehmen, dass in der Gesammtsumme der Naturenergien eine besondere zusammengesetzte psychische Energie enthalten sei".

Im weiteren Verfolge seiner Darlegung bemüht sich Grot zu zeigen, die psychische Energie, welche von ihm offenbar im Sinne geistiger Fähigkeit überhaupt oder bewusster Willensthätigkeit aufgefasst wird, unterliege quantitativer Schätzung (geringere oder grössere Fähigkeit eines Menschen, Grösse des Talentes, Notensystem als Maassstab für geistige Leistungen etc.). Er weist ferner darauf hin, dass es eine „psychische Fähigkeit der Arbeitsleistung" giebt, denn in Wirklichkeit stellt sich unser ganzes Seelenleben und unsere psychische Thätigkeit als ununterbrochene Arbeit dar. Nach Erschöpfung der psychischen Energie entstehen aus dem Organismus und aus dem Medium neue psychische Kräfte auf dem Wege der Ernährung und Athmung, der Wirkung von Licht, Wärme, Elektricität, ja mechanischer Impulse. Aber nicht der Stoff wird durch Ernährung und Athmung in geistige Kräfte umgesetzt, sondern die physikalischen Energien der Stoffe werden durch einen zusammengesetzten physiologischen Vorgang in neurocerebrale und erst durch Vermittelung dieser letzteren schliesslich in psychische Energien verwandelt. Wie andererseits sämmtliche physikalische Energien durch Vermittelung unseres Organismus ununterbrochen in psychische Energien übergehen und dieselben

verjüngen, so vollzieht sich umgekehrt eine Erschöpfung psychischer Energien bei ihrem Uebergange in physikalische". „Alle psychische Arbeit äussert sich schliesslich in Gestalt physikalischer Muskelbewegung und Muskelthätigkeiten, welche ihrerseits physikalische Körper des umgebenden Mediums vielfältig in Bewegung versetzen."

Was die Frage nach dem Träger oder dem Milieu (Medium) dieser psychischen Energie betrifft, so neigt Grot zu der schon mehrfach in der Wissenschaft hervorgetretenen Hypothese von einem imponderablen Aether als mechanisches Substrat der Seelenerscheinungen und der psychischen Energie. Seine Ansicht entwickelt er weiter dahin, auch die psychische Energie sei dem allgemeinen Gesetze der Erhaltung der Energie unterworfen. Er gelangt durch eine Reihe von Ueberlegungen zu dem Schlusse, „auf dem festen Boden des Gesetzes von der Erhaltung der Energie bestehe Gleichgewicht und gegenseitiges Umsetzungsvermögen der psychischen und physikalischen Energien unter einander". Zum Nachweise dieser Verwandlungen dienen die den Schlaf begleitenden vegetativen Vorgänge, welche eine Restitution psychischer und insbesondere schöpferischer Energien bedingen, sowie andererseits gewisse physische Zustände als Begleiterscheinungen starker psychischer Energiespannungen, wie z. B. Steigerung der Harnabsonderung bei geistiger Anstrengung oder bei zu intensiver psychischer Anspannung sich steigernden Affecten und Erregungen.

Folgende Schlusssätze, die N. Grot anführt, bringen seine Anschauungsweise des Gegenstandes mit besonderer Deutlichkeit zum Ausdrucke:

1) Da wir in der Natur nur ein einziges Agens kennen, nämlich unser eigenes „Ich" oder das „Subject" als Träger des Bewusstseins und als unmittelbare Quelle unserer psychischen Energie und unserer Seelenthätigkeit, so sind wir berechtigt zu der Annahme, jegliches Agens in der Natur oder jegliche Quelle von Energie sei für sich und innerlich eine Art „Ich" oder Subject.

2) Bisher nannte man diese Agentien oder Subjecte Seele und die Gesammtheit derselben Geist, welche Begriffe nichts anderes ausdrücken sollten als bestimmte Wirkungs- oder Kräftecentra, welche in bestimmten Energien, Bewegungen, Handlungen zum Ausdrucke gelangen. Wir können diese Namen auch in Zukunft beibehalten, jedoch mit der Betonung, dass es sich hier nicht um die früheren „metaphysischen" Substanzen handelt, sondern nur um eine Art logisch-algebraischer Zeichen als Ausdruck der empirisch erkannten Eigenschaft der Subjecte, „als Quellen bewusster Handlungen und als Träger der hierzu nothwendigen Energien aufzutreten".

3) Da unser Subject erkennt, dass es nicht durchweg bewusstes Agens sei, sondern gleichzeitig nicht vollständig bewusstes Werkzeug

der Thätigkeit, so schreibt es sich ein Soma als solches und zugleich ein Medium der Wirksamkeit, der Welt aber Stoff (Materie) zu und nennt sie Object seiner (subjectiven) Wirkung, seiner (subjectiven) Arbeit.

4) Das Subject erkennt aber fernerhin auch, dass es auch selbst als Object der Wirkung anderer Agentien erscheint und diese Wirkungen wahrnimmt. Es zerlegt sich daher in ein wirksames Subject (Willen) und ein wahrnehmendes Subject (Geist und Bewusstsein überhaupt).

5) Wie gross die Stärke unseres Subjectes als Agens, als Wille, d. h. als Träger potentieller Wirkungsenergie sei, entzieht sich der genaueren Bestimmung, wir sind aber genöthigt, uns die Summe dieser angehäuften Energie, das Capital unserer psychischen Energien, aus welchem wir während unseres ganzen Lebens schöpfen, als umgrenzt vorzustellen. Diese Begrenztheit der Gesammtsumme der psychischen Energien ist aber nicht im negativen Sinne entscheidend mit Bezug auf Fragen der Freiheit des Willens und der Unsterblichkeit des persönlichen Bewusstseins, denn als Product einer complicirten Naturevolution vermag der menschliche Organismus so beträchtliche Vorräthe potentieller psychischer Energien in sich zu umfassen, dass sie durch unser ganzes Leben nicht erschöpft werden können und in dem Milieu keine derartig absoluten Gegenwirkungen finden, die sie bei ihrem Uebergange in den kinetischen Zustand nicht zu überwinden im Stande wären. In diesem Sinne ist der Wille relativ frei und das Subject als Agens unerschöpfbar in seiner inneren potentiellen Energie, welche in Arbeit umsetzbar ist nicht nur von aussen, mittelst physikalischer Impulse, sondern auch von innen her — durch das Selbstbewusstsein.

6) Ob nun unser Gesammtvorrath an psychischer potentieller Energie bei Untergang ihres Werkzeuges — des Organismus, d. h. im Augenblicke des Todes völliger Zerstreuung unterliegt, wissen wir heute noch nicht, dürfen aber annehmen, dass, wenn jegliche Energie in der Natur aus einem Körper in einen zweiten, d. h. aus einer Wirkungssphäre in eine zweite übergeführt werden kann, es möglich ist, dass auch die psychische Energie, da sie vom Leben nicht völlig erschöpft wird, sich nicht gänzlich auflösen oder in sog. physikalische Energien der zerfallenden Körperelemente (Leiche) übergehen kann, vielmehr mit allen ihren fundamentalen Eigenschaften (Bewusstsein und Selbstbewusstsein) in eine andere Sphäre, z. B. in die Sphäre des imponderablen Aethers gelangt, welche, wie wir gesehen haben, manchmal auch im Organismus selbst und zwar im Nervensystem desselben als „Wirkungssphäre der psychischen Energie“ angenommen wird.

Ist vielleicht die Seele des Menschen in der früheren Bedeutung dieses Wortes jene aetherische Nervensphäre zusammen mit ihren

besonderen psychischen Energien? Wenn Wärmeenergien aus einem Körper in einen zweiten und wenn electrische Energie durch den Leitungsdraht aus einem Apparate in einen zweiten übergeführt wird, so ist a priori nicht zu verstehen, weshalb psychische Energie durch ein aetherisches Medium hindurch nicht in andere Körper oder Räume übertreten könnte. Auf dem Boden der Energetik wird die Lehre von der Unsterblichkeit des persönlichen Bewusstseins vielleicht mit der Zeit eine neue wissenschaftliche Stütze gewinnen.

Wir haben im vorstehenden die wesentlichsten Schlusssätze, Sophismen und Vermuthungen N. Grot's mit Absicht möglichst wortgetreu wiedergegeben, um die bezüglichen Anschauungen dieses Philosophen mit wünschenswerther Genauigkeit zur Darstellung zu bringen. Wie aus dieser Darstellung nun unschwer zu erkennen, wendet N. Grot die Grundprincipien der Energetik auf den Begriff der Seelenthätigkeit an, wobei er von der metaphysischen Betrachtungsweise dieser letzteren, und zwar selbst mit Bezug auf den Begriff der Unsterblichkeit der Seele, der Loslösung der Seele vom Körper etc., in keiner Weise abweicht. Gleichzeitig hiermit geht einher die Annahme einer Nervenenergie als Vermittlerin zwischen psychischer Energie und den übrigen Energien der Aussenwelt. Es ist wohl überflüssig, diese Lehre hier einer kritischen Werthschätzung zu unterwerfen. Ueberfüllt von willkürlichen Thesen und Auseinandersetzungen stellt sie sich dar als ein Versuch, den Begriff der psychischen Energie als solcher zu begründen, und zwar soll letztere, mit einer imponderablen ätherischen Sphäre als mechanisches Substrat oder Träger, in eine Reihe gestellt werden mit den übrigen physikalischen Kräften (lediglich als qualitativ höchste unter denselben), wobei diese psychische Energie beständigen Verwandlungen in physikalische Kräfte und umgekehrt unterworfen sein soll. Die schwächste Seite dieser Anschauung liegt, wie leicht einzusehen, darin, dass sie das psychische Princip einer rein mechanischen Construction unterordnet, während doch Psychisches und Physisches zwei ganz incommensurable Dinge vorstellen. Schon sehr bald nach Veröffentlichung der bezüglichen Schrift von Grot erfuhren seine Darlegungen in der russischen Litteratur eine kritische Beurtheilung, bei welcher der Versuch Grot's, die psychische Energie den übrigen physikalischen Kräften beizuordnen und ihr Aequivalentverhältniss zu letzteren nachzuweisen, wie zu erwarten, als völlig misslungen erkannt wurde[1]).

Indem wir nunmehr zu einer Darlegung unserer eigenen Betrachtungsweise des Gegenstandes übergehen, möchten wir vor allem hervor-

1) Vgl. hierzu u. A. die kritischen Bemerkungen von L. Popow in dessen „Wissenschaftlichen Briefen“.

heben, dass keinerlei Grund vorliegt, in unserem Innen- oder Seelenleben statt Einer zwei gesonderte Energien, eine psychische und eine nervöse, anzunehmen. Bei einem derartigen Zugeständnisse würden wir unweigerlich in das bodenlose Gebiet des Parallelismus uns verirren und wären gezwungen anzuerkennen, dass mit der Wirkung psychischer Energie Dank dem Walten irgend einer mystischen Kraft oder zufolge der prästabilirten Harmonie von Leibnitz allemal Hand in Hand gehe eine mit physikalischen Veränderungen des Nervengewebes nothwendig verbundene Nervenenergie, oder aber wir müssten zugeben, Psyche und Soma seien mit einander identisch, ein Satz, dem man, ohne von logischen Sophismen geblendet zu sein, im Grunde ebenfalls nicht zustimmen wird.

Sodann ist zu beachten, dass Bewusstsein nicht als Ergebniss materieller Factoren auftreten kann. Der bekannte materialistische Ausspruch, wonach das Gehirn in derselben Weise Gedanken erzeugt, wie die Leber Galle hervorbringt, wird heutzutage von ernst denkenden Menschen mit dem gleichen Lächeln aufgenommen, welches wir dem Lallen eines Kindes zu schenken pflegen. Und doch haben Vertreter einer gewissen Richtung der modernen Philosophie sich noch nicht ganz zu befreien vermocht von materialistischen Erwägungen über die Entstehung des Bewussten in der Natur, wiewohl dahinzielende Versuche gegenwärtig bei weitem nicht mit dem gleichen Beifalle aufgenommen werden, als dies in früherer Zeit der Fall war. Als Paradigma materialistischer Anschauungen der allerneuesten Zeit nennen wir hier die Lehre Hauptmann's[1]), des bekannten Vertreters der Avenarius'schen Philosophie[2]). Dieser Lehre nach stellt sich die Psyche dar als etwas Abgeleitetes, als eine Erscheinung, die von den materiellen Vorgängen des Organismus in Abhängigkeit steht; die Entwickelung einer Psyche wird dabei ausschliesslich als Ergebniss der Anpassung des Organismus an die Verhältnisse der Umgebung aufgefasst. Eine derartige materialistische Betrachtungsweise der Seele kann gegenwärtig wohl kaum auf allgemeine Anerkennung rechnen, insbesondere im Hinblicke auf die Entwickelung des Neovitalismus.

Die Unmöglichkeit, Bewusstsein aus der Materie herzuleiten, ist von dem berühmten Du-Bois Reymond in folgenden Sätzen sehr ausdrucksvoll dargestellt worden: „An irgend einem Punkt der Entwickelung des Lebens auf Erden, den wir nicht kennen, tritt etwas Neues, bis dahin Unerhörtes auf, etwas wiederum, gleich dem Wesen von Materie und Kraft, und gleich der ersten Bewegung, Unbegreifliches. Dies

---

1) Hauptmann, Die Metaphysik in der modernen Physiologie. 2. Aufl. 1894. S. 312—313.

2) Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung. 2 Bde. Leipzig 1888—1890.

neue Unbegreifliche ist das Bewusstsein. Ich werde jetzt, wie ich glaube, in sehr zwingender Weise darthun, dass nicht allein bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse das Bewusstsein aus seinen materiellen Bedingungen nicht erklärbar ist, wie wohl Jeder zugiebt, sondern dass es auch der Natur der Dinge nach aus diesen Bedingungen nie erklärbar sein wird. Die entgegengesetzte Meinung, dass nicht alle Hoffnung aufzugeben sei, das Bewusstsein aus seinen materiellen Bedingungen zu begreifen, dass dies vielmehr im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende dem alsdann in ungeahnte Reiche der Erkenntniss vorgedrungenen Menschengeiste wohl gelingen könne: dies ist der zweite Irrthum, den ich hier bekämpfen will. Ich gebrauche dabei absichtlich das Wort „Bewusstsein", weil es hier nur um die Thatsache eines geistigen Vorganges irgend einer, sei es der niedersten Art, sich handelt.

In der Hauptsache ist die erhabenste Seelenthätigkeit nicht unbegreiflicher aus materiellen Bedingungen, als das Bewusstsein auf seiner ersten Stufe, der Sinnesempfindung. Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginn des thierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, oder mit der ersten Wahrnehmung einer Qualität, ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt, und die Welt nunmehr doppelt unbegreiflich geworden"[1]).

Nicht minder entschieden äussert sich Griesinger über den gleichen Gegenstand: „Wirkliche Auskunft über das Geschehen in der Seele vermag weder der Materialismus zu geben, der die Seelenvorgänge aus der körperlichen, noch der Spiritualismus, der den Leib aus der Seele erklären will. Wüssten wir auch Alles, was im Gehirn bei seiner Thätigkeit vorgeht, könnten wir alle chemischen, electrischen etc. Processe bis in ihr letztes Detail durchschauen — was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles electrische und mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen. Wie es zu diesem werden kann — dies Räthsel wird wohl ungelöst bleiben bis ans Ende der Zeiten und ich glaube, wenn heute ein Engel vom Himmel käme und uns alles erklärte, unser Verstand wäre gar nicht fähig, es nur zu begreifen!"[2])

Nach Lopatin[3]) können physikalische Ursachen nur physikalische Folgen haben. Bewusstsein aber ist durch physikalische Ursachen nicht erklärbar. So bemerkt Lopatin: „Dass es eine subjective Sprache, ein Bewusstsein thatsächlich giebt, ist die un-

1) E. Du Bois-Reymond, Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträthsel. Leipzig 1884. S. 27 und 28.

2) Griesinger, loco cit. S. 6.

3) Lopatin, Der Spiritualismus als psychologische Hypothese. Fragen der Philosophie und Psychologie 1897. (Russisch).

zweifelhafteste von allen uns überhaupt zugänglichen Thatsachen. Dass diese Thatsache eine Ursache besitzt, ist ebenfalls für Jedermann unzweifelhaft, der da zugiebt, dass in der Welt kein Ding ohne Ursache vorhanden ist. Physikalische Processe aber können, da sie absolut incommensurabel sind mit jener Thatsache, als solche Ursache nicht gelten. Vielmehr muss letztere eine ganz besondere Natur darbieten im Verhältniss zu den Gegenständen und Erscheinungen, welche die Physik kennt und welche gänzlich physikalischen Gesetzen unterworfen sind".

Nach W. Wundt können Seelenvorgänge nicht von körperlichen Vorgängen im Sinne einer causalen Erklärung der ersteren aus letzteren abgeleitet werden. Die Wissenschaft muss daran festhalten, dass die Naturprocesse einen den allgemeinen Gesetzen der Mechanik gehorchenden fest geschlossenen Kreis von Bewegungen veränderlicher Elemente darstellen. Niemals aber kann aus Bewegung etwas anderes, als immer wieder Bewegung abgeleitet werden, und darum lässt dieser Kreis unserer objectiven Wahrnehmung gegebener Naturprocesse keine Ueberschreitung seiner Grenzen zu. Alles Psychische kann, wie Wundt weiter bemerkt, nur aus Psychischem wirklich erklärt werden, ebenso wie Bewegung stets nur aus einer anderen Bewegung und keinesfalls aus psychischen Vorgängen hergeleitet werden kann.

In ganz ähnlicher Weise gestaltet sich das Urtheil vieler anderer Forscher, und es kann nicht geleugnet werden, dass diese Anschauungen logisch wohl begründet dastehen.

Um in der vorliegenden Frage gewisse unüberwindliche logische Schwierigkeiten zu umgehen, haben manche Autoren die Ansicht zu entwickeln versucht, dass physikalische Ursachen begleitet werden können nicht nur von ihnen aequivalenten physikalischen Erscheinungen, sondern zugleich von Entwickelung gewisser psychischer Vorgänge ohne irgend welchen Verlust von Energie. Wentscher geht hierin noch weiter. Er sagt, in den psychischen Kräften haben wir Bedingungen, vermöge welcher im Gehirne kinetische Energie in potentielle und umgekehrt ohne jeden Aufwand einer neuen Energie übergeht[1]). Das Irrthümliche dieser Anschauung beruht aber vor allem darauf, dass hier von Wirken ohne Energieverlust die Rede ist, eine Vorstellung, welche den modernen naturwissenschaftlichen Begriffen strikt zuwiderläuft[2]).

Alle Versuche, bei der Erklärung der Wechselbeziehungen zwischen physischen und psychischen Erscheinungen über den Parallelismus hin-

---

1) M. Wentscher, Der psychophysische Parallelismus der Gegenwart. Zeitschr. f. Philosophie. I. 116.

2) G. Moskiewicz, Der moderne Parallelismus. Centralbl. f. Nervenheilk. und Psych. Mai 1901.

auszukommen, sind demnach bisher auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestossen. Im vorhergehenden haben wir jedoch genauer ausgeführt, dass das Princip des Parallelismus Thatsachen oder vielmehr das Ergebniss aus vorhandenen Thatsachen nur constatirt, ohne das Problem der Beziehungen zwischen seelischen und körperlichen Verrichtungen auch nur um ein Jota seiner Lösung näher zu bringen. In Folge dessen sind einige Vertreter des Parallelismus auf den monistischen Standpunkt übergegangen und erklären, was im wesentlichen ebenfalls irrthümlich, Physisches und Psychisches für identisch.

An der Idee des Parallelismus, als einer wissenschaftlichen Thatsache, festhaltend, vertreten wir die Ansicht, psychische und physische Erscheinungen seien unter einander in dem Grade incommensurabel, dass keinerlei Uebergänge zwischen denselben stattfinden können. Wenn beide Arten von Erscheinungen aber überall und jederzeit parallel mit einander verlaufen, so erklärt sich diese Thatsache keineswegs durch Identität des physischen und psychischen Principes, welches von uns, wie Einige glauben, nur von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet wird, sondern dadurch, dass beide Arten von Erscheinungen auf eine gemeinschaftliche Ursache zurückzuführen sind. Diese Ursache wollen wir bedingungsweise latente Energie nennen. Wenn zwei unter einander incommensurable Reihen von Erscheinungen gänzlich unabhängig von einander verlaufen, sich unter einander nirgends begegnen und nichtsdestoweniger überall parallel vor sich gehen, so sind wir zu dem logischen Schlusse genöthigt, dass beide Reihen von Erscheinungen, d. h. die psychischen und physischen Vorgänge eine gemeinschaftliche Entstehungsursache, die wir mit dem Namen latente Energie bezeichnen, haben müssen. Hierbei muss jedoch betont werden, dass wir mit der Bezeichnung „Energie“ hier keineswegs den üblichen Begriff der „physikalischen Energie“ verknüpfen, wie dies gegenwärtig angenommen ist. Nach unserer Auffassung ist Energie oder Kraft dem Wesen nach nichts anderes als ein in der Natur des Universums verbreitetes actives Princip. Das Wesen dieses activen Principes, als dessen Milieu der Weltäther erscheint, kennen wir nicht näher, aber die Aeusserungen desselben sehen wir in den beständigen Stoffumsetzungen um uns herum. Die verschiedenen Aeusserungsweisen des activen Principes in der Natur nennen wir bedingungsweise Kräfte oder Energien. Dementsprechend verstehen wir auch unter „latenter Energie der Organismen“ eine besondere Form des activen Principes, welche jedem lebenden organisirten Milieu zukommt und nichts Materielles im eigentlichen Sinn dieses Wortes darstellt. In Folge unseres beständigen Verkehrs mit der Welt des Materiellen sind wir, meine ich, geneigt, auch unter dem Begriff der Energie etwas Physikalisches, Materielles uns vorzustellen, unzweifelhaft zum Schaden der reinen Abstraction. Die physikalischen Verände-

rungen des Milieu sind das Ergebniss von Aeusserungen der Energie als actives Princip, die Energie selbst hingegen entbehrt einer materiellen Grundlage.

Wir haben also in der Natur ein actives Princip, dessen mannigfaltige Aeusserungen zu einer Modification des Milieu hinführen und somit bestimmte Folgen nach sich ziehen. In jener Form dieses Milieu, welche wir an den Organismen vorfinden, bedingen die Aeusserungen des activen Principes nicht allein bestimmte materielle Veränderungen, sondern auch jene subjectiven Erscheinungen, welche die psychische Welt der Geschöpfe darstellen. Als Bezeichnung für dieses an den Lebewesen zu Tage tretende active Princip vermeiden wir mit Absicht den Ausdruck „psychische Energie", denn mit diesem Terminus untrennbar verbunden ist die Vorstellung subjectiver oder bewusster Erscheinungen, und diese letzteren sind an sich nur Anzeichen der latenten Energie bei einer bestimmten Spannung derselben, nicht aber der Energie als solcher. Auf der anderen Seite erscheint uns auch der Ausdruck „Nervenenergie" nicht zutreffend, denn mit demslben verknüpft ist die Vorstellung bestimmter physikalischer Veränderungen ohne unmittelbare Beziehung zu subjectiven oder psychischen Erscheinungen.

Wie aus dem Vorhergehenden erhellt, ist latente Energie nichts anderes als eine besondere Form der Weltenergie, des activen Principes in der Natur, äusserlich zu Tage tretend in Gestalt jener materiellen Veränderungen des Nervengewebes, welche alle in demselben sich vollziehenden Vorgänge der Leitung begleiten, während als innerer Ausdruck dieser Energie subjective oder bewusste Erscheinungen, die wir in uns selbst auf dem Wege der Selbstbeobachtung entdecken, auftreten.

Bei den Vorgängen der subjectiven Welt haben wir es unzweifelhaft zu thun mit Erscheinungen ganz besonderer Art, die wir an todten Naturkörpern, ungeachtet verschiedener ihnen innewohnender Energieformen, nicht entdecken. Jedoch steht diese Thatsache in unmittelbarer Beziehung zu jenem Milieu, welches die Energie in den Organismen überhaupt und in den Nervencentren derselben im Besonderen vorfindet.

Ueberall lässt sich die Wahrnehmung machen, dass das Milieu nicht indifferent verbleibt gegenüber jenen Erscheinungen, durch welche Energie als actives Princip zum Ausdrucke gelangt. Aus diesem Grunde glauben wir uns zu der Ansicht berechtigt, die Aeusserungen der Energie der Organismen in Gestalt von Bewusstsein seien bedingt durch besondere von jenen dargebotene Verhältnisse des Milieu.

Die Ansicht mancher Forscher, wonach die psychischen Vorgänge an und für sich gewissermassen eine besondere Energie darstellen, welche von den Einen als psychische, von den Anderen, wie schon früher mehr-

fach hervorgehoben, als psychophysische Energie aufgeführt wird, muss als irrthümlich bezeichnet werden, zumal in solchem Falle eine Wechselbeziehung zwischen psychischer Energie und den übrigen physikalischen Energien nicht eruirt werden kann.

Ideen sind nicht, wie Foulié glaubt, Kräfte, sondern sind bloss innere Bilder, hinter denen die sie erzeugende Energie sich verbirgt. Jene subjective oder Bewusstseinswelt, welche wir auf dem Wege der Selbstbeobachtung entdecken, stellt also eine Summe von Erscheinungen dar, deren Ursachen in einer besonderen, unmittelbar nicht erkennbaren, uns verborgenen Energie wurzeln. Alle sog. psychischen Bilder (Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen u. s. w.) sind nur innere Zeichen jener quantitativen Umwandlungen, welchen die latente Energie in uns selbst bei äusseren Einwirkungen auf unsere Sinnesorgane unterworfen ist. Desgleichen sind die materiellen Veränderungen, welche wir im Verlaufe der Seelenthätigkeiten in unseren Nervencentren entdecken, ihrerseits Aeusserungen der latenten Energie, wie überhaupt alle Naturerscheinungen Aeusserungen der Wirksamkeit verschiedener Energieformen darstellen. Könnte doch in der Natur keine äussere Erscheinung, kein Naturkörper anders ein Dasein haben, als auf der Grundlage der einen oder anderen Energieform. Mit anderen Worten, sämmtliche Körper oder Erscheinungen der Aussenwelt sind Ausdruck einer das Milieu modificirenden Energie. Ebenso verdanken sämmtliche inneren Thatsachen und Erscheinungen, welche wir in uns mittelst Selbstbeobachtung entdecken und sämmtliche mit ihnen einhergehende materielle Veränderungen der Nervencentra der ihnen zu Grunde liegenden Energie ihre Entstehung.

Ueberall in der Aussenwelt tritt Energie stets zu Tage in Verbindung mit bestimmten Veränderungen des Milieu. Aber auch die Energie selbst erleidet Modificationen ihrer Form entsprechend den jeweiligen Bedingungen des Milieu. In dieser Wechselbeziehung liegt offenbar der Schlüssel für den Parallelismus zwischen psychischen Vorgängen und den in dem Gehirne auftretenden materiellen Veränderungen. So wird uns auch die Thatsache begreiflich, dass hochgradige Entwickelung der latenten Energie neben reicher Entfaltung der Geisteskräfte ihren plastischen Ausdruck findet in schöner Gehirnbildung, während materielle Störungen des Gehirnes eo ipso zu veränderter Erscheinungsweise der latenten Energie und somit auch zu Störungen der Geistesfunctionen Anlass geben.

Dass die Erscheinungen des Bewusstseins nichts anderes sind als Ausdruck oder Product jener Energie und nicht etwas Selbständiges, etwa eine besondere psychische Kraft, darstellen, dafür spricht auch der Umstand, dass dem Wesen nach psychische Thätigkeit auch bei Fehlen von Bewusstsein möglich ist, wobei unbewusste

psychische Vorgänge nach den nämlichen Gesetzen wie die bewussten Seelenthätigkeiten verlaufen. Folglich umfasst die latente Energie im Nervensystem nicht allein das Gebiet der bewussten Erscheinungen in sich, sondern zugleich auch die unbewussten Vorgänge des Seelenlebens. Auf der anderen Seite scheint uns die Unterscheidung einer besonderen psychischen Energie und einer Nervenenergie für sich, wie dies N. Grot thut, unhaltbar nicht nur weil jegliche psychische Thätigkeit schon eo ipso von materiellen Veränderungen in unseren Nervencentren begleitet wird und wir in diesem Falle gezwungen wären, in der Natur eine parallele Wirkung zweier ihrem Wesen nach verschiedener Energien, für welche wir nirgends ein Beispiel finden, uns vorzustellen, sondern weil jene materiellen Vorgänge sich qualitativ nicht von einander unterscheiden, mag es sich nun um bewusste oder um unbewusste psychische Vorgänge handeln. Sogar Vorgänge, welche in den elementareren Abschnitten des Nervensystemes, beispielsweise in den peripheren Nervenganglien, ablaufen, bieten ihrem Wesen nach wohl kaum Unterschiede dar gegenüber Vorgängen in den höchsten Nervencentren, in welchen unsere Seelenthätigkeit concentrirt erscheint.

Wir wissen, dass bewusste Vorgänge beständig in unbewusste übergehen, ohne ihren ursprünglichen Charakter einzubüssen, da die Psyche auch ohne Betheiligung des Bewusstseins nach den gleichen Gesetzen zum Ausdrucke gelangt, wie bewusste Seelenthätigkeiten. Folglich braucht latente Energie in ihrer Erscheinungsweise nicht nothwendig begleitet zu sein von Bewusstsein und tritt in gewissen Fällen nur in Gestalt jener eigenartigen Bewegung des Nervensystemes, welche wir Nervenleitung nennen, zu Tage.

Zieht man dasjenige, was über die Verstandesthätigkeit, die ja die grösste Energiespannung erfordert und mit den grössten materiellen Veränderungen der Nervencentra verbunden ist, thatsächlich vorliegt, in Erwägung, so wird anzuerkennen sein, dass Bewusstsein nur in dem Falle in die Erscheinung tritt, wenn unsere latente Energie den höchsten Grad ihrer Spannung und in Folge dessen auch der Nervenstrom seine grösste Intensität erreicht hat. Auf der anderen Seite steht grössere oder geringere Spannung der latenten Energie, wie man annehmen muss, in directer Abhängigkeit nicht allein von der Kraft der äusseren Reize, sondern auch von dem Grade der Hemmungen im Nervensysteme. Wie Reibung mit dem Wachsen der Hindernisse immer grössere Wärmemengen hervorbringt, bis schliesslich eine Flamme emporschiesst, so führt latente Energie beim Wachsen der Widerstände im Nervensysteme zum Auftreten subjectiver Erscheinungen, die man mit dem Begriff Bewusstsein umfasst.

Es können also die Aeusserungen der latenten Energie in unseren Nervencentren bewusste oder unbewusste sein. Als Erfolg dieser Aeusse-

rung der inneren Energie entwickeln sich materielle Veränderungen in unserem Nervensystem in ähnlicher Weise etwa, wie ein Draht, wenn er zum Glühen gebracht oder vom electrischen Strome durchzogen wird, in seiner inneren Constitution nicht unverändert bleibt. Ueberhaupt liesse sich der ganze Wirkungsvorgang der Energie vergleichen mit einem Verbrennungsprocess, welcher, wenn intensiv, unter starken Lichterscheinungen, wenn schwach, ohne jede Flamme verlaufen kann. Hier stehen in directer Abhängigkeit von der Verbrennungsintensität auch die durch den Vorgang der Verbrennung bedingten Stoffveränderungen. Wie aber nichtsdestoweniger beim Verbrennen die Flamme nicht nur Begleiterscheinung, sondern directer Ausdruck des Verbrennungsprocesses ist, so ist auch Bewusstsein nicht allein Begleitphänomen bei gewissen Wirkungsverhältnissen der latenten Energie, sondern unmittelbarer Ausdruck der Energie unserer Nervencentra.

Energie einerseits, psychische Erscheinungen und materielle Processe im Gehirne andererseits befinden sich, wie aus vorstehendem ersichtlich, unter einander im Verhältnisse von Ursache zu Wirkung. Da nun alle Seelenvorgänge der nämlichen Quelle, d. h. der Energie, ihre Entstehung verdanken, und diese Energie in ihrer Erscheinungsweise bestimmten Gesetzen unterworfen ist, so entsteht zwischen jenen selbst das constante Wechselverhältniss einer bestimmten Successivität, welches wir gewöhnlich den causalen Wechselbeziehungen an die Seite stellen. Wenn ein Haus von der Flamme eines Lichtes in Brand geräth, so betrachten wir die Lichtflamme als die Ursache des Brandes, während in Wirklichkeit die Ursache des letzteren gebildet wird von der Wärmeenergie, die sowohl der Lichtflamme als dem Brande des Hauses zu Grunde liegt. In ganz derselben Lage befinden wir uns mit Bezug auf die Seelenthätigkeit, in welche ein psychisches Bild als Folge des anderen betrachtet wird. Da die subjectiven Erscheinungen als directer Ausdruck oder vielmehr als der unserer Selbstbeobachtung zugängliche Index der latenten Energie sich darstellen, so erhellt, dass wir dieselben als innere Leiter unserer Triebe, Handlungen und Thaten betrachten, während die eigentliche Ursache sämmtlicher subjectiver Erscheinungen und ebenso die Ursache unserer Triebe, Handlungen und Thaten gebildet wird von der unserer Wahrnehmung nicht unmittelbar zugänglichen latenten Energie.

Durch die subjectiven Bilder, die sie erzeugt, gewährt diese Energie die Möglichkeit einer qualitativen Werthschätzung der Erscheinungen der Aussenwelt mit Bezug auf die subjectiven Bedürfnisse des Organismus als Aeusserung der nämlichen Energie. In dieser Beziehung spielen die subjectiven Indices die Rolle von Marksteinen auf der von der Energie durchlaufenen Bahn, und hieraus ergiebt sich die Möglichkeit einer qualitativen Werthschätzung der Erscheinungen der Aussen-

welt und die Möglichkeit einer Wahl zwischen Angenehmem, Nützlichem und Gutem und Unangenehmem, Schädlichem oder Gefährlichem. Gesetzt z. B., ein gewisser Mangel an latenter Energie in diesen oder jenen sensorischen Centraltheilen finde seinen Ausdruck in jenem subjectiven Zustand, welchen wir als „Unbefriedigtsein“ bezeichnen, Ansammlung eines ausreichenden Vorrathes latenter Energie dagegen äussere sich in jenem subjectiven Zustand, den wir in unserer Sprache „Selbstzufriedenheit“ nennen, so wird uns verständlich, dass Mangel an innerem Energievorrath, bedingt durch die eine oder andere Ursache, sich subjectiv äussernd in jenem Zustande des Unbefriedigtseins und zur Anregung eines Wunsches Anlass gebend, schliesslich zur Folge haben wird eine derartige Form von Bewegung, welche jenen Mangel an latenter Energie in den entsprechenden Centralgebieten zu beseitigen geeignet ist, während volle Selbstbefriedigung als Ausdruck eines genügenden Vorrathes latenter Energie, die entgegengesetzten Folgen haben wird. Hierauf gründet sich das Zweckmässige in den Handlungen lebender Organismen, jene Zweckmässigkeit, welche darin gipfelt, dass sämmtliche Handlungen der Organismen angepasst sind den inneren Bedürfnissen der Organisation, welche bei voll entwickeltem Seelenleben in Gestalt gewisser innerer Zustände, wie Wollen, Wünsche, Trieb, zum Ausdrucke gelangen.

Wie bedeutungsvoll in unserem Leben die Rolle des Wunsches und Triebes ist, die beide aus Unbefriedigtsein, jenem Index ungenügenden Vorrathes innerer Energie, sich herleiten, beleuchtet Professor Faminzyn mit folgenden Worten[1]): „Forscht man nach den Zielen unserer bewussten Handlungen oder, mit anderen Worten, nach dem eigentlichen Wesen unseres Seelenlebens, so wird man unschwer bemerken, dasselbe sei durchweg gerichtet auf Befriedigung uns innewohnender Wünsche, die aus unbekannter Quelle herstammend nicht selten trotz des ihnen entgegengesetzten Widerstandes zu schrankenloser Macht über uns gelangen. Die am meisten rücksichtslosen von ihnen, die unser Leben in Gefahr bringen, gehören, wie Hunger oder Durst, zu den niedersten psychischen Bedürfnissen“. „Gipfelt unser ganzes Leben in dem Triebe nach Befriedigung der uns gegen unseren Willen anhaftenden Wünsche, die oft genug in unabweisliche Bedürfnisse übergehen, so wurzelt auch die Frage nach Wesen und Bedeutung unseres Lebens in der Frage nach Entstehung und Wesen unserer Wünsche, die uns vom Augenblicke der Geburt bis zum Aufhören des Lebens, wo der für die Vorstellung des lebenden Menschen schreckliche Zustand der „ewigen Ruhe“ eintritt, nicht verlassen“. „Der Trieb nach

1) Faminzyn, Die moderne Naturwissenschaft und die Psychologie. S. 134 ff.

Erreichung des Gewünschten bildet, welchen Inhaltes dasselbe auch sei, den einzigen mächtigen Impuls jener heissen und nimmer ruhenden Thätigkeit, welche die Organismen entfalten ohne Kenntniss dessen, was sie thun, oder vielmehr, wohl wissend, warum, aber nicht wozu ihr Thun da sei. Die ungeheure Mehrzahl der Menschheit giebt keinen theoretischen Betrachtungen über Sinn und Aufgaben des Lebens Raum, verfolgt vielmehr ganz instinctiv, im wahren Sinne dieses Wortes, in all den verschiedenen Lebensäusserungen immer nur ein einziges Ziel: Befriedigung des Bedürfnisses nach Erlangung des Gewünschten, desjenigen also, was die Gesammtheit aller dem Organismus jeweilig innewohnenden Wünsche zum Ausdrucke bringt".

Im Hinblicke auf die obigen Darlegungen sind wir der Meinung, dass die Psychologie als Wissenschaft sich nicht beschränken darf auf Betrachtung der psychischen Erscheinungen als solcher, vielmehr muss sie nothwendigerweise Rücksicht nehmen auf die mannigfaltigen Schwankungen der latenten Energie, die neben psychischen auch physikalische Veränderungen des Nervensystemes hervorrufen, sowie überhaupt die Bedeutung der latenten Energie im Leben der Organismen näher zu eruiren suchen. So wird die moderne Psychologie in Zukunft einer Biopsychologie den Platz räumen müssen.

Für viele könnte nun die Frage erwachen: wie soll man sich eine regelrecht sich vollziehende Geistesthätigkeit vorstellen, wenn die Grundlage der psychischen Vorgänge gebildet wird von Schwankungen und Bewegungen der Energie, wobei nur das Endergebniss der Wirkung der latenten Energie in Gestalt von inneren oder psychischen Bildern uns zum Bewusstsein gelangt? Für uns giebt es hier keinerlei Frage, denn bekanntlich kommen uns bei zusammengesetzten Geistesvorgängen immer nur die Endresultate der geistigen Arbeit zum Bewusstsein, während der Ursprung derselben uns gewöhnlich verborgen bleibt. Im Verlaufe einer Rede verfolgt der Redner nur den allgemeinen Faden des Vortrages, ohne bestimmtes Bewusstsein von den Associationsvorgängen in seinem Gehirne. Auch der Schriftsteller handhabt während seiner schöpferischen Thätigkeit nur den allgemeinen Gang seiner Gedanken, die im übrigen aus der Tiefe der Sphäre des Unbewussten emporsteigen. Wenn wir zusammengesetzte Uebungen irgend welcher Art vornehmen, bemerken wir immer nur den Endeffekt unserer Bewegungen, also bereits fertige Handlungen, welche, nachdem wir sie wahrgenommen, zu weiterer Richtschnur unserer Bewegungen dienen können. Die anfängliche Entstehung dieser Bewegungen aber wird von uns nicht percipirt, verbleibt vielmehr im Gebiete des Unbewussten.

Welchen geistigen Vorgang, und sei es auch der elementarste psychische Akt der Bildung einer Empfindung, wir hier als Beispiel neh-

men, immer begegnen wir der Thatsache, dass der Urquell der geistigen Bilder selbst, der in der latenten Energie zu suchen ist, für uns unappercipirbar bleibt, und dass wir geistige Bilder nur als subjective Erscheinungsformen der latenten Energie bewusst wahrnehmen. Dies dient uns zum Beweise dessen, dass bewusste Bilder nicht Primärerscheinungen, sondern Produkte oder Folgeerscheinung sind der Aeusserung einer besonderen, uns unmittelbar nicht erkennbaren latenten Energie.

Die ursprüngliche Quelle der latenten Energie ist ohne Zweifel zu suchen in gewissen äusseren Einflüssen auf unsere Sinneswerkzeuge, aber auch in den inneren Vorgängen der Ernährung und chemischen Umsetzungen. Jedwede physikalische Einwirkung auf unseren Organismus, sowie die chemischen Processe in unseren Geweben dienen als Ursprungsquelle latenter Energie nach dem Gesetze der Verwandlung der sog. physikalischen Energien, denn diese Energie muss sich in strengem Aequivalentverhältniss befinden zu allen anderen Energieformen der Aussenwelt. Auf dem Wege beständiger Einwirkung äusserer Energien auf unseren Organismus und Verwandlung dieser in latente Energie der Nervencentra häuft sich in letzteren ein constanter Vorrath an Energie, deren von Zeit zu Zeit erfolgende Entladungen das Muskelsystem unseres Körpers in den Zustand der Thätigkeit versetzen. Solchergestalt geht latente Energie in mechanische Arbeit über, während sie theilweise gleich den übrigen Energien der Natur in Electricität oder Wärme umgesetzt wird oder bei dem Gewebschemismus Verwendung findet.

Versuche, das Seelenleben dem Gesetze der Erhaltung der Energie unterzuordnen, sind schon wiederholt gemacht worden; da jedoch eine Anwendung dieses Energiegesetzes auf die eigentliche psychische bezw. Bewusstseinsthätigkeit angestrebt wurde, so mussten alle dahinzielenden Versuche naturgemäss erfolglos bleiben. Beispielsweise gehören hierher die im obigen erwähnten Untersuchungen von N. Grot. Er spricht von einer psychischen Kraft oder Energie im Zustande der Activität und der Latenz und kommt mit Hilfe solcher und anderer Erwägungen zu dem Ergebniss, physikalische Energien seien im Stande sich in psychische Energie und diese umgekehrt in jene zu verwandeln; andererseits unterliege die Umsetzung physikalischer Energien in psychische und dieser in jene dem Gesetze der Erhaltung der Energie. Dieser Versuch bedarf kaum einer besonderen Erörterung. Es genüge zu bemerken, dass bei N. Grot von einem Latenzzustande der Seele überhaupt die Rede ist.

„Wo befanden sich die Geisteskräfte eines Newton, Goethe, Kant in den Tagen ihres zarten Kindesalters? Da diese Kräfte ihnen nicht später von aussen gekommen sein können, so müssen wir annehmen, dass sie von Anbeginn an in der „Lebenskraft" jener Geistes-

heroen sich in einem gespannten Latenzzustande befunden haben müssen“[1]). Dieser Passus lässt deutlich hindurchblicken jene bekannte Lehre von der angeborenen Urtheilsfähigkeit, welche gegenwärtig, wie wir wissen, jede wissenschaftliche Bedeutung verloren hat. Ganz analoge Versuche sind übrigens auch vor N. Grot gemacht worden. Bekanntlich strebte schon Fechner den Zusammenhang zwischen Geist und Körper mit Hilfe des Gesetzes von der Erhaltung der Energie zu erklären. Seiner Darstellung zufolge besitzt unser Geist ein chemisches, ein mechanisches und ein thermisches Aequivalent. Wenn z. B. die erhobene Hand im Verlaufe irgend einer Seelenthätigkeit herabsinkt, so findet nach Ansicht von Fechner jene Kraft, welche vorher den Arm hoch hielt, nunmehr zur Stütze eines Denkvorganges Verwendung.

Aus neuerer Zeit liegt über die uns hier beschäftigende Frage eine Untersuchung von N. Krajinski vor[2]), deren Ergebnisse in folgenden Sätzen ausgedrückt werden können. „Gewohnt, in der Physik die Ursache jeder Erscheinung uns als „Kraft“ vorzustellen, sind wir genöthigt, auch unsere Seelenthätigkeit, die Quelle unseres Thuns und Lassens, ebenfalls als Kraft zu bestimmen, und da Kraft eine Form der allgemeinen Energie ist, so muss das Gesetz der Erhaltung der Energie und das Princip ihres Aequivalentverhältnisses zu den übrigen Formen der Weltenergie auch auf die psychische Energie voll und ganz Anwendung finden. Anderenfalls wären wir gezwungen, gleich den Spiritualisten eine besondere „Substanz“ für unsere Seele in Anspruch zu nehmen.

Ursache alles unseres Thuns ist unzweifelhaft der psychische Impuls, den wir vom physikalischen Standpunkte aus nicht anders betrachten können, denn als „Kraft“, als erstes Glied in der Kette weiterer ununterbrochener Verwandlung derselben nach dem Gesetze der Erhaltung der Kraft. Andererseits sagt uns das gleiche Gesetz, als Quelle von Kraft — ex nihilo nihil fit — könne nichts anderes als wiederum Kraft auftreten. Sind wir aber genöthigt, das Dasein eines „psychischen Impulses“ als Ursache der Thätigkeit eines lebenden Wesens anzusehen, so müssen wir auch eine andere Kraftquelle, eine andere Energieform annehmen, die nach dem Principe der Aequivalentverhältnisse sich in psychischen Impuls umsetzt.“

Man wird diesen allgemeinen Erwägungen im ganzen zustimmen können, mit der Einschränkung allerdings, dass wir nicht die Seelen-

---

1) N. Grot, Ueber die Seele in Verbindung mit den modernen Lehren von der Kraft. 1886.

2) N. W. Krajinski, Das Gesetz von der Erhaltung der Energie in seiner Anwendung auf die Seelenthätigkeit des Menschen. (Russisch.) Charkow 1897.

thätigkeit als Kraft anzusehen haben, sondern jene latente Energie, welche aller Seelenthätigkeit zu Grunde liegt. Wenn wir also festhalten, jegliche Seelenthätigkeit beruhe auf einer besonderen latenten Energie, so würden die vorhin angeführten Sätze unseren eigenen Anschauungen über den erörterten Gegenstand vollauf entsprechen. Grossen Schwierigkeiten begegnen nun aber die weiteren Darlegungen des genannten Forschers. „Wir haben,“ schreibt er, „bisher eine genügende Anzahl von Thatsachen beigebracht, welche die Unmöglichkeit darthun, „psychische Energie“ von physikalisch-chemischen Processen, die ausschliesslich im Gehirne Platz greifen, abzuleiten. Die ungemein innige Abhängigkeit unseres Seelenlebens von jenen Erscheinungen der Aussennatur, mit welchen wir durch Vermittelung unserer Sinneswerkzeuge in Verkehr treten, zwingt uns unabweislich, in äusseren Reizen die einzige Quelle und das Grundelement unseres anscheinend so reichen und vielgestaltigen Seelenlebens zu erblicken“. „Es unterliegt heute keinem Zweifel, dass unsere ganze geistige Entwickelung ausschliesslich begründet ist durch Kenntnisse, die wir uns, und zwar wiederum durch Vermittelung unserer Sinnesorgane, auf dem Wege der Erfahrung angeeignet haben; alle aprioristischen Erwägungen, so weit sie nicht auf den Mechanismus zusammengesetzter psychischer Vorgänge Bezug haben, müssen völlig ausgeschlossen werden. Letztere Vorgänge erscheinen, sobald ihre Elementarbestandtheile vorliegen, gesetzmässig für die Psychik des Menschen. Mit anderen Worten, unsere gesammte complicirte Seelenthätigkeit erscheint lediglich als zusammengesetzt aus den denkbaren Combinationen der nämlichen ursprünglichen Elemente unserer Bewusstseinsthätigkeit, der Vorstellungen“. „Solchergestalt also bilden Vorstellungen die Grundlage unserer gesammten psychischen Thätigkeit, und die Grundlage der Vorstellung wird gebildet durch den äusseren Reiz. In letzterem haben wir demnach zu suchen die Quelle des Gedankens, des Seelenlebens, der psychischen Energie, unseres „Ich“.

„Wir gelangen so zu dem wichtigsten Fundamentalgesetz der Psychologie, welches besagt: einziges Ursprungselement unseres Seelenlebens sind Aussenreize, welche in unserem Gehirne zu Vorstellungen verarbeitet werden“. „Werden unsere Sinneswerkzeuge einzig und allein nur von Energie, und zwar gerade in deren activer Gestalt, in Form von Bewegung, in Erregung versetzt, so liegt die Quelle unserer psychischen Energie unzweifelhaft in Bewegungsenergie, die auf das Gehirn durch Vermittelung unserer Sinnesorgane übertragen wird. Hier haben wir also den Urquell der psychischen Energie, hier den Schlüssel für die Anwendung des Gesetzes der Erhaltung der Energie auf die Psychik zu suchen, nicht aber in physikalisch-chemischen Vorgängen am Gehirn, welche nur dazu da sind, um das mechanische System dauernd

in gehörigem Zustande zu erhalten, etwa wie der Phonograph zur Schallaufnahme beständig in Gang sich befinden und wie ein guter Accumulator einen völlig ordnungsgemässen Mechanismus besitzen muss."

Mit Bezug auf diese Darlegungen wäre zunächst zu bemerken, dass ihr Autor, von der Annahme einer besonderen „psychischen Energie" ausgehend, naturgemäss zu dem Satze gelangen muss, dass nur Einflüsse der umgebenden Natur auf unsere Sinneswerkzeuge Ursprungsquelle „psychischer Energie" sind, und zwar indem physikalische Energien der Umgebung sich in solche Energie verwandeln. Nun aber erfolgen in den Sinnesorganen physikalisch-chemische Processe unter dem Einflusse äusserer Agentien. Es fragt sich, wie wäre es in diesem Falle zu erklären, dass ganz die nämlichen oder doch ähnliche physikalisch-chemische Vorgänge in den Nervencentren nicht zur Entwickelung von „psychischer Energie" zu dienen im Stande sind?

Es liegt also auf der Hand, dass obige Darstellung die Energie der Substanz unserer Nervenzellen, welche denselben mit der Ernährung zufliesst, sodann aber auch jene Energie, welche bei den inneren Processen verbraucht wird, gänzlich ignorirt und solchergestalt die ganze Thätigkeit der Nerven als nur durch äussere Einflüsse bedingt hinstellt. Weder die wirkliche Grösse der von den Nervenzellen aufgenommenen, noch der von ihnen verbrauchten Energie findet also in jener Darstellung irgend eine Beleuchtung, und deshalb bleibt in derselben auch die Anwendung des Aequivalentgesetzes nicht nur auf die psychischen, sondern sogar auf die rein nervösen Erscheinungen unerörtert.

Fernerhin erscheint es kaum begründet, die Bedeutung der Erblichkeit als actives Moment bei der Entwickelung der geistigen Kräfte in Abrede zu stellen, wie dies von Krajinski in seiner vorhin angeführten Schrift versucht wird. Wird doch der Einfluss von Erblichkeit auf den Grad der Geistesfähigkeiten heutzutage von der Mehrzahl der Biologen entschieden hervorgehoben. So äussert sich beispielsweise Professor W. Danilewski über diesen Gegenstand[1]: „Es versteht sich von selbst, dass Umfang und Inhalt der Seelenthätigkeit vor allem bestimmt wird durch eine bestimmte angeborene psychophysische Organisation, welcher zufolge bei dem Menschen auch bei verhältnissmässiger Einförmigkeit der äusseren Einwirkungen eine intensive psychische Thätigkeit zur Entfaltung gelangen kann. Der Aussenreiz dient als Stimulus zur Verarbeitung reicher Vorräthe potentieller Energie in die „lebendige Kraft" der Psyche, vor allem im Gebiete der Empfindungen, Gefühle, Wünsche, Triebe u. s. w. Was jedoch die Sphäre der reinen Erkenntniss betrifft, so liegt die Abhängig-

1) W. Danilewski, Seele und Natur. 1897. (Russisch.)

keit derselben von der Thätigkeit der Sinnesorgane klar zu Tage: Reichthum und Mannigfaltigkeit jener ist direct proportional dieser". N. Krajinski leugnet Beeinflussung intensiver Seelenthätigkeit durch erbliche psychophysische Organisation auch bei verhältnissmässig schwachen und einförmigen Aussenreizen. Noch weniger anerkennt er die Möglichkeit erblicher Uebertragung seiner „psychischen Energie" in potentiellem Zustande. „Von einem derartigen Standpunkte aus", schreibt er, „müssen wir unweigerlich zu einem Schlusse kommen, wie ihn Grot mit Bezug auf das ursprünglich latente Genie eines Goethe oder Newton zum Ausdrucke bringt. Woher kommt denn diese latente Energie, die doch aus dem Nichts nicht entstanden sein kann, wenn nicht etwas durch erbliche Anhäufung, die hier unmöglich in Frage kommt, da wir ja mit einem fertigen Wissensschatz nicht geboren werden". Hobbes hat Recht, wenn er sagt: „nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu". Es ist gewiss sicher, dass die Anschauungen Grot's einer ernsten Kritik nicht Stand halten, und andererseits wird Niemand die Ansichten von Hobbes bestreiten wollen. Gegenwärtig giebt es wohl keine Psychologen mehr, die an der Existenz angeborener Ideen festhalten würden. Aber ebenso gering ist die Zahl Derjenigen, die den Einfluss der Erblichkeit auf Entwickelung, Stärke und Richtung des Geistes zu leugnen versuchen wollten. Die Erblichkeit vieler Talente ist bekanntlich eine völlig unbestreitbare Thatsache. Andererseits bezeugt uns die Pathologie zur Evidenz, dass unter ungünstigen Erblichkeitsverhältnissen, ungeachtet guter Beispiele und sorgfältiger Erziehung, nicht selten moralische Krüppel zur Entwickelung kommen, die in auffallendem Widerspruche zu den Bedingungen ihrer Erziehung sich befinden. Als Psychiater wird Krajinski selbst die Bedeutung der Erblichkeit nicht leugnen können, doch glaubt er den Einfluss derselben wesentlich einschränken zu sollen. „Wenn wir", schreibt er, „die Psyche des Neugeborenen als Tabula rasa erklären, so leugnen wir hierdurch noch lange nicht den Werth erblicher Beeinflussung. Denn alles hängt nicht nur ab von äusseren Reizen und deren Combinationen, sondern auch von den Eigenschaften jener Tabula rasa selbst. Ein und derselbe Lichtstrahl giebt auf zwei photographischen Platten verschiedene Bilder je nach Eigenschaft und Empfindlichkeit dieser Platten".

Es darf indessen gegenwärtig schwerlich begründet erscheinen, die Bedeutung der Erblichkeit bis zu einem Grade einzuengen, bei welchem sie nur einer guten oder schlechten Platte vergleichbar wäre, auf der nun unter der Wirkung äusserer Reize Bilder hervorgerufen werden. Wir meinen, auch die physikalisch-chemischen Ernährungsvorgänge in dem Nervengewebe sind der Bildung von Reserveenergie in den Centraltheilen förderlich. Freilich ist der Vorgang nicht von

Ideen begleitet, aber er entbehrt auch nicht der Subjectivität, sofern er seinen Ausdruck findet in der allgemeinen Gemüthsverfassung oder Stimmung, welche gleich den Gefühlen, wesentlich bestimmend ist für unser Handeln und für die Richtung unserer Denkthätigkeit Nehmen wir nun an, es unterliege thatsächlich keinem Zweifel, dass Erblichkeit nicht allein die Architektonik der Nervenelemente, der inneren Gehirnverbindungen, also den Aufbau eines gegebenen Nervenmechanismus bedinge, sondern auch bestimmend sei für die Ernährungsverhältnisse des Nervengewebes, von welchen in Abhängigkeit steht die zukünftige Bildung von Reserveenergie in den Centren bei den beständigen chemisch-physikalischen Umsetzungen in denselben und gleichzeitig der Grad der Empfindlichkeit der Sinnesorgane: so wird das Moment der Erblichkeit hierdurch von weitgehender Bedeutung für Charakter und Geistesstärke des Individuums. Bei Anhäufung ausreichender Energievorräthe in unter günstigen Ernährungsbedingungen stehenden Nervencentren genügt schon ein schwacher Reiz auf das energieschwangere Hirn, um, gleich einem zündenden Funken, einen überaus intensiven und ausgiebigen Effekt in Gestalt mannigfaltiger Seelenvorgänge auszulösen. Schon die Qualität der dem Gehirn mit dem Blutplasma zugeführten Stoffe ist von nicht geringem Einflusse auf die Energieanhäufung in den Centren, wie dies durch zahlreiche Beispiele aus dem Gebiete der Pathologie sich beweisen lässt. Es tritt also der Einfluss der Erblichkeit nicht nur zu Tage mit Bezug auf die Architektonik des Nervenmechanismus allein, sondern ebenso mit Bezug auf die Ernährungsbedingungen desselben, sowie endlich mit Bezug auf die Qualität der zum Gehirne gelangenden Zufuhrstoffe, die ihrerseits von den jeweilig bestehenden allgemeinen Organisationsverhältnissen und von den Ernährungsbedingungen des Organismus in Abhängigkeit steht.

Noch mehr Schwierigkeiten aber ergeben sich aus dem Umstande, dass Krajinski in seiner vorhin citirten Abhandlung unter dem Begriffe „psychische Energie“ Bewusstseinsvorgänge in Gestalt von Empfindungen und Vorstellungen verstanden wissen will, während doch Physikalisches, wie für Jedermann ersichtlich, auf dem Wege der Umwandlung immer nur Physikalisches und nirgends Psychisches oder Bewusstes hervorbringen kann. Wir begegnen hier also wieder jenem unlösbaren Räthsel der Verwandlung von Physischem in Psychisches und von Psychischem in Physisches, von welchem im früheren bereits die Rede war. „Es ist unmöglich“ bemerkt mit vollem Recht W. Danilewski, „von einer Verwandlung „psychischer“ Energie in physikalische zu sprechen, da wir sonst gezwungen sind, erstere uns als etwas Substantielles vorzustellen“. Diese Schwierigkeiten können, wie schon erwähnt, nicht anders umgangen werden als durch die Annahme, es

liege kein Grund vor, unser Seelenleben als eine besondere „psychische Energie“ aufzufassen. Wenn Krajinski hinwiederum das Umsetzungsproduct der „psychischen Energie“ in einer entlang den Nervenfasern sich fortpflanzenden „Nervenkraft“ erblickt, so müssen offenbar auch die physikalisch-chemischen Energien nicht direct in „psychische Energie“ übergehen, sondern zunächst in „Nervenkraft“, die nicht nur den centrifugalen, sondern auch den centripetalen Leitungen zukommt, und dann erst muss die Verwandlung von „Nervenkraft“ in „psychische Energie“ vor sich gehen. Hier finden wir also, wie in den Darstellungen N. Grot's, wiederum zwei neue Energien, „Nervenkraft“ und „psychische Energie“, von denen jede in Bezug auf die andere als incommensurable Grösse sich darstellt, und nichtsdestoweniger sollen beide Kräfte oder Energien beständig in einander übergehen.

Wie oben bereits erörtert wurde, haben wir es in dem Leben der Psyche zu thun nicht mit „psychischer Energie“, sondern mit psychischen oder subjectiven Erscheinungen, deren Ursache zu suchen ist in einer besonderen Energie, welche auch die mit den psychischen Vorgängen parallel gehenden materiellen Veränderungen des Gehirnes bedingt. Unseren Vorrath an solcher latenter Energie erlangen wir theils auf dem Wege der Umwandlung der bei der Ernährung des Gehirnes betheiligten physikalisch-chemischen Energien in latente Energie der Centra, theils auf dem Wege der Umsetzung jener physikalisch-chemischen Energien, welche von aussen her auf unsere Sinneswerkzeuge zur Einwirkung gelangen. Immer ist der Uebergang physikalisch-chemischer Energien in latente Energie begleitet von gewissen subjectiven Erscheinungen unseres Bewusstseins, in dem ersten Falle in Gestalt unklarer Allgemeingefühle, die in ihrer Gesammtheit schliesslich den sog. allgemeinen Gefühlstonus oder die Gemüthsstimmung ergeben, im zweiten Falle in Gestalt localisirter Empfindungen, die als verschiedene Qualitäten erscheinen je nach dem Sinnesorgane, auf welches jene physikalisch-chemischen Energien einwirken und je nach der Art der äusseren Reize. Es muss aber bei der Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie auf die psychische Sphäre offenbar in Betracht gezogen werden nicht das Verhalten der Intensität der Aussenreize zu psychischen bezw. subjectiven Zuständen (Empfindungen und Vorstellungen), wie dies früher geschah und von Seiten vieler Forscher noch jetzt geschieht, sondern das Verhalten der Aussenreize, d. h. der von aussen her verbrauchten Energie zu der Entwickelung jener latenten Energie, welche in den Nervencentren einerseits zum Auftreten eines Nervenstromes, andererseits zur Entwickelung subjectiver Zustände Anlass giebt und welche durch die Grösse der von ihr erzeugten mechanischen Arbeit gemessen werden kann. Da die Einwirkung von Energien des umgebenden Milieu auf den Organismus bei gleichzeitiger Um-

setzung derselben in latente Energie in dem Organismus zur Entstehung bestimmter subjectiver Zustände, welche die Gestalt von Gefühlen und Empfindungen aufweisen, hinführt, so ist offenbar, dass diese subjectiven Zustände gebunden sind an grössere oder geringere Anhäufung von latenter Energie, während Bewegung und Muskelthätigkeit überhaupt verbunden ist mit Verbrauch latenter Energie und Umsetzung solcher in mechanische Arbeit. Dank dem Bewegungsvermögen der Organismen unterliegt unsere auf dem Wege der Umwandlung aus Energien der umgebenden Natur hervorgehende latente Energie auch ihrerseits beständigen Umsetzungen in andere Energieformen und besonders in mechanische (Massen- oder Molecular-) Arbeit.

Was die quantitativen Verhältnisse bei dem Uebergange äusserer Energien in latente Energie, mit anderen Worten die Grösse des Aequivalentes zwischen letzterer und ersterer betrifft, so ist dies eine Frage, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Heute können wir nur sagen, dass an der Möglichkeit einer genauen und zutreffenden Lösung dieser Frage um so weniger gezweifelhaft werden darf, als die nicht minder schwierige Frage nach der Schwankungshäufigkeit der Nervenerregung anscheinend bereits ihre Lösung gefunden hat (Ch. Richet).

Gleich den übrigen Energien in der Natur ist die latente Energie der Organismen untrennbar von dem Milieu. In Folge dessen giebt es überall da, wo latente Energie zu Tage tritt, nothwendigerweise materielle Veränderungen, die physiologisch entdeckt werden können. Ihrerseits können aber auch Veränderungen des Nervengewebes nicht ohne Einfluss bleiben auf Erscheinungsweise und Bewegung der latenten Energie, wofür uns die alltägliche Beobachtung im Gebiete der Neuro- und Psychopathologie immer wieder Beweise liefert.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die latente Energie, zu Folge ihrer beständigen Anhäufung in unserem Organismus, mit lebenden Zellen erblich übertragen wird und in den Embryonalelementen alle günstigen Bedingungen erhält zu weiterer Anhäufung und somit auch zu späterer Entwickelung eines von den Eltern unabhängigen Bewusstseinslebens.

Bei dem Tode des Organismus hinwiederum geht die latente Energie nach dem Gesetz der Aequivalente offenbar in andere Naturenergien über.

Auf den beständigen wechselseitigen Beziehungen zwischen latenter Energie der Organismen und den übrigen Naturenergien, in welche sie fortwährend übergeht und welche ihrerseits wiederum in latente Energie umgesetzt werden, beruht die Aufstellung des Begriffes der einheitlichen Weltenergie, welche nur in mannigfachen Formen zu Tage tritt, deren eine, die latente Energie, nur in organisirten Körpern oder Organismen die zu ihrer Wirksamkeit günstigen Bedingungen vorfindet. Somit

stellt sich die ganze Innenwelt ebenfalls dar als eine der Erscheinungsformen der allgemeinen Weltenergie, welche durch Verwandlung aus sich hervorgehen lässt jene latente Energie der Organismen, die den Anstoss giebt zum Auftreten der psychischen Erscheinungen und der Selbstbestimmungskraft der Organismen mit ihren zweckmässigen Rückwirkungen auf die umgebende Aussenwelt. Unserer Auffassung nach erscheint die gesammte Mannigfaltigkeit der Aussen- und Innenwelt bedingt durch vielfältige Umwandlungen einer einzigen einheitlichen Weltenergie, deren einzelne Formen wir Lichtenergie, Wärmeenergie, electrische Energie u. s. w. nennen und als deren besondere Form auch die latente Energie der Organismen sich darstellt. Die Aeusserung dieser letzteren Art Energie bei den Organismen wird, wie bekannt, von gewissen subjectiven Erscheinungen begleitet, doch sind diese durchaus nicht nothwendige Bedingung für das Zutagetreten der latenten Energie, vielmehr befinden sich dieselben in directer Abhängigkeit von dem Milieu, in welchem latente Energie zum Ausdrucke kommt.

Niemand wird bezweifeln wollen, dass die subjectiven Erscheinungen bei den höheren Thieren in den höchsten Centren des Nervensystemes vor sich gehen, und dass, wenn in niederen Centren überhaupt subjective Erscheinungen zur Entwickelung kommen, solches immer nur unter ganz besonderen Bedingungen der Fall ist, wobei diese Erscheinungen ihrer Intensität nach fraglos keinen Vergleich zulassen mit den entsprechenden, an die Thätigkeit der höheren Nervencentra gebundenen Erscheinungen. Obgleich also das Subjective sich als Ergebniss von Aeusserungen der latenten Energie darstellt, so wird es offenbar gleichzeitig bedingt durch die Art des Milieu, in welchem latente Energie ihre Wirksamkeit hat. Fehlt ein solches Milieu oder hat es erhebliche Störungen erlitten, so giebt es auch kein Bewusstsein oder es hat dasselbe zum mindesten tiefgehende Veränderungen aufzuweisen. Das Subjective ist nicht zu betrachten als eine besondere Eigenthümlichkeit, die der latenten Energie allein zukommt und dieselbe gewissermassen von anderen Energieformen unterscheidet. Wohl ist Subjectivität oder Bewusstsein durch latente Energie bedingt, allein dasselbe ist gleichzeitig Product des Milieu, in welchem diese Energie zur Entwickelung gelangt.

Indem sie nur in lebenden Organismen hervortritt, entsteht latente Energie, wie schon früher erwähnt wurde, auf dem Wege der Umsetzung aus anderen Naturenergien, die auf die Körperperipherie und unmittelbar auf die Nervencentra als Licht, Wärme, Electricität, chemische Umwandlungen etc. zur Wirkung kommen. Hinwiederum wird der auf dem Wege solcher Umsetzungen, die ununterbrochen vom ersten Augenblick des Lebens vor sich gehen, entstandene Vorrath latenter Energie auf dem Wege rückwärtiger Meta-

morphosen in mechanische Muskelkraft, Wärme, Electricität, Gewebschemismus fortwährend verbraucht für die verschiedenen Bedürfnisse des Organismus. So wechselt im Verlaufe des individuellen Lebens fortwährende Ansammlung latenter Energie mit beständigem, bald wachsendem, bald sinkendem Verbrauche derselben ab. Bis zu einer bestimmten Altersstufe überwiegt dabei der Vorgang der Energieanhäufung im Ganzen über den des Energieverbrauches, was zur Folge hat, dass in dem Organismus ein dauernder Vorrath latenter Energie auftritt. Dieser Energievorrath bedingt offenbar Wachsthum und Vermehrung der Organismen, aber auch deren beständiges Streben zur Entwickelung und Vervollkommnung. Aus dem gleichen beständigen Energievorrathe erwächst auch das Vermögen der Willensvorgänge. Wie in toten Naturkörpern bei vorhandenem Energievorrathe ein geringfügiger Stoss ausreicht, um aus der Höhe gewaltige Felsmassen zum Sturze zu bringen, so kann in den Nervencentren organisirter Wesen ein minimer äusserer Reiz andauerndes Freiwerden latenter Energie, sich äussernd in einer ganzen Reihe zusammengesetzter und mannigfaltiger Handlungen, nach sich ziehen.

Bei den höheren Thieren erscheint als Träger der latenten Energie das Nervensystem, doch berechtigen Thierversuche und pathologische Beobachtungen am Menschen zu der Annahme, dass nicht alle Abschnitte des Nervensystemes mit dem Vermögen der Bewusstseinsthätigkeit begabt sind. Letzteres Vermögen concentrirt sich, wie schon erwähnt, wesentlich in den höchsten Stätten des Nervensystemes, also in dem Gehirne. Offenbar nur im Gehirne liegen bei den höheren Geschöpfen Verhältnisse vor, denen zufolge die latente Energie hier jenen Grad der Spannung erreicht, der zum Auftreten einer Bewusstseinsthätigkeit nothwendig ist. Diese günstigen Bedingungen darf man sich vorstellen in Gestalt von Momenten, welche die Bewegung der latenten Energie hemmend beeinflussen und den tieferen Nervencentren nicht in dem gleichen Grade zukommen. Manche Thatsachen weisen indessen darauf hin, auch die niedersten Centren des Nervensystemes und selbst die Leitungsapparate seien ursprünglich Entwickelungsstätten von Bewusstsein gewesen, welches hier in dem Augenblick erloschen ist, als in Folge häufiger Wiederholung eines und desselben Vorganges und infolge entsprechender Anpassung des Milieu der Strom der latenten Energie aufhörte, jenen Hemmungen zu begegnen, die früher seine Bewegungen beeinflusst hatten. Alles Nähere über diese Verhältnisse ist von uns bereits in einer unlängst erschienenen besonderen Arbeit [1], auf welche hiermit verwiesen sei, ausführlicher dargelegt worden.

1) W. Bechterew, Bewusstsein und Hirnlocalisation. Leipzig 1898.

In der Natur unserer Nervencentra selbst wurzeln offenbar Bedingungen, welche geeignet sind, die Bewegung der latenten Energie in steigendem Grade zu fördern. Deshalb wird jegliche Bewegung, die eine stärkere Anspannung der Geisteskräfte zur Voraussetzung hat, wenn wir sie genügend oft wiederholen, uns schliesslich immer mehr geläufig und folglich ohne besondere Mühe ausführbar. Gleichzeitig mit dieser Erleichterung der Energiebeweglichkeit erfolgt ein Erlöschen des Bewusstseins, ohne dass jedoch der eigentliche Charakter des Vorganges eine Störung erleidet. Die Erscheinung ist wohl in der Weise begründet, dass die Bewegung der Energie durch mehrere Nervenzellen in letzteren einen gesteigerten Stoffumsatz unterhält, was zur Folge hat Wachsthum der Nervenzelle und der daraus entspringenden Nervenfaser, Verlängerung der Endverästelungen der letzteren und ausgiebigere Berührung dieser mit den Nervenzellen des nächstangrenzenden Neurons, somit Beseitigung der Hindernisse, die einer Anhäufung von Energie in dem betreffenden Neuron hemmend im Wege stehen. Alles dies spricht nun entschieden dafür, dass die unbewusst arbeitenden Abtheilungen des Nervensystemes höherer Thiere ursprünglich bewusst gewesen sind; allein das elementare Bewusstsein derselben ist längst erloschen, seitdem die Leitung der latenten Energie in ihnen in Folge beständiger Uebung eine entsprechende Erleichterung erfahren hat. Selbst in dem individuellen Leben höherer Organismen scheint ursprünglich, d. h. während ihrer Entwickelung bewusste Thätigkeit solchen Abschnitten des Nervensystemes zuzukommen, welchen dieses Vermögen im Laufe der Zeit für immer verloren geht. Gewisse Theile des Nervensystemes hinwiederum, wie die peripheren Nervenganglien, welche bei den höheren Thieren und bei dem Menschen sicher kein Bewusstseinsvermögen besitzen, entwickeln zum mindesten eine elementare Bewusstseinsthätigkeit bei gewissen niederen Geschöpfen[1]). Es erlischt also das Bewusstseinsvermögen mancher Gebiete des Nervensystemes wahrscheinlich für immer schon beim Uebergange von höheren zu niederen Thierordnungen, während das gleiche Vermögen anderer Nervencentra noch auf Anfangsstadien des individuellen Lebens höherer Thiere nachweisbar ist und erst während der fortschreitenden Körperentwickelung verloren geht.

Bedeutungsreich mit Bezug auf den hier erörterten Gegenstand erscheint die Frage, ob auch einfachste Organismen, die ein Nervensystem noch nicht besitzen, zu psychischer Thätigkeit befähigt sind. Die Frage ist bereits Gegenstand sehr vieler und mühsamer naturwissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Leider aber ist bezüglich der Deutung der Thatsachen selbst eine Spaltung unter den Biologen

---

1) W. Bechterew, Bewusstsein und Hirnlocalisation. Leipzig. 1898.

eingetreten, und es machen zwei grundverschiedene Anschauungsweisen, nämlich die mechanistische und die neovitalistische, sich gegenseitig den Platz streitig. Mit einer gewissen unverkennbaren Leidenschaftlichkeit suchen die Vertreter beider Richtungen naturgemäss die eigene Weltanschauung aufrecht zu halten, die entgegengesetzte nach Möglichkeit zu entkräften. „Ueber die Lebensäusserungen bei den Protisten denkt man heute in zweifacher Weise“, schreibt Prof. Faminzyn[1]) über diesen Gegenstand: „Die Einen erklären dieselben als unbewusste, rein mechanisch bedingte Reflexe. Ihnen erscheinen die Protisten einschliesslich der Infusorien, lediglich als seelenlose Mechanismen, die der gewöhnlichen Maschine gegenüber nur durch grössere Complicirtheit ihrer Structur ausgezeichnet sind, und keinerlei, der unserigen vergleichbare Seelenthätigkeit besitzen. Dieser Auffassung zufolge erwacht Bewusstsein erst mit Auftreten einer Anlage des Nervensystemes. Die einfachsten Organismen sind Uebergangsformen vom Toten, Leblosen zu belebten Wesen. Sie sind Lebenskeime, Leben in potentia, aber nicht Leben selbst. Eines der wesentlichsten Argumente, welches von den Vertretern dieser Richtung aufgeführt wird, ist das Fehlen aller Spuren eines Nervensystemes bei den Protozoen. Der Satz: wo ein Nervensystem fehlt, ist auch keine Psyche vorhanden, ist zwar durch nichts begründet, wird aber von vielen unmittelbar zum Dogma erhoben. Bütschli und Andere entwickeln ferner den Gedanken, wenn unter Freiheit des Handelns (bei den Infusorien) Beantwortung äusserer Reize durch bewusste Willensacte verstanden werde, hierzu nicht die geringste Berechtigung vorliege. Da selbst Metazoen mit zusammengesetzten centralen Nervenapparaten häufig nur verschwindende Spuren eines Selbstbewusstseins aufweisen, so ist nach Ansicht Bütschli's der Gedanke, etwas ähnliches könne in einer einfachen Protozoenzelle zur Erscheinung kommen, nicht zu begründen.

Näher der Wahrheit liegt, wie mir scheint, eine andere Betrachtungsweise des Gegenstandes. Die Beurtheilung der Lebensäusserungen der Protisten geht auch hier von den Principien der Entwickelungslehre aus, und doch ist das Endergebniss der Betrachtung hier ein anderes. Den Vertretern dieser Richtung ist der Nachweis eines Nervensystemes nicht conditio sine qua non für die Annahme eines Bewusstseins; an dieser Bedingung festhaltend, müsste man bei den Protisten auch die Möglichkeit aller anderen Functionen, für welche bei ihnen keine entsprechenden speciellen Organe zu finden sind, in Abrede stellen; und doch wird Niemand bezweifeln wollen, dass alle wesentlicheren Functionen des Thierlebens, Ernährung, Athmung, Vermehrung und Bewegung sämmtlichen Organismen, die einfachsten Protozoen

1) Prof. Faminzyn. Die moderne Naturwissenschaft und die Psychologie a. a. O.

(Amoeben, Bacterien und verwandte Geschöpfe) nicht ausgenommen, ganz allgemein eigenthümlich sind. Um bei einem Organismus eine beobachtete Thätigkeit als eine bewusste aufzufassen, ist ein unparteiisches und möglichst gründliches Studium der Lebenserscheinungen dieses Organismus von weit grösserer Bedeutung; und wenn man dabei Merkmale unzweifelhafter Vernunft antrifft, so muss der herrschende Satz: wo ein Nervensystem fehlt, ist auch kein Bewusstsein vorhanden, als irrthümlich erkannt werden. Erscheint doch ein Nervensystem als integrirender, absoluter Bestandtheil nur in Organismencolonien, bei welchen gleichzeitig mit einem Nervengewebe auch andere Gewebe zur Entwickelung gelangen und sich zu bestimmter Organbildung zusammensetzen. Dem Auftreten von Organen geht hier Bildung umfangreicher Zellvereinigungen voraus. Bei den Protozoen aber ist nichts dem ähnliches zu beobachten. Vielmehr erbaut hier der einer einzigen Zelle einer Colonie entsprechende elementare einzellige Organismus aus Zelltheilen seine Organe, die, wie wir sahen, bei den Wimperinfusorien einen so hohen Grad von Differenzirung aufweisen. Jene unparteiischen und treuen Schilderungen der Jagd nach lebendiger Beute, der mannigfachen Fortbewegungsmittel und des Geschlechtslebens bezeugen in völlig einwandfreier Weise das Dasein eines psychischen Elementes, eines Bewusstseinskeimes im Leben der Infusorien, die hierdurch zur Orientirung innerhalb ihrer Umgebung und zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse befähigt sind".

Da, wie zahlreiche Untersuchungen bestätigen, selbst die einfachsten Organismen durch das Vermögen einer individuellen oder willkürlichen Wahl und durch Zweckmässigkeit ihrer Handlungen ausgezeichnet sind, so darf man, wie uns scheint, der Ansicht sein, dass auch diese Geschöpfe trotz des Mangels eines Nervensystemes zu bewusster Thätigkeit, die unter dem Einflusse ihrer latenten Energie zur Entwickelung kommt, wohl befähigt sind. Der Mangel eines Nervensystemes bei den in Rede stehenden Thierarten entbehrt für uns jeglicher Bedeutung mit Bezug auf die hier erörterten Fragen. Berechtigt uns doch der Mangel eines Muskelsystemes bei jenen Geschöpfen nicht, ihnen Bewegungsfähigkeit abzusprechen, und darf etwa aus dem Fehlen eines Magens bei den Protisten allen unmittelbaren Beobachtungen zum Trotze auf das Fehlen einer Ernährungsthätigkeit geschlossen werden? Auf jeden Fall liegt kein Grund zu der Annahme vor, in der Reihe der Thierorganismen sei das Erscheinen latenter Energie bedingungslos gebunden an die Existenz eines Nervensystemes. Wo ein Nervensystem vorhanden ist, wie bei den höheren Thieren, da bietet dasselbe der Wirksamkeit der latenten Energie allerdings einen besonders geeigneten Boden dar. Kann es aber in einfachsten, einzelligen Geschöpfen, die der zusammengesetzten Organisation höherer Thierordnungen ent-

behren, nicht ebenfalls eine latente Energie geben, gleichmässig verbreitet über den ganzen Organismus, wenn letzterer den geeigneten Stoff in sich birgt, der als phosphorhaltiges Eiweiss bei höheren Geschöpfen im Nervensystem sich anhäuft? Bringen doch gewissermassen als Bekräftigung dieser Annahme neuere Untersuchungen den Nachweis, das Protoplasma des Organismus niederer Amoeben stehe seiner chemischen Constitution nach dem Nervengewebe höherer Thiere weitaus näher, als das Protoplasma irgend welcher anderer nicht nervöser Zellgebilde bei höheren Thiergattungen.

Wie schon früher erwähnt, entwickelt sich Bewusstseinsthätigkeit nur bei einer besonderen Spannung der latenten Energie, welche bei den höheren Thieren nur in den höchsten Centren des Nervensystemes und zwar im Gehirne erreicht wird, während bei tieferstehenden Geschöpfen Subjectivismus bereits bei Wirksamkeit von latenter Energie in den niederen Nervencentren erwacht. Bei den niedersten Geschöpfen, denen ein Nervensystem noch fehlt, giebt es, wenn überhaupt, so nur Anlagen eines subjectiven Daseins, die wahrscheinlich gänzlich untrennbar sind von den übrigen Lebenserscheinungen. Auf jeden Fall ist die Selbstbestimmung der Lebewesen und jene Zweckmässigkeit ihres äusseren Verhaltens zu der umgebenden Natur, die auch die einfachsten Geschöpfe erkennen lassen, bedingt nicht durch Bewusstsein, sondern durch Psychismus im weitesten Sinne, deren Grundlage dargestellt wird von der allen Lebewesen ohne Ausnahme eigenthümlichen latenten Energie.

In der Biologie wird bekanntlich auch die Frage nach der Pflanzenpsyche in Erwähnung gezogen. Forscher wie Fechner, Hartmann, K. Marilann, Wundt, Faminzyn und Andere haben sich für das Dasein einer Seele im Pflanzenleben ausgesprochen, und zwar nach Fechner auf Grundlage folgender Thatsachen: 1) Analogien der Structur und Entwickelung: gleich den Thieren sind die Pflanzen aus Zellen aufgebaut, die den thierischen Zellen analog sind, und ihre Entwickelung erfolgt aus einer einzigen Zelle, die sich grösstentheils durch Theilung vermehrt. 2) Die wichtigsten Lebensfunctionen der Thiere und Pflanzen sind einander völlig analog. 3) Die Pflanzen haben sich gleich den Thieren aus einer Gruppe einfachster Wesen (Protisten) entwickelt, und da die Annahme einer Psyche bei den Protisten vollberechtigt erscheint, so ist man genöthigt, auch den Pflanzen eine Psyche zuzuerkennen.

„Ganz besonders bemerkenswerth ist“, äussert sich Faminzyn, „die Analogie der chemischen Zusammensetzung des Thier- und Pflanzenkörpers, und zwar ebenso sehr in Bezug auf die chemischen Elemente, aus welchen Pflanze und Thier aufgebaut erscheint, wie in Bezug auf das Ueberwiegen dreier Gruppen, nämlich der Ei-

weisse, Fette und Kohlehydrate unter den mannigfaltigsten organischen Verbindungen. Ebenso bemerkenswerth erscheint aber auch die durch sorgfältige Untersuchungen eruirte völlige Analogie der zweiten Ernährungsphase bei den Pflanzen mit der Ernährung der Thiere. Zum Aufbaue des Körpers wird in beiden Fällen plastisches Material von der gleichen Zusammensetzung benutzt. Die in Wasser unlöslichen Bestandtheile dieses Materiales werden bei Pflanze und Thier durch Vermittelung theils identischer, theils ähnlicher Fermente in löslichen Zustand übergeführt. Diese Phase der Ernährung ist begleitet von einem Gasaustausche zwischen Organismus und der umgebenden Athmosphäre. Dieser Gasaustausch ist bei Thier und Pflanze identisch. In beiden Fällen wird Sauerstoff aus der Athmosphäre absorbirt und Kohlensäure ausgeschieden, ein Vorgang, der als Athmung bezeichnet wird. Im thierischen sowohl, wie im pflanzlichen Organismus geht der Athmungsprocess einher mit Freiwerden von Wärmeenergie. Auffallend ist auch die Aehnlichkeit der geschlechtlichen Vermehrung bei Pflanze und Thier, die mit wenigen Ausnahmen bei sämmtlichen Vertretern der beiden Reiche nachgewiesen ist.“ Beachtung verdienen fernerhin die Beobachtungen über Pflanzensensibilität und über das Reagiren von Pflanzen auf äussere Reize, in welcher Hinsicht Thiere und Pflanzen sich sehr ähnlich verhalten. Es gehört hierher z. B. „die Fortleitung eines Reizes längs dem Pflanzenkörper, Ermüdung der Pflanze durch wiederholte Reizung, vorübergehender Verlauf der Reizempfindlichkeit unter dem Einflusse von Chloroform, Aether u. s. w., also ganz der nämlichen anästhesirenden Substanzen, die auch bei dem Menschen zeitweiligen Verlust der Empfindlichkeit hervorrufen“. „Wenn ich alle diese Thatsachen“, schliesst Faminzyn, „wohl erwäge, so muss ich die Vorstellung von einer Betheiligung seelischer Vorgänge im Pflanzenleben als gut begründet anerkennen“.

Ich muss nun meinerseits bemerken, dass jene Analogien des Bauplanes, der Athmung, des Stoffwechsels, der geschlechtlichen Vermehrung im pflanzlichen und thierischen Organismus mir nicht als hinreichende Beweise für das Dasein einer Pflanzenseele erscheinen. Alle diese Thatsachen weisen nur hin auf die Abstammung pflanzlicher und thierischer Wesen von Einer gemeinschaftlichen Wurzel einfachster Organismen, ein Satz, der wohl von Niemandem bezweifelt wird. Sehr viel mehr lässt sich aber aus jenen Thatsachen und Analogien nicht ableiten. Weitaus grösseren Werth beanspruchen die Erscheinungen der Irritabilität gewisser Pflanzen, das Erlöschen ihrer Reizbarkeit bei Einwirkung anästhetischer Mittel, ganz besonders aber jene wunderbaren Erscheinungen der Zweckmässigkeit, welche in neuerer Zeit an den Reisern gewisser Pflanzenwurzeln bei der Auswahl geeigneter Ernährungsbedingungen beobachtet wurden, und noch mehr jene überaus

merkwürdigen Vorgänge an einigen Pflanzen, welche auf Förderung der Befruchtung hinzielen. Da Bewusstsein objectiv gekennzeichnet ist durch persönliche oder willkürliche Wahl, wie ich schon früher in meiner Schrift „Bewusstsein und Hirnlocalisation" mit Entschiedenheit hervorgehoben habe, so ist ersichtlich, dass die oben namhaft gemachten Thatsachen nur insofern für ein Bewusstseinsvermögen pflanzlicher Organismen sprechen, als sie die Existenz einer willkürlichen Wahl bei denselben darzuthun geeignet sind. In dieser Beziehung sind wir jedoch mit jenen Vorgängen, von denen oben die Rede war, noch zu wenig bekannt, um die Frage nach dem Bewusstsein der Pflanzen endgültig entscheiden zu dürfen. Als zweifellos ergiebt sich aus den angeführten Thatsachen und Erscheinungen des Pflanzenlebens die Existenz eines ungemein weitgehenden Anpassungsvermögens pflanzlicher Organismen an die Verhältnisse der Aussenwelt. Nun aber steht Anpassungsvermögen an die Bedingungen der Umgebung in thierischen Organismen überall in Abhängigkeit von der latenten Energie derselben, die schon auf den tiefsten Stufen organischen Lebens als Ursache aller zweckmässigen Reactionen der Organismen gegenüber äusseren und inneren Reizen auftritt. Daher muss auch das Zweckmässige im Pflanzenleben bedingt sein durch die gleiche latente Energie, die wir dem Thierorganismus zuzuschreiben genöthigt sind. Als Grundlage des Anpassungsvermögens der Geschöpfe bietet latente Energie uns eine ausreichende Erklärung für Ursache und Wesen von Lebensvorgängen, die bisher trotz aller Anstrengungen der Biologen nicht auf einfache mechanische Hergänge zurückgeführt werden konnten.

Eine Lebenserscheinung von unzweifelhafter wesentlichster Bedeutung besteht in der beständigen Zersetzung der in einem bestimmten System vorhandenen zusammengesetzten organischen Körper und in der Wiederherstellung derselben aus frischem von aussen zufliessendem Materiale, eine Erscheinung, die nicht nur für die Ernährung, sondern auch für die mit letzterer unmittelbar zusammenhängenden Vorgänge der Entwickelung, des Wachsthumes und der Vermehrung bestimmend ist. Der ganze Vorgang, der in der Physiologie als Stoffwechsel bezeichnet wird, bildet eine integrirende und charakteristische Eigenthümlichkeit aller Lebensprocesse und die Grundlage von Entwickelung, Wachsthum und Vermehrung der Organismen. Die Zersetzung zusammengesetzter labiler organischer Verbindungen ist bekanntlich stets begleitet von Freiwerden lebendiger Kraft, während Wiederherstellung eines zusammengesetzten organischen Stoffes mit Absorption lebendiger Kraft einhergeht. Was den erstgenannten Vorgang betrifft, so hat man denselben früher sich so vorgestellt, dass zusammengesetzte organische Körper in Folge ihrer ausserordentlichen Labilität sehr leicht der Zersetzung anheimfallen, die, wie man glaubte, schon bei den

geringfügigsten äusseren und inneren Anlässen in die Erscheinung tritt. Manche waren sogar der Meinung, dass die Albuminate nach ihrem Eintritte in das Blut in ein besonderes Eiweiss übergehen, welches sich durch hochgradige Widerstandslosigkeit auszeichne. Allein alle Versuche, die Existenz eines derartigen leicht zerfallenden Eiweisses nachzuweisen, sind resultatlos geblieben. Wohl aber erbrachten die sorgfältigen Untersuchungen Pasteur's den Nachweis, dass die Vorgänge der Zersetzung nicht einfach so zu erklären sind, dass, wenn gleichzeitig mit dem Tode des Organismus der Körper einer schnellen Auflösung unterliegt, dies verursacht werde vor allem durch Vermehrung von Mikroorganismen, die nun ihr Zerstörungswerk beginnen.

Noch räthselhafter erscheinen die im Leben beständig sich vollziehenden Ersatzvorgänge, verknüpft mit Verbrauch äusserer Energien, die sich dem Organismus in der umgebenden Natur als Wärme, Licht, Electricität u. s. w. im Ueberflusse darbieten. Zu beachten bleibt dabei, dass im Chemismus der lebenden Substanz wirksam ist eine ganze Reihe materieller Agentien (Sauerstoff, Fermente, Wärme u. s. w.), deren Gegenwart die tote Substanz unweigerlich zerstört und in den Zustand der Ruhe überführt, während an lebenden Körpern die gleichen Bedingungen den Stoff in den Zustand der Activität versetzen. „Die Gewebe des lebenden Organismus", schreibt Prof. A. Danilewski[1], „sind erfüllt von Agentien, die da befähigt sind, nicht nur den verhältnissmässig schwachen chemischen Complex des Protoplasma, sondern auch die Stoffe selbst, aus denen der Complex sich zusammensetzt, zu zerstören. Säuren, Alkalien, Wasser, Salze, hohe Temperatur, Reibung, Fermente, endlich der mächtige Sauerstoff sind nur einige Bestandtheile der Kette jener Mittel, welche die lebende Substanz nach allen Richtungen durchdringen und von welchen jedes in seiner Art im Stande ist, die Integrität des lebenden Complexes zu vernichten, ihm den einen oder den anderen Bestandtheil zu entreissen und bis zu völliger Untüchtigkeit als plastisches Material lebender Substanz zu verändern. Besonders mächtig in dem Protoplasma ist die zerstörende Gewalt der chemischen Fermente oder Enzyme und des Sauerstoffes, deren Wirkung zudem bei den Warmblütern durch die hohe Temperatur des Körpers gesteigert wird. Schon bei einer Temperatur von wenig über Null sind Enzyme befähigt im Verlaufe einiger Minuten an vielen Körpern chemische Veränderungen hervorzurufen, die im Laboratorium bei Fehlen von Fermentwirkung hohe Temperatur, manchmal Anwendung eines mehrere Atmosphären betragenden Druckes und immer einen Zeitaufwand von vielen Stunden voraussetzen. Das Protoplasma birgt in sich eine ganze Reihe derartiger Fermente, deren jedes seine be-

1) A. Danilewski, Die lebende Substanz. Westnik Jewropy, Bd. III, Mai 1896. (Russisch.)

sonderen Aufgaben hat. Die einen zerstören Eiweisse, sei es bei saurer, sei es bei alkalischer Reaktion, bald tiefgehend, unter Zerfall des Eiweissmoleküls, bald nur oberflächlich, unter Löslichwerden des Protoplasmaeiweisses, Auflösung und Destruction des lebenden Gewebes. Andere Fermente verflüssigen die halbfesten Massen der Kohlehydrate, noch andere zerlegen Fette oder verschiedene andere Substanzen. Man könnte sagen, es giebt keinen einzigen wahren plastischen Bestandtheil des Protoplasma, der nicht inmitten der lebenden Substanz ein Enzym besässe, befähigt ihn zu zerstören, oder doch sei es zeitweilig, sei es für immer seiner Plasticität zu entkleiden.

Ein zweiter gewaltiger Zerstörer der lebenden Substanz ist der Sauerstoff. Von ihm sind die Körpergewebe in nicht minderem Grade, als von Fermenten durchsetzt. Zwar befindet sich der Sauerstoff im Protoplasma in seinem gewöhnlichen halbactiven Zustande, allein es ist wissenschaftlich sicher festgestellt, dass in dem Körperinnern Eiweisskörper, besonders aber Fette und Zucker überaus leicht und schnell seiner oxydirenden Kraft unterliegen und solchergestalt in ungeheuren Mengen zu Grunde gehen. Wie die lebendige Substanz derartig colossalen Wirkungen des Sauerstoffes Raum gewährt, lassen wir hier unerörtert, nur allein die Thatsache der Zerstörung der plastischen Substanzen durch Sauerstoffeinfluss soll hervorgehoben werden. . Wenn in der lebenden Substanz Eiweisskörper in einem derartigen physikalischen oder chemischen Zustand sich befinden, bei welchem sie dem Sauerstoff direct wenig oder gar nicht ausgesetzt sind, so genügt der Einfluss eines seiner Natur nach auch nur oberflächlich entsprechenden Fermentes, um in wenigen Sekunden diesen Eiweisstheil der zerstörenden Wirkung des Sauerstoffes preiszugeben. Sauerstoff und chemische Fermente, getrennt und besonders im Vereine mit einander, noch mehr aber bei Betheiligung der hohen Körpertemperatur der Warmblüter bilden eine mächtige Liga gegen die Integrität der lebenden Substanz. Die Wärme, die, obgleich sorgfältig sich verbergend, wie bei den Kaltblütern, in dieser Vereinigung zerstörender Factoren nicht die letzte Rolle übernimmt, entsteht im Körper durch Verbrennung organischer Substanzen, die dem Organismus mit der täglichen Nahrung einverleibt werden. Auf solchem Wege bringt die aufgenommene Nahrung für unsere lebende Substanz ein indirect zerstörendes Element mit sich."

Wenn alle solche zerstörenden Einflüsse schliesslich dem Organismus dem ungeachtet zu Gute kommen, so ist diese Erscheinung vom Standpunkte der Gesetze der Mechanik auf keine Weise erklärbar. Es sind die Vorgänge des Ersatzes, die im Organismus Hand in Hand gehen mit solchen der Zerstörung, aus physikalisch-chemischen Kräften nicht verständlich und bedürfen zu ihrer Erklärung der Annahme einer Energie, die wir an den Körpern der todten Natur nicht vorfinden. In

letzterer Zeit allerdings sind Vertreter der mechanistischen Lebensauffassung in jeder Weise bemüht, alle Unterschiede zwischen lebenden Organismen und todten Naturkörpern aus der Welt zu schaffen. „Die fundamentalste Besonderheit der Organismen, welche sie von den Anorganismen unterscheidet,“ bemerkt hierüber Timirjäsew[1]), „besteht in fortwährendem Stoffaustausch mit der Umgebung. Der Organismus nimmt beständig Stoff in sich auf, verwandelt denselben in ihm selbst ähnliches (Assimilation), verändert ihn von Neuem und scheidet aus. Das Leben der einfachsten Zelle, das Dasein jedes Organismus setzt sich zusammen aus diesen zwei Umwandlungen: Aufnahme und Ansammlung, Ausscheidung und Verbrauch von Substanz. Hingegen das Dasein eines Krystalles ist nur denkbar bei Vermeidung aller Veränderungen und jeglichen Stoffaustausches mit der Umgebung. Die erste Eigenthümlichkeit der Organismen, die Stoffaufnahme und Stoffansammlung, kann von zwei Gesichtspunkten, vom chemischen und mechanischen, betrachtet werden: von jenem erscheint sie uns als Ernährung, von diesem als Wachsthum. Ernährung und Wachsthum sind im Grunde nur zwei Seiten einer und derselben Erscheinung. Man nimmt gewöhnlich an, bei Vergrösserung der Masse anorganischer Körper geschehe nichts, was der Ernährung und dem Wachsthume organischer Körper vergleichbar wäre. Die Substanz des Organismus entstehe aus ihm unähnlicher Substanz. Ehe letztere Bestandtheil des Organismus werde, müsse sie gewisse Veränderungen erleiden. Die Masse des Krystalles vergrössere sich durch Anhäufung von Substanz, die sich bereits in der Mutterlauge befinde. Das Wachsthum des Krystalles gehe vor sich durch Auflagerung, Schichtung neuer Partikel oder, wie der technische Ausdruck heisst, durch Apposition. Der Krystall wachse von der Oberfläche her. Dagegen wachse der Organismus durch Einschaltung neuer Substanztheilchen zwischen schon vorhandenen vermittelst innerer Ablagerung oder Intussusception, wie man sich üblicher Weise ausdrückt. Aber auch dieser auf den ersten Blick radicale und wesentliche Gegensatz verliert fast alles Gewicht im Hinblicke auf die bemerkenswerthen Experimente mit sog. künstlichen Zellen, deren Entdeckung wir Moritz Traube verdanken. Die Bedeutsamkeit dieser Entdeckung wird von vielen Botanikern noch immer nicht voll gewürdigt, während unter den Physiologen ein Helmholtz sofort den wahren Werth derselben anerkannte. Traube nimmt einen Tropfen einer Substanz, bringt denselben in Berührung mit der Lösung einer anderen, und nun umhüllt sich jener Tropfen mit einer Membran. Dieses zellenähnliche Gebilde beginnt vor den Augen des überraschten Beob-

[1]) Timirjäsew, Einige Grundaufgaben moderner Naturforschung. Moskau. (Russisch.)

achters zu wachsen, d. h. an Volum und Masse zuzunehmen. Die Erscheinung solchen künstlichen Wachsens zeigt uns zwei wesentliche Analogien mit wirklichem Wachsthum. Dasselbe erfolgt nur vermöge der Wechselwirkung ungleichartiger Substanzen, d. h. nur so lange die Substanz der Zelle im Stande ist, die Substanz der Umgebung zu verändern und in etwas ihr ähnliches zu verwandeln, also zu assimiliren. Es geht vor sich durch Einschaltung neuer Substanztheilchen zwischen den Theilchen einer schon vorhandenen Substanz, d. h. also auf dem Wege der Intussusception. Bei Veränderung des Chemismus oder Zerstörung ihrer Form hört die Organisation unserer Zelle, die ihr eigenthümliche Thätigkeit, ihr Wachsthum auf; sie stirbt sozusagen. Es können also in Bezug auf den Vorgang der Ernährung und des Wachsthumes kaum irgend welche radicale, principielle Unterschiede zwischen organisirten und nichtorganisirten Körpern aufgefunden werden.“

„Wir sehen aber, dass im Organismus nicht nur Vorgänge des Aufbaues, d. h. Ernährung und Wachsthum, sich vollziehen, sondern dass Hand in Hand damit Vorgänge der Zerstörung und Ausscheidung sich abspielen, welche vorzugsweise in Oxydation der Substanz des Organismus durch den atmosphärischen Sauerstoff, als Vorgang der Athmung, zum Ausdrucke gelangen. Dieser Zusammenhang zwischen Lebenserscheinungen und Stoffverbrauch bezw. Stoffverwandlung bildet aber natürlich keine Besonderheit lebender Körper. Wir finden denselben auch in der anorganischen Welt wieder. Lebende Körper sind immer gern einem Mechanismus verglichen worden, zunächst dem einer Dampfmaschine. Brükke weist auf die Aehnlichkeit zwischen Organismus und Mechanismus hin und sucht die zwischen beiden bestehenden Unterschiede zum Ausdrucke zu bringen, indem er sagt: ein Organismus ist ein Mechanismus, der sich selbst aufbaut. In den soeben beschriebenen künstlichen Zellen aber sehen wir gerade das Paradigma eines sich selbst aufbauenden Mechanismus vor uns.“ Die Metamorphose ist schliesslich ganz den Gesetzen der Constanz oder Ewigkeit der Materie und dem Gesetze der Erhaltung oder Ewigkeit der Energie unterworfen, was an und für sich, nach Ansicht des genannten Autors, das Dasein „einer launenhaften Lebenskraft“ ausschliesst. „Das Leben der Organismen bietet uns noch ein Drittes, nämlich Verwandlung der Form, und dies ist vielleicht die am meisten charakteristische Seite der Lebenserscheinungen. Das Leben bietet uns dar ein successives Alterniren, einen Wechsel der Formen: wir nennen dies Entwickelung oder Evolution. In diesem Vorgange der Entwickelung überrascht uns ein gemeinschaftlicher grosser Zug, in der Weise sich äussernd, dass auf dem Wege dieser Entwickelung Formen, ganze Organismen oder einzelne Organe hervor-

gehen, welche ihrer Umgebung und ihrer Function auffallend angepasst erscheinen, welche somit das darstellen, was wir Harmonie, Vollkommenheit, Zweckmässigkeit nennen. Alle einzelnen chemischen und mechanischen Vorgänge streben gewissermassen einem einzigen bestimmten Ziele zu, nämlich der Bildung zweckmässiger Formen. In dieser zweckmässigen Evolution erblickt man gern ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal der Organismen gegenüber Anorganismen. Das Princip der Entwickelung, welches, wie man glaubt, schon im Keime jedes Geschöpfes vorhanden ist, alle in demselben sich vollziehenden chemischen und physikalischen Processe verknüpfend, einend und nach bestimmter Richtung hinlenkend, dies ist, behauptet der Vitalismus, nicht mehr etwas einfach Physikalisches oder Chemisches, sondern hier liegen bereits die Anfänge des Lebens."

„. . . . . Ist die Physiologie im Stande, uns etwas über diese dunkle Seite der Lebenserscheinungen zu sagen? Vermag sie uns eine Erklärung zu geben für jenes Zweckmässige in der Evolution? In dem Versuche einer solchen Erklärung birgt sich eine sehr charakteristische Seite der modernen Biologie. Sie hat sich nicht zurückschrecken lassen durch Aufgaben, welche vergangenen Jahrhunderten unlösbar erscheinen mochten". Es handelt sich hier natürlich um den historischen Entwickelungsgang der Organismen; „welcher in unvermeidlichem und verhängnissvollem Verlaufe die organische Welt zu jener Vollkommenheit und Harmonie hinführt", auf welche Ch. Darwin hinweist. Timirjäsew, der ganz auf dem Boden mechanistischer Auffassung des Lebens steht, stellt schliesslich an die Biologen die Forderung, es müssen hinfort dreierlei Ursachen bei der Erklärung der Lebenserscheinungen in Rücksicht gezogen werden: chemische, physikalische und historische. Diese dreifache Aufgabe entspreche dreien Epochen in der Entwickelung der Naturforschung, gekennzeichnet durch drei unserer Weltanschauung zu Grunde liegende allgemeine Gesetze: 1) das Gesetz von der Constanz der Materie, 2) das Gesetz von der Erhaltung der Energie und 3) das Gesetz von der Einheit des Lebens, sowie durch die drei Namen Lavoisier, Helmholtz und Darwin.

Es kann nun keine Frage sein, dass jene „unfassbare und launische Lebenskraft, die dem Gesetze der Causalität sich entzieht und durch Zahl und Maass nicht bestimmbar ist", aus der Biologie zu eliminiren ist. Man wird Timirjäsew zustimmen müssen, wenn er sagt, unsere Weltanschauung müsse ausgehen von den Gesetzen der Constanz der Materie, der Erhaltung der Energie und der Einheit des Lebens. Es müssen also die Lebensprocesse den gleichen Gesetzen, wie die toten Naturkörper, unterworfen sein. Ist damit aber gesagt, dass allein mit Hilfe der uns bekannten, an toten Naturkörpern vorhandenen Energien alle Vorgänge des Lebens sich erklären lassen? Keineswegs! Wie be-

reits erwähnt, haben weder die Vorgänge der Zersetzung, noch diejenigen der Wiederherstellung trotz aller Anstrengungen der Biologen bisher auf physikalisch-chemische Gesetze zurückgeführt werden können. Beachtenswerth erscheint in dieser Beziehung die Anschauung A. Danilewski's, welcher auf dem Wege eingehender Analyse der Vorgänge der Zersetzung und Wiederherstellung zu dem Schlusse kommt, die lebende Substanz berge in sich die Kraft bezw. das Vermögen des Widerstandes gegenüber den zerstörenden Einflüssen von Wasser, Salzen, Wärme, Fermenten und Sauerstoff, die es überall durchsetzen und in den Zustand lebloser und kraftloser Masse überzuführen bestrebt sind [1]). Mit Bezug auf den Ursprung dieser Kraft bemerkt Danilewski, in der lebenden Substanz sei ausser sicht- und wägbarer Materie wirksam eine „Materie höherer Ordnung", vermöge welcher „ungeachtet der natürlichen zerstörenden Tendenz des Sauerstoffes, der Wärmeenergie der Nahrungsstoffe und der Fermente die gesammte lebendige Kraft des aufgenommenen Sauerstoffes und der aufgenommenen Nahrung nach unaufhörlichem Kampfe schliesslich doch zum Nutzen des Organismus Verwendung findet". Ununterbrochen nehmen wir in Gestalt des Sauerstoffes drohendes Verderben in uns auf; alltäglich entwickeln wir aus den zugeführten Nährstoffen eine Wärmeenergie, die im Stande ist, sämmtliches Wasser unseres Körpers in Dampf zu verwandeln und die Eiweissstoffe des Protoplasmas bis zu völliger Lebensuntüchtigkeit des letzteren zu entwerthen. Und doch nimmt das Leben seinen Fortgang. Uns scheint, dass wir leben und gesund erhalten werden von Sauerstoff und Nahrung, in Wirklichkeit aber bestehen wir fort trotz der natürlichen Tendenzen derselben, aber nicht anders als unter ihrer Mitwirkung. Ihre im Grunde der lebenden Substanz feindlichen Kräfte verwandeln sich in nützliche vermöge der in ihr vorherrschenden Abwehrbewegungen ihrer Moleküle.

Schliesslich stellt Danilewski die Hypothese auf, das materielle Substrat, der Urquell und Träger jener Abwehrbewegungen in dem Organismus sei ein in letzterem verbreiteter kosmischer, sog. biogener Aether. Nach Darstellung Danilewski's „enthält die lebende Substanz, welche ohne Betheiligung psycho-moralischer Kräfte eine Summe von Erscheinungen des mechanischen Lebens zu Tage fördert, organisirte Massen einer kosmisch-ätherischen Materie, ausgestattet mit ungeheuren Vorräthen molekularer Bewegungen, die ununterbrochen von jenen auf die Substanz des Protoplasma übergehen. Diese Molekularbewegungen des organisirten Aethers hat man sich so beschaffen vorzustellen, dass sie in ihrer Wirksamkeitssphäre die Molekularbewegungen der Zerstörer der lebenden Substanz lahm legen". „Als Ergebnisse

1) A. Danilewski, a. a. O. S. 328.

der Wirksamkeit des biogenen Aethers in der lebenden Substanz sind zu nennen: Widerstandsfähigkeit des letzteren unter den Verhältnissen des mechanischen Lebens des Organismus; die Möglichkeit der Entwickelung freier Energien in der lebenden Substanz auf Kosten latenter Kräfte der todten Nahrung; die Möglichkeit einer Anhäufung lebender Substanz mit allen ihren Folgen."

Einer solchen Vorstellung einer besonderen höheren Materie, welche bezüglich der ihr innewohnenden Energie die gewöhnliche Materie weit überragt, vermag ich persönlich nicht Raum zu geben. Es widerspricht eine derartige Vorstellung vor allem dem Principe der Einheit der Materie. Warum sollen wir ausser der gewöhnlichen Materie noch eine solche höherer Ordnung annehmen? Warum soll diese höhere Materie reicher an Energie sein? Das alles sind ganz unlösbare Fragen, deren Inhalt nur hypothetisch angenommen werden kann. Wesentlicher aber ist folgendes. An den Erscheinungen des Lebens tritt uns überall Zweckmässigkeit entgegen, eine Zweckmässigkeit, welche den Erscheinungen der todten Materie nicht zukommt. Wie sollte dieses Zweckmässige einer Materie höherer Ordnung eigen sein, wenn diese bei allem als leblose Materie sich darstellt! Aus solchem Circulus vitiosus von Fragen wird uns jene Hypothese des biogenen Aethers nicht den Weg bahnen.

Immerhin geht aus obiger Darstellung das Eine klar hervor, der Stand der Frage nach dem Wesen des Lebens sei gegenwärtig so zu präcisiren, dass die Lebensäusserungen eine Erklärung derselben aus mechanischen Bedingungen nicht zulassen, dass vielmehr selbst entschiedene Vorkämpfer mechanischer Lebensauffassung sich genöthigt sehen, zu besonderen Hypothesen ihre Zuflucht zu nehmen, zur Erklärung der Lebenserscheinungen besondere ausserordentliche Agentien in Anspruch zu nehmen, wie jene höhere Materie des „biogenen Aethers", die bestimmt ist, den Begriff der Seele zu ersetzen. „Im Sinne des Vitalismus", schreibt Danilewski selbst, „hat vorliegende Hypothese zur Voraussetzung, der Materie des lebenden Körpers schliesse sich unmittelbar an eine Organisation, deren Grundlage gebildet wird durch eine Materie höherer Ordnung, welche, reicher als unsere wägbare Materie mit Energievorrath ausgestattet, der denkbaren Vorstellung von einer an Kräften unerschöpflichen Seele erheblich näher rückt." Es handelt sich also nur um eine gewisse Annäherung des „biogenen Aethers" als höherer Materie an den Begriff der Seele [1]). Dass indessen

1) Man wird hier nicht umhin können, sich zu erinnern, dass schon die alten Griechen die Seele in Gestalt einer feinen ätherischen Materie sich vorstellten. Augenscheinlich sind wir mit unseren Begriffen von der Seele nicht viel weiter gekommen.

Danilewski mit seiner Hypothese des biogenen Aethers die Fragen des Lebens nicht ganz erschöpft sieht, deutet er in folgendem Passus an: „Wenn morgen einem glücklichen Forscher sich die Mittel darböten, um uns Anordnung und Wirkungsart des biogenen Aethers in der lebenden Materie zu zeigen, so wären wir immer noch weit entfernt behaupten zu können, das Räthsel des ganzen Lebens sei gelöst, die Wissenschaft in das Geheimniss der Seele eingedrungen und im Menschen nun kein anderes geistiges Wesen ausser jenem Aether denkbar. Nein, dies brächte uns kaum mehr als einen kleinen Schritt weiter in der Auffassung des mechanischen Lebens im besonderen und des Lebens als ganzes. Aber das geistige Leben, Seele, Willen, Verstand, Bewusstsein blieben für uns Probleme wie früher, die, von einem kaum merklichen Lichtstrahle erhellt uns aus der Unendlichkeit des Unbekannten nur um etwas näher gerückt wären.“

Man erkennt, keinerlei hypothetische Hilfsmittel von der Art des „biogenen Aethers“ vermögen das Leben, so wie es sich uns darstellt, d. h. das durchgeistigte Leben mit seinem zweckmässigen Verhalten gegenüber der umgebenden Natur, ganz zu umfassen. Zahlreiche Biologen sind gegenwärtig bereits entschieden der Ansicht, dass die mechanische Lebensanschauung an sich uns nicht befriedigen könne, dass in den Erscheinungen des Lebens ein Etwas verborgen sei, was auf physikalische und chemische Gesetze allein sich nicht zurückführen lasse. Am vollständigsten scheinen uns die wesentlichen Fragen des Lebens und die Unmöglichkeit einer Erklärung derselben aus physikalisch-chemischen Gesetzen bisher von A. Danilewski präcisirt zu sein [1]. „Was befähigt eine Masse materieller Elemente, die sich ihrem Wesen nach in nichts von einer zweiten ihr ähnlichen Masse gleicher Elemente unterscheidet, zur Bildung eines geschlossenen Systemes, welches nicht nur mit der übrigen materiellen Welt nicht ineinanderfliesst, nicht nur Beständigkeit ihrer Zusammensetzung besitzt, sondern diese Eigenschaft zum Ausdrucke bringt in ununterbrochenem Verkehr und in materiellem und dynamischem Austausch mit der Aussenwelt, ein System, welches unter solchen Verhältnissen nicht nur seine Integrität bewahrt, sondern stark ist zu progressiver Entfaltung seiner individuellen Masse und neue dieser ähnliche Individualitäten hervorbringt, ein System, das nicht allein selbst den Bedingungen der umgebenden todten Natur sich anpasst, sondern in hartem, erschöpfendem Kampfe diese Aussenbedingungen seinen besonderen Erfordernissen dienstbar zu machen bestrebt ist, ein System, in welchem die von der Aussenwelt kommenden Einflüsse nicht nur den Zustand ihrer eigenen mate-

1) A. Danilewski a. a. O.

riellen Elemente alteriren, in welchem vielmehr diese Einflüsse gesteigert werden zu Bewegungsformen, die nirgends in einer Masse toter Körper vorhanden sind, ein System endlich, in welchem jene Einflüsse in den unendlichen Combinationen ihrer Formen die psycho-moralischen Erscheinungen eines voraussehenden Verstandes, eines activen Willens, einer allumfassenden Liebe und eines Selbstbewusstseins ergeben? So ist der lebende Organismus, wie wir ihn vor uns sehen, so beschaffen ist das Leben, wie es sich in der Natur entwickelt hat und unaufhaltsam bestrebt ist, immer grössere Massen toter Materie in seine lebende Form zu kleiden".

Man hat nun oft versucht, alle diese schwierigen Fragen vom Standpunkte der Wirkung physikalisch-chemischer Kräfte zu beleuchten, um dieselben schliesslich auf einfachere mechanische Bedingungen zurückzuführen, etwa wie die Wirkung des Mechanismus einer zusammengesetzten Maschine, mit welcher manche Physiologen im Geiste mechanistischer Lebensauffassung gern den Organismus vergleichen, in eine Reihe einfacher physikalisch-chemischer Gesetze zerlegt werden kann. Allein es sind alle diese Versuche bisher ohne jeglichen Erfolg geblieben. „Fassen wir alles bisher Gesagte kurz zusammen", bemerkt hierüber Professor Borodin[1]), „werfen wir einen Rückblick auf die über ein halbes Jahrhundert sich erstreckende bemerkenswerthe Geschichte des Protoplasma, so werden wir, wenn vielleicht auch schweren Herzens, gestehen müssen, das Substrat des Lebens sei uns nach wie vor eine von Anfang bis zu Ende unbekannte Grösse. Was die alten Anatomen von dem menschlichen Gehirne sagen konnten: obscura textura, functiones obscurissimae, das ist heute noch ganz und voll auf das Protoplasma anwendbar. In dem verflossenen Zeitraum ist über Protoplasma viel geschrieben, aber wenig Sicheres zu Tage gefördert worden. Noch immer ist Protoplasma für uns jener stickstoffhaltige, bewegliche, meist feinkörnige Schleim, als welcher es seit den Tagen eines Mol dargestellt wird". Ueber ein zaghaftes Lallen von gewissen Eigenschaften der Eiweisskörper, welche uns die Lebenserscheinungen erklären sollen, sind, wie Borodin hervorhebt, die Physiologen bisher nicht hinausgekommen. „Anstatt mit Entschiedenheit zu behaupten", schliesst Borodin in bemerkenswerther Weise, „der Organismus sei ein Mechanismus, das Leben eine in dem Protoplasma sich abspielende physikalisch-chemische Erscheinung, wollen wir uns bescheiden zu sagen: die lebenden Körper sind der Wirkung mechanischer Kräfte der toten Natur unterworfen, das Leben selbst aber bleibt uns nach wie vor ein unlösbares Räthsel". In dem gleichen Sinne äussert sich hierüber

1) Prof. Borodin, Protoplasma und Vitalismus. Eine Rede. Mir boshii 1895. (Russisch.)

G. Bunge, indem er sagt[1]): „Je eingehender, vielseitiger und umfassender wir die Erscheinungen des Lebens studiren, desto mehr kommt man zu der Ueberzeugung, dass Vorgänge, die wir bereits auf physikalisch-chemischem Wege erklären zu können vermeinten, in Wirklichkeit viel complicirter sind und einer mechanischen Erklärung sich noch entschieden entziehen. Untersuchen wir die belebte und unbelebte Natur mit Hilfe unserer äusseren Sinne, so entdecken wir nichts anderes als bestimmte Bewegungsvorgänge. Allein wir besitzen ein inneres Gefühl, mittelst dessen wir die Zustände und Veränderungen unseres eigenen Bewusstseins erkennen und Dinge und Vorgänge entdecken, die mit Mechanismen nichts gemeinschaftliches haben. In der activen Thätigkeit eines Pflanzentriebes liegt das Räthsel des Lebens. Der Begriff der Activität selbst ist von uns nicht mit Hilfe der Sinne entdeckt, sondern aus Selbstbeobachtung geschöpft worden. Wir übertragen das aus unserem Bewusstsein Geschöpfte auf die Objekte unserer Sinnesperceptionen, auf die kleinste Zelle. Das ist der erste Versuch einer psychologischen Erklärung aller Lebenserscheinungen“.

Ebenso entschieden urtheilt Prof. Faminzyn über die hier erörterten Fragen. „Ich finde mich durchaus einig mit der Vorstellung, dass die nämlichen Gesetze den Erscheinungen der todten Natur und den Vorgängen des Lebens zu Grunde liegen. Ich vermag jedoch nicht zuzugeben, dass auf Bewegungen von Atomen zurückgeführte Gesetze der Physik und Chemie, welche uns nur die Aussenseite gewisser Erscheinungen der todten Natur darbieten, im Stande wären, die Vorgänge des Lebens in ihrer Gesammtheit zu erschöpfen, d. h. nicht nur die äussere Erscheinungsweise derselben, sondern auch deren uns durch unmittelbare Empfindung wohl bekannte innere und psychische Seite“.

In gleich kategorischem Tone bemerkt A. Danilewski[2]): „Die mechanistische Theorie, welche das Leben aus Eigenschaften der sichtbaren Materie abzuleiten sucht, bewegt sich auf dieser Bahn mit Erfolg, so lange es sich um irgend welche zusammengesetzte oder verwickelte physikalisch-chemische Erscheinungen in der lebenden Substanz handelt. . . Man durfte naturgemäss erwarten, die mechanistische Theorie vom Leben werde den Versuch machen, auch die Reizbarkeit der lebenden Substanz in das Gebiet ihrer Vorstellungen von dem Lebensmechanismus einzuführen. Allein die bisher bekannt gewordenen Versuche dieser Art haben sich als gänzlich unbefriedigend erwiesen. Weder die Labilität der lebenden Substanz oder ihrer Eiweisse, noch die Vermuthungen über ein lebendes Eiweiss von ausser-

---

1) G. Bunge, Vitalismus und Mechanismus. Leipzig.

2) A. Danilewski, a. a. O. S. 304.

ordentlicher Beweglichkeit, noch die Zersetzlichkeit des chemischen Complexes des Protoplasma, noch die Vorstellungen von Wärmeenergieentladungen in gereizten Theilen, noch auch endlich die Verwandlungen electrischer Spannungen vermochten diese Erscheinung zu erklären, und die Eigenschaft der Reizbarkeit, der Empfindlichkeit der lebenden Substanz, ihres Reactionsvermögens auf äussere Einflüsse bleibt nach wie vor ein ungelöstes Räthsel."

Noch einige Bemerkungen seien hier gestattet mit Bezug auf jene sog. künstlichen Zellen, auf welche einige Biologen mechanistischer Richtung bei der Erklärung des räthselhaften Vorganges des Wachsthumes im lebenden Organismus sich zu stützen suchen. Der Hinweis auf das Verhalten der sog. künstlichen Zellen ist mit Bezug auf die Erklärung der vitalen Wachsthumserscheinungen völlig gegenstandslos, da die Analogie dieser Gebilde mit lebenden Zellen von den meisten Biologen als zweifelhaft hingestellt wird [1]. Auf diesen Gegenstand bezieht sich folgende sehr bezeichnende Stelle der oben angeführten Rede von Prof. Borodin: „Von mancher Seite wird triumphirend auf jene künstlichen Amoeben hingewiesen, welche durch Verreiben von Oel mit Potasche etc. dargestellt werden können. Selbst erfahrene Mikroskopiker sind beim Anblicke dieser öligen beständig ihre Contouren wechselnden Körper nicht im Stande, dieselben ohne weiteres von einfachsten Organismen zu unterscheiden und sind auf den ersten Blick nicht abgeneigt, in denselben lebende Körper zu erkennen. Ich persönlich möchte jedoch auf die Gefahr hin, bei Vielen Unwillen zu erregen, es wagen, bezüglich der künstlichen Amoeben anderen Anschauungen Raum zu geben. Ich fürchte, zukünftige unbefangene Historiker der biologischen Wissenschaft werden jene Kunstproducte mit den berühmten Automaten von Vaucanson und Droz zu einer gemeinschaftlichen Gruppe zusammenfassen. Das selbstbewusste XVIII. Jahrhundert konnte die Aufgabe von ihrer schwierigsten Seite anfassen und den Versuch wagen, die Krone der Schöpfung mechanisch zu reproduciren, das XIX Jahrhundert beginnt bescheiden mit der einfachsten Seite des Räthsels und zeugt statt des künstlichen Menschen — eine künstliche Amoebe. Die angewandten Mittel freilich sind in beiden Fällen gänzlich verschieden: dort ein überaus complicirtes System von Rädern, welches selbst den erfahrenen Mechaniker nachdenklich macht, hier — eine einfache Emulsion von Oel und Potasche. Das Wesen der Sache aber ist in beiden Fällen das gleiche: künstliche Reproduction äusserer Lebenserscheinungen mit Hilfe von Stoffen, die mit dem Lebenssubstrat nichts Gemeinschaftliches haben, Erschaffung von Etwas dem Leben gleichem aus notorisch todtem Materiale."

1) Faminzyn, Lehrbuch der Pflanzenphysiologie S. 228.

Im Hinblicke auf die Unmöglichkeit einer Zurückführung der Lebenserscheinungen auf mechanische Gesetze versucht die moderne Biologie die Vorgänge des Lebens erneut durch den Begriff „Lebensenergie" zu erklären, so jedoch, dass gleichzeitig das Gesetz der Unterordnung lebender Organismen unter die physikalisch-chemischen Kräfte der todten Natur als sicher feststehend angenommen wird. Diese neue Lehre, als Neovitalismus bekannt, ruft, indem sie die lebende Substanz den Gesetzen der Physik und Chemie unterordnet, die frühere Lebenskraft oder Lebensenergie wieder zur Erklärung der Vorgänge des Lebens an. „Das Wesen des Lebens", sagt Prof. Korschinski, „besteht erstlich in Activität, d. h. in dem Vermögen der Beantwortung äusserer Reize, und zweitens in dem Problem der Entwickelung des Organismus. Diese eigentlichen Lebenserscheinungen sind begründet durch ein ihnen gemeinschaftliches Etwas, speciell den Organismen Eigenthümliches und den Vorgängen der anorganischen Natur nicht Zukommendes. Diese Eigenthümlichkeit, dieses Princip wohnt dem Plasma inne. Sie lässt sich nicht physikalischen oder chemischen Gesetzen gleichstellen, denn sie fördert Erscheinungen zu Tage, die in der Welt des Anorganischen keine Analogien finden; sie erscheint unzerlegbar in einzelne Elemente und entzieht sich noch der genauen Erforschung. Diese Eigenschaft können wir bedingungsweise Lebensenergie nennen. Es ist nicht Lebenskraft, kein unerschöpflicher Urquell von Kräften, dem Organismus innewohnend. Die Lebensenergie bildet keine Ausnahme von dem Gesetz der Erhaltung der Energie".

Solche Darstellung führt aber trotzdem zurück auf jene unfassbare, jeder Untersuchung unzugängliche, sphinxähnliche Lebenskraft, deren Ueberwindung der Wissenschaft so viel Mühe und Kraft gekostet hat. Wo verbirgt sich diese Lebenskraft? Worin äussert sie sich? Das sind Fragen, die jedesmal auftauchen, wenn das Wort Lebenskraft oder Lebensenergie ausgesprochen wird. Noch mehr. Der Begriff Lebenskraft ist nicht nur in jedem Sinne des Wortes eine unbekannte Grösse, sondern fügt im Wesentlichen nichts hinzu zu dem, was uns der Begriff der latenten Energie darbietet, jene Energie, die in ihrer Erscheinungsweise der Untersuchung offen dasteht und als Ursache der in unseren Nervencentren auftretenden inneren oder Seelenerscheinungen von der Biologie nicht mehr unberücksichtigt bleiben kann.

Manche Autoren allerdings wollen, ohne ausreichende Begründung, Lebenserscheinungen von Seelenerscheinungen gesondert wissen. „Die Gesammtheit der physikalisch-chemischen Vorgänge in dem Organismus", schreibt A. Danilewski, „ihr gegenseitiger Zusammenhang und ihre Abhängigkeit von einander, das stoffliche

und dynamische Verhältniss der Organismen zu der Aussenwelt und die Regulirung dieser Verhältnisse, sowie die Summe aller ähnlichen Erscheinungen, sei es am ganzen Organismus, sei es an seinen Einzelheiten, sei es im sichtbaren oder im verborgenen Leben, bildet den Collectivbegriff mechanisches Leben, zum Unterschiede von dem Seelenleben, welches bis in die letzte Zeit hinein selbst von Adepten mechanistischer Lebensauffassung etwas abseits gehalten und nur ängstlich in den Vorstellungskreis dieser Weltanschauung eingeführt wurde". „Während des verflossenen Decenniums ist man in dieser Beziehung um vieles kühner geworden, wiewohl die Macht der Beweise, die zu solchem kühnen Vorgehen berechtigten, was das Wesen der Aufgabe betrifft, nicht im mindesten gewachsen ist. Solche Unterscheidung zwischen mechanischem und psychomoralischem Leben ist für die Erforschung des Lebens als ganzes durchaus fruchtbringend, und man wird an derselben schon deshalb festhalten müssen, weil das mechanische Leben eine grössere Einfachheit seiner Verhältnisse darbietet und deshalb der Enträthselung seiner Endursachen weniger Schwierigkeiten entgegengesetzt, als die höheren Erscheinungsformen des psychomoralischen Lebens".

Gegen eine solche Unterscheidung zwischen mechanischem und psychischem Leben lässt sich vom Standpunkt der Methodologie freilich nichts einwenden, dem Wesen nach aber muss diese Unterscheidung zum mindesten als durch nichts gerechtfertigt bezeichnet werden. Weder die Erscheinungen des sog. latenten Lebens (Samen, getrocknete und gefrorene Organismen, Winterschlaf höherer Thiere, Lethargie und Scheintod der Fakire in Folge von Autosuggestion), welches keinerlei sichtbare Aeusserungen bekundet, noch das Ueberleben von dem Organismus losgelöster Theile (z. B. Muskeln), noch auch die bekannten Thatsachen aus dem Leben einfachster Thiere und Pflanzen, die in Bezug auf ihr Verhalten zur Aussenwelt unzweifelhafte Anzeichen von Zweckmässigkeit hervortreten lassen, können unserer Auffassung nach als zwingender Grund angesehen werden zur Unterscheidung zwischen einem mechanischen Leben als selbstständiger oder ursprünglicher Erscheinung und einem psychischen Leben, welches bekanntlich völlig untrennbar ist von der lebenden Substanz unserer Nervencentra. Sind doch selbst Ernährung und Stoffwechsel in vollem Umfange nur möglich bei Vorhandensein jener fundamentalen Lebenserscheinung, welche den Begriff der Reizbarkeit in sich umfasst. Ohne diese Erscheinung ist offenbar undenkbar die Aufrechterhaltung der für die Ernährung geeigneten äusseren Bedingungen, ist also auch undenkbar die Aufrechterhaltung der Integrität des Organismus, und da der Anstoss zu gesteigertem Gewebsersatz stets gebildet wird von mit der Activität des Protoplasma nothwendig zusammenhängendem Stoffver-

brauch, so ist ersichtlich, dass auch der Stoffwechsel selbst nur unter Bedingung der Reizbarkeit gedacht werden kann. Aber auch bei den höheren Thieren, bei welchen die Function des Verkehrs mit der Aussenwelt von einem Nervensystem übernommen wird, befinden sich Ernährung und Stoffwechsel, wie gegenwärtig auf Grund zahlreicher experimenteller und klinischer Thatsachen aus dem Gebiete der Neuro- und Psychopathologie sicher feststeht, in gewisser Abhängigkeit von der Thätigkeit des Nervensystemes, welches die latente Energie der höheren Thiere in sich verbirgt. Reizbarkeit ist somit nothwendige Bedingung allen Stoffwechsels und aller Gewebsernährung. Allein Reizbarkeit eines organisirten lebenden Körpers ist nicht gleich der Reaktion lebloser todter Massen auf äussere Reize, wie etwa Zusammenziehung und Ausdehnung eines Körpers in Folge eines von aussen kommenden Stosses. Hier handelt es sich vielmehr um eine zweckmässige Reizbarkeit, bedingt durch Walten der latenten Energie lebender Gewebe, die den Körpern der todten Natur nicht zukommt. Hieraus folgt, das Leben in seinen Fundamenten sei untrennbar verbunden mit Vorwalten jener latenten Energie, die der Psyche und den zweckmässigen Reaktionen lebender Körper auf äussere Einflüsse zu Grunde liegt. Da nun Irritabilität und Contractilität der organisirten Substanz fundamentale Lebenserscheinungen darstellen, so versteht man, warum uns latente Energie bereits an der Schwelle des Lebens entgegentritt.

Es liegt Grund vor, anzunehmen, dass bei einfachsten thierischen Wesen selbst die Vorgänge des Stoffwechsels und der Ernährung bewusste seien. Dieser Satz gestaltet sich um so wahrscheinlicher, als bei den höheren Thieren Ueberfluss und Mangel an Nahrungszufuhr, unter Umständen auch die Vorgänge der Verdauung und manche der Fortpflanzung förderliche Erscheinungen begleitet sind von undeutlichen Allgemeinempfindungen. Es darf daher wohl nicht Wunder nehmen, dass die jeweiligen Bedingungen der Ernährung und des Stoffwechsels bei niederen Thieren ebenfalls bis zu einem gewissen Grade bewusste, d. h. von Allgemeingefühlen, sei es auch ganz undeutlicher Art, begleitet erscheinen. Wer die langsamen, schläfrigen Bewegungen satter Thiere, besonders Schlangen während der Verdauung, beobachtet hat, wird schwerlich bezweifeln, dass die Vorgänge der Verdauung diesen Geschöpfen zum Bewusstsein gelangen, und bei allen niederen Thieren, einschliesslich der Protisten, stellen die Vorgänge der Ernährung und des Stöffwechsels in noch höherem Grade, denn bei den Schlangen, als Mittelpunkt aller Lebenserscheinungen sich dar. Unter solchen Umständen kann der Stoffwechsel niederer Thiere nicht ohne Betheiligung von latenter Energie vor sich gehen, und damit gelangen wir nothwendigermaassen zu dem Schlusse, das Leben sei eng gebunden an das Dasein einer besonderen latenten Energie, welche als Grundlage der Psyche sich darstellt. Frei-

lich leugnen einige Forscher das Dasein einer Psyche bei den Protisten, indessen, wie uns scheinen will, ohne ausreichende Begründung. Aber auch gesetzt, niederen Protisten komme ein Bewusstseinsvermögen nicht zu, so kann denselben der Besitz einer unbewusst wirksamen Psyche nicht abgesprochen werden. Mir scheint aber, dass Forscher, welche den einfachsten Lebewesen ein Bewusstsein absprechen, schon deshalb fehlgehen, weil hierdurch das Auftreten des Bewusstseins in der phylogenetischen Stufenleiter der Geschöpfe zu einem unlösbaren Räthsel wird.

Ist es doch weitaus natürlicher, sich vorzustellen, Leben und Psyche bilden zwei von einander untrennbare, durch die beiden gemeinschaftliche latente Energie bedingte Erscheinungen, als anzunehmen, Leben und Psyche seien jedes etwas für sich bestehendes. Denn bei letzterer Voraussetzung erwachsen uns folgende Fragen: 1) Was ist Leben, und von welchen inneren Impulsen wird dasselbe bedingt, wenn, wie sicher feststeht, dasselbe aus mechanischen Gesetzen nicht verstanden werden kann? 2) Was ist Bewusstsein, und wodurch wird es bedingt? 3) Wann, d. h. auf welcher Stufe der Thierreihe tritt Bewusstsein zuerst auf, und welches sind die Ursachen seines Auftretens? 4) Welche wechselseitigen Beziehungen bestehen zwischen Leben und Bewusstsein? Alle diese im Wesentlichen unlösbaren Fragen fallen von selbst fort, wenn man annimmt, Leben und Psyche seien identisch und alle Lebensvorgänge bedingt durch eine besondere latente Energie, welche auch den seelischen und somit den bewussten Vorgängen zu Grunde liegt, und wenn anerkannt wird, dass schon an der Schwelle des Lebens Keime eines elementaren Bewusstseins zu finden sind.

Was die höheren Thiere betrifft, so stehen die Vorgänge der Ernährung und des Stoffwechsels bei denselben zwar in directer Abhängigkeit von dem Nervensysteme und von der Seelenthätigkeit — wie durch das Auftreten gewisser trophischer, nutritiver und Circulationsstörungen unter dem Einflusse von Suggestion und Autosuggestion bezeugt wird [1]) —, allein diese Abhängigkeit erscheint auf den ersten Blick nicht so tiefgehend, als dass jene Vorgänge nicht auch ohne eine Betheiligung des Nervensystemes zu Stande kommen könnten. Diese Illusion wird aber sofort zerstreut, wenn man in Erwägung zieht, dass bei den höheren Organismen unter den verschiedenen Organen eine strenge Arbeitstheilung vorwaltet und dass die Vorgänge der Ernährung hier in untrennbarem Zusammenhange stehen mit der Blutcirculation, die ihrerseits voll und ganz abhängt von der Thätigkeit

1) Eine Reihe hierauf bezüglicher Thatsachen bringt meine Abhandlung: „Hypnose und ihre Bedeutung als Heilmittel“ in „Nervenkrankheiten in Einzelbeobachtungen“ (russisch), Heft I. 1894.

des Nervensystemes und sich als so überaus empfindlich erweist gegenüber jeglichen psychischen Beeinflussungen.

Man wird so nothgedrungen zu dem Schlusse kommen, dass die lebende Substanz, indem sie die ihr nothwendigen Stoffe aus der Aussenwelt schöpft und ihre Ausscheidungen nach aussen hin abgiebt, in ihrer Existenz bedingungslos gebunden ist an eine besondere Energie, welche ihrerseits die Grundlage der psychischen Vorgänge bildet.

Von diesem Standpunkte aus muss jeder lebende Organismus uns als Subject erscheinen. Allein dieser Begriff darf keineswegs in einen Gegensatz zu dem Begriffe der todten Materie gebracht werden, bildet vielmehr nur eine Ergänzung desselben, denn auch auf lebende Wesen finden sämmtliche Gesetze der Physik und Chemie Anwendung mit der Einschränkung, dass innerhalb solcher Wesen wirksam ist eine besondere latente Energie, welche auf dem Wege gewisser Verwandlungen wechselseitige Beziehungen eingeht mit den übrigen Energien der umgebenden Natur und des Organismus selbst.

Leben ist deshalb nirgends denkbar ohne latente Energie. Denn das Leben selbst, jenes unfassbare Etwas, welches Theile eines leblosen Milieu zu einem ganzen zusammengesetzten System verbindet, in dem Stoffzerstörung und Stofferneuerung ununterbrochen mit einander abwechseln, ist nichts anderes, als beständige Umsetzung äusserer Naturenergien in latente Energie des Organismus, die bei den höheren Thieren zu Anhäufung dieser letzteren in besonderen Centralorganen führt, und zugleich beständige Abgabe dieser Energie an die Umgebung bei activem Verhalten des Organismus zur Aussenwelt.

Was endlich die mechanische Theorie der Entwickelung von Organismen durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein betrifft, so ist über das Unzureichende dieser Hypothese mit Bezug auf die Entwickelung der Lebewesen in letzterer Zeit so viel geschrieben worden, dass eine nähere Betrachtung dieses Gegenstandes hier fortfallen kann. Nur das Eine sei hervorgehoben, dass gegenwärtig ausserhalb der mechanischen Entwickelungslehre immer mehr an Boden gewinnt eine Anschauung, welcher zufolge an der Entwickelung der Organismen die psychischen Eigenschaften derselben einen wirksamen Antheil nehmen. In dieser Hinsicht hat bereits Lamarck[1]), der Schöpfer der Evolutionslehre, die Aufmerksamkeit hingelenkt auf die hohe Bedeutung der Uebung in der progressiven Entfaltung von Organen, die noch nicht an der Grenze ihrer Entwickelungsfähigkeit angelangt sind, während Fehlen von Uebung zu Schwächung und schliesslich zu völligem Schwund eines Organes hinführt. Beide Arten

1) Lamarck, Philosophie zoologique 1809.

solchergestalt erworbener Organveränderungen werden nach Lamarck in der Nachkommenschaft durch Vererbung stabil. Diese Ideen Lamarck's mussten ihrerzeit vor der Autorität eines Cuvier in den Schatten treten. Und späterhin schuf Darwin eine Theorie der Entwickelung der Organismen in rein mechanischer Richtung, indem er auf dem Boden des Kampfes um das Dasein die Wirkungen einer übermächtigen natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl begründete und die Bedeutung zufälliger Abweichungen der Organisation, die sich unter entsprechenden Verhältnissen der Umgebung dem Organismus als nützlich erweisen und darum auf dem Wege der Vererbung festgehalten werden, mit Bestimmtheit hervorhob.

Ohne den Werth der von Darwin namhaft gemachten Entwickelungsfactoren zu bestreiten, glauben wir nichtsdestoweniger, dass denselben bei weitem nicht jene ausschliessliche Bedeutung beizumessen sei, welche ihnen von Darwin und seinen Nachfolgern zugeschrieben und welche in letzterer Zeit von manchen Forschern als zweifelhaft erkannt wird. Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen unserer Zeit, dass der heutige Darwinismus oder richtiger Neodarwinismus die Bedeutung der natürlichen Zuchtwahl für die Organismenentwickelung wesentlich einschränkt. Wenigstens erklärt Krol[1]), einer der hervorragendsten Vertreter dieser Schule, mit voller Bestimmtheit, eine zutreffende Auffassung der natürlichen Zuchtwahl könne letztere, wie dies von vielen geschieht, keineswegs als Entwickelungsfactor hinstellen. Krol bezeichnet den Ausdruck natürliche Zuchtwahl an und für sich als unzutreffend, da derselbe zu der Vorstellung veranlassen könnte, die Natur selbst treffe eine Art Auswahl, während in Wirklichkeit natürliche Zuchtwahl nichts anderes sei als ein Ueberleben der Bestangepassten. Aber auch dieser Ausdruck, erklärt Krol, lässt ein gewisses Etwas bei Seite, ohne welches er ebenfalls Missverständnisse zu veranlassen geeignet ist. Genauer präcisiren wir den Begriff der natürlichen Zuchtwahl, wenn wir sagen, dieselbe ist ein Ueberdauern der Bestangepassten, bedingt durch Untergang der Nichtangepassten. Das in der vorhergehenden Formel hinweggelassene Element des Unterganges der Nichtangepassten ist für den Vorgang ebenso wichtig, wie das Ueberleben der Bestangepassten, denn gerade jenes bedingt die Erhaltung der letzteren. Da aber natürliche Zuchtwahl einfaches Ueberleben der Angepassten in Folge Unterganges der Nichtangepassten bedeutet, so ist ersichtlich, dass sie nichts hervorzubringen im Stande ist. Einfache Zerstörung von Etwas vorhanden gewesenem konnte das Vorhandene nicht hervorbringen. Ein solcher Gedanke wäre Widersinn. Die natürliche Zuchtwahl ist keine wirksame Ursache. Sie besitzt keine schöpferischen Kräfte, keine positiven Wirkungen.

---

1) Krol, Philosophische Grundlagen der Evolutionstheorie.

Auf der anderen Seite hat natürliche Zuchtwahl zur Voraussetzung die Möglichkeit zufälliger Veränderungen der Organisation, welche unter den gegebenen Verhältnissen dem einen Individuum einen Vorzug vor anderen verschaffen. Diese sog. zufälligen Veränderungen, deren Ursachen in den schöpferischen Kräften des Organismus selbst wurzeln, bilden offenbar das wesentlichste Moment der Organismenentwickelung, denn bei Fehlen derselben ist augenscheinlich keine Zuchtwahl auf der Welt im Stande, die Organisation einer gegebenen Art zu verändern.

Die natürliche Zuchtwahl an sich erzeugt also nicht jene Veränderungen an Organismen, welche die zweckmässigste Anpassung an die Bedingungen der Umgebung gewährleisten, sie befestigt nur in der Nachkommenschaft durch Aussterben der am wenigsten Angepassten jene Veränderungen des Anpassungsvermögens, welche aus inneren Kräften des Organismus hervorgegangen sind. Activ wirksam wird natürliche Zuchtwahl offenbar nur in dem Augenblicke, als bereits bestimmte Veränderungen, die dem Organismus unter den gegebenen Bedingungen von Nutzen sein können, Platz gegriffen haben. Dabei ist die Rolle der natürlichen Zuchtwahl mehr von negativer, als von positiver Art. Ohne an den Organismen etwas Neues, Positives hervorzubringen, beseitigt sie nur die nichtangepassten Elemente und schafft damit freien Raum für das Ueberdauern der Angepassten. An den Anpassungsvorgängen selbst aber ist natürliche Zuchtwahl in keiner Weise betheiligt. Sie spielt in der Organismenentwickelung nicht so sehr eine wesentliche, als viel mehr eine Hilfsrolle. Die wesentliche Aufgabe, d. h. diejenige der Anpassung der Organisation an die Bedingungen der Umgebung übernehmen also offenbar die inneren Kräfte des Organismus, anders ausgedrückt jene jedem Geschöpfe zukommende latente Energie, die, wie wir im Vorstehenden gezeigt haben, dem Stoffwechsel und der Gewebsernährung zu Grunde liegt und gleichzeitig als Ursprung der Psyche im weitesten Sinn dieses Wortes sich darstellt. Der Einfluss der Umgebung auf einen Organismus besteht doch in nichts anderem, als in äusseren Reizen, und jede Anpassung ist ihrem Wesen nach als eine Modification entsprechend den gegebenen äusseren Bedingungen des Stoffwechsels und der Ernährung, denen zufolge ein Organ wachsen oder atrophiren kann, Secrete zur Ausscheidung gelangen, vasomotorische Reaktionen auftreten oder Bewegungsacte sich entwickeln können, welche bei öfterer Wiederholung gewohnt und darum leichter ausführbar werden. Diese durch die gegebenen Bedingungen der Aussenwelt angeregte Modification der inneren Vorgänge des Organismus kann augenscheinlich nur in der Weise bedingt sein, dass jeglicher Organismus ein in sich geschlossenes System darstellt, welches gegenüber allen äusseren Reizen von bestimmter Stärke und Dauer reactionsfähig ist. Je grösser in einem Organismus der Vorrath an latenter Energie, um so stärker

ist offenbar auch seine Reaction auf äussere Reize, und dies hinwiederum ist bestimmend für den Grad der Veränderlichkeit der Organismen. Da in jugendlichen Geschöpfen in Folge ihres lebhafteren Stoffwechsels lebendige Energie im allgemeinen mit grösserer Leichtigkeit frei wird als in älteren, so muss auch der Grad der Reaction auf äussere Reize und folglich der Grad der Variabilität bei ersteren im Verhältnisse zu letzteren überwiegen, ein Verhalten, welches, wie wir weiterhin sehen werden, für die Entwickelung der Organismen von hoher Bedeutung ist.

Was aber wirkt bestimmend und richtend auf die Art und Weise der Variationen der Organismen? Allgemein wird angenommen, es sei dies vor allem das Milieu. In Folge dieser oder jener Umstände aus bestimmten Verhältnissen verdrängt und unter neue Lebensbedingungen gebracht, wird ein Organismus von gegebener Form entweder entarten und, im Kampfe mit den neuen Existenzbedingungen unterliegend, selbst ganz zu Grunde gehen, oder aber im Gegentheil bestimmte Modificationen eingehen und in Anpassung an die neuen Verhältnisse erstarken. Bestimmte Veränderungen der Organisation werden dem Organismus dabei nur dann bedingungslos Nutzen bringen, wenn sie den bestehenden Bedingungen des Milieu als völlig entsprechend sich erweisen. Das Milieu erscheint daher als bestimmender Factor für die Anpassungsvorgänge der Organismen, ein Satz, dessen Richtigkeit daraus hervorgehen soll, dass alle Anpassungen von Organismen den Bedingungen des umgebenden Milieu entsprechen. Nun gibt es aber zweifellos auch Abweichungen in der Organismenentwickelung, die nicht den Bedingungen des Milieu entsprechen, bedingt durch gewisse anormale Einflüsse, die den Organismus während seiner Entwickelung betreffen. Allein solche Abweichungen oder Missbildungen befördern, weil unter den gegebenen Verhältnissen nutzlos und in der Mehrzahl der Fälle dem Organismus sogar schädlich und hinderlich, den Untergang derartiger Formen und somit das Verschwinden unzweckmässiger Anpassungen innerhalb einer Gattung. Nur unter künstlich herbeigeführten Bedingungen können solche Abweichungen in der Nachkommenschaft gefördert und festgehalten werden, wie an Beispielen gewisser domesticirter Thiergattungen und Culturpflanzen sich darthun lässt. Da indess selbst, Abweichungen im Grunde nicht dem betreffenden Organismus solche sondern dem Menschen von Nutzen sind, so erhalten dieselben sich nur so lange, so lange sie der Mensch durch eigene Fürsorge für die Bedürfnisse des Organismus jener Thiere und Pflanzen aufrecht erhält.

Alle durch solche künstliche Zuchtwahl erworbene Merkmale und Besonderheiten domesticirter Thiere und Culturpflanzen gehen verhältnissmässig schnell verloren, sowie letztere in den Zustand der Freiheit zurückkehren, wo jene Eigenthümlichkeiten durch die Verhältnisse des Milieu nicht gefördert, ja dem Organismus häufig entbehrlich und hinder-

lich werden. Man könnte also annehmen, alle Modificationen des Organismus seien bestimmt durch die Verhältnisse des Milieu. Allein es bleibt dabei ein wichtiger Factor unbeachtet, nämlich jenes active Verhalten der Organismen gegenüber dem Milieu, welches dieselben bis zu einem gewissen Grade von den Bedingungen der Umgebung emancipirt, ja sie befähigt, letztere ihren eigenen Bedürfnissen in entsprechender Weise anzupassen und zu modificiren. Handelte es sich lediglich um passive Anpassung der Organismen an die Bedingungen der Umgebung, so müssten doch die höchsten Geschöpfe zugleich die am besten angepassten sein, und doch wird Niemand leugnen wollen, dass die höchsten Grade von Anpassung an die umgebenden Bedingungen den Pflanzen und den Protisten zukommen, die sich frei vermehren unter so wechselnden Temperaturverhältnissen, bei welchen eine Existenz höherer Geschöpfe absolut undenkbar erscheint.

Andererseits ist unschwer zu erkennen, dass, wenn das Milieu auch einen bestimmten Einfluss auf die Organismen ausübt, die jedem Organismus eigenthümliche schöpferische Thätigkeit keineswegs bedingt sei durch das umgebende Milieu, sondern durch innere Kräfte des Organismus, die dem Wachsthume und der Vermehrung zu Grunde liegen. Wenn eine Pflanze dem Lichte entgegenstrebt, wenn das Laub sich der Sonne zuwendet, die Wurzeln die besten Bodenverhältnisse aufsuchen, so wird Jedermann zugeben, hier handele es sich nicht um passive Unterordnung der Pflanze unter die Bedingungen der Umgebung, sondern es bedinge die latente Energie der Pflanze den Gewinn der besten Existenzbedingungen. Auch in der Thierwelt bemerken wir überall und alle Zeit das gleiche active Verhalten gegenüber der Umgebung, welches auf Erstrebung der besten Existenzbedingungen hinzielt. Entsprechend den Bedürfnissen seines Organismus wärmt das Thier sich bald im Sonnenlichte, bald versteckt es sich in seiner Höhle oder badet sich im Wasser.

Hand in Hand damit vollzieht sich eine innere schöpferische Thätigkeit, der Stoffwechsel, der Wachsthum und Vermehrung nach sich ziehend schliesslich in Anpassung der Umgebung an die Bedürfnisse des Organismus und in Umsetzung von Stoffen der Aussenwelt in die zusammengesetzten Verbindungen der Körperbestandtheile gipfelt. Eine Anpassung der Umgebung an die Bedürfnisse des Organismus wird aber noch auf andere Weise erreicht, z. B. indem durch abfallendes und faulendes Laub der Boden für das Pflanzenwachsthum vorbereitet, Höhlen aufgeführt, Nester oder Wohnungen von Thieren gebaut werden u. s. w. Kurz, neben jenem Anpassungsvermögen, welches als unmittelbare Frucht der Organisation eines Geschöpfes erscheint, finden wir überall ein actives Anpassungsvermögen gegenüber der Umgebung, als dessen höchste Stufe Modification der Aussenbedingungen entsprechend den Eigenbedürfnissen des Organismus sich darstellt.

Denken wir uns eine Thierspecies, die durch irgendwelche Schicksalsfügung aus einer südlichen in eine nördlichere Gegend übersiedelt wird. Die Anpassung des Organismus an die Bedingungen der neuen Umgebung bezw. seine Acclimatisation beginnt in der Weise, dass bei der entsprechenden niedrigeren Aussentemperatur und in Folge stärkerer Contraction der Hautgefässe von der Körperoberfläche des Thieres eine verhältnissmässig geringere Wärmeabgabe stattfindet und zugleich die Wärmebildung im Körperinnern sich steigert. In bewusstem Streben nach Schutz vor ungünstigen klimatischen Verhältnissen sucht das Thier bei Unwetter ausserdem geschütztere Orte auf. Im ersten Falle handelt es sich um organische Anpassung, im zweiten um bewusste oder willkürliche Anpassung. Weiterhin wendet das Thier in seiner Anpassungsthätigkeit sich zum Bau von Höhlen oder Wohnungen, die ihm bei rauhem Wetter Schutz gewähren. Hier liegt bereits bewusste Modification der Aussenbedingungen entsprechend den Eigenbedürfnissen des Organismus vor. Bei niederen Organismen stehen die organischen Anpassungen im Vordergrunde und gewinnen wegen geringer Differenzirung des Organismus besonderen Spielraum. Bei den höher differencirten Geschöpfen dagegen gelangt neben organischer Anpassung, die hier bereits engere Grenzen aufweist, immer auch bewusste Anpassung zu grösserer Bedeutung. Auf einer noch höheren Entwickelungsstufe tritt zu organischer und bewusster Anpassung bewusste Modification der Aussenbedingungen entsprechend den Bedürfnissen des Organismus hinzu.

Was die organischen Anpassungen betrifft, so vollziehen sich dieselben offenbar vermöge bestimmter innerer Impulse, die auf alles dem gegebenen Organismus Vortheilhafte gerichtet sind. Hierher gehören z. B. alle jene merkwürdigen und in ihrer Art bewundernswerthen Bewegungsvorgänge, die an Pflanzen und einzelnen Pflanzenorganen zum Zwecke der Befruchtung auftreten, es gehört hierher auch das Beispiel der Wurzelreiser, die sich geeignetere Bodenverhältnisse aufsuchen, und endlich eine ganze Reihe von Reflexbewegungen in der vegetativen Sphäre thierischer Geschöpfe, die ebenfalls einen hohen Grad von Zweckmässigkeit beurkunden.

Das bewusste Anpassungsvermögen der Organismen umfasst in sich zwei Reihen von Fällen: 1) mehr oder weniger unmittelbare Beeinflussung der Organisation durch psychische Impulse, und 2) Einfluss der Willensthätigkeit auf die Organisation vermöge langdauernder Organübung nach einer bestimmten Richtung.

Zu der ersten Reihe von Erscheinungen gehört der Einfluss der Psyche auf die vasomotorischen und vegetativen Processe in unserem Körper, die in unbewusster Weise vor sich gehen, aber nichtsdestoweniger für die Organismenentwickelung von höchster Bedeutung sein können, zumal sie dem Körper ausserordentliche Vortheile darzubieten vermögen.

Bei dem Menschen gehört hierher eine ganze Reihe von Psychoreflexen und Affektbewegungen mit jenen Erscheinungen an den Organen, welche bei Autosuggestionen ausgelöst werden. Man muss aber annehmen, dass bei niederen Thieren diese Art Einfluss der Psyche auf die Körperorgane eine noch um vieles grössere Rolle spielt und eine grössere Mannigfaltigkeit im Verhältniss zu den höheren Thieren darbietet. Es gehören hierher höchstwahrscheinlich die bei niederen Thieren weitverbreiteten Anpassungen der Farbe der Körperoberfläche an die Umgebung (sog. Mimetismus), ferner die ebenfalls bei niederen Thieren häufigen Erscheinungen von totenähnlicher Starre (sog. Scheintod gewisser Käfer und anderer Thiere) etc.

Nach Ansicht von Prof. Faminzyn spielt Autosuggestion die Rolle eines activen Momentes in der Entwickelung der Organismen. Da die Sphäre unmittelbaren Einflusses der Psyche auf die Körperorgane im allgemeinen eine ausserordentlich umfassende ist, so wird man den Factor der Autosuggestion keinesfalls aus der Entwickelung der Organismen ausschliessen können, namentlich wenn wir uns hier diesen Factor nicht gerade in jener Gestalt vorstellen, die er bei dem Menschen mit seinem hochentwickelten Denkorgane annimmt. Es wird sich dabei wahrscheinlich erweisen, dass Autosuggestion in dieser oder jener Gestalt auf verschiedenen Stufen des organischen Lebens wirksam sein kann. Sehr möglicher Weise könnten auch beispielsweise die Erscheinungen der todtenähnlichen Starre mancher Käfer zurückgeführt werden auf elementare Formen von Selbstsuggestion im Augenblicke einer dem Thiere zum Bewusstsein kommenden Gefahr. Was den Einfluss der Willensthätigkeit auf die Organisation betrifft, so handelt es sich hier um Bewusstseinsanstrengungen, die nach einem bestimmten Ziele gerichtet sind. So kommt es z. B. zu gesteigerter Organentwickelung als Folge von Uebung nach bestimmter Richtung, während Unthätigkeit eines Organes, bedingt durch Ausbleiben psychischer Motive zur Thätigkeit, zu Schwächung und Schwund desselben hinführt. Diese Thatsachen, deren Bedeutung schon von Lamarck hervorgehoben wird, sind zu allgemein bekannt, als dass wir Anlass hätten, sie hier näher zu erörtern.

Von noch viel grösserer Bedeutung für die Organismenentwickelung erscheint das auf activem Verhalten lebender Wesen zu der Umgebung beruhende Vermögen derselben, die Bedingungen der Aussenwelt sich selbst anzupassen. Diese Art des Einflusses auf die umgebende Natur zum Behufe der Anpassung derselben an den eigenen Organismus und somit zum Zwecke der Schaffung günstigerer Existenzbedingungen, bei welchen Mittel und Kräfte zu anderen Aufgaben des Lebens frei werden, findet sich bereits im Pflanzenreiche, sowie bei jenen niederen Thierarten, die sich zum Schutze gegen ungünstige

Aussenbedingungen geeignete Zufluchtsstätten zu verschaffen wissen. Mit der Weiterentfaltung der psychischen Thätigkeiten in der aufsteigenden Thierreihe wird diese Art der Einwirkung auf das Milieu immer mehr vorherrschend, um schliesslich bei dem Menschen den Gipfel der Vollkommenheit zu erreichen. Welche Dimensionen dieser auf activem Verhalten der Psyche gegenüber der Aussenwelt beruhende Vorgang der Anpassung des Milieu an die Bedürfnisse des Organismus annehmen kann, das bezeugt die gesammte moderne Civilisation der gebildeten Menschheit mit ihren grandiosen Bauten, ihren künstlichen Schutzmitteln gegen Kältewirkung, ihren künstlichen Heiz- und Beleuchtungsmethoden menschlicher Wohnstätten, ihren an Schnelligkeit überraschenden Fortbewegungsmitteln, ihren Dampfmaschinen, Unterseebooten und Luftballons, endlich ihren noch erstaunlicheren Verkehrsmitteln, die in Gestalt des Telegraphen und Telephons etc. ungeheure Entfernungen mit einander in Verbindung bringen.

Der Trieb zu solcher folgenschwerer Anpassung der Bedingungen der Aussenwelt ist nun unzweifelhaft zu suchen in jener latenten Energie, die in Gestalt unserer Seelenthätigkeit zu Tage tritt, welche beständig an Vollkommenheit gewinnend, auf der Bahn der Unterwerfung der Natur durch den Menschengeist unabsehbaren Zielen entgegeneilt.

In allen soeben angeführten Fällen haben wir es demgemäss zu thun mit einer bestimmten activen Betheiligung von Organismen an ihrer Anpassungsthätigkeit, und diese Activität finden wir begründet in der latenten Energie der betreffenden Geschöpfe. Bei dem Vorgange der Anpassung eines Organismus an die Bedingungen der Aussenwelt tritt also dessen latente Energie bezw. die Grundlage seiner Psyche als actives Princip in Wirksamkeit. Gleich jeder anderen Energie bildet die latente Energie der Organismen jene active Kraft, welche unter entsprechenden Bedingungen die einen oder anderen Modificationen bezw. Metamorphosen der Organisation lebender Wesen hervorruft in ähnlicher Weise, wie andere Energien entsprechende Veränderungen an den umgebenden Naturkörpern zu Wege bringen. Je reicher ein Organismus an Energievorrath, desto lebhafter seine Activität gegenüber der umgebenden Natur, um so befähigter derselbe zur Anpassungsthätigkeit und zur Erlangung vortheilhafter Lebensbedingungen. In dieser Beziehung haben, wie schon früher erwähnt wurde, jugendliche Individuen erhebliche Vorzüge vor älteren, eine Thatsache, die jedem Landwirthe und Pflanzenzüchter sehr geläufig ist.

Die Entwickelungslehre in dem oben dargelegten Sinne setzt nun als zweifellos voraus, dass die im Verlaufe des Lebens erworbenen Besonderheiten von der Nachkommenschaft festgehalten werden. Denn anderenfalles würde jede von der einen Generation erreichte Anpassung in der zweiten verloren gehen und somit der

ganze Vorgang der Anpassung lediglich persönlichen oder individuellen Charakters sein, für die ganze Art aber eine Art Sisyphusarbeit darstellen; sie würde überhaupt nur wenig oder auch gar nicht productiv wirken und jedenfalles eine Evolution von Organismen in einer ganzen Reihe von Generationen und eine Entstehung von Arten nicht zu begründen im Stande sein. Von wesentlicher Bedeutung erscheint hier also die Frage, ob die im Verlaufe des Lebens als Product individueller Anpassung erworbenen Besonderheiten auf die Nachkommenschaft übertragen werden und anderseits: ob dasjenige, was das Individuum im Wege der Anpassung des Milieu an die Erfordernisse seiner Organisation erworben, zum dauernden Besitz der Nachkommenschaft wird?

Mit Bezug auf die erste dieser beiden Fragen gehen die Ansichten der Forscher noch weit auseinander. Der Darwinismus hat sich bekanntlich darauf beschränkt festzustellen, dass Merkmale, die zufällig bei dem einen oder anderen Individuum auftauchen, auf dem Wege der Vererbung dauernd werden können, sofern sie als für den Organismus vortheilhaft sich erweisen. Es ist darum natürlich, dass auf dem Boden des Darwinismus eine Lehre erwachsen ist, welche als Regel aufstellt, dass auf die Nachkommenschaft nur Merkmale übertragen werden, welche von Geburt her vorhanden waren, dass hingegen alle anderen Merkmale, die zu Lebzeiten erworben wurden, erblich nicht übertragbar seien und deshalb für die Nachkommenschaft verloren gehen. In dieser Beziehung ist besonders die Lehre Weissmann's, eines der angesehensten Vertreter des Neodarwinismus, in den Vordergrund getreten. Da Vermehrung erfolgt durch Vereinigung der Geschlechtszellen eines männlichen und eines weiblichen Individuums, so können, glaubt Weissmann, nur die diesen Zellen innewohnenden Besonderheiten auf die Nachkommenschaft übertragen werden. Alle im Verlaufe des Lebens erworbenen Merkmale und Besonderheiten hingegen sind unfruchtbar für die Nachkommenschaft. Dieser letzte Satz stützt sich auf eine kritische Betrachtung der vorhandenen Angaben über Uebertragung künstlich herbeigeführter Verletzungen auf die nächste Nachkommenschaft. Man wird nicht umhin können, zu bemerken, dass die Weissmann'sche Theorie, selbst wenn sie sich als völlig exakt und einwandfrei erweisen würde, nur Bedeutung haben kann mit Bezug auf die geschlechtliche Vermehrung der höheren Thiere. Hingegen bei Vermehrung durch Theilung und Knospung dürfte kaum irgend ein Unterschied zu finden sein mit Bezug auf Uebertragung von zu Lebzeiten erworbenen oder von dem mütterlichen Organismus überkommenen Merkmalen. Allein auch mit Bezug auf die geschlechtliche Vermehrung der höheren Thiere sind jene Voraussetzungen weitaus nicht in dem Grade begründet, wie dies Weissmann annimmt. Trotz eines grossen Aufwandes von Kraft, welche Weissmann dem Nachweise und der

Entwickelung seiner Hypothese gewidmet und ungeachtet einer grossen Zahl von Schriften, welche er über diesen Gegenstand hat erscheinen lassen, ist eine volle Einigkeit der Ansichten bisher nicht erzielt worden, vielmehr hat die Lehre ebensoviele eifrige Freunde, wie offenbare Gegner. Wie weit dieser Gegenstand in der Biologie noch von seiner endgiltigen Erledigung entfernt ist, wolle man aus folgenden Sätzen ersehen, die J. Delage auf Grundlage eines enormen Thatsachenmateriales aufstellt: „Es ist experimentell nicht erwiesen, dass Merkmale, die durch Uebung oder durch Fehlen von Uebung erworben sind, irgendwo von der Nachkommenschaft vererbt wurden. Aber es ist auch nicht bewiesen, dass sie niemals erblich übertragen werden könnten". Diesen Sätzen wird man nicht umhin können beizustimmen, denn sie bieten uns einen einfachen Ausdruck für den wahren Sachverhalt.

Nun aber sprechen einzelne Thatsachen und Beobachtungen aus dem Pflanzen- und Thierleben entschieden für eine erbliche Uebertragung erworbener Eigenschaften, da sonst einige der letzteren unerklärt dastehen müssten. Wir müssen hier von einer weiteren Verfolgung des Gegenstandes absehen und bemerken nur, dass so geistreich an sich Weissmann's Hypothese der Vererbung mit ihrer ewig jungen sexuellen Materie auch sein mag, für die Entscheidung dieser Frage unzweifelhaft das Experiment und zwar das Experiment in grossem Maassstabe von hervorragender Bedeutung sein wird. Zu beachten ist dabei, dass es mit Bezug auf Vererbung weitaus nicht gleichgiltig ist, auf welcher Entwickelungsstufe eines Organismus eine Besonderheit von ihm erworben wird. Mir selbst stehen beispielsweise Thatsachen zur Verfügung, welche bezeugen, dass Katzen, denen in früher Jugend der Schwanz amputirt wurde, diese Missgestaltung manchmal auf ihre Nachkommenschaft übertragen. In einem Falle brachte eine Hündin mit einer aus früher Jugend herrührenden schlecht verheilten Fractur einer Vorderextremität mehrere Generationen von Hunden zur Welt, unter welchen viele Exemplare eine missgestaltete verkrümmte vordere Extremität aufwiesen. Ich glaube andererseits, dass es für die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften weitaus nicht genügt, zu Lebzeiten erworbene Schrammen oder Amputationen von Hunde- oder Katzenschwänzen in Erwägung zu ziehen. Dies alles sind doch, wie Jedermann einsieht, rein zufällige Acquisitionen, die mit dem Wesen der Thierorganisation selbst nichts zu thun haben. Ganz anders ist es mit solchen Besonderheiten, die aus den wesentlichsten Bedürfnissen des Organismus sich herleiten und auf dem Wege unmittelbaren Einflusses der Psyche auf den Organismus oder auf dem Wege langdauernder Uebung unter activer Antheilnahme der latenten Energie desselben erworben wurden. Derartig erworbenen Eigenschaften fehlt das

Labile und Flüchtige einer Schramme oder eines amputirten Schwanzes. Man wird doch nicht behaupten wollen, dass alle moralische und geistige Vervollkommnung, die z. B. vom Menschen während des Lebens errungen wird, an seiner Nachkommenschaft völlig spurlos vorübergehe. Wem wäre unbekannt, wie sehr auf den geistigen und moralischen Gehalt eines Menschen die Stufe der geistigen Entwickelung seiner Eltern von Einfluss ist? Besonders lehrreich gestalten sich in dieser Hinsicht gewisse Thatsachen aus dem Gebiete der Pathologie, bei welchen es sich um erbliche Uebertragung krankhafter Abweichungen des Nervensystemes handelt. Wir nennen hier in erster Linie die bedeutungsvollen Versuche von Brown Sequard über künstliche Erzeugung epileptischer Anfälle beim Meerschweinchen mittelst Durchschneidung des N. ischiadicus oder eines Theiles des Rückenmarkes. Hier wurde der epileptische Anfall entweder selbständig oder durch Reizung einer besonders empfindlichen epileptogenen Zone im Trigeminusgebiete ausgelöst. Es erwies sich nun, dass die in diesem Falle künstlich bezw. experimentell hervorgerufene Epilepsie erblich übertragen wurde und hierbei die nämlichen Erscheinungen darbot. Späterhin hat Obersteiner diese Befunde von Brown-Sequard experimentell bestätigen können, und obwohl gegen dieselben mancherlei Bedenken laut wurden, so glaube ich doch, dass gegen die Annahme einer Vererbung erworbener pathologischer Eigenschaften keine stichhaltigen Beweise erbracht worden sind. Jeder Neuropatholog und Psychiater ist in der Lage, ganz analoge Thatsachen aus der Pathologie des Menschen anzuführen. Ein Blick auf die genealogische Tafel eines Epileptikers genügt um zu zeigen, wie leicht eine von den Eltern zu Lebzeiten erworbene Epilepsie auf die Nachkommenschaft vererbt wird. Das gleiche gilt von vielen anderen nervösen und psychischen Erkrankungen. Es liesse sich aus dem Gebiete der Neuro- und Psychopathologie eine ganze Reihe von Thatsachen anführen, die kaum einen Zweifel übrig lassen, dass neuro- oder psychopathologische Störungen, zu Lebzeiten eines Individuums erworbene Eigenschaften, erblich übertragen werden können, wobei sie erfahrungsgemäss nicht selten in einer ganzen Reihe von Generationen in Erscheinung treten [1]). Wenn aber krankhafte Störungen des Organismus, die zu Lebzeiten erworben wurden, vererbungsfähig sind, so ist nicht einzusehen, weshalb andere während des individuellen Lebens acquirirte Eigenschaften, wie z. B. durch Uebung oder Inactivität herbeigeführte Hypertrophien bezw. Atrophien von Körperorganen, in dieser Beziehung eine Ausnahme machen sollten? Hierzu liegt kein

---

1) Thatsachen dieser Art sind zu finden in einer ganzen Reihe von Werken über Nerven- und Geisteskrankheiten, sowie in der Schrift von Ribot: „Die Erblichkeit der Geisteskrankheiten".

ersichtlicher Grund vor, und im Hinblicke auf die vorhin namhaft gemachten Thatsachen glauben wir deshalb, dass trotz aller Lehren des Neodarwinismus bezw. der Weissmann'schen Vererbungstheorie zu Lebzeiten eines Individuums erworbene Merkmale unter Umständen erblich übertragen werden können.

In dem Einflusse der Psyche auf den Gesammtorganismus und speciell auch in dem Factor der Uebung bezw. Unthätigkeit, die beide der Anpassung des Individuums an ein gegebenes Milieu zu Grunde liegen, finden wir somit ein actives Moment der Organismenevolution.

Was jenen Vorgang betrifft, der als Anpassung der umgebenden Natur an den Organismus bekannt ist und der für die Entwickelung, wenn auch nur indirect, bedeutungsvoll erscheint, so ist derselbe augenscheinlich ebenfalls auf die Nachkommenschaft übertragbar, und zwar anfänglich im Wege der unmittelbaren Erziehung, späterhin bei Wiederholung einer und der nämlichen Anpassung durch Aneignung entsprechender sozusagen gewohnheitsmässiger Bewegungen, bedingt durch Entwickelung ganz specieller Mechanismen im Nervensysteme als Erfolg langdauernder Uebung. Diese letzteren können in fertiger Gestalt auf die Nachkommenschaft vererbt werden und hier gelegentlich in der nämlichen Weise in Erscheinung treten, wie sie während einer Reihe von Generationen sich bei den Ahnen entwickelt haben. So können beispielsweise eine Erklärung finden jene von Generation zu Generation vererbten Instinkterscheinungen, die in der Organismenentwickelung unzweifelhaft eine hervorragende Rolle spielen.

Mit Bezug auf gewisse besondere Vererbungsbedingungen ist folgendes als besonders wichtig hervorzuheben. Die klinische Beobachtung lehrt, dass pathologische Erblichkeit ceteris paribus in weitaus schwererem Grade zur Geltung kommt, wenn beide Eltern ähnliche Krankheitserscheinungen aufweisen, als in dem Falle, wenn nur der eine elterliche Theil von Krankheit befallen, der andere hingegen gesund ist. Es ist beispielsweise bestimmt erwiesen, dass im Gebiete der Psyche Erblichkeit besonders dann ungünstig wirkt, wenn beide Eltern die einen oder anderen Abweichungen vom normalen Verhalten der Seelen- oder Nerventhätigkeiten darbieten. In diesem Falle treten in der Nachkommenschaft oder doch bei einzelnen Gliedern derselben die betreffenden krankhaften Besonderheiten der Eltern in gesteigertem Grade auf. Eine derartige Form von Erblichkeit kann demnach als gesteigerte Belastung bezeichnet werden. Man darf nun annehmen, dass die gleichen Verhältnisse auch in der Biologie vorkommen, d. h. wenn beide Eltern ähnliche Eigenschaften aufweisen, diese bei der Nachkommenschaft oder zum mindesten bei einzelnen Individuen derselben in gesteigertem Grade auftreten können. Dieser Umstand ist deshalb besonders bedeutungsreich, weil bei solcher Sachlage Erb-

lichkeit aufhört, als ausschliesslich conservative Kraft so zu wirken, wie man sich dies bisher immer vorgestellt, vielmehr auch die Rolle eines activen Factors in der Organismenentwickelung übernimmt. Die Bedeutung dieses Umstandes wächst aber ganz besonders im Zusammenhange mit der monogamen geschlechtlichen Vermehrung, wo der gegenseitige Einfluss beider Eltern während eines langdauernden Zusammenlebens in ganz besonders hohem Grade hervortritt.

Es erübrigt hier noch der Versuch, das Wesen der latenten Energie der Organismen zu beleuchten.

Noch bis in unsere Tage hinein behauptet sich vielfach das Vorurtheil, in der uns umgebenden Natur spiele die Wärme eine besonders hervorragende Rolle, indem sie gewissermassen als Grundform der Energie sich darstelle. In Wirklichkeit aber zeugen alle vorhandenen Thatsachen in dem Sinne, dass die Grundform der Energie dargestellt sei durch die electrische Energie, deren Wirksamkeit bei allen chemischen und physikalischen Vorgängen ohne Ausnahme zu Tage tritt. „In der Urmaterie“, schreibt Prof. Skworzow, „können wir uns weder Atome noch auch insbesondere Moleküle vorstellen, und daher kann hier von der Erscheinung irgend einer Energie nicht die Rede sein. Für unser Begriffsvermögen sind Materie und Energie hier untrennbar, ja identisch. Mit dem Auftreten des ersten materiellen Atomes wird Auftreten von Energie möglich als Ausdruck von Differenzen der Potentiale oder eines bestimmten dynamischen Zustandes, welcher dem Zustande des Electromagneten gleichgesetzt werden kann. Dieser dynamische Zustand aber kann sich für unser Auge äussern in Gestalt von Licht, welches nur unsere subjective Empfindung eines bestimmten objectiven dynamischen Zustandes einer beliebigen Masse von Materie vorstellt“ [1]). Andererseits entsprechen die photoelectrischen Erscheinungen unzweifelhaft einem bestimmten electromagnetischen Zustand des Milieu, in welchem sich das Auge befindet. Die electromagnetische Theorie des Lichtes hat sich gegenwärtig bereits in der Wissenschaft eine derartige Stellung erobert, dass nicht gezweifelt werden kann, Licht sei nichts anderes als ein bestimmter subjectiver Zustand unseres Auges, welches eine bestimmte Form electromagnetischer Erscheinungen in der Natur aufnimmt. Ebenso sind die chemischen Affinitäten, sowie die Erscheinungen der gegenseitigen Attraction der Elemente am besten verständlich vom Gesichtspunkte der electromagnetischen Theorie. Andererseits darf man mit gutem Grunde annehmen, dass auch Wärme in bestimmter Abhängigkeit von der electrischen

---

1) Prof. J. Skworzow, Die dynamische Theorie und ihre Anwendung auf Leben und Gesundheit. Moskau 1900. S. 10.

Energie sich befindet. Das Erscheinen von electrischer Energie in einem Körper führt in letzterem bekanntlich zu Entwickelung von Wärme, deren Menge gleich ist dem Widerstande, multiplicirt mit dem Quadrate der Stromstärke. Wärme ist also Ausdruck des electromagnetischen Zustandes der einzelnen Moleküle. Bekannt ist weiterhin, dass Wärme unmittelbar in electrische Energie nicht übergeht. Hohe Temperatur schliesst vielmehr, wie man weiss, das Auftreten electromagnetischer Zustände in einem Körper geradezu aus. Auch in der uns umgebenden Natur wird man auf Erscheinungen stossen, welche den Gedanken an eine Abhängigkeit thermischer von electromagnetischen Erscheinungen nahezulegen geeignet sind. Zu Gunsten eines derartigen gegenseitigen Zusammenhängens zwischen thermischen und electromagnetischen Erscheinungen auf der Erde spricht einerseits die Coincidenz der Richtung der isomagnetischen und der isothermischen Linien, andererseits die Nähe der magnetischen und thermischen Pole auf der Erde (Skworzow). Auch die Wirbelbewegungen auf der Erde dürfen mit electromagnetischen Erscheinungen in einen bestimmten Zusammenhang gebracht werden. Es liegt Grund vor zu der Annahme, dass in unserer Atmosphäre wirksam sind zwei ungeheure Wirbel an den Polen mit vertikalen Achsen bei Bewegung der Luft von West nach Ost und zwei weitere Wirbel in dem Gebiet zwischen jenen zu beiden Seiten des Aequators mit horizontalen Achsen. Man erkennt hierbei deutlich das Zusammenfallen der Achse dieser Wirbel mit der Lage der magnetischen Nadel, welche an den Polen nahezu vertikal, am Aequator nahezu horizontal verläuft. Hieraus wird ersichtlich, dass ausser Wärmeeinflüssen in wesentlichem Grade bestimmend sind auf die Wirbel der Erde electrische Luftströme, welche Theile der Luft mit sich reissend sie in Bewegung versetzen und hierdurch Differenzen des Luftdruckes zu Wege bringen.

Die Ansicht, dass Wärme als primäre Form der Energie auf der Erde erscheine, findet ihre hauptsächlichste Stütze in dem Umstande, dass die Gegenwart electromagnetischer Ströme auf der Sonne ausgeschlossen erscheint, wenn letztere als in glühendem Zustande befindlich vorausgesetzt wird. Nun aber ist die Annahme eines glühenden Zustandes der Sonne bei weitem nicht sicher erwiesen, erscheint Manchen vielmehr noch zweifelhaft. Prof. Skworzow z. B. ist der Ansicht, dass die Sonne (und mit ihr die anderen sichtbaren Fixsterne), sowie die unteren Planeten, insbesondere Jupiter und Saturn sich in electromagnetischem Zustande befinden und dass sie nicht deshalb leuchten, weil sie glühen, wie der Mensch mit dem ersten Erwachen seines Bewusstseins zu glauben geneigt ist, sondern weil sie in einem ungeahnt starken dynamischen oder electromagnetischen

Zustande sich befinden, welcher verbunden ist mit ungeheuren physikalischen und chemischen Veränderungen, wobei der Anstoss zu letzteren erwacht und aufrecht erhalten wird im Bereiche des betreffenden Himmelskörpers selbst, aber verschiedene Modificationen erleidet unter dem Einflusse anderer, mehr oder weniger entlegener Körper. Aber auch gesetzt, es sei nicht ausgeschlossen, dass die Sonne im Zustande der Gluth sich befinde, wird man dennoch nicht leugnen können, dass die Wärmeenergie der Sonne an und für sich der Ausdruck sei des electromagnetischen Zustandes ihrer Masse und zugleich des electromagnetischen Einflusses derselben auf alle Planeten des Sonnensystemes. Ich hege die unumstössliche Ueberzeugung, dass eine Zeit kommen wird, wo man die Gesetze der Anziehung zurückführen wird auf den electromagnetischen Einfluss der Himmelskörper unter einander. Wie dem aber auch sei, an dem electromagnetischen Zustande unseres Planeten kann kein Zweifel gehegt werden. „Wir leben", bemerkt Skworzow, „in einem stark dynamischen Milieu, und dies bezieht sich nicht allein auf die Atmosphäre, sondern ebenso sehr auf Wasser und festes Land. Diese Dynamisirung hängt in erster Linie ab von der Auslösung electromagnetischer Ströme auf und in der Erde durch die Sonne, welche Ströme nun ihrerseits nicht nur die Quelle bilden der Luftelectricität und des Erdmagnetismus, sondern auch die Quelle des Lichtes und der Wärme". Der Erdmagnetismus ist bekanntlich der Ausdruck der electromagnetischen Ströme der Erde. Die Kraft des Erdmagnetismus aber ist nach Gauss gleich der Kraft von 8464 Trillionen mit Magnetismus gesättigter ein Pfund schwerer Stahlplatten. Dies hinwiederum gewährt eine Vorstellung von der enormen Stärke der Erdelectricität. Es wird berechnet, das electrische Potenzial der Erde sei gleich 4000 Millionen Volt.

Auf die Bedeutung der Erdelectricität für die verschiedenen meteorologischen, vulkanischen, klimatischen und sonstigen Erscheinungen auf der Erdoberfläche können wir hier nicht näher eingehen, sehen uns aber genöthigt, die Frage nach Entwickelung und Bedeutung der Electricität im Organismus in Erwägung zu ziehen.

Der thierische Organismus bietet dem Auftreten electrischer Kräfte einen ungemein günstigen Boden dar. Zu diesem Satze gelangt man durch die sog. electrische Theorie des galvanischen Stromes, welcher zufolge die Differenz des osmotischen Druckes zweier Gase oder Lösungen bei Verbindung derselben durch einen Leiter ihren Ausdruck findet in einem galvanischen Strome, dessen Kraft der Energie des osmotischen Ausgleiches entspricht. Der thierische Organismus stellt sich dar als eine Masse, die überall durchtränkt ist von Lösungen mineralischer Salze und verschiedener organischer Stoffe, und die durch

unzählige Zwischenwände oder Membranen in Organe, Organtheile und Gruppen kleinster Zellorganismen oder Gewebe, schliesslich in einzelne Zellen gegliedert ist, in welchen nun die Bestandtheile der Zelle: Kern, Kernkörperchen u. s. w. als weitere Differenzirungen auftreten. Diese Verhältnisse bedingen augenscheinlich eine ungeheure Mannigfaltigkeit der osmotischen Processe im Organismus, und an der Hand der dynamischen Molekulartheorie der Lösungen muss man zu dem Schlusse gelangen, der Metabolismus oder Stoffwechsel sei verbunden mit einer ausserordentlichen Entwickelung electrischer Kräfte in dem Organismus. Als Quelle der biologischen Electricität erscheint in diesem Falle eine ganze Reihe beständiger Processe im Organismus, wie Osmose, Diffusion, Filtration, Capillarität etc., von dem Chemismus der Gewebe ganz abgesehen. Weitgehende Bedeutung gewinnt hierbei die electrische Dissociation der Mineralsalze, insbesondere des Chlornatriums, die in dem Blutplasma und in anderen Körperflüssigkeiten enthalten sind. Man wird demgemäss anerkennen müssen, dass alle lebenden Wesen electrische Kräfte hervortreten lassen. „Die Electricität thierischen Ursprunges“, bemerkt D'Arsonval, „ist bisher vorzugsweise an den Nerven und Muskeln studirt worden“. Es ist aber zweifellos, dass Electricität viel universellere Bedeutung hat und alle Erscheinungen des Lebens begleitet. Die Electrogenese ist gleich der Thermogenese ein Zellphänomen, bedingt durch die nämlichen Ursachen, d. h. durch die für das Leben nothwendigen respiratorischen Verbrennungen. „Naturgemäss sind auch die Bedingungen der Wirksamkeit electrischer Energie in den verschiedenen Organismen ausserordentlich verschiedenartig, was mit dem wechselnden electrischen Leitungsvermögen der Gewebe im Zusammenhange steht (Versuche von Ziemssen und Anderen). Beachtenswerth ist die Thatsache, dass die Zell- und Fasermembranen, sowie die Umhüllungen der Organe und ihrer Lappen und Bündel dem galvanischen Strome grössere Widerstände entgegensetzen, als ihr Inhalt. In diesem Sinne haben Membranen von der Art des Sarcolemm, des Neurilemm und der Myelinscheide der Nervenfasern als schlechte Leiter der Electricität (dielectrisch) zu gelten, während der Inhalt dieser Hüllen, also die Muskelfasern und die Achsencylinder als vorzügliche Electricitätsleiter erscheinen. Zu den schlechten Leitern der Electricität gehören ferner gewisse Horngebilde, wie die Neuroglia und das äussere Integument unseres Körpers, besonders in trockenem Zustande, sodann aber auch die Fettelemente. In diesem Sinne haben unsere äusseren Hautdecken zusammen mit dem Unterhautfettgewebe für unseren Organismus die Bedeutung einer wahren dielectrischen

1) Arch. de physiol. norm. et pathol. 1890 S. 161.

Hülle, von der Art etwa, wie wir sie künstlich an einer Leyden'schen Flasche erzeugen.

Als wichtigste Quelle electrischer Ströme in den Organismus haben unzweifelhaft zu gelten die Gewebszellen, die in dieser Beziehung durch ihre Structur und Zusammensetzung hinlänglich günstige Bedingungen darbieten. Ausserhalb des Organismus haben wir, schreibt Kohn[1]), hunderttausende Schwankungen des chemischen Gleichgewichtes, die alle ohne Ausnahme von Schwankungen des electrischen Gleichgewichtes begleitet sind; und gleichzeitig sind wir ausser Stande irgend eine einzige Thatsache entgegengesetzter Art namhaft zu machen. Wäre es deshalb nicht völlig unwissenschaftlich von einem Zellmechanismus zu sagen, derselbe arbeite hauptsächlich durch Anziehung, Licht, Wärme, Chemismus, Osmose, und nur beiläufig bei den Muskeln, Nerven, Drüsen u. s. w. der vielseitigsten, schmiegsamsten und lebendigsten von allen Energien, der Electricität, Erwähnung zu thun? Viele sind vielleicht der Meinung, mit Electricität hätten wir es zu thun nur zu Zeiten von Gewitter, am galvanischen Muskelpräparate und gewissermassen bei festlichen Gelegenheiten, ja manche glauben, Electricität versetze nur kostbare Spielzeuge und Glühlämpchen in Thätigkeit. Und doch giebt es keinen Körper ohne electrische Potenzialdifferenzen, keinen chemischen Vorgang, der nicht als electrochemisch betrachtet werden könnte.

Es genügt nach Ansicht von Prof. Skworzow eine Bewegung jonisirter Lösungen im Inneren oder aus einer Zelle, um dieselbe in einem derartig dynamisirten Zustande zu erhalten, der als Ernährung, Wachsthum und Vermehrung der Zelle zu Tage tritt. In Wirklichkeit aber tritt hierzu eine Reihe hochwichtiger specifischer Besonderheiten[2]). Zu diesen Besonderheiten gehört vor allem der von Ehrlich[3]) aufgefundene Gegensatz zwischen Endo- und Paraplasma der Zelle in Bezug auf ihr Verhalten zum Sauerstoffe, indem ersteres sozusagen ein anaërobes, letzteres hingegen ein aërobes Dasein führt. Eine weitere Besonderheit gründet sich auf die Thatsache, dass das Zellprotoplasma hauptsächlich schwefelhaltige Eiweisse aufweist, der Kern hingegen vorwiegend phosphorhaltige Eiweisse (Nucleoalbumine). Eine Besonderheit ist schliesslich auch gegeben durch Differenzen der Concentration des Zellkernes und des Zellkörpers, indem gewisse Farbenreactionen und andere Thatsachen entschieden bezeugen, der Kern sei viel weniger wasserreich als der Zellkörper. Alle diese Momente geben volle Berechtigung, den lebenden Organismus einer gewaltigen galvanischen

1) Kohn, Studien und Versuche über physiologische Electrochemie 1899.
2) J. P. Skworzow, a. a. O. S. 16.
3) Ehrlich, Das Sauerstoffbedürfniss des Organismus.

Batterie zu vergleichen, innerhalb welcher die einzelnen Elemente und deren Combinationen durch electrische Membranen von einander getrennt sind [1]). Es ist aber auch zweifellos, dass das Nervengewebe höherer Organismen eine Art Accumulator electrischer Energie darstelle. Dank den überall im Körper zerstreuten Leitungen in Gestalt centripetaler, mit einer isolirenden Scheide umgebener Nervenfasern, die von verschiedenen Körpertheilen ausgehen und als Entwickelungsstätte molekularer dynamischer Processe dienen, gehen in den Centren beständige Stromschwankungen vor sich. Zufolge den auf die peripherischen Perceptionsapparate einwirkenden äusseren Reizen hinwiederum entwickeln sich ganz analoge Ströme in den specifischen Nerven der Sinneswerkzeuge. Es erfolgt endlich auch bei Impulsen, die vom Centrum peripheriewärts gerichtet sind, eine beständige Entwickelung von Strömen in den Nervenleitungen und in den Muskeln selbst, unabhängig von dem Uebergang eines bestimmten Theiles der Energie in mechanische Muskelarbeit.

In Bezug auf die Natur des Nervenstromes sind sehr verschiedene Hypothesen aufgestellt worden. Delbeuf, Arsonval und Andere haben die Ansicht vertreten, es handle sich hier um eine Welle mechanischer Art, um centralwärts gerichtete wellenförmige Fortleitung von Schwingungen elastischer peripherer Epithelialapparate und Nervenendigungen oder um wellenförmige Schwingungen der Säule des flüssigen Nervenfaserinhaltes. Diese Hypothese könnte nur in dem Falle als hinlänglich begründet angesehen werden, wenn der röhrenförmige Charakter der Nervenfasern mit flüssigem oder halbflüssigem Inhalte erwiesen wäre und wenn das Contractionsvermögen peripherer Nervenzellen im Gefolge äusserer Reize sicher feststünde. Die Hypothese der röhrenförmigen Structur der Nervenfasern hatte vieles für sich, als man sich von dem Vorhandensein eines in ein Axolemm eingeschlossenen und von einer Markscheide umhüllten Achsencylinders überzeugt hatte. Mit der Zeit jedoch, als es gelang den Achsencylinder selbst in zahlreiche Primitivnervenfibrillen zu zerlegen, verlor jene Hypothese ihre Bedeutung, denn der tubulöse Charakter der Nervenfibrillen ist nicht nur nicht erwiesen, sondern hat ausserordentlich wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Aber auch die Annahme einer Contractilität von Nervenzellen unter dem Einflusse äusserer Reize hat noch keinerlei positive Grundlage, obwohl das Bewegungsvermögen gewisser Zellfortsätze (Dendriten) heutzutage durch eine ganze Reihe thatsächlicher Belege gestützt werden kann, die zuerst aus den Untersuchungen von Rabl-Burchardt und Duval und einer Reihe späterer Forscher gewonnen werden konnten. Die mechanische Theorie, sagen ihre Vertheidiger, erklärt uns auch die

1) Prof. J. P. Skworzow, a. a. O. S. 17.

Periodicität der Entladungen der Nervenzellen, da es erwiesen, dass alle von den Centren zu den Muskeln gehenden Impulse fortgeleitet werden in Gestalt einer Reihe von Stössen, die mit einer bestimmten Geschwindigkeit auf einander folgen [1]. Diese Periodicität liesse sich natürlich unschwer zurückführen auf eine Periodicität der mechanischen Zellcontractionen, aber welchen Werth sollen wir einer derartigen Vermuthung beimessen, wenn das Contractionsvermögen der Zellen selbst noch unbewiesen dasteht?

Es wird demgemäss einleuchten, dass die mechanische Theorie der Nervenimpulse, so verlockend sie durch ihre verhältnissmässige Einfachheit auch sein mag, gegenwärtig noch einer hinlänglichen Begründung entbehrt.

Etwas complicirter gestaltet sich der Nervenprocess in einer Darstellung, die Gaule dem Gegenstande widmet [2] und die gleichfalls von mechanischen bezw. molekular-mechanischen Gesichtspunkten ausgeht. Dieser Darstellung gemäss wird auf der gesammten Bahn vom Achsencylinder ein gewisses Secret ausgeschieden und von dessen Hülle absorbirt. Bei jeder äusseren Einwirkung erleidet dieser Hergang auf der gesammten Strecke des Nervenbogens bestimmte Veränderungen, wobei das Secret der Nervenfaser von der Peripherie durch den ganzen Reflexbogen dem Muskel zufliesst. Gaule nimmt dabei an, dass die Nervenzelle unter gewissen Umständen nur das von dem sensiblen Nerven Ausgeschiedene in sich aufnehme, bei stärkerer Erregung aber selbst ein Secret ausscheide, welches peripheriewärts den Muskeln zugeführt werde.

Ganz abgesehen davon nun, dass die Röhrenstructur der Nervenfasern unerwiesen dasteht, widerspricht diese Hypothese der modernen Neuronenlehre, welcher zufolge es eine Continuität des Nervenbogens nicht gibt. Andererseits wird man den Vorgang einer Secretausscheidung am Achsencylinder und einer Aufsaugung des Secretes durch dessen Hülle sich schwer vorstellen können mit Bezug auf jene feinsten, einer Hülle entbehrenden Fibrillen, in welche der Achsencylinder sich auflöst. Natürlich könnte noch eine Reihe anderer Bedenken gegen die vorliegende ebensosehr verwickelte wie unbewiesene Theorie erhoben werden. Eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung hätten mechanische Hypothesen vor dem Auftauchen der Neuronenlehre beanspruchen können; seit der Entwickelung der Neuronenlehre stossen dieselben aber auf ausserordentliche und unüberwindliche Schwierigkeiten.

---

1) Für die willkürliche Muskelspannung wird die Anzahl dieser Stösse auf 10—16 in der Secunde geschätzt.

2) Gaule, Was ist unser Nervensystem? Zeitschr. f. Psychol. u. Physiologie d. Sinnesorgane 1891, S. 1—2.

Im Hinblicke nun auf die offenbare Insufficienz der mechanischen Theorien ist von anderer Seite versucht worden, die Vorgänge am Nerven an der Hand der Chemie zu erläutern. Nach Hering z. B. besteht der Nervenstrom in gewissen chemischen Veränderungen der Nervenfaser, die unter dem Einflusse verschiedener Reize zu Stande kommen und pulverfadenähnlich sich längs dem Nerven fortpflanzen. Ebenfalls auf chemischen Grundlagen beruhend, aber verwickelt ist die Hypothese Rosenbach's. Dieser zufolge verwandelt das Nervensystem unter Vermittelung des Sauerstoffes die chemische Energie der Gewebe in specifische Nervenenergie. Nach Ansicht der Verfechter dieser chemischen Theorien der Nervenleitung spielen die am Nerven beobachteten electrischen Erscheinungen sozusagen nur eine nebensächliche Rolle; sie sind nur Begleiterscheinung der während des Nervenstromes vor sich gehenden molekularen Veränderungen der Nervenfaser. Als Zellvorgänge unbestreitbar chemischer Natur können heutzutage genannt werden: die Veränderungen des Sehpurpurs in der Netzhaut, das Auftreten saurer Reaction, endlich Steigerung der Temperatur der grauen Substanz der Rinde bei geistiger Arbeit. Ganz besonders lehrreich erscheinen in dieser Beziehung die Untersuchungsergebnisse über den Zustand der Temperatur der grauen Rindensubstanz bei verschiedenen peripheren Reizen. Bekanntlich hat schon Schiff[1]) bei seinen Versuchen mit thermoelectrischen Nadeln, welche in verschiedene, vorwiegend symmetrisch gelegene Theile der Hirnrinde eingeführt wurden, die Wahrnehmung gemacht, dass ein in Thätigkeit befindlicher Bezirk der Hirnrinde eine grössere Erwärmung aufweist als ruhende Abschnitte der Rinde. Bei Bewegungen der Extremitäten z. B. bestand eine stärkere Erwärmung des mittleren Theiles der Hemisphären im Vergleiche zu deren vorderen und hinteren Abschnitten. Bei Schall- und Lichtreizung liess sich nur feststellen, dass dabei die entgegengesetzte Hemisphäre eine stärkere Erwärmung aufwies. Diese stärkere Erwärmung der Hirnrinde im Zustande der Thätigkeit stand aber nicht in Abhängigkeit von Veränderungen des Blutumlaufes, da jene Unterschiede der Erwärmung noch 12 Minuten nach eingetretenem Herzstillstande fortdauerten.

Die Schiff'schen Versuche sind im Jahre 1888 von Tanzi[2]) wiederholt worden und zwar mit den gleichen Ergebnissen. Mosso ging mit gewöhnlichen Quecksilberthermometern vor und konnte feststellen, dass jene chemischen Vorgänge, die im Gehirn zu Steigerung der Temperatur führen, bedingt sind durch peripherische sen-

---

1) Schiff, Recherches sur l'echauffement des nerfs et de centres nerveux etc. Archives de physiol. 1869, II. Rec. de même. phys. 1896. III.

2) Tanzi, Dict. de phys. Cerveau par Richet III.

sible Reizung und nicht durch Veränderungen des Blutumlaufes im Gehirn. Zu erwähnen wären hier ferner die Untersuchungen von G. Mirto, die auf thermoelectrischem Wege an einem Epileptiker mit defekter Schädelkapsel ausgeführt wurden[1]). Gleich den vorerwähnten Forschern konnte er feststellen, dass der thermoelectrische Strom in der Rinde nicht von Veränderungen der Blutcirculation in Abhängigkeit stehe. Unter anderem beobachtete er Erwärmung der Gehirnrinde während des epileptischen Anfalles.

Was nun den Zustand des Nerven während seiner Leitungsthätigkeit betrifft, so sind die gegenwärtig vorliegenden Thatsachen mit Bezug auf Chemismus der Nervenfasern eher von negativer, als von positiver Art. Wie bereits erwähnt, beobachtet man am Nerven während seiner Thätigkeit weder Temperatursteigerung, noch auffallendere Veränderungen des Stoffwechsels, noch auch physikalische Ermüdbarkeit, die doch bei grösseren Veränderungen des Stoffwechsels im Nerven unweigerlich auftreten müssten. Es wird allerdings darauf hingewiesen, dass im Verlaufe der Leitung am Nervenstamme ein gewisses Freiwerden von Wärme zu beobachten sei (Rolleston) und dass der ganze Ausschlag in diesem Falle seine Erklärung finden soll in dem vorzüglichen Wärmeleitungsvermögen der Markscheide. Es sei, wird hervorgehoben, auch nicht leicht, an dem von alkalisch reagirender lymphatischer Flüssigkeit umspülten Nerven saure Reaktion festzustellen, zumal in der weissen Substanz des Gehirnes im Zustande der Thätigkeit saure Reaktion wohl zu bemerken sei. Es sei natürlich denkbar, dass auch das Ausbleiben von Ermüdungserscheinungen am Nerven abhänge von schnellem Stoffersatz auf Kosten der in der Markscheide vorhandenen Vorräthe. Endlich soll die negative electrische Stromschwankung bei anhaltender Thätigkeit des Nerven eine Abnahme zeigen. Nichtsdestoweniger erscheinen die chemischen Erklärungsversuche der Nervenleitung so unzureichend und so wenig durch Thatsachen begründet, dass sie wohl schwerlich den Werth einer Theorie beanspruchen dürfen. Zudem bleibt zu beachten, dass die chemische Theorie uns keinerlei Erklärung bietet, wie mit der Geringfügigkeit der chemischen Vorgänge am thätigen Nerven, die zumal mit Hilfe unserer modernen Untersuchungsmethoden nicht zu entdecken sind, in Einklang zu bringen seien jene hochgradigen Schwankungen des electrischen Stromes, welche an dem Nerven während seiner Thätigkeit hervortreten, wenn dieselben als Product chemischer Vorgänge an der Nervenfaser aufgefasst werden sollen. Hier liegt ein derartig lebhafter und offenbarer Widerspruch zu Tage, dass an eine Zerstreuung desselben mit Hilfe von

1) G. Mirto, Recherches thermoélectriques etc. Arch. ital. de Biologie 1894.

Erwägungen, die auf eine ausschliesslich chemische Erklärung der Nervenleitung hinzielen, wohl nicht gedacht werden kann. Wenn wir also auch zugeben, dass bei dem Nervenstrome gewisse chemische Processe an den Nervenzellen und nur in geringem Grade an den Nervenfasern selbst wirksam sind, so ist gleichzeitig zu betonen, dass eine Erklärung des ganzen Vorganges der Nervenleitung mit Hilfe chemischer Veränderungen nicht durchführbar erscheint, besonders wenn man erwägt, dass während der Nerventhätigkeit weder eine merkliche Steigerung des Stoffwechsels etwa in Gestalt vermehrter Kohlensäureausscheidung auftritt, noch die Körpertemperatur ansteigt, noch auch physikalische Ermüdung des Nerven Platz greift, wie durch eine ganze Reihe von Untersuchungen [1]) unmittelbar erhärtet wird.

Eine specielle Behandlung findet die Frage nach der Ermüdbarkeit des Nerven neuerdings in den Untersuchungen von N. Wwedenski [2]). Nach Ansicht dieses Forschers tritt Ermüdbarkeit am Nerven deshalb nicht auf, weil der Nerv in seiner Längsrichtung gewissermassen schon eine präformirte Molekularbewegung fortpflanzt, die ihm von einer Nervenzelle oder von den Endigungen einer Nervenfaser, richtiger ausgedrückt von speciellen peripherischen Einrichtungen sensibler Organe mitgetheilt werden. Der Nerv selbst, der somit nur zur Uebertragung bestimmter Signale dient, nimmt an der Entwickelung lebendiger Energie keinerlei Antheil.

Jedenfalls wird man die chemische Theorie bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens nicht aufrecht halten können, selbst wenn keine absolute, sondern nur eine relative Unermüdbarkeit des Nerven anzunehmen wäre, wie dies aus den Versuchen anderer Forscher (Herzen z. B.) hervorzugehen scheint.

Es mag hier noch erwähnt sein, dass im Hinblicke auf die Schwierigkeiten einer ausschliesslich mechanischen oder ausschliesslich chemischen Erklärung der Nervenerscheinungen versucht worden ist, eine Art Heterogenie des Nervenprocesses wahrscheinlich zu machen, und mehrere Typen desselben entsprechend den Hauptabschnitten einer Nervenfaser zu eruiren. Nach der dahinzielenden Darstellung von Orschanski [3]) ist 1) der Charakter des Nervenprocesses ein wesentlich verschiedener an den Nervenzellen und an den Nervenfasern; 2) in den Nervenzellen, welcher Gegend des Rückenmarkes oder Gehirnes

1) Boruttau, Untersuchungen über die electrischen Erscheinungen am thätigen Nerven. Pflüger's Archiv Bd. 58, 59, 63. Vgl. auch die bezüglichen Untersuchungen von N. Wwedenski, Bodwitsch u. A.

2) N. Wwedenski, Von der Unermüdbarkeit der Nerven. St. Petersburg 1901. (Russisch).

3) J. Orschanski, Der Mechanismus des Nervenvorganges. St. Petersburg 1898 S. 262. (Russisch.)

dieselben auch angehören mögen, bleibt sich der Nervenprocess seinem Wesen nach überall gleich und besteht hauptsächlich in Freiwerden, Anhäufung und Vertheilung einer mit chemischen Mitteln entwickelten Nervenenergie; 3) in den Nervenfasern der verschiedenen Sinnesorgane ist der Nervenprocess seinem Wesen nach höchst wahrscheinlich verschiedenartig, und selbst in einem und dem nämlichen Nerv ist die Möglichkeit eines gleichzeitigen Bestehens von Nervenwellen verschiedener Form anzunehmen.

Wir können hier auf die vorstehenden Darlegungen nicht näher eingehen, es scheint aber, dass auch die Lehre der sog. Heterogenie die Mängel der mechanischen sowohl, wie der chemischen Theorie nicht radical zu beseitigen vermag.

Seit Du Bois-Reymond und seinen berühmten Ermittelungen sind vielfach electrische Vorgänge zur Erklärung der Erscheinungen der Nervenleitung herangezogen worden, und man hat zu Gunsten dieser Hypothese unter anderem Thatsachen aufgeführt, welche die Unermüdbarkeit des Nerven und das Fehlen merklicher Steigerungen seines Stoffwechsels beweisen sollen. Nerv oder Nervenfaser bieten in Folge ihrer Structur der Fortleitung des electrischen Stromes ausserordentlich günstige Bedingungen dar. Ein gutes Leitungsvermögen besitzt am Nerv bekanntermassen nur der Achsencylinder, während die Markscheide des Nerven sich als eine Art Isolator darstellt. Wenn die Geschwindigkeit des Nervenstromes um ein Vielfaches geringer ist als die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des electrischen Stromes, so ist dies offenbar zu erklären durch zweckmässige Hemmungsvorrichtungen in der Bahn der Nervenfaser und hierdurch bedingte zweckmässige Verlangsamung des Nervenstromes, die, wie anzunehmen, eine Steigerung des Endeffektes der Nervenerregung im Gefolge hat. Da in Folge der Natur der äusseren reizenden Agentien und in Folge der Anordnung der reizaufnehmenden Apparate die Perception eines Aussenreizes keine momentane sein kann, so müsste es für die Gesammtzwecke des Organismus, wie leicht ersichtlich, von grösstem Nachtheile sein, wenn der Nervenstrom die von der Peripherie her ankommenden Reize unverweilt den Centren zuführen würde, denn dies hätte den Erfolg, dass ein und derselbe an der Peripherie wirksame Reiz nicht eine einheitliche, sondern mehrere getrennte Wirkungen hervorrufen würde. Das Dasein jener Hemmungen in der Nervenleitung bietet auch eine Erklärung für die sog. Reizschwellen, da anderenfalles die geringfügigsten Reize von den Nerven den Centren übermittelt und hierdurch die Thätigkeit dieser letzteren unnöthigerweise erschöpft würde.

Boruttau vergleicht den Nerv im physiologischen Zustande einem in 0,6 $^0/_0$ physiologischer Lösung befindlichen Platindrahte, wobei die sich entwickelnden electrischen Erscheinungen nur mit geringem Energie-

verbrauche einhergehen und nur in den mit der Nervenfaser verbundenen Organen zu lebhaftem Stoffwechsel und Energieverbrauch Anlass geben. Es ist darum natürlich, dass bei allen durch Nerventhätigkeit bedingten Körpervorgängen in den thätigen Organen galvanische Erscheinungen auftreten müssen. Bei Reizung secretorischer Nerven z. B. wird man neben Absonderung eines Drüsensecretes das Auftreten eines besonderen Secretionsstromes wahrnehmen. Was die Hautdecken betrifft, so ist man im allgemeinen der Ansicht, dass bei manchen Individuen in der Haut electrische Ströme von erheblicher Spannung auftreten können. Sehr häufig sind stärkere electrische Ströme besonders an den Haaren zu beobachten. Das Auftreten von Funken beim Kämmen der Haare, insbesondere des Frauenhaares, findet hierin seine Erklärung. Bekannt ist auch, dass es bei stärkerer Trockenheit des Haupthaares genügt, die Hand über dasselbe streichen zu lassen, um es augenblicklich aufzurichten. Vereinzelte Individuen besitzen sogar die Fähigkeit, von ihrer Hautoberfläche aus electrische Entladungen von erheblicher Stärke zu entwickeln. Man erzählt von einer Amerikanerin, die Funken von 1,5″ von sich gab. Im Jahre 1888 demonstrirten D'Arsonval und Féré in der Société de Biologie [1]) eine Frau, die so reich mit Electricität ausgestattet war, dass von ihrer Körperoberfläche aus leicht electrische Entladungen erhalten werden konnten, sodass sie selbst Papierstückchen und andere leichte Gegenstände anzuziehen vermochte [2]). Auf die Stärke der cutanen Electricität erwiesen sich gewisse Reize, wie blaues Glas und Aether, von deutlichem Einflusse, und es liess sich nachweisen, dass die Entstehung der Hautelectricität in diesem Falle auf Reibung der Kleidungsstücke an der Körperoberfläche zurückzuführen war. Eine electrische Spannung von mehr als 1 Volt vermag, wie D'Arsonval darthut, die Hautoberfläche nicht zu entwickeln. Indessen ist zu bemerken, dass D'Arsonval eine weitere wichtigere Quelle von Hautelectricität, nämlich die Electricität der umgebenden Atmosphäre nicht in Rücksicht zieht. Nach den Untersuchungen des Physikers Herz über die Verbreitung der electrischen Strahlen und insbesondere nach den Ermittelungen von W. Danilewski über die physiologischen Fernwirkungen der Electricität [3]) kann diese Quelle der electrischen Ladung der Hautdecken — und vielleicht nicht nur diese allein — keinerlei Zweifeln begegnen [4]).

---

1) Bull. de la Soc. de Biologie 1888.

2) Die gleiche Fähigkeit besass nach Angabe von A. Danilewski auch die bekannte Eusapia Paladino.

3) W. Danilewski, Untersuchungen über die physiologischen Fernwirkungen der Electricität 1900.

4) Nach den Untersuchungen von Waller (Biedermann, Electrophysiologie II S. 346) weisen Kopf, rechter Arm und rechte Brusthälfte ein

Im Muskel geht Entwickelung des Stromes dem Auftreten der Contraction voraus, welche gleichfalls von Auftreten galvanischer Erscheinungen begleitet wird. Die Gegenwart galvanischer Ströme im thätigen Muskel wird sehr anschaulich bewiesen durch jenen bekannten Versuch, wobei der Nerv vom Nervmuskelpräparate des Frosches auf einen sich contrahirenden Muskel, z. B. auf ein lebendes pulsirendes Herz gelegt wird mit dem Erfolge, dass in dem Muskel des Präparates sofort eine Contraction auftritt. Auch das Zwerchfell contrahirt sich bekanntlich nach Durchschneidung des Nervus phrenicus bei jedem Herzschlage. Thut man einen Muskel vom curarisirten Frosche bei 10 ° C. in eine Lösung von 5,0 Chlornatrium, 2,0 phosphorsaurem Natron und 0,5 kohlensaurem Natron in 1 Liter Wasser, so treten an dem Muskel rhythmische Contractionen auf, die manchmal durch mehrere Tage anhalten. E. Solvay [1]) ist sogar der Ansicht, die Hauptquelle der Körperelectricität sei zu suchen in den Muskeln, wo die lebhaftesten Oxydationsprocesse vor sich gehen. Die Muskeln erscheinen deshalb gewissermassen als eine physiologische Batterie, das Nervengewebe dagegen bilde nur einen vorzüglichen Electricitätsleiter, dem im Leben des Organismus wichtige allgemeine Aufgaben zufallen. Nun ist aber das Nervensystem nicht bloss Leiter, sondern auch ausgedehnte Anhäufungsstätte thierischer Electricität und alle in dem Nervensystem sich abspielenden Vorgänge sind bedingungslos begleitet von electromotorischen Erscheinungen. Den ersten grösseren Fortschritt nach den berühmten Entdeckungen Galvani's verdanken wir in dieser Beziehung E. Du Bois-Reymond, durch dessen Untersuchungen die Grundlagen unserer modernen Electrophysiologie der Nerven und Muskeln geschaffen worden sind. An der Hand einer überaus empfindlichen Vorrichtung zum Nachweise electrischer Ströme, des Sinusmultiplikators, der mit nicht polarisirten Electroden versehen wurde, eruirte er zum ersten Male die Gesetze des Muskelstromes und weiterhin die analogen Gesetze des Nervenstromes, die ihren Ausdruck finden in dem bekannten Satze: alle Punkte der Längsoberfläche der Nerven und Muskeln verhalten sich electropositiv zu den Punkten ihrer Querschnitte. Ebenso sind am Gehirn die Punkte seiner Oberfläche electropositiv in Bezug

---

electropositives, hingegen linker Arm, linke Brusthälfte und Beine ein electronegatives Potenzial auf. Man darf annehmen, dass diese merkwürdige Besonderheit der menschlichen Organisation im Zusammenhange stehe mit der Thätigkeit des Herzens, welches mit seiner Hauptmasse der linken Brusthälfte angehört.

1) E. Solvay, Du rôle de l'electricité dans les phénomènes de la vie animale. Bruxelles 1894.

auf beliebige Punkte von Querschnitten des Rückenmarkes und Gehirnes [1]).

Im Jahre 1843 entdeckte Du Bois-Reymond die Stromabnahme im Nerven bei Reizung desselben oder die von ihm sog. electronegative Schwankung des Nervenstromes. Diese electronegative Schwankung verbreitet sich, wie sich des weiteren herausstellte, längs dem Nerven sowohl in centripetaler, wie in centrifugaler Richtung vom Orte der Reizung. Als Zustand der Erregung des Nerven sich kennzeichnend steht sie in keinerlei Abhängigkeit von der Qualität des Reizes und tritt auf nicht bloss bei electrischer, sondern auch bei mechanischer und chemischer Reizung, sowie im Gefolge von Reflexen, die von entfernten Körpertheilen aus durch die Centra hindurch gehen. Da bei Reizung eines Nerven keinerlei Bedingungen auftreten, welche die Hemmungen in demselben steigern, so liess sich die Abnahme des Stromes nur erklären durch verringerten Zufluss electrischer Energie aus deren Quellen. Dass die negative Schwankung als Ausdruck des Nervenstromes selbst sich darstellt, konnte Du Bois-Reymond daraus ersehen, dass die Grösse der Schwankung unabhängig ist von dem Orte der Reizapplikation, dass somit der Nervenstrom den Nerv ohne Energieverlust durchläuft. Ferner wird quere Stromleitung im Nerv und Muskel weder von Muskelcontraction, noch auch von negativer Schwankung im Nerven begleitet. Spätere Untersuchungen von Bernstein [2]) mit Hilfe des Differentialrheotoms, welches in jeder Secunde eine vielfältige Reizung des Gewebes und eine ebenso häufige Verbindung und Trennung vom Galvanometer ermöglicht, haben sodann ergeben, dass Ausbreitung der negativen Schwankung längs dem Nerven und Erregung desselben zeitlich zusammenfallen. Die theoretischen Darlegungen Du Bois-Reymond's über peripolare und bipolare Moleküle in dem neuro-muskulösen Gewebe und über die Präexistenz electromotorischer Quellen im Nerv und Muskel lassen wir hier ganz bei Seite, zumal dieselben nach den Bedenken, die Helmholtz, Matteuci [3]), Hermann und Andere dagegen erhoben haben, sich in der Wissenschaft keiner allgemeinen Anerkennung erfreuen.

Im übrigen ist in der Wissenschaft mehrfach die Frage discutirt worden, ob die electronegative Schwankung von Du Bois-Reymond anzusehen sei als physiologische oder einfach als physikalische bezw. katelectrotonische Erscheinung. Du Bois-Reymond selbst wollte die

---

1) Du Bois-Reymond, Untersuchungen über thierische Electricität. 1848—1860.

2) Bernstein, Untersuchungen über den Erregungsvorgang im Nerven- und Muskelsysteme. Heidelberg 1871.

3) Matteuci, Leçons sur l'électricité animale 1856; Cours d'électrodhysiologie 1858.

Frage in dem erstgenannten Sinne entschieden wissen, indem er sich auf die Thatsache stützte, dass negative Schwankung schon bei so minimen Reizströmen auftreten, dass bei dem angenommenen Abstande zwischen dem Nervenstück im Multiplikator und der Applikationsstelle der Electroden ein Einfluss des Electrotonus nicht zu erwarten ist. Ausserdem erhält man electronegative Schwankungen, wie schon erwähnt, auch im Gefolge mechanischer und chemischer Reizung, die mit Electricität nichts zu thun hat.

Trotz solcher überzeugenden Darlegungen versuchen selbst neuere Forscher, wie Fredericq, Steinach und besonders Boruttau[1]), Hoorweg[2]) und Andere die physiologische Bedeutung der electronegativen Schwankung des gereizten Nerven in Abrede zu stellen. Auf der anderen Seite ist durch Untersuchungen von Biedermann[3]), Cibulski und Sosnowski[4]) das Gewicht jener Einwendungen beseitigt und der electronegativen Schwankung diejenige physiologische Bedeutung zuerkannt worden, die sie in den Augen der meisten modernen Physiologen mit vollem Rechte beansprucht.

Nach Ansicht von Hermann sind in unverletzten ruhenden Geweben Ströme nicht vorhanden; hingegen ist die electromotorische Kraft beschädigter Gewebe ausschliesslich bedingt durch die Verletzung selbst. Da jede Durchschneidung Gewebstod nach sich zieht, ein Vorgang der einwärts von der Schnittebene fortschreitet und durch saure Reaction sich kenntlich macht, so lässt sich, wenn man annimmt, dass absterbende Gewebe sich in Bezug auf lebende electronegativ verhalten, hierin nach Ansicht von Hermann eine völlig befriedigende Erklärung finden für alle am ruhenden Gewebe beobachteten Erscheinungen. Was die im Zustande der Thätigkeit beobachteten electrischen Erscheinungen betrifft, so erklärt sich Hermann dieselben in der Weise, dass nicht bloss die absterbende Substanz, sondern auch die im Zustande der Erregung befindliche electronegativ sei in Bezug auf den ruhenden unbeschädigten Theil einer Faser[5]). Somit hat man nach Hermann das Auftreten der negativen Schwankung oder des Thätigkeitsstromes (Hermann) im Nerven sich zu erklären durch gewisse molekulare oder chemische Umsetzungen, welche beim Gewebstode oder bei Erhöhung der Gewebsthätigkeit vor sich gehen.

Nun kann aber von einer wirklichen Ruhe im lebenden Gewebe wohl nicht die Rede sein. Osmose, Filtration, Capillarität, Stoffwechsel,

1) Pflüger's Archiv 1894.
2) Pflüger's Archiv 1898, Bd. 71.
3) Electrophysiologie II 1895.
4) Centralblatt für Physiologie 1899, Nr. 20.
5) Hermann, Handbuch der Physiologie.

Zerfall und Regeneration sind ununterbrochene Vorgänge des lebenden Gewebes und seiner Zellen, und es müssen deshalb naturgemäss auch in dem „ruhenden“ Gewebe Ströme vorhanden sein, die zum Unterschiede von den Thätigkeitsströmen als Ruheströme zu bezeichnen wären und die mit Hilfe eines empfindlichen Galvanometers leicht zu entdecken sind.

Hervorzuheben ist, dass auch die Stromrichtung keine beständige Grösse darstellt, sondern in Abhängigkeit von den chemischen Verhältnissen im Gewebe Veränderungen aufweisen kann. In lebenden Geweben ist der Strom im allgemeinen um so stärker, je verschiedenartiger die in zwei Gewebsbezirken vorhandenen chemischen Erscheinungen, und in Gemässheit der Natur und der wechselseitigen Beziehungen dieser Erscheinungen muss auch die Stromrichtung Veränderungen erleiden.

Die weitere Untersuchung hat gezeigt, dass der Thätigkeitsstrom an und für sich zusammengesetzter Natur sei und im Grunde sich zusammensetze aus zwei verschiedenen Strömen, einem gegen das Ende des untersuchten Nerven gerichteten und einem diesem entgegengesetzten. Je nach dem Ueberwiegen des einen oder des anderen Stromes wird die Resultante, also der sog. Thätigkeitsstrom verschiedene Stärke und Richtung aufweisen.

Hermann zerlegt den Thätigkeitsstrom bekanntlich in drei Stromarten: 1) Compensationsströme, die im Grunde der negativen Schwankung von Du Bois-Reymond entsprechen, 2) Phasenströme, bedingt durch electronegativen Zustand des erregten Gewebes in Bezug auf das ruhende Gewebe, und 3) Dekrementialströme, bedingt durch den Unterschied des Grades der Erregung zweier mit den Electroden in Verbindung gebrachter Punkte.

Von Bedeutung ist auch die sog. positive Nachschwankung, die im Nerven gewöhnlich nach Aufhören der Erregung eintritt und darin zum Ausdrucke kommt, dass, wenn man die Nervenreizung plötzlich ausschaltet, die Galvanometernadel nicht aus ihrer negativen Schwankung in ihre ursprüngliche Lage zurückkehrt, sondern noch einen stärkeren oder schwächeren Ausschlag nach der positiven Seite macht, was gewissermassen eine Verstärkung des ursprünglichen Ruhestromes anzeigt. Diese Nachschwankung betrachtete man als Ausdruck der Lebensthätigkeit eines Nerven, dessen Erschöpfung dadurch gekennzeichnet sein soll, dass nach dem Aufhören der Erregung die positive Nachschwankung weit weniger lebhaft sei als im gesunden Zustande des Nerven oder gar gänzlich ausbleibe, eine Ansicht welche von Hering, Engelmann, Head und Anderen vertreten wird. Dass die negative Schwankung auf Lebensthätigkeit des Nerven hindeutet, erscheint thatsächlich wohl begründet, ob aber diese Schwankung einen

Maassstab abgibt für den Grad der Erschöpfung bezw. der Erregbarkeit eines Nerven, ist eine Frage, die noch näher zu untersuchen wäre.

Im Zusammenhange der vorhin dargelegten Thatsachen gewinnen nun ein besonderes Interesse die Untersuchungen von Professor N. Wwedenski[1]) über electrische Erscheinungen am narkotisirten Nerv. Verf. konnte zunächst an der Hand einer besonderen Versuchsreihe nachweisen, dass Narkose nicht einfache Unterdrückung, vielmehr einen besonderen activen Zustand des Nerven darstelle. Wenn man nun zwei Punkte eines Nerven in den Multiplikator einschaltet und sodann das eine Stück mit Hilfe von Cocain- oder 1 % Carbolsäurelösung narkotisirt, das andere aber von Narkose unbetroffen lässt, so tritt am Nerven sofort eine electronegative Schwankung auf, die nach dem Aufhören der Narkose allmählich verschwindet. Eine genauere Verfolgung der Entwickelung dieser electronegativen Schwankung während der Narkose eines Nervenbezirkes zeigte dem Verf., dass anfangs eine electropositive Welle auftritt (eine Erscheinung, von deren Beständigkeit Verf. übrigens nicht ganz überzeugt ist), worauf dann eine electronegative Schwankung sich entwickelt. Befreit man den Nervenbezirk von der Narkose (z. B. durch Abspülen des narkotischen Mittels), so geht die electronegative Schwankung nach und nach in eine electropositive über, worauf dann die Nadel des Multiplikators ihren Ruhezustand annimmt. Es ist sehr bemerkenswerth, dass das Uebergangsstadium in den erörterten Versuchen begleitet war von lebhaften Schwankungen der Nadel, die, magnetischen Stürmen in der Natur vergleichbar, vom Verf. als electrischer Strom des Nerven bezeichnet werden.

Die erwähnten electrischen Veränderungen am Nerven erfolgen aber auch unter dem Einflusse specifischer Reizung der Sinnesorgane. Schon Du Bois-Reymond machte nach dieser Richtung hin Versuche über Tast- und Schmerzreizung der Froschhaut und erhielt dabei ebenfalls Erscheinungen negativer Stromschwankung am N. ischiadicus. Die Untersuchungen von Holmgren[2]) bestätigten fernerhin die Angabe von Du Bois-Reymond, wonach die Schicht der Stäbchen und Zapfen sich electronegativ verhält zu den Fasern des Sehnerven. Er konnte zugleich eruiren, dass bei den höheren Thieren Belichtung der Netzhaut electronegative, dagegen Verdunkelung electropositive Schwankungen hervorruft, und selbst Aenderungen der Lichtintensität bedingten einen entsprechenden Ausschlag der electrischen Erscheinungen am

---

1) Wwedenski, Vortrag, gehalten in der Psych. Gesellsch. in der Mai-Sitzung 1901.

2) Untersuchungen aus dem physiologischen Institut der Universität Heidelberg, Bd. III S. 278.

Nerven [1]). Was den Einfluss von Hautreizung auf die electrischen Ströme im Nerven betrifft, so liegen hierüber Untersuchungen von Fuchs [2]) an Selachiern und Torpedineen vor, bei welchen im Verästelungsgebiete des N. trigeminus bekanntlich besondere Kanäle (Lorenzinische Ampullen, Savi'sche Bläschen) vorhanden sind, die wahrscheinlich besonderen Sinneswerkzeugen entsprechen. Fuchs entfernte bei diesen Thieren das Gehirn und Rückenmark und verband das centrale Ende des N. trigeminus mit unpolarisirbaren Electroden. Es zeigte sich hierbei, dass eine leichte Berührung der Haut über jenen Bläschen genügend ist, um sofort eine negative Schwankung am Galvanometer hervorzurufen. Im vorliegenden Falle handelt es sich offenbar um physiologische Reizung eines speciellen Sinneswerkzeuges. Andererseits fanden J. Dewar und J. G. M'Kendrick [3]), dass beim Uebergang vom Dunkeln ins Helle die Stromschwankung im Sinne des Ruhestromes sich steigert und dass unter diesen Verhältnissen die electromotorische Kraft im Auge bei verschiedenen Thieren um 3—10 % zunimmt. Mit Hilfe anderer Versuche waren die genannten Forscher bemüht zu verfolgen, wie weit der Strom in der Richtung zu den Centren des Gehirnes sich fortpflanze. Es zeigte sich, dass noch im Gebiete der Zweihügel sehr ausgesprochene Erscheinungen hervortreten. An narkotisirten Tauben wurde die Hornhaut des rechten Auges und der Lobus opticus sinister in den Strom gebracht und es ergab sich, dass Belichtung des rechten Auges sofort hochgradige Steigerung der anfänglichen Stromschwankung zur Folge hatte. Wurde aber der vordere Leiter auf die linke Cornea übertragen und der hintere am Lobus opticus sinister belassen, so stellte sich bei Belichtung des rechten Auges die nämliche Erscheinung, aber in schwächerem Grade ein, wogegen gleichzeitige Belichtung beider Augen bei der gleichen Versuchsanordnung lebhafte Stromschwankungen zur Folge hatte.

Gleich anderen Forschern konnten Kühne und Steiner [4]) sich überzeugen, dass die Schicht der Stäbchen und Zapfen sich zu dem Sehnerven electronegativ verhält, und fanden, dass Uebergang vom Dunkeln ins Licht und umgekehrt von überaus lebhaften Stromschwankungen gefolgt wird. Lichteinwirkung bedingte gewöhnlich eine negative Schwankung, welcher eine geringe positive Schwankung vorausging. Bei Uebergang aus dem Hellen ins Dunkle beobachtet man da-

1) Bei niederen Thieren tritt sowohl bei Belichtung wie bei Verdunkelung in der Netzhaut eine electropositive Wirkung auf.

2) Fuchs, Pflüger's Archiv, Bd. 59. 1895.

3) On the physiological action of light. Transact. of the Royal Society of Edinburgh. Vol. XXVII.

4) Ueber das electromotorische Verhalten der Netzhaut. Physiol. Untersuchungen. Heidelberg, Bd. III.

gegen eine positive Stromschwankung. Den Widerspruch zwischen diesen Befunden und denjenigen der vorerwähnten Beobachter erklären Kühne und Steiner dadurch, dass jene nicht mehr mit normalen, sondern mit langsam absterbenden Individuen arbeiteten.

Späterhin gaben diese Forscher eine eingehendere Beschreibung der electromotorischen Erscheinungen der Netzhaut bei Einwirkung von Licht und Dunkelheit. Es ergaben sich hierbei complicirtere Erscheinungen, als man sich bisher vorgestellt. Bei Einwirkung von Licht trat für gewöhnlich eine lebhafte positive Schwankung auf, darauf folgte eine sprungweise negative Schwankung, welche einige Zeit anhält, und bei plötzlicher Entfernung der Lichtquelle erfolgt Rückkehr der positiven Schwankung. Kühne und Steiner constatirten dabei, dass die Stromrichtung der Netzhaut im Dunkeln keinerlei Einfluss hat auf Charakter, Entwickelung und Stärke der photoelectrischen Erscheinungen. Diese Thatsachen sind späterhin von anderer Seite, insbesondere von Fuchs[1]), bestätigt worden. Den zusammengesetzten Charakter der Ströme bei Belichtung der Netzhaut erklärt sich Fuchs in der Weise, dass hier ausser centripetalen auch Ströme von anderer Richtung, die von den Centren herkommen, vorhanden sind[2]), eine Voraussetzung, die mit dem anatomischen Nachweise von Fasern verschiedener Richtung im Sehnerv in vollem Einklange steht.

Bemerkenswerth ist die ungleiche Wirkung verschiedener äusserer Reize auf die Nervenendigungen. Schon J. Dewart und J. G. M'Kendrick fanden, dass Belichtung der Retina mit gelben Strahlen die stärkste Stromschwankung nach sich zieht; auf Gelb folgt der Wirkungsintensität nach Grün, dann Roth, endlich Blau. Zufolge den Untersuchungen von Chatin an Crustaceen und Mollusken ergibt weisses Licht mit Bezug auf Stromänderungen den grössten Effekt, rothes Licht den schwächsten. Der sog. Sehpurpur hat, wie Kühne und Steiner betonen, keinen besonderen Einfluss auf die electrischen Stromschwankungen im Sehnerven.

Dass bei peripherischer Reizung auch im Centralnervensysteme Stromschwankungen auftreten, darauf deuten die Versuche von Dewart und M'Kendrick hin. Prof. Ssetschenow[3]) hat hierüber bemerkens-

---

1) Untersuchung der galvanischen Vorgänge in der Netzhaut. Pflüger's Archiv 56, 1899.

2) Dem Lichte kommt eine directe Einwirkung auf den Nerv zu. Nach den Untersuchungen von Sawitzki bedingt der Einfluss directer Lichtstrahlen auf den Nerv eine Steigerung des ursprünglichen Ruhestromes um 1—2 Theilungen. Ebenso ergibt der Einfluss von Licht auf die Froschhaut entsprechende electromotorische Veränderungen, wobei Sonnenlicht eine stärkere Wirkung entfaltet, als künstliches Licht.

3) Ueber die galvanischen Erscheinungen am verlängerten Marke des Frosches. „Wratsch" 1882, Nr. 42. (Russisch.)

werthe Versuche am Frosche angestellt. Er brachte ein sorgfältig von den umgebenden Geweben isolirtes und vorne durchschnittenes verlängertes Mark in die feuchte Kammer. Der Ruhestrom wurde nach Du Bois-Reymond compensirt. Es zeigte sich, dass auch bei Fehlen von Reizen an der Peripherie periodisch unregelmässige Stromschwankungen auftreten, was nach Ssetschenow seine Erklärung findet in dem Auftreten selbständiger Entladungen in der Medulla oblongata als Folge periodischer Erregungszustände dieses Organes. Das allmähliche Schwächerwerden dieser Entladungen bei queren Durchschneidungen des verlängerten Markes in absteigender Richtung und das Fehlen derselben im Rückenmarke führt Ssetschenow zu dem Schlusse, das Gebiet der Entladungen entspreche dem oberen Theile der Medulla oblongata. In bemerkenswerther Weise fanden sich jene Schwankungen beim Frosche nur im Frühjahr während der Zeit gesteigerter Lebensthätigkeit und wurden im Herbste beim Herabgange dieser letzteren nicht mehr beobachtet. Auch starke Schallreize (die drei ersten Octaven langer Blechinstrumente) lösten eine deutliche Stromschwankung aus, was nach Ssetschenow mit mechanischen Erschütterungen der Luft im Zusammenhange steht. Bei Stromreizung peripherer Nerven beobachtete Ssetschenow ebenfalls mit Beständigkeit negative Stromschwankungen in dem verlängerten Marke.

Nach Ansicht von Verigo[1]) sind, wie schon Hermann hervorhob, im unverletzten Hirngewebe Ruheströme nicht vorhanden. Es genügt aber der leiseste Druck auf das Froschhirn, beispielsweise mittelst eines Glasstäbchens, um an der Druckstelle sofort eine electronegative Schwankung auszulösen. Den gleichen Effekt hat Electrodenapplication oder auch einfache Erschütterung. Verigo benutzte daher Reflexe bei seinen Froschversuchen. Wurden die Electroden abwechselnd an die Lendenanschwellung und die dünnere Mitte des Rückenmarkes und dann an die Schulteranschwellung und den mittleren Theil desselben applicirt, so traten bei selbständigen Bewegungen der Hinterpfoten, sowie bei Reizung derselben und bei Reizung der Kopfhaut durch Kneifen jedesmal in den Anschwellungen des Rückenmarkes electronegative Schwankungen auf, woraus Verigo den Schluss ableitet, dass die Anschwellungen besondere Rückenmarkscentra vorstellen. Applicirte man die Electroden gleichzeitig an beide Intumescenzen, so wurde bei Hervorrufung von Reflexen an verschiedenen Fröschen bald diese, bald jene Anschwellung zur anderen electronegativ, oder es trat bei einem und demselben Frosche eine electronegative Schwankung bald in der einen, bald in der anderen

1) Die Thätigkeitsströme im Gehirn des Frosches. Westnik klin. i sudebnoi psich. i nervrologii (russisch) 1889 VII. Heft 1.

Rückenmarksanschwellung auf. In einer anderen Mittheilung [1]) äussert sich Prof. Verigo entschieden in dem Sinne, dass die electronegative Schwankung im Centralnervensysteme stets im Zusammenhange stehe mit dem Gebiete der Erregung, was eine Anwendung dieser Methode zum Studium der Localisationsverhältnisse im Gehirn ermögliche, ein Umstand den auch Prof. Tarchanoff hervorhebt.

Ein besonderes Interesse beanspruchen hier ferner die Ermittelungen von Gotch und Horsley [2]). Es handelt sich hier um Versuche, die an Katzen, Kaninchen und Affen angestellt wurden, wobei unpolarisirbare Thonelectroden und der Capillarelectrometer von Lippmann zur Anwendung gelangten. Es ergab sich, dass jede Reizung eines Nerven begleitet wird von dem anfänglichen Ruhestrome entgegengesetzten Stromschwankungen im Rückenmarke.

Die Ermittelungen von Baeck [3]) (Laboratorium Zybulski's) an Fröschen bestätigen die Befunde Verigo's und Anderer betreffs des Auftretens negativer Stromschwankungen im Rückenmarke bei reflektorischer Reizung.

Prof. N. A. Misslawski [4]) hat bei seinen Versuchen nach der Methode von Gotch und Horsley (Stromableitung vom Querschnitte und von der Längsoberfläche des Rückenmarkes) successive die vorderen Wurzeln und den N. ischiadicus bei Integrität und nach Durchschneidung der hinteren Rückenmarkswurzeln faradisch gereizt. Bei Reizung der vorderen Wurzeln, sowie bei Reizung des N. ischiadicus nach Durchtrennung der hinteren Wurzeln wurden negative Stromschwankungen im Rückenmarke nicht beobachtet. Hingegen ergab Reizung des N. ischiadicus bei unversehrten Hinterwurzeln jedesmal negative Schwankungen im Rückenmarke. Ebenso traten bei Reizung der Haut durch Kneifen, Wärme oder Kälte jedesmal negative Schwankungen im Rückenmarke auf, während Erwärmung oder Abkühlung des N. ischiadicus ohne Erfolg blieb.

Ein hohes Interesse beansprucht selbstverständlich das Verhalten der negativen Schwankung in der Gehirnrinde bei peripherischen Reizungen. Die ersten hierauf bezüglichen Angaben rühren noch von Du Bois-Reymond her, während eingehendere Untersuchungen über

1) Vortrag, gehalten auf der Versammlung russischer Aerzte zur Erinnerung an Pirogoff. 1888.

2) Proceedings of the Royal Society 1888, 1890. Centralbl. f. Physiol. 1889. The Journal of Physiology 1890.

3) Die Bestimmung der Localisation der Gehirn- und Rückenmarksfunctionen vermittelst der electrischen Erscheinungen. Centralbl. f. Physiologie 1890, Nr. 16.

4) Ueber negative Stromschwankung im Rückenmarke. Wratsch 1894, S. 159 und Nervrolog. Westn. 1894. (Russisch.)

diesen Gegenstand zuerst von R. Caton[1]) im Jahre 1875 mitgetheilt worden sind. Caton arbeitete an Kaninchen und Affen. Er applicirte die Electroden an die Oberfläche beider Hemisphären oder aber die eine Electrode an die Hirnrinde, die zweite an die Schädeloberfläche. Gleich Du Bois-Reymond kommt Caton zu dem Schluss, dass die Oberfläche der Gehirnrinde sich electropositiv zu jedem Querschnitt verhält. Der active Zustand der Hirnrinde äussert sich durch electronegative Schwankung. In einer zweiten Mittheilung fügt Caton[2]) die Bemerkung hinzu, dass der Zeitpunkt des Erwachens vom Schlafe, sowie der Eintritt des Todes gewöhnlich von einer Steigerung der Rindenströme begleitet wird, während diese Ströme nach dem Eintritte des Todes schwächer werden und verschwinden. Ebenso wird der active Zustand der verschiedenen Körperorgane begleitet von einer negativen Schwankung in den Rindencentren. Eine solche Schwankung beobachtete Caton in den entsprechenden motorischen Centren der Rinde bei Drehungen des Kopfes und beim Kauen, sowie im Sehcentrum auf der dorsolateralen Fläche der entgegengesetzten Hemisphäre bei Belichtung der Netzhaut eines Auges. Andererseits werden Hautreize (Kneifen der Lippen und Wangen) grösstentheils begleitet von Abschwächung des Stromes im corticalen Kaucentrum. Reizung anderer Körpergegenden hatte keinen Einfluss auf die Ströme in der Hirnrinde. Auf Grundlage dieser seiner Versuche kommt Caton nun zu dem Schluss, dass aus dem Verhalten der negativen Schwankungen in der Gehirnrinde Rückschlüsse gewonnen werden können auf die Localisation der Gehirnfunctionen.

Prof. W. Danilewski[3]), der diese Frage seit dem Jahre 1876 bearbeitete, machte ohne Kenntniss der Ermittelungen Caton's einige Versuche an curarisirten Hunden, wobei er eruirte, dass Reizung sensibler Hautnerven Stromschwankungen in den vorderen Theilen der Rinde hervorruft; bei Schallreizungen dagegen traten negative Stromschwankungen in den mehr nach hinten gelegenen Abschnitten der Hirnrinde auf.

Legt man, wie Fleischl[4]) in seinen 1883 begonnenen Versuchen eruirte, die Electroden an symmetrische Punkte der Gehirnrinde, so erhält man nur äusserst minime Ströme. Dagegen traten sofort Strom-

---

1) Caton, The electric currents of the brain. Brit. med. Journ. 1875, II.

2) Caton, Interim report of the electric currents of the brain, 1876. S. auch den betr. Vortrag des Verf. auf dem internat. medic. Congresse in Washington.

3) Zur Frage über die electromotorischen Vorgänge im Gehirn etc. Centralbl. f. Physiol. 1891, Bd. V Nr. 1.

4) Fleischl v. Marxow, Mittheilungen betreffend die Physiologie der Hirnrinde, 1890 Nr. 18.

schwankungen in entsprechenden Theilen der Rinde auf, sobald eines der Sinneswerkzeuge gereizt wurde. So z. B. entwickelten sich bei Belichtung der Retina negative Stromschwankungen in den occipitalen Sehcentren, wobei die betreffenden Ströme, je nachdem ob das rechte oder linke Auge gereizt wurde, eine verschiedene Richtung aufweisen. Geruchs- und Hautreizung ergab keinen Effekt. Ebensowenig traten bei Chloroformnarkose negative Schwankungen auf. Von Bedeutung erscheint ferner eine Angabe Fleischl's, dass Stromschwankungen nicht bloss vom Gehirne, sondern auch von der harten Hirnhaut, vom Schädel und selbst von der Kopfhaut aus erzielt werden können, was Fleischl zu der Meinung führt, dass es möglich sei, durch Stromableitung von der Kopfhaut die psychische Thätigkeit eines Menschen zu untersuchen.

In seiner schon früher citirten Arbeit berichtet Verigo über Ergebnisse seiner Untersuchungen an der Froschrinde, wobei die Electroden an den vorderen und hinteren Theil der Hirnhemisphären applicirt wurden. Das Resultat der meisten Versuche war ein unbestimmtes, in zwei Versuchen jedoch konnte Verigo bei Reizung der Hinterextremitäten des Thieres eine electronegative Schwankung im vorderen Theile der Gehirnrinde nachweisen.

Um die Ströme im Nervengewebe und speciell auch in der Gehirnrinde zur Darstellung zu bringen, benutzte Prof. A. Wwedenski[1]) die schon früher von Hermann und Brücke aufgefundene Telephonmethode. Bei Einschaltung von Nervenstämmen, sowie der Rinde des Gehirns in die Kette konnten mit dem Telephon Geräusche, die von im Gewebe auftretenden Strömen herrührten, gehört werden. Genauere Ermittelungen über die Gehirnrinde sind aber mittelst dieser Methode nicht gewonnen worden.

Gotch und Horsley berichten an einem schon früher angeführten Orte über ihre Untersuchungen an der Rinde des Gehirnes, welche ergaben, dass bei faradischer Reizung des Rindencentrums der unteren Extremität, sowie bei electrischer Erregung der Gehirnrinde negative Schwankungen im Rückenmarke auftreten, während es nicht gelingt, solche im Nervus ischiadicus nachzuweisen. Wurden ferner symmetrische Theile der Gehirnrinde durch Electroden verbunden, so fehlten Ruheströme fast vollständig; sowie aber peripherische Gebiete gereizt wurden, trat sofort eine Störung des Gleichgewichtes zwischen beiden Hemisphären unter Entwickelung electromotorischer Erscheinungen ein.

---

1) Telephonische Untersuchung der electrischen Erscheinungen in den Muskel- und Nervenapparaten. 1884. (Russisch.)

Tarchanow[1]) beschreibt den Einfluss gewisser Vorgänge im Centralnervensysteme und in der Psyche des Menschen auf die Hautströme, die er als durch Thätigkeit der Schweissdrüsen bedingt erklärt. Er fand, dass man nur die längere Zeit geschlossenen Augen zu öffnen braucht, um Veränderungen der Hautströme hervorzurufen; die verschiedenen Farben bedingen dabei eine ungleiche Wirkung. Jede Seelenthätigkeit, wie z. B. die einfache Vorstellung der Wärme oder Kälte, jeder geistige Vorgang, selbst eine Erwartung ruft mehr oder weniger deutliche Stromschwankungen hervor. Bei wiederholter Reizung wird die Wirkung allmählich schwächer. Nach Ansicht von Tarchanow erfolgt die Uebertragung central-nervöser und psychischer Processe durch Vermittelung ihres Einflusses auf das Schweisscentrum. Eine derartige Erklärung erscheint uns jedoch nicht genügend begründet. Viel eher liesse sich zur Erklärung jener Erscheinungen der allgemeine Satz geltend machen, dass mit der centralen Reizung nebenhergeht eine Störung des allgemeinen dynamischen Gleichgewichtes im Organismus, welche auch die Hautströme nicht unbeeinflusst lässt. Nach Ansicht Larionow's[2]) kann es sich hier sogar um vom Gehirne hergeleitete Ströme handeln.

Unmittelbare Beziehung zu den Untersuchungen Tarchanow's besitzen diejenigen von Th. W. Engelmann[3]), welche ergaben, dass bei Belichtung des einen Auges Ströme in der Lidhaut des anderen Auges auftreten. Diese Thatsache deutet Engelmann in der Weise, dass die im N. opticus erzeugte negative Schwankung, bis zum Chiasma fortschreitend, in centrifugaler Richtung mit dem Sehnerven der anderen Seite auf das entgegengesetzte Auge übergeht und dann zur Haut des Augenlides gelangt. Engelmann konnte unter anderem feststellen, dass im Augenblicke der Durchschneidung des correspondirenden Sehnerven der Strom eine hochgradige Abschwächung erfährt. Da indessen von Tarchanow Veränderungen der Hautströme unter dem Einflusse verschiedener Erregungen des Centralnervensystemes nachgewiesen sind, so braucht ein Uebergang des Stromes durch das Chiasma auf den Sehnerven der anderen Seite, wie ihn Engelmann sich denkt, nicht nothwendig zur Erklärung der Erscheinung angenommen zu werden, sondern es ist richtiger, jene Vorgänge durch Stromübertragung von den Centren her zu erklären, wobei es von keinem grossen Belang ist, ob man den Standpunkt Tarchanow's vertritt (Stromentwickelung

1) Tarchanow, Ueber die galvanischen Erscheinungen in der Haut des Menschen bei Reizung der Sinnesorgane und bei den verschiedenen Formen geistiger Thätigkeit. Westn. klin. i ssud. psich. 1889 Bd. VII H. 1. (Russisch.)

2) S. weiter unten.

3) Ueber electrische Vorgänge im Auge bei reflectorischer und directer Erregung des Gesichtsnerven. Festschr. f. Helmholtz 1891.

in Folge von Erregung des Schweisscentrums) oder ob man annimmt, dass es sich hier um eine rückläufige, vom Centrum auf centrifugalen Bahnen übertragene Welle einer Nervenerregung handelt.

Umfassende Untersuchungen über die Ströme der Gehirnrinde sind ferner von Baeck[1]) (unter Zybulski) an Fröschen, Kaninchen und Hunden ausgeführt worden. Es ergab sich hierbei zunächst, dass die centralen Gebiete des Gehirnes sich stets electronegativ verhalten zu den mehr peripher gelegenen Regionen. Diese ursprünglichen Thätigkeitsströme, die in der Gehirnrinde auftreten, bleiben nicht ganz constant, sondern erfahren gewisse periodische Schwankungen im Gefolge von Impulsen, welche von den Nervencentren ausgehen. Während der Chloroformnarkose, sowie bei Reizung sensibler Bahnen hören diese Schwankungen auf und werden durch eine andauernde (negative) Abweichung des Stromes ersetzt. Bei Reizung bestimmter Hautgebiete beobachtete Baeck Entwickelung negativer Stromschwankungen in entsprechenden Regionen der Gehirnrinde. Reizung der Netzhaut mit Magnesiumlicht rief bei Hunden und Kaninchen eine ausserordentlich hochgradige electronegative Schwankung in beiden Occipitallappen, vor allem aber in dem der entgegengesetzten Seite hervor. Schallreizung hatte in den Gehörcentren keinen so hochgradigen und viel weniger constanten Effekt.

Späterhin stellten Baeck und Zybulski[2]) gemeinsam Untersuchungen am Affen an. Sie beobachteten dabei in der Mehrzahl der Fälle electropositive Spannung in den vorderen (frontalen) und electronegative in den hinteren (occipitalen) Theilen des Gehirns. Ferner bedingte Reizung der vorderen Extremitäten Stromschwankungen im mittleren und unteren Theile der hinteren Centralwindung, Reizung der hinteren Extremitäten solche in der vorderen Centralwindung. Die gleichen Ergebnisse werden im allgemeinen auch beobachtet bei Entfernung des umgebenden Muskelgewebes, was die Annahme ausschliesst, dass die bei derartigen Untersuchungen auftretenden Ströme muskulöser Herkunft seien, da im Galvanometer auch von den Muskeln herkommende Ströme fortgeleitet werden. Wesentlich getrübt wird die Reinheit der Versuche, wie Baeck und Zybulski mit vollem Recht hervorheben, durch den Umstand, dass die unvermeidliche Blosslegung des Gehirnes einen anormalen Zustand desselben involvirt.

Da nun den Stromschwankungen in der Gehirnrinde als Ausdruck der Gehirnerregung eine besonders hervorragende Bedeutung zukommt und da in dieser Frage die Ergebnisse der verschiedenen Forscher

---

1) Die Bestimmung der Localisation der Gehirn- und Rückenmarksfunctionen. Centralbl. f. Physiologie, 1890 Nr. 16.

2) Centralbl. f. Physiologie, Bd. VI.

noch weitaus zu keinem Abschlusse gelangt sind, so haben die Herren Dr. Larionow und Triwus auf meinen Vorschlag systematische Untersuchungen nach dieser Richtung hin in meinem Laboratorium angestellt. Der erstgenannte Forscher[1]) untersuchte beim Hunde die Ströme der Gehirnrinde unter dem Einflusse von Reizungen des Gehörorganes mit Stimmgabeln von verschiedener Schwingungsgeschwindigkeit. Behufs Ableitung der Ströme bediente sich L. des Galvanometers von D'Arsonval-Wiedemann, wobei die eine Electrode auf die Muskelfascie, die zweite an verschiedene Theile des Toncentrums applicirt wird, welches nach Untersuchungen L.'s beim Hunde in dem hinteren-unteren Theile der zweiten und dritten Temporalwindung und im hinteren Theile der vierten Temporalwindung seine Lage hat und gewissermassen eine besondere Tonskala darstellt. Zur Untersuchung dienten die Stimmgabeln A, a' und c^3, die nach einander dem Ohre des Versuchsthieres genähert wurden. Die Gabel A ergab nun eine negative Schwankung im Gebiete der zweiten Schläfenwindung, a' und c^3 hingegen bedingten in diesem Rindengebiete eine Steigerung des Ruhestromes. Reizung mit a' erzeugte gewöhnlich eine negative Schwankung in dem temporalen Theile der dritten Windung, während von A und c^3 die Ruheströme in dieser Gegend eine Steigerung erfuhren. Bei Reizung mit c^3 endlich entstand eine negative Schwankung im hinteren Theile der vierten Windung, während die Gabeln a' und A nur eine Steigerung des Ruhestromes in diesem Gebiete hervorriefen.

In den übrigen Theilen der Hemisphären wurden negative Stromschwankungen bei Stimmgabelreizung gewöhnlich nicht beobachtet.

Diese Befunde stehen in voller Uebereinstimmung mit dem, was wir über den Erfolg von experimentellen Beschädigungen der Gehörsphäre wissen, denn nach den Untersuchungen von Larionow findet sich im temporalen Theile der zweiten Windung das Toncentrum für ganz niedrige Töne (Stimmgabel A), in dem temporalen Theile der dritten Windung das Centrum für den Ton a' und im hinteren Theil der vierten Windung das Centrum für den Ton c^3 [2]). Demnach eruiren die Untersuchungen Larionow's zum ersten Male die Thatsache voller Uebereinstimmung zwischen räumlicher Anordnung der einzelnen Theile des corticalen Gehörcentrums und dem Auftreten negativer Stromschwankungen in der Rinde im Gefolge verschiedener Tonreize, und erbringen hierdurch zugleich den Nachweis, dass die Methode der Beobachtung der negativen Stromschwankung bei entsprechenden sensorischen Rei-

1) Larionow, Galvanometrische Bestimmungen der Ströme der Grosshirnrinde im Gebiete der Toncentra bei Reizung der peripherischen Gehörorgane. Nervrolog. Westn. 1889, Bd. VII H. 3. (Russisch.)

2) Vgl. Larionow, Ueber die corticalen Gehörcentra. Schriften der Klinik für Nerven- und Geisteskranke. St. Petersburg 1899.

zungen für die Untersuchung der räumlichen Anordnung der Rindencentra von Bedeutung sein kann.

Mit Bezug auf sonstige Ergebnisse der Untersuchungen Larionow's wäre hervorzuheben, dass bei Reizung des Geruchsorganes mit Riechstoffen eine negative Schwankung am Vorderende des temporalen Abschnittes der vierten Windung auftrat, also in dem Nachbargebiet des corticalen Riechcentrums.

Die Versuche von Dr. Triwus[1]) sind an Hunden mit dem Galvanometer von D'Arsonval ausgeführt worden und zwar konnten 26 solche Versuche den Ergebnissen zu Grunde gelegt werden. Zwei Versuche dienten speciell zur Eruirung des Einflusses der Narkose, in allen übrigen Versuchen ist Narkose nicht zur Anwendung gekommen.

Benutzt wurden natürlich nur unpolarisirbare Thon- oder Pinselelectroden mit frisch amalgamirten Zinkstücken. Vor jedem einzelnen Versuche wurden die mit dem Galvanometer zusammenhängenden Electroden verbunden, wobei als Ausdruck unvermeidlicher Polarisation ein Strom auftrat, der eine Abweichung des Spiegels um 5—10 Theilungen bedingte. Diese Abweichungsgrösse wurde als Correctur dem während des Versuches erhaltenen Rindenstrome hinzugefügt. Was die Anordnung der Electroden betrifft, so wurde eine derselben auf den zu untersuchenden Theil der Rinde, die zweite in einzelnen Versuchen bald auf die Muskelfascie, bald auf symmetrische und unsymmetrische Theile der Hirnrinde, bald auf die Hornhaut applicirt, da jede dieser Anordnungen ihre Vorzüge und Mängel besitzt. Natürlich wurden die Ergebnisse bei einer und derselben Combination und diejenigen bei verschiedenen Combinationen der Electroden gegen einander abgewogen. Wie sich nun herausstellte, zeigt die absolute Stromstärke des Centralnervensystemes erhebliche Schwankungen; sie übertrifft in einzelnen Versuchen das Mittel (= 0,02 Dan. nach Du Bois-Reymond, Gotch und Horsley) um das zehnfache, während sie in anderen gleich Null wird. Auf die Stromstärke und auf die Richtung des anfänglichen Rindenstromes sind verschiedene Momente von Einfluss. So z. B. wächst der Ruhestrom gegen das Ende des Versuches, sowie bei allgemeiner Narkose, wie bereits Caton hervorhebt. Steigerung des Anfangsstromes wurde ferner beobachtet bei Einführung physiologischer Kochsalzlösung in den Organismus. In Uebereinstimmung mit Baeck konnte Triwus dabei feststellen, dass der Charakter des Rindenstromes im wesentlichen abhängt von dem Zustande der Rinde selbst und nur in geringem Grade von Athmung und Blutcirculation beeinflusst wird. Es stellte sich heraus, dass die ursprüngliche Stromrichtung aus nicht immer ersichtlichen

---

1) Die negativen Stromschwankungen in der Hemisphärenrinde des Gehirnes. Dissert. St. Petersburg 1900.

Gründen bald eine corticopetale, bald eine corticofugale war. Bei Application der Electroden auf Rinde und Muskelfascie erschien der Strom rindenwärts gerichtet. Bei symmetrischer Anordnung der Electroden auf beiden Hemisphären wies die Stromrichtung kein beständiges Verhalten auf, und in einem Versuche ergab sich bei Application der Electroden an den vorderen und hinteren Theil der Hemisphäre grösstentheils (aber weitaus nicht immer) electropositives Verhalten der vorderen Theile zu den hinteren. Dieses unbeständige Verhalten der Ruheströme erklärt Triwus dadurch, dass das in functioneller Beziehung so hoch complicirte Nervengewebe eigentlich beständig im Zustande der Thätigkeit sich befindet und dass deshalb die Ruheströme der Rinde, wie auch Baeck richtig bemerkt, in Wirklichkeit Thätigkeitsströme vorstellen. Sie dürfen deshalb auch mit den Ruheströmen im Nerv und Muskel, zumal wenn letztere aus dem Körper isolirt sind, nicht verglichen werden.

Dem ungeachtet übt weder die Stärke, noch die Richtung der sog. Ruheströme in der Gehirnrinde einen wesentlichen Einfluss auf die Thätigkeitsströme, die gewöhnlich bei irgendwelchen peripherischen Reizungen sehr lebhaft hervortreten. Am allerhäufigsten erfolgt dabei eine negative Schwankung, also eine Herabsetzung des Stromes, während in anderen Fällen allerdings eine positive Schwankung bezw. Stromsteigerung auftritt. Bisweilen beobachtet man complicirtere Stromschwankungen, z. B. eine negative Schwankung mit vorausgehender positiver oder umgekehrt. Diese Schwankungen, welche schon von Kühne und Steiner an der Retina beobachtet wurden, sind nicht schwer zu erklären, wenn man erwägt, dass der Thätigkeitsstrom keine einfache, sondern eine zusammengesetzte Erscheinung darstellt und unter anderem aus zwei mit einander alternirenden Phasenströmen besteht. Beim Tode des Thieres, in der Narkose und während des epileptischen Anfalles, aber auch bei querer Durchschneidung der Gehirnrinde treten Thätigkeitsströme nicht auf, während Ruheströme dabei in sehr lebhafter Form zur Entwickelung kommen.

Während die Ruheströme im Bereiche ausgedehnter Strecken grösstentheils den gleichen Charakter bewahrten und manchmal selbst die ganze Gehirnoberfläche überall den gleichen Ruhestrom darbot, wiesen die Thätigkeitsströme immer einen localen Charakter auf. Belichtung der Augen (mit Hilfe einer Kerze, Lampe, electrischen oder Sonnenlichtes) nach vorhergehender Verdunkelung löste stets grössere oder geringere Thätigkeitsströme aus. Bisweilen traten unter dem Einfluss von Belichtung Thätigkeitsströme auch in anderen Gehirnabschnitten auf, was durch associative Thätigkeit der Gehirnrinde bedingt sein konnte. Belichtung einzelner Abschnitte der Retina ergab keine besonderen Unterschiede in Bezug auf die electromotorischen

Erscheinungen in den verschiedenen Theilen des Hinterhauptlappens. Belichtung eines Auges für sich hatte in beiden Hemisphären fast die gleiche Wirkung, was in der unvollständigen Kreuzung der Opticusfasern beim Hunde eine Erklärung findet; dagegen hatte Belichtung beider Augen stets einen grösseren Effekt als Belichtung nur eines einzigen Auges. Steigerung der Belichtung steht im allgemeinen in keiner bestimmten Beziehung zu der Grösse der Thätigkeitsströme in der Gehirnrinde. Zu bemerken wäre hier, dass bei Belichtung der Netzhaut Thätigkeitsströme auch von der harten Gehirnhaut aus über den Hinterhauptwindungen erhalten wurden, wie dies schon Fleischl beobachtete. Farbige Belichtung hatte im allgemeinen eine schwächere Wirkung als gewöhnliches gelblich-weisses Licht. Der Unterschied in der Wirkung der einzelnen Farben erwies sich als unbeträchtlich. Bei 20—30″ währender Belichtung hält der electromotorische Effekt im Durchschnitt ca. 2 Minuten an, also sehr viel länger als die Dauer der Reizung.

Ganz analoge Resultate ergaben Schallreizungen in Bezug auf die Gehörsphäre. Geschmacksreize bedingten relativ schwache und unbestimmte Thätigkeitsströme auf der äusseren Oberfläche der Gehirnrinde, sodass mit Hilfe der electrischen Schwankung die Gegend des Geschmackcentrums nicht genauer eruirt werden konnte, wohl weil Geschmacksempfindungen sofort Zungen- und Kieferbewegungen hervorrufen, die schliesslich den electromotorischen Effekt trüben. Von Geruchsreizen hatte nur Ammoniakgeist eine stärkere Wirkung, die jedoch keinen localen Charakter darbot, was durch allgemeine Veränderung des Blutumlaufes im Gehirn erklärt werden kann.

Somit ergaben die Versuche von Triwus genauere Befunde insbesondere in Bezug auf die optischen Centra der Gehirnrinde, wie die Versuche Larionow's in Bezug auf die Gehörcentra des Schläfenlappens schöne Resultate zu Tage gefördert haben. Die Methode der electromotorischen Erscheinungen der Hirnrinde ist offenbar wohl geeignet, die übrigen gut begründeten Methoden, wie diejenige der Ausschaltung, der electrischen Reizung und der pathologischen Zerstörungen des Gehirngewebes mit Bezug auf die Localisation der Rindencentra zu unterstützen.

Alle im vorstehenden angeführten Thatsachen lassen nun zweifellos erscheinen, dass das ganze Nervensystem eine ausgedehnte Sammel- und Ablagerungsstätte electrischer Energie darstellt, in welcher, wie durch Untersuchungen nachgewiesen, selbständige periodische Stromschwankungen vor sich gehen. Alles was vorliegt spricht aber auch mit Entschiedenheit dafür, Sammelstätte electrischer Energie sei vorwiegend, wenn nicht ausschliesslich die graue Substanz mit ihren Nervenzellen oder, genau genommen, die Nervenzellen selbst, während die

Nervenfasern nur die Leitung übernehmen und während dieser ihrer Thätigkeit jedesmal electromotorische Erscheinungen mit dem Charakter der negativen Schwankung entfalten. Auch die Thätigkeit der Nervencentra wird unbedingt begleitet von zusammengesetzten electromotorischen Vorgängen, die wir allgemein als Thätigkeitsströme bezeichnen und die am öftesten als electronegative, in selteneren Fällen als electropositive Schwankung sich darstellen.

Wir sind auf die im Vorstehenden angegebenen Untersuchungen hier deshalb etwas näher eingegangen, weil dieselben in nächster Beziehung stehen zu der sog. electrischen Theorie des Nervenprocesses oder des sog. Nervenstromes. Man hat schon lange vermuthet, dass Electricität bei der Fortleitung der Erregungen auf der Bahn der Nerven von Bedeutung sein müsse. Johannes Müller identificirte nach dem Vorgange Galvani's den Nervenprocess mit electrischer Energie, ja er kam auf diesem Wege zu der Ansicht, es sei unmöglich die Schnelligkeit des Nervenstromes zu berechnen, was, wie man weiss, als Irrthum erkannt worden ist. Auf der anderen Seite bemerkt Du Bois-Reymond [1]) mit ebensoviel Vorsicht als Bestimmtheit, es sei ihm, wenn er nicht in allem fehlgehe, gelungen, den alten Traum der Physiker und Physiologen über die Identität des Nervenstromes und der Electricität, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, zu verwirklichen durch den Nachweis electrischer Ströme in allen Theilen des Nervensystemes verschiedener Thiere. Als wesentlicher Einwand gegen diesen Satz erscheint der Umstand, dass die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung längs den sensiblen Nerven des Menschen, wie die Untersuchungen von Helmholtz gezeigt haben, etwa 61,5 Meter in der Secunde nicht überschreitet und sonach mit der Geschwindigkeit des electrischen Stromes nicht verglichen werden kann. Diesem Widerspruche zum Trotz verfechten manche Autoren dennoch die electrische Theorie der Nervenleitung und benutzen dieselbe zur Erklärung von Erscheinungen, die im Nervensystem vor sich gehen oder von letzterem in anderen Organen hervorgerufen werden. So ist Betheiligung electrischer Energie schon lange bei dem Vorgange der Muskelerregung vermuthet worden. Schon Du Bois-Reymond wies darauf hin, dass von allen bekannten Processen, die eine Erregung des Muskels herbeizuführen geeignet sind, nur zwei angenommen werden können: entweder irgend eine Reizausscheidung an der Grenze zwischen Nervenendigung und contractiler Muskelsubstanz oder electrische Reizung kann den Muskel in den Zustand der Erregung versetzen. Diese letztere Hypothese fand volle Bestätigung in den Untersuchungen

---

1) Du Bois-Reymond, Vorrede zur thierischen Electricität 1848 S. XV.

von S. Tschirjew[1]), wonach als Erreger des Muskels anzusehen ist der Thätigkeitsstrom, welcher in dem Nerv während der Periode seiner Erregung auftritt.

Neue Schwierigkeiten erwachsen der Lehre von der Fortpflanzung der Erregungen längs den Nervenbahnen seit dem Auftauchen der Theorie der Neurone, jener mehr oder weniger selbständigen Nerveneinheiten, die mit einander vermittelst einfachen Contactes oder auch nur durch Annäherung der Endverästelungen des Achsencylinders eines Neurons an die Zelldendriten eines zweiten in Beziehung treten. Alle neuen Theorien, welche die electrische Energie mit der Nervenleitung in Verbindung bringen, haben mit den genannten anatomischen Verhältnissen zu rechnen.

Beachtenswerth sind in dieser Beziehung die Darlegungen von Schaffer[2]), welcher den Nervenstrom als etwas Specifisches ansieht und der electrischen Energie nur die Rolle der Vermittlerin bei der Uebertragung der Nervenenergie von einem Neuron auf das andere zuerkennt. In Folge der während der Nervenerregung entstehenden Veränderungen der electrischen Spannung entwickelt sich gewissermaassen eine consecutive Induction der einzelnen Neurone, sodass die in einem Neuron entstandene Nervenwelle durch Vermittelung von Electricität die Widerstände beim Uebergang von einem Element auf das andere überwindet und nun in dem zweiten Neuron mit einem anderen Rhythmus auftritt.

N. A. Misslawski[3]) hinwiederum überträgt die Hypothese von Tschirjew voll und ganz auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen den Neuronen, und zwar begründet er dies durch seine Versuche über die Fortpflanzung der negativen Schwankung längs den Nerven und durch den Satz, dass die Erregung von einem Nervenelement auf ein anderes nur durch Vermittelung der Endapparate des Achsencylinders und seiner Collateralen übertragen wird. Da die Endapparate der motorischen Nerven den Endbäumen der centralen Neurone und ihrer Collateralen entsprechen, so muss nach Ansicht von Misslawski die Art der Wechselwirkung zwischen den Neuronen die nämliche sein, wie die Wirkung des peripheren motorischen Neurons auf den Muskel, d. h. eine electrische. Indem diese Hypothese die Anschauungen Tschirjew's aufnimmt und dieselben auf die centralen Neurone überträgt, präjudicirt sie nichts in Betreff der Natur der electrischen Wechselwirkung zwischen nachbarlichen Neuronen und beschränkt den Einfluss eines Neurons auf das zweite auf die Endverästelungen der Achsen-

1) Gesammelte Abhandlungen, Bd. II.

2) The nerve cell etc. Brain Vol. XVI.

3) Ueber die physiologische Rolle der Dendriten. Nervrol. Westnik 1895 H. 4. (Russisch.)

cylinder, wozu, wie uns scheint, kein ausreichender Grund vorliegt, da man mit Recht annehmen darf, dass auch Dendriten zur Fortleitung der Nervenerregungen geeignet sind.

Ganz unabhängig von den soeben namhaft gemachten Forschern entwickelte sich meine Theorie[1]) der Wechselwirkung der Neurone durch Energieentladungen, bedingt durch Spannungsdifferenzen der Energie in benachbarten Neuronen im Gefolge von negativen Stromschwankungen, die unter dem Einflusse von Erregungszuständen eines der Neurone zu Stande kommen. Man hat sich, wie ich des näheren ausführte, den Nervenstrom zu denken gewissermaassen als eine Reihe auf einander folgender Nervenerregungen, die in den auf einander folgenden Gliedern einer gegebenen Nervenbahn sich entwickeln. Die Erregung, die in jedem einzelnen Element auftritt, erscheint zwar selbständig, steht aber natürlich in unmittelbarem causalem Zusammenhange mit dem Erregungszustande des voraufgehenden Nervenelementes. Andernfalles könnten wir uns die in einer gegebenen Leitungsbahn verlaufende Erregung nicht als einheitlich denken. Die eigentliche Ursache des Nervenstromes ist also unserer Ansicht nach zu suchen in einer Störung des Gleichgewichts der Energiespannung in aufeinanderfolgenden Neuronen. Wir wollen indessen auf diese Theorie noch nicht näher eingehen, sondern an einer späteren Stelle ausführlich auf dieselbe zurückkommen.

Zwei Jahre nach Veröffentlichung meiner oben citirten Arbeit versuchte Ameline[2]) zu zeigen, dass die Neurone ein electrocapillares energieverwandelndes System darstellen und dass die psychischen Erscheinungen den allgemeinen Gesetzen der Physik sich unterordnen. In der Folge entwickelte Sollier (a. a. O.) seine Theorie des Gedächtnissmechanismus, welche durch Analogien zwischen psychischen und electrischen Erscheinungen zu begründen versucht wird. Mit Hilfe einer Analyse der verschiedenen Phasen des Gedächnissactes bemüht sich Sollier darzuthun, dass jeder Vorgang dieses Actes mit einem gewöhnlichen electrischen Apparat reproducirt werden kann. Ohne Nerven- und electrische Energie völlig zu identificiren vertritt er den Standpunkt, dass Nervenenergie thatsächlich eine besondere Energieform sei, die sich in nichts von physikalischer Energie unterscheide und mit Electricität sehr wohl sich vergleichen lasse. Ueberhaupt besteht nach Ansicht Sollier's eine derartige Analogie zwischen nervöspsychischen und electrischen Erscheinungen, dass nirgends ein psychischer oder nervöser Vorgang zu finden sei, der nicht vermittelst elec-

1) Obosrenije psichiatrii 1896. Neurologisches Centralblatt 1896.

2) Energie, autropie, pensée. Thèse. Paris 1898. Citirt nach Sollier, L'energie nerveuse et l'energie électrique. Arch. d. neurol. 1900.

trischer Apparate reproducirt werden könnte. Kurz, Sollier versucht die Identität nervös-psychischer Erscheinungen mit physikalischen nachzuweisen und erstere letzteren beizuordnen.

In letzterer Zeit ist die electrische Theorie der Nervenerregung von Binet Sanglé [1]) auch auf die Pathologie des Nervensystemes angewendet worden unter dem Namen neuro-dielectrische Theorie. Nach seiner Ansicht ist die Theorie der einfachen Nervenerregung nicht ausreichend, um für die Erscheinungen des Zitterns, der Myoklonie, der epileptischen und hysterischen Anfälle eine Erklärung zu liefern. So z. B. bleibt von dem bisher üblichen Standpunkte aus unerklärt 1) die Abnahme oder das vorübergehende Aufhören des Zitterns bei Alkoholikern in Folge von Resorption des Alkohols, 2) das Auftreten von halbseitigem Zittern oder Hemichorea nach Hemiplegien, wenn letztere in Besserung übergehen, 3) die häufige Coincidenz pathologischer Zuckungen (secusses) und Paresen in einem und demselben Muskelterritorium, 4) das Intermittiren von athetotischen Contractionen, Choreazuckungen und Tic, 5) das plötzliche Auftreten epileptischer und hysterischer Anfälle. Binet-Sanglé leitet seine Theorie von Ideen Schröder van der Kolk's und Hughlings Jacksons ab, weicht aber von diesen Forschern insofern ab, als er die Nervenzelle nicht einem Condensator in Gestalt einer Leyden'schen Flasche analogisirt, sondern einem Planté'schen Accumulator vergleicht, welcher eine Condensation im eigentlichen Sinne dieses Wortes nicht erzeugt, so lange nicht bestimmte Nervenaffectionen auftreten, die Binet-Sanglé pathologische Neurodielectriques nennt. Er dehnt diese Analogisirung mit einem electrischen Elemente auf alle Nervenzellen aus, und beschränkt den Begriff der electrischen Entladung nicht auf den epileptischen Anfall allein, sondern dehnt ihn auf alle Nervenzustände überhaupt aus. Nach seiner Ansicht ist man durch die Arbeiten von D'Arsonval, die Untersuchungen von Beaunis über die Schnelligkeit der Electricitätsbewegung in thierischen Leitern, die Arbeiten Bernstein's über negative Schwankungen im Nerven und die neuerlichen Untersuchungen von Charpentier über die Wellenlänge der Nervenschwingungen berechtigt, diese Schwingungen mit Du Bois-Reymond als electrischer Natur anzusehen.

Aus den Versuchen von Becquerel und D'Arsonval einerseits und aus den Untersuchungen von Ranke über die Zellenreaktion andererseits ergiebt sich, dass jede Zelle ein electrisches bezw. electrocapillares Element darstellt. Die Neurone erscheinen als mit einander verbundene Elemente (piles réversibles), als reihenweise angeordnete Accumulatoren. Ihre Thätigkeit lässt nach oder hört auf, wenn sie verun-

---

1) Binet-Sanglé, Theorie des neuro-diélectriques. Arch. de Neurol. 1900 Vol. X.

reinigt, und beginnt von neuem, wenn sie von circulirenden Flüssigkeiten umspült werden. Als Accumulatoren unterliegen sie ausserdem den Folgen übermässiger Thätigkeit und übermässiger Ruhe.

Nach der, übrigens ziemlich allgemein verbreiteten Ansicht Binet-Sanglé's erhält das Nervensystem Eindrücke durch Vermittelung mechanischer, physikalischer und chemischer Bewegungen, während auf der anderen Seite die Nervenmaschine nach dem Gesetze der Erhaltung der Energie und der Kräfteverwandlung Muskelcontractionen und chemische und physikalische Bewegungen zweiter Ordnung (thierische Wärme, organische Electricität, Tropismus) herbeiführt. Aus dem Umstande, dass die Thätigkeit des Nervensystemes zeitweilig herabgesetzt, wie im Schlafe, zeitweilig anormal, wie bei grossen Anstrengungen, erscheint, erschliesst Binet-Sanglé das Vorhandensein gewisser Hemmungen im Nervensysteme, die er als Neuro-Dielectriques bezeichnet. Unter diesen Begriff subsumirt er überhaupt alle zwischen zwei gut leitenden Körpern eingeschlossenen schlechten Leiter. Die normalen Neurodielectriques werden wahrscheinlich gebildet durch Contraction der Neurone, deren Plasticität bewiesen ist. Es ist möglich, dass sie zwischen den momentan getrennten Fortsätzen zweier sich berührender Neurone sich bilden, vielleicht aber auch innerhalb eines Neurons selbst in Folge örtlicher Veränderungen seiner Plasticität im Augenblicke der Contraction. Durch Bildung pathologischer Neurodielectriques sind nach Binet-Sanglé bedingt athetotische Contractionen, Verdrehungen, Zittern, Chorea, Tic, epileptische und hysterische Entladungen, sowie endlich Paralysen. Die pathologischen Neurodielectriques bilden sich in dem Nervensysteme 1) durch Einwirkung organisirter oder nicht organisirter Gifte auf eine Nervenleitung (Tremor alcoholicus, Chorea, Rheumatismus etc.), oder 2) durch molekulare Verlagerung in Folge von Erschütterungen (Tremor de Zielgen, traumatische Hysterie etc.), oder 3) durch molekulare Verlagerung in Folge von Compression oder Zerrung (Hemichorea in Folge cerebraler Hämorrhagien, Epilepsie, Gehirntumoren etc.) oder durch Zerreisung von Nervenfasern (verschiedene traumatische Lähmungen). Von dem Augenblicke, wo die Nervenbahn an irgend einem Punkte ihrer Erstreckung physikalische, chemische oder histologische Veränderungen erlitten hat, besteht ein Neurodielectrique an diesem Punkte. Wir kennen nur die gröberen Neurodielectriques, welche sich darstellen als Nervenaffectionen, die den pathologischen Contracturen und Lähmungen entsprechen. Hierher gehören: 1) glänzendes Aussehen des Neuronkörpers, 2) einfache Atrophie, 3) Ectopie des Kernkörperchens, 4) Ectopie des Kerns, 5) verschiedene Deformationen, Rosenkranzform, 6) Neubildungen, 7) Vacuolisirung, 8) abnorme Pigmentirung, amyloide, fettige oder kalkige Entartung, 9) Chromatolyse, 10) Zerfall und Auflösung der achromatischen

Substanz, 11) Zerreisung der Dendriten oder Axonen, 12) Fractur oder Verschwinden der Dendriten, des Axons oder des Neuronkörpers. Der Widerstand eines Dielectrique hängt ab von seiner physikalischen, chemischen und histologischen Zusammensetzung, sowie von seiner Dicke; die Natur der von ihm bedingten Anfälle hängt ab von seinem Widerstande und seiner Vertheilung. Die Anfälle selbst treten in folgender Weise auf: Seit dem Augenblick der Bildung eines Neurodielectrique in einer Leitungsbahn nimmt das Potenzial oder der Nervendruck allmählich bis zu seinem Maximum zu in Folge continuirlichen Zustromes von Wellen, welche an Eindrücke auf die Leitung oder Freiwerden des Nervenaccumulators sich anschliessen. Ist das Neurodielectrique nicht absolut unüberwindlich, so tritt ein Zeitpunkt ein, wo seine Spannung nicht mehr das Gleichgewicht hält seinem Widerstande; es erfolgt dann eine Entladung wie am electrischen Conductor und im Anschlusse daran eine Muskelcontraction. Der auf Null gesunkene Druck steigt nun von neuem an; es giebt eine neue Entladung u. s. w. So erklärt sich der intermittirende Charakter der Zuckungen bei Tremor, Athetose, Chorea, Tic, sowie bei epileptischen und hysterischen Anfällen. In dem Intervall zwischen zwei Entladungen erfolgt entweder ein continuirliches Ausfliessen (effluse) von Nervenwellen, wie beim electrischen Condensator, und dann tritt Parese auf, die in Folge vicariirender Muskelthätigkeit (suppleance) unbemerkt bleiben kann, oder aber es gehen überhaupt keine Nervenwellen durch und es tritt Paralyse ein, welche durch vicariirende Arbeit theilweise maskirt werden kann. Dies erklärt das häufige Zusammenfallen pathologischer Contractionen mit mehr oder weniger offenbarer Parese in einem und demselben Muskelterritorium. Ist aber das Neurodielectrique gänzlich unüberwindlich, so lässt dasselbe keinerlei Entladungen zu Stande kommen und die Paralyse wird complett.

Nach Ansicht von Binet-Sanglé erklärt diese Theorie, warum Hemiplegien häufig eingeleitet werden durch halbseitigen Tremor, Hemiathetose und Hemichorea. Vom Augenblicke, wo der Widerstand des Neurodielectrique nachlässt, steigern sich diese Erscheinungen allmählich, und deshalb stellen halbseitiger Tremor und Hemichorea sich manchmal von neuem ein, wenn die Hemiplegie in Besserung übergeht.

Den gleichen Gegenstand behandelt die in unmittelbarem Anschlusse an Binet-Sanglé's Veröffentlichung erschienene Schrift von Sollier [1]). Mit Recht weist dieser Forscher darauf hin, dass die dielectrische Theorie von Binet-Sanglé zwei Gesichtspunkte umfasst. Der eine Gesichtspunkt, welcher die Grundlage der ganzen Theorie bildet,

1) Sollier, L'energie nerveuse et l'energie electrique. À propos de la théorie des neuroélectriques. Arch. de Neurol. 1900 Vol. X p. 297.

vergleicht die Nervenenergie der electrischen Energie; der zweite speciellere Gesichtspunkt erscheint als Anwendung des ersten auf gewisse pathologische Zustände, wie Tremor, Krämpfe und Lähmungen. Was den ersten Grundgesichtspunkt betrifft, so weist Sollier auf eine ganz analoge Theorie der psychischen Energie hin, die er im Winter des Erscheinungsjahres seiner Schrift in einem zu Brüssel gehaltenen noch nicht veröffentlichten Vortrage entwickelt hat. Andererseits hat Sollier in seiner 1900 im Januarhefte der Bibliothèque de la philosophie contemporaine veröffentlichten Arbeit „Le problème de la mémoire“ seine Theorie des Gedächtnissmechanismus dargelegt, die auf Analogien zwischen psychischen und electrischen Erscheinungen sich gründet und einen grossen Theil der von Binet-Sanglé formulirten Sätze in sich enthält. In dem erwähnten Artikel schliesst er sich den Darlegungen von Binet-Sanglé bezüglich der Identität der psychischen und physikalischen Erscheinungen an und weist mit Recht darauf hin, dass dieser Gesichtspunkt nicht mehr ganz neu sei, da im Auslande sogar ein specielles Institut für physiologische Untersuchungen bestehe, welches ursprünglich zum Nachweise jener Identität errichtet worden sei.

Nun ist allerdings zu bemerken, dass von einer Identität zwischen eigentlich psychischen und electrischen Erscheinungen vor den genannten Autoren Niemand im Ernste gesprochen hat. Lassen sich doch zu Gunsten eines derartigen Standpunktes kaum irgend welche Thatsachen namhaft machen. Anders steht es um die Frage nach der Identität zwischen sog. Nervenstrom und Electricität. Für eine solche Identität sind, wie wir sahen, schon viele Physiologen eingetreten. Um aber die Frage nach der Identität des Nervenstromes mit electrischer oder irgend einer sonstigen Energie zu entscheiden, ist vor allem zu eruiren, was unter Nervenstrom zu verstehen sei. Es handelt sich bekanntlich in dem Nervensystem um Leitungsvorgänge längs den Nervenbahnen und um Erregungsvorgänge, die vorzugsweise in den Nervenzellen concentrirt erscheinen. Die Vorgänge der ersten Ordnung, d. h. diejenigen der Leitung, könnten mit dem physikalischen Hergange der electrischen Stromschwankungen identificirbar sein. Dafür würde vor allem der Umstand sprechen, dass bei der Nervenleitung angeblich weder Veränderungen des Stoffwechsels im Nerven, noch auch Erhöhung seiner Temperatur (womit auch die neuerdings behauptete Unermüdbarkeit des Nerven übereinstimmt), noch auch irgend welche mikroskopisch wahrnehmbare Erscheinungen am thätigen Nerven zu beobachten sind. Andererseits spricht der von Bernstein nachgewiesene Parallelismus zwischen Ausbreitung der Nervenerregung und negativer Stromschwankung im Nerven offenbar ebenfalls zu Gunsten der Identität von Nervenstrom und electrischer Energie. Beachtung verdient sodann die Thatsache, dass verschiedene äussere Agentien, wie z. B. Kälte, auf das Leitungs-

vermögen des Nerven und auf die Fortpflanzung der negativen Stromschwankung längs seiner Bahn ganz dieselbe Wirkung üben. Doch ist nicht zu vergessen, dass durch alle diese Thatsachen die Identität zwischen Nervenstrom und electrischer Schwankung noch nicht unbedingt bewiesen ist. Wie wir sahen, ist der wichtigste Einwand gegen eine derartige Identificirung gegeben in dem von Helmholtz nachgewiesenen Unterschiede der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des electrischen Stromes und derjenigen des Nervenstromes. Dies deutet offenbar darauf hin, dass die negative Schwankung des electrischen Stromes unterstützt wird durch irgend einen anderen Vorgang, der mit Verbrauch electrischer Energie einhergeht. Unter solchen Umständen muss die Geschwindigkeit der negativen Stromschwankung bezw. des Nervenstromes in directer Abhängigkeit stehen von der Intensität jenes Grundprocesses, der zur Absorption des electrischen Stromes im Nerven Anlass gibt. Ferner kann die zweiseitige Ausbreitung der electronegativen Schwankung im Nerven, obwohl das functionelle Leitungsvermögen ein streng bestimmtes ist, ebenfalls nicht im Sinne voller Identificirung des Nervenstromes mit electrischer Energie bezw. mit electronegativer Schwankung gedeutet werden. Wenn man auch mit aller Bestimmtheit behaupten darf, dass die Function des Nerven constant von electronegativen Schwankungen begleitet ist, so berechtigt dies noch nicht, das Umgekehrte anzunehmen, nämlich dass jede durch Nervenreizung hervorgerufene electronegative Schwankung nothwendig begleitet sei von functioneller Thätigkeit des Nerven. Bekanntlich kann negative Schwankung reproducirt werden in einer Vorrichtung, welche in physikalischer Beziehung eine Nervenfaser nachahmt und welche besteht aus einer gut leitenden Achse, die eine Mineralsalzlösung enthält und von einem beim Durchtritt von Electricität Polarisationsströme entwickelnden relativ schlechten Leiter umgeben ist.

Hieraus ist ersichtlich, dass die negative Stromschwankung eine wahre physikalische Erscheinung vorstellt, welche unter geeigneten Verhältnissen künstlich reproducirbar ist und zwar auch in dem Falle, wo von einer Nerventhätigkeit keine Rede sein kann. Zwischen lebendem und todtem Leiter giebt es zweifellos einen wesentlichen Unterschied, der darin besteht, dass Anwendung anästhesirender Mittel die negative Schwankung zum Verschwinden bringt, was für den künstlichen Leiter nicht gilt; und doch lässt sich die Analogie zwischen beiden Erscheinungen nicht in Abrede stellen. Andererseits ist schon erwähnt worden, dass im Grunde nicht von einer absoluten, sondern lediglich von einer relativen Unermüdbarkeit des Nerven die Rede sein kann, bei welcher der Nerv im Stande ist, ohne merkliche Veränderung seiner, Leitungsfähigkeit langdauernde physiologische Reizwirkungen zu ertragen. Von Bedeutung erscheinen in dieser Beziehung einige Sätze

die Herzen[1]) anführt und die in Folgendem bestehen: 1) bei vielfacher Reizung, wenn der Nerv bereits aufhört, den Muskel zu erregen, genügt es den Reiz dem Muskel zu nähern, um letzteren zur Contraction zu bringen. Offenbar zeigt in letzterem Falle die Endplatte eine Erregbarkeit, die der Nervenstamm ihr im ersten Falle nicht zuführen konnte und folglich sich in einem bestimmten veränderten Zustande befand, obwohl er electronegative Schwankungserscheinungen darbot. 2) Durchschneidet man beim Kaninchen den N. ischiadicus unter beständiger Aethernarkotisirung des letzteren, so verschwindet die Reizbarkeit gleichzeitig in beiden Nerven. Wenn man dagegen das Thier sich von der Narkose erholen lässt und es nun durch Zerstörung des verlängerten Markes oder Erstickung tötet, was gewöhnlich bei dem Thiere Krämpfeerscheinungen auslöst, so erweist sich der ganze Nerv weniger erregbar als der durchschnittene und zugleich verschwindet seine Erregbarkeit im ersten Falle schneller als im zweiten. Das gleiche Ergebniss erhält man, wenn nach Durchschneidung des Nerven das Thier mittelst Strychnin tödtlich vergiftet wird. In diesem Falle zeigt der durchschnittene Nerv normale Erregbarkeit, während der nicht durchschnittene Nerv der anderen Seite sich als beträchtlich weniger erregbar herausstellt, so zwar dass nur Annäherung an den Muskel eine Contraction auslöst, die zudem manchmal ganz fortbleibt. Ganz das nämliche Resultat ergibt sich auch in dem Falle, wenn man nach Durchschneidung beider Nn. ischiadici den einen mit schwachen Inductionsschlägen reizt und den anderen in Ruhe lässt. Diese Erscheinungen sind offenbar nur zu verstehen unter Voraussetzung eines gesteigerten Widerstandes im Nerven während seiner erhöhten Thätigkeit, was nicht anders sich erklären lässt als durch gesteigerte Zersetzung seines Inhaltes. Bei allem dem aber bildet der Widerstand, der sich der Uebertragung der functionellen Thätigkeit entgegensetzt, kein Hinderniss für die Fortpflanzung der negativen Schwankung.

Weiterhin zeigen die Versuche Herzen's, dass bei Curaresirung eine sich steigernde Leitungshemmung unzweifelhaft an der Nervenleitung selbst auftritt und nicht bloss eine Lähmung der Endplatte, wie Viele seit den Untersuchungen Claude Bernard's anzunehmen geneigt waren. Wir wollen hier indessen auf alle Einzelheiten dieser minutiösen Untersuchungen nicht eingehen, sondern nur einige Sätze hervorheben, die Herzen betreffs der Einwirkung des Curare auf die Nerven anführt: „Die Mehrzahl der Physiologen nimmt den Nerv, wenn keinerlei Reizung mehr im Stande ist eine Contraction hervorzurufen, hingegen

---

1) Herzen, Die physiologische Thätigkeit des Nerven und die dieselbe begleitenden electrischen Erscheinungen. Wissenschaftl. Rundschau. (Russisch.) März 1891.

der Galvanometer fortfährt bei jeder Reizung eine negative Schwankung zu zeigen; hieraus wird dann geschlossen, dass der Nerv fortfahre wie früher zu functioniren, dass er unermüdbar sei und vom Curare in keinerlei Weise afficirt werde, mit anderen Worten, dass weder Ermüdung, noch auch das Curare den Nerv selbst tangiren, sondern dass sie ausschliesslich auf die Endplatte (Nervenendigung) einwirken, welche allein durch übermässige Thätigkeit erschöpft oder durch das Gift gelähmt werde. Eine derartige Erklärung stimmt nicht mit den von mir beobachteten Thatsachen überein: in dem Augenblicke, wo der centrale Theil des Nerven bereits seinen Einfluss auf den Muskel verloren hat, kommt dieser Einfluss dem peripheren Theil des Nerven noch zu; letzterer ist noch functionsfähig und functionirt auch in der That, wenn nur der Nerv ihm den physiologischen Reiz zuführt. Wie kommt es alsdann, dass Reizungen des centralen Nervenabschnittes in functioneller Hinsicht ohnmächtig sind und doch eine negative Schwankung längs dem ganzen Nerven hervorrufen, ohne dass der periphere Nervenabschnitt, der selbst erregbar und fähig den Muskel in Erregungszustand zu versetzen, in Action trat? Das electrische Phänomen ist offenbar ein weniger sicheres Zeichen physiologischer Thätigkeit, als man annimmt, und kann unter Umständen auch selbständig, ohne gleichzeitige Nerventhätigkeit, vorhanden sein“ [1]).

Wohl zu beachten sind schliesslich die Erscheinungen des langsamen Absterbens des Nerven. Die Vorgänge dabei sind analog denen bei der Curaresirung oder bei der Nervenermüdung. Hier erfolgt, wie allgemein anerkannt, der Absterbeprocess vom Centrum zur Peripherie hin, weshalb an einem bestimmten Zeitpunkte des Absterbens des Nerven Reizung seines centralen Endes keine Muskelcontractionen auslöst, während negative Schwankung in der ganzen Länge des Nerven vorhanden ist. Augenscheinlich ist die negative Stromschwankung auch hier nicht bedingungslos gebunden an ein physiologisches Functioniren, denn sonst dürfte sie nicht auftreten zu einer Zeit, wo eine functionelle Thätigkeit im Nerven bereits nicht vorhanden ist. Es gibt augenscheinlich bestimmte Veränderungen des Nerven, wobei die functionelle Thätigkeit verloren geht, während gleichzeitig negative Schwankungen fortbestehen. Hieraus folgt wiederum, dass die galvanometrischen Erscheinungen mit dem Vorgange der Nervenleitung nicht identisch sind.

Was im besonderen den Erregungszustand der thätigen Zellapparate betrifft, so deuten die vorhandenen Untersuchungen mit Entschiedenheit auf das Walten eines bestimmten Chemismus während der Erregungsperiode der Nervenzelle. Bestätigt wird dies durch das Auf-

1) Herzen, a. a. O. S. 10.

treten saurer Reaktion in der thätigen grauen Rindensubstanz, durch Steigerung ihrer Temperatur und entsprechende Veränderungen des Stoffwechsels, endlich durch unmittelbaren Nachweis mikroskopischer Veränderungen der Zellen in Thätigkeit befindlicher Nervengebiete.

Wie bei jeglichem Stoffwechsel müssen auch in der Nervenzelle zwei Phasen chemischer Veränderungen durchlaufen werden, bestehend in Vorgängen der Zersetzung und Vorgängen der Synthese, die beide offenbar in innigster Wechselbeziehung mit einander stehen. Die Zersetzungsprocesse sind offenbar verbunden mit Umwandlung potentieller Energie in die lebendige Energie der Wärme, der Molekulararbeit etc. Die Vorgänge der Synthese führen zu Verbrauch lebendiger Energie, zur Bindung von Electricität u. s. w. und solchergestalt zur Entwickelung potentieller Energie. Es versteht sich von selbst, dass beide Phasen der Nervenzellenthätigkeit überall Hand in Hand mit einander gehen, so jedoch dass in verschiedenen Momenten der Zellthätigkeit bald die eine Phase, bald die andere überwiegen kann. Im Allgemeinen aber gehört zur Nerventhätigkeit ein gewisses Ueberwiegen der synthetischen Phase; Erschöpfung der Nervenzelle dagegen setzt voraus ein Ueberwiegen der Zersetzungsvorgänge.

Die Veränderungen, welche die Structur der Nervenzelle bei ihrer Thätigkeit erleidet, ist bereits mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen, doch hat man dabei nicht genügend berücksichtigt, ob es sich im Einzelfalle um normale Nerventhätigkeit oder um solche bereits erschöpfter Nervenzellen handelte. Dies scheint für die Mehrzahl der erwähnten Untersuchungen zuzutreffen. Am bedeutungsvollsten sind in dieser Beziehung die Untersuchungen von Koribut-Daskiewicz, Hodge, Vas, Lambert, Mann und Anderen. K.-Daskiewicz machte Versuche an Fröschen und beobachtete bei faradischer Reizung des VIII. Spinalnerven die dabei auftretenden Veränderungen im Vergleiche mit dem Zustande des nicht gereizten Froschrückenmarkes. Die Zellen wurden mittelst der vierfachen Färbung von Gaule behandelt. Es fanden sich Veränderungen der Zellkerne, und zwar erschien die Anzahl der mit Safranin sich färbenden Kerne um das 3,31-fache vermehrt auf Kosten der Hämatoxylinkerne (d. h. der mit Hämatoxylin sich färbenden), ja in der Höhe des Eintrittes des Nerven betrug die Zunahme das 3,66fache.

Hodge reizte mit dem faradischen Strome die Spinalganglien durch die hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven und prüfte sodann die Zellveränderungen bei Behandlung der Präparate mit Osmiumsäure oder nach Gaule. Er untersuchte ferner die Ganglia cephalica von Bienen, Schwalben und anderen Thieren nach nächtlicher Ruhe und nach Bewegungen. Nach vollzogener Reizung wurden folgende, wahrscheinlich als Ermüdungserscheinungen zu deutende Veränderungen ge-

funden: Das Volum des Zellprotoplasma zeigte nur eine minime Abnahme, die Osmiumsäurefärbung war schwächer und im Protoplasma erwiesen sich Vacuolen. Was die Kerne betrifft, so fand Hodge analoge Veränderungen ihrer Färbbarkeit, wie Daskiewicz. Er glaubt aber, dass gereizte Kerne mit Hämatoxylin färbbar sind, wobei sie dunkler als der Zellkörper, contrahirt und in ihrem Volum verschmächtigt erscheinen.

F. Vas reizte mit dem faradischen Strome beim Kaninchen eines der oberen Ganglien durch die Nerven hindurch während 15 Minuten in 3 cm Abstand vom Ganglion. Er kommt auf Grundlage seiner Untersuchungen zu dem Schlusse, dass weder die Zellkörper, noch auch die Kerne ihre Dimensionen verändern, dass beide vielmehr, ganz im Gegensatze zu den Befunden Hodge's, auf der gereizten Seite an Volumen zunehmen. Er bemerkte dabei, dass die im Umkreise des Kernes sich anhäufenden Chromatinkörperchen peripheriewärts hinausrücken, wodurch der centrale Theil der Zelle heller erscheint. Aber auch der Kern selbst erfuhr eine Verlagerung gegen die Peripherie hin. Es ist jedoch, wie auch Vf. selbst glaubt, nicht anzunehmen, dass diese Befunde im Sinne einer Abnahme der Chromatinsubstanz im Gefolge des thätigen Zustandes der Zelle zu deuten wären.

Zu den gleichen Ergebnissen gelangte im Allgemeinen auch Lambert bei einer Prüfung der Befunde von F. Vas, doch konnte er sich von einer Grössenzunahme der Zelle und des Zellkernes nicht überzeugen.

Lugaro untersuchte die sympathischen Ganglien auf ganz ähnliche Weise wie Vas. Seine Versuche führten zu dem Ergebnisse, dass eine gereizte Zelle zunächst an Umfang zunimmt, später aber in Folge von Ermüdung abnimmt. In ähnlicher Weise verändern Kern und Kernkörperchen ihre Grösse. Die Grössenzunahme ist nach Lugaro bedingt durch lebhaftere Plasmaaufsaugung und Anfüllung der interfibrillären Räume. Unverändert erwies sich die relative Lage von Kern und Kernkörperchen in der Zelle. Der Kern nimmt, entgegen den Beobachtungen von Vas, centrale Lage ein. Eine Verlagerung der Chromatinsubstanz nach der Peripherie hin und eine Verringerung ihrer Masse im Kernumkreise ist Lugaro nicht aufgefallen.

Bei einer Vergleichung der Retinazellen im belichteten und im unbelichteten Auge fand Pergens im ersten Falle fast in allen Schichten Abnahme des Chromatins und zugleich Verschmächtigung der Zellen der gangliösen Schicht.

G. Mann untersuchte sympathische, motorische und sensible Zellen. Mit Vas findet er Grössenzunahme der Zellen und Kerne, nicht aber konnte er periphere Lagerung der Chromatinkörner beobachten. Die Aufhellung des centralen Theiles des Zellprotoplasma erklärt er durch

Anhäufung von Lymphe im Innern der Zelle bei ihrer Thätigkeit und dadurch, dass der färbbare Theil des Protoplasma Veränderungen seiner Zusammensetzung erleidet, wobei möglicherweise ein Aufbrauch von Chromatinkörperchen stattfindet. Ausserdem eruirte G. Mann, dass das Hyaloplasma des Kerns einer gereizten Zelle ungefärbt bleibt im Gegensatze zu dem Hyaloplasma ungereizter Zellen. Die Chromatinsubstanz des Kerns nimmt ein wenig ab, das Kernkörperchen dagegen etwas zu und wird zugleich blass. Die Zelle selbst vergrössert sich, wodurch die pericellulären Räume enger werden. Bei einer durch viele Stunden fortgesetzten Reizung werden die Kerne dunkler und beginnen sich etwas zu contrahiren, meist aber nur an einer Seite. Die Zahl der Chromatinkörperchen erschien verringert und diese selbst blasser geworden.

Behufs Untersuchung der motorischen Zellen benutzte G. Mann Hunde, die theils ruhig gehalten, theils einer zehnstündigen Muskelarbeit unterworfen wurden. Wie sich dabei herausstellte, erschienen die Zellen der motorischen Zone der Gehirnrinde arbeitender Hunde blasser, wiewohl die interfibrilläre Substanz gefärbt war, die Zellkerne vergrössert, wie gequollen, das Hyaloplasma derselben dagegen ungefärbt. Ebenso blass fanden sich die Zellen des Lendenmarkes, die Chromatinkörner blasser gefärbt und von geringerem Umfange. Die Kerne erschienen stark geschrumpft, lebhaft gefärbt und homogen. Endlich stellte G. Mann eine Reihe von Versuchen über das Verhalten der Nervenzellen der Retina an, wobei dem Versuchsthiere das eine Auge auf 12 Stunden verdeckt, das andere dem Licht ausgesetzt wurde. Er fand nun die Zellkerne der belichteten Netzhaut verkleinert und blass, die Chromatinkörperchen der Zellen geschrumpft und sternförmig umgestaltet. Auf Grund seiner umfassenden Untersuchungen kommt G. Mann zu dem Ergebnisse, dass die während des Ruhezustandes der Zelle sich anhäufende Chromatinsubstanz während der Thätigkeit verbraucht wird, wobei gleichzeitig die Zelle in allen ihren Bestandtheilen (Körper der Zelle, Kern und Kernkörperchen) an Grösse zunimmt. Es entwickeln sich an allen Zellarten: motorischen, sensiblen und sympathischen die gleichen Veränderungen. Ermüdung der Nervenzellen äussert sich durch Contraction des Kerns und des Zellkörpers und durch Bildung einer diffusen Chromatinsubstanz im Zellkern.

Pugnat stellte Untersuchungen an jungen Katzen an, bei denen er mittelst des faradischen Stromes die Spinalganglien von den Nerven aus reizte. Die Veränderungen, welche er im Gefolge solcher Reizung bezw. eingetretener Ermüdungszustände beobachtete, bestanden in Verkleinerung der Zellen, Schwund der Chromatinsubstanz des Protoplasma, gleichmässiger Verkleinerung des Zellkernes, welch' letzterer jedoch nach Pugnat keine Verlagerung nach der Peripherie hin erleidet.

Pugnat konnte dabei eruiren, dass stärkere und kurzdauernde Ströme lebhaftere Veränderungen hervorrufen, als schwächere aber länger anhaltende Ströme.

Endlich erwähnen wir hier die Untersuchungen von Magini und Valenza, die sich auf das electrische Organ von Torpedo beziehen.

Magini untersuchte das electrische Organ bei jugendlichen Torpedineen, die noch keine electrischen Entladungen aufwiesen, ferner bei erwachsenen Exemplaren, die langsam an der Luft starben und endlich bei solchen, die in voller Lebensfrische getötet worden waren. Im ersten und zweiten Falle besassen die Zellkerne centrale Lagerung, im dritten Falle schienen sie in der Richtung zum electrischen Nerven verlagert, und dies hält Magini für einen Ausdruck des thätigen Zustandes der Zellen im electrischen Organ.

Valenza fand keinerlei Veränderungen an den Zellen des electrischen Organes nach andauernder Reizung des electrischen Nerven. Dagegen nach unmittelbarer Reizung mit starken electrischen Strömen beobachtete er zweierlei Veränderungen, die von der grösseren oder geringeren Entfernung der Reizungsstelle in Abhängigkeit stehen. In den Fällen, wo der Reiz unmittelbar applicirt ward, verkleinerte sich der Zellkern und in seinem Centrum häufte sich eine grosse Masse Chromatinsubstanz. Etwas weiter von der Reizungsstelle erschienen die Kerne grösser und die Chromatinanhäufungen fanden sich näher zur Zellmembran.

F. Pick reizte die Rindencentra einer Hemisphäre bei narkotisirten Thieren und untersuchte dann den entsprechenden Theil des Rückenmarkes nach Nissl unter Vergleichung der gereizten Seite mit der nicht gereizten. Er betont das feinkörnige Aussehen der Zellen, bedingt durch Zerfall der Chromatinsubstanz, sodann Grössenzunahme des Kerns und Kernkörperchens.

Von neueren nach der Nissl'schen Methode ausgeführten Arbeiten ist endlich besonders belangreich diejenige von Joseph Luxenburg[1]). Er eröffnete Hunden und Kaninchen in der Narkose den Wirbelkanal und machte zwei Einschnitte in das Rückenmark wovon der eine die rechte Seite von der linken trennte, der zweite quer verlief und Beeinflussung durch das Gehirn ausschloss. Sodann wurde einer der Cruralnerven blossgelegt und mit einem faradischen Strome von solcher Stärke gereizt, dass in der gereizten Extremität gut ausgesprochene Contractionen auftraten. Die Reizung wurde während einer Stunde fortgesetzt, wobei nach Verlauf von je fünf Minuten dem Nerv eine ebenso lange Ruhepause gewährt wurde. Nach Beendigung der Versuche wurden die Thiere durch einen Schnitt unter der Medulla oblon-

1) J. Luxenburg, Neurolog. Centralbl. 1899, Nr. 14.

gata sofort getötet, das Centralnervensystem in die Fixationsflüssigkeit gebracht und schliesslich grösstentheils nach der Nissl'schen Methode gefärbt. Die Ergebnisse dieser Versuche lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1) In der Chromatinsubstanz motorischer Zellen des Rückenmarkes finden sich Vorräthe potentieller Energie.

2) Der Zustand der Thätigkeit motorischer Zellen wird begleitet von morphologischen Veränderungen, welche als Zerfall der Chromatinsubstanz zum Ausdrucke kommen.

3) Die Grösse des Zellkörpers und des Zellkernes während der Thätigkeit bleibt im Allgemeinen unverändert. Die Kernkörperchen nehmen an Umfang zu.

4) Die Lage des Kerns zum Zellkörper erleidet keine Veränderungen.

5) Die Protoplasmafortsätze nehmen Antheil an der Thätigkeit der Nervenzelle.

6) Der Zustand der Zellermüdung wird begleitet von weiteren Veränderungen der chromatischen und achromatischen Substanz.

Im Allgemeinen wird man im Hinblicke auf die Ergebnisse neuerer mit feineren Untersuchungsmethoden ausgeführter Erhebungen nicht zweifeln dürfen, dass die wesentlichsten Veränderungen der Nervenzellen während ihrer Thätigkeit bezw. im Zustande der Ermüdung zu suchen sind in Verbrauch der Chromatinsubstanz der Zelle und ihrer Protoplasmafortsätze, welche, wie Luxenburg mit Recht hervorhebt, Vorräthe latenter Energie der Nervencentra in sich beherbergen.

Weitere Veränderungen bestehen in Grössenzunahme des Zellkerns und Kernkörperchens, doch sind diese Veränderungen gegenüber den vorigen offenbar durch geringere Beständigkeit ausgezeichnet. Sie finden wohl ihre Erklärung in lebhafterem Zufluss von Nahrungssäften zu der thätigen Zelle (synthetische Phase), wobei alle Bestandtheile der Zelle mehr oder weniger deutlich anschwellen.

Ersichtlich bildet die Chromatinsubstanz den am meisten activen, sozusagen den arbeitenden Theil der Zelle, der in sich Vorräthe von Nervenenergie beherbergt. Erinnert man sich nun, welche hervorragende Rolle dem Kern bei der Zellvermehrung und Zellernährung zufällt, so wird man in der Chromatinsubstanz den am meisten charakteristischen Bestandtheil des Protoplasma der Nervenzelle erkennen, da der faserige Theil dieses Protoplasma unzweifelhaft eine Fortsetzung ist jener Fibrillen, die man auch im Achsencylinder vorfindet, und demgemäss einen Leitungsapparat der Zelle darstellt. Es übt also das Zellprotoplasma, indem es im Zustande der Thätigkeit gewisse Veränderungen erleidet, einen Einfluss auf die in der Zelle vorhandenen

fibrillären Bestandtheile, die sich weiterhin im Achsencylinder bis zu dessen Endverzweigungen fortsetzen.

Es unterliegt demgemäss keinem Zweifel, dass an den Nervenzellen während der Zeit ihrer Erregung vor allem chemische Vorgänge in Frage kommen, und hieraus folgt weiterhin, dass die Nervenerregung, die sich darstellt als Inbegriff der Thätigkeit der Nervenzelle, ihrem Wesen nach einem chemischen Vorgange entspricht, der sich in fast handgreiflicher Deutlichkeit an dem färbbaren Theile des Protoplasma der Nervenzelle bezw. an den sog. Nissl'schen Körpern abspielt.

Es ist ferner die Annahme wohl begründet, dass auch die peripherischen Endigungen sensibler Nerven, die am häufigsten als modificirte Epithelien erscheinen, Apparate darstellen, in denen während der Perception ebenfalls Vorgänge chemischer Art eine Rolle spielen, und dass diese chemischen Vorgänge ihren Einfluss auf die darunterliegenden peripheren sensiblen Fasern übertragen. Mehr als wahrscheinlich ist sodann, dass der Grundprocess der Absorption der freien electrischen Energie der Nervenfaser ein Vorgang chemischer Natur sei, der in der Substanz der Nervenzelle oder in einem peripheren Apparate sich abspielt und die Grundlage der specifischen Erregung derselben ausmacht. Es liegt in diesem Falle ein ganz analoges Verhältniss vor, wie bei der Entwickelung der electronegativen Schwankung in Folge von künstlicher Beschädigung des Nervengewebes, an welche sich chemische Zersetzungsvorgänge in dem afficirten Gebiete anschliessen. Unserer Auffassung nach sind also die chemischen Vorgänge, welche in den Zellen während ihrer Erregung auftreten und mit Absorption freier electrischer Energie der Nervenzellen und Nervenfasern einhergehen, Ursache der negativen Schwankung in diesen letzteren.

Da die Achsencylinder keine Chromatinsubstanz in sich enthalten, sondern nur aus Fibrillen bestehen, so deutet schon die Structur derselben auf einen wesentlichen functionellen Unterschied zwischen Zellen und Achsencylindern hin. Während die Zellen gewissermaassen als Vorrathskammern potentieller Energie erscheinen, haben die Achsencylinder die Bedeutung einfacher Leitungsbahnen, deren Aufgabe offenbar darin wurzelt, die Erregung möglichst ohne unnöthigen Verlust bis zu den Endverzweigungen des Achsencylinders fortzuführen, woselbst die Erregung auf das nächste Neuron übergeht, um hier eine Zelle in den Zustand der Thätigkeit überzuführen, d. h. ihre Energie durch Verbrauch ihres Chromatingehaltes freizumachen etc. So erklärt sich auf natürliche Weise die Thatsache, dass die electronegative Schwankung im Nerv mit einer Langsamkeit verläuft, welche der Bewegung des electrischen Stromes nicht eigenthümlich ist, denn ihre Geschwindigkeit wird unmittelbar bestimmt durch die Geschwindigkeit der in der

Nervenzelle sich abspielenden chemischen Vorgänge bezw. der synthetischen Phase des Stoffwechsels.

Um nun den gesammten Vorgang der Nervenerregung und die Verbreitung der Nervenimpulse auf der Bahn der Nervenfasern zu beleuchten, muss zunächst festgehalten werden, dass das Nervensystem sich darstellt als eine Summe einzelner Neurone, die gleich den Gliedern einer Kette durch einfachen Contact mit einander zusammenhängen, ja in manchen Fällen nur durch nahe Anlagerung der Endverzweigung des Nervenfortsatzes eines Neurons an die Dendriten und den Zellkörper des zweiten Neurons zu einander Beziehungen gewinnen. Wir können uns durchaus den Nervenstrom nicht vorstellen als eine Erregung, welche ununterbrochen eine Nervenbahn durchläuft als ein einheitliches Ganzes, dessen Theile in dem Verhältnisse gegenseitiger Berührung sich befinden. Schon allein der Umstand, dass die Neurone, deren Kette eine gegebene Leitungsbahn zusammensetzt, als völlig gesonderte physiologische Einheiten sich darstellen, zwingt zu der Annahme getrennter Nervenerregungen, die in einer Reihe kettenförmig verbundener aufeinander folgender Neurone zur Entwickelung kommen. Da die Neurone durch einfachen Contact, ja in manchen Fällen nur durch Anlagerung untereinander in Beziehung stehen, so ist eine ohne jede Unterbrechung längs der ganzen Kette der Neurone sich fortpflanzende Bewegung des Nervenstromes wohl nicht denkbar. Viel mehr begründet erscheint es, sich den Nervenstrom vorzustellen als bestehend aus einer Reihe von Erregungen, die selbständig in jedem einzelnen Neuron sich entwickeln, so jedoch, dass die Erregung eines Neurones sich in causaler Wechselbeziehung befindet mit den Erregungen aller übrigen Neurone der betreffenden Leitungsbahn, und dass sie Folge ist der Erregung des vorhergehenden und Ursache der Erregung des nachfolgenden Neurons. Kurz, wir stellen uns den Nervenstrom vor als eine Reihe nach einander in der Neuronkette entstehender Erregungen, welche successive durch einander bedingt erscheinen.

Urquell der Bewegung des Nervenstromes ist selbstverständlich irgend ein Impuls, sei es an der Peripherie in Gestalt einer physikalischen Einwirkung auf percipirende Nervenapparate, sei es in den Nervencentren in Gestalt einer spontan durch den Chemismus des Blutes bedingten Erregung oder einer Erregung in Folge eines Impulses, der von der Peripherie kommend im Centrum eine Summe latent daliegender potentieller Energie frei werden liess. In beiden Fällen geräth die Energiespannung der successive auf einander folgenden Nervenelemente aus dem bisherigen Gleichgewichte und dies wird zur Ursache der Weiterverbreitung jener Nervenerregung durch die Reihe der Neurone.

Bei centrifugaler Ausbreitung der Erregung führt die chemische

Reaktion in der centralen Nervenzelle ebenfalls zu Verbrauch electrischer Energie im ganzen Neuron, und dies bedingt eine Gleichgewichtsstörung zwischen Endverzweigung des centralen Neurons und der Zelle des nächstfolgenden Neurons, in welchem dementsprechend eine specifische Reaktion eintritt, die wiederum zur Absorption electrischer Energie führt u. s. w., bis schliesslich die Erregung zur Muskelfaser gelangt, zwischen welcher und den Verzweigungen des letzten Neurons eine electrische Entladung stattfindet, die schliesslich eine Muskelcontraction auslöst.

Ob nun eine Erregung in centripetaler oder in centrifugaler Richtung sich fortpflanzt, immer kann sie auch den seitlichen Weg der Collateralen einschlagen und so Gebiete mit erregen, die mit der Hauptleitungsbahn durch Collateralen in Zusammenhang stehen.

Da die Erregung eines jeden Neurons einen selbständigen Vorgang darstellt, so wird man, was sonst völlig unverständlich, leicht ermessen, dass manchmal verhältnissmässig wenig ausgedehnte Anhäufungen grauer Substanz weite Nervengebiete in Erregung versetzen können. Man denke nur an die vielseitige Thätigkeit des verschwindend kleinen motorischen Vago-glossopharyngeuskernes, die gänzlich unerklärt dastände, wenn immer ein und der nämliche Nervenstrom sich nach verschiedenen Richtungen ausbreitete. Dagegen fallen alle Schwierigkeiten hinweg, wenn wir annehmen, dass zur Erregung entlegener Nervengebiete ein äusserer mit den Fasern des Vagus ankommender Reiz ausreicht, um einen selbständigen Erregungsvorgang in den der Thätigkeit dieser Nerven untergeordneten Nervenganglien auszulösen. Es erscheint dabei durchaus nicht nothwendig, dass jede einzelne Zelle den Nervenimpuls weiter fortpflanze, denn hierzu bedürfte es in den zuführenden Nerven einer ebenso grossen Anzahl von Nervenfasern, als in dem entsprechenden peripherischen Ganglion vorhanden sind. Im Gegentheil, bei den zwischen den Nervenzellen der einzelnen Ganglien bestehenden cooperativen Wechselbeziehungen, die bedingt sind durch mehr oder weniger innige Durchflechtung der Protoplasmafortsätze (ja in manchen Fällen findet sich an der Peripherie bekanntlich eine netzförmige Anordnung der Zellelemente) braucht der Strom der Nervenenergie nur einige der Elemente zu berühren, damit die Erregung sich nach und nach auf alle oder doch auf die Mehrzahl der in dem Ganglion vorhandenen Nervenzellen ausbreite.

Unserer Auffassung nach kann somit unter Umständen die Fortleitung einer Nervenerregung von Zelle zu Zelle durch die ineinandergreifenden Dendriten vermittelt werden, ein Verhalten, welches die cooperative Thätigkeit mehrerer der gleichen Function dienender Zellen begünstigen würde. Auf die Möglichkeit einer solchen cooperativen Thätigkeit habe ich bereits 1896 auf Grund gewisser Thatsachen der Patho-

logie hingewiesen [1]). Es ist auch unschwer zu erkennen, dass bei der Beweglichkeit der Zelldendriten die gegenseitigen anatomischen Beziehungen zwischen nachbarlichen Neuronen schon unter physiologischen Verhältnissen mehr oder minder erhebliche Schwankungen aufweisen können, welche die Verbreitung des Nervenstromes von Neuron zu Neuron zu hemmen vermögen (Diélectriques von Binet-Sanglé). In pathologischen Fällen vollends können diese Hemmungen die Grenzen des Physiologischen weit überschreiten und solchergestalt eine ganze Reihe pathologischer Zustände, wie Zittern, Krämpfe, Bewusstlosigkeit u. s. w. bedingen.

Da die ganze Aufgabe einer Nervenfaser darauf hinzielt, Energie vom Anfangsstück eines Neurons, also von einer Zelle bis zur nächsten Zelle unter möglichst geringen Verlusten fortzuleiten, so muss der nackte Achsencylinder offenbar besonderer Schutzeinrichtungen bedürfen, die jeden unnöthigen Energieverlust während der Leitung verhindern. Dieser Schutz besteht an der Nervenfaser in Gestalt einer Reihe schlecht leitender Scheiden, die sie rings umhüllen (Axolemm und Markscheide in den Centren, an der Peripherie ausserdem die Schwann'sche Scheide) und gleichzeitig zur Isolirung der Stromleitung im Nerven dienen. In den Nervencentren übrigens wird die Aufgabe der Isolirung anscheinend auch von der Neuroglia übernommen, die gleich der Grundlage der Markscheide sich als Horngebilde darstellt. In den Nervencentren bedürfen einer Isolirung nicht bloss die Fasern, die zumal beim Austritt aus den Zellen noch als nackte Achsencylinder erscheinen, sondern auch die Zellen mit ihren Protoplasmafortsätzen. Hier entfällt die Aufgabe des Schutzes vor übermässigem Energieverlust und zugleich die Aufgabe der Leitungsisolirung auf die Neuroglia und ihre feinkörnige Substanz, welche die Nervenzellen und ihre Fortsätze überall umhüllt.

Wie aus vorstehenden Darlegungen ersichtlich, erblicken wir die Grundlage der Nervenerregung und der Verbreitung von Nervenimpulsen in chemischen Zellvorgängen, die eine negative Schwankung des electrischen Stromes in der hinzugehörigen Nervenfaser auslösen. Wir können aber zugleich nicht umhin, die innigen Wechselbeziehungen, welche zwischen chemischen und electrischen Erscheinungen obwalten, hervorzuheben. Die Grundlage der chemischen Vorgänge und speciell auch jener Molekularprocesse, die wir in der Zelle voraussetzen, ist zweifellos zu suchen in electrischer Energie, denn Electricität erscheint als Ursache und zugleich als Folge aller Molekularvorgänge (Osmose, Diffusion, Filtration, Capillarität etc.), die unzweifelhaft in den Nervenzellen eine Rolle spielen.

1) W. Bechterew, Neurolog. Centralbl. 1896.

Bekanntlich stellt sich die frühere Molekular- oder atomistische Chemie gegenwärtig im wesentlichen als Electrochemie dar. Die chemische Reaktion und das Wesen der chemischen Affinität wird heutzutage nicht mehr, wie früher, als Adhäsion von Molekülen bestimmt, sondern als Jonen, die als Atomcomplexe von bestimmter electrischer Spannung erscheinen. Eine theoretische Chemie ohne Electrochemie kann deshalb nicht mehr gedacht werden [1]). Auch der Chemismus der im Erregungszustande befindlichen Nervenzelle ist offenbar bedingt durch Störung des molekular-electrischen Gleichgewichtes der Zelle. Von solchem Standpunkte aus wird man sich die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem chemischen Vorgange, der in der Zelle im Zustande ihrer Erregung Platz greift, und dem physikalischen Vorgange der Leitung des Nervenstromes dem Verständnisse noch näher bringen können. Hier wie dort haben wir es zu thun mit electrischer Energie, die im ersten Falle als Factor und Erreger des chemischen Vorganges in der Zelle erscheint, im zweiten Falle aber auf dem Wege successiven Energieverbrauches die Uebertragung der Nervenimpulse von Neuron zu Neuron übernimmt. Es muss also zwischen beiden Vorgängen im physiologischen Zustande ein derartiger inniger Zusammenhang bestehen, bei welchem die im Nerven während der Stromleitung entstehenden electrischen Erscheinungen Anstoss geben zu einer Störung des electrischen Zellgleichgewichtes und somit zur Entwickelung einer specifischen Reaction in der Nervenzelle, die als chemischer bezw. physikalisch-chemischer Vorgang zu betrachten ist. Hinwiederum muss die specifische Reaction in der thätigen Zelle Anstoss geben zum Auftreten electrischer Erscheinungen im Nerven, da es chemische Processe ohne Störung des electrischen Gleichgewichtes und somit ohne Entwickelung electrischer Schwankungen nicht gibt.

Zweifellos beherbergt das Nervensystem ausserordentliche Vorräthe von Energie in sich, theils in Folge der ungemeinen Complicirtheit seiner chemischen Constitution, theils dank dem vorzüglichen electrischen Leitungsvermögen des Nervengewebes und speciell der Nervenfasern. Diesem letzteren Umstande zufolge vollzieht sich im Verlaufe aller biologischen Vorgänge an den Körpergeweben gewissermassen ein Abfluss freier Electricität längs den Nervenleitungen zu den Centralorganen des Nervensystemes. Von electrischen Erscheinungen begleitet sind, wie wir wissen, sämmtliche beständig am Körper sich abspielende Molekularvorgänge, wie Osmose, Diffusion, Capillarität, Filtration, ferner Blut- und Lymphbewegung in den Geweben, Veränderung der Oberflächenspannung, sowie alle chemischen Processe in den Körpergeweben. Die solchergestalt frei werdenden Massen electrischer Energie sowie die

1) Kohn, Studien und Versuche über physiologische Electrochemie. 1899.

beständig im Nervengewebe sich abspielenden nutritiven Restitutionsprocesse ersetzen, indem sie in centripetaler Richtung die Bahn der Nerven durchlaufen, den ständigen Energieverbrauch, der in den Nervencentren durch ihre Thätigkeit bedingt wird. Solvay hat vielleicht Recht, wenn er die Muskeln im Hinblicke auf die so lebhaften Oxydationsvorgänge in denselben als Hauptquelle unserer Körperelectricität betrachtet, so zwar, dass die in den Muskeln frei werdende Electricität auf der Bahn der Nerven den im Zustande der Thätigkeit befindlichen Nervencentren zufliesst, um hier allmählich in potentielle Energie überzugehen [1]).

Andererseits dienen alle Eindrücke der Aussenwelt, seien sie nun mechanischer (Erschütterung, Stoss, Druck, Stich etc.) oder physikalischer Art (Licht-, Electricitäts-, Schallwellen bezw. Wärme) oder seien es chemische Vorgänge (Spaltungen, Synthesen, Umsetzungen, Zerstörungen etc.), die in Folge äusserer Einflüsse in unseren Sinnesorganen auftreten, auf dem Wege der Verwandlung der Kräfte zur Entwickelung von Energie in unseren Sinneswerkzeugen. Soweit diese Energie durch den Chemismus unserer Sinneswerkzeuge selbst nicht ganz verbraucht wird, wird sie längs den Nervenbahnen den Centralorganen unseres Nervensystemes zugeführt, wo unerschöpfliche Energievorräthe sich häufen in Gestalt complicirter chemischer, insbesondere Eiweissverbindungen, die im Ueberschusse in den centralen Nervenzellen beherbergt werden und ausserordentlich leicht in Folge äusserer Anlässe zum Zerfalle geneigt sind.

Naturgemäss unterliegt der ausserordentliche Energievorrath der Nervencentra beständigem Verbrauche zum Unterhalte der Muskelarbeit, der thierischen Wärme, der secretorischen und trophischen Functionen. So entsteht ein ununterbrochener Kreislauf von Energie im lebenden Organismus. Bei jenem Verbrauche hinterbleibt aber unter allen Umständen ein beträchtlicher Energievorrath in unseren Nervencentren als Reserve für bestimmte Bedürfnisse des Organismus. Diese beständige Reserveenergie unserer Nervencentra bedingt nun das active Verhalten der Geschöpfe gegenüber der Umgebung, denn in jedem beliebigen Zeitpunkt kann sie unter entsprechenden äusseren Umständen in jene lebendige Energie übergehen, die wir im früheren bedingungsweise als latente Energie bezeichnet haben.

Obige Darstellung ergiebt nun, dass diese Energie sich äussert in Gestalt electrochemischer Veränderungen in den Centren und im

---

1) Der sog. Muskeltonus ist im wesentlichen nichts anderes als dauernde Aufrechterhaltung der Muskelerregung in Folge ununterbrochenen Zuflusses centripetaler Impulse von den Muskeln zu unseren Centren, von wo sie reflectorisch längs centrifugalen Bahnen zum Muskelsysteme zurückkehren.

Nervensystem überhaupt, welches bei den höheren Thieren einen Vermittelungsapparat zwischen Organismus und umgebender Natur darstellt, und dass sie neben den in unseren Centren sich abspielenden materiellen Vorgängen gleichzeitig Anlass gibt zum Auftreten gewisser subjectiver Zustände, die man gemeinhin als Seelenerscheinungen oder Innenerscheinungen bezeichnet. Diese subjectiven Zustände, die als eine Reihe nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschiedener Innenerscheinungen unmittelbar zur Apperception gelangen, sind es, die uns ein subjectives Erkennen der Aussenwelt ermöglichen, da objectiv verlaufenden quantitativen Veränderungen der Aussenwelt immer bestimmte electrochemische Reaktionen im Nervengewebe entsprechen, welche gleichfalls bestimmte, aber in verschiedenen Fällen qualitativ ungleiche Innenerscheinungen auslösen. Da nun die qualitative Verschiedenheit der Innenerscheinungen bedingt wird nicht allein durch die Natur der auf den Organismus einwirkenden äusseren Agentien (mechanische, akustische, optische etc. Reize, denen Tast-, Gehörs- bezw. Gesichtswahrnehmungen entsprechen), sondern auch durch die Art des Verhaltens des Aussenreizes zu der Natur des Organismus selbst (z. B. zerstörende, dem Organismus schädliche Einwirkungen, denen unangenehme Allgemeingefühle entsprechen, oder vortheilhafte, dem Wohl des Organismus förderliche Agentien, welche in ihm angenehme Gemeingefühle auslösen), so ist ersichtlich, dass diese qualitativen Verschiedenheiten der Innenerscheinungen, die als unmittelbarer Index der entsprechenden electrochemischen Reactionen des Nervengewebes auftreten, ein zweckmässiges Verhalten des Organismus zu dem umgebenden Milieu gewährleisten. Da die Grundlagen zur Entwickelung subjectiver Erscheinungen unter dem Einflusse electrochemischer Reactionen nicht nur in dem Nervengewebe höherer Geschöpfe, sondern schon im Protoplasma von Thieren, die kein Nervensystem besitzen, vorhanden sind, so erscheint es natürlich, dass jenes zweckmässige Verhalten zu der Umgebung schon auf den ersten Stufen organischen Lebens Platz greift.

Die electrochemischen Reactionen des Nervengewebes sind mittelst genauer wissenschaftlicher Vorrichtungen verfolgbar (Abweichung der Nadel des Multiplikators, Temperaturerhöhung, saure Reaction, materielle Veränderungen des Nervenzellprotoplasma, des Nervenzellkernes u. s. w.). Die Frage aber: worin die Ursache bestehe, dass die electrochemischen Erscheinungen im Nervensystem der höheren Thiere (bezw. im Protoplasma der Protisten) neben materiellen Veränderungen zur Entwickelung der subjectiven Vorgänge des Bewusstseins Anstoss gibt, vermag uns die wissenschaftliche Forschung heute ebensowenig zu beantworten, wie die Frage nach dem Wesen der Energie überhaupt. Seit menschliches Denken dem Ursprunge von Weltall, Leben und Bewusstsein nachgeht,

sind wir nicht um Haaresbreite dem Begriffe der Energie oder Kraft näher gekommen. Doch leitet der Weg der Beobachtung zu dem Schluss, materielle Veränderungen des Nervensystemes und subjective Erscheinungen des Bewusstseins seien nicht bloss zwei einander parallele Reihen von Erscheinungen, die untereinander bestimmte Wechselbeziehungen aufweisen, sondern seien bedingt durch ein besonderes actives Princip, welches in Gestalt electrochemischer Erscheinungen im Organismus und besonders im Centralnervensystem desselben sich äussert und welches, wie alle Thatsachenanalyse bezeugt, auch den Lebensvorgängen des Organismus zu Grunde liegt: Leben kann nicht gedacht werden ohne eine actives Princip. Neben Lebensprocessen begegnen wir dabei subjectiven Zuständen des Bewusstseins, die bis zu einem gewissen Grade als innere Zeugen äusserer Wechselbeziehungen zwischen Organismus und umgebender Natur auftreten. Dies befähigt den Organismus mit Hilfe der ihm innewohnenden Energie in zweckmässigster und für sich selbst vortheilhaftester Weise auf Einflüsse der Aussenwelt zu reagiren.

Es bleibt dabei das Wesen der Sache unberührt, ob wir nur allein die höchsten Geschöpfe mit ihren mehr oder minder zusammengesetzten Nervenapparaten oder auch die einfachsten eines Nervensystemes noch gänzlich entbehrenden Organismen und vollends die Pflanzenwelt unserer Betrachtung zu Grunde legen. Unzweifelhaft bildet auch hier die Grundlage des activen Verhaltens des Organismus zu der umgebenden Natur die gleiche Energie, die zwar bei niedersten Geschöpfen und Pflanzen eines eigenthümlichen concentrirenden Apparates in Gestalt eines Nervensystemes enträth, der aber in allen Theilen derartiger Geschöpfe eine Entwickelungsstätte bereitet ist. Auch hier tritt sie äusserlich hervor in Gestalt entsprechender objectiver Veränderungen, innerlich in Gestalt der für alle Lebewesen charakteristischen Erscheinungen subjectiver Erregung und Reizbarkeit, die den Vorgängen der psychischen Erregung und den Reflexfunctionen bei höheren thierischen Organismen wohl vergleichbar scheinen.

Leben und Psyche entspringen jenem activen Princip, welches als electrochemische Energie zum Ausdrucke kommt und welches eine der Erscheinungsformen der einheitlichen allgemeinen Weltenergie darstellt. Solche Zurückführung von Leben und Psyche auf ein gemeinsames Princip, das zugleich die Gesetzmässigkeit aller Erscheinungen der Aussenwelt bestimmt, beleuchtet die Thatsache des ständigen Handinhandgehens oder des sog. Parallelismus zwischen psychischen und materiellen Veränderungen der Centra und jenes activen Verhaltens lebender Wesen zur umgebenden Aussenwelt, welches auf den verschiedensten Stufen des Lebens uns entgegentritt.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD UND **Dr. H. KURELLA**

IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

DRITTER BAND (HEFT 17—21).

Inhalt:

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902/1903.



GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XVII.

UEBER DAS PATHOLOGISCHE BEI NIETZSCHE

VON

PAUL JULIUS MÖBIUS.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Inhalts-Uebersicht.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**

IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

SIEBZEHNTES HEFT:

UEBER DAS PATHOLOGISCHE

BEI

NIETZSCHE

VON

PAUL JULIUS MÖBIUS.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

UEBER DAS PATHOLOGISCHE

BEI

NIETZSCHE

VON

PAUL JULIUS MÖBIUS.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Werdet hart!
Zarathustra.

Vorwort.

Der Aufforderung, etwas über die Krankheit Nietzsche's zu schreiben, bin ich nur zögernd nachgekommen, denn ich sah von vornherein, dass die Aufgabe schwierig und etwas dornig war. Insbesondere musste ich mir sagen, dass es dabei trotz des besten Willens nicht ohne Verletzungen von Gefühlen abgehen würde. Die Arbeit kann doch nur dann irgend einen Werth haben, wenn ohne alle Rücksicht auf das Nichtsachliche das Ziel, d. h. die richtige ärztliche Beurtheilung, angestrebt wird. Ein sachverständiges Gutachten kann nicht die Pietät im Sinne der Familie zum Führer nehmen. Ich habe mich bestrebt, nicht vom Pfade der Wahrheit abzuweichen und doch so wenig wie möglich zu verletzen. Auf jeden Fall thut es mir leid, wenn ich das und jenes sagen muss, was Anderen unangenehm ist, am meisten natürlich der Frau Dr. Förster gegenüber, die mir, als ich sie besuchte, freundlich entgegengekommen ist und mich zu den nöthigen Nachforschungen ermächtigt hat. Vielleicht gereicht es ihr zum Troste, dass gerade durch meine Darstellung die den Nahestehenden besonders peinliche Vermuthung, Nietzsche's Krankheit sei nur die Steigerung seiner Eigenthümlichkeit, beseitigt wird. Die Schwester hat uns zuerst gesagt, dass Nietzsche an progressiver Paralyse gelitten hat; weil diese eine exogene Krankheit ist, wird das Leiden zu einem von Aussen kommenden Unglücke, für das die Natur des Kranken nichts kann.

Zunächst musste ich die Werke Nietzsche's wiederholt lesen und mich durch die Nietzsche-Literatur durcharbeiten. Das war manchmal ein saures Stück Arbeit. Sodann habe ich, soviel wie ich konnte, mündliche Erkundigungen eingezogen und ich bin den Herren, die mich gütig unterstützt haben, herzlich dankbar. Es liegt in der Natur der

Angelegenheit, dass ich nicht alle Namen nennen kann, und auch das erschwert mir die Aufgabe, denn ich muss vom Leser verlangen, dass er mir manchmal ohne Citat glaube.

Ich habe keine Lust, eine neue Einführung in Nietzsche's Leben und Werke zu schreiben, und setze voraus, dass der Leser die Biographie und wenigstens die Hauptwerke kenne. Die Werke citire ich nach der Gesammtausgabe von 1896. Von den Büchern über Nietzsche habe ich nur wenige angezogen, aber die Nichterwähnten brauchen deshalb nicht zu glauben, dass ich ihre Sachen nicht gelesen hätte. Immer ist zu beachten, dass es sich hier um eine ärztliche Besprechung handelt und dass auf Meinungen nur soweit eingegangen wird, als es zum diagnostischen Zwecke nothwendig zu sein schien. Eine Auseinandersetzung mit allen Denen, die über Nietzsche's Pathologie schon etwas gesagt haben, schien mir ganz überflüssig zu sein.

Eine Zeit lang hatte ich die Absicht, zu warten, bis der Schlussband der Biographie erschienen wäre. Schliesslich musste ich mir aber sagen, dass dieser wesentlich Neues nicht enthalten kann. Er mag unsere Kenntnisse hie und da vervollständigen, aber an der Hauptsache kann er nichts ändern.

Nur das will ich noch bemerken, dass ich versucht habe, möglichst verständlich zu schreiben. Einzelnes freilich wird nur der sachverständige Arzt recht würdigen können, aber das schadet ja nichts. Manches, das jetzt besser nicht ausgesprochen wird, kann vielleicht später veröffentlicht werden.

Leipzig, im März 1902.

Paul Julius Möbius.

Inhalt.



Einleitung.

Friedrich Nietzsche, ein genialer Mensch, hat auffallende, vielfach anstössige Lehren vorgetragen und ist schliesslich geisteskrank geworden. Die harte Thatsache giebt zu denken und im Publikum, namentlich bei Denen, die an Nietzsche's Schriften keinen Geschmack finden können, ist vielfach die Meinung verbreitet, Nietzsche's Philosophie und seine Geisteskrankheit seien ursächlich verknüpft, entweder so, dass sein Philosophiren ihn am Ende verrückt machte, oder so, dass die in ihm schlummernde Geisteskrankheit sich zuerst durch wilde Gedanken kundgab. Beide Vermuthungen sind nicht zutreffend. Die erste kann überhaupt nur bei Laien Glauben finden, denn die ärztliche Erfahrung lehrt, dass niemals ein gesunder Mensch durch geistige Thätigkeit geisteskrank wird. Es geschieht in Romanen, im Leben aber nicht. Die andere Auffassung wird dadurch widerlegt, dass Nietzsche's Geisteskrankheit auf der von den Aerzten als progressive Paralyse der Irren oder Dementia paralytica bezeichneten, vom Publikum Gehirnerweichung genannten Erkrankung des Gehirns beruhte. Die progressive Paralyse ist, wie ich es auszudrücken pflege, eine exogene Krankheit, d. h. sie entsteht durch eine Einwirkung von aussen, dadurch, dass ein Gift in den Körper eindringt. Ist dies geschehen, so kann der Mensch an progressiver Paralyse erkranken, auch wenn er vorher ganz gesund war, und umgekehrt kann Niemand ohne jenes erkranken. Man kann also auf keinen Fall sagen, dass die Krankheit von vornherein in Nietzsche gesteckt habe, dass sie sozusagen aus seiner Natur herausgewachsen sei.

Der Nachweis, dass die Gehirnkrankheit exogen gewesen sei, thut freilich nicht dar, Nietzsche sei von vornherein ein gesunder Mensch gewesen. Es ist also noch eine weitere Untersuchung nöthig. Aus dieser ergiebt es sich, dass Nietzsche auf Grund erblicher Anlage abnorm war, dass er an Migräne litt und dass seine geistige Beschaffenheit disharmonisch war.

Beide Thatsachen, das Erkranken an progressiver Paralyse und die ursprüngliche Abnormität, sind ohne Schwierigkeit festzustellen. Dagegen ist es recht schwer, das, was dazwischen ist, zu erkennen.

Da nur ein Theil von Denen, die in der besonderen Weise geschädigt worden sind, an progressiver Paralyse erkrankt, kann man der Meinung sein, dass das Eintreten dieser durch die ungewöhnliche Gehirnbeschaffenheit einerseits, die Ueberreizung des Gehirns andererseits befördert worden sei. Die Erfahrung zeigt, dass ein Theil der Fälle diese Meinung unterstützt, dass in anderen Fällen auch Leute paralytisch werden, die von Haus aus ganz gesund waren und ihr Gehirn nie sonderlich in Anspruch genommen haben. Es ist also nichts Bestimmtes zu sagen, aber es kommt auch nicht viel darauf an, weil wir hier die Frage beiseite lassen können. Dagegen ist die andere Frage, nämlich die nach dem Zwischenreiche zwischen einfacher Instabilität und progressiver Paralyse, von der allergrössten Bedeutung. Sie ist sozusagen der Kern der ganzen Sache. Bestand die progressive Paralyse schon, als Nietzsche seine Schriften schrieb, wann hat sie begonnen und inwieweit hat sie seine Aussagen beeinflusst? Darauf kommt es an. Leider ist auch hier die wünschenswerthe Bestimmtheit nicht zu erreichen. Der Vorgang bei der progressiven Paralyse ist der, dass hauptsächlich bestimmte Bestandtheile der Grosshirnrinde allmählich absterben. Das Tempo aber ist sehr verschieden und der Arzt kennt zwischen der ganz chronischen Form und der sogenannten galoppirenden Paralyse viele Zwischenformen. Die ersten Anfänge freilich scheinen sich immer ganz langsam zu entwickeln und man kann annehmen, dass, ehe die Krankheit der Umgebung offenbar wird, immer eine lange Zeit der Entwickelung verflossen sei. Insbesondere ist es sicher, dass da, wo ein plötzlicher Zusammenbruch erfolgt, wie bei Nietzsche, schon lange vorher der Feind das Gebäude untergraben hat. In der That beweisen sehr viele Aeusserungen, dass Nietzsche schon vor dem paralytischen Anfalle in Turin die Zeichen der progressiven Paralyse darbot. Aber nun kommt erst die Schwierigkeit: wann hat es angefangen? Im Grunde wissen wir nie, wann die Paralyse anfängt. Wir wissen, dass deutliche Zeichen erst jahrelang nach dem Eindringen des Giftes auftreten, aber auch dieses Intervall ist von sehr wechselnder Grösse, denn es kann zwei bis drei, es kann auch fünfundzwanzig Jahre dauern. Bei Nietzsche handelte es sich um etwa fünfzehn Jahre. Aber deutliche Zeichen und erster Anfang, das ist nicht dasselbe. Wahrscheinlich liegen oft genug Jahre dazwischen. Es kann sein, dass anatomische Veränderungen im Gehirn den Abweichungen des seelischen Lebens vorausgehen, und wer nimmt diese wahr, wenn sie klein sind? Oft mag durch längere Zeit nur in dem Gebiete, das wir moralisches, ästhetisches Gefühl und so weiter nennen, eine leise Aenderung vorhanden sein. Dahin reichen unsere Methoden der Untersuchung nicht, und die Beobachtung der Verwandten und der Freunde thut es erst recht nicht. Dazu kommt die Verschiedenheit des Verlaufes: bald gehen die sogenannten körperlichen Zeichen (z. B. Ver-

änderungen der Pupillen oder Zittern) um Jahre den ersten seelischen Störungen voraus, bald machen diese den Anfang; bald zeigen sich erst Stimmungsänderungen, bald leidet zuerst das Gedächtniss, und so weiter. Bei Nietzsche liegen noch besondere Schwierigkeiten vor. Eine Untersuchung durch einen wirklich Sachverständigen hat vor dem Eintritte in die Baseler Klinik nicht stattgefunden. Wir sind also auf seine eigenen Aussagen und die spärlichen Angaben Derer, die mit ihm verkehrt haben, angewiesen. Sodann ist bei Nietzsche der Beginn der Paralyse nicht gegen einen normalen Zustand abzugrenzen, sondern gegen einen Zustand krankhafter Erregtheit aus anderen Ursachen. Es giebt gleichmässige ruhige Leute, an denen paralytische Symptome stark auffallen. Nietzsche aber war von jeher abnorm erregt, er war durch sein Migräneleiden immer nervöser geworden, er war durch den Mangel an Anerkennung und durch die Vereinsamung in eine chronische leidenschaftliche Empörung gerathen, die sich besonders in schroff hochmüthigen Aeusserungen kundgab, er hatte sich endlich dem Chloralmissbrauche ergeben. Unter diesen Umständen ist wahrlich Vorsicht beim Urtheilen nöthig und man wird sich nicht wundern, wenn die Frage, von wann an sind Nietzsche's Schriften durch die paralytische Gehirnkrankheit beeinflusst, nur zweifelnd beantwortet wird. Zwar gelingt es, die Zeit des eigentlichen Krankheitbeginnes einigermaassen zu bestimmen, darüber aber, inwieweit in den letzten Jahren vorher und in den ersten Jahren nachher das Einzelne krankhaften Charakter trägt, darüber sind oft nur Vermuthungen möglich und es ist immer zu bedenken, dass die beginnende Krankheit nichts Neues schafft, sondern hier ein Mehr, dort ein Weniger, dass sie zuweilen nur das vorher schon Vorhandene offenbar macht. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Paralyse besteht darin, dass sie oft in Wellen herankommt, dass im Anfange schlechte Zeiten mit guten wechseln. Man wird sich Nietzsche's Werke auch daraufhin ansehen müssen und wird es für möglich halten, dass frühere Erzeugnisse mehr Krankhaftes enthalten als spätere.

Das sind ungefähr die Gedanken, die mich bei meinem Aufsatze geleitet haben.[1])

---

[1]) Manchem Leser wird es förderlich sein, wenn er sich mit meinem Aufsatze über „Entartung“ (Wiesbaden, Bergmann, 1900) bekannt macht.

I.

Der ursprüngliche Nietzsche.

1. Die Abstammung.

Der Sachverständige kann von vornherein nicht daran zweifeln, dass ein Mensch wie Nietzsche erblich belastet sei, aus einer Familie stamme, in der Nervenkrankheiten vorgekommen sind. Es genügt zur Diagnose der Entartung die Untersuchung des Individuum, und auch dann, wenn die Nachforschungen nach den Angehörigen nichts Positives ergeben sollten, wäre der Schluss von der abnormen Beschaffenheit des Erzeugten auf die abnorme Beschaffenheit der Erzeuger unbedenklich; man müsste dann einfach annehmen, dass die Nachforschungen unrichtige oder unvollständige Ergebnisse geliefert hätten. Wenn man eine gefüllte Blume findet, so weiss man, dass sie nicht von einem wildwachsenden Strauche stammt, ebenso kann der eigenartige Nietzsche nicht von Normalmenschen stammen.

Nachforschungen nach der Gesundheit der Vorfahren haben gewöhnlich grosse Schwierigkeiten, weil Nichtwissen und Nichtwollen der Familien sie erschwert. Wenn man bedenkt, wie auch heute ein richtiges Urtheil über die nicht allzu groben Abweichungen von der Norm nur Wenigen gegeben ist, so wird man von früheren Geschlechtern richtige Diagnosen nicht erwarten. Urtheile von Aerzten liegen in der Regel nicht vor, aber auch sie würden nur mit sehr grosser Vorsicht verwerthet werden können. Biographische Aufzeichnungen, die überhaupt nur den irgendwie hervorragenden Personen, weiblichen Personen fast nie gewidmet werden, pflegen sich nicht durch ärztlich-sachverständiges Urtheil auszuzeichnen. Bald hat das „Gemüth“ die Feder geführt, bald hat der Gesichtspunkt des theologischen, philologischen oder sonstwie ausgezeichneten Verfassers das Ganze beeinflusst. Fast immer ist man auf die „Tradition“, die mündlichen Ueberlieferungen, die zu den gerade noch lebenden Familiengliedern gelangt sind, angewiesen, d. h. man erfährt nur, was die Familie einem sagen kann und will. Angenommen, der Wille wäre gut, so ist doch die Tradition ihrer Natur nach höchst mangelhaft und trügerisch. Weniges merken sich die Menschen und das Wenige verändert sich in ihrer Erinnerung. Aber auch der Wille ist selten in unserem Sinne gut, auch die besten Menschen können sich Vorurtheilen nicht entziehen, ja man kann von ihnen nicht einmal ver-

langen, dass sie allgemein herrschenden Vorurtheilen, von denen in gewissem Grade ihr Wohlbefinden abhängt, entgegentreten. Jeder erzählt lieber von gesunden als von kranken Angehörigen, am wenigsten aber mögen die Menschen etwas von Nerven- oder Geisteskrankheiten in der Familie verlauten lassen. Man mag entgegenhalten, dass Krankheit keine Schande sei; die Leute werden nicht mit Unrecht antworten: Schande oder nicht, auf jeden Fall schadet es der Familie. Auch dann, wenn keine Rücksicht auf den Schatten genommen wird, den die Krankheit auf die Nachkommen werfen könnte, will die Liebe alles zum Guten wenden und weist den Gedanken ab, bei einem Angehörigen könnte es nicht ganz richtig gewesen sein. Somit findet unsere wissenschaftliche Neugier in vielen Fällen mehr oder weniger geschlossene Thüren und man darf sich nicht wundern, wenn das Vorausgesetzte nur unvollständig nachgewiesen werden kann. Das Gesagte soll nur ganz im Allgemeinen gelten.

Im Falle Nietzsche's haben wir uns zunächst an die Aussagen der Schwester in der Biographie zu halten. Danach scheint es, als ob Nietzsche aus ganz gesunden Familien[1]) stammte, und wir finden hier für die pathologischen Züge, die sein Bild von vornherein trägt, keine Erklärung. Aber es gehen Gerüchte um, die den Angaben der Schwester widersprechen. Ein mir bekannter Herr hat dem Vormunde Nietzsche's, dem Rechtsanwalt Dächsel in Sangerhausen, im Herbste 1867 von den literarischen Erfolgen seines Mündels erzählt und der Vormund hat erwidert, diese Frühreife erfreue ihn nicht, denn er kenne die Familie zu genau und müsse fürchten, Nietzsche werde einmal im Irrenhause enden. Diese und ähnliche Aeusserungen werden mündlich fortgepflanzt, die Meinungen sind getheilt und Niemand weiss recht, was er von der Sache zu halten habe. Soweit wie ich bis jetzt urtheilen kann, scheint mir die Wahrheit zwischen der allzu optimistischen Auffassung der Schwester und der allzu pessimistischen Auffassung des Vormundes zu liegen.

Unbestritten ist, dass Nietzsche's Vater an einer Gehirnkrankheit gestorben ist, und es scheint, als ob die anders als die Schwester Urtheilenden daraus zunächst die erbliche Belastung ableiten möchten. Diese Meinung wird wohl dadurch gefördert worden sein, dass Nietzsche selbst sich wegen der Gehirnkrankheit des Vaters für bedroht gehalten hat. Er hat z. B. im August 1887 zu P. Deussen gesagt: „Ich glaube, dass es nicht mehr lange mit mir dauern wird, ich bin jetzt in den Jahren, in welchen mein Vater starb und ich fühle, dass ich demselben Leiden erliegen werde wie er.“ Schon 1876

---

[1]) In der „Zukunft“ vom 9. Januar 1900 sagt Frau Dr. Förster sogar: „wir stammen von väterlicher und mütterlicher Seite aus kerngesunden Familien.“

schreibt er an seinen Freund v. Gersdorff: „Mein Vater starb 36 Jahre alt an Gehirnentzündung, es ist möglich, dass es bei mir noch schneller geht.“ An einer anderen Stelle (Biographie II, S. 327) hat er sein Kopfleiden als „jene schlimme Erbschaft von Seiten meines Vaters“ bezeichnet. Nietzsche geht hier (und an anderen Stellen) von dem Glauben aus, jedes Gehirnleiden sei vererbbar, einem Glauben, dem wir vielfach begegnen. Jedoch scheint es sich bei Nietzsche's Vater um eine Gehirngeschwulst gehandelt zu haben und man kann nicht sagen, dass durch eine solche die Nachkommenschaft bedroht wäre. Frau Dr. Förster hat die Güte gehabt, mir den Unfall, an den sich die tödtliche Krankheit des Pastor Nietzsche anschloss, genauer zu schildern, als es in der Biographie geschehen ist. Sie schreibt: „Es ist mir inzwischen noch mancherlei eingefallen, was Sie durch Ihre Fragen angeregt haben. Gerade über das Krankheitsbild unseres lieben Vaters habe ich noch einmal eifrig nachgedacht und einige Notizen gefunden, die ich mir nach Erzählungen meiner Mutter und sonstiger Verwandten gemacht habe. Ich stelle es noch einmal zusammen: Als mein Vater eines Abends von der Begleitung einiger lieben Freunde zurückkehrte, kam ihm ein kleiner, ihn zärtlich liebender Hund zwischen die Füsse er stürzte sieben steinerne Stufen rücklings hinunter auf den gepflasterten Hof, hatte aber noch eine geschickte seitliche Wendung gemacht, sonst hätte er wahrscheinlich das Genick gebrochen. Er hatte sich nun auf der einen Seite den Kopf ziemlich verletzt, ich weiss aber nicht, auf welcher. Er war blutüberströmt ins Haus getreten, hatte aber die Arme vor's Gesicht gehalten, damit sich unsere Mutter nicht über seinen Anblick erschrecken sollte. Mit kalten Umschlägen und Zubettliegen war er nach acht Tagen wieder ganz hergestellt gewesen, aber einige Wochen darauf fing er an, am Magen zu leiden (Appetitlosigkeit u. dergl.). Er ging deshalb [zu Fuss] nach Naumburg zu dem Homöopathen Stapf und zwei Schwestern meines Vaters, die dort wohnten, hatten sein Aussehen gar nicht gut gefunden, besonders aber über die Glanzlosigkeit des Haares sich erstaunt ausgesprochen. Sein Unwohlsein hinderte ihn aber nicht, zu predigen. Ich fand die Notiz, dass er mehrere Mal darüber geklagt hat, wie ihm beim Predigen die eine Hälfte des Kopfes und Gesichtes wie gelähmt gewesen wäre; er hat es „Einschlafen der einen Gesichtshälfte“ genannt und dann immer sehr ängstlich gefragt, ob seine Angehörigen nichts gemerkt hätten. Es stellten sich dann ausser den Magenindispositionen heftige Kopfschmerzen ein und es wurde Professor Oppolzer aus Leipzig consultirt, der auch öfters gekommen ist und Hoffnung auf Heilung gemacht hat. Er hat gesagt, die kranke Stelle könne ausheilen und dann werde eine Narbe im Gehirn bleiben. Unser Vater ist die ganze Zeit vollständig bei Besinnung gewesen, niemals geistesgestört. Er hatte auch noch Ostern vor seinem

Tode (er starb im Juli) seine Confirmanden selbst confirmiren wollen und die Predigt dazu ist auch schon fertig gewesen. Ungefähr acht Tage vor seinem Tode ist er erblindet.“ Zu diesen Angaben ist noch hinzuzufügen, dass der Pastor Nietzsche schon vor dem Unfalle krank gewesen ist. Seine Wittwe hat, wie mir der Hausarzt der Familie Nietzsche in Naumburg, Herr Dr. Gutjahr sagte, wiederholt erzählt, ihr Mann habe schon jahrelang vor dem Unfalle „seine Zustände“ gehabt, d. h. er sei von Zeit zu Zeit im Stuhle zurückgesunken, habe nicht gesprochen, starr vor sich hingesehen und hinterher habe er von dem ganzen Zufalle nichts gewusst.

Wir haben also einen Mann in den mittleren Jahren, der jahrelang kleine epileptische Anfälle hat, der dann nach einem Sturze stärker krank wird, allmählich verfällt, heftige Kopfschmerzen bekommt, schliesslich blind wird und stirbt. Sicher verträgt sich die Annahme einer Gehirngeschwulst mit diesen Angaben am besten. Es ist bekannt, dass Verletzungen das Wachsthum der Geschwülste beschleunigen können. Es hat daher nichts Befremdendes, wenn ein seit längerer Zeit bestehendes Gliom nach einem Sturze rascher wächst und in elf Monaten zum Tode führt. Wie Frau Dr. Förster mir sagte, hat der behandelnde Arzt zusammen mit einem Militärarzte die Section gemacht und sie haben „eine weiche Stelle im Gehirn“ gefunden. Näheres wusste sie nicht. Es könnte ganz gut ein weiches Gliom gewesen sein. Aber auch dann, wenn man die Diagnose Gehirngeschwulst nicht genügend begründet findet, wird man nicht bezweifeln können, dass eine grobe Herderkrankung des Gehirns bestanden hat, also eine Krankheit, bei der eine Vererbung unwahrscheinlich ist.

Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, dass die Krankheit des Vaters für Nietzsche von Bedeutung gewesen sei, so war es doch natürlich seine ursprüngliche Persönlichkeit. Der Pastor wird geschildert als ein geistig befähigter, moralisch ausgezeichneter Mann von heiterem Temperamente und mit starkem musikalischen Talente. Wir dürfen wohl annehmen, dass Nietzsche von seinem Vater intellectuelle und moralische Vorzüge geerbt habe. Sicher hat er von ihm das musikalische Talent. Die Schwester sagt (Biographie I, S. 73): „Mein Bruder hatte von unserem lieben Vater die wundervolle Gabe des freien Phantasirens geerbt“. Ferner verdankt er dem Vater den kräftigen Körper und die stattliche Statur (Mutter und Schwester haben nur geringe Höhe erreicht). Andererseits hat der Vater auf beide Kinder seine Kurzsichtigkeit übertragen, ein Uebel, das zweifellos auf angeborener Anlage beruht, durch Misshandlung des Auges gesteigert, aber nicht hervorgerufen werden kann. Ererbt muss auch die Migräne sein. Frau Dr. Förster erinnert sich nicht, dass der Vater vor der letzten Krankheit an Kopfschmerzen gelitten hätte, doch habe eine seiner

Schwestern sicher Migräne gehabt. Sie selbst hat auch die Migräne gehabt und hat zeitweise wie der Bruder drei Tage deshalb im Bett liegen müssen.

Der Vater hatte neun Geschwister. Die Familie ist langlebig gewesen: Der Urgrossvater Nietzsche's starb mit 92 Jahren, seine Frau mit 84, der Grossvater mit 70, die Grossmutter mit 77, vier Geschwister des Vaters wurden 81—84 Jahre alt. Von Nervenkrankheiten bei diesen Verwandten wird wenigstens in der Biographie nichts gesagt. Die Mutter Nietzsche's hat einmal angegeben: die Schwestern des Vaters [sc. Nietzsche's] waren hysterisch und etwas excentrisch. Ein anderes Mal heisst es: Geschwister des Vaters zum Theil rhachitisch, sehr begabt.

Zu erwähnen ist auch der in der Familie Nietzsche's vorhandene Glaube, der Urgrossvater sei der Sohn einer polnischen, wegen religiöser Verfolgungen ausgewanderten Familie gewesen. Allerdings ist das Merkwürdigste an der Sache die Leichtigkeit, mit der Nietzsche sich die Meinung angeeignet hat, er stamme von polnischen Edelleuten, den Grafen Niëtzky, ab. Sie gewährt einen sehr eigenthümlichen Einblick in seinen Charakter. Sachlich genommen würde die polnische Abstammung eines Urgrossvaters, d. h. einer Person unter den acht der Generation, Nietzsche noch nicht zu einem Polen machen. Auch darf man nicht vergessen, dass die sächsische Bevölkerung überhaupt sehr viel slavische Bestandtheile enthält [1]). Aber möglich wäre immerhin, dass durch Atavismus gerade in Nietzsche ungewöhnlich viel Slavisches wieder hervorgetreten wäre. Auch H. v. Treitschke, dessen Natur in manchen Beziehungen an die Nietzsche's erinnert, war slavischer Abkunft.

Wie der Vater und der Vatersvater, so war auch der mütterliche Grossvater Oehler ein Pastor: Nietzsche hatte also soviel Theologenblut im Leibe, wie man haben kann. Die Mutter Nietzsche's hatte mit siebzehn Jahren geheirathet und ihren ältesten Sohn mit achtzehn Jahren geboren. Sie zeichnete sich, wie ihre Tochter sagt, „durch Anmuth und grosse körperliche Rüstigkeit" aus. Nach der Aussage des Hausarztes, des Herrn Dr. Gutjahr, war sie eine in jeder Beziehung vortreffliche Frau, gut und klug, von feinem, ja vornehmem Benehmen in allen Lebenslagen. Sie habe nach dem frühen Tode des Mannes die Kinder sorgfältig erzogen, wobei die anderen Verwandten nur wenig in Betracht gekommen seien. Irgend etwas Abnormes sei nie an ihr zu bemerken gewesen. Offenbar haben sich die Vorzüge der Frau Nietzsche erst bei näherer Bekanntschaft kund gegeben. So erklärt es sich wohl,

[1]) Der Name Nietzsche ist zweifellos slavisch. Im Leipziger Adressbuche von 1902 findet man: drei Nietzsch, fünf Nietzsche, vier Nietzschke, achtzehn Nietzschmann, fünfzehn Nitsche, fünfundneunzig Nitzsche, einunddreissig Nitzschke.

dass es einmal heisst: die Mutter macht einen beschränkten Eindruck, ein anderes Mal: Mutter lebt, wenig begabt. Nietzsche selbst nannte seine Mutter scherzend: kleine Thörin. Aber es ist von vorne herein wenig wahrscheinlich, dass eine schwach begabte Frau einen Sohn wie Nietzsche gehabt haben sollte. In der Biographie spielt die Mutter keine grosse Rolle, indessen geht doch aus einzelnen Aeusserungen hervor, dass in der kleinen Frau allerhand steckte. Zum Beispiele heisst es, als von den Masern der Kinder erzählt wird (I, S. 37): „Auch unsere Mutter verschönte uns die Zeit der Krankheit; zum Beispiel machte sie die Augen zu und beschrieb dann die schönsten Schweizerlandschaften, die sie vor sich sah. Oder sie recitirte uns eine Fülle von herrlichen erzählenden Gedichten und kleinen Theaterstücken, die sie auswendig konnte." Man darf daher annehmen, dass des Sohnes poetische Anlage und Phantasie der Mutter viel verdanken. Auch Deussen (Erinnerungen an Fr. Nietzsche 1901) nennt die Mutter eine Frau von seltener Frische und geistiger Regsamkeit, deren angeborener Frohsinn sich unter den herbsten Schickungen aufrecht erhielt.

Wenn nach allen Angaben nicht zu bezweifeln ist, dass die Mutter selbst im Wesentlichen gesund gewesen ist, so erheben sich doch Zweifel über die Gesundheit ihrer Familie. Zwar lauten die Aussagen der Biographie sehr unbedenklich: nur die Heiterkeit und Langlebigkeit der Familie Oehler wird betont. Das Einzige, was auf Abnormität hindeutet, ist die Bemerkung, dass die Grossmama Oehler ihren vielen (elf) Kindern gegenüber „ohne jede ostentative Zärtlichkeit" gewesen sei. Jedoch hat sich schon Ola Hansson auf die Angaben einer Familie bezogen, die mit den Naumburger Verhältnissen und denen der Familie Nietzsche sehr vertraut ist. Diese Angaben besagen, dass einige Geschwister der Frau Nietzsche geistig abnorm gewesen seien: insbesondere soll eine Schwester sich getödtet haben, eine andere wahnsinnig geworden sein. Hinzugefügt wird, dass im Sommer 1901 auch bei dem achtundsechzigjährigen Bruder sich eine geistige Störung entwickelt habe. Ferner hat Frau Pastor Nietzsche selbst einmal angegeben, einer ihrer Brüder sei in einer „Nervenheilanstalt" gestorben. Ich habe die Frau Dr. Förster um den Gegenstand befragt: sie erwiderte, sie wisse nichts von Geisteskrankheit, es müsse ein Irrthum vorliegen, nur soviel sei richtig, dass ein Theil der Geschwister Oehler „etwas Sonderlingartiges" gehabt habe und dass eins etwas melancholisch gewesen sei. In der Hoffnung, noch bestimmtere Aussagen zu erlangen, habe ich auf den Rath des Herrn Dr. Gutjahr hin, der selbst nichts weiss, an Herrn Oberbürgermeister Oehler in Halberstadt geschrieben. Dieser Brief ist nicht beantwortet worden. Es ist wohl nicht statthaft, die Angehörigen noch weiter zu bedrängen. Man wird sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen müssen, dass in der Familie Oehler ein psychopathisches

Element enthalten gewesen und dass es durch die persönlich gesunde Mutter auf Nietzsche übertragen worden sei. Ich habe mich etwas abstrus ausgedrückt, weil ich nicht sagen will „Keim der Geisteskrankheit". Dabei denken die Leute oft an eine Nöthigung zur Erkrankung, als ob der erblich Belastete geisteskrank werden müsste. So ist es nicht gemeint und ich glaube durchaus nicht, dass Nietzsche geisteskrank geworden wäre, wenn sich nicht bei ihm die auf infectiöser Grundlage beruhende Gehirnkrankheit entwickelt hätte. Die krankhafte Anlage mag man etwa einem Fermente vergleichen, das bei der Entstehung des Nietzsche-Gehirns eigenthümliche Combinationen hervorrief, verhinderte, dass Nietzsche wie seine Vorfahren ein ehrsamer Pfarrherr wurde, ihn zum unglücklich genialen Menschen machte.

Ausser Nietzsche wurden als Kinder des Ehepaares Nietzsche-Oehler die noch lebende Schwester und ein Knabe Joseph geboren. Frau Dr. Förster ist wie der Bruder kurzsichtig und hat, wie gesagt, auch an Migräne gelitten; sie nahm es mir nicht übel, als ich ihr sagte, sie sei auch eine etwas nervöse Dame. Der Knabe Joseph ist mit zwei Jahren an „Gehirnschlag" gestorben. das heisst, er wurde unwohl, bekam Krämpfe und starb nach einigen Stunden, wie es in Nietzsche's Jugendaufzeichnungen heisst.

---

2. Die Persönlichkeit.

Nietzsche war nach allen Angaben von kräftigem Knochenbau und starker Musculatur. Er war von mittlerer Höhe (171 cm), soll aber wegen straffer Haltung als grösser erschienen sein.

Der Schädelumfang betrug nur 57 cm. Nach den vorhandenen Bildern und Büsten war die linke Seite der Stirn stärker ausgebuchtet als die rechte und der untere Rand des Stirnbeins war stark entwickelt. Das Kopfhaar wird von der Schwester blond, in den ärztlichen Aufzeichnungen braun genannt. In den späteren Jahren waren Augenbrauen und Schnurrbart auffallend gross. Die linke Lidspalte war (angeblich seit der Jugend) enger als die rechte. Die Farbe der Iris war braun-grünlich. Das rechte Ohr war 5,8 cm, das linke 5,6 cm lang;[1])

---

[1]) Die kleinen Ohren Nietzsche's werden ein paarmal erwähnt. Er schreibt 1886 in einem Briefe: „Hast Du bemerkt, dass ich die kleinsten aller möglichen Ohren habe?" Sehr kleine Ohren wären als Entartungzeichen anzusehen. Wie das Maass beweist, waren Nietzsche's Ohren klein, aber nicht auffallend klein. Auch fällt auf den Photogrammen ihre Kleinheit durchaus nicht auf.

beiderseits fand sich ein spitziger Fortsatz im absteigenden Theile des Helix. Die Zähne waren stark und gut. Der Arcus glossopharyngeus reichte bis zur Uvula. Der Brustkorb war gut gewölbt, breit und tief. Die Hände waren wohlgebildet. Nirgends am Körper waren Missbildungen vorhanden. —

Wie aus diesen Angaben hervorgeht, bestanden bei Nietzsche gröbere „Entartungzeichen“ nicht. Etwas auffallend ist der verhältnissmässig geringe Kopfumfang. In gewissem Grade bietet die Höhe des Vorderkopfes, die schön entwickelte Stirn einen Ausgleich, aber die hinteren Theile des Kopfes müssen ziemlich klein gewesen sein, was man übrigens auf verschiedenen Photogrammen zu sehen glaubt. —

Die Function der inneren Organe und der Sinnesorgane liess, bis auf die Kurzsichtigkeit, nichts zu wünschen übrig. Wie gut die Maschine war, dafür ist es der beste Beweis, dass trotz der schweren Gehirnerkrankung das körperliche Leben durch lange Jahre ziemlich ungestört verlief.

Wiederholt ist geäussert worden, Nietzsche müsse einen besonders scharfen Geruchsinn gehabt haben, weil er nach seinen Aussprüchen sehr empfindlich gegen schlechte Gerüche war. Eine Prüfung ist, soviel ich weiss, nicht angestellt worden und von vornherein ist es wahrscheinlicher, dass es sich um eine seelische Ueberempfindlichkeit gehandelt habe. —

Die Functionen des Gehirns, soweit wir sie aus den Aeusserungen der seelischen Thätigkeit erkennen, sind das, worauf es uns ankommt. Es ist natürlich schwer, die Inventur des Geistigen aufzunehmen, einem das Porträt zu machen, wie man früher sagte, und man wird von Anfang an den Anspruch auf Vollendung aufgeben müssen. Vernünftigerweise kann man nicht anders vorgehen, als die Seelenvermögen, soweit sie sich unterscheiden lassen, einzeln zu betrachten. Ich beginne mit den Kunsttrieben. Sehr früh gab sich das musikalische Talent kund. „Als aber Fritz Quintaner wurde, meinte er . . ., er wolle selbst etwas componiren, und das that er auch. Zu Weihnachten schenkte er Grossmütterchen eine kleine, selbst componirte Motette, die wir heimlich in der Kinderstube geübt hatten und nun sogleich am Weihnachtsabend vortrugen“ (Biographie I, p. 37). Das war also im Jahre 1854! Auf p. 71 werden die Aufzeichnungen des Freundes Wilhelm [Pinder] citirt: „In dieser Zeit (Frühling 1854) war es, wo meine Freunde und ich anfingen, uns ernsteren Beschäftigungen zuzuwenden. Besonders war es mein Freund Friedrich Nietzsche, der dies zuerst anregte. Er hatte nämlich in der Kirche eine musikalische Aufführung gehört und diese hatte ihn so ergriffen, dass er beschloss, sich der Musik zuzuwenden und sich eifrig mit ihr zu beschäftigen. Er brachte es auch bald durch Fleiss und grosses Talent sehr weit im Clavierspielen.“ Jenes Musikstück war

Händel's Hallelujah. Nietzsche selbst sagt: „Alsbald fasste ich den ernstlichen Entschluss, etwas Aehnliches zu componiren. Sogleich nach der Kirche ging ich auch an's Werk und freute mich kindlich über jeden neuen Accord, den ich erklingen liess. Indem ich aber jahrelang nicht davon abliess, gewann ich doch sehr dabei, indem ich durch die Erlernung des Tongefüges besser vom Blatt spielen lernte." Später schreibt er (Biographie I, p. 210): „Es fehlte an einigen äusseren Zufälligkeiten, sonst hätte ich es damals gewagt, Musiker zu werden. Zur Musik nämlich fühlte ich schon seit meinem neunten Jahre den allerstärksten Zug; in jenem glücklichen Zustande, in dem man noch nicht die Grenzen seiner Begabung kennt und Alles, was man liebt, auch für erreichbar hält, hatte ich unzählige Compositionen niedergeschrieben und mir eine mehr als dilettantische Kenntniss der musikalischen Theorie erworben. Erst in der letzten Zeit meines Pförtner-Lebens gab ich, in richtiger Selbsterkenntniss, alle künstlerischen Lebenspläne auf; in die so entstandene Lücke trat von jetzt ab die Philologie." Wenn auch im weiteren Leben Ausübung der Musik und Composition immer mehr zurücktraten, so nahm das Interesse für die Musik doch nicht ab, ja in den Wagner-Jahren füllte es sein Leben zu einem guten Theile aus. Auch in den Jahren der Vereinsamung, als die Empfindlichkeit des Kopfes einerseits, die äusseren Verhältnisse andererseits ihn von der Musik abtrennten, gab er das Componiren nicht ganz auf. Noch 1887 zeigte er Deussen ein Requiem, das er für seine eigene Todtenfeier componirt hatte. Es ist natürlich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, was Nietzsche erreicht hätte, wenn er sich der Musik ganz ergeben hätte. Den bisher bekannt gewordenen Compositionen Nietzsche's scheinen die Musiker keinen Werth beizulegen. Aber auch bei bescheidener Schätzung wird man zugestehen, dass Nietzsche's Musiktalent weit über den Durchschnitt hinausragte.

Vielleicht noch früher als das musikalische erwachte bei Nietzsche das dichterische Talent. Fassen wir den Begriff weit, so gehören dazu Freude an dichterischen Erzeugnissen und Verständniss dafür, Trieb, dichterische Phantasiegebilde zu ersinnen und sie entweder sprachlich zu fixiren oder durch Handeln lebendig zu machen, Trieb, eigentliche Gedichte zu verfassen, Verlangen zur Meisterung der Sprache überhaupt, zu reden, zu schreiben, Stilgefühl und Stiltalent. Die Schwester erzählt, Nietzsche habe erst mit $2^1/_2$ Jahren sprechen gelernt, aber schon mit vier Jahren habe er angefangen, zu lesen und zu schreiben. Als er im sechsten Jahre in die Knaben-Bürgerschule geschickt worden war, meinten die Mitschüler, der kleine Nietzsche „könne Bibelsprüche und geistliche Lieder mit einem solchen Ausdruck hersagen, dass man fast weinen müsste", und sie nannten ihn den „kleinen Pastor." Der Freund Pinder schreibt: „Er beschäftigte sich als kleiner Knabe mit mancherlei Spielen,

die er sich selbst erdacht hatte . . ., so leitete er auch alle unsere Spiele und gab neue Methoden darin an." Von seinen Einfällen erzählt die Schwester mancherlei, wie er mit ihr in einer Märchenwelt gelebt habe und unerschöpflich gewesen sei in kindischen, aber doch originellen Erfindungen, wie er sich während des Krimkrieges für die kriegerischen Ereignisse begeistert habe, wie ihn später die homerischen Gestalten ganz erfüllten, wie er die „Götter des Olymps" dichtete und aufführte. Sie citirt später (Biographie I, p. 75) eine Aufzeichnung Nietzsche's aus dem Jahre 1858, worin er „über seine drei ersten dichterischen Perioden" urtheilte. „Auch fallen in die Jahre 1854, 55 meine ersten Gedichte . . . Ich hatte keine Vorbilder, konnte mir kaum denken, wie man einen Dichter nachahme, und formte sie, wie die Seele sie mir eingab." In der ersten Periode seien die Gedichte unbeholfen und schwer gewesen, in der zweiten geziert und phrasenhaft, in der dritten habe er versucht, Lieblichkeit und Kraft zu vereinen. Auch habe er als Auslese sechsundvierzig Gedichte namhaft gemacht. Wenn man von einem Schriftsteller-Triebe reden darf, so hatte Nietzsche ihn. Während des Krimkrieges schreibt das Kind „ein Spielbuch mit siebzehn neuen von ihm ausgedachten Spielen; vierzehn davon beschäftigen sich ausschliesslich mit den Kämpfen und einer möglichen Eroberung von Sebastopol." Mit dreizehn Jahren schreibt Nietzsche seine erste Biographie und während der ganzen Jugendzeit verfasst er immer aufs Neue biographische Aufzeichnungen. Dieser Trieb, zu schreiben, beherrschte Nietzsche's ganzes Leben, ja er wurde zur Leidenschaft, vermöge deren in zwanzig Jahren trotz aller Krankheit eine ganz erstaunliche Menge von Niederschriften entstand. Das Dichterische im engeren Sinne wurde nach der Knabenzeit durch die philologischen und philosophischen Studien zurückgedrängt, aber die Flamme erlosch nie ganz und zur Zarathustra-Zeit loderte sie wieder hell auf. Jedoch war Nietzsche's poetisches Talent beschränkt. Die dramatische Art war ihm ganz fremd, wie man an den unglücklichen Empedokles-Versuchen sieht; es fehlte wohl überhaupt die gestaltbildende Kraft. Es handelte sich bei Nietzsche hauptsächlich um den sprachlichen Ausdruck von Stimmungen und um das Auffinden von Vergleichen; einige lyrische Gedichte sind ihm vortrefflich gelungen [1]) und sein Bilderreichthum schmückt auch seine Prosa. Er gilt ja besonders als Stilkünstler und es ist ersichtlich, dass ein schöner Stil der Hilfe des poetischen Talentes bedarf. Freilich spielt da auch das rhyth-

[1]) Auch Ziegler sagt sehr richtig, man finde unter Nietzsche's Liedern wahre Perlen. Er weist aber darauf hin, dass die poetische Kraft rasch erlahme, dass nicht selten der spätere Theil des Gedichtes abfalle: „die Töne werden rasch grell, einzelnes klingt geradezu burlesk, barock und bizarr . . .; weil es nicht ohne Gewaltsamkeit abgeht, fehlt es auch nicht an Geschmacklosigkeiten und ganz äusserlichen Wortassociationen."

mische Gefühl eine grosse Rolle: hier und beim Reime ragt das Musikalische in das Sprachliche hinein.

Anlage zum Schauspieler scheint Nietzsche nicht gehabt zu haben. Ich finde eine Bemerkung darüber bei Deussen (Erinnerungen, p. 9 und 10): Nietzsche sei nie ein guter Recitator gewesen und habe sich im Schauspiele nicht ausgezeichnet. „Nietzsche war eben von Haus aus eine tiefernste Natur, alles Schauspielerhafte im tadelnden wie im lobenden Sinne lag ihm gänzlich fern; ich habe viele geistvolle Bemerkungen, aber selten einen guten Witz von ihm zu hören bekommen.“ Es mag hier auch daran erinnert sein, dass Nietzsche lange Zeit für das Vorwiegen des Schauspielers in R. Wagner blind war und später daraus Wagner den bittersten Vorwurf machte.

Wenn Deussen den Witz vermisst, so erzählt die Schwester dagegen viel von der Lustigkeit und den Scherzen des jugendlichen Nietzsche. Dem Schriftsteller Nietzsche allerdings gehen Humor und Witz fast ganz ab; weder in seinen Werken noch in seinen Briefen ist etwas davon zu finden.[1]) Wenigstens mir geht es so, dass ich friere, wenn Nietzsche heiter sein will. Das Vorwiegen der pessimistischen Stimmung allein kann es nicht machen. Beim Lesen der Schriften Schopenhauers habe ich manchmal herzlich lachen müssen, bei Nietzsche ist ein Lachen ganz unmöglich. Aus pessimistischen wie aus angeblich optimistischen Aeusserungen spricht dieselbe Trostlosigkeit. Er nennt sich selbst einmal profondément triste und das ist auch der Charakter seiner Schriften: immer hochgespannt und feierlich, nirgends ein Aufleuchten des Humors, ein Abwerfen des Prophetenmantels. Gerade deshalb, weil Nietzsche soviel von Heiterkeit, von fröhlicher Wissenschaft, von Lachen und Tanzen spricht, weil man dabei die Absicht fühlt, weil die heiteren Worte aus einem tieftraurigen Munde kommen, gerade deshalb friert der Leser. Man kann nicht blos sagen, dass die Schmerzen der Krankheit, die Enttäuschungen des Lebens, der Ernst der Anschauungen den Humor unterdrückt haben; es muss eben von vornherein wenig Humor vorhanden gewesen sein, sonst wäre trotz alles von aussen kommenden Uebels das Leben nicht so trübe geworden.

Für die bildenden Künste scheint Nietzsche wenig Anlage gehabt zu haben. In dem Portenser Abgangzeugniss heisst es: „Er hat nur kurze Zeit den öffentlichen Zeichenunterricht besucht und nichts Befriedigendes geleistet.“ Auch wenig Empfänglichkeit scheint dagewesen zu sein. Die Kurzsichtigkeit allein erklärt es nicht, dass Nietzsche sich so gut wie gar nicht um die Bildkunst gekümmert zu haben scheint. Im Jahre 1875 schreibt er an Fräulein v. Meysenbug (M. v. M. Individualitäten, 1901, p. 16): „Selten habe ich Vergnügen an einer bildnerischen

1) Eine gewisse Ausnahme kann man in dem späten „Fall Wagner“ sehen.

Darstellung"; wohl aber habe ihm Dürers Bild: Ritter, Tod und Teufel. Freude gemacht, und es ist ersichtlich, dass ihn nur der Gedankeninhalt des Bildes angesprochen hat. In Italien bleibt er unbeeinflusst durch die Kunstwerke: Die italienische Natur spielt in seinen Schriften eine Rolle, die Kunst nicht.

Am allerschwächsten war Nietzsche in der Mathematik. Er selbst sagt als Abiturient, er habe für Alles Interesse gehabt, „wenn ich von der allzuverstandesmässigen Wissenschaft, der mir allzulangweiligen Mathematik absehe." Das Abgangzeugniss drückt sich ziemlich mild aus: „Da er der Mathematik nie recht gleichmässigen Fleiss zugewendet hat, so ist er in seinen schriftlichen wie mündlichen Leistungen immer mehr zurückgegangen, sodass sich dieselben nicht mehr als befriedigend bezeichnen lassen, und seine ungenügenden Leistungen hierin nur durch die vorzüglichen Leistungen im Deutschen und Lateinischen ausgeglichen werden können." Derber sagt Deussen, Nietzsche habe in der Mathematik die 4 gehabt und habe gefürchtet, deshalb zurückgewiesen zu werden. Es versteht sich von selbst, dass die Mathematik ihm nur deshalb langweilig war, weil er von Hause aus unfähig war, sie zu verstehen. In geradezu komischer Weise zeigt sich bei ihm später sein Mangel dadurch, dass, sobald er sich verleiten lässt, geometrische Bezeichnungen zu brauchen, etwas ganz Tolles zu Tage kommt. „Perpendiculäre Sicherheit" (VII, p. 154) möchte noch passiren, aber ganz schrecklich ist „das Thier, das . . beinahe innerhalb eines punctartigen Horizontes wohnt" (I, p. 288). Abscheulichen Missbrauch treibt er mit dem Worte rechtwinklig. Im Zarathustra heisst es wiederholt: „rechtwinklig an Leib und Seele" (p. 102, 411), „der rechtwinklige Leib" (p. 45). Eine tête carrée giebt es ja, aber der rechtwinklige Mensch kommt nur in den Fliegenden Blättern vor. Das eigentliche Symbol aber der Amathematik ist „ein concentrischer Kreis" (IV, p. 118)! Die Mathematiker sind „schwache Persönlichkeiten" (XII, p. 14). Die Zeitvorstellung entsteht durch das Nacheinander (XII, p. 32). Irgend etwas geschieht „im kürzesten Atom seines Lebenslaufes" (I, p. 523). Nietzsche steht also nicht nur mit den geometrischen, sondern auch mit den Zeit-Begriffen auf gespanntem Fusse.

Die Mathematik als wissenschaftliche Kunst leitet zu den eigentlichen Wissenschaften über. Nietzsche hat sich bethätigt als Sprachkundiger und als Philosoph. Die philologischen Leistungen Nietzsche's interessiren uns nur insofern, als seine ausgezeichnete philologische Begabung die Zahl seiner Vorzüge vermehrt. Jedoch steht die Philologie seinem Herzen nicht nahe: Er wird zu ihr geführt durch die Nöthigung der Schule und er verlässt sie wieder ohne sonderliches Bedauern. Auffallend ist, dass er trotz seines langen Aufenthaltes in Italien nicht ordentlich italienisch gelernt hat. Auch das überrascht, dass er im

Deutschen trotz seiner stilistischen Meisterschaft grobe Fehler macht. Auf das Heft, in dem er (mit vollem Rechte) die liederliche Sprache von David Strauss unbarmherzig aburtheilt, schreibt er: „Unzeitgemässe Betrachtungen“, während er doch hätte wissen müssen, dass gemäss kein Eigenschaftwort ist. Auch später gebraucht er wie der erste beste Zeitungschreiber falsche Adjectiva, declinirt so und so oft Adverbien: „im ausnahmsweisen Sinne“, „Sein Seltenes, Ausnahmsweises“ (Zarathustra und anderwärts). Sehr oft steht „sei“, wo „wäre“ stehen müsste. Er sagt „zahlreich“, wo es „viel“ heissen müsste. Er verschmäht Wendungen nicht wie „Dinge, in Bezug auf welche“. Er sagt (VI, p. 304): „die sich selber liebendste [Seele]“ statt: die sich am meisten liebende. Und anderes mehr. An die geschmacklosen oder unsinnigen neuen Worte werde ich später erinnern.

Ganz anders als die Philologie hatte die Philosophie Gewalt über Nietzsche. Schon der frühreife verschwiegene Knabe grübelte wahrscheinlich darüber, warum die Menschen so handeln, wie sie handeln, und welchen Zweck das ganze Treiben habe. Aus dem Anhange zum ersten Bande der Biographie sehen wir, wie der Achtzehnjährige, wenn auch nicht glücklich, so doch mit heissem Bemühen, philosophische Themata bearbeitete. Wenn wir von einem philosophischen Triebe sprechen, so ist das ebenso uneigentlich geredet wie bei der herkömmlichen Bezeichnung mancher anderen Triebe. Wir wissen nicht, was eigentlich treibt; Thatsache ist nur, dass einzelne Menschen durch ihre Organisation von Jugend auf genöthigt sind, sich mit den Fragen zu beschäftigen, die herkömmlicherweise als philosophische bezeichnet werden. Stumpf und gleichgiltig gehen die Anderen vorüber, sie begreifen gar nicht, wie man sich über dergleichen den Kopf zerbrechen könne, die Wenigen aber, denen die philosophische Gabe zu Theil geworden ist, müssen grübeln, wie der Seidenwurm spinnen muss. Man theilt die Philosophie in die theoretische und die practische in dem Sinne, wie Kant von reiner und von practischer Vernunft sprach. Jener Hauptgegenstände sind Erkenntnisslehre und Metaphysik, diese betrachtet die menschlichen Handlungen, sucht, sie zu verstehen, nach ihrem Werthe abzuschätzen und daraufhin das Leben zu ordnen. Diese Eintheilung ist auch insofern von Bedeutung, als die natürliche Anlage in ihrem Sinne als getheilt erscheint, so dass oft der Eine mehr zu metaphysischen Untersuchungen geneigt und geeignet ist, der Andere zu moralistischen. Getrennt freilich können beide Seiten nicht werden, schon deshalb nicht, weil Handlungen und Glück oder Unglück der Menschen viel mehr von der Metaphysik abhängen als von irgend etwas anderem. Nietzsche nun war zweifellos ein natürlicher Philosoph mit vorwiegend moralistischer Begabung. Schon in Leipzig, bei der ersten Bekanntschaft mit Schopenhauer tritt es hervor: Das vierte Buch der Welt als Wille und Vor-

stellung nimmt ihn ganz gefangen, alles andere ist nur Nebensache. Auch in den Baseler Jahren, als die Cultur-Phantasieen ihm die Hauptsache sind, läuft alles auf das Practische hinaus, bis er später mit Bewusstsein reiner Moralist wird. Er hat sich ja auch mit theoretischen Untersuchungen eingelassen, aber wenn man seine Schriften prüft, so sieht man bald, dass seine theoretische Philosophie nicht nur viel weniger Raum einnimmt als die practische, sondern auch viel weniger Werth hat. Als Psycholog und Moralist ist Nietzsche fast immer geistvoll; auch da, wo man ihm widersprechen muss, ist an dem, was er sagt, irgend etwas Wahres und trotz aller Einseitigkeit, trotz aller Widersprüche bleibt gewöhnlich ein brauchbarer Kern. So günstig kann man von Nietzsche's theoretischer Philosophie nicht urtheilen. Seine Erkenntnisslehre ist, gerade heraus gesagt, confuses Zeug. Eins passt nicht zum Anderen und nur das Bestreben, möglichst negativ zu sein, geht durch das Ganze, sodass, wenn irgend etwas herauskommt, es nur vollständiger Agnosticismus sein kann. Neben dieser karrikirten Skepsis steht eine Metaphysik, die an Naivetät ihres Gleichen nur bei den vorplatonischen Philosophen findet. Auch Die, die aus diesen oder jenen Gründen den Philosophen Nietzsche verehren, können unmöglich seine grossen Mängel übersehen. Aber andererseits müssen Die, bei denen die Kritik überwiegt, anerkennen, dass Nietzsche ein wirklicher Philosoph war, das heisst einer, den die Natur, nicht irgend eine Behörde oder sonst etwas dazu gemacht hatte. Zu den Philosophen ersten Ranges freilich wird man ihn nicht rechnen können, schon deshalb nicht, weil er meist aus zweiter Hand philosophirt, das heisst die Meinungen Anderer bestreitet, statt sich direct an die Wirklichkeit zu wenden. Es ist hier nicht der Ort, Nietzsche's Philosophie genauer zu besprechen, aber auf Eins muss ich eingehen, weil ich glaube, dass es für den Menschen Nietzsche von grosser Bedeutung gewesen sei. Für uns alle hat das Philosophiren damit angefangen, dass wir uns von den Meinungen, die uns durch langjährige Mühe in der Jugend beigebracht worden waren, befreien mussten. Nietzsche sagte sich in Bonn von den christlichen Anschauungen los, er begeisterte sich in Leipzig für Schopenhauer, ohne doch sein wirklicher Anhänger zu werden, und scheint im Jahre 1868 einen gewissen Abschluss dadurch erreicht zu haben, dass er sich die positivistische Anschauung aneignete. Er machte im Frühlinge des Jahres Studien zu einer Abhandlung: „Die Teleologie seit Kant“, und die Schwester meint, er habe die Anregung dazu aus Lange's Geschichte des Materialismus geschöpft, einem Buche, das er sehr hoch geschätzt habe. Er schreibt zu Ostern 1868 an Deussen (Erinnerungen, p. 41): „Wer aber den Gang der einschläglichen Untersuchungen, vornehmlich der physiologischen seit Kant, im Auge hat, der kann gar keinen Zweifel darüber haben, dass jene Grenzen (des Erkenntnissvermögens) so sicher

und unfehlbar ermittelt sind, dass ausser den Theologen und einigen Philosophieprofessoren und dem Vulgus niemand mehr sich Einbildungen macht. Das Reich der Metaphysik, somit die Provinz der ‚absoluten‘ Wahrheit ist unweigerlich in eine Reihe mit Poesie und Religion gerückt worden. Wer etwas wissen will, begnügt sich jetzt mit einer bewussten — Relativität des Wissens — wie zum Beispiel alle namhaften Naturforscher.“ Es scheint, dass es Nietzsche gegangen ist wie manchen Menschen, die gar nichts von Naturwissenschaft verstehen: Sie haben einen mächtigen Respect vor den Aussprüchen „namhafter Naturforscher“ und, während sie sonst überhaupt nichts glauben, glauben sie den „Vertretern der modernen Wissenschaft“ auf's Wort. Auch Nietzsche hat sich gebeugt und hat geschworen: es giebt keine Metaphysik. Auf diesem Standpunkte ist er dann stehen geblieben, nie macht er einen Versuch, seine Gründe darzulegen, es handelt sich für ihn um eine abgethane Sache. Positivist zu sein, sich mit der Naturwissenschaft zu begnügen, das vermag einer, der nichts ist als Zoolog oder Chemiker oder dergleichen; ein Mensch, dem das „metaphysische Bedürfniss“ angeboren ist, wird unglücklich dabei. Im Anfange trugen Nietzsche die Jugendfrische, die Begeisterung für Wagner und für die neue Cultur über die Oede weg. Als er aber an seinen Idealen irre geworden war und versuchte, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, da fand er sich in einer todten, sinnlosen Welt. Er verhärtete sich und schrie, so laut er konnte: Gott ist todt, alles ist Unsinn. Aber der Wurm frass ihm am Herzen, ein Mann wie er war nicht für die „Nachtansicht“ gemacht. Nun wollte er der rechte Alleszermalmer werden, in Wahrheit aber spricht die Verzweiflung aus ihm. Sie trieb ihn um, bis er sich selbst ein kümmerliches Surrogat der Metaphysik zurecht machte, erst seinen Uebermenschen und, als er den satt hatte, die Lehre von der ewigen Wiederkunft, die er wahrscheinlich auch wieder beseitigt hätte, wenn nicht die Krankheit dazwischen gekommen wäre. Ohne den Jammer der absoluten Physik versteht man Nietzsche's trauriges Schicksal nicht.

Nach den Anlagen zu Kunst und Wissenschaft mögen die sogenannten Charaktereigenschaften besprochen werden. Das Moralische eines Menschen im engeren Sinne des Wortes erkennt man bekanntlich aus seinen Handlungen, nicht aus seinen Reden. In diesem Sinne war an Nietzsche's Moralität nicht viel auszusetzen. Er hatte eben den Charakter von seinen Vorfahren geerbt und konnte gar nicht anders, als ihm gemäss handeln. So war er trotz aller grimmigen Reden in Wirklichkeit freundlich und theilnehmend, mitleidig und rücksichtvoll. Er bildete sich zwar ein, für die Verbrecher der Renaissancezeit zu schwärmen, oder that wenigstens so, thatsächlich aber wäre es ihm ebenso unmöglich gewesen, einen Anderen umzubringen, zu vergewaltigen, seines Gutes zu berauben, wie zu fliegen. Ziegler (Friedrich Nietzsche,

Berlin 1900, p. 164) sagt Folgendes: „Ob er persönlich grausam war, weiss ich nicht; seine Freunde und Freundinnen rühmen seine Weichheit, sein höfliches und rücksichtsvolles Benehmen im Verkehr mit anderen. Das beweist natürlich nicht, was es beweisen soll: Dieses rücksichtsvolle und formal höfliche Wesen gehört zu der Pose des vornehmen Mannes, für den er gelten wollte; eher liessen sich für ein weicheres Empfinden und für ein Herz voll Mitleid Stellen aus dem Zarathustra anführen. Aber ob nicht vielleicht doch ein von Natur Grausames in ihm gewesen ist, das er in gesunden Tagen zurückgedrängt und gebändigt hat, das aber durch seine Krankheit wenigstens phantasiemässig ins Perverse ausgeartet ist, das wäre doch zu fragen; es zu entscheiden, ist aber vielmehr Sache des Psychiaters, nicht die meinige." Ich meine so: Ein gewisser Grad von Grausamkeit gehört zum normalen Menschen, denn dieser ist von Hause aus ein gewaltthätiges, höchst gefährliches Thier. Vollkommenes Fehlen von Grausamkeit ergiebt eine Weichheit, die abnorm ist. Nietzsche hatte sicher eher zu wenig als zu viel gegenüber dem Normalquantum der Grausamkeit. Das Wenige, was er hatte, verbrauchte er als Schriftsteller in der Polemik. Dass seine Verherrlichung der Kraftmenschen, des Raubthiers im Menschen, der blonden Bestie und so weiter auf eigene Grausamkeit deute, glaube ich ganz und gar nicht. Im Gegentheile, er pries, was ihm fehlte, wie zum Beispiel auch C. F. Meyer die Gewaltmenschen verherrlichte und das Gegentheil davon war. Dass er dabei übertrieb, oft geradezu in widerlicher Weise übertrieb, das lag einmal an seiner Neigung zum Superlativ überhaupt, zum anderen an dem Wunsche, die Leute aufzureizen, durch crasse Aussprüche zu ärgern. In den letzten Jahren allerdings spielte dabei das Krankhafte stärker mit, doch davon ist erst später zu reden. Auch das, was manche Leute von Nietzsche's sadistischen Neigungen erzählt haben, halte ich für ganz verfehlt: gelegentliche Phantasiesprünge, hinter denen nichts steckt.

Nietzsche hatte einen „festen Willen", das heisst, er führte, was seine Vernunft beschlossen hatte, auch unter Schwierigkeiten durch. Schon der Knabe beherrschte sich in merkwürdiger Weise. Dies zeigt gut eine von der Schwester mitgetheilte Anekdote (Biographie I, S. 105). Es wurde über die Geschichte von Mucius Scaevola gesprochen und der kleine Renommist Nietzsche ergriff eine Anzahl Zündhölzchen, brannte sie auf der flachen Hand an und streckte den Arm, ohne zu zucken, aus. Ein Oberer griff ein, aber es waren doch schon Brandwunden entstanden. In späterer Zeit zeigte sich zum Beispiele Nietzsche's Energie daran, wie er trotz der schweren Migräne-Krankheit seine Arbeiten durchführte, wie er Entbehrungen ertrug, die er für nothwendig hielt.

Auch besass er persönlichen Muth. Er trat in Bonn auf die Mensur (er wurde nach drei Minuten durch eine Tiefquart abgeführt) und

beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich wollte er als Soldat seine Pflicht thun.

Zu Selbstbeherrschung und Muth trat ein grosser Stolz hinzu. Wenn der Knabe nicht lügen wollte, weil sich das für einen Grafen Niëtzky nicht schicke, so giebt sich darin wenigstens das von vornherein vorhandene Bewusstsein kund, etwas Besonderes zu sein. Später zeigte er im persönlichen Verkehre seinen Stolz hauptsächlich durch ausgesuchte Höflichkeit, schriftlich aber wurde er manchmal deutlicher. So schreibt der junge Mensch an seinen Freund Deussen, der durchaus nicht schroff gewesen zu sein scheint: „Im Ernste, mein Freund, ich muss bitten, wenn Du von mir sprichst, mit etwas mehr Respect zu reden,“ und manchmal behandelte er ihn noch gröber [1]). Mit den Jahren nahm natürlich das Bewusstsein der eigenen Bedeutung zu. Es wurde durch die ungerechte Vernachlässigung, die seine späteren Schriften erfuhren, zu bedenklicher Höhe gesteigert, sodass es manchmal schwer zu sagen ist, ob es sich noch um überreiztes Selbstgefühl oder schon um paralytischen Grössenwahn handelt. Eben deshalb muss ich später auf den Gegenstand zurückkommen und ich verzichte deshalb hier auf Citate.

Der Schriftsteller kann seiner Natur nach auf Beifall nicht verzichten; man wird sich daher nicht wundern, bei einem Menschen wie Nietzsche, der durch und durch Schriftsteller war, ein reiches Maass von Beifallsliebe zu finden. Beifallsliebe und Stolz kommen leicht in Widerspruch und überwiegt jene, so spricht man von Eitelkeit. Auch gebraucht man dieses Wort, wenn es sich um Stolz auf Nichtiges handelt. In beiden Hinsichten kann man Nietzsche eitel nennen, indessen ist damit nichts Schlimmes gesagt, denn wer wäre nicht ein wenig eitel? [2]) Bei Nietzsche befremdet nur deshalb manche an sich harmlose Aeusserung von Eitelkeit, weil sie zu seinem maasslosen Stolze nicht passt. So kokettirt er gelegentlich mit den aristokratischen Bekanntschaften, die ihm die Freundschaft mit Wagner verschafft hatte. So glaubt er noch als reifer Mann an das Märchen vom polnischen Grafen

---

[1]) Als Nietzsche ihm seine Ernennung zum Professor in Basel angezeigt hatte, schrieb Deussen einen Glückwunschbrief und konnte dabei etwas Neid nicht unterdrücken. Daraufhin erhielt er eine Visitenkarte Nietzsche's, auf der etwa folgende Worte standen: Werther Freund, wenn nicht etwa zufällige Störungen Deines Kopfes Deinen letzten Brief verschuldet haben, so muss ich bitten, unsere Beziehung hiermit als abgeschlossen zu betrachten. Friedrich Nietzsche. — Als Deussen sein Erstaunen ausdrückte, schickte ihm Nietzsche den Glückwunschbrief mit einem Commentar zurück, der ihn für ein Gemisch von Neid, Bornirtheit und Bauernstolz erklärte.

[2]) Etwas komisch wirkt es, wenn der vierundzwanzigjährige Nietzsche an Deussen schreibt: „Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können, wie steht es mit Dir?“

und lässt sich von irgend einem Schwindler ein Schriftstück über l'origine de la famille seigneuriale de Niëtzky aufbinden (Biographie I, S. 11). Besonders kennzeichnend ist die für Brandes geschriebene Vita; allerdings war er damals schon paralytisch, aber es scheint, dass die Krankheit nur die Scham weggenommen hat. Ich komme später darauf zurück. Vielleicht wäre er in gesunden Tagen überhaupt weniger entgegenkommend gegen Brandes gewesen. Jedoch muss man sagen, dass jede Anerkennung ihm in seiner Lage willkommen sein musste. Ein beinahe verdursteter Mensch trinkt jedes Wasser, und wenn Einer durch lange Jahre consequent todtgeschwiegen worden ist, dann nimmt er den Beifall, wo er ihn findet, in der Hoffnung, dass das lobende Wort die rechten Leute aufmerksam machen werde. Es war bei dem alternden Schopenhauer gerade so; auch dieser horchte auf jedwede Anerkennung, weil er sich sagte: wenn nur überhaupt geredet wird, so kommt das Weitere schon. Auch insofern gleicht Nietzsche Schopenhauer, als bei Beiden durch den Mangel an Beifall eine grenzenlose Verbitterung erzeugt wurde. Der schreiende Ton der späteren Schriften Nietzsche's, seine immer wachsende Heftigkeit, seine Gier, Andersdenkende zu verletzen, seine Wuth gegen Deutschland, aus alledem spricht das ungestillte Verlangen nach Beifall, das durch die krankmachenden Einflüsse nicht hervorgerufen, sondern nur verzerrt worden ist.

Ich komme nun zu einem Charakterzuge, der das eigentlich Krankhafte in Nietzsche's geistiger Constitution war. Es ist aber schwer, ein genügendes Wort zu finden. Vielleicht sagt man am besten: Maasslosigkeit, das heisst Mangel an Sophrosyne, Neigung zur Uebertreibung, zum Superlativ, zu Fanatismus. Als ich ein junger Mann war, im Herbste 1874 lernte ich zuerst Nietzsche kennen durch seine Schrift über Schopenhauer. Ich war ganz entzückt davon und bat meinen Vater, sie auch zu lesen. Als er mir das Heft zurückgab, sagte er nichts als: „Welch ein maassloser Mensch!" Daran habe ich oft denken müssen, als ich mehr und mehr mit Nietzsche's Werken vertraut wurde. Das erste ist natürlich eine leidenschaftliche Gemüthsart. In der That beginnt die Schwester die Schilderung des kindlichen Bruders mit folgenden Worten (Biographie I, S. 27): „Von seiner in den ersten sechs Lebensjahren plötzlich ausbrechenden Leidenschaftlichkeit ist auch mir erzählt worden, doch kann ich mich nicht persönlich daran erinnern. Er fing nämlich schon sehr früh an, Selbstbeherrschung zu üben." Es scheint wirklich Nietzsche sehr früh und sehr gut gelungen zu sein, sich in den Zügeln zu halten. Aber das unterirdische Feuer war trotzdem da und es bahnte sich später in zweierlei Art einen Weg, als Leidenschaft zur Arbeit (Schaffenslust, Schreibewuth) und als Leidenschaft im Urtheile (Ueberschwenglichkeit, superlativische Zu- und Abneigung). In seiner Thätigkeit konnte er sich keine Ruhe gönnen, es zwang ihn vorwärts,

oft zu seinem eigenen Schaden. Die Ueberschwenglichkeit zeigte sich anfangs in der Begeisterung für fremde, später in der für die eigenen Ideen. Das Merkwürdige aber war, dass neben ihr ein ausserordentlich scharfes Kritikvermögen herlief und dass manchmal schon früh und dann vorübergehend, manchmal erst nach längerer Zeit und dann dauernd die Begeisterung von der kühlen Kritik überwältigt wurde. Da aber die Kritik das Fortbestehen der Ueberschwenglichkeit nicht hindern konnte, so war das Ergebniss ein mehr oder weniger rascher Wechsel in der Auffassung; die Götter von gestern wurden heute je nachdem vernachlässigt oder misshandelt. Am deutlichsten tritt dieses Verfahren in dem Verhältnisse zu Schopenhauer und zu Wagner zu Tage. Wäre die anfängliche Begeisterung für Beide später einem kühleren Urtheile und kritischem Verhalten gewichen, so brauchte man sich nicht zu wundern, denn so ist es Vielen ergangen. Ueberdem war Nietzsche ein sehr junger Mann, als er begeistert war, und die Jugend ist „Trunkenheit ohne Wein.“ Das Auszeichnende bei Nietzsche jedoch ist, dass die Ueberschätzung über alle Grenzen hinausging und dass der Umschlag ihn nicht zu ruhiger Kritik, sondern zu bitterer Feindschaft führte. Dass die Begeisterung echt war, kann man kaum bezweifeln, da dafür nicht nur die Schriften, sondern auch die Briefe und andere private Aeusserungen zeugen. Aber es kommt doch eine wunderliche Zwiespältigkeit zum Vorscheine. Er unterwirft Schopenhauer's Hauptgedanken 1867 einer verneinenden Kritik und schreibt doch (I, S. 398), in Schopenhauer habe er keine Paradoxie, nur hier und da einen kleinen Irrthum gefunden. Er schreibt sich 1874 alles auf, was er später gegen Wagner sagt, und veröffentlicht doch 1876 die Wagner geradezu verhimmelnde vierte „unzeitgemässe“ Betrachtung. Ist das Selbsttäuschung? Wer mag es wissen!? Der Hauptgedanke seines Lebens war: wir brauchen eine neue Cultur, und nun verfällt er auf die Idee, Wagner's Opern brächten diese neue Cultur. Begreiflicherweise muss er dabei aus dem armen Wagner ein übernatürliches Wesen machen, und als die Ernüchterung eintritt, muss dieser dafür büssen, dass er kein Gott ist. Der dionysische Held wird zum Jugendverführer, zum Repräsentanten der Décadence, und so weiter. Ganz ähnlich ist es mit Schopenhauer; erst soll er der Führer zu einer neuen Cultur sein, er wird gepriesen als heroischer Charakter, später wird der verweichlichende Einfluss seiner Lehre mit Erbitterung bekämpft und der Meister als „Pessimist, der die Flöte bläst“, verhöhnt. Ueberall ist der im Leben so höfliche Nietzsche ein schonungslos grober Schriftsteller: sobald Einer nicht seinen vollen Beifall findet, ist an ihm kein gutes Haar und die Injurien werden nicht gespart. Gelegentlich siegt die Besonnenheit und dann urtheilt er über sich mit erfreulicher Klarheit. So schreibt er 1880 (XI, S. 408): „Als ich jüngst den Versuch machte,

meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — hässliche Abzeichen, um derentwegen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit und wer diesen Dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muss sich auf eine langwierige Cur gefasst machen.“ Jeder Schulmeister wird denken: wer so schöne Erkenntniss hat, dem ist geholfen. Ja, wenn der Mensch eine „Intelligenz“ wäre, dann möchte es schon so sein, in Wirklichkeit aber kommt der ursprüngliche Charakter immer wieder oben auf. Nicht nur, dass Nietzsche nach 1880 den Fanatismus nicht verabschiedet, vielmehr wird er von Jahr zu Jahr fanatischer, sodass das Urtheil von 1880 auf die späteren Schriften noch viel mehr passt als auf die älteren. Die Leidenschaftlichkeit führt zu einer gewissen Unbedenklichkeit. Nicht nur soll alles möglichst energisch ausgedrückt werden, wobei die feineren Unterscheidungen verloren gehen, sondern es werden auch die hypothetischen Urtheile in kategorische verwandelt, „vielleicht“ wird bei Seite geschoben, es heisst ja oder nein. Dazu kommt die Ungeduld. Die Wahrheit muss im Sprunge ergriffen werden. Weg mit Definitionen und Beweisen, die blos für Philister gut sind; der Prophet verkündet die Wahrheit, er beweist sie nicht. „Was habe ich mit Widerlegungen zu schaffen,“ sagt Nietzsche später. Natürlich entsteht dabei ein sprunghaftes Verfahren, die Gedanken werden nicht zu Ende gedacht, Hochmuth und Hast verhindern es, der Zusammenhang hört auf und schliesslich müssen Gedankenfetzen genügen [1]).

Wenn die wichtigsten Charakterzüge aufgezählt werden sollen, so dürfen die Beziehungen zu Freundschaft und Liebe nicht fehlen. In Nietzsche's Jugend spielt die Freundschaft eine grosse Rolle: als Schüler, als Student, als junger Professor, immer ist er in innigen Beziehungen zu Gleichalterigen oder auch Jüngeren. Er braucht ihr Gespräch und er schreibt viele Briefe an sie. Ohne Freundschaft sei das Leben nichts werth, sie gebe allem Guten erst die Würze. Es wird vielleicht Manche befremden, wenn ich sage, dass mir die Freundschaft immer ein Problem gewesen sei. Sie ist nämlich im physiologischen Sinne zwecklos. Natürlich versteht man, dass viele Menschen ein Bedürfniss nach Gespräch mit verständnissvollen anderen Menschen haben, weil sie durch das

[1]) Deussen sagt (l. c. S. 80): Nietzsche war „eine im tiefsten Innern unruhige bestandlose Natur, welche es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben“.

Aussprechen sich klarer werden und ihre Gedanken dabei wachsen, weil sonst die Langeweile zu gross würde. Man versteht auch, dass Leute, die durch einen gemeinsamen Zweck verknüpft sind, allmählich sich mehr und mehr an einander gewöhnen und ein Bedürfniss nach Zusammensein haben. Aber dort befremdet die zwischen Freunden bestehende Zärtlichkeit, die Werthschätzung nicht nur der geistigen Aeusserungen, sondern der Person selbst, hier handelt es sich um das, was man recht passend Pferdefreundschaft nennt. Ich glaube doch, dass zur eigentlichen Freundschaft noch etwas gehöre, dass sie auf versetztem Geschlechtstriebe beruhe, eine Verbindung von diesem mit dem Verlangen nach geistigem Verkehre sei. Für diese Meinung sprechen manche Beobachtungen. Am deutlichsten ist die Sache bei den Mädchenfreundschaften: sie sind sozusagen Phantom-Uebungen und hören auf, wenn durch das Erscheinen des Rechten das Gefühl in die rechte Bahn gelenkt wird. Bei Männern wird die Freundschaft um so mehr geschätzt, je untauglicher die Weiber zu geistigem Verkehre sind, sei es, dass der Einzelne besonders hohe Anforderungen macht, sei es, dass die Weiber durchschnittlich auf einer niedrigen Stufe stehen. Auch die Trennung der Geschlechter ist wichtig: im Alterthume war viel mehr von Freundschaft die Rede als jetzt. Der Trieb zur Freundschaft geht zeitlich neben dem Geschlechtstriebe. Wenn dieser erwacht, sind als Gegenstände der Zärtlichkeit in der Regel nur gleichgeschlechtige Menschen vorhanden. Freundschaft zwischen älteren Leuten ist recht selten, wenn man von conservirten Jugendfreundschaften und Interessengemeinschaften absieht, und so weiter. Bei Nietzsche treffen zusammen ein ausserordentlich starkes Aussprech-Bedürfniss, eine hohe geistige Entwickelung mit der Richtung auf Gegenstände, die für gemischte Gesellschaft nicht taugen, und ein verhältnissmässig schwacher Geschlechtstrieb. Ist der letztere sehr stark, so ist auf die Dauer eine Täuschung kaum möglich, ist er aber schwach, so kann lange Zeit hindurch das Sehnen nach der innigen Gemeinschaft, das zunächst unverstanden bleibt, durch Freundschaft befriedigt werden. Man darf diese Dinge nicht mit der Verkehrung des Geschlechtstriebes verwechseln, denn eine bewusste geschlechtliche Erregung durch das gleiche Geschlecht ist nicht gemeint. Wohl kann auch der Verkehrung eine Zeit der Unklarheit vorausgehen, dann aber erregt das gleiche Geschlecht unzweifelhafte Gefühle, während das andere Geschlecht nur schwach oder gar nicht wirkt, ja nicht selten geradezu abgelehnt wird. Bei Freundschaft mit unbewusstem geschlechtlichen Untergrunde aber ist im Bewusstsein gar nichts von Geschlechtlichkeit, ja der Gedanke daran würde Entrüstung hervorrufen. Ich betone das deshalb, weil wiederholt bei Nietzsche ein gewisser Grad von Verkehrung vermuthet worden ist, weil insbesondere seine innige Freundschaft mit einigen Schülern in Basel diese

Meinung unterhalten hat. Soweit wie ich die Sache beurtheilen kann, ist die Vermuthung unberechtigt. Man kann Nietzsche's geschlechtliches Empfinden nur insofern abnorm nennen, als die Wirkung des anderen Geschlechtes auf ihn schwach war. Er empfand rein körperlich wohl ebenso wie andere Leute, aber es fehlte der starke seelische Trieb zum Weibe, der den gesunden Mann zur Hingabe an ein Weib zu nöthigen pflegt. Diese Freiheit von dem den Meisten gefährlichen Zauber verlieh ihm eine gewisse Unbefangenheit dem weiblichen Geschlechte gegenüber und befähigte ihn frühzeitig zu einem kalten und richtigen Urtheile über die Weiber. Bei wenigen seiner Lehren ist eine so uneingeschränkte Zustimmung möglich wie hier. Einzelne schroffe Aeusserungen erklären sich durch Nietzsche's Vorliebe für gespitzte Ausdrücke, so das etwas rohe Wort von der Peitsche, das er übrigens nur übernommen hat. Natürlich ist die Behauptung, Nietzsche sei ein Weiberfeind gewesen, ganz unbegründet. Es geht das aus seinen eigenen Aussprüchen hervor und auch daraus, dass ihm Damenverkehr ganz angenehm war. Manchmal freilich scheint die Sache nicht recht freiwillig gewesen zu sein. Manche „hefteten sich an seine Sohlen", aber oft war er doch mit Vergnügen dabei. Wahrscheinlich ist zuweilen gerade bei Solchen, bei denen der Trieb nicht stark ist, der gesellige Verkehr wohlthätig: sie empfinden eine mässige Erregung und das ist ihnen für gewöhnlich genug. Es hat sich die Sage gebildet, geschlechtlichen Verkehr im eigentlichen Sinne des Wortes habe Nietzsche nicht gehabt. Deussen, um nur Einen zu nennen, meint (Erinnerungen, S. 24), auf ihn habe das Wort Anwendung gefunden: mulierem numquam attigit. Er erzählt eine wunderliche Geschichte, die er von Nietzsche selbst hat. Ein Dienstmann habe Nietzsche 1865 in Köln in ein Bordell geführt. „Ich sah mich plötzlich umgeben von einem halben Dutzend Erscheinungen in Flitter und Gaze, welche mich erwartungsvoll ansahen. Sprachlos stand ich eine Weile. Dann ging ich instinctmässig auf ein Klavier als auf das einzige seelenhafte Wesen in der Gesellschaft los und schlug einige Akkorde an. Sie lösten meine Erstarrung und ich gewann das Freie." Man kann unbedenklich zugeben, dass Nietzsche bis 1865 jede bedenkliche Berührung vermieden habe. Es ist aber von vornherein höchst unwahrscheinlich, dass es immer so geblieben sei. Man muss sich doch sagen, dass ein Philosoph, ein geborener Moralist schon aus Wissbegierde vom Apfel zu essen gezwungen war. Nietzsche spricht ja selbst so oft von seiner gefährlichen Neugierde und nun sollen wir glauben, dass sie vor der interessantesten Angelegenheit Halt gemacht habe. Die Lust hätte er überwinden können, die Wissbegierde nicht. Er selbst nennt (XI, p. 24) die Virginität eine blasse unproductive Halbtugend und macht auch an anderen Orten einige Andeutungen. Wir sind aber nicht auf blosse Vermuthungen angewiesen. Gewährsmänner, deren Name

freilich nicht genannt werden soll, erklären, dass Nietzsche schon in Leipzig geschlechtlichen Verkehr gehabt habe und dass er später von Zeit zu Zeit mit den Personen, die nun einmal sich den männlichen Bedürfnissen zur Verfügung stellen, Beziehungen gehabt habe. Von Liebe kann man dabei freilich nicht sprechen, es handelt sich nur um ein Mittel zur Entleerung. Ein „Verhältniss“ scheint Nietzsche nie gehabt zu haben Die Beziehungen zu der Französin in Bayreuth waren nur „Flirtation“.

Es entspricht der streng auf das Geistige gerichteten Natur Nietzsche's, dass er durchweg mässig gewesen ist. Als Student bekam er rasch einen Abscheu gegen das ekelhafte Biersaufen der deutschen Studenten und später hat er fast abstinent gelebt. Zu seinem Ruhme sei hervorgehoben, dass er manches kräftige Wort gegen den Alkoholismus gefunden hat und dass er in ihm klar eine Hauptursache der Entartung des Volkes erkannte. Auf das Vergnügen am Essen hat er nie grosses Gewicht gelegt. Doch war er geneigt, der richtigen Ernährung grossen Werth beizulegen. Ein Brief an v. Gersdorff (Biographie II. S. 43) enthält eine lange Abhandlung über Vegetarianismus. Später war er durch seine krankhaften Zustände genöthigt, sich viel mit dem Magen zu beschäftigen. Die Schwester betont („Zukunft“ vom 9. Januar 1900), dass Nietzsche durch das Büchlein des alten Cornaro veranlasst worden sei, zu wenig zu essen und sich dadurch zu schädigen. Es scheint, dass auch die Sparsamkeit dabei im Spiele war: Nietzsche fürchtete, nicht mit seinem Gelde auszukommen und entzog sich zuweilen geradezu das Nöthige, wie die Angaben über sein Leben in Genua, die nach Nietzsche's eigenen Mittheilungen Fräulein von Salis-Marschlins macht (Philosoph und Edelmensch, 1894, S. 76), darthun. Immerhin war Nietzsche, als er in die letzte Krankheit verfiel, ganz gut genährt. Er wog beim Eintritte in die Baseler Anstalt 165 Pfund. Deussen erwähnt, Nietzsche habe immer eine Vorliebe für Süssigkeiten gehabt, und noch im letzten Jahre rühmt Nietzsche die guten Conditoreien in Turin. Vielleicht hängt diese Neigung damit zusammen, dass er nicht nur nicht trank, sondern auch nicht rauchte. —

Blicken wir auf das in groben Zügen gezeichnete Bild des ursprünglichen Nietzsche zurück und fassen wir besonders das Abnorme ins Auge, so erscheint Nietzsche zunächst als ein im höchsten Grade begabter, aber einseitiger Mensch. Der Mangel an Harmonie, die ungleichmässige Entwickelung der einzelnen Fähigkeiten ist das Merkmal der grossen Talente und der Genies überhaupt; sie sind in diesem Sinne sammt und sonders pathologisch und Ergebnisse der Entartung. Es kommt auf die Gestaltung im Einzelnen und das Auftreten besonderer Charakterzüge an: davon hängt es ab, ob der hervorragende Mensch auch dem ungeschärften Auge den Eindruck des Krankhaften macht

und ob er vorwiegend nützlich oder vorwiegend schädlich ist. Nietzsche ist erstens ein durchaus theoretischer Mensch, sein Wesen ist ganz auf Gefühl und Erkenntniss gerichtet, er ist schlecht ausgerüstet für das praktische Leben. Er hat wenig Sinn für die wichtigsten Gemeinschaften, die Ehe und die Gemeinde, es fehlt ihm am „Herdensinne“ und er ist nicht durch Zufall, sondern von Natur aus ein Einsiedler. Da es wahrscheinlich auch an dem Erwerbsinne und dem, was dazu gehört, fehlte, so wäre es ihm in einer primitiven Gesellschaft, in der Professoren und Schriftsteller unnütz sind, recht schlecht gegangen. Umgekehrt braucht man sich nur zu denken, dass eine ganze Gesellschaft aus solchen Leuten wie Nietzsche bestände, um einzusehen, dass „die Art“ nicht dabei bestehen könnte.

Die Begabung Nietzsche's ist dadurch gekennzeichnet, dass er für Musik, Poesie, Sprache vorzüglich, für die andere, mehr realistische Gruppe, das heisst bildende Kunst, Mechanik, Mathematik, schlecht begabt war. Diese Theilung kommt ja oft vor, bei Nietzsche ist nur auffallend die Schroffheit des Gegensatzes, die Grösse der Disharmonie.

Das eigentliche Stigma aber ist das, was ich vorhin als Maasslosigkeit bezeichnet habe. Sie hinderte Nietzsche, seine hohe Begabung sozusagen auszunutzen, sie verdarb ihm nicht nur sein Leben, sondern auch sein Werk. Es ist von vornherein gefährlich, wenn Einer verschiedene, ungefähr gleich starke Talente hat, denn er wird gewissermaassen nach verschiedenen Seiten gezogen [1]. Jedoch kann die Sache gut ausgehen, wie manche Beispiele beweisen. Bei Nietzsche kämpften, wenn man so sagen darf, die dichterische und die philosophische Anlage um den Sieg. Unglücklicherweise bewirkte der Mangel an Sophrosyne, dass nicht den beiden getrennte Gebiete zugewiesen wurden, dass eine Anlage die andere störte. Man hat ihn den Dichter-Philosophen genannt und hat geglaubt, damit ein Lob auszusprechen. Es ist aber wirklich kein Lob. Der Dichter will Gefühle erwecken, der Philosoph möchte sie ausschalten, jenem liegt es am schönen Scheine, dieser hasst jeden Schein, und so fort.

Nehmen wir die Sprache. Für philosophische Darlegungen ist die beste Sprache die, die man sozusagen gar nicht merkt, die sich schlicht und einfach an den Gedanken anlegt, wie ein glatt sitzendes Kleid. Durchsichtige Klarheit ist das Ziel, und deutlich zu sein ist die Herzenssache des Denkers. Nietzsche aber will schön schreiben, er sucht geradezu nach Aufputz und Verkleidung des Gedankens, wie die Sachen klingen, darum sorgt er sich, ja er ist stolz darauf, schwer verstanden zu werden, und verlangt noch nach einer Maske. Das Alles ist die Art des Belle-

[1] „Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden — mein Problem“, hat Nietzsche einmal gesagt.

tristen, nicht des Philosophen. Andererseits ist die didactische Poesie für uns eine traurige Art von Poesie: in alten Zeiten, als der Mensch sich nicht anders zu helfen wusste, naiv Dichten und Denken vermengte, da hatte sie ihr Recht, aber die Nachahmung des Alterthums ist Koketterie. Gewiss können einzelne Gedanken in poetischer Form ausgesprochen werden, und dies ist Nietzsche oft genug sehr gut gelungen. Aber ein Lehrgedicht in vier Büchern, das geht eigentlich gegen den guten Geschmack. Die Philosophie fährt schlecht dabei und die Poesie auch.

Maasslosigkeit und guter Geschmack vertragen sich nicht. Bewundern wir hier das Feingefühl Nietzsche's, so verletzt uns auf der nächsten Seite eine grobe Geschmacklosigkeit, und je älter er wird, um so häufiger werden diese Verletzungen. Nur ein Theil der Geschmacklosigkeiten kann auf die Rechnung der progressiven Paralyse gesetzt werden.

Maasslosigkeit und Stetigkeit vertragen sich nicht. Mit jener wächst die Neigung zum Aphorismus, das heisst zum Abreissen des Gedankens. Die Fixigkeit des Denkens nimmt zu, die Richtigkeit leidet allzu oft. Weil keine Gedankenreihe zu Ende gedacht wird, müssen trotz alles Scharfsinnes Halbwahrheiten und Widersprüche das Ende sein. Die Ungeduld läuft zu rasch, das Ziel soll mit einem Male erreicht werden, sie glaubt es erreicht zu haben, wenn sie es sieht; dann tauchen schon neue Ziele auf und der rastlose Lauf bleibt schliesslich erfolglos. —

Vielleicht wird Mancher an meiner Schilderung des ursprünglichen Nietzsche manches vermissen. Der Eine wird sagen: Du redest immer von Anlagen und Charakterzügen; wissenschaftlicher wäre es, Du gäbest uns eine ordentliche Diagnose und sagtest, ob Nietzsche an Neurasthenie, an Melancholie, an Zwangsvorstellungen oder an was sonst gelitten habe. Zuerst will ich darauf erwidern, dass das Modewort „Neurasthenie“ mir mit der Zeit auf die Nerven fällt. So, wie es gebraucht wird („unser Zeitalter ist das der Neurasthenie“, und so weiter), ist es freilich eine Klappe, die viele Fliegen trifft, aber verständigerweise kann man unter Nervenschwäche nur einen Zustand gesteigerter Ermüdbarkeit verstehen, einen Zustand, der recht oft vorkommt, aber nicht die ihm in den Mode-Declamationen zugeschriebene Bedeutung hat. Nietzsche war gar nicht nervenschwach: es ist weder von körperlicher, noch von geistiger Ermüdung bei ihm die Rede, man möge also das Gerede von Neurasthenie lassen. Nietzsche war auch nicht melancholisch. Abgesehen davon, dass eine Hemmung bei ihm gar nicht bestand, verdient auch seine Traurigkeit die Bezeichnung melancholisch nicht. Sie war in der Hauptsache völlig berechtigt, denn sie entstand

aus dem Kummer über seine Krankheit, aus den Enttäuschungen, die er mit Wagner und Anderen erfahren hatte, aus der Trostlosigkeit seiner Auffassung von Welt und Leben, aus dem Verdrusse und den Sorgen seines Lebens. Sein Temperament, wenn man das Wort gebrauchen darf, war durchaus nicht melancholisch, sondern eher sanguinisch-cholerisch. Auch von Zwangsvorstellungen und ähnlichen Zufällen kann ich bei Nietzsche nichts finden. Es ist richtig, dass seine unaufhörlichen Wiederholungen, sein Todthetzen von Wörtern und Wendungen den Laien an Zwangsvorstellungen denken lassen können, aber im wissenschaftlichen Sinne sind Zwangsvorstellungen nicht vorhanden.

Will man schulmässig reden, so gehört Nietzsche's ursprünglicher Zustand in das grosse Gebiet der Nervosität, besser gesagt zu den leichten Formen der Entartung. Man muss bei Denen, die im Französischen dégénérés supérieurs genannt werden, unterscheiden: den primären Zustand und die etwa hinzutretenden Zufälle. Die Hauptsache sind nicht diese, sondern jener ist es, wenn auch in der Literatur von den Zufällen mehr die Rede ist. Der primäre Zustand führt die Leute nicht zum Arzte, aber von ihm hängt es ab, was sie im Leben sind. Den primären Zustand Nietzsche's habe ich schildern wollen. Eigentliche Zufälle sind bis zur Entwickelung der progressiven Paralyse nicht nachzuweisen [1]).

Ein Anderer wird mir sagen: Du scheinst vom milieu nichts zu wissen; der Mensch ist das, was ihn umgiebt, und Nietzsche's Eigenart hing von den Einflüssen ab, die auf ihn wirkten. Nun, ich leugne die Bedeutung der individuellen Erlebnisse nicht, aber sie machen den Menschen nicht und nicht die Art, wie er reagirt, sondern der Inhalt seiner Aeusserungen ist zum Theil ihr Werk. Bei Nietzsche haben wir in der Kindheit vorwiegend weibliche Einflüsse: Mutter, Schwester, Grossmutter, Tanten, Mägde. Man hat zuweilen von Nietzsche's Feminismus gesprochen und hat damit gemeint, dass er als Schriftsteller mehr negativ als positiv sei, mehr auf die Meinungen Anderer reagire, als dass er aus sich heraus neue Ansätze gäbe. Daran dürften die Damen des Nietzsche'schen Hauses ganz unschuldig sein. Eher könnte man denken, dass auf ihre Einwirkung das höfische Wesen, das Nietzsche als Mensch gezeigt haben soll, zurückzuführen sei. Der Vater war Erzieher bei Hofe gewesen, die Mutter wird als eine feine tactvolle Frau geschildert, also mögen gute Manieren in der Familie zu Hause gewesen sein. In dieser Richtung wirkte wohl auch das gesellschaftliche Wesen des an Räthen und Geheimräthen reichen Naumburg. Als

[1]) Der kranke Nietzsche hat ausgesagt, er habe bis zum 17. Jahre an „epileptoiden Zuständen ohne Bewusstseinsverlust“ gelitten. Ob etwas darauf zu geben ist?

Freunde hatte Nietzsche gute und geweckte Jungen, in der Schule wurde er gut behandelt, die Fürstenschule hatte einen streng humanistisch-christlichen Charakter. Als Student machte er durch kurze Zeit das studentische Treiben mit, zog sich bald zurück und war dann der Mann, der er im Ganzen immer war. Aus alledem ist blutwenig zu schliessen, und auch die Milieu-Fanatiker müssen einsehen, dass an der fremdartigen Erscheinung Nietzsche's die harmlose Welt, in der er sich entwickelt hat, wenig Theil hatte. Vielleicht das lässt sich durch seinen Lehrgang erklären, dass Nietzsche sein Leben lang mit Schulmeisteraugen auf die Welt gesehen hat. Zwar findet er zuweilen sehr gute Worte gegen den Ratoinalismus. „Eine Umwandlung des Wesens durch Erkenntniss ist der gemeine Irrthum des Rationalismus", schreibt er an Deussen (l. c., p. 72), aber er war doch ein eingefleischter Rationalist. Es ist sein Grundirrthum, dass man den Menschen durch Reden ändern, den Künstler, den Philosophen machen könne. Am Ende ist der Zarathustra auch nichts als ein alter Schulmeister, der über den Berg läuft und Reden hält. Aber das gehört schon nicht mehr zum Wesen. Was er dachte freilich, das musste an das Gehörte und Gelesene anknüpfen. Da haben wir die bürgerlichen und die patriotischen Anschauungen, die Christenlehre, die antike Literatur, alte und romantische Musik, allerhand deutsche Dichter, dann als Sauerteig die theologische Kritik und die Philosophie Schopenhauer's. Des grossen Philosophen Gedanken haben den grössten und den nachhaltigsten Einfluss auf Nietzsche's Denken gehabt. Zuerst wollte er sein Jünger sein, versuchte es sogar mit Askese, dann hielt ihn die Persönlichkeit gefesselt, endlich wurde er „Neinsager" und bis zum Schlusse bildet die Verneinung Schopenhauerischer Gedanken einen Haupttheil seiner Philosophie. Die Metaphysik Schopenhauer's nahm er nie recht an, ja er hat das eigentlich Werthvolle an ihr gar nicht verstanden, aber die romantischen Bestandtheile der Lehre und besonders der Pessimismus gingen ihm ein. Erst jubelte er dem Pessimismus zu als einer heroischen Denkweise, obwohl er im Grunde lebensfreudig war. Als später Krankheit und Vereinsamung da waren und er im Herzen Pessimist geworden war, da begeisterte er sich für das Leben, sang ihm entzückte Loblieder und pries es sozusagen mit Haut und Haaren. Der Pessimismus, den er anerkannte, machte ihn nicht traurig, und der Optimismus, zu dem er durch Verneinung der Verneinung gekommen war, machte ihn nicht froh. Ausser der Schopenhauer's waren für ihn am wichtigsten die positivistischen Lehren, die ihn, wie früher gesagt wurde, für immer von der Unmöglichkeit einer Metaphysik überzeugten, die Anschauungen der französischen Moralisten und endlich die „modernen Ideen", soweit sie sich auf die „evolution" und die Entartung bezogen. Ohne alle diese (und einige andere) Quellen wäre der Inhalt seiner Gedanken anders gewesen. Hätte er zum Beispiele

fünfzig Jahre früher gelebt, so würde er ganz andere Anschauungen gehabt haben. Aber seine Art, zu denken, haben die Anderen nicht gemacht, denn sein leidenschaftliches Für und Wider, die Sprünge aus einem Extrem ins andere, die Position durch Negation des Vorgefundenen, das Nichtzuendedenken, das Zerstören durch Uebertreiben, das alles und manches andere hätte bei ganz anderen Anschauungen ebenso vorkommen können, wie die Schärfe seiner Kritik und sein Reichthum an geistvollen Bemerkungen.

Auf eins möchte ich hier noch aufmerksam machen, weil es das Pathologische seiner Natur beleuchtet, nämlich auf die Vorliebe Nietzsche's für bestimmte Schriftsteller und Musiker. Les nerveux se recherchent, sagte Charcot, und Die, die Nietzsche geliebt hat, sind ohne Ausnahme kranke Leute. Ich sage: geliebt, nicht gelesen oder studirt. Da haben wir von den Musikern Schumann und Wagner; beide waren alles andere, nur nicht gesund. Viel Krankhaftes ist ja auch in Schopenhauer. Nun aber die Dichter: In der Jugend schwärmt er für Hölderlin, später bevorzugt er Ausländer: Stendhal, Flaubert, Dostojewski, Baudelaire.[1]) Er erkennt in ihnen ganz richtig „den Fond von Krankheit, von Unheilbarkeit im Wesen“ — trotzdem. Seine Liebe zu Pascal betont er oft. Dagegen Voltaire lobt er, liest ihn aber nicht. Goethe hat er gelesen und oft gerühmt, aber seine Neigung ist kühl. Shakespeare war ihm später geradezu unangenehm und Schiller, den er in der Jugend gelobt, aber wohl nicht viel gelesen hatte, wurde ihm ein Gegenstand des Hohnes.

Zu den Milieu-Fragen steht die Schlussbetrachtung in Beziehung. Es ist bekannt, dass nicht selten zu ungefähr gleicher Zeit von verschiedenen Leuten an verschiedenen Orten gleiche oder ähnliche Gedanken geäussert werden, ohne dass man sagen könnte, der Eine habe sie vom Anderen. Zuweilen könnte man versucht sein, einen geheimnissvollen Zusammenhang anzunehmen, derart, dass hier der innere Zusammenhang der Individuen durch einen umfassenden Geist, ihr Organ-Sein zu Tage träte und dass dieselben Krankheitäusserungen bei scheinbar nicht verknüpften Individuen auf einen krankhaften Zustand des Gesammtgeistes hindeuteten. Indessen kann man sich wohl mit der einfacheren Erklärung begnügen, dass auch die krankhaften Aeusserungen immer nach demselben Schema verlaufen und dass deshalb gewisse Grundgedanken bei Entarteten immer zu ähnlichen Folgen führen müssen. Mit anderen Worten: die ein Zeitalter beherrschenden Ideen geben der jeweiligen Entartung ihre bestimmte Färbung. Deshalb haben die schriftstellernden Dégénérés heutzutage eine gewisse Aehnlichkeit mit einander, ohne dass sie einander zu kennen brauchen; man be-

[1]) Vgl. „Zukunft“ vom 18. März 1899.

zeichnet diesen Charakter gewöhnlich als Modernität. Das Taedium vitae, „der grosse Ekel“, wie eine Lieblingsphrase Nietzsche's lautet, ist wohl jeder Zeit bei Entarteten zu beobachten gewesen, aber bei den Modernen giebt der dem Zeitalter eigene irreligiöse Individualismus dem Lebensüberdrusse einen besonderen Charakter: das Individuum lehnt sich gegen die Welt auf, hasst und verspottet das, was für gut gilt, erwärmt sich für das Böse und ehrt das, was für verwerflich gilt. Kann sein, dass früher auch ähnliches vorgekommen ist, aber da hiess es: Kopf ab, während man jetzt jede Frechheit ungescheut aussprechen darf. Jener streitbare Lebensüberdruss führt zum Beispiele zur Verherrlichung der Verbrecher, er erblickt in ihnen Kämpfer gegen die schlechte Welt und hegt gewöhnlich die alberne Einbildung, sie seien besonders gesunde kraftvolle Gestalten. Er führt zu klingenden Reden über die Schlechtigkeiten der bestehenden Ordnungen, über die Nothwendigkeit, alles zu ändern, und so weiter. Er führt zur Absonderung von der Herde, die gerade wegen ihres Vergnügtseins als verächtlich erscheint, zu einer eigenthümlichen Art aristokratischer Ueberhebung, zu Werthschätzung alles dessen, was zart, hinfällig, ein wenig verfault ist, zur Ueberschätzung der Kunst und der schönen Form überhaupt. Es kommt, kurz gesagt, zu einem aristokratischen Anarchismus. Jetzt ist man vielfach zu dem Glauben geneigt, Nietzsche habe diesen erfunden und die anderen Entarteten seien erst von Nietzsche angesteckt worden. Aber in Wirklichkeit findet man bei Leuten, die nie von Nietzsche gehört haben, Aussprüche und Wendungen, die von Nietzsche entlehnt zu sein scheinen. Verschiedene Autoren haben auf die Parallelen zwischen Nietzsche und den älteren deutschen Romantikern hingewiesen. M. Nordau (Entartung, 2 Bände, Berlin 1892 und 1893) hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die moderne Literatur, soweit sie von stärker Entarteten herrührt, zu besprechen und die gemeinsamen Krankheitzüge herauszuheben. Ich betone, dass mich von Nordau's Denkweise eine weite Kluft trennt, dass ich seine Irrthümer kenne und seine Uebertreibungen nicht in Schutz nehmen will, aber es wäre ungerecht, zu leugnen, dass er in vielen Hinsichten Recht hat, und die Art und Weise, wie er todtgeschwiegen wird, ist nicht zu billigen. Nordau's Aufsatz über Nietzsche hat grosse Schwächen, ja er ist im Ganzen schlecht, aber auch in ihm ist vieles wahr. Er stellt in dem Abschnitte über „Ich-Sucht“ Nietzsche mit Ibsen einerseits, mit der Gruppe der Parnassier und Diaboliker, der Decadenten und Aestheten andererseits zusammen. Die letzteren Gruppen sind meist Pariser oder pariserisch inficirte Engländer und bilden eine widerliche Bande, über der Nietzsche thurmhoch steht. Aber es lässt sich nicht abstreiten, dass gemeinsame Züge vorhanden sind. Nordau zeigt, wie dieselben Phrasen bei Nietzsche, Barrès, Wilde, Ibsen und Anderen wieder-

kehren, und manche Parallelen sind geradezu überraschend. Zum Beispiele sagt Nietzsche im „Jenseits“: „Man muss den schlechten Geschmack von sich abthun, mit Vielen übereinstimmen zu wollen. Gut ist nicht mehr gut, wenn der Nachbar es in den Mund nimmt.“ O. Wilde sagt (Intentions, p. 166): „Ah! Sagen Sie nicht, dass Sie mit mir übereinstimmen. Wenn Leute mit mir übereinstimmen, so fühle ich immer, dass ich Unrecht haben muss.“ Nordau giebt weitere überraschende Beispiele; auch dann, wenn man solche Uebereinstimmungen für zufällig erklären möchte, bleibt doch die Gemeinsamkeit im aristokratischen Anarchismus, in der Freude am „schönen Verbrechen“, in der Vorliebe für maasslose Ausdrücke und zugleich für schönen Wortklang, in den verschwommenen, tiefsinnig klingenden Redensarten, in den formelartigen Worten mit unendlicher Wiederholung und so weiter. Bei Ibsen ist es genau dasselbe. Dabei ist es nicht zweifelhaft, sagt Nordau, dass Nietzsche die französischen Decadenten und englischen Aestheten, mit denen er sich so häufig begegnet, nicht kennen konnte, weil seine Bücher zum Theil älter sind als die ihrigen, und dass sie ebenso wenig aus ihm geschöpft haben, weil sie, vielleicht mit Ausnahme von Ibsen, bis vor etwa zwei Jahren nie auch nur seinen Namen gehört haben dürften. Nietzsche hat allerdings in seinen letzten Jahren die Werke der degenerirten Franzosen (mit Einschluss des Entartungspsychologen Bourget) besonders gern gelesen, aber seine Manier war schon vorher fertig und die Engländer hat er sicher nicht gekannt.

II.

Die Krankheit.

1. Die Migräne.

In den ersten vier Jahrzehnten des Lebens war bei Nietzsche die auffallendste Krankheiterscheinung seine Migräne. Ich habe daher diesen Abschnitt nach ihr genannt, aber ich werde mich darin nicht auf sie beschränken.

Wie ich früher gesagt habe, war Nietzsche's Migräne wahrscheinlich ein Erbtheil aus der väterlichen Familie. Sie zeigte sich sehr früh, aber sie hatte im Anfange, wie es oft der Fall ist, keine charakteristische Form. Die erste Erwähnung findet man in Nietzsche's Aufzeichnungen von 1858 (Biographie I, p. 77): es heisst dort, er habe im vergangenen Sommer wegen Augenschmerzen die Schule nicht besuchen dürfen. Da die Kurzsichtigkeit keine Schmerzen macht, handelt es sich wahrscheinlich um atypische Migräne. Weiter wird gesagt (ibid. p. 166), er habe 1862 viel an Augen- und Kopfschmerzen gelitten, sodass ihm der Arzt gestattete (p. 169), die Pförtener Krankenstube mit dem Aufenthalte in Naumburg zu vertauschen. In Bonn (1865) leidet Nietzsche an „heftigem Rheumatismus, der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne und gegenwärtig mir täglich die stechendsten Kopfschmerzen verursacht“ (ibid. p. 223). Das Uebel dauerte mehrere Wochen. Dann erfährt man nichts von Krankheit bis zum Winter 1867. Nietzsche diente als Freiwilliger bei der reitenden Artillerie in Naumburg und zog sich beim Aufspringen auf das Pferd durch einen Stoss gegen den Sattel eine Verletzung der Brustbeingegend zu (ibid. p. 268 ff.). Es entwickelte sich eine langdauernde Eiterung und erst im Juni 1868 schloss sich unter der Behandlung des Chirurgen Volkmann in Halle die Fistel. Nietzsche wurde aus dem Militärdienste entlassen und ging im October 1868 wieder nach Leipzig. Aus der Leipziger Zeit berichtet die Biographie nichts über Krankheiten. Wir wissen aber, dass Nietzsche auch damals nicht frei von Krankheit gewesen ist.

In Basel befand sich Nietzsche im Anfange gut. Als 1870 der Krieg ausgebrochen war, ging er als Krankenpfleger nach Frankreich, führte nach einigen Wochen Verwundete, die an Ruhr und Diphtherie litten, zurück und erkrankte dabei selbst. „Sehr gefährliche Brechruhr

und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein" (Biographie II, p. 37). Er lag in Erlangen krank. „Nachdem ich mehrere Tage mit Opium- und Tanninklystiren und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund [20. October]. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeit lang hörte ich einen nie enden wollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht." Die Schwester schreibt (ibid. p. 45): „Die Leidensgeschichte meines Bruders beginnt mit jener im vorigen Capitel erwähnten schweren Krankheit, die er sich im Kriege geholt hatte. Die Behandlung mit allzu scharfen Mitteln, verbunden mit den schrecklichen Eindrücken der Schlachtfelder, hatten seiner Natur einen furchtbaren Stoss gegeben, sodass eine lange lange Zeit Müssiggang und irgend welche gründliche naturgemässe Cur nöthig gewesen wäre, um ihn wieder vollständig herzustellen. Er wollte aber nicht krank sein, er hatte keine Zeit dazu." „Mein Bruder wollte schnell gesund werden und glaubte dies durch den Gebrauch von Arzneimitteln zu erreichen." „Die scharfen Arzneimittel zerstörten den guten Magen meines Bruders; es blieb, nachdem er sich äusserlich von den Folgen jener grossen Erschütterung seiner Gesundheit erholt hatte, eine starke, alle zwei bis drei Wochen wiederkehrende Migräne zurück. Dieses Leiden hatte er früher gar nicht gekannt und suchte es nun wiederum durch allerlei Mittel zu bekämpfen, machte es aber dadurch nur schlimmer. Dazu kam noch ein heftiges Augenleiden, das sich zuweilen mit starken Schmerzen einstellte. Magenverstimmungen, Kopfschmerzen, Augenleiden, Schlaflosigkeit — das war nun seine Leidensgeschichte!" Aehnlich ist die Schilderung in der „Zukunft" vom 6. Januar 1900. Auch hier wird über die „scharfen Mittel" geklagt, ja, es heisst, in Erlangen sei dem Bruder „mit so unglaublich scharfen Arzneimitteln zugesetzt" worden, dass die Mutter sich später darüber wunderte, warum er nicht an den Mitteln gestorben sei. Da muss man sich daran erinnern, dass die Familie Nietzsche der Homöopathie anhing. Ferner bemerkt die Schwester, Nietzsche habe, seitdem er als Krankenpfleger einiges von der Heilkunde erfahren hatte, gern mit allerlei Arzneimitteln an sich herumkurirt.

In der Biographie heisst es (II, p. 55): „Im Januar 1871 fasste er die Ideen [zur Geburt der Tragödie] ungefähr in der vorliegenden Form zusammen, aber mitten in der Ausarbeitung musste er plötzlich abbrechen: seine Gesundheit, die seit seiner Rückkehr nach Basel sehr schwankend gewesen war, verschlechterte sich zusehends. Er bekam die Gelbsucht, eine Darmentzündung stellte sich ein, dazu wurde er von Schlaflosigkeit bitter gequält." Professor Liebermeister habe einen

Urlaub mit Aufenthalt an den italienischen Seeen für nöthig erklärt. Sechs Wochen in Lugano thaten sehr gut. „Mein Befinden ist diesen Sommer besser", schreibt Nietzsche an v. Gersdorff (Gesammelte Briefe I, p. 111). Ueber 1872 heisst es in der Biographie (II, p. 90): „Der Gesundheitszustand meines Bruders war während des Jahres 1872 sehr günstig, die Kopfschmerzen kamen selten und nur auf kurze Zeit, die Augen waren nicht kurzsichtiger als gewöhnlich, sondern eher besser — kurzum, wir betrachteten ihn als einen Wiederhergestellten" Auf p. 87 schildert ein Brief Nietzsche's einen leichten Migräne-Anfall. Im Jahre 1873 aber trat etwas Neues ein. „Mein Bruder war im Sommer 1873 recht augenleidend, und Gersdorff, der bei ihm in Basel weilte, auch die Sommerfrische in Flims mit ihm aufsuchte, vermittelte die ganze Correspondenz mit Bayreuth" (II, p. 129). „Im Sommer 1873 plagte ihn das schon erwähnte Augenleiden und verursachte viele Schmerzen und Besorgnisse" (p. 138). „Das ganze Jahr 1873 war der Gesundheit meines Bruders nicht zuträglich gewesen: es begann mit einer starken Erkältung und einem wochenlangen grippenartigen Zustand. Im Sommer plagte ihn das Augenleiden und im Herbst verursachte der Magen viele Unannehmlichkeiten. Bis Ende des Jahres war er recht elend, aber die zwei Wochen, die er zur Weihnachtszeit in Naumburg verlebte, besserten sein Befinden augenscheinlich" (p. 140). Es fragt sich nun, was das für ein schmerzhaftes Augenleiden gewesen sei, über das die Biographie ziemlich rasch hinweggeht. Ich habe die Angabe gefunden, Nietzsche habe in Basel an Chorioiditis gelitten. Leider liegt kein Augenspiegelbefund vor. Damals hat Herr Professor Schiess-Gemuseus Nietzsche behandelt.

In wieweit diese Erkrankung auf das schlechte Befinden in den nächsten Jahren Einfluss gehabt habe, das lässt sich nicht entscheiden. Auf jeden Fall glaube ich nicht, dass die Magenbeschwerden auf Diätfehler oder auf die gegen die Migräne angewandten Arzneimittel zu beziehen seien.

Im Anfange des Jahres 1874 wird nur von schwankender Stimmung gesprochen. Nietzsche arbeitete damals an dem Schopenhauer-Aufsatze und wurde dadurch sehr erregt. Er war jedoch auf einer Frühjahrsreise sehr heiter und am 1. Juni schreibt er an Rohde (Biographie II, p. 154), er erfahre, dass man sich um ihn sorge, seine Stimmung „gefährlich und galgenhumoral" finde, „nur dass mein Befinden, leiblich gesprochen, gut ist, Magen, Stuhlgang, Gesichtsfarbe, Alles gesund, dazu bin ich wieder in leidlich productiver Seelenverfassung, also heiter." Im Sommer schreibt er aus Bergün an die Mutter (p. 157): „Gesundheit ist im Ganzen in Ordnung gewesen, seitdem ich meine Lebensweise verändert habe — Aerzte und Medicinen habe ich, was Dich freuen wird, seit Neujahr nicht mehr angewendet, doch ist und bleibt der

Magen schwach." Etwas finsterer heisst es am Ende des Jahres in einem Briefe an Fräulein v. Meysenbug, sie werde aus dem Buche [Schopenhauer] errathen, was er in sich erlebt habe. „Auch dass es mit mir im Verlaufe des Jahres mitunter viel schlechter und bedenklicher stand, als im Buche zu lesen steht." Viel ungünstiger war das Jahr 1875. Im Frühjahre hatte er lebhafte Gemüthserregungen durchzumachen. Daran schloss sich eine schlechte Zeit. Nietzsche ging zu Ostern nach Bern, zu Pfingsten nach Baden-Baden, ohne viel Nutzen. Die Schwester fand ihn in Baden „sehr elend" (p. 178). In Basel hielt die leichte Besserung nicht an; „hauptsächlich litt der Magen, der in einer wahrhaft kläglichen Verfassung war; Fritz brauchte allerdings in jenem Frühjahr unglaublich viel Arzneien" (p. 180). Nietzsche gerieth auf die Idee, er sei im Grunde nur magenkrank. Das Folgende ist aus den Briefen an v. Gersdorff genommen. „Es ist mir nicht gut gegangen, sehr häufige Magen-, Kopf- und Augenschmerzen" (Mai 1875). „Sehr schlimme Zeit. Immermann kurirte auf so etwas wie ein Magengeschwür und ich erwarte immer Bluterbrechen. Ich musste vierzehn Tage lang Höllensteinauflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt giebt er mir täglich zweimal ausserordentlich grosse Dosen von Chinin" (Juni). „Wer kann Dir denn so bestimmt gesagt haben, dass mein Leiden Migräne sei? Von dieser Bestimmtheit weiss Immermann nichts, der mir selber sagte, er experimentire nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, werde etwas neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung grässlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin ich wenigstens bereits überzeugt, dass die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht, wie Du weisst. Die Quälerei in und über beiden Augen ist gross. Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwischen — dubito" (7. Juli). Am zwölften dauert die Chininkur noch fort, der Zustand ist besser. Die falsche Magenhypothese veranlasste Nietzsche, nach Steinabad im Schwarzwalde zu Dr. Wiel zu gehen, der damals für einen bedeutenden Magenarzt galt und es verstand, von sich reden zu machen. „Ein trefflicher, sorgfältiger Arzt gefunden! So hoffe ich wenigstens. . . Mein Leiden ist erkannt als chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens. Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Karlsbader Sprudelsalz und so weiter. Auch Blutegel soll ich am Kopf bekommen. Mein Befinden war bis jetzt schlecht, gestern lag ich mit Kopfschmerzen wieder

einmal zu Bett und heute bin ich schwach und matt. Es ist doch eine ernsthafte Sache, und wieder war es hohe Zeit, wie damals bei der Zersplitterung des Brustbeins, dass ich mich an einen wirklichen Spezialisten (und zwar einen ausserordentlich erfahrenen und bewährten) wendete. Die übermässige Säurebildung des Magens hängt vom Gehirn und den Nerven ab, scheint es; indirect aber doch wohl von der Erweiterung, insofern diese eben Blutstauungen mit sich bringt. Die Erweiterung ist sehr bedeutend, überdies interessant; weil nach einer ungewöhnlichen Richtung (nach rechts). Nun fragt sich immer noch, was die Ursache dieser Erweiterung ist; gewöhnlich kommt diese von einer Verengerung des Pylorus durch Geschwülste her. So! Nun weisst Du es genauer als irgend Jemand, wie es steht. Einiges Hypothetische bleibt dabei; aber die Hauptsache, die Erweiterung steht ganz fest: wir haben die bisherigen Grenzen des Magens mit Punkten bezeichnet und wollen hoffen, dass er aus dieser Stellung vertrieben werden kann" (18. Juli). Man muss sich diesem Unsinne gegenüber zusammennehmen, damit unkollegiale Aeusserungen vermieden werden. Auf jeden Fall sieht man, dass Nietzsche sich hier durch wissenschaftlich klingende Faseleien imponiren liess. Am 21. Juli berichtet er, dass die Diät auf seine Bitte hin abgeändert worden sei, dass er aus eigenem Antriebe früh ein kaltes Schwimmbad nehme und dann stundenlang spazieren laufe. Am 1. August: „Gestern lag ich wieder mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett und musste Nachmittags und Nachts mit heftigen Erbrechungen mich quälen. Das leicht erkennbare eine Uebel, die Magenerweiterung, haben wir in den zwei Wochen der Cur mit schon recht glücklichem Erfolge bekämpft; der Magen ist in sich gegangen. Aber mit der nervösen Affection desselben soll es eine langwierige Sache sein. Hier heisst es, in der Curmethode streng sein und die Geduld nicht verlieren." Trotz der Magenbehandlung hat Nietzsche im Schwarzwalde bei Nichtsthun und Spazierengehen sich gut erholt. Als er in der Mitte des August nach Basel zurückgekehrt war, fühlte er sich sehr wohl und das gute Befinden dauerte einige Monate an. Die Wirkung war die, dass er sich mit Arbeiten übernahm, und schon im Spätherbste ging es wieder schlecht. Nietzsche schreibt sehr richtig: „Der Alp der Ueberarbeitung sitzt neben mir und alle paar Wochen auch auf mir: wo ich mich dann . . . leidvoll und schleimvoll in mein Schlafzimmer zurückziehe." „Am ersten Weihnachtstage gab es, nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen einen förmlichen Zusammenbruch, ich durfte nicht mehr zweifeln, dass ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe und dass Magen und Augen nur durch diese Centralwirkung so zu leiden hatten . . . Nun werden mehrstündige Eiskappen, Uebergiessungen auf dem Kopf früh morgens, auf Immermann's Rath angewendet, und es geht, nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und schmerzhafter Zerquältheit

wieder etwas besser." „Ich lebe fast ganz von Milch, die mir gut thut, auch schlafe ich ordentlich" (18. Januar 1876). Langsam wurde es besser. Im Frühjahre brachte Nietzsche einige Wochen am Genfer See zu, kam erfrischt nach Basel zurück und nahm muthig die Arbeit wieder auf. Jedoch „Professor Schiess fand damals seine Kurzsichtigkeit und Augenschwäche bedeutender denn je." Neue Aufregungen brachten die Beendigung der Schrift über Wagner und das Fest in Bayreuth, während dessen sich Nietzsche endgültig von Wagner und seinen früheren Idealen überhaupt abwandte. Immerhin war der Sommer nicht schlecht. Im Herbst unterzog sich Nietzsche seiner Augen wegen in Basel „einer besonderen Cur"; Nietzsche nennt sie Atropin-Cur. „Ungefähr alle acht Tage habe ich meinem Leiden ein dreissigstündiges Opfer zu bringen", heisst es damals über die Migräne. Nietzsche hatte der Gesundheit wegen für ein Jahr um Urlaub gebeten und ging im October auf die Reise. Aus Bex schreibt er (Biographie II, p. 274): „Zwar ist keine erhebliche Besserung da, doch war der letzte Anfall (vorgestern) nicht so lang (vielleicht dank einer Stirnsalbe, die Schiess verordnet hat). Auch schnupfe ich un peu." Auch in Sorrent, wo er den Winter zubrachte, ging es leidlich, doch hörten die Anfälle nicht auf. „Gegen das Frühjahr begannen besonders die Augen zu leiden, ein unangenehmes Flimmern verhinderte ihn am Lesen und Schreiben" (p. 279). Am 2. Februar schreibt er an Frau Baumgartner: „Denken Sie, dass meine Augen in fast plötzlicher Weise so abgenommen haben, dass ich fast gar nicht lesen kann!" Auf der Rückreise hatte er die Seekrankheit durchzumachen und er vergleicht sie sehr gut mit der Migräne. „Uebrigens kannte ich den schlimmsten Zustand der Seekrankheit ganz genau aus der Zeit her, wo ein heftiges Magenleiden mich mit dem Kopfschmerz im Bruderbunde quälte" (p. 281). In den Bergen wurde es ihm besser: Ragatz, Rosenlauibad. „Das Hochgebirge hat immer einen wohlthätigen Einfluss auf mich gehabt. Zwar liege ich hier auch krank zu Bett wie in Sorrent und schleppe mich tagelang unter Schmerzen herum, aber je dünner die Luft, um so leichter trage ich es" (p. 284). „Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts angehen" (ibid.). In anderen Briefen aus der gleichen Zeit heisst es, der Zwang des Amtes in Basel habe ihn krank gemacht, und er spricht schon den Entschluss aus, sich von dem Amte frei zu machen. An Deussen schreibt er im August 1877: „Viel Schmerzen (in Folge einer chronisch gewordenen Kopfneuralgie) waren inzwischen mein Loos, ihr Ertragen meine Hauptthätigkeit." In Rosenlauibad hat Nietzsche den Frankfurter Arzt Eiser kennen ge-

lernt: „ich habe den besorgtesten Arzt für mich gewonnen, den ich mir nur wünschen kann. Ich stehe jetzt also unter seinem Regime: ziemlich gute Hoffnung! Er ist erfahren, Sohn eines Arztes, selber in den vierziger Jahren, ich gebe viel auf die geborenen Aerzte" (p. 288). Trotz des neuen Regimes, über das ich nichts gefunden habe[1]), wurde der Winter wieder sehr schlecht. Nietzsche musste wegen „heftiger periodisch wiederkehrender Kopf- und Augenschmerzen" einen Theil seiner Amtsarbeiten aufgeben. Im Frühjahre (Aufenthalt in Baden-Baden) folgte Besserung. Das Erscheinen des „Menschlichen, Allzumenschlichen" brachte zwar Erregungen mit sich, aber trotzdem verlief der Sommer, wie es scheint, ziemlich gut. Im Herbste bezog Nietzsche eine Wohnung weit draussen in der Vorstadt und lebte sehr vereinsamt. „Ich bin nicht gesund genug, um beständig mit all den heimlichen Gedanken, den unausgesprochenen Widerreden meiner Freunde kämpfen zu können." Offenbar verstimmte es ihn tief, dass die Anderen seine neue Denkweise nicht ohne weiteres annahmen, und insbesondere war ihm die Zerstörung des Verhältnisses zu Wagner schmerzlich. Die Anfälle dauerten fort und werden in den wenigen Briefen des Winters 1878—1879 wiederholt beklagt. Wieder war die Weihnachtzeit am schlechtesten. Die Schwester sagt (p. 320): „Es war ein jammervoller Winter." „Die Osterferien ging Fritz nach Genf, ohne dort Erholung zu finden. Nach seiner Rückkehr kam eine furchtbare Krisis, Anfall über Anfall der heftigsten Kopf- und Augenschmerzen mit tagelangem Erbrechen, — es war vorüber mit all' seiner Geduld, mit all' seinem Lebensmuth! Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung des Freundes Overbeck, sogleich nach Basel zu kommen. Als ich ankam, war ich furchtbar erschrocken, denn mein geliebter Bruder war kaum wieder zu erkennen, ein gebrochener, müder, gealterter Mann streckte mir mit tiefer Bewegung die Hand entgegen" (p. 323). Nietzsche bat nun um seine Pensionirung, die bereitwillig gewährt wurde, und verliess Basel. In der „Zukunft" vom 6. Januar 1900 lesen wir noch: „In den Jahren 1878—1879 behandelten zu gleicher Zeit vier Aerzte meinen Bruder; zwei davon behaupteten, dass ein Kopfleiden die Ursache seiner Schmerzen sei, zwei andere schoben das ganze Leiden auf den Zustand seiner überanstrengten Augen. Einer von diesen war der berühmte Professor Graefe in Halle. Er sagte nach der Untersuchung: ‚Ihre Augen sind ein ebenso deutliches wie schlimmes Beispiel, bis zu welchem Grade sich Gelehrte ihre Augen ruiniren können. Ich müsste Ihnen eigentlich rathen: Schreiben und lesen Sie mehrere Jahre kein Wort! Aber ich

---

[1]) Am 27. September 1877 schreibt Nietzsche an den Freiherrn v. Seydlitz: „Nächste Woche will ich nach Heidelberg und Frankfurt, der Aerzte wegen: Elektrotherapie empfohlen."

könnte Ihnen ebenso gut verbieten, zu athmen.‘ Jedenfalls war das Gutachten Professor Graefe's die Ursache, dass mein Bruder seine Stellung . . . aufgab.“ Die Schwester bezeichnet 1879 und 1880 als die schlimmsten Krankheitjahre. Offenbar war Nietzsche ganz muthlos; er wollte zum Beispiele seine Manuscript-Hefte verbrennen und sagte: „Was soll ich noch mit diesen Heften, ich bin nächstens entweder blind oder todt.“ Jedoch schon nach ein paar Wochen, die er ausserhalb Basels zugebracht hatte, erholte er sich und im Juni ging er nach dem Oberengadin: „St. Moritz ist das Rechte für mich. Ich bin viel krank, habe vier Tage schon zu Bett gelegen, und jeder Tag hat seine Elendsgeschichte — und trotzdem! Ich halte es besser aus, als irgendwo“ (Biographie II, p. 333). „St. Moritz ist der einzige Ort, der mir entschieden wohlthut. — Mit dem Magen bin ich jetzt, wo ich mich selber im Zimmer beköstige (Milch, Eier, Zunge, Pflaumen, getrocknete, Brod und Zwieback), völlig in Ordnung. . . Die Augen machen mir grosse Sorge, sie allein machen keine Fortschritte (was ja leider nach dem Urtheil der drei Autoritäten gar nicht möglich ist)“ (p. 334). Später sagte er: „Der Engadin hat mich dem Leben wiedergegeben.“ Im Herbste traf Nietzsche mit der Schwester in Chur zusammen und sie fand ihn wundervoll erholt, frisch und elastisch, mit gesunder Gesichtsfarbe und strammer Haltung. Leider brachte er den Winter in Naumburg zu, den sonnenärmsten seines Lebens, wie er später sagte, sein Minimum. Das Klima allein kann es nicht gemacht haben, vielleicht stacken ausser der Arbeit („Der Wanderer und sein Schatten“) noch Gemüthsbewegungen dahinter oder sonst etwas. Im Januar schreibt er an Dr. Eiser: „Um einen Brief zu wagen, muss ich durchschnittlich vier Wochen warten, bis die erträglichste Stunde kommt — und hintendrein habe ich's noch zu büssen. . . Meine Existenz ist eine fürchterliche Last. . . Im Ganzen bin ich glücklicher als je in meinem Leben und doch! Beständiger Schmerz, mehrere Stunden des Tages ein der Seekrankheit eng verwandtes Gefühl, eine Halblähmung, wo mir das Reden schwer wird, zur Abwechslung wüthende Anfälle (der letzte nöthigte mich drei Tage und Nächte zu erbrechen, ich dürstete nach dem Tode). Nicht lesen können! Sehr selten schreiben! Nicht verkehren mit Menschen! Keine Musik hören können! Allein sein nnd spazieren gehen, Bergluft, Milch und Eierdiät. Alle inneren Mittel zur Linderung haben sich nutzlos erwiesen, ich brauche nichts mehr. Die Kälte ist mir sehr schädlich.“ Im Februar: „Es liegt eine schwere, schwere Last auf mir. Im letzten Jahre hatte ich 118 schwere Anfallstage; die leichteren habe ich nicht gezählt. Könnte ich Ihnen das Fortwährende beschreiben, den beständigen Schmerz und Druck im Kopf, auf den Augen und jenes lähmungsartige Gesammtgefühl vom Kopf bis in die Fussspitzen.“ An Frl. v. Meysenbug schreibt er im Januar: „Sie

müssen . . . „doch noch einen Brief von mir haben — es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens lässt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgend einer Zeit messen; trotzdem habe ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen — und brauche weder Religion noch Kunst dazu.“

Bis hierher reicht der zweite Band der Biographie. Von nun an werden die Nachrichten knapp, denn auch in den bekannt gewordenen Briefen steht nicht mehr viel von der Migräne. Nach dem bösen Winter in Naumburg folgte wie gewöhnlich Besserung im Sommer. Der nächste Winter, obwohl ihn Nietzsche im Süden, in Genua, verbrachte, war wieder schlecht. Nietzsche sagt selbst, er habe damals die „Morgenröthe“ in einem unglaublichen Elend, abseits von Aerzten, Freunden und Verwandten, geschrieben mit einem Minimum von Kraft und Gesundheit. Von da an blieb Nietzsche auf Reisen, er brachte die Sommer im Engadin zu (mit Abstechern nach anderen Orten der Schweiz und nach Deutschland), die Winter in Italien. Im Ganzen wurde der Zustand besser, doch hörten die Anfälle nie ganz auf. „Zu verschiedenen Zeiten: im Frühjahr 1882, Sommer 1886, Frühling 1888, hielt sich mein Bruder für vollkommen wiederhergestellt, weil ihn da die Anfälle der Migräne fast ganz und gar verlassen hatten“ („Zukunft“ vom 6. Januar 1900). „Nur in schlimmen Zeiten dauerte der Anfall zwei bis drei Tage, in guten Zeiten währte das Leiden ungefähr achtzehn Stunden. Dann aber erhob er sich frisch und arbeitlustig, entzückt über das wonnige Gefühl, wieder ganz gesund zu sein.“ (ibid.) Von verschiedenen Beobachtern wird über diesen Gegensatz berichtet, Nietzsche habe an den schlechten Tagen jammervoll elend ausgesehen, am nächsten Tage aber sei er strahlend und frisch gewesen. Er selbst berichtet in seinen Werken wiederholt über seine „Genesung“, doch muss man diese Aeusserungen natürlich mit Vorsicht auffassen. Insbesondere schreibt er seinem Willen mehr zu, als man glauben kann. Er legt grosses Gewicht auf die klimatischen Verhältnisse und hat dabei im Grossen und Ganzen Recht, wenn er auch übertreibt („Naumburg, Schulpforta, Thüringen überhaupt, Bonn, Leipzig, Basel — eben so viele Unglücksorte für meine Physiologie“). Er schätzte besonders die Orte mit reiner Luft und vielem Sonnenschein: Silsmaria und Nizza rühmt er am meisten, und in der That befinden sich da Migräneleidende auffallend gut. Die Angabe, dass er in der Regel trotz des Schmerzes habe nachdenken können, ist durchaus glaubhaft: „Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz sammt mühseligem Schleimerbrechen mit sich bringt, besass ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und

dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesunderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht kalt genug bin." Dass er etwas dabei erklettert habe, was er in gesunden Tagen nicht erklettern konnte, brauchen wir nicht gerade zu glauben: in solchen Dingen täuscht man sich. Seine Lebensweise war, wenigstens zeitweise, äusserst einfach: er schreibt an Schmeitzner, dass er in Genua monatlich nicht mehr als sechzig Mark brauche, „Alles, auch das Zufälligste eingerechnet." Dabei muss man sich natürlich im höchsten Grade einschränken und Nietzsche's äussere Erscheinung soll zuweilen etwas verwahrlost gewesen sein. Seine Hauswirthin hat erzählt, er habe weder Suppe noch Fleisch, aber viel Gemüse und Früchte, besonders Mandeln, gegessen; in späterer Zeit habe er eine Vorliebe für Lammbraten gehabt; ein wenig Wein habe er nur ausnahmeweise und mit bösen Folgen getrunken. Dass die knappe Diät die Migräne befördert habe, glaube ich nicht. Eher könnte das „in der Sonne Liegen", das er geliebt haben soll, wegen der Bestrahlung des Kopfes nachtheilig gewesen sein. Aber die schlechte Zeit war auch in den späteren Jahren der Winter. Gelegentlich nur wird eine Notiz gegeben. So heisst es vom Winter 1882—83, Wetter und Gesundheit seien schlecht gewesen: „fünf Wochen Fieber und Chinin essen, fast immer zu Bett." Sonst wird von Malaria nichts erzählt.

Weitaus die wichtigste Ursache der Migräne-Anfälle waren Gemüthsbewegungen, die Erregung durch das eigene Denken und der Aerger über andere Leute. Wer selbst an Migräne leidet und zuweilen denkt, der weiss, wie gefährlich das Denken ist, sobald das Innere dabei aufgewühlt wird; neue Gedanken sind ohne Kampf nicht zu haben und wenn jeder Gedanke mit einem Anfalle bezahlt werden muss, so darf man sich nicht wundern. Dieses Uebel liess sich bei Nietzsche nicht vermeiden; es war immer dasselbe: je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, um so mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle. Der andere Uebelstand wäre wohl zu vermeiden gewesen, aber trotz aller Zurückgezogenheit blieb Nietzsche doch im Verkehre mit so und so viel Leuten, und seine grosse Verletzbarkeit, die allmählich immer grösser wurde, führte bald da, bald dort zu peinlichen Erregungen. Auch scheint Manches vorgekommen zu sein, über das auch ein Anderer sich sehr geärgert hätte. Man hört darüber allerhand, aber es lockt nicht und lohnt nicht, diesen Dingen nachzuspüren. Wenn auch jede Einwirkung einzelner Personen weggefallen wäre, so wäre doch der nagende Zorn über die ungenügende Anerkennung durch das Publikum übrig geblieben und der Pfahl im Fleische hätte nicht gefehlt. Natürlich hätte auch dann, wenn alle Gelegenheitursachen soweit wie möglich beseitigt worden wären, die einmal vorhandene Migräne nicht ganz aufgehört. Bekanntlich begleiten

die Anfälle den Patienten getreulich durch sein Leben, wenigstens bis in das höhere Alter hinein. Bei Nietzsche sind noch in Jena Anfälle des halbseitigen Kopfschmerzes beobachtet worden.

Nietzsche's Migräne hatte die gewöhnliche Form. Augenmigräne scheint sich nie gezeigt zu haben (das in Sorrent erwähnte Flimmern ist vielleicht nur auf die Blendung zu beziehen). Aber der Grad der Krankheit war doch recht ungewöhnlich, sowohl in Hinsicht auf die Häufigkeit wie in Hinsicht auf die Schwere und Dauer der Anfälle.

Ob Nietzsche nicht zu helfen gewesen wäre? Die Ergebnisse der ärztlichen Behandlung waren nichts weniger als glänzend. Es soll aber damit Immermann oder anderen Aerzten kein Vorwurf gemacht sein. Erstens war wohl Nietzsche ein schwieriger Patient, und dann war man damals in den Mitteln beschränkter als jetzt. Alle die Erleichterungsmittel, die jetzt den Migränekranken wenigstens etwas nützen, sind, abgesehen von Chinin und Coffeïn, ziemlich neu. Die salicylsauren Salze kamen erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zur Anwendung, Antipyrin u. s. w. noch später. Auch kannte man damals die Brom-Behandlung der Migräne noch nicht. Gerade durch eine consequente Brom-Behandlung hätte man vielleicht Nietzsche nützlich sein können.

Freilich darf man eins nicht vergessen. Es ist immerhin möglich, dass die ungewöhnliche Schwere und Hartnäckigkeit der Migräne bei Nietzsche eine ganz besondere Ursache hatte. Wir wissen, dass Migräneanfälle zu den Symptomen der Tabes oder der progressiven Paralyse gehören können, unter Umständen sehr früh als erstes Symptom auftreten. Wahrscheinlich kommt es aber auch vor, dass eine schon bestehende Migräne durch die Wirkung des die Paralyse verursachenden Giftes verschlimmert wird. Ich habe einige Beobachtungen gemacht, die mich zu einer solchen Annahme nöthigten, und ich weiss, dass es auch anderen Aerzten so gegangen ist. Bewiesen ist freilich in diesen Dingen noch nichts, auch weiss man nicht, inwieweit etwa die besondere Behandlung Hilfe bringen könnte. Wir wissen mit Bestimmtheit, dass bei Nietzsche der Grund zur Paralyse vor 1870 gelegt worden ist. Nun wäre es auch denkbar, dass die Kopf- und Augenschmerzen vor 1870 nicht Migräne gewesen wären, dass die nach 1870 auftretende Migräne ausschliesslich von der Giftwirkung abgehangen hätte, geradezu ein Vorläufer der progressiven Paralyse gewesen wäre. Indessen halte ich doch die Annahme, bei Nietzsche sei eine ererbte Migräne durch die Wirkungen des Giftes verschlimmert worden, für wahrscheinlicher.

Die kurzsichtigen Augen haben keine active Rolle gespielt. Kurzsichtigkeit macht keine Migräne und diese ändert an jener nichts. Die Sehfähigkeit leidet nur indirect, wenn das Gehirn überhaupt sich in einem schlechten Zustande befindet. Je schlechter Nietzsche's Allgemeinbefinden war, um so schlechter sah er, ohne dass sich deshalb die Augen

verändert hätten. Ging es ihm besser, so sah er auch besser, obwohl natürlich die Kurzsichtigkeit ihren eigenen Verlauf hatte.

Nietzsche's Magenbeschwerden waren, das kann man mit Bestimmtheit sagen, nervöser Natur, also secundär, nicht von einer örtlichen Erkrankung abhängig, Theilerscheinung der Nervosität. Ziemlich oft ist gerade die der Giftwirkung folgende Nervosität mit Magenbeschwerden verknüpft. Möglicherweise war es auch bei Nietzsche so, da diese sich später wieder verloren.

2. Die Entwickelung der progressiven Paralyse.

Die ersten philosophischen Schriften Nietzsche's waren zwar voller Leidenschaft und Ueberschwänglichkeit, aber so geistvoll und so hinreissend geschrieben, dass Alle gute Hoffnung fassten. Das Buch über die Geburt der Tragödie verletzte freilich manche Philologen, aber die philosophisch Empfänglichen erkannten doch seine Berechtigung an. Vielleicht ist ein Urtheil Ribbeck's, das mir sehr treffend zu sein scheint, hier am Platze. Er schreibt an W. Dilthey: „Aber kennen Sie denn schon des Baseler Nietzsche Geburt der Tragödie und was sagen Sie dazu? Ein kunstphilosophischer Dithyrambus im Schopenhauer-Wagner'schen Geist. Etwas holder Wahnsinn und gärender Most, aber doch in der Hauptsache (die freilich im Grunde nicht eben neu ist) treffend und durchaus interessant. Wir können diese Art ingenium in unserer verknöcherten Philologie recht wohl zur Erfrischung gebrauchen, zumal die solidesten Studien zu Grunde liegen". (Otto Ribbeck, Stuttgart 1901, p. 297). Etwas Merkwürdiges in dem Buche ist die Dionysos-Begeisterung, die später bei dem krankwerdenden Nietzsche wieder aufflammte. Man muss an das ‚les nerveux se recherchent' denken, denn Dionysos ist eigentlich der Gott der Hysterie. Sein Kult ist offenbar mit den noch heute im Orient vorhandenen Religionübungen, wie wir sie zum Beispiele bei den heulenden Derwischen sehen, verwandt und es vollzog sich, als er aus Thrakien nach Griechenland eindrang, eine Massen-Suggestion, die an die Epidemieen des Mittelalters erinnert. Das zeigt sich schon daran, dass bei ihm die Weiber in den Vordergrund traten, ganz gegen die sonstige griechische Sitte[1]). Den Patron der Hysterie also wählte sich Nietzsche, ohne es zu ahnen, zu seinem Heiligen.

[1]) Vergleiche E. Rohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, 1894, p. 295 ff.

Die „unzeitgemässen Betrachtungen“ sind vorwiegend polemischer Art. Vielleicht gehören sie zu dem Besten, was Nietzsche geschrieben hat. Er täuschte sich, wenn er die Bestreitung der Ansichten Anderer für seine Nebenaufgabe ansah. An Fräulein v. Meysenbug schreibt er 1874: „Wie wird mir zu Muthe sein, wenn ich erst alles Negative und Empörte, was in mir steckt, aus mir herausgestellt habe“ Dazu kam es nie, denn je älter er wurde, um so grösser wurde das Negative und Empörte. Negativ sind auch die Vorträge über die Zukunft der Bildungsanstalten. Gern stimmt man zu, wenn man, wie ich, mit tiefer Erbitterung an die eigene Gymnasialzeit denkt: Das Bestehende ist schlecht, aber wie es gut zu machen wäre, das weiss Nietzsche auch nicht.

Würden die Jugendschriften einem sachverständigen Arzte vorgelegt, der von dem Späteren nichts wüsste, so würde er sagen: Der Verfasser ist nicht nur ein geistreicher, sondern auch ein sehr nervöser Mann, aber von Geisteskrankheit im gewöhnlichen Sinne ist nichts darin und nichts lässt auf spätere Geisteskrankheit schliessen.

Als das „Allzumenschliche“ erschien, erregte es bei Allen fast nur Befremdung, Bestürzung, und Manche sprachen ohne Weiteres von Geisteskrankheit des Verfassers. Ein sehr scharfes Urtheil der Frau Cosima Wagner wird in der Biographie mitgetheilt, aber sie war persönlich betroffen. Ich wähle wieder Ribbeck's Urtheil (l. c., Brief an H. Gelzer vom 6. Juni 1878): „Welche Abgründe unnatürlicher, sich selbst überschlagender, alles Ideale vernichtender Grübelei in diesem widerwärtigen neuesten Buch von Nietzsche! Er ist unheilbar krank. Begierig bin ich, zu hören, wie Rohde über diese neueste Entwickelungsphase seines unglücklichen Freundes denkt.“ Wir können jetzt die Sache unbefangener betrachten. Wir wissen jetzt, dass der Umschwung gar nicht so unvermittelt war, wie es 1878 aussah, dass sich die positivistischen Neigungen ganz allmählich in Nietzsche entwickelt hatten (vergl. p. 20). Eine merkwürdige Stelle findet sich in einem Briefe von 1866; Nietzsche schildert da ein Gewitter und den Aufschwung, den er dabei empfunden habe: „Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige ‚Du sollst‘, ‚Du sollst nicht‘. Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel, freie Mächte, ohne Ethik!“ Die Aufzeichnungen, aus denen das „Allzumenschliche“ entstanden ist, haben schon 1875 begonnen; während er Wagner bejubelte, schrieb Nietzsche das nieder, was ihn für immer von Wagner trennte. An sich war der Uebergang von der Schwärmerei zur Nüchternheit durchaus berechtigt: da ich ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Nur machte Nietzsche's maasslose Natur einen ruhigen Uebergang unmöglich. Hatte er die Begeisterung in's Extrem getrieben, so trieb er nun den Skepticismus in's Extrem; verliess er seinen Stand-

punkt, so sollte es überhaupt nichts Festes mehr geben; war früher die kühle Erkenntniss zu kurz gekommen, so sollte nun gar nichts ausser ihr gelten.

Auch über den Inhalt des neuen Buches denken wir jetzt kühler. Wir sind abgehärteter als die Leser von 1878 und nehmen die Sache nicht allzu tragisch. Gewiss ist es richtig, dass es vielfach an der wünschenswerthen Klarheit mangelt, dass Widersprüche vorkommen, dass Vieles falsch, oder schief, oder schon von Anderen ausgesprochen ist, aber andererseits steckt doch viel Scharfsinn in dem Buche, manche feine Bemerkung findet sich und auch das schon Bekannte hat eine eigenartige Form. Von Geisteskrankheit vermögen wir nichts zu entdecken[1]. Charakteristisch und verhängnissvoll war eins: die Form. Zum Aphorismus wurde Nietzsche durch seine Natur gedrängt und durch ihn wurde Nietzsche mehr und mehr verlockt, dem Fehlerhaften in seiner Natur Raum zu gönnen. Der Aphorismus ist für Jeden gefährlich, für Nietzsche war er gewissermaassen die Gefahr schlechtweg. Thatsächlich ist Nietzsche trotz seiner späteren Versuche, sich zusammenzufassen, nie wieder von ihm losgekommen, er ist sozusagen ein Sklave des Aphorismus geworden. Er hat das wahrscheinlich auch selbst gewusst und hat deshalb den Aphorismus laut gepriesen, hat sich stolz auf seine Meisterschaft darin gezeigt und erklärt, diese Manier wäre gerade die beste. Seine Verehrer haben ihm natürlich Recht gegeben, aber das ist Belletristen-Anschauung: Für einen Feuilletonisten mag der Aphorismus recht gut sein, für einen ernsthaften Denker, dem nichts mehr am Herzen liegen muss, als der Zusammenhang seiner Gedanken, und der auf Stilisten-Kunststücke nichts giebt, taugt er gar nichts. Alle Uebel, die in Nietzsche's Maasslosigkeit steckten, brachte die abgerissene Manier zum Wachsen: Ungeduld, Unstetigkeit, Einseitigkeit, Hochmuth und so weiter. Einzelne Gedanken im Sprunge packen und an sich reissen, ohne Rücksicht auf Früheres und Späteres, mit Verachtung für Definition, Beweisführung, Einordnung, dies raubthierhafte Verfahren musste für Nietzsche die grösste Verführung sein und die grösste Gefahr. Die Lebensweise Nietzsche's förderte diese Manier in unheilvoller Weise. Wohl Jeder wird die Erfahrung gemacht haben, dass man auf Reisen, wo die früheren Zusammenhänge gestört sind und durch den Wechsel immer neue Anregungen gegeben werden, ganz unwillkürlich zur Aphorismen-Bildung kommt, dass die äussere Unstetigkeit die innere mit sich bringt. Nietzsche war schon, ehe er seinen festen Wohnsitz aufgab, gewöhnt, in Bädern und Sommerfrischen auf die Gedankenjagd zu gehen; natürlich musste später das desultorische

[1] J. Burckhardt hat das „Allzumenschliche" das „souveräne Buch" genannt. Das kann freilich auch heissen: Das Buch, das sich souverän vorkommt.

Wesen mehr und mehr überhandnehmen. Anfänglich glich Nietzsche wohl einem Naturforscher im Urwalde. Dieser nimmt, was ihm unter die Hand kommt, soviel wie möglich, immer im Gedanken, er werde zu Hause die reiche Beute ordnen und bearbeiten. Auch Nietzsche hatte, als er die verschiedenartigsten Gedanken abwürgte und aufhäufte, die Absicht, später aus ihnen sein grosses, zusammenhängendes Werk zu formen. Aber wenn der Naturforscher zwar Kisten über Kisten nach Hause schickte, die Rückkehr jedoch vergässe, so ginge es ihm, wie es Nietzsche gegangen ist.

Die Beute war übergross. Nimmt man das Allzumenschliche und die ihm folgenden Bände zusammen, rechnet man gar auch die entsprechenden Bände der nachgelassenen Werke dazu, so hat man eine geradezu überwältigende Masse von Aphorismen vor sich, durch die sich hindurchzulesen ein hartes Stück Arbeit ist. Trotz aller Anerkennung für geistreiche Bemerkungen und sprachliche Vorzüge stöhnt man beim Lesen und man fühlt sich zuweilen einer Art von Seekrankheit nahe. Indessen ist doch insofern eine innere Entwickelung wahrnehmbar, als mehr und mehr bestimmte Gedanken in den Vordergrund treten und Ziele des Denkens erkenntlich werden, insbesondere die Bekämpfung der alten Moral-Auffassungen und ihre Ersetzung durch eine physiologische Werthschätzung. Ferner ist eine Aenderung damit gegeben, dass allmählich der alte Schwung des Denkens wiederkehrt. Auch diese Veränderung ist normal-psychisch. In Nietzsche waren zwei Seelen; die eine (das Theologenblut) drängte, der Gefilde hoher Ahnen eingedenk, zum Dithyrambus, die andere kühl und kritisch, drohte mit dem Messer des Anatomen. Hatte in der Jugendzeit jene Seele die Herrschaft geführt, so hatte sich nun 1875 die secirende Seele auf den Thron gesetzt und tyrannisch regirt. Eine Reaction war unvermeidlich, der Fanatismus für nüchterne Erkenntniss konnte die andere Partei, die 1875 gerade in der Minorität gewesen war, nicht dauernd gänzlich unterdrücken, ein Ausgleich musste stattfinden. Endlich ist ein Fortschritt zum Guten in der Vervollkommnung der Sprache gegeben. Nietzsche's Prosa wird gerade in dieser Zeit, um seine Ausdrücke zu gebrauchen, reif und süss, so dass sie den Leser oft in Entzücken versetzt. Aber neben den Veränderungen in normaler Richtung ist doch auch eine Zunahme der krankhaften Erregbarkeit unverkennbar. Auch nimmt allmählich das „souveräne" Wesen zu und eine gewisse Manierirtheit des Ausdrucks macht sich nicht selten geltend. Immerhin hat man, wie mir scheint, auch bei der strengsten Beurtheilung in dieser Zeit noch kein Recht, Spuren der progressiven Paralyse zu finden. Ich befinde mich damit in Uebereinstimmung mit dem einzigen unter den Nietzsche-Schriftstellern, der bisher versucht hat, in Nietzsche's Werken nach jenen ersten Spuren zu suchen. Ich meine Theobald

Ziegler und ich will die einschlagende Stelle aus seinem Buche (Friedrich Nietzsche, Berlin 1900, p. 19 ff.) hierher setzen.

„So ist er allerdings von jetzt an ein körperlich Leidender (sc. durch die Migräne). Ihn aber auch von Anfang an schon für — wie soll ich sagen? geistig nicht ganz normal, für pervers im Denken oder in seinem Triebleben zu erklären, dazu liegt kein Grund vor. Und so entsteht nun freilich ein Problem: wann hörte Nietzsche auf, geistig gesund und normal zu sein? Ich bin kein Arzt und Psychiater, aber als Laie habe ich mir ein Urtheil darüber zu bilden gesucht, wann in seinem Denken und in seinen Schriften ein Anormales zu Tage tritt. Zur Beantwortung dieser Frage schien mir nur ein Weg offen zu stehen: ich habe daraufhin seine Werke in chronologischer Reihenfolge Zeile für Zeile durchgelesen und da ist mir allerdings nicht allmählich, sondern an einem bestimmten Punkt plötzlich eine grosse Veränderung entgegengetreten, in Ausdrucksweise und Stil, vor allem in den schwerfälliger werdenden Perioden und den vielen Schachtelungen, in Gedankenverbindungen und Bildern, in Ideenassociationen und Wortbildungen, in Stimmung und Ton der Polemik empfand ich es wie einen Choc: da musste es sein, von da ab ist Nietzsche ein anderer, vorher war er gesund, jetzt ist er überreizt, anormal und krank. Aber es klafft hier zunächst auch ein Zwischenraum von mehreren Jahren: die vier ersten Bücher der „Fröhlichen Wissenschaft“ stammen aus dem Jahre 1882, in ihnen ist noch alles in Ordnung; das fünfte Buch ist 1886 hinzugekommen, hier ist Nietzsche krank. Danach lässt sich das dazwischen Liegende bestimmen und sagen, dass auch die 1885 entstandene Schrift „Jenseits von Gut und Böse“ ihrem Stil nach der anormalen Zeit zuzuweisen ist; die Erkrankung fällt also in die Periode zwischen 1882 und 1885, in sie fällt aber auch die Entstehung oder richtiger der schriftstellerische Abschluss des Zarathustra; somit steht dieser so, wie er uns jetzt vorliegt, auf der Schwelle zwischen Gesundheit und Krankheit, und wirklich finden sich meinem Sprach- und Stilgefühl nach in ihm die ersten Spuren beginnender geistiger Zerrüttung. Ein Bild wie das von dem jungen Hirten, dem die Schlange in den Schlund kriecht, wäre dem gesunden Nietzsche nicht aus der Feder gekommen.

Natürlich will das aber nicht sagen, dass alles nachher Kommende das Werk eines Verrückten oder Geisteskranken sei: das ist Nietzsche erst seit 1889, als solcher hat er nichts mehr geschrieben. Aber ein Ueberreiztes und Verzerrtes, ein Krasses und Grelles, ein Lautes und Schreiendes finden wir in zunehmender Stärke in diesen späteren Werken und davon zeigen sich die ersten Spuren schon im Zarathustra. Um so mehr, als dieser eine Dichtung ist. Hierin ist mir eine merkwürdige Parallele zu Hölderlin aufgefallen. Als bei diesem der Wahnsinn be-

reits ausgebrochen und seine Prosa schon recht dunkel und verworren war, gelang ihm noch etliche Zeit hindurch ein Lied, als ob sein Geist in den gewohnten dichterischen Geleisen sich sicherer und freier bewegt hätte, als in der ihm fremden Prosa. Gerade umgekehrt bei Nietzsche, der mehr Denker als Dichter gewesen ist: bei ihm zeigt die Phantasiethätigkeit die Spuren der Erkrankung früher und deutlicher als die ihm geläufige Arbeit des philosophischen Gedankens, und so ist es ganz natürlich, dass sich in demjenigen seiner Werke, an dem die dichterische Phantasie so hervorragend betheiligt war, im Zarathustra das Anormale zuerst spürbar macht; und ebenso finde ich auch in den Gedichten aus jener Zeit ein seltsam Sprunghaftes, einzelne für Nietzsche ganz merkwürdige Geschmacklosigkeiten. So setze ich also die allerersten Anfänge seiner geistigen Erkrankung in das Ende des Jahres 1882 — seiner geistigen Erkrankung; denn das Leiden als körperliches Gehirnleiden reicht vermuthlich noch weiter zurück. Wenn Ueberarbeitung daran mit schuld hat, so haben gewiss die ersten Basler Jahre dazu den Grund gelegt."

Dazu ist zu bemerken, dass die Behauptung Ziegler's, man dürfe den ursprünglichen Nietzsche nicht als geistig abnorm bezeichnen, nicht zu streng zu nehmen ist. Ziegler beurtheilt jenen in der Hauptsache ähnlich wie ich, aber, was ich Entartung nenne, das sind für Ziegler blos Charaktereigenthümlichkeiten, weil er, wie die meisten Laien, die Grenzen des Pathologischen zu eng zieht. Ferner, es ist mir nicht recht klar geworden, bei welcher Gelegenheit Ziegler den „Choc" gefühlt hat. Ich habe mich umsonst bemüht, den beschriebenen Sprung im fünften Buche der „fröhlichen Wissenschaft" zu finden. In dem fünften, 1886 hinzugefügten Buche finde ich eigentlich nichts Anstössiges: es besteht vielleicht im Wesentlichen aus älteren Niederschriften. Auch sind die Kennzeichen, die Ziegler angiebt, nicht recht zuverlässig. Er spricht zum Beispiel von schwerfälligen Perioden und Schachtelungen. Die findet man in den älteren Schriften auch und, um sie gerecht zu beurtheilen, müsste man wissen, wie der fragliche Aphorismus entstanden ist. Wie aus den Manuscripten zu ersehen ist, hat Nietzsche oft zu früher geschriebenen Sätzen etwas hinzugeschrieben; die alte Niederschrift ist sauber und das Neue ist in flüchtiger Schrift, zuweilen mit Bleistift, hinzugefügt, manchmal geradezu „hingehauen". Auf diese Weise mag manche Unebenheit entstanden sein, man wird aber ihre Entstehung nicht immer nachweisen können. Ziegler spricht ferner von abstossenden Bildern, Wortbildungen. Die finde ich aber (wenigstens in grösserer Zahl) erst im Zarathustra. Vereinzelte Dinge dieser Art kommen auch in den früheren Schriften schon vor. Der Ton der Polemik endlich ist von jeher nicht schön gewesen und in der fraglichen Zeit auf keinen Fall schlimmer als an manchen Stellen der Jugendschriften.

Nichtsdestoweniger hat Ziegler, glaube ich, das Richtige getroffen: der Zarathustra trägt deutlich die Spuren der Gehirnkrankheit und kurz vor ihm muss diese zum ersten Male sich bemerkbar gemacht haben. Ja noch genauer stimmt es, denn (in den Werken wenigstens) ist das erste wirklich Verdächtige der Schluss des vierten Buches der fröhlichen Wissenschaft. Mit den Worten: incipit tragoedia, beginnt Nietzsche's eigene Tragödie.

Woran denkt man, wenn man nach den ersten Spuren der Paralyse auf dem geistigen Gebiete sucht? In der Regel doch an ein verändertes Fühlen, physiologisch gesprochen an den Wegfall gewisser Hemmungen. Allerdings tritt, wie ich schon in der Einleitung gesagt habe, die Paralyse nicht immer in gleicher Weise auf, bei dem einen Kranken bemerkt man zunächst diese Symptome, bei dem anderen jene. Wenn aus dem späteren Verlaufe der individuelle Charakter der Krankheit zu erkennen ist, so kann man annehmen, dass dieser auch im ersten Anfange vorhanden gewesen sei. Wir werden später sehen, dass bei Nietzsche die Paralyse die intellectuellen Functionen im engeren Sinne des Wortes auffallend lange wenig störte, dass es sich durch lange Zeit hauptsächlich um gefälschte Gefühle handelte. Dies muss in der Meinung bestärken, die ersten Zeichen seien Gefühlsänderungen gewesen. Fragt man, welche Gefühle besonders zu prüfen seien, so ist, abgesehen von kleinen Taktlosigkeiten, zuerst auf das krankhafte Wohlgefühl, die Euphorie der Paralytischen hinzuweisen. Auf jeden Fall ist dieses leichter nachzuweisen, als die Abstumpfung der feinsten Gefühle. Es ist hier ähnlich wie bei der beginnenden Alkoholvergiftung; die Heiterkeit, das Wohlgefühl des Trinkenden macht sich zuerst bemerklich. Wir werden also bei Nietzsche nach einem Ausbruche von Euphorie suchen. Und da werden wir zum Januar 1882 geführt. In dem „Nachberichte“ zur fröhlichen Wissenschaft heisst es: „Nietzsche begann die Arbeit an der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘, unmittelbar nachdem der Druck der Morgenröthe beendet war, in Sils-Maria, wo er im Juli und August 1881 Aufzeichnungen machte, aus denen das Werk herausgewachsen ist. Nachdem die Vorarbeiten von October bis December in Genua fortgeführt waren, begann die endgültige Niederschrift daselbst im ‚schönsten aller Januare‘ (1882) und wurde noch vor Ende Januar beendet, weshalb Nietzsche das ganze Buch das ‚Geschenk dieses einen Monats‘ nennt.« Das vierte Buch trägt den Titel Sanctus Januarius und als Motto folgende Verse:

„Der Du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Dass sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:

Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muss: —
Also preist sie Deine Wunder,
Schönster Januarius!"

(Nebenbei gesagt, was ist der Flammenspeer? heisst die Januarsonne so, oder hat der geköpfte heilige Januarius etwas mit einem Speere zu thun?) Ferner hat Nietzsche im Plane zur fröhlichen Wissenschaft das vierte Buch mit dem Untertitel: „Aus der glückseligen Einsamkeit des Denkers" bezeichnet. Es ist schauerlich, wie der Feind, der den Menschen anfasst, um ihn umzubringen, zuerst Glückseligkeit bewirkt. Den Schluss des vierten Buches bilden zwei Aphorismen, die den unvorbereiteten Leser auf das Höchste verblüffen müssen. Vorher hat Nietzsche nach seiner gewöhnlichen Art über Mitleid, Werth des Lebens, Sokrates gesprochen: Mit einem Male ertönen zwei Kanonenschüsse, in Nr. 341 trägt er die Lehre von der ewigen Wiederkehr vor und Nr. 342 enthält ganz und gar unmotivirt die Anfangsworte des Zarathustra-Buches. Dadurch, dass er die Worte incipit tragoedia hinzufügt, will Nietzsche offenbar sagen: Nun kommt erst das Rechte. Wiederkehr und Zarathustra sind beide Einfälle aus dem Jahre 1881. Im „Nachberichte" zu dem Zarathustra-Buche heisst es: „Die Uranfänge und Vorstufen der Zarathustra-Ideen reichen in den Anfang der siebziger Jahre zurück. . . Nietzsche selbst setzt die Grundconception des Werkes in den August 1881 und in's Engadin, wo ihm auf einem Marsche durch die Wälder am See von Silvaplana . . . ‚der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens', der Gedanke der ewigen Wiederkunft aufleuchtete. Er hat ihn am selben Tage aufgezeichnet mit der Unterschrift: ‚Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuss über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen' (diese Aufzeichnung ist erhalten). Von da an wuchsen diese Ideen in ihm weiter: seine Notizbücher und Niederschriften aus den Jahren 1881 und 1882 tragen vielfältige Spuren davon, und die inzwischen entstehende ‚Fröhliche Wissenschaft' enthält ‚hundert Anzeichen der Nähe von etwas Unvergleichlichem'; sie bringt selbst (im A. 341) den Wiederkunftsgedanken und lässt (im A. 342) . . ., die diamantene Schönheit der ersten Worte des Zarathustra aufglänzen'". Lou Andreas-Salomé erzählt, dass ihr Nietzsche 1882 von dem Wiederkehr-Gedanken, der ihn 1881 überfallen habe, berichtete und dass er mit allen Zeichen des tiefsten Entsetzens davon sprach, wie von etwas, vor dem ihm unsagbar graute.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass schon vor dem Ausbruche der Januarius-Euphorie einzelne kleinere Explosionen stattgefunden haben, die man vorübergehenden rauschartigen Zuständen vergleichen mag. Um einen solchen Zustand wird es sich im August 1881

gehandelt haben. Nietzsche kannte früher, wie aus der zweiten „unzeitgemässen Betrachtung“ hervorgeht, die Lehre der Pythagoräer von der ewigen Wiederkehr aller Dinge und er hat damals über sie gespottet. Wenn ihm 1881 derselbe Gedanke wie ein Blitz aufgeht und er sich davon wie von einer ungeheuren Wahrheit erschüttert fühlt, so müssen wir an eine Gehirnkrankheit denken. Die ganze Lehre von der ewigen Wiederkehr ist das Schwachsinnigste, was Nietzsche vorgebracht hat, sie war wirklich sein Abgrund, seine letzte Tiefe; wenn ein solcher Einfall, der zu des Pythagoras Zeiten nicht übel war, einen Mann, der Kant gelesen hat, aus den Fugen bringt, dann ist etwas nicht richtig. Es handelt sich hier um einen Vorgang, der sich von nun an bei Nietzsche öfter findet. Er verfällt in einer rauschartigen Erregung auf einen Gedanken und erblickt in diesem, weil er hinterher nicht recht weiss, wie er dazu gekommen ist, eine Inspiration, etwas Geheimnissvolles, gegen das man sich nicht auflehnen darf. Dem Wiederkehr-Gedanken stand er kritiklos gegenüber. Selbst ein schlichter Mensch muss doch einsehen, dass, wenn einmal die Welt ein grosses, sich drehendes Rad ist, alles, auch jeder Gedanke, so wieder kommt, wie es früher gewesen ist, dass also der strengste Fatalismus damit gegeben ist. Trotzdem glaubt Nietzsche an eine sittliche Wirkung seines Gedankens: „Er wird Dich verwandeln. Die Frage bei allem, was Du thun willst: ist es so, dass ich es unzählige Male thun will? ist das grösste Schwergewicht.“ „Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben! Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat!“ (XII, p. 65)[1]. Wunderlich! höchst wunderlich! Eben so toll ist die Begründung: die Zeit sei unendlich, die Zahl der Variationen aber endlich. Wenn die Damen, die hinter Nietzsche herlaufen, so mit dem Begriffe der Unendlichkeit umspringen, so hält man es ihnen eben zu Gute, aber ein Mann wie Nietzsche hätte doch in seinen gesunden Tagen nicht so reden können. Er war so befangen von seiner Idee, dass er glaubte, durch naturwissenschaftliche Studien werde er einen Beweis dafür finden!

Wahrscheinlich ist auf die Januarius-Euphorie wieder eine ruhigere Zeit gefolgt. Am 1. April fuhr Nietzsche mit einem Segelschiffe nach Messina, besuchte dann Rom, reiste im Sommer viel, war längere Zeit in Deutschland. In diese Zeit fallen die Bekanntschaft mit Lou Andreas-Salomé und vielfacher Aerger. Im November kam Nietzsche nach

[1]) Man beachte die gesperrten Worte. Je mehr die Gehirnkrankheit sich entwickelt, um so mehr nimmt das sonderbare Unterstreichen überhand. In allen Citaten aus Nietzsche's Schriften bedeuten die gesperrt gesetzten Wörter von Nietzsche selbst unterstrichene Wörter.

Genua zurück. Seine Arbeiten während des Jahres 1882 (vergleiche Nachbericht zum XII. Bande) bestanden in Aufzeichnungen für den Zarathustra, für die späteren Werke, im Aufschreiben von Sentenzen und Sprüchen. Genaueres über seinen geistigen Zustand wissen wir nicht.

Auf jeden Fall aber setzte im Januar 1883 ein neuer Zustand der Erregung ein. Nietzsche verlebte Januar und Februar in Rapallo. Der Nachbericht zum Zarathustra giebt die Angaben Nietzsche's über diese Zeit wieder. Er sei früh und nachmittags weit gegangen. „Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, er überfiel mich.“ Der Nachbericht führt fort: „Nietzsche hat es mehrfach bezeugt, dass er zu keinem der drei ersten Theile des Zarathustra mehr als zehn Tage gebraucht habe: er meint damit die Tage, wo die in ihm reif gewordenen Gedanken sich zum Ganzen ballten, und Tags über auf starken Märschen in dem Zustande einer unvergleichlichen Inspiration und einer ungeheuren entzückungsvollen Spannung das Werk als Ganzes entstand und Abends dann in der ersten zusammenhängenden Form niedergeschrieben wurde. Vor diesen zehn Tagen liegt jedesmal die Zeit der längeren oder kürzeren Vorbereitung, dicht dahinter die Ausarbeitung der endgültigen Reinschrift: auch diese mit gewaltiger Vehemenz entstehend und begleitet von einer fast unerträglichen ‚Expansion des Gefühls‘. Dies ‚Zehn-Tage-Werk‘ fällt für den ersten Theil auf Ende Januar 1883: Anfang Februar ist die erste Conception und Niederschrift, Mitte Februar die druckreife Reinschrift vollendet . . . der zweite Theil selber entstand, wiederum in 10 Tagen, in Sils-Maria in der Zeit zwischen dem 17. Juni und dem 6. Juli 1883: die erste Niederschrift war vor dem 6. Juli und das druckfertige Manuscript vor Mitte Juli vollendet. Auch diesmal [beim dritten Theile] war das ‚Zehn-Tage-Werk‘ Ende Januar [1884] vollbracht, die Reinschrift vor Mitte Februar abgeschlossen. Der vierte Theil wurde in Mentone im November 1884 begonnen und nach einer längeren Unterbrechung von Ende Januar bis gegen Mitte Februar 1885 zu Ende geführt.“.

Dieser Bericht ist sehr merkwürdig. Die Geschichte von den zehn Tagen wird ja mit Vorsicht aufzunehmen sein, aber soviel ist wohl sicher, dass die Theile des Zarathustra in unglaublich kurzer Zeit geschrieben worden sind. Zu den Zeitangaben, die auf rasende Geschwindigkeit schliessen lassen, kommen die Angaben über das Inspiration-Gefühl. Nietzsche hat einmal gesagt, es sei ihm gewesen, als würde jeder einzelne Satz ihm zugerufen[1]). Es ist also nicht zu viel gesagt.

[1]) In einem Briefe an Brandes vom 10. April 1888. Es heisst da, der Zarathustra sei 1883—1885 entstanden, jeder Theil in ungefähr zehn Tagen. Vollkommener Zustand eines „Inspirirten“. Alles unterwegs auf starken Märschen concipirt: absolute Gewissheit, als ob jeder Satz einem zugerufen wäre. Gleichzeitig mit der Schrift grösste körperliche Elaticität und Fülle.

wenn man auch hier von einem rauschähnlichen Zustande spricht. Die Freunde Nietzsche's werden sagen, das ist eben der furor poeticus; wenn man bedenkt, dass schon verdächtige Symptome vorausgegangen sind und dass im Zarathustra selbst manches direct auf die Gehirnkrankheit deutet, ja im vierten Theile auch für grobe Augen die progressive Paralyse offenbar wird, so wird man die Annahme für wahrscheinlicher halten, der Zarathustra sei in Zuständen paralytischer Erregung geschrieben [1]).

Jedoch mit der Aussage, dass der Zarathustra das Werk eines Gehirnkranken sei, ist die Prüfung nicht überflüssig geworden. Weder ist damit behauptet, dass das Buch werthlos wäre, noch, dass alles Abnorme in ihm auf die Paralyse zu beziehen wäre. Die Bekenntnisse Rousseau's sind zweifellos das Werk eines Geisteskranken und doch eines der werthvollsten Bücher. Ja, es könnte Einer die Meinung aufstellen, unter Umständen würden durch eine Gehirnkrankheit die Geisteskräfte gesteigert. Es sei denkbar, dass das krankhafte Feuer Leistungen hervorbringe, die ohnedem unmöglich wären, und ein solcher Fall liege in Nietzsche's Zarathustra vor. Ueber Zunahme der geistigen Fähigkeiten im Beginne der progressiven Paralyse hat einmal V. Parant [2]) geschrieben. Er hat vier Fälle mitgetheilt, in denen die vorher geistig nicht hervorragenden Patienten plötzlich sich geistig lebhaft, dabei besonnen und urtheilskräftig zeigten, bis dann nach Monaten oder erst nach Jahren eigentlich krankhafte Aufregung und Schwachsinn folgten. Aehnliche Mittheilungen habe ich in der Literatur nicht gefunden, die Lehrbücher erwähnen nichts davon, ich selbst habe nie etwas ähnliches beobachtet und die ausgezeichneten Fachgenossen, die ich um die Sache befragt habe, wollten nichts davon wissen. Immerhin wäre eine Steigerung der Leistungen durch die Paralyse nicht ganz undenkbar. Man wird sagen, es handle sich bei ihr doch von vornherein um das Absterben nervöser Theile, es könne also immer nur ein Minus, nie ein Plus erwartet werden. Aber bei der Tabes ist der Vorgang der gleiche und doch tritt, wenn eine Empfindungsfaser abstirbt, nicht gleich Un-

---

1) Eine Art von Signal für die Erregung ist die Neigung zum Dichten. In dem „Nachbericht“ zum VIII. Bande heisst es: „Die Hauptzeiten seines Dichtens fallen in das Jahr 1882 und den Herbst 1884. Es ist erlaubt anzunehmen, dass die Sonnennähe [!] des Zarathustra auch andere poetische Keime geweckt habe. . . Die dichterische Stimmung hält den Sommer 1882 über an und bricht dann in der Pause zwischen dem dritten und vierten Theile des Zarathustra im Herbst 1884 wieder hervor.“ Poesie und Paralyse gehen hier Hand in Hand.

2) De la suractivité intellectuelle sans délire ni démence dans la période prodromique de la paralysie progressive, par V. Parant. Annales médico-psychologiques 7. S. VI. 1. p. 34. 1887. Vgl. Schmidt's Jahrbücher, CCXVI, p. 277.

empfindlichkeit, sondern durch lange Zeit Schmerz ein. Ich gebe zu, dass diese Argumentation ihre Bedenken hat. Aber sicherlich kann man eine indirecte Steigerung der Leistungen bei der Paralyse für möglich erklären. Wäre diese wirklich eine diffuse Erkrankung der Gehirnrinde, wie Manche meinen, so wäre freilich nur ein Sinken des geistigen Niveaus möglich, aber in Wirklichkeit ist die Paralyse eine durchaus localisirte Erkrankung, die sich ihre Stellen aussucht. Nimmt man an, es seien im Anfange durch Erkrankung bestimmter Fasern nur die Hemmungen ausgeschaltet, deren Wegfall Fehlen des Ermüdungsgefühles und Euphorie ergiebt, so ist zunächst eine gesteigerte Leistung der arbeitenden Theile zu erwarten. Manche werden auch daran denken, dass durch die von den kranken Stellen ausgehende Reizung der Blutzufluss im Ganzen gesteigert werde und dass die Hyperämie die Mehrarbeit begünstige. Man muss wieder an den Alkohol denken. Es ist ja richtig, dass er von Anfang an lähmt, aber trotzdem können unter seinem Einflusse vermehrte Leistungen zu Stande kommen. Auch hier kommt es auf das Fehlen der Ermüdung und die Euphorie an, und die Leistungen können nicht nur vermehrt sein, sondern auch ein glänzenderes Aussehen haben. Die Richtigkeit wird wohl abnehmen, aber die Fixigkeit wächst, die gute Stimmung macht witzig, verwegen, sodass unerwartete Auffassungen und Wendungen erreicht werden. Wenn es nicht so wäre, so würden hervorragende Künstler sich nicht durch alkoholhaltige Getränke bei der Arbeit angeregt haben. Ich weise auf manche Aeusserungen Goethe's hin, der zwar den Nachtheil der alkoholischen Anregung sehr gut kannte, doch aber zuweilen von ihr Gebrauch machte. Handelt es sich um Wahrheit, so kann der Alkohol nur schaden, handelt es sich um poetische Gefühle und um den Schmuck der Rede, wo es auf ein Bischen Unklarheit nicht ankommt, so kann auch der Teufel helfen. Was der Alkohol fertig bringt, dazu ist die Paralyse auch im Stande, und so mögen die in ihrem Beginne gelieferten Geisteserzeugnisse gewisse Vorzüge, oder richtiger Scheinvorzüge, haben. In der That glaube ich, dass Nietzsche den Zarathustra ohne den krankhaften Gehirnreiz nicht hätte machen können. Bei seinen anderweiten Gedichten sehen wir, wie der poetische Schwung rasch nachlässt, es geht durch eine Anzahl von Versen gut, dann wird die Leistung minderwerthig. Im Zarathustra aber spürt man fast nichts von Ermüdung, mit gewaltiger Energie fliesst die dichterische Rede dahin und der Leser ermüdet eher als der Schreiber. Auch die qualitativen Vorzüge kommen in Betracht: Das Träumerische, Wogende, Geheimnissvolle, das das Publicum am meisten anlockt und betäubt, stammt selbst aus der Betäubung. Jedoch, ehe wir uns weiter Sorgen machen um die Vorzüge und Schwächen des Zarathustra, müssen wir uns daran erinnern, dass während seiner Abfassung es sich bei Nietzsche nicht nur um den Beginn der progressiven

Paralyse handelte, sondern auch um noch andere Einflüsse. Wir haben hier, ausser der von Anfang an vorhandenen Instabilität, die Steigerung der Nervosität durch die schwere Migräne, den eigenthümlichen und noch wenig erforschten Einfluss des Wanderlebens und der Einsamkeit. die Erbitterung durch persönliche Verdriesslichkeiten und durch die Gleichgiltigkeit des Publicum, besonders aber den Chloralismus Nietzsche's in Betracht zu ziehen. Frau Dr. Förster („Zukunft" vom 6. Januar 1900) sagt: Nietzsche habe nie Morphium oder Opium, wohl aber Chloralhydrat genommen. „Im Winter 1882—83 hat er in Folge von sehr unangenehmen Erlebnissen dieses Schlafmittel zum ersten Mal regelmässig in grösseren Dosen gebraucht und war von der seltsamen Wirkung so unangenehm berührt, dass er es sich mit aller Kraft im Frühjahr 1883 wieder abzugewöhnen suchte. Er behauptete nämlich, dass er unter der Wirkung dieses Mittels Briefe geschrieben, die er hinterher als vollkommen falsch verabscheut habe; das Chloral habe, wenn er es vor dem Schlafengehen genommen habe, am anderen Morgen nach dem Erwachen einen eigenthümlich erregten Zustand hinterlassen, der ihm Menschen und Dinge in einem ganz falschen Lichte zeigte. Gegen Mittag sei dann dieser Zustand verschwunden und es seien ihm menschenfreundliche Gefühle wiedergekehrt. Als ich ihn einmal besorgt fragte, ob dies Mittel nicht auch auf die Niederschrift seiner Ansichten einwirken könnte, lachte er herzlich und meinte, so schlau wäre er auch, daran zu denken, aber am Nachmittag, wenn die menschenfreundlichen Gefühle wiedergekehrt seien, prüfe er deshalb immer das noch einmal, was er am Vormittag niedergeschrieben habe. Uebrigens vermied er dies Mittel, wenn er nur konnte, obgleich der dadurch hervorgerufene Schlaf nach seiner Schilderung ausserordentlich angenehm gewesen sein muss, — nicht schwer und dumpf, sondern mit heiteren Träumen durchzogen. In sehr arbeitreichen Zeiten aber, besonders aber nach unangenehmen Erlebnissen, griff er doch danach. Mit dieser zarten Verletzlichkeit seiner Seele auch noch während der dunklen schlaflosen Nacht alle Leiden und Vernachlässigungen doppelt zu fühlen, war zu schwer. So schreibt er gegen Ende des Jahres 1884 von einem unangenehmen Vorkommnisse: ‚Es hat mich sehr peinlich berührt! Leider bin ich dadurch wieder erkrankt und nehme das alte Mittel, — und dann hasse ich alle Menschen, die ich jemals kennen lernte, unsäglich, mich eingerechnet. Ich schlafe gut, aber es folgt darauf Menschenhass und Reue, und ich bin doch sonst der Mensch der wohlwollendsten Gesinnung'." Natürlich möchte man gern genauer wissen, wie lange, wie oft, wie viel Chloralhydrat Nietzsche genommen hat. Frau Dr. Förster konnte mir nichts Weiteres sagen. Herrn Dr. Gutjahr hat Nietzsche's Mutter nur erzählt, Nietzsche habe sich das Mittel pfundweise gekauft und „sehr viel" genommen. Die Wirkungen des chronischen Chloral-Gebrauches sind individuell so

verschieden [1]), dass sehr schwer zu sagen ist, inwieweit in Nietzsche's Falle das Mittel den Geisteszustand beeinflusst habe. Dass tiefe und langdauernde Wirkungen des Chlorals bei Nietzsche anzunehmen seien, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil dann auch körperliche Störungen kaum gefehlt haben würden (besonders Haut-, Herz-Symptome). Indessen mag ausser den von Nietzsche beschriebenen merkwürdigen Hassgefühlen manche Eigenthümlichkeit auf das Chloral zu beziehen sein. Ich denke dabei z. B. an die Träume, die im Zarathustra eine Rolle spielen, an die vielen Wendungen, die sich auf Flug-Gefühle beziehen. Auch Schroffheiten im persönlichen Verkehre mögen zum Theil dem Mittel zuzurechnen sein. In den fraglichen Jahren brach Nietzsche mit manchen Freunden ohne zureichenden Grund, wurde gegen andere maass-

---

1) Lewin, L., Die Nebenwirkungen der Arzneimittel. 3. Auflage. Berlin 1899. p. 137: Der gewohnheitsmässige Gebrauch des Chloralhydrats.

„Die Geisteskräfte werden geschwächt, so dass das Benehmen mancher dieser Individuen kindisch und dumm wird. Ihr Gedächtniss leidet und in vorgeschrittenen Stadien werden sie körperlich und geistig leistungsunfähig. Vielfach drängt sich eine hochgradige Nervosität in den Vordergrund. Der Kranke befindet sich in fortwährender Hast und Unruhe, die ihn keine Minute auf derselben Stelle lässt. Zu einer ausgebildeten Geisteskrankheit ist bei solchen Menschen nur ein kleiner Schritt. So sah man bei manchem Chloralisten Tobsuchtzustände, Delirien und Hallucinationen. Aber auch melancholische Erkrankungsformen kommen vor, die sich mit Prostration, Kräfteverfall, kachektischem Aussehen, Nahrungsverweigerung und Selbstmordideen vergesellschaften. Die Stimmung solcher Menschen wird immer trüber und sie werden menschenscheu. Die Selbstmordideen treiben zum Versuch. Ein solcher kommt vielleicht häufiger vor, als er der Ursache nach erkannt war. Er ist direct dem Chloralhydrat als Schuld zuzuschreiben, das die verkehrte Geistesrichtung schafft. Ein Chloralist suchte sich durch eine übermässige Chloraldosis zu tödten. Er wurde von den acuten Symptomen wieder hergestellt, wurde aber dann schwachsinnig. Von motorischen Störungen kommen vor: Zittern der Hände und des Kopfes, ataktisches Gehen und epileptoide Krämpfe mit oder ohne geistige Zerrüttung."

Lewin's Mittheilungen sind wohl hauptsächlich aus den literarischen Mittheilungen herausgezogen, in denen über nachweisbare Schädigungen durch Chloralhydrat berichtet wird. Die Fälle, in denen nichts zu beobachten ist, werden aber nicht beschrieben.

Am zuverlässigsten dürfte der Bericht sein, der über eine Sammelforschung der Londoner Aerzte erstattet worden ist (Transactions of the clinical Society of London, XIII, p. 117, 1880). Von mehr als 1000 Fragebogen waren siebenzig beantwortet worden. Von siebenzig Aerzten hatten neunundzwanzig keinen Schaden trotz langen Chloralgebrauchs beobachtet (z. B. Curgenoen: 1 g jeden Abend, sieben bis acht Jahre lang; Chaldecott: 1,2 g jeden Abend, sieben bis acht Jahre lang; Theodor Williams: 1,5—2 g jeden Abend, einundzwanzig Monate lang; Clifford Allbutt: ca. 1,5 g jeden Abend, drei Jahre lang; Buzzard: 2 g täglich, acht Jahre lang). Die anderen einundvierzig Aerzte hatten in einzelnen Fällen Störungen beobachtet, darunter Perversität des moralischen Gefühls, epileptiforme Anfälle, grosse geistige Schwäche, Nervosität, Delirien, Ataxie, Taubheit des Gefühls, brennende Empfindungen, acute Manie, Schläfrigkeit, Schlaflosigkeit, Ruhelosigkeit und Geschwätzigkeit, allgemeinen Körper-Verfall.

los grob bei geringen Gelegenheiten. An Frau Baumgartner z. B. schreibt er am 28. Mai 1883, er wünsche keine weiteren Beziehungen, er wolle verschwinden. „Ich will es so schwer haben, wie nur irgend ein Mensch es hat; erst unter diesem Drucke gewinne ich das gute Gewissen dafür, etwas zu besitzen, das wenige Menschen haben und gehabt haben: Flügel — um im Gleichnisse zu reden.“ Das klingt höchst befremdlich. Rohde verletzte er 1887 wegen einer Aeusserung über H. Taine so stark, dass dieser die Correspondenz schroff abbrach[1]). Im Allgemeinen sind allerdings der vorliegenden brieflichen Aeusserungen sehr wenige, erst von 1886 an werden die (gedruckten) Briefe wieder häufiger. Ob die in den späteren Schriften herrschenden Hassgefühle (gegen Deutschland, gegen das Christenthum) mit dem Chloralhydrat etwas zu thun haben, ist nicht leicht zu entscheiden. Da die nach dem Chloralgebrauche bei Nietzsche auftretenden Erscheinungen sehr eigenthümlich sind, so liegt der Gedanke nahe, das Chloral möchte hier nur deshalb so gewirkt haben, weil es auf ein Gehirn mit beginnender Paralyse traf. Es ist wohl möglich, dass es sich so verhält, aber andererseits muss man sagen, dass die progressive Paralyse eigentlich selten gehässig macht, eher treibt sie zur Menschenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit.

Nun zurück zu Zarathustra! Dass die Krankheit an der Art der Entstehung betheiligt war, habe ich auseinanderzusetzen versucht. Aber betrachtet man das Werk ohne Rücksicht darauf, so ist, glaube ich, alles in allem genommen, das Pathologische in ihm nicht so stark, dass es inhaltlich überwöge. Allerdings gilt das nur von den ersten Theilen. Der philosophische Gedankeninhalt des Buches scheint mir nicht sehr beträchtlich zu sein. Schält man die Gedanken aus dem glitzernden Kleide heraus, in dem sie bei Nietzsche stecken, so sehen sie oft recht gewöhnlich aus, es sind Leute, denen man schon da und dort begegnet ist. Gustav Naumann hat einen „Zarathustra-Commentar“ in vier Theilen (Leipzig. H. Haessel. Vierter Theil 1901) geschrieben und hat dabei die Reden Zarathustra's in die gewöhnliche Sprache übersetzt: Man erschrickt oft, wie nüchtern und verbraucht ein guter Theil davon ist. Naumann ist ein grosser Verehrer Nietzsche's und deshalb citire ich folgende etwas wunderlich klingende, aber ziemlich zutreffende Beurtheilung. Auf p. 214 heisst es: „Nur das ästhetische Princip, der persönliche Geschmack, das Denken in Bildern zeigt bei Zarathustra eine gewisse Folgerichtigkeit und Einheit; aus allem Logischen dagegen, dem unpersönlichen Denken in Begriffen, wird man den erwarteten Gleichklang oft vergebens herauszuhorchen suchen.“ Ueber die in den späteren Abschnitten des Buches verkündete Wiederkehr aller Dinge

[1]) Näheres bei O. Crusius. Erwin Rohde. Tübingen und Leipzig 1902, p. 155.

habe ich schon gesprochen. In den ersten Abschnitten spielt der „Uebermensch“ die Hauptrolle. Schon viele Kritiker haben dargethan, wie dürftig dieses Gebilde ist: Ein aus der populären Darwin-Literatur aufgegriffener Gedanke wird bald so, bald so gewendet, der Sinn des Wortes wechselt und schliesslich platzt die Seifenblase, denn Nietzsche selbst will später nichts davon wissen und erklärt kalt: Der Mensch ist ein Ende. Ich verkenne dabei natürlich nicht, dass die Frage nach der Veredelung des Menschen und nach dem Werthe der verschiedenen Typen des Menschen, wie sie Nietzsche später erörtert, ihr gutes Recht hat, aber die Uebermenschenlehre des Zarathustra ist ein Phantasie-Spiel, das man ruhig bei Seite lassen kann. Abgesehen von der Wiederkunft und vom Uebermenschen treffen wir vermischte Bemerkungen und Sprüche, ähnliche und zum Theile dieselben wie in den Aphorismen-Büchern. Darunter sind feine und gute Bemerkungen, neben einseitigen, falschen, übertriebenen: alles wie sonst. Kurz, in den Lehrgedanken des Zarathustra steckt die Eigenart des Buches nicht. Auch wir, die wir nach dem Pathologischen suchen, können in der Hauptsache von jenen absehen. Bleibt also das Poetische, die Einkleidung, d. h. einmal Worte, Wendungen, Bilder, zum andern die dem Zarathustra zugeschriebenen Thaten und Erlebnisse. Wie ich schon sagte, ist das erste Werk der progressiven Paralyse die Aufhebung von Hemmungen. Man hat zuerst an Verminderung dessen zu denken, was Zartgefühl, Tact, Geschmack genannt wird, weiterhin an Verminderung der Vorsicht, der Bescheidenheit, der Scham. Bei Diesem fällt manches schon auf, was bei Jenem unbedenklich ist. Bei Nietzsche bestanden von vornherein eine Neigung zum Crassen, Brutalen im Ausdrucke, zu gewissen Geschmacklosigkeiten, ein gesteigertes Selbstgefühl. Wir werden daher nur das sehr Anstössige als Beleg des Pathologischen brauchen können. Ich beginne mit dem sprachlichen Ausdrucke. Vielleicht am deutlichsten ist die krankhafte Geschmacklosigkeit bei gewissen Bildern. Auf p. 155 heisst es: „Oh, ihr erst [ihr Dunklen] trinkt euch Milch und Labsal aus des Lichtes Eutern!“ Nietzsche vergleicht also das Licht mit einer Kuh: ekelhaft und sinnlos. Nicht ganz so widerwärtig ist der „Weinstock mit schwellenden Eutern“ (p. 325). „Allem Ekel gelobte ich einst zu entsagen: da verwandeltet ihr [die Feinde] meine Nahen und Nächsten in Eiterbeulen“ (p. 162). Also Freunde oder Verwandte werden mit Abscessen verglichen. „Am Meere will sie [die Sonne] saugen und seine Tiefe zu sich in die Höhe trinken: „da hebt sich die Begierde des Meeres mit tausend Brüsten“ (p. 181): verständlich, aber schrecklich widerlich. In anderen Fällen kann man nicht vom Geschmacke reden, weil gar kein Sinn zu entdecken ist. Zum Beispiele heisst es (p. 72): „Wahnsinnige sind sie mir Alle und kletternde Affen und Ueberheisse“. Auf p. 213: „Wie Manches heisst jetzt schon ärgste Bosheit, was doch

nur zwölf Schuhe breit und drei Monate lang ist!" Auf p. 80: „Immer Einmal Eins — das giebt auf die Dauer Zwei". Ferner hat jetzt die unangenehme Manier der Anhäufung annähernd gleichbedeutender Wörter beträchtlich zugenommen, sodass zuweilen vier bis fünf Hauptwörter oder Eigenschaftwörter zusammenstehen. Das Gleiche gilt von der Vorliebe für steigernde Ausdrücke. Besonders unangenehm ist die Neigung zu Doppelausdrücken, wobei zu einem Worte durch Gegensatz oder Gleichklang ein Gespons herangezogen wird. Geschähe das ein Mal oder das andere Mal, so störte es nicht, bei Nietzsche-Zarathustra aber geschieht es so oft, dass man an gewisse Berliner Witzblätter erinnert wird. Zum Beispiele „Freudenschaften und Leidenschaften" (p. 49), „Trauer-Spiele und Trauer-Ernste" (p. 57), „übernächtig und überwach" (p. 61), „Nächstenliebe, Fernstenliebe" (p. 88), „Einfalt und Vielfalt" (p. 184), „Muthwille und Wohlwille", „Neidbolde und Leidbolde" (p. 256), „bessern und bösern" (p. 262), „Leisetreter, Leisebeter" (p. 265), „weitsichtige, weitsüchtige Augen" (p. 272), „Narren-Zierrath, Narren-Schmierrath" (p. 281), „hau-schau-wen" (p. 305), „Ehebrechen, Ehebiegen" (p. 307), „Thunichtgut und Thunichtböse" (p. 331). Das wären einige Bemerkungen über die Ausdrucksweise, wobei ich natürlich nur Einzelnes herausgreifen kann. Auch wenn man ganze Parabeln oder Erzählungen ins Auge fasst, erschrickt man manchmal über die Geschmacklosigkeit. Mir sind alle diese erkünstelten Geschichten und geschwollenen Reden äusserst unsympathisch, aber vielleicht liegt das an mir und ich möchte nicht ungerecht sein. Gescheiten Leuten scheint ja Vieles davon zu gefallen, aber wessen Geschmack zum Beispiele die Geschichte vom Feuerhunde vertragen kann, den würde ich nicht zu ihnen rechnen. Am deutlichsten ist das Pathologische in der Steigerung des Selbstbewusstseins. Zwar hat die Bescheidenheit Nietzsche auch früher nicht gedrückt, aber so wie im Zarathustra tritt das Gefühl der Souveränetät früher doch nicht zu Tage. Man könnte einwenden, Zarathustra sei eine dichterische Figur, aber die Verkleidung ist doch äusserst durchsichtig und offenbar identificirt sich Nietzsche während des Schreibens fortwährend mit seinem Zarathustra.

Die bisherigen Bemerkungen bezogen sich auf die Wirkungen der progressiven Paralyse. Nun komme ich noch mit ein paar Worten auf den Chloralismus zurück. Die krankhaften Hassgefühle, von denen Nietzsche in seinen Briefen spricht, scheinen mir einen grossen Theil des Grabliedes (p. 160 ff.) dictirt zu haben. „Aber diess Wort will ich zu meinen Feinden reden: was ist alles Menschenmorden gegen Das, was ihr mir thatet", so geht es an und nun beginnt ein Toben gegen Feinde, von denen man gar nichts weiss, eine Wuth gegen Alle und Jeden, die sicher krankhaft ist.[1]) Aus den Chloralträumen sind viel-

[1]) Vergleiche dazu im vierten Theile: „Diesen Menschen von heute will ich nicht Licht sein . . . Blitz meiner Weisheit! stich ihnen die Augen aus!" (p. 421).

leicht auch die Traumberichte entstanden. Einer hat den Erklärern viel Noth gemacht: „Da ging ich zum Thore: Alpa! rief ich, wer trägt seine Asche zu Berge? Alpa! Alpa! Wer trägt seine Asche zu Berge?" (p. 199). Dieses sinnlose Zeug ist natürlich nicht zu erklären. Frau Dr. Förster versicherte, ihr Bruder habe den mitgetheilten Traum wirklich geträumt, und das glaube ich auch. Aber was gehen uns Nietzsche's Träume an? Sinnlose Worte im Traume sprechen, das kann Jeder. Wahrscheinlich ist es so, dass Nietzsche Respect vor seinen eigenen Träumen hatte, weil sie im Rausche entstanden waren, und dass er an ein in ihnen verschlossenes Geheimniss glaubte. Dass die vielen Reden vom Fliegen und Schweben auf Traumgefühle zurückzuführen sind, habe ich schon erwähnt. Merkwürdig ist noch die Bemerkung auf p. 314: Der erwachte Zarathustra ist sehr erregt und gebärdet sich wie ein Toller, „als ob noch Einer auf dem Lager läge". Von Schwerkranken hört man zuweilen, es liege noch Einer im Bette.

Alles, was ich gesagt habe, bezieht sich nur auf die ersten drei Theile. Der vierte Theil steht auf einer tieferen Stufe und in ihm ist die Gehirnkrankheit viel deutlicher als dort. Die Zerstörung der Hemmungen ist fortgeschritten, das Zartgefühl ist mehr geschädigt: zum ersten Male bemerken wir Gemeinheit und Lüsternheit. Dabei ist von einer Herabsetzung der geistigen Fähigkeiten im Ganzen keine Rede, wir sehen vielmehr, wie in Nietzsche die Gedankenarbeit trotz der Krankheit sich weiter entwickelt, wie die Gedanken, die die späteren Bücher beherrschen, jetzt in den Vordergrund treten, der Kampf gegen Schwäche und Mitleid, die Werthschätzung der gesunden Kraft, die Feindschaft gegen das Christenthum. Aber die Uebel, die in den ersten Theilen zu bemerken waren, sind noch gewachsen: wir treffen Geschmacklosigkeiten und Sinnlosigkeiten in beträchtlicher Zahl, deutlichen Grössenwahn. Beispiele von Geschmacklosigkeit: „gelber weisser guter eisfrischer Waben-Goldhonig"[1] (p. 344); Lied und Honig werden in's Ohr geträufelt (p. 409); ein alter brauner Tropfen goldenen Glücks (p. 402); ein rosenseliger brauner Gold-Wein-Geruch (p. 466). Beispiele von Sinnlosigkeit: „stegreife Gesundheit" (p. 414); „bei abgehellter Luft" [statt bei beginnender Dunkelkeit] (p. 433); „Wie? ward die Welt nicht eben vollkommen? Rund und reif? Oh des goldenen runden Reifs — wohin fliegt er wohl? Laufe ich ihm nach! Husch!" [Man glaubt einen Maniakalischen zu hören] (p. 403); „wer mit Adlers-Krallen den Abgrund f a s s t" (p. 420); „nach denen sollen sie nicht mit Schafsklauen

[1]) Der Eis-Honig kommt wiederholt vor. Abgesehen davon, dass in Zarathustra's Höhle und auf den Bergen kein Eis ist, kühlt kein Verständiger den Honig auf Eis. Ich habe es experimenti causa gethan; es geschah, was zu erwarten war: der Honig verlor sein Aroma und schmeckte wie Syrup.

greifen" (ibid.): „der den Eseln Flügel giebt, der Löwinnen melkt, gelobt sei dieser gute unbändige Geist" [das heisst der Wind] (p. 429). Recht geschmacklos ist das unaufhörliche Wiederholen starker Wörter, zum Beispiel: oh Ekel! Ekel! Ekel! (p. 419 et a. l.) Wörter, wie Abgrund, Tiefe, Ekel werden so oft gebraucht, dass man allmählich einen abgrundtiefen Ekel davor bekommt. Recht geschmacklos und unsinnig ist Vieles bei den Erzählungen von den „höheren Menschen" (das heisst dégénérés supérieurs), zum Beispiele die Schilderung des hässlichsten Menschen, die Verhöhnung R. Wagners als alten Zauberers und Anderes. Pathologisch ist die Neigung zu oft wiederkehrenden Ausrufen, zum Beispiele zu dem unerträglichen „Wie?", zu dem „Wohlan, wohlauf". Pathologisch sind die vielen Reden vom Lachen, Tanzen, Fliegen. Ein gutes Beispiel vom Grössenwahn steht auf p. 373: „Oh Zarathustra, ich suche einen Aechten, Rechten, Einfachen, Eindeutigen, einen Menschen aller Redlichkeit, ein Gefäss der Weisheit, einen Heiligen der Erkenntniss, einen grossen Menschen! Weisst Du es denn nicht, oh Zarathustra? Ich suche Zarathustra." Andere Beispiele findet man leicht. Das alles aber ist nicht so bedenklich wie das, was noch kommt. Die Lüsternheit ist deutlich in dem nachher zu besprechenden Wüstenliede; sie zeigt sich auch p. 439: „Fast dünkt mich's, gleicht ihr Solchen, die lange schlimmen tanzenden nackten Mädchen zusahn" (Erfahrungen in Nizza?). Die Gemeinheit tritt in der Verhöhnung der Evangelien zu Tage. Man kann nicht sagen, dass die Krankheit Lüsternheit und Gemeinheit schaffe: Sie sind anlageweise in uns Allen, und wenn die Krankheit Scheu und Scham zerstört, so kommen sie zum Vorscheine. Es ist nicht anzunehmen, dass Nietzsche lüsterner und gemeiner als Andere gewesen wäre, sondern diese Symptome zeigen nur, dass bei ihm die Gehirnkrankheit gerade moralische Hemmungen aufhob. Gewissermaassen ist es ein Trost, dass der hässlichste Zug im Bilde Nietzsche's, seine gassenjungenhaften Schmähungen christlicher Lehren und Einrichtungen, ganz der Gehirnkrankheit Schuld gegeben werden kann. Gewiss kann man ein Gegner des Christenthums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Koth bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist. Die Art der Lästerung im Zarathustra ist eigentlich noch widerwärtiger als das wüste Schimpfen im „Antichrist". Man sehe die ekelhaften Verse auf p. 358, die Beschimpfung des „Bergpredigers" und der evangelischen Sprüche auf p. 390 ff., das über alle Beschreibung widerliche Eselfest auf p. 452 ff., das der Abscheulichkeit Gipfel ist. Für die Schwerhörigen endlich, die im Zarathustra die Töne der progressiven Paralyse nicht hören, ist das Wüstenlied da. Alle Lieder des vierten Zarathustra sind sehr pathologisch, auch die, die als Klage des Zauberers und als Lied der Schwermuth Zarathustra's entarteten Freunden

in den Mund gelegt werden, ursprünglich jedoch ernsthaft Nietzsche's innere Zustände aussprechen sollten,[1]) aber vollkommen blödsinnig sind nur die Verse „Unter Töchtern der Wüste". Sie erinnern an den absichtlich hergestellten „höheren Blödsinn", der angetrunkene Studenten zu erfreuen pflegt, und sie sind wahrscheinlich in einem Zustande, der der Betrunkenheit gleichwerthig ist, verfasst worden. Ich muss bitten, die Verse an ihrem Orte nachzulesen, denn ich kann den langen „Wortsalat" nicht abschreiben. Unverkennbar ist die Schlüpfrigkeit, die das Ganze durchzieht. Man muss sich fragen, wie konnte Nietzsche dieses erbärmliche Gefasel in sein Buch aufnehmen, da er doch nicht dauernd in dem Zustande war, in dem er es verfasst hat? Wie konnte er es später stehen lassen, ja an ihm herumfeilen (vergleiche den Nachbericht zum Zarathustra)? Ich weiss nur die Erklärung zu geben, dass Nietzsche das in einem vorübergehenden Zustande paralytischer Erregung Niedergeschriebene mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete und meinte, es sei nur scheinbar sinnlos, in Wirklichkeit stecke eine geheimnissvolle Offenbarung darin. Dieselbe Ehrfurcht empfand er ja für den ganzen Zarathustra.[2]) Erstaunlich ist übrigens die Harmlosigkeit des Commentator, er commentirt das Wüstenlied so ernsthaft wie das Uebrige und sagt nur gelegentlich: „sämmtliche Ideenschwankungen knarren hier so laut wie möglich".

Laien könnten auf folgende Frage verfallen: Wenn Nietzsche so krank war, als er den Zarathustra schrieb, wie ist es möglich, dass im täglichen Leben niemand etwas davon merkte? Erstens wissen wir nicht, ob jemand etwas gemerkt hat, zum anderen aber ist auch die Annahme, dass Nietzsche thatsächlich in diesen Jahren nie Anstoss erregt habe, nicht befremdend. Die Gehirnkranken verrathen ihren inneren Zustand, ihre Noth und das inwendige Toben beim Schreiben viel leichter als im täglichen Leben. Das ist eine bekannte Sache. Bei dem verschlossenen Nietzsche, der im Leben unter der Maske ging, war das Schreiben erst recht das den Dampf auslassende Ventil.

„Nietzsche schrieb ‚Jenseits von Gut und Böse' während des Sommers 1885 in Sils-Maria und während des folgenden Winters in Nizza: Ende März 1886 war das Werk beendigt" (Nachbericht). Er begann also (allerdings nach langen Vorarbeiten) die Niederschrift rasch nach Beendigung des Zarathustra und schrieb wieder mit grosser Vehemenz das 279 Seiten enthaltende Buch. Fasse ich meine während wiederholten Lesens erhaltenen Eindrücke zusammen, so glaube ich, dass

---

1) An ihnen kann man sehen, in welchen schauderhaften Verstimmungen Nietzsche sich zuweilen befand.

2) Schon am 28. Juni 1883 schreibt er: „Ich weiss ganz gut, dass Niemand lebt, der so etwas machen könnte, wie dieser Zarathustra ist".

die Erregung hier etwas geringer sei als im vierten Theile des Zarathustra. Man kann annehmen, dass die Prosa zu grösserer Ruhe genöthigt habe, aber es ist auch wahrscheinlich, dass die Beruhigung zur Prosa trieb, dass das Nachlassen der Erregung Nietzsche an der Beendigung des Zarathustra hinderte. Die Meinung, Nietzsche habe keinen Schluss zum Zarathustra deshalb gefunden, weil er mit der Wiederkunftlehre noch nicht im Reinen war, scheint mir thöricht zu sein: Nietzsche wäre der Letzte gewesen, sich durch solche Gelehrten-Bedenken abhalten zu lassen; hätte der furor poetico-paralyticus angedauert, so wäre schon irgend etwas fertig geworden. Freilich, wenn man auch etwas mehr Haltung im „Jenseits“ finden kann, so treten doch nun die Verwüstungen, die das Gehirnleiden angerichtet hat, viel mehr hervor als bei der an sich mehr oder weniger zusammenhanglosen dichterischen Darstellung. War es hier möglich, das Verschwommene, Sprunghafte, Erregte als Wirkungen des Dichtergeistes anzusehen, so fehlt für die wissenschaftlich sein sollenden Erörterungen des „Jenseits“ eine solche Entschuldigung. Zunächst finden wir auch im Jenseits die sprachlichen Störungen des Zarathustra wieder: er hat „sein Auge gehärtet und gespitzt“ (p. 189); „mit einem asiatischen und über-asiatischen Auge“ [pfui Teufel!] (p. 80); „Erkenntniss und Verkenntniss“ (p. 15); „kurz und schlimm“ (p. 64); „Vorliebe und Vorhass“ (p. 65); und so weiter. Im Allgemeinen aber sind grob-geschmacklose und unsinnige Wendungen seltener geworden. Das Fliegen im Traume wird noch einmal erwähnt: Ein Mensch, der im Traume oft und geschickt geflogen sei, der müsse auch am Tage ein besonderes Glück suchen (p. 124). Eine recht eigenthümliche Stelle lässt an Wuthanfälle denken: „Es kommt heute bisweilen vor, dass ein milder, mässiger, zurückhaltender Mensch plötzlich rasend wird, die Teller zerschlägt, den Tisch umwirft, schreit, tobt, alle Welt beleidigt — und endlich bei Seite geht, beschämt, wüthend über sich“ (p. 264). Eigene Erfahrungen?

Wendet man sich von dem mehr Formellen zu dem eigentlichen Gedankeninhalte des Buches, so steht man hier (und bei den folgenden Büchern) vor einer merkwürdigen Erscheinung. Trotz und während der Gehirnkrankheit wächst Nietzsche's Geist und trägt Früchte. Die progressive Paralyse ist eine so häufige Krankheit, dass man glauben sollte, wir kennten sie von Grunde aus. Es ist aber nicht so; trotz täglicher Berührung mit Paralytischen kann man immer wieder Neues erleben, weil geradezu individuelle Unterschiede vorkommen. Die Aerzte in den Anstalten bekommen die Kranken erst, wenn sie schon in nicht geringem Grade verblödet sind; das mag wohl der Grund davon sein, dass in den Lehrbüchern das Bild der Paralyse gewöhnlich etwas grobe Züge trägt. Diejenigen Aerzte, die nicht nur die Anstaltkranken sehen, sondern beobachten können, wie im Laufe der Jahre der später Paralytische ganz

leise ein anderer Mensch wird, wie bald diese, bald jene Fähigkeit leidet oder sich auffallend gut erhält, bekommen eine andere Vorstellung von der Paralyse, aber auch sie erfahren nicht alles. Man darf nicht vergessen, dass bei Ausnahme-Menschen auch die Krankheit ungewöhnliche Züge trägt oder tragen kann, und dass die Erfahrungen der Aerzte an Durchschnitt-Menschen gewonnen sind. Ich weiss nicht, ob Andere einen so merkwürdigen Verlauf der Paralyse, wie sie ihn bei Nietzsche nahm, beobachtet haben. Ich wenigstens kenne keinen solchen Fall und auch in den Lebensgeschichten der berühmten Leute, die an Paralyse gestorben sind (R. Schumann, Lenau und Andere), ist nichts ähnliches zu finden. Diese Betrachtungen drängen sich mir dem „Jenseits“ gegenüber auf, sie müssten aber auch bei den anderen Schriften nach 1882 angestellt werden: einerseits die zweifellosen Zeichen der zerstörenden Gehirnkrankheit und andererseits eine nach Quantität und Qualität erstaunliche Geistesthätigkeit. Bei dem „Jenseits“ ist es recht leicht, die Schwächen und Schäden des Buches zu erkennen, aber ich meine, dass Die, die nur sie sehen und es schlechthin verurtheilen, ebenso Unrecht haben, wie Die, die Nietzsche als den Kaiser der Philosophie auf den Thron setzen möchten. Im vergangenen Jahre ist ein Buch[1]) erschienen, in dem dem „Jenseits“ übel mitgespielt wird, eine Kritik, die sozusagen keinen guten Faden an ihm lässt. Der Verfasser, ein Herbartianer, dessen psychiatrische Kenntnisse aus veralteten Büchern stammen, hat im Einzelnen nicht Unrecht, aber er übersieht doch ganz, dass wirklich brauchbare Gedankenreihen im „Jenseits“ stecken. Was er von Nietzsche's Originalitätsucht und Selbstüberhebung, von seiner Unfähigkeit, bestimmte Begriffe festzuhalten, von der Eilfertigkeit seines Denkens, die durch Hasten, Häufen, Ueberspringen zur Gedankenflucht werde, von dem Mangel an Zusammenhang, von der bis zur Perversität gehenden Liebhaberei an Bizarrem, vermöge deren Nietzsche alles entstellt, verdreht, verhöhnt, beschmutzt, von Nietzsche's Angst, Verzweiflung und damit wechselnder krankhafter Lustigkeit sagt; das alles ist in der Hauptsache richtig, aber es ist einseitig. Man sollte das zwischen dem Unkraute stehende Getreide nicht übersehen. Meiner Auffassung nach will der Nietzsche der späteren Zeit dasselbe wie der junge Nietzsche: die Veredelung des Menschen. Aber er hat eingesehen, dass es mit Musik und Theaterspielen nicht geht, er glaubt sich davon überzeugt zu haben, dass die moralischen und religiösen Lehren, die am Meisten in Ansehen stehen, nicht zur Verbesserung, sondern zur Verkümmerung des Menschen beigetragen haben. Er ist ferner zu der Einsicht gelangt, dass nur die naturwissenschaftliche Auffassung des Menschen auf den

---

[1]) Nietzsche, eine psychiatrisch-philosophische Untersuchung von Wilhelm Schacht. Bern 1901. 8⁰ 161 pp.

rechten Weg helfen kann, dass man die Sache ansehen muss, wie der Gärtner seine Blumen ansieht. Und sein Schluss ist der: Dem Menschen kann nur geholfen werden, wenn man ihn gesünder und stärker macht, denn dann wird er auch in geistiger Beziehung vortrefflich werden. „Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten“ (XII p. 410), das ist eigentlich der Grundgedanke des späteren Nietzsche, und es ist ein guter fruchtbarer Gedanke. Wäre es Nietzsche möglich gewesen, besonnen und unterstützt von biologischen Kenntnissen, seine Ideen auszugestalten, so wäre sicher etwas recht Gutes entstanden. Aber an Besonnenheit und Kenntnissen fehlte es ihm von vornherein, die Gehirnkrankheit kam dazu, vermehrte seine Unruhe, steigerte seine gute Meinung von sich zum Grössenwahne, nahm ihm Vorsicht und Scham, und so ist das Ganze eine Karrikatur geworden. Eine Kritik des „Jenseits“ im Einzelnen würde ein besonderes Buch erfordern und wäre überdem eine verdriessliche Arbeit, denn, wie die Dinge einmal liegen, bekommt man nichts Festes in die Hand; der Fisch, den wir fassen, wird binnen kurzem zur Schlange, anders ausgedrückt: die Gedanken werden immer umgeschüttelt, und während man ein Kaleidoskop-Bild bespricht, ist schon ein anderes da. Ich will daher nur noch auf Einzelnes hinweisen. Man könnte ein ganzes Bändchen füllen, wenn man alle die Stellen ausschriebe, an denen Nietzsche über Krankheit und Gesundheit handelt. Immer nimmt er neue Anläufe, er sucht sich zu unterrichten (er hat z. B. Féré's Schriften gelesen) und sein kritischer Sinn führt ihn oft zu auffallend richtigen Urtheilen. So erkennt er die centrale Stellung der Lehre von der Entartung (er nennt sie Décadence) und kommt dahin, dass er gut nennt, was der Art förderlich ist, verwerflich, was die Entartung fördert. Jeder, der sich in Nietzsche's Schriften umsieht, muss erkennen, wie er ernstlich nach einer ärztlichen Auffassung der menschlichen Dinge ringt trotz seines Ausganges von der Philologie und wie er eben damit mehr Verständniss beweist als sehr viele Vertreter der „Geisteswissenschaften“. Mit sicherem Blicke sah er, dass die Gesundheit die Grundlage für Schönheit und für jede Tüchtigkeit ist. Er erkannte den Werth der Jugend als der Glanzzeit für Mensch und Volk, in der das eigentlich Werthvolle entsteht. Diese und andere richtige Gedanken beherrschen Nietzsche schon von 1880 etwa an. Leider verzerrte er sie selbst. Seine leidenschaftliche Sehnsucht nach Gesundheit und Stärke machte ihn ganz und gar einseitig. Wildheit und Uebermuth schienen ihm an sich erstrebenswerth zu sein. Schliesslich wollte er alles an dem Maassstabe des aufsteigenden und des absteigenden Lebens messen und jenem allein Werth beilegen, als ob bei Mensch und Volk die Vorzüge des späteren Lebens gar nichts werth wären, als ob nach der überschäumenden Jugend sofort die Dementia senilis käme. Sein Rationalismus stellte jederzeit der biologischen Auf-

fassung ein Bein: Wie der Zarathustra, statt gesunde Kinder zu erzeugen, unfruchtbare Reden über den Uebermenschen hält, so glaubte Nietzsche immer wieder, dass alles auf Erziehung und Rederei ankomme, statt auf Zucht und Handeln.

Ein anderes Beispiel von Nietzsche's Scharfsinn ist seine Einsicht in die aristokratische Art der Natur und seine Bekämpfung der Gleichmacherei. Aber schon in den relativ gesunden Tagen liess ihn sein Hochmuth über das Ziel hinaus schiessen. Statt jeder Leistung den ihr zukommenden Werth zuzuerkennen und die Vollkommenheit in der Ausfüllung aller Stufen zu sehen, sollten nur gewisse Spitzen etwas gelten. Im „Jenseits" ist der Hochmuth zur Grossmannssucht geworden und: vornehm, nur vornehm, ist die Parole.

Aus der Alleinbewerthung der Stärke und der Jugend einerseits, aus dem in Wirklichkeit ganz und gar nicht vornehmen Hochmuthe andererseits, ist die „Herrenmoral" erwachsen. So, wie Nietzsche von ihr und von dem Sklavenaufstande redet, handelt es sich natürlich um eine Schrulle, aber dem Ueberspannten und Verkehrten ist doch auch hier viel Wahres beigemischt. Die Gegensätze zwischen den Idealen des Christen, des Buddhisten, des Philosophen hier und denen des Kriegers, des Aristokraten dort sind wirklich da, und die Figur des Ritters, der sich ernstlich für einen vollkommenen Christen hält und doch den Anderen ohne Bedenken um der Ehre willen todtschlägt, wenn der ihm etwa einen Klaps gegeben hat, ist thatsächlich eine der wunderlichsten Erscheinungen. Die Auffassung der jetzt lebenden Menschen ist zweifellos ein Knäuel, in dem Nietzsche's Herren- und Sklaven-Moral durch einander gewirrt sind. Es ist immerhin ein Verdienst Nietzsche's, auf diese Dinge und andere verwandter Art nachdrücklich hingewiesen zu haben, und es ist nur zu bedauern, dass sein Geisteszustand ihm nicht gestattete, den überaus schwierigen Gegenstand zu bewältigen. Ob ihm sein Unternehmen ohne die Gehirnkrankheit gelungen wäre, das muss dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall sind die Probleme, um die es sich hier handelt, harte Nüsse, an denen auch Gesunde sich die Zähne ausbeissen können.

Auch in Nietzsche's Psychologie stecken hoffnungsvolle Keime. Seine Lehre, dass das Ich „ein Gesellschaftsbau vieler Seelen" sei, ist zwar im Grunde nicht neu, und ich weiss nicht, ob er von selbst auf sie gekommen ist, aber sie ist wahr. Wäre es ihm gelungen, über die Triebe und Instincte, von denen er so oft spricht, ins Klare zu kommen und statt abgerissener Bemerkungen eine zusammenhängende Begründung zu geben, so wäre er ein grosser Förderer der Psychologie geworden. Offenbar schwebte ihm eine der Gall'schen verwandte Auffassung vor und vielleicht ahnte er, dass eine solche allein die Moralprobleme, die ihn

beschäftigten, lösen kann. Freilich läuft eine solche Lehre auf Duldsamkeit hinaus, auf relative Anerkennung der verschiedenen Typen des Menschen, und das wieder wäre der von Grund aus unduldsamen Natur Nietzsche's zuwider gewesen. Genug davon. Ich wollte nur darauf hinweisen, dass die Grundgedanken des späteren Nietzsche werthvoll sind trotz der Krankheit. Sucht man das Gute im Einzelnen, einzelne feine und geistreiche Bemerkungen, so findet man auch im „Jenseits" eine solche Fülle davon, dass man staunt. Ich weise z. B. auf No. 194 hin, und leicht könnte man viele Nummern nennen.

Als Beispiel der krankhaften Art citire ich No. 197: „Man missversteht das Raubthier und den Raubmenschen (zum Beispiele Cesare Borgia) gründlich, man missversteht die ‚Natur', so lange man noch nach einer ‚Krankhaftigkeit' im Grunde dieser gesündesten aller tropischen Unthiere und Gewächse sucht, oder gar nach einer ihnen eingeborenen ‚Hölle' —: wie es bisher fast alle Moralisten gethan haben. Es scheint, dass es bei den Moralisten einen Hass gegen den Urwald und gegen die Tropen giebt? Und dass der ‚tropische Mensch' um jeden Preis discreditirt werden muss, sei es als Krankheit und Entartung des Menschen, sei es als eigene Hölle und Selbst-Marterung? Warum doch? Zu Gunsten der ‚gemässigten Zonen'? Zu Gunsten der gemässigten Menschen? Der ‚Moralischen'? Der Mittelmässigen? — Dies zum Kapitel ‚Moral als Furchtsamkeit'. —" Man erkennt hier sehr gut verschiedene Züge, die den späteren Nietzsche kennzeichnen. Zunächst die Sucht, alles auf die Spitze zu treiben und die Anderen durch möglichst schroffen Widerspruch zu ärgern. Um die Kraft zu ehren, verherrlicht er hier (und an andern Orten) einen gemeinen Meuchelmörder, den C. Borgia, und dabei klingen die Phantasieen von den Gewaltmenschen an, die so stark sind, dass sie kein Mitgefühl kennen, die über alles lachen und Greuelthaten ausführen wie Knabenstreiche. Die Schwärmerei für Grausamkeit ist offenbar pervers, aber auch etwas kindisch. Man denkt an einen Handelslehrling, der sich an einem Hintertreppenroman für Dolch und Blut in der Mitternachtstunde begeistert. Dass Nietzsche hier die Verbrecher für besonders gesund erklärt, ist auch etwas paralytisch, denn früher hat er das Richtige gewusst. Was er mit der ‚Hölle' will, ist ganz unerfindlich, denn dass hartgesottene Bösewichter, wie das Wort schon andeutet, nicht an Gewissensbissen leiden, das haben doch „bisher fast alle Moralisten" gewusst. Man beachte nun die springenden Associationen: Verbrecher — Raubthier — (etwa: Tiger) — Tropen — tropische Gewächse — Urwald — tropischer Mensch — gemässigte Zonen — gemässigte Menschen — Mittelmässige — Furchtsame. Dabei kommt es Nietzsche nicht zum Bewusstsein, wie unsinnig das Wort „tropischer Mensch" ist. Die innere Hast treibt vorwärts und treibt schliesslich zu den nervös zuckenden Fragen, mit denen abgebrochen wird.

Auf das ‚Jenseits' folgt als seine „Ergänzung und Verdeutlichung" die Abhandlung: „Zur Genealogie der Moral, eine Streitschrift." Sie wurde, wie Nietzsche an Brandes schreibt, in Sils-Maria „zwischen dem 10. und 30. Juni 1887 beschlossen, durchgeführt und druckfertig an die Leipziger Druckerei geschickt". Der Druck begann Anfang August. Der „Nachbericht" sagt noch: „Anfälle seines Leidens hinderten Nietzsche, die Abschrift des Manuscripts der dritten Abtheilung vor Ende August abzuschliessen." Die Abhandlung füllt fast 200 Druckseiten, also wieder das starke Tempo! Zwar muss man Nietzsche's Worte nicht wörtlich nehmen, denn wahrscheinlich ist das ganze erste Halbjahr 1887 den Vorarbeiten gewidmet worden, trotzdem ist die endgültige Abfassung ein gutes Stück Arbeit. Bei näherer Betrachtung sieht man mit Erstaunen, wie an Stelle des wüsten Aphorismen-Wesens eine ziemlich zusammenhängende Darstellung getreten ist. Schon die Vorrede fällt durch ihren relativ ruhigen Charakter auf (wenn auch der erste Absatz befremdet, der gar nicht recht zum Uebrigen passt). Nietzsche sucht hier zu zeigen, wie seine Gedanken über die moralischen Vorurtheile sich bei ihm allmählich entwickelt haben, er verweist auf Stellen seiner älteren Schriften, er erwähnt (verdreht wohl auch) seine Beziehungen zu Rée, erklärt ganz richtig, dass die Bestreitung der Lehre Schopenhauer's vom Werthe des Mitleides die Hauptsache bei seinem Denken gewesen sei und dass er mit der Zeit dazu gekommen sei, an die Stelle des Guten das Starke zu setzen, dass er dann den Wunsch gehabt habe, das Historische der Sache zu erkennen, und dass er freilich dabei eigentlich Unterstützung nöthig gehabt hätte. Alles geht, abgesehen von ein paar Seitensprüngen, im gemessenen Tone des Gelehrten. Allerdings am Ende (achter Absatz) ist Nietzsche denn doch des trockenen Tones satt. Wer seine Schriften noch nicht verstehe, der solle sich nur ordentlich Mühe geben. „Was zum Beispiel meinen Zarathustra anbetrifft, so lasse ich Niemanden als dessen Kenner gelten, den nicht jedes seiner Worte irgendwann einmal tief verwundet und irgendwann einmal tief entzückt hat: erst dann nämlich darf er des Vorrechts geniessen, an dem halkyonischen [dieses Wort liebt Nietzsche besonders, wenn er sich spreizt] Element, aus dem jenes Werk geboren ist, an seiner sonnigen Helle, Ferne, Weite und Gewissheit ehrfürchtig Antheil zu haben." Wir sehen also aus der Vorrede: Der paralytische Grössenwahn besteht zwar, aber es ist grössere Besonnenheit eingekehrt; wir können also hier (mit weit mehr Recht noch als bei dem „Jenseits") von einer Remission der Krankheit sprechen. Bei Zarathustra lag ein rauschähnlicher Zustand (das ist das halkyonische Element) zu Grunde, hier redet ein relativ kühler Denker Auch im Buche selbst herrscht ein anderer Ton als früher. Wie in der Vorrede finden wir eine zusammenhängende, ziemlich ruhige Darstellung. Grob

geschmacklose oder unsinnige Wendungen fehlen ganz. Auch der Gedankeninhalt ist nicht so, dass man aus ihm auf Gehirnkrankheit schliessen könnte, vielmehr glaubt man, die Schwächen und Vorzüge des ursprünglichen Nietzsche zu erkennen. Die Auffassung im Ganzen ist einseitig, die Hauptergebnisse sind falsch, historisch falsch und auch psychologisch falsch, aber alles ist durchweg geistvoll und im Einzelnen ist vieles richtig. Auch die Stellen, bei denen man den Kopf am meisten schüttelt, sind noch als Schrullen oder Uebertreibungen aus Ueberhitzung beim Schreiben zu deuten. Das Decretiren in vorhistorischen Dingen findet man auch bei anderen Schriftstellern, und der Mangel an historischer Genauigkeit war Nietzsche wohl immer eigen. Auch vom Mangel an Verständniss für Familie und Kind gilt das. Verblüffend ist die Stelle über die Judenrache: die Kreuzigung Jesu war „die geheime schwarze Kunst einer wahrhaft grossen Politik der Rache, einer weitsichtigen, unterirdischen, langsam greifenden und vorausrechnenden Rache.“ Im Grunde hat Nietzsche wohl nur sagen wollen, wenn ein jüdischer Prophet sein Volk an den Abendländern hätte rächen wollen, so hätte er nichts Klügeres thun können, als —. Absurd ist die Behauptung, das jetzige Misstrauen gegen die Deutschen [das heisst seit 1870] gehe auf das Wüthen der blonden germanischen Bestie im Alterthume zurück, sei ein Nachschlag des unauslöschlichen Entsetzens darüber. Aber immer, wenn Nietzsche gegen die Deutschen spricht, gleitet er aus. Der affectirte Deutschenhass ist wohl auch an der bombastischen Verherrlichung Napoleons schuld, wobei Nietzsche ganz vergisst, dass sein Urbild der Gesundheit epileptisch war. Auf p. 327 wird Subject und Substanz verwechselt, aber auch auf so etwas muss man bei Nietzsche immer gefasst sein. Das Allerverkehrteste ist die Lehre vom schlechten Gewissen, aber auch sie mag noch als Schrulle gelten. Wunderlich ist eine Bemerkung auf p. 307, wo Nietzsche dem Buckle „jene versalzte überlaute gemeine Beredsamkeit, mit der bisher alle Vulkane geredet haben,“ zuschreibt; man denkt dabei an die Stelle über den eigenen Fanatismus (vergl. p. 25).

Was ich gesagt habe, gilt nicht vom Schlusse des zweiten Theiles. Nietzsche sagt später einmal, er hänge nun allen Dingen einen lustigen Schwanz an; das zeigt sich hier schon, das heisst, wenn es zu Ende geht, überlässt er sich der krankhaften Erregung. Er sagt (p. 395): „Aber irgend wann, in einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muss er uns doch kommen, der erlösende Mensch der grossen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt, dessen Einsamkeit vom Volke missverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht vor der Wirklichkeit sei [wäre!] —: während sie nur seine Versenkung, Vergrabung, Vertiefung in die Wirklichkeit ist,

damit er einst aus ihr, wenn er wieder an's Licht kommt, die Erlösung dieser Wirklichkeit heimbringe, ihre Erlösung von dem Fluche, den das bisherige Ideal auf sie gelegt hat. Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird, als von dem, was aus ihm wachsen musste, vom grossen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der grossen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, der der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgiebt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muss einst kommen. . .

— Aber was rede ich da? Genug! Genug! An dieser Stelle geziemt mir nur Eins! zu schweigen: ich vergriffe mich sonst an dem, was einem Jüngeren allein freisteht, einem ‚Zukünftigeren', einem Stärkeren, als ich bin, — was allein Zarathustra freisteht, Zarathustra dem Gottlosen. . ." Das ist die Paralyse, denn der Erlöser ist natürlich Nietzsche, wenn auch ein Rest von Besonnenheit das Mäntelchen des Zukünftigen beigegeben hat.

Auch am Schlusse des dritten Theiles der „Genealogie" macht sich die krankhafte Erregung geltend. Nicht das ist krankhaft, dass das Ganze, die Bestreitung des „asketischen Ideals," eigentlich eine reductio sui ad absurdum ist: „Sieht man vom asketischen Ideale ab: so hatte der Mensch, das Thier Mensch bisher keinen Sinn." Der Gedankengang ist im Grunde richtig, Nietzsche musste hier zu absurden Ergebnissen kommen [1]). Nein, mehr in einer gewissen Zerfahrenheit, in einer feuilletonistischen Zersplitterung, in unangebrachten und groben literarischen Ausfällen zeigt sich das Aufhören des trockenen Tones. Ich muss jedoch bitten, selbst nachzulesen und dabei auf die in den letzten Abschnitten eintretende Veränderung der Sprache zu achten: Wollte ich grössere Stücke abschreiben, so würde es zu lang, kleine Ausschnitte aber geben ein falsches Bild. —

Sieht man einmal von den Schriften ab und fragt nach anderweiten Zeugnissen aus den Jahren 1884 bis 1887, so ist bis jetzt die

---

[1]) Die Sache ist eigentlich so: Das asketische Ideal ist nach Nietzsche der Trost der Leidenden, den Gesunden ist es schädlich. Wenn Nietzsche von den Gesunden oder Wohlgerathenen spricht, so sagt er „wir". Nun beschreibt er die Kranken und beschreibt thatsächlich sich selbst. Am Schlusse aber glaubt er zu erkennen, dass Alle Leidende sind, dass die „Gesunden" (natürlich ausser ihm) bis jetzt gar nicht existiren.

Im Grunde also bekämpft Nietzsche, indem er über die Leidenden mit ihrem asketischen Ideal herzieht, sich selbst: er ist (in seiner Sprache) das sich selbst zerfleischende Thier.

Einmal meint er, das asketische Ideal habe „selber Etwas im Leibe, was allen guten Manieren todfeind, — Mangel an Maass, Widerwillen gegen Maass, es ist selbst ein non plus ultra." De te fabula narratur!

Ausbeute sehr gering. Jedoch will ich einige Stellen aus den bis jetzt veröffentlichten Briefen zusammenstellen.

Im Herbste 1885 schreibt Nietzsche an Herrn v. Seydlitz: „Wenn ein Philosoph krank ist, so ist es beinahe schon ein argumentum gegen seine Philosophie. Inzwischen dürfte ich geltend machen, dass ich ‚reissend schnell‘ gesund und immer gesunder werde, seit ich meine Philosophie habe und nicht mehr ‚falschen Götzen‘ diene.“

Am 17. August 1886 schreibt er: „Hast Du bemerkt, dass ich die ‚kleinsten aller möglichen‘ Ohren habe? Vielleicht auch die schlimmsten. . .“ Ende Sommer 1886 (an Deussen): „Ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende Recht behalten.“

An die Schwester schreibt er am 28. Mai 1887: „Auch mir wird Jahr für Jahr schwerer, und die schlimmsten und schmerzhaftesten Zeiten meiner Gesundheit erschienen mir nicht so drückend und hoffnungsarm wie meine jetzige Gegenwart. Was ist denn geschehen? Nichts als was nothwendig war — meine Differenz mit allen Menschen, von denen ich bis dahin Vertrauen empfangen hatte, ist ans Licht gekommen: man merkt gegenseitig, dass man sich eigentlich verrechnet hat. Der Eine schwenkt hierhin ab, der Andere dorthin. Jeder findet seine kleine Herde und Gemeinschaft, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrig bleibt und vielleicht, wie in meinem Fall, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt.“ Dazu gehört folgende Stelle: „Sonderbar aber scheint es mir, dass in den letzten Jahren mein Misstrauen dergestalt überhand genommen hat, dass es wie eine Krankheit ist. Auch wird mir Jahr für Jahr schwerer — meine Differenz mit allen Menschen (früheren Vertrauens) . . .“ Die Schwester war 1886 mit ihrem Manne nach Südamerika gegangen. Sie sagt, Nietzsche's Briefe seien gewesen „oft herzzerreissend, erfüllt von den bittersten Klagen, ja Vorwürfen gegen seine Freunde, gegen meinen Mann . . . vor Allem gegen mich selbst, dass wir ihn Alle, Alle verlassen hätten.“ Zu den Klagen über Vereinsamung ist zu bemerken, dass Nietzsche einen Theil seiner Bekannten einfach verabschiedet (vergleiche den Brief an Frau Baumgartner, S. 64), andere vor den Kopf gestossen hatte. Ein Vertrauensmann sagte, er sei bei Meinungsverschiedenheiten maasslos grob und ausfallend gewesen: Das vertragen natürlich nicht Alle. Er selbst sagt: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.“ Er wandelte sich fortwährend, seine Freunde hätten sich zu gleicher Zeit und im gleichen Sinne wandeln müssen: eine offenbar unerfüllbare Forderung. Ueberdem versteht es sich von selbst, dass Jemand, der die Einsamkeit aufsucht, ohne Verbindungen anzuknüpfen von Ort zu Ort zieht, von Jahr zu Jahr sich den Uebrigen mehr entfremdet. Nietzsche's Stimmung scheint während der gemeinten Jahre sehr wechselnd gewesen zu sein. Die krankhafte Glückseligkeit, die Euphorie ist offenbar nur

vorübergehend vorhanden gewesen. Häufiger scheint krankhafte Zornmüthigkeit mit Traurigkeit abgewechselt zu haben, ein Wechsel, den man bei Paralyse ziemlich oft beobachtet. Auf andauernde Erregung deutet die weite Oeffnung der Lidspalte: ein Gewährsmann berichtet, man habe bei Nietzsche über der Regenbogenhaut einen Streifen der weissen Augenhaut gesehen. Auch habe er die Augen rasch hin- und herbewegt, gerollt, was manche Leute erschreckte. Gedruckte Berichte über seinen Zustand liegen nur wenige vor. Fräulein v. Salis-Marschlins ist wiederholt mit Nietzsche zusammen gewesen; sie berichtet von Krankheit gar nichts, sie hat aber auch im Sommer 1888 nichts von Krankheit bemerkt (nur erwähnt sie, dass er die Vorrede zur „Genealogie" vergessen hatte, und einmal sagt sie, er ging mit leicht nach links gesenktem Kopfe, wie es seine Art war). Offenbar war die Dame mehr zur Begeisterung als zur Beobachtung geneigt. Im „Tag" vom 7. August 1901 steht ein Aufsatz von Franz Servaes, worin dieser Schriftsteller berichtet, er habe den Wirth Nietzsche's in Sils-Maria, Herrn Duhrisch, ausgefragt. Nietzsche sei immer freundlich, zufrieden und anspruchslos gewesen und habe nicht geklagt bei Anfällen seines Leidens, die sich zwei- bis dreimal in der Saison wiederholten und bei denen er mehrere Tage zu Bett gelegen habe. „Das waren nicht so gewöhnliche Kopfschmerzen, wissen Sie, das war ganz was Besonderes. Und wenn er dann wieder aufstand, war er ganz elend." Nietzsche sei gegen Blendung sehr empfindlich gewesen und habe dunkle Tapeten verlangt. Er habe wenig und unregelmässig gegessen, sich manchmal erbrochen. „So etwas von Arbeiten ist ja noch gar nicht dagewesen." Auch im letzten Sommer habe er, Duhrisch, nichts Auffallendes bemerkt. Nur der Doctor habe es kommen sehen. Dass jedoch schon im Jahre 1887 kein ärztlicher Blick dazu gehörte, um die Krankheit Nietzsche's zu sehen, das zeigt ein Bericht Deussen's. Dieser besuchte mit seiner jungen Frau den Freund im Herbste 1887. „Aber welche Veränderungen waren in dieser Zeit [in vierzehn Jahren] mit ihm vorgegangen. Das war nicht mehr die stolze Haltung, der elastische Gang, die fliessende Rede von ehedem. Nur mühsam und etwas nach der Seite hängend, schien er sich zu schleppen, und seine Rede wurde öfter schwerfällig und stockend." Es ist allerdings möglich, dass damals der Zustand besonders schlecht war. Die Paralytischen erfahren nicht selten schlagflussähnliche Anfälle, nach denen für einige Zeit eine Körperhälfte schwach ist, wohl auch die Sprache stockt. Wir wissen zwar nichts bestimmtes, aber es könnte sein, dass Nietzsche in den Jahren vor seinem grossen Anfalle kleine paralytische Anfälle gehabt hätte. Deussen schildert die sehr einfachen Verhältnisse Nietzsche's in Sils. In der um einen Franken täglich gemietheten Stube hätten auf einer Seite die Bücher gestanden, dann folgten ein bäurischer Tisch mit

Kaffeetasse, Eierschalen, Manuscripten und Toilette-Gegenständen in buntem Durcheinander, ein schlichtes Bett, und so weiter. „Alles deutete auf eine nachlässige Bedienung und auf einen geduldigen, sich in alles ergebenden Herrn.“ Es ist doch fraglich, ob die Bedienung schuld war, ob nicht der kranke Nietzsche unempfindlich gegen Unordnung geworden war. Deussen erwähnt Nietzsche's auffallende Weichheit, seine übertriebene, früher nie beobachtete Rücksichtnahme (bezieht sich vielleicht auf die Gegenwart der Frau), auch seine Befürchtungen, er werde bald durch Gehirnkrankheit zu Grunde gehen. Nietzsche scheint solche Befürchtungen öfter geäussert zu haben. Als in Genua von dem Sohne der Wirthin, der im Irrenhause war, gesprochen wurde, sagte Nietzsche nachdenklich: anch'io. —

Nun folgt das letzte Jahr: 1888. Der erste grosse Erregungzustand hatte den Zarathustra geliefert. Der zweite, im Winter 1887—1888 beginnende ist auch durch eine wunderbare Productivität gekennzeichnet. Die Schwester sagt mit Recht (‚Zukunft‘ vom 6. Januar 1900): „Wer die geistigen Arbeiten des letzten Jahres vor seiner Erkrankung ansieht, der hält es für unmöglich, dass ein Mensch das Alles in so kurzer Zeit geschrieben haben kann, nämlich in acht Monaten sechs Schriften: den Fall Wagner, Nietzsche contra Wagner, den ersten Theil des Willens zur Macht, Götzendämmerung, die Dionysos-Dithyramben und schliesslich die autobiographischen Skizzen aus seinem Leben, Ecce homo genannt. Die diesen Schriften zu Grunde liegenden Gedanken sind zum grössten Theil nicht in diesem Frühling und Sommer des Jahres 1888 concipirt, aber jedenfalls ganz neu bearbeitet und alle Niederschriften, selbst die Druckmanuscripte, sind von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, was allein für seine Augen eine ungeheure Arbeitleistung bedeutet.“ Ausser den von der Schwester aufgezählten Schriften sind noch zu nennen: Vorreden zu älteren Werken, ein Theil der jetzt im XV. Bande veröffentlichten Niederschriften und recht viele Briefe.

„Nietzsche entwarf den ‚Fall Wagner‘ im Mai 1888 in Turin und vollendete in Sils-Maria bis Ende Juni das Druckmanuscript, dem er bis Anfang August noch die zwei ‚Nachschriften‘ und den ‚Epilog‘ anhängte“ (Nachbericht). Der „Fall Wagner“ ist wieder ein ganz erstaunliches Stück. Wir erfahren aus den Briefen (siehe später), dass im Frühjahre 1888 eine ähnliche Periode der Euphorie eintrat wie im Januar 1882. Aber abgesehen von der guten Laune, die die Schrift geradezu witzig macht, weist in ihr eigentlich nichts auf die Gehirnkrankheit hin. Alles ist furchtbar einseitig, daher ungerecht, aber sehr geistreich und, soweit ich es beurtheilen kann, richtig. Man kann Wagner's Schattenseiten gar nicht beissender schildern, als es in dieser Streitschrift geschieht. Vielleicht lässt sich ein moralisches Bedenken

erheben. Man kann sagen, ein Mensch mit gesundem Zartgefühle hätte es nicht über das Herz gebracht, seinen alten Freund, das Ideal seiner Jugend so zu zerreissen. Indessen, wenn Nietzsche einmal von der Schädlichkeit Wagner's überzeugt war, mussten dann nicht die persönlichen Bedenken zurücktreten? Das schon, aber er hätte ihn nicht lachend niederstechen sollen. Jedoch kommt hier wieder die krankhafte Euphorie in Betracht.

Ich möchte noch auf einiges hinweisen, das sich zwar mehr auf den ursprünglichen als auf den paralytischen Nietzsche bezieht, aber doch hier noch besprochen werden kann. Nietzsche sagt im Vorworte zum „Fall Wagner“: „Was mich am tiefsten beschäftigt hat, das ist in der That das Problem der décadence . . . Wohlan! Ich bin so gut wie Wagner das Kind dieser Zeit, will sagen ein décadent, nur dass ich das begriff, nur dass ich mich dagegen wehrte.“ Das ist der ganze Nietzsche. Mit einer bei einem alten Philologen bewundernswerthen Schärfe erfasst er die Sache (wenn auch décadence ein wenig zu empfehlendes Wort ist) und erkennt sich als Entarteten. Aber als ein durch und durch sokratischer Mensch glaubt er, dass die richtige Erkenntniss ihn frei machen könne, dass sein Denken die Entartung aufheben und zur „grossen Gesundheit“ führen müsse.[1]) Nun schildert er die Entartung vortrefflich: er konnte das, weil er sie in sich fand, aber das durch innere Erfahrung Erworbene sieht er nur an der Erscheinung des Anderen, nicht an sich selbst. Man kann Nietzsche's Art gar nicht besser beschreiben, als wenn man das, was er über Wagner sagt, abschreibt und dann die Namen wechselt. Man höre. „Ein typischer décadent, der sich nothwendig in seinem verderbten Geschmack fühlt, der mit ihm einen höheren Geschmack in Anspruch nimmt, der seine Verderbniss als Gesetz, als Fortschritt, als Erfüllung in Geltung zu bringen weiss. Und man wehrt sich nicht. Seine Verführungskraft steigt in's Ungeheure, es qualmt um ihn von Weihrauch, das Missverständniss über ihn heisst ‚Evangelium‘ — er hat durchaus nicht bloss die A r m e n d e s G e i s t e s zu sich überredet!“ „Ich stelle diesen Gesichtspunkt voran: Wagner's Kunst [Nietzsche's Schriftstellerei] ist krank. Die Probleme, die er auf die Bühne [in seine Bücher] bringt — lauter Hysteriker-Probleme —, das Convulsivische seines Affects, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärferen Würzen verlangte, seine Instabilität, die er zu Principien verkleidete . . .: Alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar,

[1]) Gelegentlich freilich springt Nietzsche auch über diesen Irrthum weg. „Es ist ein Selbstbetrug der Philosophen und Moralisten, damit schon aus der décadence herauszutreten, dass sie gegen dieselbe Krieg machen. Das Heraustreten steht ausserhalb ihrer Kraft: was sie als Mittel, als Rettung wählen, ist selbst nur wieder ein Ausdruck der décadence“ (Götzendämmerung, p. 74).

das keinen Zweifel lässt. Wagner [Nietzsche] est une névrose. Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, Nichts jedenfalls besser studirt als der Proteus-Charakter der Degenerescenz, der sich hier als Kunst und Künstler [Dichter und Philosoph] verpuppt. Unsre Aerzte und Physiologen haben in Wagner [Nietzsche] ihren interessantesten Fall, zum Mindesten einen sehr vollständigen. Gerade, weil nichts moderner ist als diese Gesammterkrankung, diese Spätheit und Ueberreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner [Nietzsche] der moderne Künstler [Philosoph] par excellence, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst [Philosophie] ist auf die verführerischeste Art gemischt, was heute alle Welt am nöthigsten hat, — die drei grossen Stimulantia der Erschöpften, das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige (Idiotische).“ „Womit kennzeichnet sich jede litterarische décadence? Damit, dass das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverän und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen, — das Ganze ist kein Ganzes mehr. Aber das ist das Gleichniss für jeden Stil der décadence: jedes Mal Anarchie der Atome, Disgregation des Willens, Freiheit des Individuums.“

Dass der „Fall Wagner“ drei Nachschriften hat, ist von vornherein etwas bedenklich. In der That sind auch diesmal die Schwänze pathologischer als der eigentliche Text. Der erste Nachtrag scheint ein älteres Stück zu sein, aber im zweiten steht die bekannte Stelle: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, dass die Deutschen kein Wort davon verstehen.“ Deutlich zeugt von der paralytischen Erregung auch folgender Satz: [Die Genealogie der Moral] „hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Reste fehlen die Ohren dafür.“

„Die ‚Götzendämmerung‘ entstand in wenig Tagen vor dem 3. September 1888 in Sils-Maria“ (Nachbericht). Einige Stücke wurden während des Druckes (September und October) eingefügt. Die „Götzendämmerung“ hat circa 115 Seiten. Das Vorwort zur „Götzendämmerung“ beginnt so: „Inmitten einer düstern und über die Maassen verantwortlichen Sache seine Heiterkeit aufrecht erhalten, ist nichts Kleines von Kunststück: und doch, was wäre nöthiger als Heiterkeit? Kein Ding geräth, an dem nicht der Uebermuth seinen Theil hat.“ Man weiss nun schon, was die späte Heiterkeit bedeutet. Gezeichnet ist die Vorrede: „Turin, am 30. September 1888, am Tage, da das erste Buch der Umwerthung aller Werthe zu Ende kam.“ Natürlich ist die rasch entstandene Schrift in der Hauptsache eine Zusammenfügung älterer Stücke: Epigramme in Prosa, Bemerkungen über Sokrates, über theoretische Philosophie (recht schwach, wie immer), über Moral u. s. w.

Es ist nicht möglich, alle Stellen herauszuziehen, die eine paralytische Färbung haben. Ich gebe nur Einzelnes. Der Abschnitt „Wie die ‚wahre Welt‘ endlich zur Fabel wurde“ besteht aus sechs Absätzen, deren erste fünf sehr geistreich gefasst sind. Der sechste lautet: „Die wahre Welt haben wir abgeschafft: welche Welt blieb übrig? Die scheinbare vielleicht? . . . Aber nein! mit der wahren Welt haben wir auch die scheinbare abgeschafft! (Mittag; Augenblick des kürzesten Schattens; Ende des längsten Irrthums; Höhepunkt der Menschheit; JNCJPJT ZARATHUSTRA.)“ „Aber wer weiss zuletzt, ob ich auch nur wünsche, heute gelesen zu werden? — Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, der Substanz nach um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter den Deutschen Meister bin, sind die Formen der ‚Ewigkeit‘, mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt, — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt . . . Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt: meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste“, „ich der letzte Jünger des Philosophen Dionysos, — ich der Lehrer der ewigen Wiederkunft“ . . . Alle drei Stellen sind Abschnitt-Schlüsse, Schwänze. Im Ganzen fällt an der Sammlung von kurzen Feuilletons der burschikose Ton auf, dessen sich der ursprüngliche Nietzsche geschämt haben würde: Kant, der verwachsenste Begriffs-Krüppel, den es je gegeben hat, Schiller, der Moral-Trompeter von Säckingen, und dergleichen mehr. Vieles ist recht geistreich, aber doch im Sinne des Zeitungschreibers. Auch das knabenhafte Absprechen über alle möglichen Fragen, z. B. die Arbeiterfrage, das ganz ungenügende Gerede über Verbrecher [1]), das häufige Erwähnen der Sexualität, alles das deutet auf den Defect hin, den die Gehirnkrankheit bewirkt hat. Natürlich auch das Erscheinen des Buches selbst: nur der Drang, um jeden Preis zu veröffentlichen, erklärt diese unorganische Bildung [2]).

---

1) Eins ist dabei interessant. Nietzsche meint, der Verbrecher werde zu dem, was er ist, erst dadurch, dass die Gesellschaft ihn ausstösst, und er deutet dabei an, dass er sich selbst wie ein Verbrecher vorkomme, weil er abseits stehe. „Jede Abseitigkeit, jedes lange, allzulange Unterhalb, jede ungewöhnliche, undurchsichtige Daseinsform bringt jenem Typus nahe, den der Verbrecher vollendet.“

2) Th. Billroth schrieb an Hanslick: „Ich hätte die „Götzendämmerung“ von Nietzsche wohl nicht zu Ende gelesen, wenn sie mich nicht im Zusammenhang einer gewissen Richtung unserer modernen Literatur und Kunst interessirt hätte. Mir erscheint dies Buch als das Product eines Geisteskranken. Es ist ein gar billiges Vergnügen, alles zu verschimpfiren . . . Was er kritisirt und wie er kritisirt, ist hundertmal besser und feiner gesagt worden.“

Auch die Schrift „Nietzsche contra Wagner“ verdankt diesem Drange ihre Existenz. Sie wurde im December 1888 zusammengestellt, ist also die letzte Arbeit Nietzsche's. In ihr sind Abschnitte aus älteren Schriften enthalten, die Beziehung zu Wagner haben; Kürzungen, Aenderungen in stilistischer Hinsicht und kleine Zusätze sind bei der Redaction eingetreten.

Der im September 1888 abgefasste „Antichrist“ war als erstes Buch des Hauptwerkes gedacht, das „der Wille zur Macht“ heissen sollte. In dem Hauptwerke sollten zusammenhängend die Ergebnisse, zu denen Nietzsche sein Denken in den letzten Jahren geführt hatte, dargestellt werden. Das Material zum Werke stammt aus der Zeit der Remission; was im Jahre 1888 hinzugekommen ist, ist Zuthat. So erklärt es sich, dass der „Antichrist“ trotz alles Krankhaften nichts weniger als ein Product der Krankheit ist. Es war Nietzsche gelungen, ein Schema zu finden, das Ordnung in seine Gedanken brachte: Gut ist das aufsteigende, schlecht ist das absteigende Leben, und weil das Leben Wille zur Macht ist, so ist alles gut, was das Gefühl der Macht vermehrt, die Sphäre des Ich's vergrössert, schlecht alles, was aus der Schwäche stammt. Das klingt in seiner Einfachheit sehr verführerisch und gerade für Nietzsche's Eigenart musste ein solches Prokrustes-Bett willkommen sein. Aber etwas Pathologisches im engeren Sinne ist nicht dabei. Vielmehr rückt manches, das recht pathologisch anmuthet, in Hinsicht auf das Schema in ein günstigeres Licht. Wenn Nietzsche z. B. fragt: Warum Wahrheit? Warum nicht lieber Unwahrheit?, so erklärt sich das dadurch, dass auch der Werth der Meinungen nur an der Steigerung der Macht gemessen werden kann, dass eine kraftsteigernde Unwahrheit mehr Werth hat als eine niederdrückende Wahrheit. Freilich zieht Nietzsche nicht die Folgerung, dass diese Lehre und der von ihm verspottete „Beweis der Kraft“ dasselbe sind, dass jeder feste Glaube mehr nütze ist als sein eigener wüster Skepticismus und seine „Wirklichkeits-trompeterei.“ Als Symptome der auf Lebensschwäche beruhenden Entartung erschienen Nietzsche die Religion, die Philosophie und die Moral. Alle drei sollten als Formen des „Nihilismus“ nach einander bekämpft werden und der „Antichrist“ ist eben der erste Theil dieser Bekämpfung. Jedoch wird die Religion hier nicht als Symptom, sondern als Ursache der Entartung betrachtet. Nur diese Auffassung erklärt die Erbitterung Nietzsche's, sie weist aber zugleich auf einen geistigen Defect hin. Noch in der „Götzendämmerung“ hatte Nietzsche gesagt, der Mensch werde nicht durch die falschen Gedanken krank, sondern er nehme falsche Gedanken auf, weil er krank sei. Das Schwanken zwischen einer physiologischen und einer rationalistischen Anschauung, das sich hier besonders schroff bemerklich macht, aber auch sonst vorkommt und geradezu zu den Kennzeichen des späteren Nietzsche gehört, zeigt,

dass er nicht im Stande war, seine Gedankenrichtungen zu zügeln. Bald liess er sich in der einen Richtung ziehen, bald in der anderen. Im Mai 1888 schreibt er an Brandes sehr erfreut, es sei ihm jetzt fast alle Tage für etwa zwei Stunden möglich, seine „Gesammtconception“ zu übersehen (siehe später). Für gewöhnlich also konnte er es nicht und das ist wohl die Ursache davon, dass er sich in den zu ungefähr derselben Zeit geschriebenen Schriften oft widerspricht. Diese vielen Widersprüche sind die Verzweiflung Aller, die es versucht haben, Nietzsche's Gedanken im Zusammenhange zu vertheidigen oder zu widerlegen. Ich glaube, dass die progressive Paralyse hier in Frage komme. Obgleich sonst bei Nietzsche während der Entwickelung der Gehirnkrankheit keine Abnahme der intellectuellen Fähigkeiten im engeren Sinne sich zeigt, die geistige Thätigkeit mehr indirect, das heisst durch den Wegfall von Gefühlen oder durch falsche Gefühle, geschädigt wird, so tritt doch im Mangel an zusammenfassender Kraft, an Uebersicht ein intellectuelles Minus zu Tage. Freilich ist nicht zu verkennen, dass Nietzsche's ursprüngliche Geistesart dem Uebel Vorschub leistete, insofern als die Einseitigkeit und die Neigung zum sprunghaften Denken, die ihm immer eigen waren, im Grunde auch einen Mangel an Zügelkraft voraussetzen. Jedoch häufen sich die Widersprüche in den späteren Schriften so, das Unvermögen, die Consequenzen der Sätze zu übersehen, wird so deutlich, dass man ohne die Annahme besonderer paralytischer Veränderungen kaum auskommen wird. Diese Bemerkungen hätte ich schon früher machen können, ich mache sie aber hier, weil die Sache beim „Antichrist“ am allerdeutlichsten ausgesprochen ist. Unter dem Einflusse der Gehirnkrankheit ist allmählich eine Karrikatur des ursprünglichen Nietzsche entstanden. Der „Antichrist“ ist einer „unzeitgemässen Betrachtung“ viel ähnlicher, als es eine der Aphorismus-Schriften ist. Auch hier Ein grosser Zielgedanke, auch hier ein durchgehender leidenschaftlicher Schwung, und doch welche Gegensätze! Dort wie hier glaubt man einen rauschartigen Zustand wahrzunehmen, aber dort hört man einen durch Wein erregten Jüngling, hier einen zeternden Schnapstrinker. Wenn Gottfried Keller den Aufsatz gegen Strauss wegen des „gar zu monotonen Schimpfstiles“ nicht zu Ende lesen konnte, was würde er erst über den „Antichrist“ gesagt haben? Wie beim Angetrunkenen es schwer zu sagen ist, inwieweit die geistigen Leistungen durch den Affect beeinträchtigt werden, inwieweit sie direct geschädigt sind, so ist auch dem leidenschaftlich erregten Verfasser des „Antichrist“ gegenüber das Urtheil schwer. Auf der einen Seite zeigt Nietzsche auch hier soviel Geist, so scharfe Kritik und so grosse geistige Behendigkeit, dass es unsinnig wäre, von paralytischem Schwachsinne zu reden, auf der anderen Seite erschrecken wir über die grenzenlose Einseitigkeit der Auffassung, über fast kindische Vermuthungen, über historische Irrthümer,

über die Kurzsichtigkeit, die das „allzuscharf macht schartig“ ganz vergessen liess. Wir wissen, dass sich Menschen, die sich, wie man sagt, in die Wuth hineingeredet haben, ganz ähnlich benehmen und oft viel thörichter erscheinen, als sie sind, und die paralytische Zornmüthigkeit wirkt natürlich ebenso. Will man in dieser (allerdings rein „akademischen“) Frage zu einem gewissen Aufschlusse gelangen, so muss man zuerst beachten, dass im „Antichrist“ die älteren und die neuen Bestandtheile sich ziemlich leicht unterscheiden lassen. Zu den älteren Stücken gehört besonders die historische Darlegung, d. h. die Schilderung des Judenthums, die Auffassung der Person Jesu und der evangelischen Schriften einerseits, die Bemerkungen über Buddhismus und die indische Literatur andererseits. In alledem findet man viel feine und relativ wahre Bemerkungen. Besonders ist das Bild des Erlösers, so willkürlich es auch entworfen ist, eine bemerkenswerthe Leistung. Obgleich Nietzsche offenbar das Motiv den Schriften Tolstoi's entnommen hat (widerstehet nicht dem Bösen), so zeugt das Ganze doch von vielem Nachdenken. Hier spricht der ursprüngliche Nietzsche. dagegen ist offenbar die wüste Schimpferei gegen den Apostel Paulus Arbeit von 1888. Man sieht ordentlich, wie die Wuth mit Nietzsche durchgegangen ist, als er die Pharisäer-Theologie des Apostels besprechen musste. Ein Mensch, der nicht gehirnkrank ist, kann in Paulus nicht einen bewussten Betrüger sehen, kann nicht behaupten, sein einziges Motiv sei die Rache gewesen, u. s. f., von den unanständigen Schimpfworten ganz abgesehen. Der Leser wird an den meisten Stellen sagen können, das ist von 1888, das ist älter, aber freilich an allen nicht, denn besonnen sind ja die älteren Schriften auch nicht, wie z. B. die „Genealogie“ voll von Gift und Galle gegen das Christenthum ist. Ich kann auf das Einzelne nicht eingehen, nur Eine Stelle will ich als Beispiel abschreiben, damit man die Art des „Antichrist“ erkenne: „Ich sehe eine Möglichkeit vor mir von einem vollkommen überirdischen Zauber und Farbenreiz: — es scheint mir, dass sie in allen Schaudern raffinirter Schönheit erglänzt, dass eine Kunst in ihr am Werke ist, so göttlich, so teufelsmässig-göttlich, dass man Jahrtausende umsonst nach einer zweiten solchen Möglichkeit durchsucht; ich sehe ein Schauspiel, so sinnreich, so wunderbar paradox zugleich, dass alle Gottheiten des Olymps einen Anlass zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia als Papst . . . Versteht man mich? . . . Wohlan, das wäre der Sieg gewesen, nach dem ich heute allein verlange —: damit war das Christenthum abgeschafft! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instincten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance . . .“ (p. 311). Es wird also ein Stil-Feuerwerk abgebrannt, um einige Absurditäten auszudrücken. Erstens wäre Cesare

Borgia als Papst wahrscheinlich auch nicht schlimmer gewesen als sein Hallunken-Vater. Sodann wurde er bald beseitigt, nachdem Alexander VI. im Jahre 1503 aus Versehen sein eigenes Gift getrunken hatte, und 1507 starb er. Luther aber kam (durchaus nicht als verunglückter Priester) erst acht Jahre nach Cesare's Sturz nach Rom. Will man verstehen, wie die Stelle bei Nietzsche entstanden ist, so muss man Burckhardt's „Cultur der Renaissance in Italien" lesen. Dort heisst es auf p. 115: „wenn irgend Einer, so hätte er [C. Borgia] den Kirchenstaat säcularisirt", und auf p. 128: „Jene grösste Gefahr aber, die Säcularisation, vollends diejenige von innen heraus, durch die Päpste und ihre Nepoten selber, war für Jahrhunderte beseitigt durch die deutsche Reformation." Offenbar hat sich Nietzsche dieser Bemerkungen unklar erinnert und in seiner Wuth hat er die verunglückte Verbrecher-Dithyrambe daraus gemacht.[1]) Die Erwähnung Luther's giebt Gelegenheit zu einem grossen Schimpfen auf die Deutschen und dann folgt der Schluss. Dieser ist, wie bei den anderen Schriften, das Aergste: Nietzsche tobt hier geradezu. Die Schrift schliesst mit den Worten: „Diese ewige Anklage gegen das Christenthum will ich an alle Wände schreiben, wo es nur Wände giebt, — ich habe Buchstaben, um auch Blinde sehend zu machen . . . Ich heisse das Christenthum den Einen grossen Fluch, die Eine grosse innerlichste Verdorbenheit, den Einen grossen Instinct der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist, — ich heisse es den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit . . ." Nachdem der Leser sich einigermaassen erholt hat, fragt er, warum nahm Nietzsche's krankhaftes Denken gerade diese Wendung, wie entstand die sinnlose Wuth? Die Krankheit schafft eigentlich nichts Neues. Wenn es heisst, dass Nietzsche unter der Wirkung der progressiven Paralyse den „Antichrist" schrieb, so mag man dabei an die Wirkung eines Spiegels denken, der vergrössert und verzerrt. Die Krankheit bewirkte die Wuth, weil Nietzsche eine wüthige Natur war. Möglich wäre es, nach dem früher Gesagten, dass auch der Chloralismus eine Rolle gespielt hätte, aber dieser hätte dann, ebenso wie die Paralyse, nur die Temperatur des Hasses gesteigert, nicht den Hass erzeugt. Wie entstand der Hass? Auch zu Voltaire's Zeiten hasste man die Kirche, auch im achtzehnten Jahrhundert verfuhr man oft wie ein Rabulist, der dem Gegner gemeine Motive unterschiebt und nicht widerlegen, sondern herunterreissen will. Es fehlte damals den Leuten an historischem Sinne und Nietzsche fehlte es auch daran. Besonders aber war damals der Kampf gegen die Kirche noch eine Gefahr. Jetzt ist die Sache unge-

[1]) Die Modephrase von den „starken Menschen der Renaissance" kehrt bei Nietzsche oft wieder, man bekommt aber nicht den Eindruck, als ob sie auf eigenen Nachforschungen beruhte. Es scheint, dass Nietzsche, ausser Burckhardt, nur den Machiavell gelesen habe.

fährlich und deshalb versteht man eigentlich einen Hass gegen das Christenthum en bloc nicht recht. Dass Nietzsche, als ihn seine theoretischen Ansichten zu einem Gegner der christlichen Denkweise machten, sich nicht mit dem Versuche der Widerlegung begnügte, sondern ein Feind der Christen wurde, ja die Leute hasste, die nach seiner Meinung vor ein paar tausend Jahren vermöge ihrer Krankhaftigkeit falsche Ansichten vertreten hatten, das ist eben nur unter der Voraussetzung einer „wüthigen Natur“ zu verstehen. Die Christen-Wuth ist alt, sie bestand schon in Basel, sie kam dann in den Ausfällen gegen den Parsifal zum Vorscheine, sie bewirkte, dass er in Genua kein Madonnenbild im Zimmer duldete. Um seinem Hasse eine gewisse Unterlage zu geben, musste er sich den Priester construiren, der nicht ein Verführter, sondern ein absichtlicher Verführer sei. Gesehen hat er natürlich solche Ungeheuer nicht, er brauchte sie aber, weil der einmal vorhandene Hass sich nicht am Unpersönlichen begnügte. Der Mensch kann eben nicht aus seiner Haut hinaus. Nietzsche wollte ein lachender Löwe sein und war doch ein rachsüchtiger décadent, er wollte ein Arzt sein und war ein verunglückter Priester, er war das, was er bekämpfte. „Mit seinen untersten Instincten“ fühlte er das vielleicht.

Neuerdings ist als XV. Band der Werke eine Sammlung von Niederschriften veröffentlicht worden, aus denen Nietzsche die noch fehlenden Theile des Hauptwerkes herzustellen gedachte. Das Meiste scheint aus 1887, aus der Zeit der relativen Remission, zu stammen, manches ist vielleicht noch älter. Der Ton entspricht etwa dem in der „Genealogie“; wesentlich Neues wird nicht gegeben und zu besonderen Bemerkungen ist für uns kein Anlass. Der Band enthält 515 Textseiten, man sieht also wieder, wie stark der Schreibetrieb in Nietzsche war.

Noch sind die „Dionysos-Dithyramben“ von 1888 zu erwähnen. Sie sind im Tone des Zarathustra gehalten, aber es mischen sich auch neue Töne ein und eigenthümliche Ahnungen tauchen auf. Der kranke Dichter erreicht hier kurz vor dem Zusammenbruche seine Höhe: einzelne Strophen sind von geradezu wunderbarer Schönheit. Krankhafter Stolz, Euphorie und Wehmuth sind die Grundgefühle. Das erste Lied handelt „von der Armuth des Reichsten“ (natürlich Nietzsche's):

„Zehn Jahre dahin —,
kein Tropfen erreichte mich,
kein feuchter Wind, kein Thau der Liebe
— ein regenloses Land . . .“

Wenn Nietzsche auch selbst die Ursache seiner Verlassenheit war, so quälte ihn doch offenbar das Gefühl sehr. An die Bemerkung, dass Nietzsche im Geheimen wusste, seine Feinde seien innerliche Feinde, erinnert das zweite Lied: „zwischen Raubvögeln“.

„Oh Zarathustra! . . .
Selbstkenner! . . .
Selbsthenker! . . .“

Des kommenden Endes Ahnung enthält das dritte Lied: „die Sonne sinkt“.

„Heiterkeit, güldene komme!
Du des Todes
heimlichster, süssester Vorgenuss!“

Das heisst, in das Medicinische übersetzt, die Euphorie ist der Anfang der tödtlichen Gehirnkrankheit: eine sehr merkwürdige Erkenntniss des kranken Mannes.

Dem letzten Jahre gehören manche Vorreden an, die Nietzsche zu älteren Schriften geschrieben hat. Sie tragen alle denselben krankhaften Charakter wie die schon besprochenen Prosaschriften der letzten Zeit. Etwas Neues ergiebt sich nicht.

Endlich hat Nietzsche im Jahre 1888 autobiographische Aufzeichnungen gemacht, die er Ecce homo betitelte. Wir kennen bisher nur Bruchstücke davon. Die Schwester hat die Eingangsworte mitgetheilt, die die euphorische Stimmung sehr gut wiedergeben (Zukunft vom 6. Januar 1900). „An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwerthung aller Werthe, die Lieder Zarathustra's, die Götzendämmerung, mein Versuch mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahres! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? Und so erzähle ich mein Leben.“ Die ersten Capitel sollen „einen rührenden, verklärten Charakter“ tragen, „aber später kommt ein gereizter und seltsamer Ton hinein, der sich zuletzt bis zum Krankhaften steigert.“ Wenn die Schwester das sagt, muss es sehr schlimm sein. Ein Herr, der Stücke davon kennt, konnte sich gar nicht beruhigen, das Ecce sei sehr seltsam und von einem alles übersteigenden Cynismus; schon die Capitelüberschriften verblüfften ihn: warum ich so weise bin, warum ich so gute Bücher schreibe, warum ich ein Verhängniss bin, und so fort. In der Biographie werden viele Stücke aus dem Ecce homo mitgetheilt; sie betreffen natürlich die frühere Zeit, stammen daher aus dem ersten Theile und sind relativ ruhig. Sie haben alle einen gemeinsamen Charakter, denn die eigenthümliche Grandezza und der Grössenwahn der Paralytischen sind da, aber der Stil ist ausgezeichnet und die Darstellung ist durchweg geist-

voll. Später soll das ganze Ecce homo für einen engeren Kreis gedruckt werden. Ich glaube aber nicht, dass wir viel neues daraus erfahren würden, denn Cynismen und dergleichen sind auch in den Briefen vorhanden.

Ausser den Werken können die vielen Briefe aus dem Jahre 1888 Zeugnisse der Krankheit sein. Aber noch ist ein selbständiges Zeichen da: die Handschrift. Jeder sachverständige Arzt weiss, dass man oft aus der Handschrift allein die progressive Paralyse erkennen kann, und es fehlen in der That auch bei Nietzsche die charakteristischen Veränderungen nicht. Die Biographie und die Werke enthalten eine ganze Anzahl von Facsimile-Blättern. Wir sehen die zierliche Handschrift des ursprünglichen Nietzsche, ganz anders ist die Handschrift des Zarathustra-Liedes (Oh Mensch! Gieb Acht!): die Buchstaben sind gröber, auseinander gerückt, die Striche sind dicker und die einzelnen Buchstaben sind verbreitert (besonders die e). Viel stärker aber ist der Verfall bei dem Blatte des VIII. Bandes (Ruhm und Ewigkeit): alle erwähnten Veränderungen sind gesteigert und deutliches Zittern ist hinzugetreten. Man betrachte besonders das e in „Dingen", in „ein Zeichen", man sehe das Ausgleiten der Hand in „meine". Dazu ist folgende Briefstelle zu vergleichen: „Das Manuscript [Fall Wagner] ist bereits in der Druckerei. Es war schon einmal dort, wurde mir wegen Unleserlichkeit zurückgeschickt. Ich hatte die Abschrift in einem solchen Zustand von Schwäche gemacht, dass die lateinischen Buchstaben ebenso als griechische verstanden wurden — eine kleine Druckprobe bewies mir das. Die neue Abschrift ist viel deutlicher, Dank einer besonderen Art von Federn ‚Sönneckens Rundschriftfedern', welche der hiesige Lehrer für meine zitternden Hände anempfahl" (Brief aus Sils vom 24. Juli 1888). In den facsimilirten Stellen fehlen die Verstösse, die wir sonst bei Paralytischen häufig finden: Auslassen von Buchstaben, Hinzufügen anderer, und dergleichen. Das stimmt damit überein, dass bei Nietzsche Intelligenz-Defecte im engeren Sinne vor dem grossen Anfalle nicht nachzuweisen sind. Aber jene Stellen sind Reinschriften und ausserdem ausgesucht. Es könnten in den Notizbüchern weitere Störungen gefunden werden. Die Niederschriften der letzten Zeit sind oft kaum leserlich. Die Schwester spricht in der Vorrede zum XV. Bande von den „unbeschreiblichen Schwierigkeiten der Textentzifferung". Ohne die Vertrautheit des Herrn Köselitz (Peter Gast) mit Nietzsche's Schreibweise hätten die Gelehrten des Nietzsche-Archives verzagen müssen. Ich habe einige der späten Manuscripte gesehen: man erkennt, wie die Notizen, die zum Theile mit Bleistift geschrieben sind, in höchster Eile zu Papier gebracht worden sind (Nietzsche stand zuweilen mitten in der Nacht auf und schrieb), flüchtig, oft nur Andeutungen gleichend. Handelt es sich um ältere Manuscripte, so stechen

die runenhaften Nachträge stark von der alten Schrift ab. Ob die gewöhnlichen Paralytiker-Fehler vorkommen, vermag ich nicht zu sagen; ich habe sie nicht gefunden, aber meine Prüfung war flüchtig und nur eine eingehende Untersuchung würde ein Urtheil erlauben.

Im Folgenden habe ich verschiedene briefliche Aeusserungen Nietzsche's aus seiner letzten Zeit chronologisch zusammengestellt. Nach dem, was ich bisher gesagt habe, wird der Leser ohne Mühe die Bedeutung des Einzelnen erkennen.

„Denn ich bin, fast ohne Willen dazu, aber gemäss einer unerbittlichen Nothwendigkeit, gerade mitten darin, mit Mensch und Ding bei mir abzurechnen und mein ganzes ‚Bisher' ad acta zu legen. Fast Alles, was ich jetzt thue, ist ein Strich — darunter — ziehen. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war erschrecklich, die letzten Jahre hindurch; nunmehr, wo ich zu einer neuen und höheren Form übergehen muss, brauche ich zu allererst ‚eine neue Entfremdung, eine noch höhere Entpersönlichung'" (an Dr. C. Fuchs, vom 14. December 1887).

Nähe alter Freunde, seltsam. „Nämlich zu gleicher Zeit, wo ich meiner radicalen Vereinsamung mir bewusst werde und wo ich, schmerzhaft und ungeduldig, eine menschliche Beziehung nach der anderen von mir ablöse, ablösen muss. Im Grunde macht jetzt Alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten zwei Jahren überhaupt gethan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Arbeit, mich von meiner Vergangenheit zu isoliren, die Nabelschnur zwischen ihr und mir zu lösen". „Die Vehemenz der inneren Schwingungen war ungeheuer." (An Deussen, vom 3. Januar 1888.)

Er habe über sein Jenseits „nicht ein intelligentes Wort zu hören bekommen, geschweige ein intelligentes Gefühl." (An Brandes, vom 8. Januar 1888.)

„Aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiss einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin dann beinahe die Beute der düstersten Entschliessungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur einem guten Erlebniss um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schliesslich hervorgebracht, dank der beinahe Alles, was von aussen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Unthier anwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur

Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich . . Aber ich will in dieser Tonart nicht fortfahren. Die Gegenrechnung ist, dass Dein Bruder ein tapferes Thier ist, dass er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muss jede meiner Thaten hinterdrein zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines ausserordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens gut aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, dass der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele." (An die Schwester, vom 10. Februar 1888.)

„Unter uns gesagt, zu Dreien — es ist nicht unmöglich, dass ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnissvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht." Feindseligkeit der Deutschen gegen ihn. „Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe." (An von Seydlitz, vom 12. Februar 1888.)

„Ich selber bilde mir ein, den ‚neuen Deutschen' die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen; ebenfalls selber für meine Person ein capitales Ereigniss in der Krisis der Werthurtheile zu sein. Aber das könnte ein Irrthum sein, und ausserdem noch eine Dummheit — ich wünsche, über mich nichts glauben zu müssen." (An Brandes, vom 19. Februar 1888.)

„Schwierigkeiten mit der Gesundheit" . . . „An meinen Augen, anbei gesagt, habe ich einen Dynamometer meines Gesammtbefindens: sie sind, nachdem es in der Hauptsache wieder vorwärts, aufwärts geht, dauerhafter geworden, als ich sie je geglaubt habe, — sie haben die Prophezeiungen der allerbesten deutschen Augenärzte zu Schanden gemacht. Wenn die Herren Gräfe et hoc genus omne Recht behalten hätten, so wäre ich schon lange blind. So bin ich — schlimm genug — bei No. 3 der Brille angelangt, aber ich sehe noch." (An denselben, vom 27. März 1888.)

„in Lugano, wo ich zusammen mit der Familie des Feldmarschall Moltke[1]) lebte." (An denselben, vom 10. April 1888.)

„Anbei folgt eine kleine vita, die erste, die ich geschrieben habe . . .

Vita. Ich bin am 15. Oktober 1844 geboren, auf dem Schlachtfelde von Lützen. Der erste Name, den ich hörte, war der Gustav Adolfs.

1) Es war nur der Bruder Moltke's!

Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Niëzky); es scheint, dass der Typus gut erhalten ist, trotz dreier deutscher ‚Mütter'. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole; noch diesen Winter einzeichnete [1]) mich die Fremdenliste Nizza's comme Polonais. Man sagt mir, dass mein Kopf auf Bildern Matejko's vorkomme. Meine Grossmutter gehörte zu dem Willm-Goethe'schen Kreise Weimars; ihr Bruder wurde der Nachfolger Herder's in der Stellung des Generalsuperintendenten Weimars. Ich hatte das Glück, Schüler der ehrwürdigen Schulpforta zu sein, aus der so viele (Klopstock, Fichte, Schlegel, Ranke und so weiter), die in der deutschen Litteratur in Betracht kommen, hervorgegangen sind. Wir hatten Lehrer, die jeder Universität Ehre gemacht hätten (oder haben —). Ich studirte in Bonn, später in Leipzig; der alte Ritschl, damals der erste Philolog Deutschlands, zeichnete mich fast von Anfang an aus. Ich war mit 22 Jahren Mitarbeiter des ‚Litterarischen Centralblattes' (Zarncke). Die Gründung des philologischen Vereins in Leipzig, der jetzt noch besteht, geht auf mich zurück. Im Winter 1868 — 69 trug mir die Universität Basel eine Professur an; ich war noch nicht einmal Doktor. Die Universität Leipzig hat mir die Doktorwürde hinderdrein gegeben, auf eine sehr ehrenvolle Weise, ohne jedwede Prüfung, selbst ohne eine Dissertation. Von Ostern 1869 — 1879 war ich in Basel; ich hatte nöthig mein deutsches Heimatsrecht aufzugeben, da ich als Offizier [2]) (reitender Artillerist) zu oft einberufen und in meinen akademischen Funktionen gestört worden wäre. Ich verstehe mich nicht desto weniger auf zwei Waffen; Säbel und Kanonen — und vielleicht noch auf eine dritte . . . . Es ging Alles sehr gut in Basel, trotz meiner Jugend; es kam vor, bei Doktorpromotionen namentlich, dass der Examinand älter war als der Examinator. Eine grosse Gunst wurde mir dadurch zu Theil, dass zwischen Jakob Burckhardt und mir eine herzliche Annäherung zu Stande kam, etwas Ungewöhnliches bei diesem sehr einsiedlerischen und abseits lebenden Denker. Eine noch grössere Gunst, dass ich vom Anfang meiner Baseler Existenz an in eine unbeschreiblich nahe Intimität mit Richard und Cosima Wagner gerieth, die damals auf ihrem Landgute Triebschen bei Luzern wie auf einer Insel und wie abgelöst von allen früheren Beziehungen lebten. Wir haben einige Jahre alles Grosse und Kleine gemeinsam gehabt, es gab ein Vertrauen ohne Grenzen. (Sie finden in den gesammelten Schriften Wagners, Band 7, ein ‚Sendschreiben' desselben an mich abgedruckt, bei Gelegenheit der ‚Geburt der Tragödie'.) Von jenen Beziehungen aus habe ich einen grossen Kreis interessanter

---

[1]) Das kann Nietzsche kaum geschrieben haben. Die Stelle machte mich misstrauisch, aber Frau Dr. Förster versichert, die „Vita" sei authentisch.

[2]) Nietzsche ist nie Offizier geworden.

Menschen (und ‚Menschinnen‘) kennen gelernt, im Grunde fast Alles, was zwischen Paris und Petersburg wächst. Gegen 1876 verschlimmerte sich meine Gesundheit. Ich brachte damals einen Winter in Sorrent zu, mit meiner alten Freundin, der Baronin Meysenbug (‚Memoiren einer Idealistin‘) und dem sympathischen Dr. Rée. Es wurde nicht besser. Ein äusserst schmerzhaftes und zähes Kopfleiden stellte sich heraus, das alle meine Kräfte erschöpfte. Es steigerte sich in langen Jahren bis zu einem Höhepunkt habitueller Schmerzhaftigkeit, so dass das Jahr damals für mich 200 Schmerzestage hatte. Das Uebel muss ganz und gar lokale Ursachen gehabt haben, und fehlt jedwede neuropathologische Grundlage. Ich habe nie ein Symptom von geistiger Störung gehabt; selbst kein Fieber, keine Ohnmacht. Mein Puls war damals so langsam wie der des ersten Napoleons (= 60). Mein Specialität war, den extremen Schmerz cru, vert mit vollkommener Klarheit zwei bis drei Tage hintereinander auszuhalten,[1] unter fortdauerndem Schleim-Erbrechen. Man hat das Gerücht verbreitet, als ob ich im Irrenhaus gewesen sei (und gar darin gestorben sei). Nichts ist irrthümlicher. Mein Geist wurde sogar in dieser fürchterlichen Zeit erst reif: Zeugniss die ‚Morgenröthe‘, die ich in einem Winter von unglaublichem Elend in Genua, abseits von Aerzten, Freunden und Verwandten, geschrieben habe. Das Buch ist eine Art von ‚Dynamometer‘ für mich: ich habe es mit einem Minimum von Kraft und Gesundheit verfasst. Von 1882 an ging es, sehr langsam freilich, wieder aufwärts: Die Krisis schien überwunden (— mein Vater ist sehr jung gestorben, exakt in dem Lebensjahr, in dem ich selbst dem Tode am nächsten war). Ich habe auch heute noch eine extreme Vorsicht nöthig; ein paar Bedingungen klimatischer und meteorologischer Art sind unerlässlich. Es ist nicht Wahl, sondern Zwang, dass ich die Sommer im Oberengadin, die Winter an der Riviera zubringe . . . . Zuletzt hatte mir die Krankheit den allergrössten Nutzen gebracht: sie hat mich herausgelöst, sie hat mir den Muth zu mir selbst zurückgegeben . . . . Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Thier, selbst ein militärisches. Der lange Widerstand hat meinen Stolz ein wenig exasperirt. — Ob ich ein Philosoph bin? — Aber was liegt daran! . . . “ (An Brandes vom 10. April 1888.)

„Diese Wochen in Turin . . . sind mir besser gerathen als irgend welche Wochen seit Jahren, vor allem philosophischer. Ich habe fast jeden Tag ein, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesammt-Conception von Oben nach Unten sehen zu können: Wo die ungeheure Vielheit von Problemen, wie im Relief und klar in den Linien, unter mir ausgebreitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum mehr bei mir gehofft hatte . . . Ich bin so erleichtert, so

[1]) Man muss es.

erstärkt, so guter Laune — ich hänge den ernstesten Dingen einen kleinen Schwanz von Posse an. Woran hängt das Alles? Sind es nicht die guten Nordwinde[1]) . . .“ (An Brandes, vom 4. Mai 1888.)

„Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Cynismus, härter noch als der Winter rings herum, sein Wasser an seinem eigenen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme zerschundene Creatur, blickt sich um, dankbar, sehr dankbar —“ (An von Seydlitz, vom 13. Mai 1888.)

„Ich möchte Turin nicht verlassen, ohne Ihnen nochmals auszudrücken, wie vielen Antheil Sie an meinen [sic] ersten wohlgerathenen Frühling haben. Die Geschichte meiner Frühlinge, seit fünfzehn Jahren zum mindesten, war nämlich eine Schauergeschichte, eine Fatalität von Décadence und Schwäche. Die Orte machten darin keinen Unterschied; es war, als ob kein Recept, keine Diät, kein Klima den wesentlich depressiven Charakter dieser Zeit verändern könnten. Aber siehe da! Turin! Und die ersten guten Nachrichten, Ihre Nachrichten, verehrter Herr, aus denen mir bewiesen ward, dass ich lebe . . . Ich pflege nämlich mitunter zu vergessen, dass ich lebe.“ (An Brandes, vom 23. Mai 1888.)

„Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, dass es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existirt, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die inneren Erlebnisse nachholen, auf Grund deren jenes Werk entstehen konnte.“ (An Professor K. Knortz, vom 21. Juni 1888.)

Postkarte. „Seien Sie unbesorgt, werther Freund! Ich rede in dieser Schrift von einer Sache, worin ich nicht nur Autorität, sondern die einzige Autorität bin, die es heute giebt. — Sie selber werden der Erste sein, mir dies zuzugestehen — und Sie werden es eines Tages über alle Maassen komisch finden, dass Sie sich mir, in diesem Falle ‚zur Vermittelung‘ angeboten haben. Mit freundlichstem, aber ganz ironischem Gesichte Ihr Nietzsche.“ (An C. Fuchs, vom 27. Juli 1888.)

„Lies die Schrift [gegen Wagner] einmal auch vom Standpuncte des Geschmacks und Stils; so schreibt heute kein Mensch in Deutschland“ . . . Es steht Vieles hinterdrein [nach der Hauptschrift] nicht mehr frei, was bis jetzt frei stand: das Reich der Toleranz ist durch Werth-Entscheidungen ersten Ranges zu einer blossen Feigheit und Charakterschwäche heruntergesetzt. Christ sein

---

[1]) Soll heissen: Die guten Nachrichten von des Brandes Eintreten für Nietzsche in Kopenhagen.

— um nur Eine Consequenz zu nennen — wird von da an unanständig . . Auch von dieser radikalsten Umwälzung, von der die Menschheit weiss, ist Vieles bei mir schon in Fluss und Gang." (An Deussen, vom 14. September 1888.)

„Ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, dass einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun." (An Fräulein von Meysenbug. Die Dame giebt das Datum nicht an, der Brief muss aber in diese Zeit gehören, denn sie sagte Nietzsche ab, als der „Fall Wagner" erschienen war, und erhielt darauf Briefe, die „keinen Zweifel übrig liessen, wie es mit ihm stand.")

„Ich habe jetzt mit einem Cynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heisst ‚Ecce homo' und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten; es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen Alles, was christlich und christlich-infect ist, bei denen Einem Sehn und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christenthums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christenthums auch nur die Existenz vermuthet hat. Das Ganze ist ein Vorspiel der ‚Umwerthung aller Werthe', des Werks, das fertig vor mir liegt: ich schwöre Ihnen zu, dass wir in zwei Jahren die ganze Erde in Convulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängniss. — . . . Ihr Nietzsche, jetzt Unthier." (An Brandes, vom 20. November 1888.)

„Inzwischen steht und geht alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Festigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was Alles fertig wurde: Alles ist fertig . . . Es grüsst Sie auf das herzlichste das Unthier." (An C. Fuchs, vom 11. December 1888.)

„Die [—] Taktlosigkeit Fritzsch's, mich in seinem eigenen Blatte zu verhöhnen, hat den grossen Nutzen, dass sie mir einen Anlass bot, Fritzsch zu schreiben: ‚wieviel wollen Sie für meine ganze Litteratur? [— —] Antwort: circa 11000 Mark. — Gesetzt, dass ich auf diese Weise im letzten Augenblicke Alleinbesitzer meiner Werke werde [— —], so war die [—] Fritzsch's ein Glücksfall ersten Rangs. — . . . Wir müssen die Deutschen durch esprit rasend machen." (An C. Fuchs, vom 27. December 1888.)

Deussen sagt, er habe in den letzten Briefen Nietzsche's eine „beängstigende Steigerung seines Selbstgefühles" gefunden. „Er sprach von seinem Zarathustra als von einer Bibel der Menschheit; das Buch

solle gleichzeitig in sieben Sprachen und in einer Million von Exemplaren über die ganze Erde verbreitet werden."

Die Schwester sagt, Nietzsche sei in der letzten Zeit „schon vielfach in den Entschlüssen unbeständig und verworren" gewesen. Er habe im October erklärt, obgleich die Götzendämmerung schon gedruckt war, vor Ostern 1889 solle keine neue Schrift erscheinen. Am 6. November habe er geschrieben, das „Ecce homo" solle sogleich gedruckt und zu vielen Tausenden in mehreren Sprachen veröffentlicht werden. Ausser dem Aerger mit Fritzsch habe Nietzsche noch eine tiefe Kränkung erfahren: in anonymen Briefen sei ihm gesagt worden, Dr. Förster schreibe gegen ihn. In einem undatirten Briefe vom Ende des Jahres 1888 habe Nietzsche sich in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen Dr. Förster gewandt und habe geschrieben: „Ich nehme Schlafmittel über Schlafmittel, um den Schmerz zu betäuben, und kann doch nicht schlafen. Heute will ich so viel nehmen, dass ich den Verstand verliere . . ." —

Ich hoffe, dass meine Darstellung wenn nicht alle Leser, doch alle medicinischen Leser überzeugt haben werde. Vergleichen wir die progressive Paralyse einer Fluth, so treten einzelne Wellen zuerst in der Mitte des Jahres 1881 auf, eine starke Welle folgt im Januar 1882 und von nun an wird nie wieder das alte Niveau erreicht. In den Jahren 1883 und 1884 steigt die Fluth gewaltig an, und während der Abfassung des vierten Zarathustra-Theiles erreicht sie ihre erste grosse Höhe. Dann folgt ein langsames Abfluthen; noch während des „Jenseits" gehen die Wogen hoch, aber das Absinken wird allmählich stärker und im Jahre 1887 wird ein Stand erreicht, zwar beträchtlich höher als das Normale, aber doch im Verhältnisse zu 1884 und 1888 ziemlich niedrig. Endlich beginnt die neue Steigung mit dem Jahre 1888, während des ganzen Jahres wachsen die Wellen, an seinem Schlusse ist die zweite grosse Höhe erreicht und schliesslich zerreissen alle Dämme. Die „Million" ist sozusagen das Symbol des gewöhnlichen Wahnes bei progressiver Paralyse: auch sie ist am Ende bei Nietzsche da. Ungewöhnlich sind der langsame Verlauf einerseits, das lange Ausbleiben einer eigentlichen Geistesschwäche andererseits. Nietzsche's Paralyse zeigt sich vor 1888 hauptsächlich als Rausch: Wegfall von Hemmungen, Fehlen des Ermüdungsgefühles, Euphorie im Wechsel mit trauriger oder zorniger Verstimmung, Abstumpfung moralischer und ästhetischer Empfindungen. Auch im ärztlichen Sinne ist „der Fall Nietzsche" eigenartig und interessant.

---

3. Das Ende. Schlussbemerkungen.

Es ist nicht genau bekannt, wann der grosse paralytische Anfall eingetreten ist: an einem Tage zwischen dem 28. December 1888 und dem 3. Januar 1889. In dem von Dr. Baumann in Turin unterzeichneten ärztlichen Fragebogen, der mit Nietzsche am 10. Januar nach Basel gelangte, heisst es: „Erste Krankheitspuren datiren vielleicht schon seit längerer Zeit, mit Bestimmtheit erst seit dem 3. Januar 1889.“ Dieser Arzt hat übrigens Nietzsche nur einmal gesehen. Die Schwester sagt Folgendes (Zukunft vom 6. Januar 1900): „An welchem Tag nun äusserlich die Störung seines Geistes ausgebrochen sein mag, kann nicht mehr genau festgestellt werden, jedenfalls war es in den letzten Tagen des Monats December 1888. Plötzlich ist er bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung niedergestürzt, ohne dass er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirth findet ihn und führt ihn mit grosser Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich deutlich die Spuren geistiger Erregung und Verwirrung; er sprach laut mit sich selbst, sang und spielte ungewöhnlich viel und laut, verlor den Begriff für den Werth des Geldes (bezahlte Kleinigkeiten mit zwanzig Franken und mehr) und beschrieb einige Blätter mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und den ihm nächststehenden Persönlichkeiten der Gegenwart vermischte: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun Alles, was er jemals geliebt hat, seine Ideale, die Ideale der Gegenwart überhaupt, weit unter sich. Seine Freunde und Nächsten sind ihm zu Feinden geworden, die ihn zerrissen haben. Diese Blätter wenden sich gegen R. Wagner, Schopenhauer, Bismarck, seine nächsten Freunde: Professor Overbeck, Peter Gast, Frau Cosima, meinen Mann, meine Mutter und mich. Während dieser Zeit unterzeichnete er alle Briefe mit ‚Dionysos‘ oder ‚der Gekreuzigte‘ . . . In den ersten Jahren nach meines Bruders Erkrankung . . . sind diese Blätter zum grössten Theil vernichtet worden.“ Ein solcher Brief ist von Brandes veröffentlicht worden. „Unfrankirt. Ohne genauere Adresse, ohne Datum, mit sehr grossen Buchstaben auf ein nach Kinderart mit Bleistift liniirtes Stück Papier geschrieben. Poststempel: Turin, 4. Januar 1889.

Dem Freunde Georg!

Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück mich zu finden: die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren . . .

Der Gekreuzigte.“

Ganz unsinnig sind übrigens die Worte nicht. Sie sollen wohl heissen, lass die einmal durch Brandes auf Nietzsche gelenkte Aufmerksamkeit es Publikum sich nicht wieder von ihm wenden werde. Ziegler meint, er Brief deute vielleicht auf eine „Umkippung Nietzsche's in's Christiche" hin. Ich glaube das nicht. In Nietzsche's Sprache war zuletzt)ionysos das Symbol des aufsteigenden Lebens, der Gekreuzigte das es absteigenden Lebens. Er wollte gern Dionysos sein, sein Krankheitefühl aber sagte ihm, dass er zum absteigenden Leben gehöre und so nterzeichnet er sich „der Gekreuzigte."

Auch Herr Professor Overbeck in Basel hatte am 28. December nd 31. December undatirte Briefe erhalten, „worauf ich (wie er in einem riefe schreibt) nur noch am 7. Januar 1889 einen unzweideutig wahnnnigen, mit Dionysos unterschriebenen Zettel erhielt. Schon die letzten riefe hatten mich äusserst besorgt gemacht. Doch was hatten schon ıdere für Besorgnisse erregt! Am 6. Januar war mir schon ein ıderer, am 5. von Turin abgegangener Brief vom Adressaten, Herrn rofessor Jacob Burckhardt mitgetheilt worden, der schon Alles enthied. Noch am Abend des 7. machte ich mich nach Turin auf, von o ich mit Nietzsche am Morgen des 10. hier wieder eintraf, um ihn m Irrenhause zuzuführen."

Die Sache verlief folgendermaassen: Der tapfere Freund entschloss ch, obwohl er noch nie mit einem Geisteskranken zu thun gehabt tte, den kranken Nietzsche aus dem fremden Lande zu holen. Er sprach sich mit Professor Wille und reiste ab. In Turin fand er ıen jüdischen Mann, der sich als Irrenpfleger anbot (aber keiner war) ıd der ihm durch sein Eingreifen das etwas kühne Unternehmen durchhren half. Nietzsche lag im Bette und weigerte sich, aufzustehen. r jüdische Mann redete ihm vor, es seien grosse Empfänge und Festhkeiten für ihn bereitet, und Nietzsche stand auf, zog sich an und ıg mit zum Bahnhofe. Hier wollte er alle Leute umarmen, aber der gleiter erklärte, das schicke sich nicht für einen so grossen Herrn: d Nietzsche wurde ruhig. Mit Hilfe gewaltiger Mengen von Schlaftteln wurde der Kranke während der Reise ruhig erhalten und glückh trafen die drei Männer in Basel ein.

In der Baseler Irrenanstalt blieb Nietzsche vom 10. bis zum 17. Januar. liess sich beim Eintritte ohne Widerstand auf die Abtheilung führen, lauerte, dass so schlechtes Wetter sei, und sagte: „ich will euch, ihr ten Leute, morgen das herrlichste Wetter machen." Er ass mit grossem petit, ging gern in's Bad und zeigte sich in jeder Beziehung willig. Untersuchung ergab, dass die rechte Pupille grösser als die linke war, s beide Pupillen sehr träge auf Beleuchtung reagirten, dass „Strabiss convergens" bestand, dass die rechte Nasenlippen-Falte weniger geprägt war als die linke, dass die Sehnenreflexe sehr lebhaft waren.

Nietzsche gab an, er sei seit acht Tagen krank, er habe auch einige Anfälle gehabt und habe sich dabei sehr wohl gefühlt, sodass er am liebsten alle Leute auf der Strasse umarmt und geküsst hätte. Bei der Unterredung zeigte er kein Gefühl von Krankheit, war schwer zu fixiren, sprach viel, wurde dabei leicht verworren. Nachher ass er wieder mit ausgezeichnetem Appetit und war für alles dankbar. Nachmittags wurde er erregt, sang laut und johlend, sprach wirres Zeug, wobei Erinnerungen und Einfälle ohne Zusammenhang einander folgten. In der Nacht schlief er nicht, sprach ohne Unterlass, stand mehrmals auf, um sich die Zähne zu putzen. In den folgenden Nächten wurde durch Chloral und Sulfonal Schlaf für mehrere Stunden erreicht. Am Tage war der Kranke meist erregt und benommen, sprach sehr viel, warf seinen Hut auf die Erde, zog Rock und Weste aus, warf sich nieder, sang und schrie. Manchmal machte er sich Vorwürfe, er habe Andere in's Unglück gebracht, dann wieder erklärte er, er fühle sich so unendlich wohl, dass er „es höchstens in Musik ausdrücken könnte". Am 14. Januar kam die Mutter. Ihr Besuch erfreute Nietzsche sichtlich, er ging auf sie zu, umarmte sie herzlich und rief: „oh meine liebe gute Mama, es freut mich sehr, Dich zu sehen". Er unterhielt sich längere Zeit mit ihr über Familienangelegenheiten, bis er plötzlich ausrief: „Siehe in mir den Tyrannen von Turin", und von da an verworren sprach, sodass der Besuch beendigt werden musste.

Am 18. Januar trat Nietzsche in die Jenaische Irrenanstalt ein und er blieb da bis zum 24. März 1890. Die rechte Pupille war weit, die linke eng und unregelmässig verzogen; links waren alle Reactionen erhalten, rechts nur die Convergenz-Reaction; der rechte Mundwinkel stand tiefer; kein Zittern der Zunge, Zittern der Hände nur bei Erregung; keine deutliche Sprachstörung; Sehnenreflexe gesteigert. Es fiel auf, dass der Patient beim Gehen die linke Schulter krampfhaft in die Höhe zog. Zur Abtheilung ging er unter vielen höflichen Verbeugungen und sein Zimmer betrat er mit majestätischem Schritte und zur Decke blickend. Er dankte für „den grossartigen Empfang". Wo er war, wusste er nicht, er glaubte bald in Naumburg, bald in Turin zu sein. Doch gab er über seine Personalien richtige Auskunft. Er gesticulirte und sprach fortwährend in affectirtem Tone und mit hochtrabenden Worten, bald Deutsch, bald Französisch, bald gebrochen Italienisch. Gelegentlich erwähnte er seine grossen Compositionen und sang Proben daraus, erzählte von seinen „Legationsräthen und Dienern". Nietzsche's Appetit war auch in Jena sehr stark. Der Grad der Aufregung wechselte. Manchmal kamen schlimme Zeiten und in ihnen zeigten sich alle die peinlichen Symptome, die bei erregten Paralytischen zu beobachten sind. Manchmal klagte Nietzsche über rechtseitige Kopfschmerzen und meinte, er sei deshalb zu lebhaft gewesen. „Ich werde

rechts in der Stirn krank gemacht.“ War er ruhiger, so zeigte er sich höflich und freundlich. Die Aerzte erkannte er richtig und einmal bat er lächelnd: „Geben Sie mir etwas Gesundheit.“ Ueber die eigene Person war er oft im Unklaren, hielt sich zuweilen für den Herzog von Cumberland oder den Kaiser, „zuletzt bin ich Friedrich Wilhelm der IV. gewesen.“ Im März kam einmal Kuchen von Naumburg, da freute er sich und sagte: „Wirklich von Naumburg?“ Für Gedanken und Stellen aus seinen eigenen Werken zeigte er kein Verständniss. Früh pflegte er von nächtlichen Ereignissen zu erzählen, die zuweilen eigenthümlicher Art waren. Manchmal traten Hämorrhoidalbeschwerden auf. Das Körpergewicht nahm während der unruhigen Zeiten ab (trotz des starken Essens), sank bis zur Mitte des Jahres, stieg dann wieder und blieb bis zum Austritte auf 134 Pfund stehen. Vom 20. März bis zum 17. August wurde eine Kur mit Ung. ciner. angewandt, wie es in manchen Kliniken bei progressiver Paralyse geschieht. Allmählich trat deutliche Besserung ein. Nietzsche wurde ruhiger, wenn auch kürzere heftige Erregungen noch vorkamen, er zeigte wieder Interessen, ging regelmässig spazieren. Im September verlangte er nach Zeitungen und neuerer Literatur, las auch und behielt einen Theil des Gelesenen. Seine Reden bekamen mehr Zusammenhang, obwohl er meist ein falsches Datum angab und über den Ort selten orientirt war. Er wurde im Frühjahre 1890 gegen Revers entlassen.

Als im Frühjahre 1890 ein Freund den Kranken besuchte, zeigte dieser während des Spazierengehens für die frühere Zeit, auch für das Jahr vor dem grossen Anfalle ein recht gutes Gedächtniss; wenigstens das Meiste schien ihm erinnerlich zu sein. Dagegen war das letzte Jahr fast ganz ausgelöscht. Zum Beispiele hatte der Kranke keine Ahnung mehr von den sehr vielen Besuchen, die ihm in den letzten Monaten der Herr Langbehn gemacht hatte.

Die Mutter pflegte nun den kranken Sohn in Naumburg. Genauere Nachrichten über die folgenden Jahre fehlen. Es scheint, dass schlimme und lange dauernde Erregungen nicht mehr vorgekommen sind, dass aber der geistige Verfall unaufhaltsam fortschritt. Deussen hat einiges über seine Besuche in Naumburg erzählt: „Die Mutter, ‚die kleine Thörin‘, wie er sie liebkosend zu nennen pflegte, welche ihn damals noch täglich spazieren führte, war mit ihm zum Bahnhof gekommen, mich und meine Frau abzuholen. Auf dem Heimwege nahm ich vertraulich seinen Arm und er liess es sich gefallen, aber er erkannte mich nicht. Ich brachte das Gespräch auf Schopenhauer und er wusste nur in einem Tone, als spräche er die wichtigste Wahrheit aus, zu sagen: ‚Arthur Schopenhauer ist in Danzig geboren.‘ Ich erzählte von Spanien, welches ich im Jahre vorher mit meiner Frau bereist hatte. ‚Spanien!‘ rief er und wurde lebhaft, ‚da war ja auch der Deussen!‘ — ‚Aber ich bin ja der

Deussen,' erwiderte ich. Da sah er mich starr an und konnte es nicht fassen." „Einem trommelnden Knaben blickte er lange nach und die hin und herfahrende Lokomotive fesselte seine besondere Aufmerksamkeit. Zu Hause sass er meistens auf einer sonnigen, weinlaubumrankten Veranda in stilles Brüten versunken, mitunter führte er Selbstgespräche, oft über Personen und Verhältnisse von Schulpforta, in wirrem Durcheinander." Zuletzt hat Deussen im Jahre 1894 Nietzsche an seinem Geburtstage besucht. Die Mutter führte ihn herein, er reagirte auf Gückwünsche nicht, beachtete nur die Blumen einen Augenblick lang.

Herr Dr. Gutjahr erzählte mir, Nietzsche's körperliches Befinden sei in Naumburg recht gut gewesen. Er habe noch immer einen stattlichen Eindruck gemacht und die Fremden auf der Strasse blickten sich nach ihm um. Geistig sei er freilich immer stumpfer geworden und immer ärmer an sprachlichen Aeusserungen.

Später traten wieder paralytische Anfälle auf, die allmählich auch die körperliche Beweglichkeit beschränkten und Nietzsche schliesslich an den Sessel fesselten.

Nach dem Tode der Mutter im Jahre 1897 zog die Schwester mit dem Kranken nach Weimar, wo sie ein hoch und frei gelegenes Haus mit schöner Aussicht bewohnten. Frau Dr. Förster sagt, es habe hie und da Zeiten auffälliger Besserung gegeben, aber allemal sei der Besserung wieder ein Schlaganfall gefolgt. Es wird sich wohl um eine gewisse Erregung als Vorläufer des paralytischen Anfalles gehandelt haben. Zuweilen soll der Kranke noch ein paar Worte gesprochen, sich über Musik gefreut haben. Meist sass er still vor sich hinblickend in seinem Stuhle.

Am 25. August 1900 trat der Tod ein. Die Section ist leider nicht gemacht worden. —

Werfen wir noch einen Blick auf den Verlauf der Gehirnkrankheit. Ihre Dauer beträgt 19 Jahre, vom ersten Blitze des Zarathustra-Gedankens im August 1881 bis zum Tode im August 1900. Rechnet man die Zeit der Incubation dazu, oder, bei anderer Auffassung der Migräne-Anfälle, die Zeit der nur körperlichen Störungen, so haben wir von 1866—1900 34 Jahre, von 1870—1900 30 Jahre. Wenn sich jemand aus den Lehrbüchern der Psychiatrie, besonders aus älteren Lehrbüchern, über progressive Paralyse unterrichten will, so erfährt er, dass diese Krankheit in der Regel drei bis vier Jahre dauere, und er wird danach eine Krankheit von 19 Jahren für sehr befremdlich halten, ja er wird schon über die lange Zeit zwischen dem grossen Anfalle und dem Tode (11 ½ Jahre) erstaunen. Indessen, wenn auch in Nietzsche's Falle der Verlauf langsamer war, als in vielen anderen, ähnliche Fälle sind nicht allzuselten. Man beginnt jetzt einzusehen, dass die paar Jahre der Lehrbücher nicht ausreichen. Es mag sein, dass früher rasch verlaufende

Fälle häufiger, sehr chronische seltener als jetzt waren, aber die Hauptsache ist wohl die, dass die vor dem Eintritte in die Irrenanstalt verlaufene Krankheitzeit unterschätzt worden ist. In der Anstalt verläuft oft sozusagen nur der fünfte Akt, die vier anderen sind draussen gespielt worden, aber es hat an Zuschauern gefehlt, denn die Angehörigen merken recht oft die Krankheit erst dann, wenn sie schon lange da ist. Warum die Krankheit einmal kurz und das andere Mal lang ist, das ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Vermuthungweise kann man in Nietzsche's Falle annehmen, dass seine von Hause aus kräftige Körperbeschaffenheit, die Abwesenheit des Alkoholismus und die überaus sorgfältige Pflege sein Leben verlängert haben.

Wenn wir uns den Verlauf der Krankheit Nietzsche's durch eine Curve dargestellt denken, so folgt auf die reichlich sieben Jahre dauernde, in den früher besprochenen Wellen ansteigende Zeit der Entwickelung ein ganz steiles Aufsteigen, das dem grossen Anfalle in Turin entspricht, und auf der ganz rasch erreichten Höhe bleibt nun die Curve, nur dass noch kleine ruckartige Anstiege bis zum Tode folgen. Während der langen Jahre bis Weihnachten 1888 trotzt Nietzsche's Geist dem bösen Feinde insofern, als trotz der Störungen des Gefühlslebens, trotz des Nachlasses an geistiger Zügelkraft und der beginnenden Gedächtnissschwäche der Geist hell und kräftig bleibt, scharfe Urtheile möglich sind, das sprachlich-dichterische Vermögen nicht vermindert, die Arbeitkraft überraschend gross ist. Mit dem schon einmal gebrauchten Bilde kann man von einem Hause sprechen, dessen Grundmauern leise und langsam zerstört werden, bis mit einem Male das noch stattlich aussehende Haus zusammenbricht. Eine so rasche Verblödung wie die Nietzsche's ist für den Arzt eigentlich höchst merkwürdig. Man kann nicht an eine Blutung denken, die nur die dem geistigen Leben dienenden Theile der Gehirnrinde zerstört, die zum Bewegen und Empfinden nöthigen Theile aber verschont hätte, vielmehr muss derselbe systematische Prozess, der während der Entwickelung da war, eine acute Steigerung erfahren haben, die man mit einem Aufflammen vergleichen mag, ohne dass deshalb alles klar wäre. Wenn man an einen Brand denkt, der die vorher schon langsam erhitzten Zellen und Fasern rasch verzehrte, versteht man, dass diesen Vorgang lebhafte Reizerscheinungen: Aufregung, Toben, Schreien, Wahnvorstellungen, einzelne Sinnestäuschungen, begleiteten. Das grosse Feuer brannte etwa acht Monate lang, dann blieben ausgebrannte Mauerreste übrig: Nietzsche war ruhig, aber ganz blödsinnig. Ein Rest von Gefühlen, etwa nach der Art eines kleinen Kindes, blieb, aber auch er verkleinerte sich mit der Zeit noch. Dazu kamen später körperliche Störungen im engeren Sinne des Wortes. Die lange Dauer der Blödsinn-Zeit ist zwar nicht ohne Beispiel, aber immerhin ungewöhnlich. —

Es könnte jemand fragen, inwieweit Nietzsche für seine Schriften verantwortlich gemacht werden dürfe. Gesetzt, wir lebten in einem Lande, in dem die Gesetze solche Schriften verböten, und im Strafprozesse wäre die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit erhoben worden, so würde der Sachverständige etwa Folgendes zu antworten haben. Die vor 1882 verfassten Schriften müssen dem Verfasser zugerechnet werden, er kann nur mildernde Umstände beanspruchen durch den Hinweis auf seine von vornherein vorhandene Instabilität und seine durch die schwere Migräne gesteigerte Nervosität. Anders ist es mit dem nach 1882 Geschriebenen. Es ist nachgewiesen, dass der Verfasser an einer Gehirnkrankheit litt, die erfahrungsgemäss das geistige Leben schon sehr zeitig beeinträchtigt, die auch dann, wenn geistige Defecte im engeren Sinne nicht nachzuweisen sind, durch die Zerstörung von Hemmungen das Gefühlsleben verändert. Das legale Verhalten beruht hauptsächlich darauf, dass Gefühle (Furcht, Ehrfurcht, Pietät, Zartgefühl und so weiter) dem Menschen als Warner zur Seite stehen; ein Mensch, der durch eine Gehirnkrankheit seiner natürlichen Führer beraubt worden ist, dem sozusagen hinterrücks die den Hochmuth, den Uebermuth und allerhand Gelüste hemmenden Zügel durchschnitten worden sind, kann nicht mehr als ein Mensch des freien Willens, das heisst der normalen Motivation betrachtet werden. Der Sachverständige hat für Unzurechnungsfähigkeit einzutreten. Wird ihm entgegengehalten, er könne ja nicht feststellen, ob der Grad der Störung immer so gewesen sei, dass man von einer Aufhebung des freien Willens sprechen könnte, ob nicht im Anfange oder zeitweise die Motivation wenigstens in der Hauptsache normal gewesen sei, so wird er sagen: ja, die Natur macht freilich keine Sprünge, sie führt aus dem Zustande, bei dem wir Zurechnungsfähigkeit annehmen, zu dem, bei dem wir sie leugnen, durch viele Zwischenzustände, es giebt thatsächlich Stufen der Zurechnungsfähigkeit, aber das kann an meinem Gutachten nichts ändern. Der Richter sagt Entweder — Oder, und verlangt eine bestimmte Aussage. Wäre der Sachverständige ein Herzenskündiger, der in jedem Falle entscheiden könnte, wie die Motivation verlaufen ist, der sagen könnte, hier waren krankhafte Gefühle im Spiele, hier waren sie es nicht, dann brauchte er sich nicht auf ein summarisches Gutachten zu beschränken. In Wirklichkeit aber vermag niemand das Geflecht im Innern des Kranken zu entwirren, wir bleiben, sobald die einzelnen Fäden verfolgt werden sollen, im Zweifel stecken und schliessen damit, dass es heisst, in dubio pro reo. Im Falle Nietzsche aber kommt noch folgende Erwägung hinzu. Es handelt sich hier um anstössige Stellen in Druckschriften, nicht um Thaten im engeren Sinne des Wortes. Jeder Mensch lässt sich zu Reden leichter hinreissen als etwa zu Schlägen, zu Eingriffen in fremdes Eigenthum und so weiter. Der Schriftsteller gar hat keinen

persönlichen Gegner vor sich, er schreibt in der Stille für ein ihm unsichtbares Publikum, er führt ein Phantasieleben und wird beim Schreiben leicht eine Beute seiner Erregung. Unter diesen Verhältnissen versagen die Hemmungen eher als im täglichen praktischen Leben, wobei an die Thatsache zu erinnern ist, dass sich Geisteskranke bei Niederschriften viel leichter gehen lassen, ihre sonst geheim gehaltenen Gedanken leichter verrathen, als im Gespräche. Es bleibt also dabei, dass vor dem Richterstuhle die Schriftstellen, durch die Nietzsche nach 1881 Anstoss erregt hat, ihm nicht zugerechnet werden können.

Ein Anderer mag fragen, in wie fern durch die Gehirnkrankheit die Schriften Nietzsche's an Werth verloren haben. Man kann da unterscheiden den dichterischen, allgemeiner sprachlichen Werth und den wissenschaftlichen Werth, aber hier wie da hat sich das Urtheil nur an das Schriftstück selbst zu halten. Ein Geisteskranker kann etwas Schönes oder etwas Wahres so gut wie ein Anderer schreiben. Ob seine Gedichte, sein Stil, seine Erörterungen zu billigen seien oder nicht, das ist nach denselben Grundsätzen zu entscheiden, die sonst gelten und die Gehirnkrankheit — kommt dabei nicht in Betracht.

Dies gilt ohne Einschränkung von der Form, ein gewisses Misstrauen jedoch gegenüber dem Sachlichen ist gerechtfertigt. Findet man Schwerverständliches oder Unverständliches, so wird der erste Gedanke der sein, giebt dafür nicht die Gehirnkrankheit die Erklärung? Und um das zu beurtheilen, muss man wissen, wie die Gehirnkrankheit wirkt, welche Störungen sie in anderen Fällen verursacht, ob die fraglichen Anstösse etwa denen gleichen, die bei gleich Kranken auch sonst beobachtet werden. Wollte Jemand sich um solche Erwägungen nicht kümmern, so käme er in Gefahr, nutzlose Arbeit zu machen, seine Zeit zu verlieren. Wenn er es sich in den Kopf setzt, es müsse eine sinnvolle Erklärung geben, so kann er sich die Zähne ausbeissen. Besonders wird von vornherein die Vermuthung bestehen, es werde um den Zusammenhang schlecht bestellt sein, denn begreiflicherweise ist ein Kranker eher im Stande, einen guten Einfall zu haben, als seine Gedanken zusammen zu halten und in ein System zu bringen. So liegt die Sache in der That bei Nietzsche. Man muss im Einzelnen das, was er sagt, unbefangen aufnehmen, es kann wahr sein trotz der Gehirnkrankheit, es könnte unwahr sein ohne solche. Man muss aber davor warnen, dem Ganzen gegenüber so zu verfahren, wie bei einem gesunden Philosophen, und den Versuch zu machen, Nietzsche's Widersprüche und Uebertreibungen durch Erklärer-Künste auszugleichen, künstlich einen Zusammenhang in das zu bringen, was seiner Natur nach Stückwerk ist. An sich könnte ja solche Arbeit nicht gerade schaden, aber es giebt so viele Gelegenheiten, nützliche Arbeit zu thun, dass die Kraft nicht verschwendet werden sollte.

Vielleicht werden Vielen diese Bemerkungen überflüssig vorkommen. Aber es scheint mir doch nöthig zu sein, den Satz, dass der Nachweis der Gehirnkrankheit allein keine Widerlegung ist, nicht ohne Bemerkungen aufzustellen. Er ist richtig, aber er kann Schaden anrichten. Wie steht es in Wirklichkeit? Die Leute lesen Nietzsche's Schriften, aber sie prüfen nicht alles und behalten das Beste, sondern sie halten sich an Einzelnes, das ihnen zusagt und vertrauen darauf, die Begründung werde schon im Ganzen enthalten sein. Sie werden in ihrem Zutrauen bestärkt von einer Anzahl schriftstellernder Herren und Damen, die den grossen Philosophen en bloc verherrlichen und dem Publikum versichern, die einzelnen Perlen hingen durch eine unsichtbare Schnur zusammen. Wer ist denn zu eigener Prüfung befähigt? Unter hundert Lesern höchstens Einer. Jenen Neunundneunzig muss man sagen: Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, dass das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid misstrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XVIII.

ÜBER DIE SOGENANNTE

„MORAL INSANITY"

VON

DR. P. NÄCKE,

MED.-RAT UND OBERARZT AN DER KGL. SÄCHS. IRRENANSTALT ZU HUBERTUSBURG
EHREN- UND KORRESPOND. MITGLIED EINER REIHE VON PSYCHIATRISCHEN UND ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFTEN.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben von

Dr. L. Löwenfeld in München. und Dr. H. Kurella in Breslau.

Heft I: **Somnambulismus u. Spiritismus.** Von Dr. L. Löwenfeld in München. M. 1.—.

Heft II: **Funktionelle und organische Nervenkrankheiten.** Von Professor Dr. H. Obersteiner-Wien. M. 1.—.

Heft III: **Ueber Entartung.** Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. M. 1.—.

Heft IV: **Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten.** Von Dr. J. Finzi in Florenz, übers. v. Dr. E. Jentsch in Breslau. M. 1.—.

Heft V: **Abnorme Charaktere.** Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt. M. 1.—.

Heft VI/VII: **Wahnideen im Völkerleben.** Von Dr. M. Friedmann, Nervenarzt in Mannheim. M. 2.—.

Heft VIII: **Ueber den Traum.** Von Dr. S. Freud in Wien. M. 1.—.

Heft IX: **Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.** Von Professor Dr. Th. Lipps in München. M. 1.—.

Heft X: **Muskelfunktion und Bewusstsein.** Eine Studie zum Mechanismus der Wahrnehmungen. Von Dr. E. Storch in Breslau. M. 1.20.

Heft XI: **Die Grosshirnrinde als Organ der Seele.** Von Prof. Dr. Adamkiewicz in Wien. M. 2.—.

Heft XII: **Wirtschaft und Mode.** Ein Beitrag zur Theorie der modernen Bedarfsgestaltung. Von Professor Werner Sombart in Breslau. M. —.80.

Heft XIII: **Der Zusammenhang von Leib und Seele.** Das Grundproblem der Psychologie. Von Dr. W. Schuppe in Greifswald. M. 1.60.

Heft XIV: **Die Freiheit des Willens vom Standpunkte der Psychopathologie.** Von Prof. Dr. A. Hoche in Strassburg. M. 1.—.

Heft XV: **Die Laune.** Eine ärztlich-psychologische Studie. Von Dr. E. Jentsch in Breslau. M. 1.20.

Heft XVI: **Die Energie des lebenden Organismus und ihre psychobiolog. Bedeutung.** Von Prof. Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—.

Heft XVII: **Ueber das Pathologische bei Nietzsche.** Von Dr. P. J. Möbius, Leipzig. M. 2.80.

Heft XVIII: **Ueber die sogen. Moral insanity.** Von Med.-Rat Dr. Naecke in Hubertusburg.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREIN MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD UND **Dr. med. H. KURELLA**
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

ACHTZEHNTES HEFT:

ÜBER DIE SOGENANNTE

„MORAL INSANITY“

VON

DR. P. NÄCKE,
MEDIZINALRATH UND OBERARZT A. D. KGL. SÄCHS. IRRENANSTALT ZU HUBERTUSBURG.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1902.

ÜBER DIE SOGENANNTE

„MORAL INSANITY“

VON

DR. P. NÄCKE,

MED.-RAT UND OBERARZT AN DER KGL. SÄCHS. IRRENANSTALT ZU HUBERTUSBURG, EHREN- UND KORRESPOND. MITGLIED EINER REIHE VON PSYCHIATRISCHEN UND ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFTEN.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1902.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz.

Inhaltsverzeichniss.

Über die sog. „moral insanity“

von

Medizinalrath Dr. **P. Näcke,**
Oberarzt an der Kgl. Sächs. Irrenanstalt zu Hubertusburg.

Verhältnissmässig selten begegnet man jetzt in deutschen Schriften dem Namen „moral insanity“, für einen Zustand von angeborenem, ausgeprägten ethischen Defekt bei normaler oder nur wenig veränderter Intelligenz, mit starker Neigung zu unmoralischen Handlungen, in gewissen Fällen, jedoch auch ohne solche. Bei uns Deutchen ist es so gut wie ausgemacht, dass es ein solches Leiden als selbstständige Krankheit nicht giebt, oder vielleicht nur in so unendlich seltenen Fällen, dass man sie praktisch ignorieren kann. Anders freilich in ausserdeutschen Ländern. In England, wo er zuerst durch Pritchard 1835 aufkam, blüht der Name: moral insanity, nach wie vor und kaum weniger in den romanischen Ländern, zumal Italien, von andern ganz abgesehen.

Trotzdem nun allen die gewichtigen Gründe gegen die Beibehaltung des Namens bekannt sein dürften, haben sie doch bis jetzt nicht vermocht, dort durchzuschlagen und die unserer Ansicht nach ganz überflüssige Bezeichnung zu beseitigen. Wie ist das nur möglich, wird man fragen, nachdem so schweres Geschütz ins Feld geführt wird? Der Gründe dafür giebt es verschiedene. Zunächst ist es die süsse Macht der Gewohnheit und die daraus entstandene Affektlage, die dem energisch widerstrebt. Wenn ein Name bereits fast $^3/_4$ Jahrhundert im Gebrauch ist, so erscheint er geheiligt. In England, wo er zuerst aufkam, haftet er dann noch aus einem gewissen Patriotismus um so fester.

Wichtiger ist aber der alte, bequeme Schlendrian, die eingewurzelte Sitte, eine Krankheit nicht nach dem eigentlichen Wesen zu benennen, sondern nach einem prägnanten Symptom, dem Satze folgend: a potiori fit denominatio. Unsere ganze psychiatrische Nomenklatur ist

ja mehr oder weniger so entstanden. Es ist eben viel leichter und bedarf eines geringeren Nachdenkens, ein besonderes Symptom heraus zu heben und das Leiden darnach zu bezeichnen, als die ganze Krankheit von Anfang bis Ende, mit Aetiologie, Diagnose etc. zu übersehen und dafür einen Namen zu geben. Letztere Methode, die klinische Betrachtungsweise, welche besonders durch die Heidelberger Schule zum Prinzipe erhoben und neulich erst durch Nissl (11)[1]) lichtvoll wieder dargestellt wurde[2]), erscheint mir vor der Hand als der einzige mögliche Weg, um dermaleinst die pathologisch-anatomische Basis als Eintheilungsprinzip bei Psychosen zu proklamieren.

Der Hauptgrund liegt aber vielleicht noch in einem anderen Umstand. Von der alten psychologischen Dreitheilung ausgehend, glaubte man an die mögliche und alleinige Erkrankung eines jeden der 3 Hauptgebiete des menschlichen Geistes, des Denkens, Fühlens und Wollens. Folglich konnte auch einmal die Sphäre des Fühlens und die daraus sich ableitende Moral allein erkranken, ohne die anderen Gebiete irgendwie zu beeinträchtigen. Ja, man ging sogar so weit, einen eigenen „moralischen Sinn“, „moral sense“ aufzustellen, dessen krankhaftes Affizirtsein eben ein falsches Funktioniren desselben bedingen müsse. So entstand der Name: moral insanity, analog der „intellectual insanity“ gebildet. Dies wenigstens war nach H. Ellis (13) für die Namengebung seitens Pritchard wahrscheinlich entscheidend, während man doch eher den Namen: moral imbecillity etc. erwarten sollte, der jetzt thatsächlich von den Engländern bevorzugt wird, und zuerst bereits von einem Zeitgenossen Pritchards: Laycock gebraucht ward, nachdem

---

1) Die Zahlen in Parenthese beziehen sich auf die angehängte Bibliographie.

2) Energisch muss ich aber Nissl widersprechen, wenn er die Versuche, psychotische Symptome psychologisch begründen zu wollen, als verfehlt bezeichnet oder ihre Berechtigung als äusserst beschränkt hinstellt, da die Psychologie des Geisteskranken eine ganz andere sei, als die des Geistesgesunden. Wie ihm mit Recht vorgehalten wurde, weist allein schon die günstige Therapie der Hysterie in so manchen Fällen, welche sich auf eine genaue psychologische Analyse stützten, auf das Falsche der Nissl'schen Ansicht hin. Wir sehen ja ferner, dass Irre, welche gesund wurden, gelegentlich von ihren Erlebnissen während ihrer Krankheit berichten und genau die Gedankengänge wiederholen, welche der Beobachter a priori als sehr wahrscheinlich bezeichnet hatte. Endlich ist durchaus mit Glück durch Störring (12) der Versuch gemacht worden, aus den pathologischen Erscheinungen Gewinn für die normale Psychologie zu erlangen. Die Psychologie des kranken Geistes ist ihren Grundzügen nach dieselbe wie die des gesunden. Die Ausgangspunkte der Associationen etc. sind nur oft andere und schwer zu findende und dem glatten Ablauf stellen sich manche Hindernisse entgegen. So ist auch in der Pathologie des Körpers überhaupt die Physiologie im Grossen und Ganzen gewahrt, so dass die Krankheit so manchen Baustein für die normale Physiologie bieten konnte. Krankheit ist eben nur Leben unter veränderten Bedingungen.

wohl vor ihm schon ein Deutscher, Grohmann[1]), von moralischem Stumpfsinn und Idiotie gesprochen hatte. Interessant ist der Umstand, dass Pritchard mit der Bezeichnung „moral insanity“ verschiedene Krankheitsbilder belegte, vor Allem eine dauernde Veränderung des Charakters. Diese „moral insanity“ entsprach ungefähr der „manie sans délire“ von Pinel (vor Pritchard!) und der „monomanie affective oder instinctive“ Esquirols'.

Die neuere Psychologie lehrt nun aber, dass die 3 hauptsächlichen Geistesfunktionen bloss eine relative Selbstständigkeit führen, und sich in verschiedenem Maasse mit einander verweben. Nur nach dem Vorwiegen der einen oder anderen Richtung kann von einem Denken, Fühlen und Wollen die Rede sein. Richtiger gesagt: es handelt sich im Grunde nur um einen und denselben Prozess, aber in verschiedenen Phasen der Erscheinung und Entwickelung. Schon daraus müsste a priori hervorgehen, dass schwerlich eines dieser Geistesgebiete allein für sich erkranken kann, wie denn die näheren Analysen fast ausnahmslos bezeugen.

Wenn Letzteres nun trotzdem so oft nicht anerkannt wird, so liegt dies bei der moral insanity vor Allem daran, dass wir z. Z. noch viel zu wenig genaue Krankengeschichten darüber besitzen. Von den so zahlreich veröffentlichten Fällen sind hierbezüglich nur ganz wenige zu gebrauchen, am wenigsten die von italienischer Seite. Wir kommen darauf noch zu sprechen. Ich muss also mit Anderen Tiling (14) entschieden widersprechen, wenn er behauptet, wir hätten bereits genug guter Krankengeschichten.

Nachdem früher schon das Thema der mor. ins. vielfach ausführlich und durchaus nicht immer sine ira et studio behandelt worden war, hat die neueste Zeit wenig darüber hervorgebracht.

In Deutschland hat Verfasser (Näcke 1, 2, 3, 4) wiederholt sich mit der Sache beschäftigt, Berze (16) geistvoll die psychologische Begründung der moralischen Defektzustände zu erweisen gesucht, Müller (15) nebst einer möglichst vollständigen Geschichte der mor. ins. einen ausgezeichneten Ueberblick über den jetzigen Stand der Frage gegeben, Sioli (17) und besonders Buchholz (18) vortreffliche Referate über den Schwachsinn im Allgemeinen und den moralischen im Speziellen geliefert, und zuletzt Tiling (14) zur Erklärung des Letzteren die alte und gänzlich verfehlte Lehre von den Temperamenten herangezogen. Einzelne gute geschichtliche Notizen finden sich auch bei H. Ellis (13) und Simarro (20). Kürzlich hat Penta (102) eine zusammenhängende Reihe genauer und klarer Referate über die neuesten Arbeiten

[1]) Grohmann war, nebenbei gesagt, einer der ersten Begründer der Kriminalanthropologie (H. Ellis 13).

auf diesem Gebiete veröffentlicht. Schliesslich hat Alvarez Raimondes (19) ein ganzes Buch über m. ins. geschrieben. Doch scheint dasselbe nach der kurzen Notiz Lombroso's nichts Neues zu enthalten und ganz und gar in Lombroso's Fahrwasser zu schwimmen, weshalb es L. jedenfalls ein „lavore diligente“, und sogar „geniale“ nennt. Dies Werk selbst ist mir im Originale leider nicht zugänglich gewesen. Die Dissertation von Schulze (21) endlich weist geistreiche Gedanken und feine Beobachtungen auf. Zerstreut aber finden sich unendlich viele Notizen über die Krankheit. Die angehängte Bibliographie kann selbstverständlich auf Vollständigkeit hier keinen Anspruch machen, berücksichtigt dabei jedoch eine Reihe schwer zugänglicher Quellen und erscheint genügend, um einen Überblick der Meinungen bez. der Frage der m. ins. zu gewinnen.

Im Folgenden wollen wir nun das ganze Gebiet der m. ins. nach dem heutigen Stande der Dinge in Kürze betrachten. Nach einigen psychologischen Darlegungen über Intellekt und Moral, die ja im Vordergrunde der ganzen Lehre stehen, soll die Symptomatik und Pathogenese nebst Prognose, Therapie behandelt werden, wobei aus gewissen Gründen die Aetiologie zuletzt kommt. Gleich hier aber will ich ausdrücklich betonen, dass wir z. Z. nichts Anderes thun können, als kritisch alles Gegebene zu beleuchten, zu versuchen, die divergirenden Ansichten zu klären und auf die Hauptprobleme hinzuweisen, die noch ungelöst sind und es voraussichtlich noch lange bleiben werden.

Bevor wir jedoch weiter gehen, soll noch ein wichtiger und eigentlich selbstverständlicher Punkt hier berührt werden, weil hierin gerade so oft gefehlt wird. Man hat sich beklagt, dass heute leider in der Medizin und in anderen Wissenschaften so viel geschrieben wird, d. h. Unnützes, Unreifes, und dieser Vorwurf ist sicher nicht unbegründet. Das kommt daher, dass 2 wichtige Erfordernisse nicht immer oder nur ungenügend eingehalten werden. Nur diejenigen Autoren nämlich sollten zu Worte kommen, welche 1. in den betr. Spezialfragen eigene, womöglich umfangreiche Erfahrungen haben, und 2. die darüber existirende Litteratur der neueren Zeit beherrschen. Die grösste Autorität beansprucht jedoch der Schriftsteller, welcher ausser obigen Erfordernissen und scharfer Kritik den Gegenstand selbst litterarisch bearbeitet hat, wodurch er ja gezwungen ward über alle einzelnen Punkte nachzudenken und seine Erfahrung und die Litteratur geistig zu verarbeiten. Aber schon allein eigene, grosse Erfahrung hat Werth, wenn dieselbe womöglich statistisch niedergelegt ist, und nicht, wie es leider so oft geschieht, nur aus dem Gedächtniss wiedergegeben wird, wodurch so leicht Gedächtnissfehler und Erinnerungstäuschungen sich einschleichen. Litterarische Kenntnisse allein wiederum können nur die Probleme scharf

aufstellen und sichten lassen, aber nichts Neues schaffen. Gegen diese selbstverständlichen Forderungen wird aber täglich gesündigt, zumal auf Kongressen. Dies trifft auch bei der moral insanity zu, wie z. B. die Verhandlungen in Dresden (22) zeigen, welche auch nicht einen neuen Gedanken entwickelten oder alte durch genaue Angaben zu erhärten oder zu widerlegen suchten.

Psycho-sociologische Vorbemerkungen.

Die Gefahr, sich in psychologische Details zu verlieren, ist besonders gross bei der mor. ins., wo man sich zunächst über gewisse grundlegende Allgemeinsätze verständigen muss, auf denen man dann weiter aufbaut. Noch grösser wird sie aber dadurch, dass nur sehr wenige Psychiater wirklich zugleich Fach-Psychologen sind; die meisten sind hier nur Dilettanten und sollten dies nie vergessen. Dieser Gefahr ist sichtlich auch Tiling (14) erlegen, dessen oft weitschweifige psychologische Ausführungen von Fachmännern gewiss an manchen Stellen angegriffen werden könnten. Geschieht dies ja z. B. sogar auch bei der schönen, allgemein-psychologischen Einleitung zu Wernicke's (43) Lehrburch der Psychiatrie. Was werden die Psychologen erst zu so manchen Ausführungen von Möbius sagen?

In psychologicis bin ich freilich auch nur Laie, obgleich ich mich damit einigermassen beschäftigt habe. Ich bitte daher, die folgenden, allgemeinen Sätze als solche eines Nicht-Psychologen hinnehmen zu wollen, trotzdem ich versuchen werde, soviel als möglich mich mit den Fach-Psychologen in Einklang zu bringen. Ich werde aber andererseits nicht davor zurückschrecken, auch meine eigenen Ansichten gelegentlich auszusprechen; denn Jeder hat das gute Recht, sich in schwierigen Dingen seine eigene Psychologie zu zimmern, um sich die Sache einigermassen klar zu legen. Dabei darf er das Hypothetische nur nicht vergessen und nie seine persönliche Meinung für die allgemeine oder gar für die allein richtige halten. Zum Troste mag es uns gereichen, dass die Psychologen von Fach selbst bez. vieler Punkte, und nicht blos bez. der Urprobleme, sich in den Haaren liegen, was aber nicht hindert, dass ihr Urtheil im Allgemeinen kompetenter ist als das unsere. Ich werde mich gern der Sprache der physiologischen Psychologie bedienen, aber auch hier das Bildliche und Hypothetische derselben nie vergessen.

Was ist der Intellekt und das formale Denken? Dies unsere erste Hauptfrage. Das Volk identificirt bekanntlich gern Verstand mit Bewusstsein. „Er ist bei Verstand“ oder „bei Bewusstsein“, sagt es promiscue. Und doch ist beides nicht gleich. Freilich: ohne Bewusstsein, kein Verstand, aber schon blosse bewusste Empfindung setzt

Bewusstsein voraus und ist doch noch kein Verstand. Verstand verlangt also ein besonders entwickeltes Bewusstsein.

Zunächst ist daran festzuhalten, dass „Intellekt“ einen Komplex geistiger Funktionen umfasst, von den niedersten Graden bis zu den höchsten, wie schon die Tierwelt beweist, wobei leider weder der Komplex der Funktionen, noch Letztere selbst scharf umgrenzt sind und zudem die einfach erscheinenden Funktionen schon zusammengesetzte Vorgänge darstellen. Der Intellekt ist, teleologisch gesprochen, neben den Instinkten dazu da, das Nützliche — im subjektiven oder objektiven Sinne — zu suchen und auszuführen. „All überall,“ sagt Brahn (117) sehr richtig, „ist aus der Bestimmung des Intellektes, ein Erhaltungs- und Schutzorgan des Körpers zu sein, die parallele Entwickelung des Gehirns zu erklären.“

Festzuhalten ist ferner, dass das Gehirn bei der Geburt zunächst eine Tabula rasa ist, aber eine solche, die alle Fähigkeiten zur Aufnahme und weiteren Verarbeitung von äusseren und inneren Eindrücken besitzt, also mit der nöthigen Plasticität ausgerüstet ist und insofern doch nicht ganz eine Tabula rasa darstellt. Eingeborene Ideen, Vorstellungen sind aber strikte abzuweisen und das Locke'sche: nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, hat wohl auch heute noch als absolut sicher zu gelten. Eine Ausnahme hiervon bilden scheinbar nur die Instinkte, die man nicht so unrecht auch als „ererbte Gedächtnisse“ definirte, welche aber doch nur anatomisch-physiologisch präformirt, schwerlich schon von Anfang an mit einer Art von besonderem Gedanken-Inhalte [1]) begabt sind. Richtiger wird man sie wohl als mehr oder minder anatomisch präformirte Associationsbahnen hinstellen, die bei bestimmten Reizen nur in ganz bestimmter Weise reagiren, ohne aber davon vorher eine Idee gehabt zu haben, sei es auch nur unbewusst. Die Instinkte sind bekanntlich unbewusst und treten mit dem Fortschreiten der Phylo- und Ontogenese der lebenden Wesen gegenüber den bewussten Handlungen mehr und mehr in den Hintergrund. Aber auch die bewussten Handlungen werden, besonders beim Menschen, durch oftmalige Wiederholungen, automatisch, d. h. zu sekundären Instinkten und sogar vererbbar (aber nur im Sinne einer anatomisch-physiologischen Vererbung), was die weise Sparsamkeit der Oekonomie im Organismus anzeigt.

Gedanken sind also nicht angeboren, sondern erworben. Die tausendfältigen äusseren und inneren Eindrücke bilden sich irgendwo und irgendwie zu konkreten, später zu abstrakten Begriffen. Das wäre

[1]) Trotzdem spricht der berühmte Physiker Mach in „Analyse der Empfindungen etc.“ von gewissen „dunkleren, unkontrollirbaren, instinktiven Gedankenreihen“, welche vererbt werden und angeboren sind. (Siehe Notiz in „Die Umschau“, 1902, Nr. 15.)

freilich nun nutzlos, wenn die Seelenthätigkeit dieselben nicht nach Zeit und Ort fixiren und mit einander bei Gelegenheit in verschiedener Art und Weise verbinden könnte. Von den Möglichkeiten hierbei erscheint mir die Hypothese der englischen Associationslehre immer noch als die beste, wenigstens schematisch den näheren Prozess bei der Bildung von Begriffen und schliesslich Urtheilen sich vorzustellen, mögen hierbei auch noch andere Vorgänge mitspielen, wie z. B. Riehl (Hitzig 99) will. Man darf nämlich das Leitungsprincip nicht überschätzen, wovor noch neuerdings v. Kries (115) mit Recht warnt, und sollte nie vergessen, dass die sog. „Associationsfasern“ in der Hirnrinde nur möglicher Weise wirklich Associationen vermitteln, aber durchaus noch nicht sicher. Wird ja in neuerer Zeit sogar daran gezweifelt, ob wirklich in den Ganglienzellen die höheren geistigen Prozesse sich abwickeln! Also noch nicht einmal der eigentliche Ort des geistigen Geschehens im Gehirne steht über allem Zweifel erhaben, wenn es sich auch hierbezüglich wohl nur um die Hirnrinde handeln kann. Brahn (117) glaubt selbst, dass die sog. „Fibrillen-Theorie“ psychologische Vorzüge besitzt, „da sie nirgends feste Haltepunkte hat, in denen wir uns Vorstellungen u. s. w. lokalisiert denken können.“

Die Bildung abstrakter Begriffe ist eine sehr hohe Leistung, die den Thieren sehr wahrscheinlich ganz (Wundt 30), und den Naturvölkern zum grössten Theile abgeht (Schultze 36). Aber bereits mit konkreten Begriffen lassen sich einfache Schlüsse ziehen, wie die Thiere beweisen. Will man diese letzte Thätigkeit „Verstand“ nennen, dagegen die, welche vorwiegend mit komplizirten Verhältnissen, besonders aber mit abstrakten Begriffen arbeitet: Vernunft, so wäre dagegen kaum Gewichtiges einzuwenden. Es sind bisher aber beide Ausdrücke: Verstand und Vernunft sehr vage und subjektive. Ja, nach Schuppe (103) lässt sich der Begriff: Verstand, überhaupt nicht definiren. „Allein es ist doch einleuchtend,“ fügt er bei, „dass er dasjenige ist, worin in erster Linie das Denken selbst besteht.“ Immer stellt die Urtheilsbildung, wenn sie vornehmlich auf abstrakten Begriffen beruht, die höchste Blüthe des menschlichen Geistes dar.

Wir müssen weiter annehmen, dass jeder äussere oder innere Reiz im Gehirn — wahrscheinlich in den Ganglienzellen — einen „Eindruck“ hinterlässt, d. h. gewisse materielle Veränderungen setzt, durch welche wir dann eine „Empfindung“ erhalten [1]). Diese Veränderungen müssen ferner

[1]) Ich folge hier der alten Lehre der sog. „Introjektionshypothese“. Dieser entgegen behauptet die sog. „immanente Philosophie“ (Schuppe, Avenarius, Ziehen etc.), „dass zwar die Empfindungen, Vorstellungen u. s. w. ihrer Beschaffenheit nach von den einzelnen Bezirken der Hirnrinde im Sinne der Lokalisationslehre abhängig sind, aber doch keineswegs räumlich wirklich ihren Sitz in der Hirnrinde haben.“ (Ziehen 119). Das sind Spitzfindigkeiten, die wir ruhig den Herren Philosophen überlassen wollen, uns freilich schwerlich zusagen werden.

ganz oder theilweise als „Gedächtnissmaterial“ stabilisirt sein — ob für immer? — um einzeln oder zu mehreren, associativ oder sonst irgendwie, den ursprünglichen „Eindruck“ zum Anklingen bringen zu können. Freilich erscheint uns der Vorgang der Gedächtnissbildung schier unbegreiflich, da wegen des steten und regen Stoffwechsels solche mehr oder minder bleibende molekuläre Veränderungen im Protoplasma sich nicht vorstellen lassen. Und doch müssen wir dies annehmen, uns eine Erklärung dafür aber versagen.

Ziemlich nebensächlich erscheint uns dann die Frage, ob für jedes Erinnerungsbild nur eine Zelle reservirt ist (Wundt), oder ob jede Zelle viele solcher Bilder aufnehmen kann? (Hitzig 99). Das Gedächtniss, sagt Salillas (28), verbindet sich also mit Intellekt und Emotion und zwar in jedem Moleküle, und spielt deshalb eine so grosse Rolle bei der Konstituirung unserer Persönlichkeit.

Selbstverständlich verlangt ein gutes Funktioniren des „Intellekts“ ein normales Verhalten der Aufnahme- und Endapparate einerseits, sowie andererseits der Leitungsbahnen zwischen den letzteren, d. h. aller Teile, durch deren Vermittlung einfache und komplizirte Schlüsse zustande kommen. Nötig ist ferner die sogenannte „Aufmerksamkeit“, welche wohl keine eigenthümliche Funktion des Gehirns darstellt, sondern nur einen Willensvorgang, eine Art von Reflex, indem der eintretende Reiz alle überflüssigen „Associationen“ versenkt und nur die für den betreffenden Reiz passenden Wege offen lässt, wodurch derselbe allein an sein richtiges Ziel kommen, bemerkt und bearbeitet werden kann. Wo die Aufmerksamkeit nicht „eingestellt“ ist, geht der Reiz in seiner adäquaten Wirkung wirklich oder nur scheinbar verloren, indem er auf immer oder nur auf beliebige Zeit hin in das sog. „Unbewusste“ verdrängt wird.

Zur höchsten Entfaltung der geistigen Arbeit ist aber endlich auch „Phantasie“ nöthig, nach Wundt (30), die anschauliche Form der Gedankenentwicklung, ein Denken in sinnlichen Einzelvorstellungen und als solche Quelle alles logischen und begrifflichen Denkens. Dies gilt aber wohl mehr für die künstlerische Thätigkeit. Bei dem Gelehrten dagegen klingt das Sinnliche viel weniger an und hier kommt es vor allem darauf an, schnell mit den Associationen wechseln zu können und dabei die oft weit von einander abliegenden zu verbinden, wodurch dann plötzlich ein ganz neuer und oft sehr furchtbarer Horizont auftaucht.

Somit hätten wir die Hauptkomponenten des sog. „Intellekts“ fixirt, nämlich: Wahrnehmung, Association, Gedächtniss und Schlussvermögen. Es können aber noch weitere Komponenten mit einbezogen werden, so dass jedenfalls der Begriff: Intellekt, durchaus kein eindeutiger ist.

Wir haben vorher aber nur den mehr formalen Vorgang ins Auge gefasst. Der Eindruck, die Empfindung auf einen Reiz hin ist aber nicht das Einzige, was in unserem Bewusstsein entsteht. Jeder derartige Vorgang, der die Aufmerksamkeit voranssetzt, noch mehr aber vielleicht jede der sich daran anknüpfenden Associationen ist nämlich, allgemein gesprochen, von einem Lust- oder Unlustgefühl verschiedener Stärke gefolgt. Manchmal klingt ein solches nur wenig an, sodass es sogar ganz zu fehlen scheint. Andere Male hingegen ist es Jedem klar. Der Nüancen giebt es davon sehr verschiedene. Als nur solche fasse ich auch die 2 anderen Haupt-Gefühlspaare auf, die Wundt neben dem Lust- und Unlustgefühl noch anführt. Diese „Gefühlsbetonung“ begleitet jeden geistigen Akt, auch den intellektuellsten. Dies muss man speziell unterstreichen, um die Einheit aller psychischen Prozesse zu verstehen. Es geht daraus ferner hervor, dass Empfindung und Gefühl ontogenetisch älter sind als der Intellekt. Das Gleiche bezieht sich aber auch auf die Phylogenese. Mit jedem Eindrucke, oder vielmehr mit jedem davon abhängigem Gefühl, mit jeder Vorstellung verläuft aber parallel als rein unbewusster Vorgang ein solcher der Bewegung in verschiedenen Muskeln, besonders im Auge resp. Händen und in den Sprachmuskeln, ein Vorgang, der sich graphisch wiedergeben lässt. Daher konnte Kluge (116) sagen: „Ich denke thatsächlich mit meinem Leibe.“ Nicht weniger wird auch das Gefässsystem davon berührt u. s. f.

Mit dem Eindruck des Angenehmen oder Unangenehmen ist aber gleichzeitig ein Streben verbunden, dies zu ergreifen oder abzuwenden; damit ist die Wurzel des sog. „Willens“ gegeben und hier ist ja auch dem Laien die grosse Rolle des Gefühls bekannt genug. Zugleich ist aber auch gesagt, dass der „Wille“ nichts Apartes ist, sondern mit jedem Denk- und Gefühlsakte eo ipso besteht, wenngleich es nicht immer in die Augen springt. Letzteres erklärt sich dadurch, dass mit dem Fortschreiten der Menschheit der Wille scheinbar unabhängig existirt, da allmählich so viel Hemmungsvorstellungen sich einfinden, dass der von selbst auftauchende primitive Wille in vielen, sogar in den meisten Fällen unterdrückt wird, aber potentiell trotzdem noch da ist. Das Naturkind ist und bleibt dagegen zum guten Teile „Reflexmensch“.

Wie aber ist das Gefühl, der Affekt oder gar die Moral zu erklären? Hier bewegen wir uns in einem Zirkel der verschiedensten Definitionen und Meinungen, die eben nur beweisen, dass wir thatsächich von diesen Dingen herzlich wenig wissen. Wir behelfen uns hierbei mit groben Gleichnissen, welche bekanntlich alle hinken.

Zunächst wird man mir wohl darin Recht geben, wenn ich das Gefühl, das einfache oder zusammengesetzte, das niedere oder höhere, aus einer Empfindung ableite. Beide Ausdrücke werden freilich häufig promiscue gebraucht. Trifft meine Haut ein kalter Wasserstrahl, so

habe ich die „Empfindung“ oder das „Gefühl“ von Kälte. Besser aber wird es sein, das Wort „Gefühl“ als die durch das Gedächtniss reproduzirte Empfindung zu erklären, wodurch zugleich ausgesagt ist, dass es damit nicht ganz identisch sein kann, schon allein deshalb nicht, weil beide in der Stärke durchaus nicht immer parallel verlaufen. Von der ursprünglichen Empfindung ist nämlich nicht alles erhalten geblieben und Neues ist durch Associationen etc. hinzugekommen, so dass das Gebilde grösser geworden ist und theilweise anders geartet. Jeder Reiz, ebenso jeder Gedanke—der auch nur ein gewöhnlicher Reiz ist, aber ein endogener, intracerebraler[1], den anderen exogenen, meist extracerebralen, gegenüber — erzeugt zunächst, bewusst oder nicht, eine einfache Empfindung, die einen „Eindruck“ hinterlässt, welcher dann als „Gefühl“ reproduzirt werden kann. Hierbei lehrt die Selbstbeobachtung, dass die Gefühle bei konkreten Dingen schwächer, als bei abstrakten sind; dies aber nur allgemein gesprochen. Immerhin ist „Gefühl“ etwas Vages und Subjektives. Es steht jedenfalls zwischen Instinkt und klar Bewusstem (Möbius 27).

Man spricht weiter von niederen und höheren Affekten, d. h. Komplexen einfacher Gefühle, die mehr oder weniger akut auftreten und das Individuum intensiv treffen. An ihnen betheiligen sich (Wundt) Vorstellungsbewegungen, sowie Reaktionen der Bewegungsorgane und so bilden die Affekte Mittelglieder zwischen den einzelnen Gefühlen und dem Willensvorgange. Einen geringen Grad von Affekt kann man mit Wundt „Stimmung“ nennen, einen hohen Grad dagegen „Leidenschaft“. Die niederen Affekte sind die des „primären Ichs“ und betreffen alles, was direkt der Fortpflanzung oder Selbsterhaltung förderlich oder hinderlich ist. Sie sind also besonders bei Kindern und Naturvölkern stark ausgeprägt. Sie stehen den Gefühlen offenbar noch sehr nahe und dürften damit in praxi sogar nicht selten zusammenfallen. Die höheren Affekte dagegen entstammen zwar auch dem primären Ich, sind aber veredelt worden, zugleich viel komplizirter und finden sich vorwiegend bei Erwachsenen und Civilisirten. Ihnen stehen gleichsam als Zügel eine Reihe von allmählich erworbenen Hemmungsvorstellungen und daraus entsprungenen Hemmungsgefühlen zur Seite, wodurch seltener ein akutes Auftreten der Affekte ermöglicht wird und damit gleichzeitig eine stabilere Stimmungslage und ein grösseres Walten der Einsicht. So werden die Affekte und die ihnen zu Grunde liegenden höheren Gefühle in die richtigen Bahnen geleitet und damit gewisse leitende Maximen geschaffen. Trotzdem wird aber auch der Gebildete etc. in

[1]) Unter „intracerebral“ sind hier natürlich nur die Stätten der geistigen Funktionen zu verstehen. Reize an den übrigen Gehirnteilen und nicht beim Denken etc. direkt beteiligten Geweben des Gehirns sind dann auch nur exogene.

seinen Gefühlen und Affekten steten Schwankungen ausgesetzt sein, die aber nie so gross sein dürften, als bei Ungebildeten oder gar bei dem Naturmenschen.

Die Grundsätze nun, nach denen man im Leben handelt, bilden den Grundstock der Moral. Im engeren Sinne bezeichnet Moral allerdings nur die „gute Moral“ und so ist denn auch die Ethik die wissenschaftliche Darstellung bloss dieser und ihre Entwicklung aus der Urquelle. Die Moral im engeren Sinne, d. h. die gute, stellt also die Summe der für ein erspriessliches Handeln erprobten und durch Tradition, Erziehung etc. anerkannten Grundsätze und der ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen und Affekte dar, indem sie dieselben quasi codifizirt, aus den übrigen konkurrirenden Empfindungen und Affekten heraushebt und isolirt. Sie ist, kurz gesagt, die Summe der altruistischen Gefühle und der ihnen entsprechenden Vorstellungen. Sie ist als solche das Produkt eines komplizirten associativen Vorgangs (Cramer 48).

Als erste Ursache und letztes Ziel der Moral müssen wir aber das Suchen alles dessen hinstellen, was zunächst dem Individuum, dann aber der Allgemeinheit nützlich ist, mag dies offen oder verkappt geschehen und das Nützliche objektiv oder nur subjektiv sein. Der obige Satz begründet die Moral aber nur scheinbar auf Vernunft. Der letzte Grund ist wieder das Gefühl, da dies erst die Vernunft leitet. So hat denn auch Stern (104) recht, wenn er strikte sagt, dass die Sittlichkeit nicht auf Vernunft, sondern auf das Gefühlsleben verlegt werden muss. Die Sittlichkeit ist nach ihm Abwehr der schädlichen Eingriffe in die Verstandes-, Gefühls- und Willenssphäre und kann nicht durch Egoismus erklärt werden, obgleich Stern gleich vorher sagt, dass Egoismus zunächst Wurzel aller menschlichen Handlungen sei. Ich sollte aber meinen, dass Egoismus sehr wohl die Sittlichkeit, die Moral erklärt. Das Moralische ist eben nützlich, also zunächst egoistisch gedacht. Selbst der Altruismus ist nur eine Modifikation desselben, glaube ich, wie schon der merkwürdige Name: Ego-Altruismus zeigt. Ja selbst die Gerechtigkeit, die Stern für die wichtigste ethische Tugend erklärt, möchte ich in letzter Instanz auf Egoismus zurückführen. Andererseits hat im Interesse des Einzelnen und des Ganzen die Vernunft das blosse Gefühlsleben zu regeln und damit die Moral in die richtigen Bahnen zu leiten, die aber doch immer schiesslich dem Einzelnen und der Gemeinschaft zu gute kommt.

Wenn der Theologe das Religiöse bei der Moral in den Vordergrund stellt, so ist das schliesslich nur eine Umschreibung des obigen Satzes, da das Meiste des dem einzelnen oder kollektiven Individuum Nützliche eben zugleich auch religiös sanktionirt ist; mit beiden — mit Moral und Religion — berührt sich fast überall auch ursprünglich die Sitte. Was zwar nicht religiös-dogmatisch, aber doch nützlich

ist, könnte man vom höheren Standpunkte aus aber trotzdem als moralisch bezeichnen. Die Moral nämlich ist wohl sicher nichts Abgeschlossenes, sondern sich weiter Entwickelndes, wie alles Organische und Psychische. Es giebt also eine „Entwickelungsethik“ und die Moral hat folglich auch eine Embryologie aufzuweisen. Nachdem die Moral mit der Vorherrschaft der eigensten Individualität, des primären Ichs beginnt, sind wir jetzt auf der Stufe der „Nächstenliebe“ angelangt. Der Zukunft wird aber sicher die „Gattungsmoral“ vorbehalten bleiben, die dann natürlich z. T. ganz andere Normen aufstellen wird, was schon mit vollem Rechte Männer wie Spencer, Häckel, Huxley, Jordan, Büchner, vor Allem aber Nietzsche und Carneri ahnen lassen (Tille 23). Es muss dann z. T. eine Umwertung der jetzt gültigen moralischen Werte stattfinden, abgesehen davon, dass es weder ein Recht noch Unrecht an sich giebt und diese Unterscheidung eben nur für unsere Welt gilt (Sutherland in Schultze 36). Deshalb sagt denn auch sehr richtig Wachenfeld (105), dass nicht die Natur, nur der Mensch die Sitte bestimmt und zwar nur die Gemeinschaft; daher sei die Bethätigung des Naturtriebs an sich weder sittlich noch unsittlich und was sittlich ist, habe nur relative Bedeutung. Von diesem höheren Standpunkte aus muss eventuell z. B. die fakultative Sterilität (Neo-Malthusianismus) aus wirthschaftlich-ethischen Gründen für sittlich erklärt werden und nicht nur aus gewissen medicinischen Gründen. Aus derselben Ursache gilt es nicht aus Hyperhumanität immer wieder neue Paläste für alle Arten von Kranken, Unglücklichen etc. zu bauen, so dass schliesslich, wie man witzig sagte, die eine Hälfte der Menschheit da ist, um die andere kranke Hälfte zu pflegen, sondern allen nicht nutzbringenden Mitgliedern der Gesellschaft nur das Minimum von Komfort etc. zu gewähren, um die verdienenden Klassen nicht zu sehr zu belasten und in ihrer Weiterentwicklung zu hemmen. Weiteres darüber lese man in dem hochinteressanten Buche von Tille (23).

Diese allmählich durch Denken und Handeln befestigten Gefühle und Vorstellungen — die moralischen Grundsätze und Affektvorstellungen (Tiling 14) — treten mehr oder minder in das „Unterbewusstsein“ zurück, wo sie das sogenannte Gewissen bilden, das rein automatisch handeln kann oder in gewissen Fällen zum vollen Bewusstsein gelangt, bei „Gewissenskämpfen“.

Die Moral selbst demnach ist so wenig wie die Vorstellungen oder das Gewissen angeboren. Nur die Fähigkeit, durch Erziehung und Umgebung in uns moralische Begriffe auszubilden, ist angeboren und vererbbar. Wenn man sieht, dass schon kleine Kinder oft das Rechte und Unrechte instinktmässig herausfühlen, so könnte man allerdings geneigt sein, an angeborene sittliche Gefühle zu glauben. Mac Donald (66) sagt geradezu: „children are born with the sense of

oughtness, out of which the moral nature outgrows“. Trotzdem scheue ich mich, dies anzunehmen. Ich halte vielmehr die gegentheilige Meinung für richtig und glaube also, dass nur Keime anatomischer Art da sind, welche bei weiterer Entwickelung fast instinktiv — jedenfalls aber mehr scheinbar als wirklich — das Richtige treffen lassen, wenn auch nicht unfehlbar.

Berze (16) meint, dass moralisches Gefühl dem moralischen Urtheile folge. Darnach würde also das moralische Urtheil einer intellektuellen Arbeit wohl nicht entrathen können. Das moralische Urtheil kann ein höheres oder niederes sein. Jenes bei normalem, dies bei geringem Intellekt, wie beim Idioten und anfangs beim Kinde. Oefter dürfte aber das moralische Gefühl auch ohne vorangehendes Urtheil, direkt auf dem Wege der Suggestion etc. erfolgen. Ja Mac Donald (66) meint sogar: „Moral action in early period of life, and even in early manhood and womanhood is a matter of imitation and suggestion rather than of intellect“.

Kurella (95) dagegen führt alle sittlichen Gefühle auf Affekte zurück, welch letztere „an ererbte Anlagen zu Reflex- und anatomischen Bewegungen, vor Allem zu reflektorischer Gefässthätigkeit“ geknüpft seien. Konsequenter Weise sieht er daher in der Erforschung der „individuellen Affektdisposition“ das fundamentale Problem der Kriminalpsychologie. Es ist dies aber, füge ich bei, zugleich dasjenige jeglichen menschlichen Handelns, gleichviel, ob gut oder bös.

Sehr oft wird Moral mit Sittlichkeit verwechselt. Letztere stellt zunächst nur die Quintessenz der örtlich und zeitlich geltenden Sitten dar, obgleich diese, wie wir schon sahen, mit der Moral zusammenhängen. Für die Sittlichkeit bilden den Maassstab die geltenden Sitten, für die Moral die geschriebenen oder mündlich überlieferten Moralgesetze. Letztere sind bei den civilisirten Völkern in ihren Grundlagen ziemlich feststehende, wie die verschiedenen Strafgesetzbücher genugsam beweisen. Sieht man jedoch näher zu, so gewahrt man recht beträchtliche Unterschiede in der Befolgung der Moralgesetze, noch mehr aber in der privaten, unbeeinflussten Meinung. Es giebt Vieles, was nicht direkt als unmoralisch gilt und es doch im höchsten Grade ist, wie z. B. die „Usancen“, das Protektionswesen, die „trusts“, die Syndikate (sehr oft wenigstens) das „truck-system“, die amerikanische „smartness“ und die tausendfältigen Formen von verkapptem Wucher. Auch werden selbst fundamentale Gebote unter Umständen missachtet, z. B. der Mord im Duell, im Kriege, im Lynchgesetze; der Diebstahl in gewissen Nuancen, die nicht für Diebstahl gehalten werden etc. Am grössten zeigen sich jedoch die Abweichungen in der sexuellen Moral. Mit Recht meint v. Krafft-Ebing (108), dass sich darüber streiten

liesse, ob die Menschheit sittlicher geworden ist; sicher sei sie schamhafter geworden und die öffentliche Moral habe zugenommen.

Bekannt ist ferner, dass es in der Politik und in gewissen Zeitkrisen kaum noch eine Moral giebt, am wenigsten aber im Fanatismus, und dann selbst die Fundamentalsätze mit Füssen getreten werden. Die Collektivmoral steht aber stets tiefer, als die individuelle, das hat jetzt eben in klassischer Weise England wieder bewiesen. Wir können also eine höhere und eine niedere Moral unterscheiden. Das wirkliche moralische Niveau einer jeden Zeit und eines jeden Volkes ist im Grunde stets ein anderes und von der officiell vertretenen Moral oft weit entfernt. Das sehen wir z. B. recht deutlich in der Zeit der Renaissance. Möbius (27) behauptet sogar, dass die Mehrzahl der Menschen moralisch ziemlich indifferent sei, und ihr Verhalten hauptsächlich von den Umständen abhänge, was der Wahrheit wohl nahe kommen dürfte. Fast noch resignirter drückt sich Lenz (41) aus: „Ein ethisch rechtliches Verständniss der Strafe ist ... den wenigsten völlig gesunden und unbescholtenen Menschen eigen.“ Wie wenig tief innerlich die Moral bei den Meisten eigentlich begründet ist, bezeugt wohl auch Salillas (28), wenn er meint, dass der Collectivgeist die Moral und das Recht erzeuge, die sociale Autorität derart eine grosse Macht gewinne und die Masse das passive Element der Meinung darstelle. Bedeutsam scheint mir für den Stand der Moral auch das Traumleben zu sein (Näcke 9). Eine genaue Beobachtung lehrt nämlich, dass hier im Allgemeinen das ethische Niveau tiefer liegt als im Wachleben, weil die allmählich und mühsam erworbenen Hemmungs-Vorstellungen hier zum grössten Teile ausgeschaltet sind und das primäre Ich nackter vortreten kann. Der Traum ist also oft auch charakterologisch verwertbar. Namentlich pflegt die sexuelle Moral sehr gelockert zu sein und gerade hier kann das Traumleben ein Beweis mit dafür sein, dass der Mann eigentlich polygam angelegt und die Polygamie folglich die ursprüngliche Form des sexuellen Verkehrs gewesen ist.

Man glaube ferner ja nicht, dass die Bösewichter etc. ohne Moral seien. Sie haben eben ihre eigene, die freilich vor Allem deshalb als fehlerhaft zu bezeichnen ist, weil sie ihnen selbst schadet, also nur subjektiv, nicht aber objektiv nützlich ist. Tolstoi zeigt uns prächtig diese Privatmoral der Verbrecher und Huren in seiner „Auferstehung“, ebenso Flynt (Conrad 42).

Wegen der bezüglichen kleineren oder grösseren Unterschiede in der Meinung und Handhabung ethischer Vorschriften könnte man daher recht gut, bis zu einem gewissen Grade, von einer Moral der Kinder und Erwachsenen, der Frauen und Männer, der Ungebildeten und Gebildeten, ja selbst von einer solchen einzelner Stände reden (Näcke 5).

Möbius (27) nennt die Weiber sogar zwar nicht unmoralisch, aber doch moralisch einseitig oder defekt, was wohl in dieser Allgemeinheit Widerspruch erwecken dürfte. Aber auch bei einem und demselben Individuum schwanken die Moralbegriffe oft genug nach dem körperlichen und geistigen Zustand. Bei vollem Magen wird Vieles in der Moral ganz anders aussehen als bei leerem u. s. f. Gerade dies Schwanken, oft bis in die Grundfesten hinein, zeigt genugsam, wie die Moral in letzter Instanz doch von unseren Empfindungen, Gefühlen und Affekten abhängt.

Auf alle Fälle ist die bethätigte Moral von der „Privatmoral“ scharf zu trennen und beide dürften sich gewiss nur selten decken, auch nicht bei den Theologen. Die „officielle“ Moral der Kanzeln und Schulen schlingt zwar um Alle ein ideales, aber leider oft nur ein sehr loses und fiktives Band!

Unser ganzes Wesen, unser Ich, unser Charakter beruht, ich betone es nochmals, zuletzt auf den Gefühlen und Affekten und das allein bestimmt die wahre, innere Moral. Warum aber in dieser Gefühlswelt so grosse Unterschiede bestehen, dass Jahrhunderte lang die Lehre von den „Temperamenten“ Anhänger finden konnte, das wissen wir nicht und werden es anch schwerlich ergründen, da wir damit in die innersten Geheimnisse der organischen Natur hinabsteigen müssten. Hier in diesem rein individuellen Faktor, in der ganz specifischen Reizwirkung, liegt der springende Punkt für das gesammte normale und abnorme Handeln, folglich auch das Urproblem der sog. moral insanity. Hier allein ist der Schlüssel zur „formule d'algèbre moral“ zu finden.

Das, was wir Charakter, einerlei, ob bös oder gut, nennen, ist eigentlich nur die Summe aller in den Vordergrund tretenden Triebe, Gefühle, Affekte mit den davon getragenen Vorstellungen. Daher ändert sich der eigentliche Charakter im Ganzen nur wenig — sogar in den Psychosen schimmert meist noch mehr oder weniger der ursprüngliche Charakter durch! — mag sich der Vorstellungskreis noch so erweitern. Besserung des Charakters ist nur dann möglich, wenn latente Keime dafür gegeben sind, die sich entwickeln lassen. So könnte wohl auch einmal eine wahrhafte (religiöse) „Erweckung“ stattfinden, die dann aber nicht auf ein „Wunder“, sondern auf sehr natürliche Ursachen zurückzuführen ist. Wundt (30) bezeichnet mit Recht den Charakter als die einzige direkte Ursache, den Willensakt, die Motive nur als die mittelbare. Was der Mensch ist, das ist er gewöhnlich von Geburt an. Nur vorhandene gute Keime lassen sich entwickeln und mässig schlechte durch sie, durch Gegengefühle, Gegenvorstellungen eventuell niederhalten. Die Erziehung kann also Vieles leisten, aber nicht Alles, ebenso

Imitation und Suggestion und endlich das ganze „Milieu“. Hauptsache ist und bleibt immer die natürliche Grundlage [1]).

Die Definition von „Charakter“, wie sie Koch (29) giebt: „Die durch Selbstbestimmung bewirkte Gestaltung des menschlichen Seelenlebens auf dem Gebiete des sittlichen Handelns“, scheint mir daher falsch, mindestens sehr einseitig zu sein. Richtiger schon ist es, wenn Wundt (30) sagt, dass der Charakter theils als das Erzeugniss der Lebensschicksale, theils als ein ursprüngliches Eigenthum der Persönlichkeit anzusehen sei. Nur möchte ich hinzufügen, dass ich stets, im normalen wie im pathologischen Zustande, das individuelle Moment für viel wichtiger halte, als das Milieu. Wernicke (43) sieht als Basis des Charakters und der Sittlichkeit die normale Ueberwerthigkeit gewisser Vorstellungen an, was freilich nicht auf den Grund geht. Recht hat endlich Möbius (27), wenn er behauptet, dass zur Beurtheilung des Menschen der Charakter wichtiger sei als der Intellekt.

Dieser dunkle, wirkliche Hintergrund des Charakters, die affektive und angeborene Seite, tritt uns sehr deutlich in dem sog. Temperament entgegen, das vorwiegend eine specielle Reaktionsweise des Trägers, besonders bezüglich der Rhytmik und des Grades der Auslösung darstellt. Aber alle Eintheilungen der Temperamente sind so vage und subjektiv, dass man am liebsten diesen Ausdruck nicht gebrauchen, auf keinen Fall aber ihn zum Ausgangspunkt weiterer Erwägungen machen sollte. So ist es z. B. einfach lächerlich, wenn Hansen (Ammon 31) das melancholische Temperament der Rundköpfe dem sanguinischen der Langköpfe entgegensetzt, was Ammon auch gutheisst. Morselli (32) sagt sehr richtig, dass das „Temperament“ stets auf ungewissen Daten beruht; das Schiefe der ganzen Temperamentenlehre weist namentlich Stern (33) schlagend nach. Das Ungereimte des Temperaments als Eintheilungsgrund sieht man besonders bei del Greco (34) und bei Marty (35), welch letzterer sogar sich bemüht, für jedes Temperament sichere Merkmale zu geben.

Da nun die Moral ein hochwerthiger Komplex altruistischer Gefühle und Vorstellungen ist, so fragt es sich, was als Kern derselben verstanden werden soll, und hier eben gehen die Meinungen sehr auseinander. Morselli (32) stellt als unumgänglich nothwendig die Gefühle des Mitleids, der Gerechtigkeit und der sozialen Solidarität hin, deren Praxis im Leben den Index für den „moralischen und ethischen Sinn“ be-

[1]) Charakter im obigen Sinne ist uns also mehr oder weniger angeboren. Ob dagegen der „politische“ Charakter, die „politische“ Gesinnung, wie Reibmayr (118) es will, in der Regel angeboren, vererbt ist, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Reibmayr vindicirt der Inzucht-Bevölkerung einen „stets angeborenen konservativen Charakter“.

zeichnen. Sie entspringen nach ihm wieder aus dem Gefühle der Sympathie und der Güte (benevolenza). Leider sagt er uns nicht, wie dieser „Index“ zu messen sei! Schultze (36) wiederum sieht als Grundlage aller Sittlichkeit: Liebe und Arbeit an. Er leugnet mit Recht einen „moralischen Instinkt“ als solchen. Nach Darwin (37) bilden die sozialen Instinkte mit Inbegriff der Sympathie den Ursprung des moralischen Sinns. Möbius (27) wieder stellt als Cardinaltugenden die Gerechtigkeit und Menschenliebe hin. Otto Gross (106) erklärt das Mitleid als die Wurzel der Ethik. Für Ribbing (Rothleder 107) ist die sexuelle Frage der Anfang und das Ende jeder Moral und letzteres behauptet auch v. Krafft-Ebing (108). Sicher spielt der Geschlechtstrieb eine sehr hervorragende Rolle. Ob er aber wirklich die Wurzel der Ethik ist, möchte ich noch offen lassen. Aber auch wenn er es wäre, würde er unter Egoismus sich subsummiren lassen, glaube ich, da Sexuelles eben auch nur Angenehmes ist. Dass endlich Stern (104) die Gerechtigkeit als wichtigste ethische Tugend hinstellt, sahen wir schon.

Wir sehen jedenfalls, wie unklar der Begriff und der Umfang der Moral ist. Ueberall dagegen wird einstimmig die ungeheure Rolle unseres Trieblebens, der Gefühle und Affekte für unser gesammtes Gebahren hervorgehoben. Ja, sogar die als mathematisch geltende Logik muss sich ihnen scheinbar unterordnen, wie wir dies täglich in dem Partei- und Gelehrten-, speziell Theologengezänke sehen. Sehr richtig lautet daher ein Epigramm Grillparzer's:

„Das sind wunderliche Denkgesetze
Und leer an wahrer Beweiseskraft,
Wo Logik giebt die Folgesätze
Und den Obersatz die Leidenschaft.“

Der Dichter giebt also den wahren Grund dieser merkwürdigen Thatsache an. Es erscheint nämlich die Beweisführung irgend einer Sache nach dem Zustande der „Stimmung“ beim Leser oder Hörer bald genügend, bald ungenügend, oft sogar da, wo es sich nicht um komplizirtere Dinge handelt. Das ist auch Einer der Gründe, warum dem Einen der Name: moral insanity überflüssig erscheint, dem Andern aber nicht, weil ihm die Gegengründe eben bei seiner Affektlage ungenügend erscheinen. Ohne gemütliche Betonung wäre auch die Erziehung, die Fleiss, Eifer, Ausdauer etc. voraussetzt, in der Schule undenkbar (Buchholz 18), wie jedes Lernen überhaupt, das ein gemütliches Interesse verlangt (Möbius 27). Wir sahen ferner schon früher, dass der „Wille“ gleichfalls mehr mit dem Gefühle als mit dem Intellekte zusammenhängt. Die Intelligenz endlich wird von den Gefühlen und Affekten auch in der Weise beeinflusst, dass jener dadurch eine bestimmte Richtung gegeben wird. Auch die Ausbildung der verschiedenen „Anlagen“ lässt sich ohne starke Gefühle nicht denken.

Später werden wir noch Verschiedenes bezüglich der Moral und des Intellektes nachholen, besonders aber ihre gegenseitige Wechselwirkung beleuchten und noch anderweite psychologische Fragen berühren. Jetzt aber gehen wir sofort in medias res über.

Allgemeine Symptomatik.

Die moralische Leistung besteht nicht nur in Handlungen, sondern auch in Unterlassungen (Berze 16); die unmoralische Leistung zeigt sich folglich in bösem Handeln oder in Unterlassung von guten Thaten. Damit sind uns zunächst zwei natürliche Hauptgruppen der mor. ins. gegeben, die wir jetzt in grossen Zügen darstellen wollen, welche freilich mehr Galton'schen Sammelbildern entsprechen, aber entschieden didaktischen Werth besitzen. Beiden gemeinsam ist also der ethische Defekt, der sich im Handeln oder Unterlassen zeigt, bei verschiedenem Verhalten des Intellekts.

Typus I, der aktive, gemeingefährliche. Ein Knabe zeigt sich schon ab ovo abnorm, ist mehr oder minder erblich belastet und wächst sehr häufig in einem ungünstigen Milieu auf, wozu auch uneheliche Geburt zählt. Das Kind selbst wird leicht geboren, bisweilen aber auch schwer oder war bei der Geburt längere Zeit asphyktisch. Schon der Säugling kann das Kommende ahnen lassen. Er ist vielleicht ein unausstehlicher Schreihals, sehr ungebärdig, jähzornig und will mit seinen kleinen Mitteln durchaus seinen Willen durchsetzen, was ihm leider nur zu oft gelingt. Er weist pathologische Lust- und Unlustgefühle auf, auch Angst, gestörten Schlaf, wechselnde Stimmungslagen, onanistische Bewegungen u. s. f., wie Römer (26) das vom minderwerthigen Säugling so klassisch beschreibt. Sogar nervöse Störungen können sehr früh auftreten, wie: Augenverdrehen, Nystagmus, Krämpfe etc.; die Ernährung lässt gern zu wünschen übrig. Es zeigen sich vielleicht später Unregelmässigkeiten bez. des Eintritts des Zahnens, Gehens, der Sprache.

Immer herrischer tritt der Junge auf. Er zeigt wenig Anhänglichkeit an Mutter und Geschwister, auch wenig Aufmerksamkeit. Leicht gerät er in Wuth und versucht die Sachen zu zerstören oder die Umgebung zu kratzen, wenn seinem Willen nicht gleich parirt wird. Immer mehr wird er Tyrann der Familie und ist sich dessen wohl bewusst. Sehr bald wird er Lügner, Heuchler, zeigt sich grausam gegen Tier und Mensch, schadenfroh, neidisch. Eins der charakteristischsten Zeichen ist und bleibt aber die unausrottbare Lüge, die bekanntlich bei Kindern den verschiedensten Grund haben kann, in obigen Fällen aber ohne alles Motiv sein soll, (Manheimer 44) was sicher kaum der Fall ist. Freilich stellt sie sich oft in der Form der pathologischen Lüge dar,

welche nach Henneberg (45) in der Hauptsache eine krankhaft gesteigerte Autosuggestibilität darstellt, wobei der Betreffende schliesslich von der Wahrheit des Erzählten selbst überzeugt ist. Eigentlich motivlos ist aber auch hier das Lügen nicht. Daneben kann gewöhnliche Lügenhaftigkeit fortbestehen. Wegen der leichten Suggestibilität glauben die Betreffenden anderseits Alles leicht, wechseln ebenso leicht ihre Meinungen und erliegen nur zu schnell später allen Verführungen.

Man übergibt den Knaben der Schule, in der Hoffnung, dass ihn die strenge Zucht dort leichter auf den rechten Pfad bringen wird, als zu Hause. Meist vergebliche Hoffnung! Der Knabe lernt vielleicht ganz gut, ist aber faul, zerstreut, leicht ablenkbar, hat den Kopf voller „Raupen“, zumal seine Phantasie oft stark wuchert, ist zu allen schlechten Streichen zu gewinnen, oder gibt sie selber an. Es handelt sich hier aber seltener um harmlose Dinge, sondern die Bosheit, der Hass und die Niedertracht machen sich schon jetzt geltend. Schlechte Romane werden gelesen, die Schule geschwänzt, auch schlechte Gesellschaft aufgesucht, das Geld verprasst, eventuell Sachen versetzt oder gestohlen, um zu Geld zu kommen. Dabei besteht grosse Eitelkeit, Frechheit, Spottsucht, Splitterrichterei, pathologische Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit. Instinktiv ziehen sich die besseren Elemente unter seinen Mitschülern zurück, die Schlechten werden umgekehrt wie von einem Magneten angezogen. Bitten, Verweise, empfindliche Strafen nützen nichts. Der Knabe wird entlassen und eine oder mehrere Schulen müssen sich mit dem Nichtsnutze abgeben, der einen Heerd sittlicher Verderbtheit bildet. Der Junge ist „hell“, namentlich für alles Verbotene. Kleine oder grosse Diebereien, Betrügereien kommen vor; Misshandlungen, Zerstörungen von Gegenständen sind gang und gäbe. Der früh erwachte Geschlechtstrieb genügt sich nicht mehr mit Auto-Onanie, sondern der Knabe verführt auch Andere dazu und schleppt sie bald mit zu Dirnen, nachdem er sich in der pornographischen Literatur gebührend umgesehen hat.

Nach der Konfirmation soll er einen Beruf ergreifen, aber welchen? Gewöhnlich hat er zu keinem eine ausgesprochene Neigung. Er ist faul, liebt die Freiheit und sucht darnach zu handeln, wo er auch sein mag. Am liebsten führt er ein Parasitenleben in jeglicher Gestalt und sei es später als Louis. Bei seiner inneren Unruhe, seinem ewigen Quecksilber-Zustande hält er in der Lehre etc. nicht lange aus. Er fasst wohl im Allgemeinen richtig auf, lernt aber Alles nur halb, da er keine Ausdauer, kein Interesse besitzt, wohl aber dafür eine oft schrankenlose Phantasie, die ihm immer neue Zukunftspläne vorgaukelt und ihn zu einem Abenteurer-, ja sogar Banditenleben bringen kann. Mehr und mehr entfalten sich seine lieblichen Charaktereigenschaften, die sich übrigens nicht selten schon klar in den Schriftstücken zeigen. Der Lehrling muss schliesslich den Meister oft wechseln, wenn er es

nicht von selbst thut. Schon in der Lehre war er wiederholt nahe daran, mit dem Strafgesetze Bekanntschaft zu machen. Wird er Soldat, so zeigt er sich bald unbrauchbar, zuchtlos, wird ein Mal über das andere bestraft, bis man endlich seine Abnormität erkennt und ihn entlässt oder — der häufigere Fall leider! — ihn im Militärgefängnisse schmachten lässt, wo er leicht psychisch erkrankt.

Zu Hause wieder angelangt, wird er immer mehr der Quälgeist seiner Familie und eine Last der Gesellschaft. Ein Glück ist es für ihn, wenn er, der schon früher ganz leichte periodische Stimmungsanomalieen aufwies, vielleicht auch einige paranoide oder Zwangsideen etc., plötzlich geisteskrank wird, meist in Form einer akuten Psychose.

Er wird der Irrenanstalt übergeben. Oder kam er in ein Gefängniss, so kann hier noch schneller als draussen der Irrsinn oder die pathologische Reizbarkeit in dem gefürchteten „Zuchthausknall“ sich zeigen[1]). Kehrt der junge Mann in die Aussenwelt zurück, so geht das alte Spiel von neuem los, bis ein weiterer Anfall von Geisteskrankheit ihn einer Anstalt oder ein Delikt dem Gefängnisse wieder zuführt. Immer nackter zeigt sich der Egoismus. Bei Wohlhabenden soll sich derselbe nach Sioli (17) schneller und krasser zeigen als sonst, wohl nur deshalb, weil bei gleichem ethischen Defekt die Lebensbedingungen dort viel komplizirter sind, also viel mehr Gelegenheit zu einem perversen Handeln gegeben ist. Daher werden Fälle von mor. ins. bei den besseren Ständen eher erkannt und sie kommen deshalb sehr oft in der Privatpraxis und in Privatirrenanstalten etc. vor. Der Jüngling weiss sehr genau, was Recht, was Unrecht ist, aber für seine Herrennatur ist das Gesetz nicht geschrieben. Alle Gesetze und Nothwendigkeiten sind für ihn nur Polizeireglements (Rémond 110). Die Gefühlstöne für „gut“ und „böse“ sind nur anempfunden, nicht mitempfunden; er fühlt und kann nicht fühlen, dass er Unrecht thut (Schulze 21), obgleich er die Meinung der Welt darüber genau kennt. „Hier liegt der fundamentale Unterschied zwischen ihm und dem geisteskranken Verbrecher,“ sagt Schultze. Ich möchte aber doch glauben, dass die wahren Gefühlstöne vielleicht nur selten wirklich ganz fehlen oder pervers sind. Meist handelt es sich wohl nur um sehr starke Abschwächung aller oder einzelner. Er fühlt daher gewiss oft sein Unrecht, aber der Trieb zum Bösen war eben zu mächtig. Er thut was ihm beliebt, er fühlt sich als Uebermensch, dem Alles erlaubt ist. Das schliesst jedoch nicht aus, dass er einmal eine gute Regung zeigt, die aber nicht anhält, ebensowenig wie etwaige Reue und gute Vorsätze. Denn das Verkehrte seiner Handlungen sieht er im Innern sehr oft selbst ein. Alle Ermahnungen, aller

[1]) „Zuchthausknall“ ist aber nicht nur Explosion einer erhöhten Reizbarkeit, sondern oft genug ein richtiger Anfall akuter Verwirrtheit.

geistlicher Zuspruch etc. erweisen sich vergeblich. So pendelt er lange zwischen Gefängniss und Irrenanstalt hin und her. Dort wird er wenigstens für längere Zeit unschädlich gemacht und wird leicht zu einem raffinirten Kunden und Gewohnheitsverbrecher, der sich freut, Andere im Gefängnisse noch vollends zu verderben.

Oder er bekommt das Leben draussen oder im Gefängnisse etc. satt und beendet es gewaltsam, was für ihn und Alle eine glückliche Erlösung bedeutet. Wo die Eltern das Kommende voraussahen und noch genug Geld haben, schicken sie den Nichtsnutz vielleicht nach Amerika — früher ein sehr beliebtes Mittel — in der Hoffnung, dass ihn dort das harte Leben bessern werde. Gewöhnlich wird das nicht erreicht und der Bursche wandert auch dort von einer Irrenanstalt in die andere, von einem Gefängniss ins andere. Geht er nicht nach Amerika, so verläuft sein Leben in der Heimath meist so, wie oben geschildert, nur dass oft durch Geld oder persönlichen Einfluss längere Zeit hindurch Unthaten aller Art, wie Betrügereien, Diebstähle, Raufhändel u. s. f. sich einigermassen vertuschen lassen.

Ist es ein Mädchen, so zeigt die Kleine gleichfalls von klein auf Absonderlichkeiten. Sie ist eigenwillig, jähzornig, tyrannisch, ohne Liebe für die Mutter etc., will nicht mit der Puppe spielen oder zerstört sie in einem Wuthanfall, zankt sich mit ihren Gespielinnen, schlägt sie auch, wenn sie nicht vorzieht, allein zu sein. Sie lügt wie gedruckt, zeigt sich sehr egoistisch, ist grausam, neckisch, ungezogen, naschhaft. Sehr bald regt sich auch hier der Geschlechstrieb. Die Kleine beginnt früh zu onaniren, verführt auch Andere dazu, verschlingt unzüchtige Bücher und wird sich später vielleicht dem ersten Besten ergeben. In der Schule kann sie gut lernen, bleibt aber stets oberflächlich, faul, widersetzlich, verführt die Anderen zu allerlei Schlechtigkeiten und wandert nur zu oft, nothgedrungen, von einer Schule zur anderen.

Die Konfirmation bringt natürlich keinen Wandel. Der Katechismus wird mechanisch auswendig gelernt, im Leben aber — draussen gelassen. Das Ich verlangt seine souveräne Bethätigung und will das Leben nach jeder Richtung hin geniessen. Auch hier können später Anfälle von meist akutem Irrsinn auftreten und das Mädchen der Irrenanstalt zuführen, einmal oder wiederholt. Selten dagegen öffnet sich das Gefängniss, da ja die Frau überhaupt viel seltener delinquirt, als der Mann. Dafür wird das Mädchen aber eher eine Dirne, selbst wenn sie aus guter Familie stammt, aus Neigung, Gewinn-, Putz-, Vergnügungssucht oder nur um ihre Familie zu ärgern. Ist sie in eine Stellung oder in eine Lehre getreten, so hält sie nirgends lange aus. Sie begreift wohl schnell, es haftet aber nur wenig und sie wird als unbrauchbar deshalb überall zurückgewiesen, oder weil sie Betrügereien, Diebereien

u. s. f. ins Werk setzt. Alles ist ihr aber gleich und Reue kennt sie nicht, oder nur oberflächlich. Wir sehen also hier einen strengen Parallelismus zwischen Mann und Frau, gewisse sexuelle Eigenthümlichkeiten natürlich ausgenommen. Dies gilt auch von dem folgenden Bilde.

Der II. Typus der moral insanity ist der mehr passive, harmlose, der trotzdem mit dem I. Typus viele Berührungspunkte aufweist. Das Kind — ob Knabe oder Mädchen — ist hier mehr indolent, wenig aktiv, daher auch zu dummen Streichen etc. nur wenig aufgelegt. Es wird mehr negativ schaden durch Unterlassungssünden. Die Intelligenz kann auch hier gut sein, wenngleich bei näherem Zusehen, wie bei Typus I, allerlei Disharmonieen ihrer Komponenten sich gewöhnlich zeigen.

Wenn das Kind und später der Erwachsene wenig direkt schadet, so geschieht es nicht etwa aus moralischem Gefühle. Dieses bleibt ihm ebenso fremd wie dem I. Typus. Alle sittliche Maximen sind auch hier nur todter Ballast; sie gehen zum einen Ohr hinein, zum andern heraus. Der Egoismus zeigt sich überall und schon sehr früh; er ist das einzige Leitmotiv der Lebensführung, aber tritt doch nicht so hervor, wie bei Typus I. Die unangenehmen Eigenschaften des I. Typus: Lüge, Grausamkeit, Neid, Schadenfreude, Intrigue etc. kommen hier nur wenig zur Geltung, weil sie schon einen gewissen Aufwand von Leidenschaft und Handeln verlangen, der hier möglichst vermieden wird, da vor Allem das Bedürfniss nach Ruhe und Behaglichkeit sich geltend macht. Sind sie aber stärker ausgeprägt, so kann trotzdem der Egoismus sie in den Hintergrund treten lassen, natürlich nur des eigenen Nutzens halber, nicht aus Moralität. Nicht selten werden dagegen kleine, puerile Streiche in Scene gesetzt, die erst wenig auffallen, später die Umgebung aber doch stutzig machen. Das Phantasieleben ist meist verkümmert. Dafür besteht mehr Ausdauer bei der Arbeit, doch ist die Wurzel hievon nicht etwa grösseres Interesse, sondern die Erwägung, dass es für das spätere Leben doch besser ist, etwas zu lernen. Ist diese Einsicht stärker ausgeprägt und mit starkem Egoismus gepaart, dann kann es geradezu später zu einem rücksichtslosen Streberthum kommen. Man wird es so verstehen, dass ein solches Kind gut oder schlecht seine Schule, Lehre etc. absolvirt, in Stellung tritt und darin ganz Tüchtiges leisten, sogar Carrière machen kann.

Freilich kommen auch Fälle vor, wo es der Betreffende aus Phlegma etc. zu nichts bringt und nur seiner Familie oder der Gemeinde später zur Last fällt. Mag er aber auch durch Stellung etc. nach aussen hin glänzend dastehen, so bleibt den Eingeweihten doch nicht verborgen, dass der Betreffende gemüthsarm ist. Seine Familie seufzt unter seiner Gemüthskälte und Gefühls-Rohheit, die sich wie Mehltau auf alles legt. Hie und da kann wohl auch einmal im Thun oder Denken

ein rascheres Tempo einsetzen und dann tritt die angeborene Canaille noch mehr zu Tage, als vorher. Bei Frauen ergeben sich ähnliche Bilder. Eine solche kann äusserlich ihre Pflichten erfüllen, scheinbar auch eine gute Hausfrau und Mutter etc. werden, innerlich bleibt sie doch ein gefühlloses Wesen, das Alle in ihrer Umgebung unglücklich macht, durch das Fehlen aller warmen Menschheits- und Familien-Gefühle, was gerade bei einer Frau doppelt unangenehm auffällt.

Dieser Typus II ist immerhin, dank seiner geringen innewohnenden Energie zum Bösen, adaptionsfähig. Eine Symbiose mit ihm ist relativ leicht, nicht aber so mit Typus I, der meist antisocial ist und bleibt und deshalb von den Autoren allein oder vorwiegend das Bild für die mor. ins. abgibt, freilich fälschlicherweise.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dass es nicht nur manche Uebergänge zwischen beiden Typen giebt, sondern dass auch jeder eine grosse Reihe von Varianten aufweist, wie schon angedeutet ward, indem bald die oder jene Gruppe von Eigenschaften stärker hervortritt, bald mehr das eigentliche pathologische Substrat zum Vorschein kommt und wieder dies Alles in manigfachster Kombination. So entsteht schliesslich ein wahrhaft kaleidoskopisches Bild, von dem das eben entworfene Paradigma nur ein Ideal, ein allgemeines Schema darstellt, welches möglichst alle vorkommenden Züge enthält, die aber so nur selten alle vereinigt erscheinen. Ja, es gibt sogar nicht zwei ganz gleiche Fälle! Allen Fällen gemeinsam ist dagegen: 1. anscheinend normales oder nur wenig verändertes Verhalten der Intelligenz; 2. in den Vordergrund tretender Gemüthsdefekt der verschiedensten Art in Thun und Denken und 3. Fehlen einer eigentlichen, gröberen Psychose. Einige weitere Farbenstriche an unserem schematischen Bilde werden wir im nächsten Abschnitte bringen und bitten nur den Leser gewisse Wiederholungen, hier und später, die sich nicht gut umgehen liessen, entschuldigen zu wollen.

Specielle Symptomatik und Verlaufsweisen.

An unserem ersten Schema sahen wir bereits, dass gewisse Zeichen eine künftige mor. insan. ahnen lassen oder sagen wir vorsichtiger: einen Entartungszustand, schon sich im Säuglingsalter kundgeben können. Auch beim zweiten kann es der Fall sein. Es treten dann nicht nur die gewöhnlichen Unarten normaler Kinder in erhöhtem Maasse auf, sondern es zeigen sich schon jetzt mancherlei krankhafte Züge, wie pathologisches Lust-, Unlustgefühl, Jähzorn, Wuthanfall bis zur Suffokation, spontaner, periodischer Stimmungswechsel, vielleicht auch sonst noch nervöse Symptome: Eclampsie, Tics etc. Alle diese, wie auch bald darauf auftretende andere böse Eigenschaften verschärfen und vertiefen sich in späteren Jahren, beson-

ders nach Zutreten von Kinderkrankheiten, eintretender Pubertät u. s. f. Bis zu einem gewissen Grade aber adaptiren sie sich doch dem Milieu an und transformiren sich sogar scheinbar. Der Jähzorn tritt dann weniger brutal auf, die blosse Zerstörungswuth, Grausamkeit, Schadenfreude etc. wirkt mehr im Geheimen und oft mit grossem Raffinement, so dass der Thäter nicht gleich entdeckt wird, oder, wenn dies doch geschieht, sich stets zu exkulpiren weiss und zwar oft recht geschickt. Er wird nämlich mit den Jahren ein Meister der Dialektik und berauscht sich selbst so in seinen angeblichen Beweisführungen, dass er zuletzt oft selbst an die Wahrheit des Erzählten glaubt. Ein Lügner von klein auf, zunächst aus Noth, wird er es bald aus Sport und kann zuletzt ohne Lug und Trug nicht mehr bestehen, auch wenn es ihm keinen Vortheil einträgt, ja sogar direkt schadet. Dazu verleitet ihn auch seine meist vorhandene, üppige Phantasie, die in Tageträumen aller Art sich Luft macht, aber auch im Schmieden oft toller Zukunftspläne. Auch die Grausamkeit weiss sich zu ducken. Als Knabe misshandelte der Betreffende oft in scheusslichster Weise die Thiere und freute sich an ihren Qualen. Später lässt er diesen Zug besonders seiner Familie und seinen Kameraden fühlen, weniger jedoch in physischer, als in psychischer Weise und das oft in niederträchtigster Art, mit süsslächelndem Munde gar, namentlich, wenn sich Rachsucht einmischt. Hier sind alle Mittel gut, die persönliche Genugthuung gewähren oder Freude am psychischen Schmerze Anderer. Selten wird direkte oder indirekte Gewalt gebraucht, meist Trug, List, Verleumdung, Heuchelei u. s. f.

Der Jüngling sieht sich selbst als Idol an, dem Alles zu dienen hat und hegt und pflegt insofern Grössenideen in nuce, was sich auch in seiner masslosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung zeigt. Natürlich findet er sich bald isolirt, von allen guten Elementen gemieden, gehasst. Er sieht ausserdem Andere vorgezogen und nun packt ihn der gelbe Neid und der grimme Hass. Seine Canaille tritt noch mehr hervor. Er will und muss herrschen und scheut daher bisweilen nicht vor dem Aeussersten. Er ist vielleicht ein feiner Intriguant, Verleumder, der den Ruf des Nächsten vergiftet, oder ihm Fallen aller Art stellt, bloss um zu seinem Ziele zu gelangen. Dann fasst ihn Schadenfreude, die aber nicht lange anhält, da er sich immer mehr vereinsamt sieht. Nun hasst er die ganze Welt, die ihn, den Uebermenschen, wie er meint, nicht anerkennen will und hält sich jetzt für doppelt berechtigt, nur nach seinen Moralbegriffen zu handeln.

Wenn wir aufmerksam die Entwickelung eines solchen Elenden betrachten, so bildet sie im Allgemeinen keine gerade ansteigende Linie, sondern vielmehr eine vielfach gebrochene. Zu gewissen Zeiten nämlich treten rasche Verschlimmerungen des ganzen Gebahrens ein, zu anderen da-

gegen ein längerer Stillstand, ja sogar Remissionen. Als verschärfendes Moment ist namentlich, wie schon erwähnt ward, die Pubertät zu fürchten, ja hier können sich sogar die ersten Spuren einer (sekundären) mor. ins. zeigen. Wir sahen schon, dass das Geschlechtsleben meist frühzeitig eintritt und sehr bald abnorme Formen annimmt. Früh schon onanierte das Kind, ja der Säugling, zunächst aus unbewusstem Drange. Bald aber tritt die Erkenntniss hinzu und das Kind sucht jede Art sexueller Befriedigung auf. Da häufig das Nervensystem sehr erschöpfbar ist, so fällt die geschlechtliche Befriedigung immer geringer aus. Immer neue Anreize müssen daher gesucht werden und einer derselben ist die Freude, Andere zu verführen. Diese Freude ist also, zum Theil wenigstens, gewiss sexuell bedingt. Immer schamloser, frecher wird der Jüngling. Er renommirt mit Tripper und Schanker, ist in Bordells zu Hause und wird zur Abwechslung endlich auch Päderast.

Dass er bei Zeiten dem Alkohol ergeben ist, den er oft schlecht verträgt, ist nur natürlich. Früh schon sucht er sich die geeigneten Kumpane aus oder geräth leicht in schlechte Gesellschaft, die ihn ethisch immer mehr herunterbringt. Dass er seinen ehrlichen Namen schändet, seine arme Familie zur Verzweiflung bringt, sich selbst sogar mannigfach schadet, ist ihm gleichgültig, wenn er nur augenblicklichen Genuss einheimst. Ja, gerade der Verdruss Anderer reizt ihn noch mehr. Er lebt nur für sich und für den Moment. Er handelt aber oft auch rein impulsiv, d. h. ohne bewusste Motive, wie in dunklem Drange. Jedes plötzliche Auftauchen eines äusseren oder inneren Reizes kann sofort reflektorisch, ohne weitere Ueberlegung, eine That auslösen und es benöthigt — scheinbar nur! — nicht einmal eines solchen Reizes, was dann das Impulsive im engeren Sinne darstellt. Diese Impulse und die ihnen so nahe stehenden reflektorischen Handlungen in obigem Sinne können nun sehr häufig sein oder nur selten, während das sonstige Handeln zwar stets den Stempel des Egoistischen an sich trägt, aber doch nicht sinnlos zu erscheinen braucht. Wohl aber zeigt sich das impulsive und reflektorische Handeln so und die alten Psychiater pflegten solche Fälle daher nicht übel als mania sine delirio zu bezeichnen. Das fühlen auch instinktiv die Kranken selbst, da sie sich die grösste Mühe geben, gerade dies ihr sinnloses Treiben zu motiviren, oft mit grosser, freilich meist nur recht oberflächlicher Dialektik. Dass sie sich durch derartige Handlungen — auch solche durch reine Affekte kommen vor, die den impulsiven und reflektorischen so nahe stehen — oft sehr schaden, ist der beste Beweis für das Krankhafte der Impulse u. s. f.

Daneben treten bisweilen auch Zwangsideen und Zwangstriebe auf, erst nur leise anklingend, dann aber deutlicher werdend, quälend und periodisch. Sie schaden aber meist nicht. Anders aber, wenn es sich um gefährliche Zwangstriebe handelt, die auch nur gewisse Impulse

sind, aber solche von einer ganz bestimmten Richtung. Auch ihnen liegen sicher übermächtige, innere Reize zu Grunde, vielleicht bisweilen Zwangsvorstellungen. Aus meist unbekannten Ursachen können sich alle diese pathologischen Erscheinungen zu Zeiten häufen oder vermindern.

Wenn der Betreffende es nicht zu arg treibt, dann kann er noch draussen existiren. Hat er Geld oder Protektion, so lässt sich Vieles vertuschen, während der Arme sehr bald ins Gefängniss wandert. In seinem „Herrenbewusstsein“, in seiner souveränen Verachtung der „Herden-Moral“ giebt es keinen begründeten Unterschied zwischen Mein und Dein: Diebstähle, Fälschungen, Betrügereien aller Art, klein und gross, werden nur zu leicht ausgeführt und die krankhaften Impulse nehmen daran oft Theil.

Mitten hinein kann nun, wie wir sahen, eine Psychose, als syndrome im Sinne Magnan's, auftreten, meist in Form der akuten Verwirrtheit, Katatonie etc.; dieselbe führt den Erkrankten dann ins Irrenhaus. Dies „syndrome“ heilt meist schnell, recidivirt aber dafür gern. Häufiger noch lassen sich periodisch leichte Verstimmungen und Exaltationen im Fühlen, Denken und Handeln nachweisen, die freilich oft nur dem Kundigen als solche erscheinen. So kann der Unglückliche oft lange Zeit die Freiheit mit der Irrenanstalt event. dem Gefängniss vertauschen, meist ohne wirklichen Beruf sein, eine Last für Alle und schliesslich für sich selbst, weshalb nicht selten Selbstmord geschieht. Mit dem Alter können freilich alle krankhaften Symptome abnehmen, die Triebe schwächer und so eine relative Harmlosigkeit und eine gewisse Adaptirung an die Gesellschaft möglich werden.

Die so vielfach gebrochene Entwickelungslinie, die wir soeben betrachteten, welche im Allgemeinen aber stets eine ansteigende ist, kann bez. der Höhe sehr verschieden sein, ja überhaupt von Anfang an nicht oder kaum ansteigen, also mehr horizontal verlaufen. Oder aber es treten nur einzelne Symptome mehr hervor, die unter Umständen nicht viel schaden. Wir haben dann Personen vor uns, die noch leidlich adaptabel sind, ja sich sogar bis zu einem gewissen Grade nützlich machen können, wenn sie in die richtigen Bahnen geleitet werden. In früheren Zeiten war eine solche Adaptirung freilich leichter als jetzt, und es konnte gar die Aureole des Heldenthums das Haupt des Betreffenden umschweben. In der Zeit der Conquistadoren alten und neuen Datums gaben oft genug solche moralisch defekte und aktive Personen Helden aller Art ab, z. B. Pizarro. Nur eine genaue Kenntniss ihrer ganzen Persönlichkeit lässt sie uns jetzt in anderem Lichte erscheinen als damals, doch muss man dabei stets die Zeit und die damalige Kultur mit in Anschlag bringen. Aus neuester Zeit könnte man vielleicht auch Cecil Rhodes, Chamberlain, Kitchener und so manche der amerikanischen

Milliardäre hierherzählen. Eine sehr merkwürdige Variante bildet jedenfalls Napoleon, der aber vielleicht mehr ein sekundärer moral insane war, da er epileptisch gewesen sein soll. Seine Bewunderer freilich wollen von einer mor. ins. nichts wissen.

Dass im Verlaufe einer moral ins. auch allerlei nervöse Erscheinungen — von den sekundären Fällen natürlich abgesehen! — wie Krämpfe, Lähmungen, Tics, Nervosität etc. sich einstellen können, sei im Vorbeigehen gesagt, ebenso, dass vielleicht die Meisten — nicht aber Alle — schon äusserlich oft viele Entartungszeichen an sich tragen, zu denen auch gewöhnlich die noch wichtigeren psychischen Stigmata sich zugesellen.

Aber all das Erwähnte findet sich ev. auch beim II. Typus, dem torpiden, doch viel seltener und meist in rudimentärer Weise. Gewöhnlich erscheint der ethische Defekt hier mehr als übertriebener Egoismus. Das Leben im Ganzen verläuft viel stabiler, normaler. Der Betreffende kann ein tüchtiger Beamter, Künstler, Kaufmann u. s. f. werden und hoch emporsteigen. In der Familie ist und bleibt er aber ein Tyrann und wahre Freunde wird er nicht finden. Sogenannte „kalte Egoisten“, die gar nicht so selten sind, und denen Jeder wohl im Leben begegnet ist, gehören hierher. Namentlich die Russen — Gogol, Tolstoi, Turgenjew etc. — doch auch die Franzosen, z. B. Zola, beschreiben sie meisterhaft. In diesen Fällen ist der krasse Egoismus, das brutale Streberthum scheinbar fast das einzige Zeichen einer Abnormität. Doch wird man auch hier gar nicht so selten andere nervöse Begleiterscheinungen, leichte periodische Gemüthsschwankungen, rudimentäre Zwangsideen, Impulse etc. finden und nicht überrascht sein, dass vielleicht eines schönen Tages eine rasch vorübergehende Psychose auftritt. Gerade andere Symptome sind oft entscheidend in der Frage, ob der Egoismus noch in der physiologischen Breite liegt oder bereits als krankhaft zu bezeichnen ist.

Auch hier giebt es verschiedene Varianten, wenn jedenfalls auch nicht so viele und so deutliche wie bei Typus I. Da zeigt sich z. B. früh ein läppisches Wesen. Geringe Aufmerksamkeit, Faulheit, Boshaftigkeit, Grausamkeit können fehlen oder nur in Anfängen bestehen. Ebenso wird die Lüge wenig gebraucht und auch das sexuelle Moment ist gering vertreten. Bei der allgemeinen Indolenz und Interesselosigkeit wird der Beruf vielleicht öfters gewechselt und der Jüngling schliesslich als unbrauchbar nach Hause geschickt, wo er mit Nichtsthun oder kindischen Arbeiten seine Zeit hinbringt, jedoch dabei stets mehr oder minder harmlos bleibt. Der Ehrbegriff fehlt völlig. Nichts rührt den Jungen; alle Bitten der Angehörigen sind vergebens. Er weiss sehr gut, was Recht und Unrecht ist, richtet sich aber nicht darnach, weil er dazu zu indolent ist und es ihm so besser gefällt. Sein Unrecht-

thun besteht mehr im Unterlassen des Guten. Ein solcher Mensch ist für die Gesellschaft schliesslich ebenso unnütz, wie Typus I, er ist aber meist unschädlich. Er ist im Allgemeinen asocial, nicht antisocial. Nur selten wird er mit dem Strafgesetz in Konflikt gerathen, eher benöthigt er einmal der Irrenanstalt.

Das wäre also eine nutzlose Variante des Typus II, während wir vorher eine sogar nützliche, social bisweilen hochstehende kennen lernten, die scheinbar auch viel häufiger ist. Zwischen beiden Hauptvariationen giebt es nun wieder mancherlei Zwischenstufen. Als eine recht interessante und relativ häufige möchte ich hier noch den „Verschwendertypus“ hervorheben, wobei ich aber gleich bemerke, dass nicht alle Verschwender hierher gehören. Bei den obigen Verschwendern ist der Intellekt gewöhnlich nicht hervorragend oder zeigt gern auffällige Ungleichheiten; der Träger ist ein abnormer Charakter von Jugend auf, der nie etwas Ordentliches gelernt und vom Ernst des Lebens nie eine Vorstellung gewinnt. Meist — es giebt aber auch Ausnahmen, wie ich z. B. Einen unter den Augen habe — hat er wenig Anhänglichkeit für die Eltern und Andere, denkt nur an sein Vergnügen, verprasst sein Geld oder macht unnütze Geschenke etc., wird aber wohl nur ganz ausnahmsweise Dieb oder Betrüger. Er ist also auch schliesslich mehr Parasit.

Ob aber Typus II in Typus I später einmal, plötzlich oder allmählich, übergehen kann, erscheint mir sehr fraglich. Wenigstens kenne ich keinen solchen Fall, auch nicht aus der Literatur. Immerhin wäre es denkbar, dass ein Angehöriger von Typus II wegen eines Delikts ins Gefängniss kommt und hier durch schlechte Gesellschaft allmählich ein so verlottertes Subjekt wird, dass er äusserlich dem Typus I ähnlich wird. Als eine Uebergangsform könnte man vielleicht jene Fälle bezeichnen, wo nur Grausamkeit für sich besteht, was nach Féré (74) oft bei jungen Leuten, noch mehr aber bei Entarteten, besonders Frauen, anzutreffen ist.

Bei Typus II kann man kaum, wie bei Typus I, von einer Entwickelung des Krankheitsbildes reden, wenigstens gewöhnlich nicht. Die Linie bleibt meist gleich hoch und bietet nur geringe Schwankungen dar.

Bei der Prognose werden die Endphasen der mor. ins. noch weiter berührt werden.

Nomenklatur und Pathogenese.

Es fragt sich nun, ob wir eine Berechtigung haben, für das geschilderte Krankheitsbild den Namen: moral insanity, überhaupt beizubehalten. Untersuchen wir alle hier aufgezählten Fälle genauer,

so lassen sie sich, ungezwungen, bis etwa auf eine minimale Gruppe, in 3 Abtheilungen mit bekannten Namen unterbringen: 1. In die der Imbecillität, 2. die der periodischen oder cyklischen Stimmungsanomalien und 3. die der psychischen Degeneration (im Magnan'schen Sinne). Früher habe ich (Näcke 2) die Eintheilung etwas anders vorgenommen, nämlich 1. Imbecille, 2. originär Verrückte, die „Paranoiden“ und 3. die minimale Klasse der echten mor. ins. Diesmal habe ich die „Paranoiden“ den psychisch Degenerirten eingereiht, während ich dafür die Klasse der periodischen Formen speziell heraushebe. Müller (15) wiederum theilt alle Fälle in zwei Gruppen ein: in Imbecillität und degeneratives Irrsein. Koch (57) zählt die moralischen Defektzustände zur angeborenen, psychopathischen Degeneration und unterscheidet, ähnlich wie wir, dann eine aktive und passive Form. Brunet (58), der den Namen „idiotie morale“ beibehält, spricht von drei Graden: idiotie, imbécillité und débilité morale. Kräpelin (64) nimmt zwei Formen angeborenen Schwachsinns an, eine davon die mor. insanity.

Die Mehrzahl der Fälle fällt wahrscheinlich unter die Rubrik der Imbecillität, wobei selbstverständlich dann der moralische Defekt im Vordergrund stehen muss. Die erbliche Belastung ist hier weniger häufig, als in den zwei anderen Gruppen. Nicht selten ist der Intellekt, d. h. das formale Denken, scheinbar intakt, so dass der Träger als durchaus gescheit gilt, zumal er so oft, bei oberflächlicher Betrachtung, einen hohen Grad von Raffinirtheit im Reden, Handeln und Unterlassen bekundet und mit höchster Virtuosität sich herauszureden weiss. Sieht man jedoch näher zu, so findet man auch bei genügender Entwickelung des Formalen wohl fast stets unharmonisches Verhalten der einzelnen Intellekt-Componenten. Bald erscheint die Wahrnehmung ungenau, flüchtig, oder die Reproduktion ist mangelhaft, oder die Association und Schlussbildung. Freilich finden wir dies oft genug auch bei Normalen. Selbst beim Harmonischsten verschieben sich die Grade der einzelnen Componenten nach dem körperlichen und seelischen Zustande, namentlich nach Affekten (Finzi 46). Auch ist auf den ganzen Verlauf der Gedankenarbeit zu achten, die beim Psychopathen häufig nicht stetig, wie normal, sondern mehr ruckweise vor sich geht.

Ob es wirklich Fälle von echter mor. ins. mit ganz intaktem Intellekte in obigem Sinne giebt, ist immer noch fraglich, wenn auch gleichwohl einmal möglich. Nach wie vor kenne ich als solchen nur den Fall Bleuler's (93) — der vielleicht selbst nicht einmal ein echter ist — da die neuerdings von Tiling (14) veröffentlichten Fälle Degenerirte betreffen und Entartete selbstverständlich sehr wohl guten Intellekt aufweisen können. Man dürfte trotzdem sogar auch hier bei anscheinend guter Verstandesthätigkeit darin gewisse Risse erblicken, dass das Han-

deln oft selbst dem Individuum schädlich ist, dass der Beruf so oft gewechselt wird, wenig Ausdauer sich zeigt u. s. f. So sagt z. B. Garnier (75) in einem Falle, wo einer binnen sechs Jahren zehnmal seinen Posten wechselte und sieben verschiedene Berufsarten begann: „ne serait-ce donc pas là une preuve suffisante de manque total de pondération, d'absence absolue de fixité dans les idées et dans les actes?“ Näher aber, glaube ich, liegt hier freilich die Erklärung der „überwerthigen“ Gefühle und Affekte. Bei den von den Italienern meist als mor. ins. gebrachten Fällen ist der Intellekt gewöhnlich schon ziemlich deutlich gestört und daher der Name: mor. ins. von vornherein falsch. Der aufmerksame Beobachter wird aber auch bei nur sehr geringer Schädigung des Verstandes gewöhnlich noch weitere krankhafte Symptome finden: nervöse Störungen aller Art, Stimmungsanomalien, möglicherweise auch einmal paranoide Ideen, Hallucinationen u. s. f. Doch kann dies vielleicht einmal ganz oder theilweise fehlen und leichte Intellektstörung dann neben dem moralischen Defektzustande, welcher aber immer die Hauptsache bildet, allein bestehen.

Wernicke (43) nimmt zwar Fälle von moral insanity mit intaktem Intellekte an, aber nur solche, die akut entstanden sind, während er dies, vorausgesetzt, dass ich ihn recht verstanden habe, für die chronischen moralischen Defektzustände, besonders aber für den angeborenen sog. moralischen Schwachsinn leugnet. Möbius (27) erklärt direkt, dass bei moralischem Defekt durchaus nicht immer Schwachsinn da sei, ohne jedoch Beweise dafür zu erbringen. Sommer (72) dagegen leugnet dies scheinbar; er sagt ausdrücklich: „Wir haben ... den allerdings seltenen Fall im Auge, dass die moralischen Defekte und der Mangel an Urtheil über die schädlichen Folgen der Handlungen für das Individuum ganz isolirte Lücken bei einem sonst geistig gut entwickelten Menschen sind.“ Er nimmt also wenigstens als konstant einen Mangel an Urtheil über die schädlichen Folgen der Handlungen für das Individuum an. Auch dieses Fehlen ist, glaube ich, meist nur ein scheinbares, da die Betreffenden sehr wohl die Folgen ihrer Thaten ermessen können, aber die Triebe eben stärker waren als ihr Urtheil.

Strikte geleugnet wird eine intellektuelle Intaktheit durch Koch (61, weniger deutlich in 57). Hack Tuke (20) nimmt dagegen solche an, ebenso Deiters (78). Sioli (17) meint, Vieles spräche dafür, dass der Intellekt hier nicht intakt sein könne, doch sah er Fälle, wo die Intelligenzschwäche im gewöhnlichen Sinne für unsere derzeitigen Untersuchungsmethoden nicht zu bemerken war. Aber auch seine mitgetheilten Beispiele zähle ich zur Klasse der Entarteten. Clouston (77) sah Fälle ohne Intelligenzdefekt, doch schränkt er diese Behauptung gleich nachher sehr ein. Penta (47) findet zwar bei der sog. mor. ins. im Gefängnisse bisweilen fast normalen, ja sogar vorzüglichen

Intellekt, aber dann diesen doch stets desequilibrirt, ungleichmässig, unproduktiv, also nicht normal. Auch bemerkt er weiter, dass scheinbare gute Intelligenz oft nur vorgetäuscht werde. Nach H. Ellis (13) ist leichter Schwachsinn „gewöhnlich, wenn nicht immer, vorhanden“. Schulze (21) konstatirt bei mor. ins. stets eine „spezifische Art“ von Schwachsinn, eine gewisse Urtheilsanomalie, gestörte associative Verknüpfung der Erinnerungsbilder. Diese Art von Schwachsinn findet sich aber, meine ich, auch sonst ohne mor. ins vor. Nach Kräpelin (64) ist der Verstand innerhalb der Grenzen des praktischen Lebens leidlich entwickelt. Er nimmt also offenbar keinen ganz normalen Intellekt an, was er noch weiter ausführt. Buchholz (18) macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die betreffenden Personen oft viel wissen, aber nichts können, also unproduktiv sind und sehr oft von unrichtigen Prämissen ausgehen. Fälle, wo nur ethischer Deffekt besteht, ohne jede nervöse oder psychische Störung, hat Fürstner (Buchholz 18) nicht gesehen und Sioli (ibidem) stimmt dem bei, wohl aber bisweilen Cramer (Penta 102). Leider sagt Fürstner hier nichts direkt über den Intellekt, der aber wohl im Obigen mit inbegriffen ist. Eulenburg (109) sah nie den intellektuellen Schwachsinn ganz fehlend und hält deshalb die mor. ins. für angeborenen Schwachsinn, meist auf degenerativer Grundlage.

Dies nur einige Stimmen. Solche auffällige Differenzen erklären sich am einfachsten wohl dadurch, dass eben alle möglichen Fälle zur mor. ins. gerechnet wurden und in der That kann bei unseren Gruppen 2 und 3 die Intelligenz scheinbar oder auch wirklich einmal eine gute, ja vorzügliche sein.

Die 2., wesentlich kaum geringere Gruppe wie die der Imbecillen, die sich übrigens oft genug mit jener vermischt — welche auch Thullié (84) und Petit (83) im Auge haben, z. T. auch Rémond (110) — ist die der Entarteten, im Sinne Magnan's, die der „dégénérés supérieurs“; natürlich ist aber nicht jeder Entartete ein moralisch Schwachsinniger. Wir haben dort meist mehr oder minder schwere hereditäre Belastung, insbesondere durch den Alkoholismus des Vaters etc.; ferner von Jugend auf Abnormitäten, wie sie früher geschildert wurden, vor Allem aber ein sehr labiles Gefühlsleben mit meist ganz plötzlichen, leichten Stimmungsschwankungen, die sogar einen periodischen oder cyklischen Anstrich haben können. Hie und da treten wohl auch einmal plötzlich Zwangsideen, Zwangstriebe, Sinnestäuschungen, paranoide Ideen, an Verfolgungs- oder Grössenwahn erinnernd, auf. Es sind dies die „abnormen Charaktere“ Koch's (29). Bezeichnend sind insbesondere die so leicht auftretenden, kurzen, gern wiederkehrenden Psychosen, die zu den „syndromes“ zählen. Der Intellekt ist oft ein recht guter, vielleicht sogar ausgezeichneter, wie z. B. in den Fällen Tiling's, die ich hierher zähle. Doch dürften auch hier intellektuelle Störungen leichterer

oder gröberer Art das Häufigere sein. Diese Gruppe hebt sich deutlich von der 1. ab, da die verschiedenen krankhaften Symptome mehr oder weniger klar in den Vordergrund treten und die Imbecilliität ganz fehlen kann. Erwähnen will ich schliesslich noch, dass unsere Bezeichnung: „die Entartungsgruppe" für diese Abtheilung mir richtiger zu sein scheint, als die des „degenerativen Irrseins" (Müller 15), da die akuten Psychosen, paranoiden Ideen, Hallucinationen etc. bisweilen ganz fehlen können, obgleich dafür hier natürlich der günstigste Boden ist. Schulze (21) hält die mor. ins. für einen allgemeinen psychischen Entartungszustand auf erblicher Basis und nach ihm liegt „in der Unfähigkeit, durch plastische Ueberlegung . . . die automatisch-egoistischen Willensinstinkte altruistisch zu modificiren, das eigentliche Kriterium der mor. insanity."

Eine 3. kleine Gruppe endlich betrifft die ziemlich reinen Fälle von leichtem periodischem Schwanken des Gefühlslebens, wie sie namentlich Kleudgen (96) uns kennen lehrte. Hier kann der Intellekt normal sein, es können paranoide Ideen, Zwangstriebe, Zwangsideen u. s. f. ganz fehlen oder nur angedeutet sein. Eigentliche Psychosen pfropfen sich hier wohl nur ausnahmsweise auf. Erbliche Belastung liegt gewöhnlich vor. Die Gruppe könnte man vielleicht dem manisch-depressiven Irrsein anreihen, doch nur in der leichtesten Ausprägung und mit Vorwiegen des ethischen Defekts. Sie wird nicht so leicht erkannt, weil der periodisch-cyklische Verlauf eben nur ein ganz leichter ist, obgleich viel deutlicher als in den zwei anderen Gruppen, weshalb sie eine specielle Hervorhebung verdient.

In praxi lassen sich also alle Fälle zwanglos in eine der obigen 3 Kategorieen einreihen. So z. B. die Fälle von Pelanda und Cainer (67), Sioli (17) u. s. f., sodass der Name: moral insanity dadurch vollkommen überflüssig erscheint. Es fragt sich nun: giebt es aber auch Fälle reiner mor. ins., die bei völliger Intaktheit der geistigen Funktionen nur moralischen Defekt erkennen lassen und also nicht in eine der obigen Gruppen rangiren? A posteriori lässt sich eine solche Möglichkeit vielleicht nicht bestreiten — selbst der Fall Bleuler's scheint mir mehr zu den Entarteten zu gehören — obgleich sie unendlich selten eintreten dürfte. A priori freilich wäre sie schwer begreiflich. Intellekt und Moral nämlich haben enge Beziehungen zu einander. Schon nach Darwin (37) haben die Menschen ihren jetzigen Höhepunkt der Moral z. T. durch Fortschritt ihrer Vernunftskräfte erreicht. Der berühmte Lubbock (39) sagt direkt: „Sittlichkeit schliesst Verantwortlichkeit in sich und ist folglich ohne Einsicht nicht denkbar. .!" Tracy (40) meint, dass Erfahrung und Belehrung unsere Unterscheidung der moralischen Eigenschaften und Handlungen erwecke. Möbius (27) hat sicher Recht mit der Aussage, dass erst ein hohe,

gute geistige Entwickelung die Einsicht gebe, wie durch Förderung des allgemeinen Wohles auch das eigene Wohl gefördert wird und nach ihm ist Gerechtigkeit: durch individuelle Vernunft geleitetes Mitgefühl. Wie der Intellekt die Moral heben kann, lässt sich im Allgemeinen leicht ersehen und man muss sich nur wundern, dass sie es nicht noch mehr thut. Buchholz (18) hat namentlich sehr schön ausgeführt, wie aus leichten geistigen Schwächezuständen ethische Defekte entstehen können und Berze (16) sagt ausdrücklich, dass gelegentlich auch bewusste Gedankenarbeit eine Rolle bei den moralischen Leistungen spiele. Nach Koch (57) findet man, je grösser die ethische Schädigung ist, desto gewisser dabei wenigstens einige primär bedingte Schädigung des Verstandeslebens. Nach Stern (104) spielt der Verstand in der Ethik eine doppelte Rolle, eine direkte und eine noch grössere indirekte, indem er in letzterem Falle auf den Willensentschluss wirkt.

Haben wir früher als das Hauptproblem der moral insanity, ja überhaupt jeglichen menschlichen Thuns und Treibens: die Darlegung der „individuellen Affektdisposition" hingestellt, so berühren wir durch das oben Angeführte, das 2. Problem, nämlich die Dissociation zwischen Intellekt und Moral in den Fällen sog. mor. ins. zu erklären, was schliesslich aber gleichfalls für alles normale Schaffen gilt, da selten ein strenger Parallelismus zwischen den beiden Faktoren besteht. Durch die neuesten Untersuchungen Munk's (71) ward gezeigt, dass der sog. Intellekt nicht, wie heute so viele Kliniker und auch Psychiater glauben, lokalisirt ist, gar noch im Stirnhirn, sondern durch Betheiligung der ganzen Hirnrinde zustande kommt, wobei wir nicht einmal sicher angeben können, ob der eine Theil mehr als der andere dabei mitwirkt. Schon die End-Ausbreitung der Sinnesorgane auf fast der gesamten Hirnrinde mit ihren reichen Associationsbahnen, kurzen und langen, spricht mehr oder minder dafür. Sollen wir uns nun die sog. „Moral" lokalisirt denken oder nicht? und wo? Da sie, wie wir schon sahen, ein hochwertiges Associationsprodukt ist und aus besonderen Gefühlen entstand, so werden wir gleichfalls das Zustandekommen der „Moral" nur aus dem Zusammenwirken der ganzen Hirnrinde erklären können. So versteht sich dann am einfachsten die nahe Beziehung von Intellekt und Moral ganz von selbst, die namentlich Spencer betont. Ebensowenig lässt sich aber auch eine häufig auftretende Lockerung zwischen beiden, ja bisweilen sogar ein reiner Gegensatz, wie in manchen sog. Fällen von mor. ins., namentlich bei den echten, leugnen. Wie ist dieser scheinbare Widerspruch zu erklären?

Ist nun schon der Ort des Aufbaues für die moralischen Werthe schwer sicher anzugeben, so ist es das Wie der Dissociation naturgemäss noch mehr. Das Räthsel der „individuellen Affektdisposition" erscheint

uns leider z. Z. unlösbar. Hier handelt es sich um eine Grundfrage der Ethik, welche die Religion freilich sehr einfach beantwortet, nicht so aber die Naturwissenschaft. Haben wir hier erst einmal den wahren Schlüssel gefunden, so würde auch die oben berührte Dissociation zwischen Intellekt und Moral sich wohl unschwer ableiten lassen, wie auch das Wesen der „Impulse“ und Triebe. Vorläufig können wir nur folgende Thatsachen feststellen, die selbstverständlich keine Erklärung des näheren Zusammenhangs in sich schliessen. Jede gemüthliche Betonung einer und derselben Vorstellung kann normal, hypo-hypernormal oder pervers sein. Pervers heisst aber hier die Betonung, die der normalen oder hypo-hypernormalen in der Richtung entgegengesetzt ist. Sind die Vorstellungen, von äusseren oder inneren Reizen direkt oder indirekt ausgehend, bewusste oder unbewusste, gemüthlich gar nicht betont, so kann sich offenbar keine Moral bilden. Es entsteht völlige Gleichgiltigkeit gegen Alles, ein wahrer moralischer Tod. Dies ist z. B. bei den tiefsten Idioten der Fall. Oder aber: die Vorstellungen sind nur wenig, aber in normaler Richtung betont; es wird dann die Moralbildung schwach ausfallen. So z. B. bei gewissen Blödsinnigen, die wenigstens einige rudimentäre altruistische Gefühle äussern können. Es entstehen so auch schwankende Charaktere, zwischen Gut und Bös sich bewegend und leicht beeinflussbar. Sind die Vorstellungen weiter übermässig, aber gleichfalls in normaler Richtung betont, so haben wir leidenschaftliche Naturen vor uns, die zwar moralisch, sogar hochwerthig sein können, aber trotzdem durch ihre Leidenschaftlichkeit leicht einmal zu Falle kommen. Ist endlich die Betonung eine perverse, so müssen noch unverständlichere Handlungen sich ergeben als bei blosser hypo- oder hypernormalen Betonung, die dem Normalen wenigstens näher stehen. Gerade bei mor. ins., spielt diese perverse Gefühlsbetonung sicher eine Rolle, wenn auch nicht in dem Masse, wie sie Tiling (14) anzunehmen scheint, am wenigsten bei unserem Typus II. Sieht man nämlich näher zu, so scheint die hypo- und hypernormale Gefühlsbetonung bei den moralisch Schwachsinnigen doch noch häufiger, als die perverse stattzufinden, ja auch die normale Betonung kommt vor. Es wird wohl keinen Fall geben, der bei allen Vorstellungen nur eine Art der Gefühlsbetonung aufweist. Gewöhnlich sind die verschiedenen Betonungen miteinander verbunden, so dass z. B. die eine Vorstellung pervers, die andere hypo- oder hypernormal, die 3. normal betont wird, und dies wahrscheinlich nicht einmal immer zu allen Zeiten. Bedenkt man ferner, wie sehr die Grade jeder einzelnen Betonung verschieden sind und sogar, wie es scheint, wechseln können, so ergiebt sich ein wahres Potpourri von möglichen Kombinationen und damit von verschiedenen Zustandsbildern. Aehnliches sehen wir ja schon, wenngleich in geringerer Ausprägung, beim Normalsten. Denn die verschiedenen

Charaktere involviren verschiedene Kombinationen von Gefühlsbstonungen ausser den perversen, wobei aber die hypo- und hypernormalen zurücktreten müssen, d. h. gegenüber der Betonung, wie sie normal sein soll. Es ist nämlich klar, dass schon für gewöhnlich die verschiedenen Vorstellungen unter-, mittel- oder überwerthig betont sein müssen, je nach ihrem Werthe für das Individuum oder die Gattung. Sache der Erziehung ist es ja, die für das Leben richtige Gefühlsbetonung wichtiger Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen anzuerziehen, wie dies ganz richtig auch O. Gross (106) sagt. Trotzdem lässt sich dies nur bis zu einem gewissen Grade erreichen, da die natürliche Betonung, welche eben den Charakter ausmacht, sich zwar teilweis durch Anerziehung von Gegenvorstellungen niederhalten, wohl aber kaum je wirklich tilgen lässt.

Auf keinen Fall kann aber, wie ich mich jetzt immer mehr überzeuge, der Intellekt allein die groben Unterschiede zwischen ihm und der Moral erklären. Dazu genügt auch nicht die Meynert'sche Hypothese. Man weiss, dass Meynert den Sitz des primären Ichs in die Basalganglien des Hirns verlegt und die Hirnrinde, den Sitz des „sekundären Ichs“ hemmend auf jene Gegend wirken lässt. Es sind damit jene Fälle ganz unvereinbar, wo bei Idioten mit schlechter Entwickelung oder gar theilweiser Zerstörung der Hirnrinde doch das primäre Ich durchaus nicht immer vortritt. Die Idioten sind sogar meist äusserst gutmütig; manche zeigen selbst gewisse altruistische Gefühle. Diesen im ganzen „Asocialen“ gegenüber begegnen wir indessen bei Imbecillen eine oft nur wenig veränderte Rinde und doch ist bei ihnen das Triebleben so sehr entwickelt, dass der Name „Antisociale“ für sehr viele unter ihnen passt [1]).

Dass der psychologische Mechanismus der moralischen Defektzustände ein sehr verschiedener sein kann, hat Berze (16) brillant nachgewiesen. Freilich sieht auch Berze den letzten Grund des unmoralischen Handelns in der „Reizbarkeit“, also in den Trieben, die er aber auch nicht näher erklären kann. Für sehr wichtig halte ich die Ansicht Störring's (12), dass bei ethischen Defekten stets eine Herabsetzung in der Intensität der gesammten, reproducirten Gefühlszustände vorliegt, worauf gewisse intellektuelle Störungen beruhen. Die Entwickelung der moralischen Gefühle ist nach Störring wesentlich abhängig von der Intensität der reproducirten Gefühlszustände. Wernicke (43) findet als Grundlage der mor. ins. die „Nivellirung der Vorstellungen“ und die meisten Fälle kennzeichnet eine „eigene innere Unruhe und gereizte

[1]) Freilich sind bei Imbezillen und Idioten gerade die Basalganglien noch wenig genau untersucht worden, so viel ich sehe, namentlich bez. ihrer Verhältnisse zur Hirnrinde. Doch lässt sich wohl annehmen, dass die meisten pathologischen Veränderungen gerade in letzterer stattfanden, wenn auch nicht ausschliesslich.

Stimmungslage.“ Dass die „Nivellirung der Vorstellungen“ durch die gereizte Stimmung erfolgt, sagt er freilich nicht, was doch offenbar der wahre Grund ist. Wir werden später sehen, dass Penta (52) die mor. ins. für ein Kunstprodukt des Gefängnisses erklärt[1]), oder durch eine vorangehende Krankheit, besonders die jugendliche Demenz bewirkt. Viele Verbrecher sind nach ihm (47, 52) nur „Primitive“ d. h. durch ihr Milieu im moralischen Fühlen Zurückgebliebene. Aehnlich erklärt Piepers (65), dass der „état criminel est inné, cependant cette tendence n'est ni pathologique ni effet de dégénérescence, c'est simplement un arrêt partiel de développement de l'évolution altruiste.“ Er ist wohl der gleichen Meinung wie Penta, dass nämlich die besseren Keime zwar da sind, aber durch das Milieu am weiteren Gedeihen verhindert wurden; nur dass er dies bei allen Verbrechern voraussetzt, Penta dagegen bloss bei vielen. Agostini (70) sieht als Grund der „véritable imbécillité morale“, eine „altération permanente du sens moral“ an, die durch gänzliches Fehlen der „centres psycho-éthiques“ bedingt ist. Tritt dazu noch die „impulsivité“, die den Hauptcharakter des Wilden darstellt, so haben wir nach ihm den „criminel-né“ vor uns. Und diese „imbécillité morale“ erzeugt den „type sauvage“. Verf. ist also mit kühnen Behauptungen schnell zur Hand! Das also sind nur einige Aeusserungen, um zu zeigen, wie verschieden die Erklärungsversuche lauten.

Der vage und komplexe Begriff: Temperament lässt sich scheinbar auch auf unsere zwei Haupttypen anwenden, indem wir den Typus I, den antisocialen, die mor. ins. der Autoren *κατ' ἐξοχὴν*, als sanguinisch-cholerisch, den Typus II dagegen als mehr apathisch-melancholisch hinstellen könnten. Tiling und van Deventer bezeichnen den moralisch Schwachsinnigen als sanguinisch Minderwerthigen. Wir haben hier aber mehr als ein blosses Temperament. Hier giebt es, wie wir schon sahen, zum Theil anomale Gefühlsweisen und -Aeusserungen, worauf das Hauptgewicht zu legen ist. Am allerwenigsten erklärt uns das Wort die Pathogenese. Ich halte daher die Wiedereinführung des Wortes: Temperament, seitens v. Deventer's, Tiling's, del Greco's etc. hier und bei den Psychosen überhaupt für verwerflich. Wir sind froh, endlich dieses Wort aus unserem psychiatrisch-psychologischen Wortschatze streichen zu können. Besser ist schon unsere Anwendung der Namen: „aktive und passive Formen der mor. ins.“, die an sich nichts weiter präjudiciren, freilich auch nur sehr subjektiv sind.

Aus unseren Darlegungen geht daher bez. des letzten Grundes der mor. ins. ein „ignoramus“ hervor. Begnügen wir uns also vorläufig mit

[1]) „. . . è solo un artificio . . . mentre non era congenita la delinquenza, ma solo il difetto psichico . . .,“ sagt er wörtlich.

der Festlegung der zwei Hauptprobleme der hierbezüglichen Forschung. Bei dieser Sachlage kann natürlich von einer pathologisch-anatomischen Begründung der mor. ins. nicht die Rede sein. Nur soviel lässt sich sagen, dass wir bei unseren Fällen im Allgemeinen die Hirnveränderungen unserer drei Kategorien finden werden. Von der 4. Gruppe endlich, der echten mor. ins., lässt sich überhaupt hierbezüglich nichts aussagen, da wir noch keine Sektionsbefunde darüber besitzen, ja wahrscheinlich noch nicht einmal einen absolut einwandsfreien Fall überhaupt. Aber alle pathologischen Ergebnisse der übrigen Fälle sind für unsere Hauptprobleme belanglos.

Zuzugeben ist also zum Schlusse, dass es eine, wahrscheinlich anatomisch begründete und klinisch demonstrable echte mor. ins. geben kann, d. h. alleiniger Defekt der Moralität bei intaktem Intellekt. Diese klinischen Fälle sind z. Z. aber so verschwindend selten, wenn sie überhaupt vorkommen, dass sie praktisch aus der Betrachtung ausgeschieden werden können und alle sog. Fälle von mor. ins. in die drei obigen Gruppen gebracht werden müssen, womit jeder Grund fehlt, den Namen mor. ins. weiter zu behalten und so unsere traurige psychiatrische Nomenklatur noch weiter zu verwirren. Höchstens könnte noch nach Müller's (15) Vorschlag ein Zusatz wie „mit dem Charakter sittlicher Entartung“ Verwendung finden, was mir aber auch ziemlich überflüssig erscheint.

Wir sind also entschieden für die Streichung des Namens: mor. ins. Damit sind auch bei uns die Meisten einverstanden, z. B. Meynert, Binswanger (90), Mendel (91), Baer (92), Siemerling (59), Cramer (48), Benedikt (38), Sioli (17), Müller (15), Aschaffenburg (63), Ziehen (60), Eulenburg (109), scheinbar auch Buchholz (18). Dagegen sind für Beibehaltung des Namens: Kräpelin (64), Longard (89), scheinbar auch Wernicke (43), Koch (61), Manheimer (44), Svetlin (62), Schultze (21), Bleuler (93), v. Krafft-Ebing u. s. f., sowie die meisten Italiener, Franzosen, Engländer und Amerikaner. Auch Tiling (14) möchte den Namen beibehalten, dagegen hält er den von „moralischem Schwachsinn und Idiotie“ für so lange falsch, als nicht bewiesen sei, dass die mor. ins. zur Idiotie und zum Schwachsinn gehöre. Die englisch-amerikanische Rechtsprechung (Kornfeld 98) erkennt einen „moralischen Irrsinn“ an, dagegen der § 51 des deutschen St. G. B's und das Reichsgericht nicht (Aschaffenburg in Hoche 63). Am meisten haben sich nach Wernicke (43) die Juristen gegen Anerkennung der mor. ins. gesträubt und das aus guten Gründen, füge ich bei.

Analogie der mor. ins. mit dem Verhalten bei Kindern und Wilden, sowie die moral insanity bei Verbrechern.

Man weiss, dass viele Italiener, Lombroso an der Spitze, nicht nur den „geborenen“ Verbrecher, wie wir alsbald sehen werden, mit dem moral insane geradezu identifiziren, also nicht blos analogisiren, sondern dasselbe auch bezüglich der Kinder und Wilden thun, oder wenigstens die Keime der mor. ins. bei ihnen sehen. Dies ist nun gänzlich verfehlt. Sicher finden wir die Keime zu allem Bösen bereits beim Kinde — „wir sind allzumal Sünder“, heisst es in der Bibel, oder modern ausgedrückt: wir sind mehr oder minder Alle latente Verbrecher! — doch ist dies nur bei relativ Wenigen so ausgeprägt, dass man an eine mor. ins. erinnert werden könnte. Durchaus nicht alle Kinder sind wahre Lügner oder grausam — Letzteres erscheint meist nur so, weil sie den Schmerz, den sie bereiten, nicht begreifen — oder ungehorsam u. s. f. Es sind dies nur eine kleine Anzahl, und von diesen legen die Meisten diese hässlichen Eigenschaften bald ab. Siehe hierüber z. B. Scholz (24), Rassier (25), Tracy (40), Mac Donald (66), Sallilas (20) etc. Eher schon sind Kinder „kleine Majestäten“, wie Jemand sagte, doch auch nur für eine relativ kurze Zeit.

Wir haben also, soweit es sich nur um mässige Grade dieser Qualität, und nur auf kurze Zeit sich erstreckend, handelt, einen physiologischen Prozess vor uns, der in dem gegebenen Alter nicht weiter auffällt und später verschwindet, während der echte moral insane pathologisch so geartet ist. Wir haben also eine blosse entfernte Aehnlichkeit mit mor. ins. vor uns, nichts mehr! Nicht einmal mit den sekundären Fällen von mor. ins. liesse sich das Verhalten so mancher Kinder vergleichen, selbst wenn dort das Bild nur vorübergehend auftritt, da wir dann stets pathologische Gehirnveränderungen voraussetzen müssen. Wir haben so wenig Anhaltepunkte zur Annahme auch nur einer Aehnlichkeit mit mor. ins., dass Lubbock (39) sogar meint: „Kinder haben ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht und können doch nicht stets genau und instinktiv angeben, welche Handlungen recht und unrecht sind“. In der That ist das Gerechtigkeitsgefühl bei denselben meist frappant und bildet für die Erziehung eine sehr wichtige Handhabe. Das normale Kind zeigt also einen gewissen moralischen „Instinkt“, wenn ich dies Wort einmal gebrauchen darf, obgleich das Triebleben noch sehr überwiegt, eben weil die Hemmungsvorstellungen und -Gefühle noch unentwickelt sind. Aber der günstige Boden wenigstens ist gegeben. Nie ist überhaupt zu vergessen, wie Tracy (40) sehr richtig bemerkt, dass man die Handlungen der Kinder — und ich füge hinzu, gleichfalls die der Wilden — ganz anders aufzufassen hat, keineswegs vom Standpunkte der Erwachsenen. Das Verkehrteste freilich bleibt

es, wenn Lombroso und Anhang ohne Weiteres die menschliche Psychologie sogar auf Thiere übertragen wollen, wogegen schon Wundt (30) energisch protestirt.

Aehnlich verhält es sich mit den sog. Wilden. Siehe hierherbezüglich: Lubbock (30), Steinmetz (69), Brunet (58), Salillas (20). Zunächst wissen wir von ihrer Psyche noch viel zu wenig Sicheres, um eine genaue Psychologie derselben zu geben, was besonders Steinmetz (69) schlagend darthut. Es giebt eben zu viele Ausnahmen von dem gewöhnlich davon entworfenen Bilde und dies sollte uns zur grössten Vorsicht in der Beurtheilung gewisser Thatsachen mahnen. Aber selbst wenn gewisse Züge bei Allen sehr an die mor. ins. erinnerten, wäre es doch, wie bei den Kindern, nur ein physiologischer Zustand der Menschheit, kein pathologischer, und das ist das entscheidende Moment. Vergessen wir hierbei nicht, dass „normal“, wie Salillas (20) sehr schön sagt, „das bezeichnet, was in einer bestimmten Entwickelungsperiode sein muss, das Anomale ist das, was (dann) nicht sein soll.“ „Die Norm des Verhaltens stellt den Durchschnitt dar, was darüber hinausgeht, ist abnorm“ sagt Luzzato (68), wobei freilich die Grenze stets subjektiv bleibt.

Man weiss, dass es nirgends so viel moral insanes giebt, als in den Gefängnissen, der Hauptsache nach unter den Gewohnheitsverbrechern und Gewaltthätigen. Im Gegensatze dazu behauptet allerdings Tiling (14), dass sie vor wirklichen Verbrechen zurückscheuen, weil ihnen die Ausdauer fehle. „Für die Verbrecherwelt eignen sie sich fast ebenso wenig, wie für die anständige Gesellschaft.“ Damit steht er in seiner Meinung wohl isolirt da. Cramer (102) meint, dass die Verbrechen, bei denen das Minimum der Strafe relativ gross ist, bei der sog. mor. ins. selten sind. Er meint damit aber speciell Fälle, wo ein pathologisches Substrat nicht sicher nachweisbar ist.

Diese Verbrecher also werden von Lombroso und seiner Schule bekanntlich meist als „geborene“ Verbrecher „rei nati“ bezeichnet, was ich mit vielen Anderen seit Jahren bekämpfe (Näcke 1, 2, 3, 4, 6, 8)[1]), während bei uns besonders Kurella, Sommer, Bleuler, um nur einige Namen zu nennen, ganz oder theilweise dafür eintreten, immerhin die verschwindende Minderheit. Alle diese Gewohnheitsverbrecher etc. gehören zum grossen Theile einer unserer drei Kategorien der sog. mor. ins. an, während eine echte mor. ins. in unserem Sinne bisher noch nicht bekannt ward. Nach Thullié (84) bilden die dégénérés supérieurs, welche déséquilibrés und instinctifs vicieux sind, das Heer der jugendlichen Ver-

1) In Parenthese will ich hier bemerken, dass ich in der Hauptsache in der Kriminalanthropologie nur eine wichtige Nebendisciplin der forensen Psychiatrie sehe, obgleich sie in der Methodik der Anthropologie gleicht. Siehe Näcke (5).

brecher. Die Uebrigen unter den Recidivisten u. s. f. — wohl sicher die Mehrzahl — dürften nur verführte, verlotterte Menschen sein, besonders solche, die auf der Hochschule des Verbrechens, im Gefängnisse, allmählich moralisch immer tiefer sanken und so äusserlich das Bild der mor. ins. darboten. Aber auch bei jenen Anderen, trotzdem hier das endogene Moment entschieden überwiegt, besteht durchaus keine Nothwendigkeit, Verbrecher zu werden; dies geschieht immer erst durch das Milieu. Man kann sie meinetwegen mit Bleuler als „psychologische“ Verbrecher bezeichnen[1]) — dem sich auch Berze (82) anschliesst — als Solche nämlich, die dazu am meisten disponirt sind, aber die absolute Nothwendigkeit des verbrecherischen Lebens ist damit noch nicht ausgesprochen. Daher ist das ominöse Wort: „geborene Verbrecher“ falsch und am besten ganz zu streichen. Höchstens könnte man dasselbe für die unendlich seltenen Fälle von echter mor. ins. in meinem Sinne reserviren.

Havelock Ellis (13) behauptet, dass der moral insane und der „instinctive or congenital criminal“ identisch sei, doch sagt er anderwärts, dass sie „are tending to show a real relationship (not identity)“. Interessant ist es zu hören, wie ein anderer Anhänger Lombroso's, der sich jetzt glücklicherweise von den meisten Uebertreibungen seines Meisters fern hält, Penta, über die Sache denkt. Seine Ansicht ist um so gewichtiger, als wohl nur sehr Wenige Verbrecher so lange, so zahlreich und so intensiv beobachtet haben, wie gerade er. „Durch Erfahrung behaupte ich, meint er (Penta 79), dass der sogenannte delinquente nato zum grossen Theile ein Produkt des Gefängnisses ist“; anderwärts (52) begründet er dies noch weiter und bezeichnet das sog. „angeborene Verbrecherthum“ als „nur ein Kunstprodukt, eine Illusion“. Ganz neuerdings (47) spricht er von „delinquenti nati“ und „folli morali“ einer- und von „delinquenti primitivi“ anderseits. Nur bei Jenen könne man von Atavismus des Verbrechens reden, weil nur eine Krankheit die psychomotorische Entwickelung verhinderte, während bei den „Primitiven“, welche ganz uncivilisirten und isolirten Gegenden entstammten, die Entwickelung nur durch das Milieu aufgehalten worden sei. In seiner Psychiatrie endlich (80) sagt er, es sei durch Heilungsfälle erwiesen, dass es kein „angeborenes“ Verbrecherthum gäbe. Die „follia morale“ gehöre zu den „degenerazioni psychiche“ und zwar zu den schwersten angeborenen oder erworbenen. „Angeboren ist nur der moralische Defekt, nicht der Drang zum Verbrechen.“ Die meisten delinquenti nati der Lombroso'schen Schule seien nur „delinquenti abituali e professionali“. Del Greco (34) als strammer Lombrosianer vertheidigt wiederum den delinquente nato, ebenso Pelanda und Cainer

[1]) So bezeichnet Bleuler andererseits auch die moralisch Irrsinnigen.

(67), Mannheimer (44), Rémond (110) u. A. Steinmetz (69) bezeichnet es als sehr wenig wahrscheinlich, dass der wahre criminel-né dem normalen Wilden gleiche (ressemble). Salillas (20) scheint zwar den Namen: morale insane und delinquente nato beibehalten zu wollen, erklärt aber beide für „Regressive“ im pathologischen Sinne, womit er also den eigentlichen Atavismus wohl leugnet. Piepers (65) spricht von einem criminel-né, erklärt ihn aber nicht für ein Produkt der Pathologie oder der Degeneration, also auch nicht des Atavismus, sondern für eine Entwickelungshemmung [1]). Kende (81) spricht gleichfalls vom „geborenen“ Verbrecher, während Siemerling (59) ganz energisch den Verbrechertypus abweist, wie auch seine Identifikation mit dem moralisch Schwachsinnigen, welch Letzteren er auch nicht anerkennt. Berkhan (85) findet in der Lehre Lombroso's von der mor. ins., vom geborenen Verbrecher, Verbrechertypus u. s. f. nur ein Korn der Wahrheit. Garnier (54) endlich sagt: „s'il existait un criminel-né, en sens étroit du mot, ce serait à coup sûr, un malade“.

Diese Proben mögen genügen. Auf alle Fälle sieht man, wie die Auffassungen in dieser Sache noch vielfach schwanken, obgleich, bei uns wenigstens, für die Meisten die Lehre vom „geborenen Verbrecher“ und seine Identifikation mit dem moral insane, den sie übrigens gewöhnlich auch nicht anerkennen wollen, abgethan ist. Noch mehr ist man natürlich gegen eine Identifikation dieser Zustände mit der Epilepsie, wie Lombroso es will. Man weiss ja, was Alles L. in dem Begriff: Epilepsie hineinschachtelt, ein Unternehmen, das natürlich ganz verfehlt ist. Zum Schlusse möchte ich der Kuriosität halber noch erwähnen, dass Modica und Andenino (73) im Urine von einem Mörder und dazu nur bei 3 (!) Analysen eine bemerkenswerthe Armuth an Erdphosphaten fanden, wie auch bei 10 von 11 „pazzi morali“ und Verbrechern, desgleichen bei des Stirnhirns beraubten Thieren, im Gegensatze zu normalen Menschen. Man sieht, Verf. wollen offenbar, ohne es aber direkt auszusprechen, eine gewisse Identität, mindestens eine Analogie zwischen diesen drei Gruppen konstatirt wissen.

Diagnose.

Aus dem, was wir früher über unsere drei Hauptkategorien sagten, unter welche wohl sicher alle Fälle sog. mor. ins. zu subsummiren sind, geht der Gang der Untersuchung und die sich daraus ergebende Diagnose deutlich genug hervor. Zunächst muss, wie wir sahen, ein unmoralisches Benehmen durchaus in den Vordergrund treten, in aktiver

---

[1]) „. . . c'est simplement un arrêt partiel de développement de l'évoluti altruiste etc.“ sagt er.

oder passiver Form, um überhaupt die Frage einer mor. ins. zuzulassen.

Leider führten wir früher aus, dass die Begriffe: Moral, Unmoral sehr vage sind. Aber selbst wenn die Definition eine feste wäre, würden uns doch objektive Messungsmethoden fehlen (Näcke 5), um den Grad der Moral etc. festzustellen. Dies ist begreiflich, da uns schon solche für die Gefühle und Affekte abgehen, wenn wir von gewissen, messbaren Reaktionen auf Körperorgane absehen, die ja nur einen Theil derselben ausmachen. Zunächst steht wohl fest, dass Moral mit Dogmen nichts direkt zu schaffen hat. Ferner müssen wir streng zwischen Privatmoral und Thaten unterscheiden, was sich Beides nicht immer deckt, obgleich wir uns praktischer Weise vor allem an die Handlungen halten müssen. Das Hersagen der Gebote besagt wenig; schon mehr das Erklären derselben. Immerhin kann dies nur äusserlich erworbenes Gut sein, was nicht in Fleisch und Blut überging, und dies zu erkennen ist eben die Hauptsache; freilich nicht leicht, wenn man keine Thaten vor Augen hat, die den angelernten Moralsätzen direkt widersprechen. Eine scheinbar moralische That braucht weiter noch durchaus nicht moralisch bedingt zu sein und andrerseits kann bei Unmoralität doch noch ein gewisser Grund von Moral bestehen — absolut bös ist wohl ebensowenig Jemand, wie absolut gut! — der aber durch Vorherrschen böser Triebe theilweise verdeckt wird. Auch hat man billigerweise eine höhere von einer niederen Moral zu unterscheiden, die Jeder haben muss, und deshalb ist bei der Untersuchung verschieden vorzugehen. Ich habe seinerzeit (Näcke 5) vorgeschlagen, um ein gewisses Urtheil über die innere Moral, die private, zu gewinnen, den Lebenslauf vom Untersuchten sich erzählen zu lassen und hierbei besonders bei den Motiven der ausgeführten oder unterlassenen Handlungen näher zu verweilen. Freilich ist dies ein sehr grobes Verfahren, doch haben wir dafür z. Z. wohl nichts Besseres. Man weiss ja, wie vorsichtig man bei Beurtheilung der sog. „Motive“ sein muss. Selbst wenn der Befragte nicht lügt, können Erinnerungstäuschungen vorliegen, vor Allem aber ist daran festzuhalten, wie Tiling richtig bemerkt, dass nur ein kleiner Theil der Motive überhaupt dem Handelnden zum Bewusstsein kommt und oft gerade nicht das ausschlaggebende, was jede genaue Selbstbeobachtung nur bestätigen wird. Ed. v. Hartmann sucht gar die Herkunft der Motive nur im Unbewussten. Aehnliches meint wohl auch Wundt (30), wenn er, wie wir schon sahen, in den Motiven nur die mittelbare Ursache der Willensakte sieht, dagegen im Charakter die einzig direkte, welcher ja, füge ich bei, vorwiegend im Unbewussten wurzelt.

Ist nun ein unmoralisches Verhalten konstatirt, so gilt es, die Ursache davon aufzudecken und vor Allem zu fragen, ob ein krankhafter Prozess dem zu Grunde liegt oder nicht. Man muss also hierbei stets

die ganze Persönlichkeit ins Auge fassen, nicht weniger aber auch das Milieu. Die unmoralische That an sich besagt nämlich noch nichts für Krankheit. Hier hat zunächst eine genaue Anamnese bis in die früheste Kindheit zurück einzusetzen, um zu sehen, ob die Unmoralität schon von Anfang an bestand oder erst später eintrat. Weiter in letzterem Falle, ob dies pathologisch oder nur durch das Milieu bedingt war, wie vielleicht bei den meisten Gewohnheitsverbrechern, welche dies nur durch Verführung, Verlotterung wurden, obgleich ohne Weiteres auch hier ein gewisses angeborenes, endogenes, pathologisches Moment vorliegen muss, das aber dem Milieu gegenüber stark zurücktritt. Einen solchen Zusammenhang aufzudecken, ist natürlich nicht immer leicht und gelingt bisweilen überhaupt nicht, weshalb es zweifellos bequemer ist, solche Fälle dann schlankweg als moral insanes hinzustellen. Cramer (48) geht sogar so weit, zu sagen, dass es praktisch keine Möglichkeit gäbe, einen Verbrecher, einen schlechten Menschen an sich, von dem moralischen Idioten zu trennen. Dies ist gewiss nur dort der Fall, wo eine Anamnese unmöglich zu erhalten ist. Und auch dann bleibt uns für die Diagnose, allerdings eine spätere erst, der Erfolg der Strafe oder Behandlung übrig. Ist letztere bei richtiger Handhabung absolut nutzlos, so hat man einiges Recht, den ethischen Defekt als angeborenen anzusehen, obgleich auch nur mit Vorsicht, da auch bei blosser Verlotterung sehr oft, ja meist, alle Behandlung etc. sich als vergeblich erweist. In allen schwierigeren Fällen ist stets eine längere Beobachtung in der Irrenanstalt angezeigt, die so Manches aufdecken wird. Auch die Untersuchung auf Entartungszeichen wäre hier werthvoll.

Haben wir nach Möglichkeit diese grosse Klasse von mauvais sujets und Gewohnheitsverbrechern ausgeschieden, so thun wir ein Gleiches mit den „sekundären“ Fällen von mor. ins., d. h. solchen, die erst in den späteren Kinderjahren nach akuten Infektionskrankheiten, Traumen, Epilepsie u. s. f. oder gar später in der Pubertät, ja noch später entstanden, besonders durch Alkohol, allerlei körperliche und psychische Leiden etc. Diese Personen können, wie wir schon sahen, zeitweise oder dauernd die Züge der mor. ins. aufweisen. Besonders hervorzuheben sind hier die Fälle nach leichter, oft übersehener Dementia praecox oder einer anderen Form des jugendlichen Irrseins, ferner solche von leichter Epilepsie. Sommer (72) will besonders auf Letztere gefahndet wissen.

Es bleiben uns dann nur die eigentlichen endogenen Fälle von mor. ins. übrig, oder die, wo sich dieser Zustand in frühester Kindheit zeigte. Selbst diese letzten Fälle sind eigentlich sekundäre, daher streng genommen nicht hierhergehörig. Man kann sie aber trotzdem eventuell mit beizählen oder vielleicht besser als „pseudo-endogene“ bezeichnen.

Hier ist, wie bei den späteren sekundären Fällen, das pathologische Moment klar. Alle diese endogenen und pseudo-endogenen Fälle reihen sich nun in die früher besprochenen 3 Kategorien ein. Zur Unterscheidung derselben untersuchen wir zunächst den Intellekt. Die Definition des letzteren ist, wie wir sahen, noch eine ziemlich subjektive und seiner Komponenten werden verschiedene aufgezählt. Immerhin dürften: Wahrnehmungsvermögen, Gedächtniss, Association und Schlussvermögen im Allgemeinen zu seiner Charakteristik genügen. Alle diese Komponenten lassen sich nach bekannten Methoden prüfen und messen, obwohl auch dies Verfahren noch in den Kinderschuhen steckt. Das Schwierige hierbei ist, einen passenden Standard zu haben, den Durchschnitts-Intellekt zu kennen, der nur auf Grund einer grossen Menge unter gleichen Bedingungen und zu gleichen Tageszeiten oft untersuchter Personen gleicher Volksschichten und gleicher Bildung aufgestellt werden kann. Da die individuellen Abweichungen hier, wie auch auf anderen geistigen Gebieten, recht beträchtliche sind, so muss man eine ziemlich grosse physiologische Breite annehmen, bevor man eine Komponente als krankhaft geartet betrachtet. Unbedingt nöthig erscheint es, die Worte: beschränkt, wenig intelligent u. s. f. zu vermeiden und dafür womöglich objektive Zahlen und Kurven zu geben, was freilich nicht Jedermanns Sache ist. Ebenso ist das gegenseitige Verhalten der einzelnen Faktoren zu untersuchen — hier giebt es gleichfalls eine ziemlich grosse physiologische Breite! — und womöglich zahlenmässig darzustellen. Dann erst haben wir festen Grund und Boden unter uns. Auch ist endlich die Gedankenarbeit als ganzer Verlauf zu betrachten, ob sie stetig geschieht oder nicht. Würde man nicht so verfahren, wie angegeben ward, so erschiene mancher Imbecille hoch begabt (z. B. Claudius) und mancher Ungebildete dumm. Denn blosses Wissen, blosses Aufstapeln von Gedächtniskram darf nie als Intelligenz imponiren! Ferner kann eine glänzend entwickelte Seite der Intelligenz leicht über die schwach entwickelten hinwegtäuschen, wie z. B. bei Pseudo-Genies, und es ist den Psychiatern hinreichend bekannt, dass sogar unter den Schwachsinnigen und Idioten solche mit grossem Rechen- und Spieltalent sich finden. Aber auch die ganze Lebensführung ist natürlich mit in Anschlag zu bringen, da gewisse Züge auf Intelligenzschwäche deuten können, obgleich das bei sehr entwickelten Affekten wieder nur vorgetäuscht sein kann.

Sehr wichtig ist es weiter, den Stand des Untersuchten zu berücksichtigen. Bei dem Gebildeten wird man einen höheren Standard des Intellektes verlangen als bei dem einfachen Manne. In der That kann letzterer bei sehr mässig, ja sogar gering entwickeltem Verstande ein recht brauchbarer Handwerker, Arbeiter, kleiner Beamter etc. werden, während dasselbe Maass für einen höheren Beruf nicht ausreichen würde.

Freilich giebt es gleichfalls auf allen höheren Schulen nicht selten Schwachköpfe, deren Dummheit bisweilen hart an Schwachsinnigkeit grenzt und welche deshalb auch später nur kümmerlich fortkommen. Ich würde aber doch anstehen, dafür den Namen: „physiologischer Schwachsinn“ anzuwenden, da wir gewohnt sind mit: „Schwachsinn“ stets einen pathologischen Zustand zu bezeichnen, die „Dummheit“ aber noch innerhalb der physiologischen Norm fallen kann. Andererseits kann jedoch nicht nur der niedere Mann in seinem Beruf intelligent und tüchtig sein, im Uebrigen dagegen wenig Intelligenz zeigen, sondern auch oft der Gebildete. Die vielverspottete Zerstreutheit, Ungeschicklichkeit des typischen Gelehrten im praktischen Leben etc. dürfte nicht selten so aufzufassen sein. Und selbst der Begabteste wird wahrscheinlich für gewisse Arten von Thätigkeiten wenig Intelligenz zeigen, so dass man in der That mit Möbius (27) vielleicht richtiger von „Intelligenzen“ anstatt eines „Intellekts“ reden sollte. Ja, näher besehen, giebt es wohl keinen einzigen harmonisch abgestimmten Intellekt und Charakter, ausser im Kopfe von Dichtern und Optimisten. Auch hier haben wir den Tribut menschlicher Unvollkommenheit in verschiedenem Grade zu entrichten.

Noch Eins ist endlich bei Intelligenzprüfung zu bedenken. Wollenberg (v. Schrenck-Notzing 76) sagt nämlich sehr richtig, dass es vielfach schwer zu entscheiden sei, was bei einem Intelligenzdefekte auf Rechnung der endogenen Veranlagung, was auf Verwahrlosung zu setzen sei und das besonders bei mässig Schwachsinnigen der untersten Schichten, die vielfach in den Gefängnissen als undisciplinirte Gewohnheitsverbrecher sich finden.

Wer freilich nicht Zeit, Lust oder Können besitzt, um die einzelnen Intellekt-Komponenten auf oben angedeutete Art zu untersuchen, muss sich mit oberflächlicher Taxirung, eventuell mit Hilfe einiger bequemen „mental tests“ begnügen. Bei nöthiger Vorsicht wird er meist wohl das Richtige treffen, doch hie und da auch dem Irrtume verfallen, wie von Zeit zu Zeit die einander widersprechenden Gutachten selbst bedeutender Psychiater bezeugen. Besonders die Grenzfälle sind ja schwer zu bestimmen und doch gerade ausschlaggebend für die Bezeichnung: echte moral insanity (in unserem Sinne) und für die Behauptung, dass bei solcher wirklich der Intellekt normal sein kann. Starke Intelligenzstörungen bleiben schliesslich auch dem Laien nicht verborgen.

Eine nur untergeordnete Bedeutung beansprucht die Phantasie, die bei der mor. ins. in der That meist, aber durchaus nicht immer, gesteigert erscheint. Schon ihre Definition macht Schwierigkeiten und von einer exakten Untersuchungsmethode derselben ist zur Zeit wohl keine Rede.

Wir nehmen nun an, dass ein mehr oder minder deutlicher Schwachsinn sich wirklich ergeben hat. Wir untersuchen den Fall

weiterhin auf krankhafte nervöse oder psychische Symptome, namentlich auf periodische Stimmungsanomalien, paranoide oder Zwangsideen, Impulse, Hallucinationen etc. Fehlt alles dies oder ist es nur ganz schwach vertreten und in geringer Verbreitung, so werden wir ein Beispiel unserer ersten Kategorie, die des Schwachsinns mit vorwiegender Unmoralität, vor uns haben.

Tritt die Imbecillität aber zurück, oder fehlt sie scheinbar oder wirklich ganz, treten dagegen ziemlich deutlich periodische Stimmungsanomalien als Hauptcharakteristicum neben der Unmoralität hervor, so handelt es sich um einen Fall unserer zweiten kleinen Kategorie, der der leichten, periodisch-cyklischen Stimmungsanomalien. Bei dem Reste der Kranken endlich, der Hauptmasse wahrscheinlich, wenn man die vielen dazu gehörigen Schwachsinnigen mit einrechnet, tritt dies Moment wieder in den Hintergrund, undes zeigen sich mehr die somatisch-psychischen Erscheinungen der Entartung im Sinne Magnan's; damit ist unsere dritte Gruppe gegeben, die der dégénérés supérieurs. Hier sind sicherlich die körperlichen und funktionellen Stigmata am häufigsten, ausgeprägtesten und verbreitetsten — natürlich kann es auch seltene, oft nur scheinbare Ausnahmen hiervon geben — und so sind auch diese eventuell ein werthvoller Hinweis auf Degenerationszustände, da körperliche und geistige Entartung meist einander parallel verlaufen. Aber auch die zwei anderen Kategorien können solche Stigmata tragen. Insofern kann die Kriminalanthropologie, die sich ja besonders mit Entartungszeichen abgiebt, zur Diagnose mitwirken. Die funktionellen Stigmata erscheinen hierbei bedeutungsvoller als die somatischen.

Den Rest bilden endlich die, wenn überhaupt möglichen, so doch unendlich seltenen, daher praktisch kaum zu berücksichtigenden Fälle, wo alle beschriebenen Symptome ganz zu fehlen scheinen, oder kaum angedeutet sind, dabei auf der einen Seite der moralische Defekt mächtig vortritt, auf der anderen der Intellekt gut, ja vielleicht sehr gut sein kann oder doch so wenig verändert erscheint, dass wir den Träger desselben nicht zu unserer ersten Gruppe rechnen dürfen. Das wären dann die Fälle echter mor. ins. in unserem Sinne. Da hier der Defekt scheinbar allein die moralische Sphäre betrifft, so können wir recht wohl diese Fälle analog dem intellektuellen: moralischen Schwachsinn oder Blödsinn nennen. Auf keinen Fall dürfen wir aber von einem „moralischen Irrsinn" reden, wie es dem Englischen nachgebildet wurde. Damit ist schon gesagt, dass, wie der intellektuelle Schwachsinn und Blödsinn durch fehlerhafte Anlage oder Krankheitsprozesse bedingt ist, also einen krankhaften Prozess darstellt, das Gleiche beim moralischen Schwachsinne anzunehmen ist.

Früher sahen wir schon, dass alle Fälle der mor. ins., auch wahrscheinlich die wenigen echten, wenn es solche giebt, nach einer anderen

Richtung hin, in die zwei Hauptgruppen, in die der mehr aktiven, bösartigen und der mehr passiven, meist mehr harmlosen, mit vielen Zwischenstufen und Kombinationen, zerfallen. Wir fanden ferner, dass der Grund hiervon in dem Vorwiegen oder Darniederliegen des Affekt- und Trieblebens, vor Allem in seiner anomalen Bethätigung, liegt. In beiden Fällen ist der Zugehörige ein krasser Egoist, der aber im zweiten Falle nur wenig sich oder anderen zu schaden braucht und so gewöhnlich nicht gemeingefährlich zu gelten hat. Im ersten Falle dagegen ist er der gewöhnliche Antisociale.

Prognose.

Aus obigen kurz angedeuteten diagnostischen und differentialdiagnostischen Bemerkungen geht die Prognose der „primären Fälle“ eigentlich von selbst hervor. Fangen wir gleich mit den so überaus seltenen und noch recht zweifelhaften Fällen echter mor. ins. an, so ist klar, dass hier die Voraussage ebenso ungünstig lauten muss, wie bei intellektuellem Schwachsinn oder Blödsinn. Wo Agenesie, mangelhafte Entwickelung oder pathologische Veränderung des anatomischen Substrats vorliegt, ist gewöhnlich Hopfen und Malz verloren. Immerhin wäre es denkbar, dass man einmal einem „Pseudofalle“ gegenüber stände, wie es ja hie und da auch bei Idiotie geschieht. Es sind nämlich sicher Fälle beobachtet, wo anscheinend tief blödsinnige Kinder — meist dann wohl solche, wo der Zustand sich allmählich nach Krankheit etc. entwickelt hatte — später geistig wesentlich sich hoben oder gar heilten. Wir können dann nur annehmen, dass Keime der Entwickelung noch vorlagen, aber lange inaktiv blieben und so den Blödsinn vortäuschten, bis sie einmal, aus irgend welcher Ursache, sich plötzlich zu entwickeln begannen, sogar bis zu normaler Höhe. Aehnliches wäre also wohl auch bei scheinbar echter mor. ins. möglich. Hier gedenke ich beiläufig der nicht ganz so seltenen Fälle, wo Geisteskranke sekundär ganz verblödet und verwirrt erschienen, plötzlich aber sich geistig aufhellten und durchaus gutes Gedächtniss und erhaltenen Intellekt zeigten, also nur pseudoblödsinnig gewesen waren (Näcke 7). Auch die sekundären Fälle vorübergehender mor. ins. sind wohl nur so zu erklären, dass hier die pathologischen Veränderungen des Gehirns, welche diesen Zustand erzeugten, behebbarer Natur waren und so verschwinden konnten.

Bei allen drei Gruppen der mor. ins. aber kommt es bei der Prognose 1. auf das Grundleiden und 2. auf den Grad des Trieblebens an. Ad 1 ist zu erwähnen, dass der ab ovo bestehende, mehr oder minder deutliche Schwachsinn im Allgemeinen ebenso wenig zu tilgen ist, wie die periodischen Stimmungsanomalien der 2. und die geistige Entartung der 3. Kategorie. Es kommt also schliesslich Alles auf den

Grad des Trieblebens an. Ist dasselbe nur mässig entwickelt, so kann man hoffen, dass mit dem Alter, mit einer passenden Erziehung und Behandlung allmählich sich hier eine Abschwächung einstellt, die freilich den Grundzustand unberührt lässt, immerhin aber die Hoffnung erweckt, noch einen leidlich brauchbaren Menschen aus dem Kranken zu machen. Ich kenne mehrere solcher Fälle.

Ist aber das Triebleben sehr stark ausgeprägt, dann dürfte jene Hoffnung gewöhnlich ausgeschlossen, höchstens nur eine gewisse Besserung möglich sein und diese vielleicht blos eine Remission darstellen. Trotzdem glaube ich auch hier eine Heilung oder wenigstens dauernde Besserung a priori nicht strikte verneinen zu dürfen. Bemerkt sei noch, dass wenn schon die Ansichten über Moralität so subjektiv getheilt sind, dies bez. der Beurtheilung des Trieblebens noch mehr der Fall ist, so dass unter Umständen die Meinungen bezüglich einer erzielten Abnahme desselben verschieden lauten werden.

Bisher haben wir aber nur die aktiven gemeingefährlichen Formen der mor. ins. im Auge gehabt. Die obigen Darlegungen dürften im Allgemeinen jedoch auch für den mehr passiven Typus II Geltung haben, obgleich hier die Prognose vielleicht im Ganzen eine bessere ist.

Betrachten wir das grosse Heer der sog. „instinktiven“, „geborenen“ Verbrecher Lombroso's und der mauvais sujets draussen in der Freiheit, so hat Lombroso selbst zugegeben, dass Viele sich unter den Ersteren bessern können und so eine leidliche „Symbiose“ mit der Gesellschaft ermöglichen, was natürlich auch von den Anderen gilt. Das zeigt aber, dass sie wohl nie moral insanes in unserem engsten Sinne waren, sondern entweder einer unserer drei Kategorien angehörten oder aber — vielleicht sogar in der Mehrzahl — verführte, verlotterte Elemente darstellten, bei denen der exogene den endogenen Faktor überwog (Näcke 8) und welche daher eine noch bessere Prognose darbieten, als die übrigen. Freilich ist die Hoffnung, diese Art der „Recidivisten“ zu heilen, auch nur eine sehr geringe, wie jeder Jurist weiss, und der Name „Unverbesserliche“ schon besagt, der fast synonym mit „Gewohnheitsverbrecher“ gebraucht wird. Daran ist allerdings im Grunde vielleicht mehr das Gefängnisssystem schuld, als der Zustand der Verbrecher selbst. An und für sich müssen sie ja eher heilungsfähig sein, als jene anderen Verbrecher mit vorwiegendem endogenen Faktor.

Die verschiedene Prognose, je nach Lage der Fälle, wird auch von verschiedenen Autoren betont, z. B. von Berze (16). Müller (15) will sogar nie an der Heilungsmöglichkeit zweifeln. Wir bemerkten schon früher, dass für Penta (80) eben die Heilungsmöglichkeit des „angeborenen Verbrecherthums“ beweise, „che la delinquenza congenita non esiste e non può esistere“, während er anderwärts (47) die Gewohn-

heitsverbrecher für wenig erziehbar erklärt. Gewisse Fälle geheilter mor. ins. giebt auch Mannheimer (44) zu, obwohl er sagt, dass „certains cas de guérison .... semblent bien n'être que des remissions“. Dagegen hält Clouston (77) die meisten Fälle für unheilbar. Ziehen (60) stellt bei debilen Kindern mit ethischen Defekten die Prognose als eine sehr schlechte hin.

Therapie.

Auch die Behandlung ergiebt sich schliesslich aus dem Vorangehenden. Liegt wirklich einmal ein wahrer Fall echter mor. ins. vor, so kann von einer Therapie kaum die Rede sein. Hier heisst es meistens ganz einfach, die Gesellschaft vor solchen Personen zu schützen, und zwar in besonderen Anstalten, zwischen Gefängniss und Irrenanstalt stehend, also in einem Krankenhause mit etwas strenger, doch nicht gefängnissartiger Zucht. Weniger zu empfehlen wären Spezialanstalten für irre Verbrecher, wie sie z. B. Penta (47) vorschlägt. Eventuell muss die Internirung zeitlebens erfolgen, doch wären zwischendurch vielleicht gelegentlich Beurlaubungsversuche angängig. Neben passender, vorwiegend körperlicher Beschäftigung im Freien wird man der Ernährung und der moralischen Erziehung seine besondere Aufmerksamkeit widmen. Es könnten ja Fälle vorkommen, wo trotz äusserer Aehnlichkeit mit der wahren Form von mor. ins. doch noch gesunde, aber noch unentwickelte Keime bestehen. Hier dürfte dann eine rationelle Behandlung geradezu glänzende Erfolge aufweisen. Eher besteht noch die Möglichkeit bei den echten Fällen, dass allmählich das Triebleben schwächer wird und so doch noch eine leidliche „Symbiose“ zu Stande kommt.

Die grosse Masse der sog. „Unverbesserlichen“, die also mehr aus verlotterten Elementen besteht als aus Angehörigen unserer drei Kategorien, wird man ruhig im Gefängnisse belassen, doch ist anzustreben, dass Letzteres nach und nach mehr den Charakter eines Kranken- und Erziehungshauses erhalte. Die Behandlung wäre dann die gleiche wie im vorigen Falle. Treten einmal Psychosen auf, dann sind die Gefangenen, so lange das Triebleben in unangenehmer Weise sich geltend macht, am besten in einem Adnexe am Strafhause aufgehoben, wo irre Verbrecher behandelt werden, wie ich dies an anderer Stelle (Näcke 6) ausführlich darlegte. Nach Einbusse der bösen Eigenschaften können sie bei Fortbestehen des Irrsinns ruhig einer gewöhnlichen Irrenanstalt übergeben werden. Auf alle Fälle sind aber die verlotterten „Unverbesserlichen“ auf unbestimmte Zeit im Gefängnisse zu behalten. Hier wird, wie wir schon sahen, die Möglichkeit einer Heilung oder wenigstens Besserung noch a priori eher möglich sein, als bei anderen Formen der mor. ins. Cramer (Penta 102) möchte in den seltenen Fällen, wo

man einen pathologischen Hintergrund nicht sicher nachweisen kann, auch für Erwachsene die bedingungsweise Aufhebung der Strafe angewandt wissen.

Bei den gewöhnlichen Fällen unserer drei Kategorien, die natürlich auch im Gefängnisse vorkommen, namentlich unter den Gewohnheitsverbrechern, wird man zunächst die Grundkrankheit zu beheben suchen, was freilich höchstens einmal beim Pseudo-Schwachsinn gelingen dürfte. Die Art der Behandlung wird hier, soweit es sich nicht um Gefangene handelt, die am besten im Adnexe des Strafhauses unterzubringen sind, eine eigene Anstalt sein, ein Zwischending von Gefängniss und Irrenanstalt, mit derselben Behandlung wie früher angedeutet. Voraussetzung ist aber, dass der Gefängnissarzt psychiatrisch so weit vorgebildet ist, um die degenerirten, minderwerthigen Elemente unter den Gefangenen herauszufinden und dass er oder ein wirklicher Psychiater sie in dem Adnex etc. behandelt (Näcke 6). Tritt das Triebleben hier mehr zurück, so wäre auch ihre Behandlung in einer gewöhnlichen Irrenanstalt — wo auch die „syndromes“ der in Freiheit Lebenden eventuell kurirt werden könnten — nicht weiter zu beanstanden, soweit sie natürlich nicht etwa auch depravirend wirken. Die koloniale Verpflegung käme für manche Fälle gewiss in Frage, vielleicht könnte sie sogar verallgemeinert werden.

Bisher betrachteten wir nur die „aktiven“, mehr oder weniger antisocialen Fälle und zwar die der unteren Volksschichten. Wie steht es nun, wenn sich solches in gebildeten Ständen ereignet? Dann wird zunächst oft Geld, Protektion etc. Manches längere Zeit hindurch verdecken können, während der Unbemittelte sehr bald ins Gefängniss wandert. Nach erfolglosem Versuche mit verschiedenen Berufsarten wird der Vater eines solchen Unglücklichen versuchen, ihn nach Amerika zu spediren — früher ein sehr beliebter Ausweg! — oder einer Anstalt oder Privatpflege übergeben. Gewisse Privatanstalten, wo Güte mit Strenge sich harmonisch paaren, wie z. B. das Rauhe Haus, sind hierfür gewiss geeignete Stätten, die viele schöne Resultate aufzuweisen haben. So kenne ich z. B. einen jungen Menschen aus anständiger Familie, intelligent und gut von Natur. Derselbe war als Schüler schon offenbar in zweifelhafte, vielleicht päderastische (?) Gesellschaft gerathen, bei mangelnder Aufsicht zu Hause. Er ward lüderlich, faul, schwänzte die Schule, log wie gedruckt, stahl etc., war gegen alle Ermahnungen unzugänglich und zeigte nie Reue. In der Noth schickte die Mutter, eine Wittwe, den Jungen in eine Privatanstalt für Taugenichtse, wo er sich soweit besserte, dass er zu Verwandten nach Auswärts gehen, einen Beruf dort ergreifen konnte und sich, soweit die Nachrichten reichen, gut zu machen scheint. In einem anderen Falle, ein Mädchen betreffend, scheint gleichfalls nach längerem Aufenthalte in einem ähnlichen Institute ein günstiger

Erfolg vorzuliegen. Privatanstalten sind sicher staatlichen Besserungsanstalten im Allgemeinen vorzuziehen, weil sie 1. wegen der geringeren Zahl von Zöglingen besser individualisiren können und 2. wohl auch weniger desperate Schüler aufnehmen. Die staatlichen Besserungsanstalten sind z. T. geradezu als wahre Brutstätten für künftige Verbrecher anzusehen, weshalb mit Recht von autoritativer Seite vorgeschlagen wird, solche Schüler lieber in Kolonien oder noch besser in Privatpflege zu geben.

Am werthvollsten nämlich erscheint die Privatpflege — leider zur Zeit nur für Wohlhabende erreichbar! — doch nur unter ganz bestimmten Bedingungen. Die Familie muss auf dem Lande leben, nicht zu gross und alle Glieder derselben erwachsen sein. Vor Allem jedoch soll das Oberhaupt rechtlich, religiös, streng und wohlwollend zugleich sein und soviel Zeit übrig haben, dass es sich der speziellen Erziehung des Zöglings widmen kann. Dies geschieht am besten in der Familie eines Landgeistlichen, Försters, Gutsbesitzers u. s. f. Gerade das Landleben mit der gesunden Luft, kräftigen Kost und Aussenarbeit ist hier sehr am Platze. In einem solchen Falle sah ich durchschlagenden Erfolg, In einem andern ward ein leicht schwachsinniger Mensch, der seinen Eltern viel Kummer bereitete, nichts Ordentliches gelernt hatte und wohl zur sog. mor. ins. gezählt werden konnte, einer Privat-Irrenanstalt, dann aber einem Landgeistlichen übergeben, wo er sich sechs Jahre lang vorzüglich hielt, bis er dann plötzlich seinen raptus bekam, durchbrannte, einige Tage herumsoff und hurte, von der Polizei sistirt und der früheren Anstalt zurückgeführt ward, welche ihn sehr bald in eine Staatsanstalt überführen liess. Hier ward er nach einem Jahre entlassen als völlig harmlos, kam in Privatpflege, wo er sich gleichfalls, abgesehen von kleinen Trinkexcessen, gut hielt, jedoch schliesslich aus taedium vitae mit 30 g Chloral sich vergiftete.

Der Pflegevater wird namentlich das Triebleben streng ins Auge fassen müssen, besonders zur Zeit der Geschlechtsreife und hier jeden Alkoholgenuss prinzipiell verbieten. Je gebildeter, intelligenter der Zögling ist, um so mehr kann die Intelligenz mit zur Kräftigung der Moral herangezogen werden. In Privatpflege soll der Junge kommen, sobald es zu Hause mit ihm absolut nicht mehr gehen will. Fremde Umgebung, fremde Autorität wirken als solche oft schon günstig ein.

Doch auch in der eigenen Familie lässt sich durch scharfe Beobachtung, Güte und Strenge zugleich, viel erreichen. Wo schon der Säugling pathologische Züge aufweist, oder das ganz junge Kind, muss der Hausarzt zugezogen werden. Später sind die Kameraden gut zu wählen, nicht am wenigsten auch auf die Dienstboten, ja sogar Erzieher zu achten, die leicht das Geschlechtsleben zu früh erwecken oder gar in perverse Richtung leiten können (Bloch 101). v. Krafft-Ebing (112)

verlangt, dass man den intimen Verkehr eines belasteten Knaben nur mit einem Geschlechte verbiete, ihn nicht in ein Pensionat bringe, sondern ihn mit anderen Knaben erziehen lasse, und giebt noch weitere Massregeln an, um ja einem vorzeitigen oder perversen Geschlechtstriebe zu begegnen. Die Kinderlektüre ist streng zu überwachen und das Ueberlassen der ganzen Bibel erscheint hierbezüglich bedenklich, wie auch Bloch hervorhebt. An die Möglichkeit der Onanie ist stets zu denken und letztere bei Zeiten zu bekämpfen. Ob hier die hypnotische Suggestion wirklich so nützlich ist, wie Bérillon (100) behauptet, ist wohl noch sehr fraglich, unwahrscheinlicher aber noch mehr der günstige Einfluss derselben bei „perversité morale“. Hier wird wohl strenge Zucht und gutes Vorbild besser wirken. Besonders die gefährliche Zeit der Pubertät ist ängstlich zu überwachen und jeder Alkoholgenuss streng zu verbieten. Ist ja schon dem Normalen die Zeit der Geschlechtsreife oft verhängnissvoll und Hellpach (111) meint, es sei sicher, dass eine nicht geringe Zahl vorher ganz gesunder Menschen aus den Jahren der Geschlechtsreife nervös hervorgingen. So kann vielleicht noch Mancher vor späterem Gefängniss oder Irrenhaus bewahrt bleiben und zu einem leidlich brauchbaren Menschen heranwachsen. Während der Geschlechtsreife vergesse man auch nie die Phantasie zu zügeln, nicht am wenigsten durch Kontrolle der Lektüre. Nach Keude (81) werden später die Schwachsinnigen, die „geborenen Verbrecher“, durch die Presse in ihrem Thun und Treiben sehr beeinflusst und ähnlich spricht sich Thullié (84) aus.

Bezügl. der Behandlng haben die Autoren im Allgemeinen die gleichen Ansichten wie ich. Namentlich wird vor dem Irrenhause gewarnt, wo solche Kranke nicht hingehören und wo sie sich am wenigsten bessern. Letzteres ist aber nur z. T. wahr, da ich Fälle kenne, wo auch in einer Irrenanstalt wesentliche Besserung eintrat. Mit Recht rühmt H. Ellis (13) die grossartigen Erfolge in Elmira für derartige Fälle, besonders durch angewandte Gymnastik, Massage u. s. f., mag uns dabei auch so manches in der Erziehungsmethode etwas „amerikanisch“ vorkommen. Jedenfalls dürfte in den schliesslichen Erfolgen wohl kaum ein anderes Institut damit in Wettbewerb treten. Benedikt (38) meint, dass sich der sog. mor. ins. fürs Zuchthaus eigne, womit wohl nicht immer jeder einverstanden sein wird. Was aber schon in der Privatpraxis durch körperliche Behandlung und pädagogische Erziehung geleistet werden kann, beweist Valentin (86) an einem geheilten Falle. Auch Brunet (58) erhofft viel von einer langen und sachgemässen Erziehung. Vielleicht leistet hie und da auch einmal Suggestion oder solche in der Hypnose Gutes, wenn man auch die sanguinischen Hoffnungen Bérilleri's (100) der aber nur hypnotische Suggestion in gewissen Fällen angewendet wissen will — nicht zu theilen braucht. v. Schrenck-

Notzing (97) berichtet, wie durch Liébault in einem Falle ein normales sittliches Gefühl durch allmähliche suggestive Dressur abgeschwächt wurde. Man könnte also vielleicht auch das Gegentheil erzeugen. Koch (61, 29) verlangt für die sog. mor. ins. weder Irrenanstalten noch Zuchthäuser, sondern besondere Anstalten, wie die meisten auch, so z. B. Deiters (78), Thullié (84), Petit (83). Laquer (87) will mit Recht von den für schwachsinnige Kinder so nöthigen Hilfsschulen die Epileptiker und moralisch Schwachsinnigen fernhalten, weil diese nur einen verderblichen Einfluss auf die anderen haben. Sie sollen nach ihm in Zwangserziehungshäuser kommen. Barr (53) verwirft wieder letztere — wohl mit Recht! — und plädirt für Arbeitskolonien. Sante de Sanctis (88), der grosse Erfahrung bez. Erziehung von Schwachsinnigen besitzt, erklärt, dass die moralische Erziehbarkeit mit der intellektuellen nicht oft parallel laufe. Ziehen (60), gleichfalls eine hierbezügliche Autorität, will solche Kinder in „ärztliche Pädagogien“ geben, Arme in Idiotenanstalten, keineswegs aber in Korrektionshäuser. Diese Auslese von Meinungen dürfte wohl genügen. Auf alle Fälle ist es selbstverständlich, dass eine Entlassung der Behandelten im Allgemeinen nicht eher stattzufinden hat, als bis das „redressement moral“ gelungen ist. Immerhin dürften aber vorher schon hie und da Beurlaubsversuche angezeigt sein.

Was geschieht aber mit den passiven, harmlosen Fällen des Typus II? Diese können bei Wohlhabenheit ruhig im Elternhause verbleiben, wenn dasselbe die nöthigen Garantien für eine entsprechende Erziehung gewährt. Die Kindereien, Dummheiten werden nicht weiter stören. Schwieriger schon wird es sein, der eventuellen Verschwendungssucht zu steuern und einen passenden Berufszweig zu wählen. Geht es nicht, so muss gleichfalls die Unterbringung in eine Privatanstalt oder in Privatpflege eines Landgeistlichen u. s. f. in Frage kommen. Diese Fälle bieten für Heilung und Besserung im Allgemeinen günstigere Chancen dar, als die „aktiven“ Fälle, wie schon früher mitgetheilt ward. Für die Irrenanstalt passen sie meist nicht.

Einer sehr wichtigen Frage wäre endlich noch zu gedenken, die aufzuwerfen gewöhnlich ganz vergessen wird. Wenn diese Desequilibrirten etc., die „moral insanes“, heirathen, so lässt sich leicht voraussagen, was aller Wahrscheinlichkeit nach für Kinder solchen Ehen entspriessen werden, zumal bekanntlich Entartete aller Art sich gegenseitig gern anziehen. Da nun Eheverbote für diese Klassen kaum je sich werden durchbringen lassen und da sie zudem sehr illusorisch wirken würden, weil dann um so mehr ausserehelich gezeugt würde, was die traurigsten Folgen hätte, so bleibt nur ein Zweifaches zu thun übrig. Entweder man behält solche Elemente der schlimmsten Art in Gefängnissen oder in anderen Anstalten so lange zurück, bis die

Zeugungskraft wahrscheinlich erloschen ist. Dies wäre, wenn unterdes eine wesentliche Besserung oder gar Heilung einträte, grausam und nicht einmal sicher. Oder aber es liesse sich für bestimmte Fälle, zunächst theoretisch, die Kastration empfehlen, was ich s. Z. eingehend begründet habe (Näcke 10). Dieser radikale Vorschlag ist nicht etwa ohne Weiteres als utopistisch beiseite zu lassen, und ich zweifle nicht daran, dass er dereinst, zuerst wahrscheinlich in Nordamerika, zur Ausführung gelangen wird, da er, meine ich, viel mehr pro als contra aufweist. Wer freilich den durch Ehen von Entarteten aller Art entstandenen Nachwuchs für eine quantité négligeable hält und glaubt, dass die Welt sich von selbst dieser Bedauernswerthen allmählich ohne Schaden zu nehmen entledigt, der braucht keine Vorschläge nach obiger Richtung hin. Ohne zu den socialen Pessimisten zu gehören, meine ich aber doch, dass die Gefahr einer möglichen menschlichen Entartung mit immer grösserer Civilisation eher zu- als abnimmt. Daher soll der sociale Hygieiniker und Prophylaktiker an gewisse Vorkehrungsmittel bei Zeiten hier denken und sich nicht allzusehr auf die Vortrefflichkeit der „besten aller Welten“ verlassen. Ein eigenthümliches Licht hierauf wirft die Bemerkung Leppmann's (113), wonach sociale Ursachen allein nicht die Zunahme der Verbrechen erkläre, sondern die Zunahme der geisteskranken, besonders der geistig minderwertigen Elemente unter den Rechtsbrechern. Es befanden sich in Moabit z. B. 30 % erblich Belasteter, während draussen 1—5 % zu zählen sind. Er glaubt, dass es jetzt mehr Minderwertige unter den Gefangenen gäbe, als früher. Naiv finde ich zu glauben, wie Koster (114) es thut, dass „Hebung des moralischen Bewusstseins, welche dem Degenerirten die Fortpflanzung verbietet“, wirklich möglich ist.

Aetiologie.

Die Fälle, die wir zunächst im Auge hatten und schematisch darstellten, sind nur die angeborenen, die eigentlichen Fälle von sog. mor. ins. Neben ihnen giebt es jedoch bekanntlich eine grosse Menge später erworbener, also sekundärer Fälle, die am besten auszuschalten sind. Bekannt ist ja, dass nach allen möglichen körperlichen Leiden, noch mehr aber nach psychischen, vorübergehend, bisweilen auch andauernd, Gefühls-Defekte aller Art sich ausbilden, die den primären Fällen von mor. ins. äusserlich sehr nahe stehen können. Die Aehnlichkeit wird noch täuschender, wenn der Intellekt dabei gar nicht oder kaum gelitten zu haben scheint. Dann ist die Differentialdiagnose oft nicht leicht und nur eine genaue Anamnese kann hier vor Irrthum bewahren. Bekannt ist namentlich, dass fast jeder Irre während seines Leidens ethisch mehr oder minder verkümmert, fast ausnahmslos wohl

bei chronischen Formen. Noch mehr ist dies der Fall bei Epilepsie, Hysterie, nach Kopfverletzungen und besonders im Verlauf von Alkoholismus und anderen chronischen Vergiftungen. Aber auch alle langdauernden Körperleiden, insbesondere die organischen Gehirnkrankheiten werden mehr oder minder von Gemüthsdefekten begleitet. Dies geschieht ja schon physiologischerweise im Alter, im Klimakterium, wenn auch meist nur leise angedeutet. Ganz einzig und deshalb psychologisch bedeutsam ist die Selbstbeobachtung von Baelz (50), der bei einem furchtbaren Erdbeben in Japan urplötzlich in seinem Innern alles höhere Gefühlsleben erloschen fand, alles Mitgefühl für andere, selbst das Interesse für seine bedrohte Familie und für sein eigenes Leben und dies bei völlig klarem Verstande. Er fühlte sich ganz als „Herrenmensch". Dieser Zustand, der der mor. ins. sehr ähnelt, war aber ebenso schnell verschwunden, als er gekommen war.

Bei den primären Fällen von sog. moral insanity besteht meist mehr oder weniger erbliche Belastung, von väterlicher, mütterlicher Seite oder von Seiten beider Eltern, oder Grosseltern, eventuell auch in Nebenlinien und zwar als Geistes-Nervenkrankheit, Apoplexie, Alkoholismus, Selbstmord, Epilepsie, vielleicht auch Verbrechen, wozu man auch nach dem Vorschlage der Franzosen noch die Tuberkulose und die chronisch-rheumatischen Affektionen, besonders die Gicht zu rechnen hätte. Nach Manheimer (44) soll namentlich gern eine „hérédité hystérique et épileptique" sich vorfinden. Es könnte vielleicht auch einmal Zeugung während des Rausches für die Kinder solche schlimme Folgen haben, doch ist der wissenschaftliche Nachweis eines derartigen Zusammenhanges, wenn überhaupt möglich, hier, wie auch sonst, unendlich selten zu führen, trotzdem ein solcher leichtsinnigerweise ohne Spur von Beweisführung von vielen Autoren für das Entstehen von Idiotie, Epilepsie etc. vorgebracht wird. Freilich kommen auch Fälle vor, wenn auch selten, wo jede erbliche Belastung fehlt, und dann hat man nach anderen Ursachen zu fahnden. Diese könnten schon in der Ernährungs- und Lebensweise der stillenden Mutter liegen, besonders wenn sie unter schweren, gemüthlichen Affekten die Schwangerschaft durchzumachen hatte. Auch an die vielen Gefahren des partus ist zu denken. Lange Wehendauer, Krampfwehen, enges Becken, Zange, Nabelschnurumschlingung, nachfolgender Kopf etc. können das kindliche Gehirn schwer gefährden, noch mehr natürlich, wenn erbliche Belastung zutritt. Gerade diese Punkte bez. der Schwangerschaft der Mutter und der Entbindung sind z. Z. bei den moral insanes noch wenig untersucht und sind doch sehr wichtig. Einen merkwürdigen Fall von Häufung vieler schädlichen Momente erzählt Barr (53). Ein ganz jugendlicher Verbrecher war schwer erblich belastet, schwer entbunden worden, hatte wiederholt Meningitis und alle möglichen Kinderkrankheiten durchgemacht. Er

war geistig und ethisch zurückgeblieben und wies körperliche und psychische Stigmata auf.

Auch unzweckmässige Ernährung und Hygienie im Kindesalter, ferner die verschiedenen, besonders infektiösen Kinderkrankheiten oder gar früher Alkoholgenuss sind zu fürchten. Nicht am wenigsten wirkt aber eine nachtheilige, verkehrte Erziehung. Letztere ist oft gerade häufig in Familien, wo Geistes-, Nervenkrankheiten, Epilepsie etc., besonders aber Alkoholismus zu Hause sind. Die Autorität der Eltern ist hier mangelhaft, das Beispiel schlecht und so ist krankhaften Keimen der günstigste Boden zum Wuchern gegeben. Wir wissen zudem, dass Psychopathen sich gern sexuell anziehen und bei einer solchen Heirath muss die Belastung natürlich eine stärkere und die Erziehung eine traurigere werden, als sonst. Am schlimmsten damit bestellt ist es freilich bei unehelichen Kindern, die man namentlich unter den Gewohnheitverbrechern und Huren so oft antrifft. Waren doch z. B. unter 18000 Gewohnheitsverbrechern nach Leppmann (113) 2000 unehelich geboren und 6000 hatten vor dem 6. Jahre Mutter oder Vater oder beide verloren! Dass aber, wenn die Erziehung in der Familie mangelhaft ist, diese durch eine strengere Zucht in der Schule oder Lehre rektifiziert würde, dürfte gewiss nur selten sich ereignen, wenn das Kind nicht schon frühzeitig ganz aus dem elterlichen Hause genommen wird.

Später kommt noch der verderbliche Einfluss des erwachenden Geschlechtstriebes hinzu. Die Pubertät als solche kann aber auch erst im weiteren Verlaufe — wohl aber nur auf präpariertem Boden — die Erscheinungen der mor. ins. zeitigen, wie dies besonders Marro (49) schildert, Fälle, die aber nicht mehr den primären zuzuzählen sind. Die schlimmen Pubertätserscheinungen können jedoch auch nur vorübergehend sein. Der Schaden, den die Zeit der Geschlechtsreife mit sich bringt, ist um so grösser, als ja gerade in dieser Zeit die höheren ethischen Vorstellungen sich entwickeln und befestigen, durch eine Störung also dieser Verlauf aufgehalten wird. Dies geschieht wahrscheinlich meist durch eine Form der Dementia praecox, die eventuell so leicht verlaufen kann, dass sie dann übersehen wird. (Scholtens 51). Penta (52) sah wiederholt solche leichte Fälle von Dementia praecox in Gefängnissen auftreten und ethische Defekte zurücklassen. Nach Garnier (54) zeigt der jugendliche Verbrecher [1]) in der Kindheit oft keine ausgeprägte Perversität, wohl aber später, woran wahrscheinlich ausser Verführung, Pubertät und Gefängnissleben hauptsächlich gleichfalls eine Dementia praecox verantwortlich zu machen ist, wie ich glaube. Rudin (55) erwähnt in ähnlicher Weise räthselhafte Fälle plötzlicher ethischer

[1]) Garnier bearbeitete das Material von Paris.

Depravation, welche sich in Vagabundiren, Betteln, ja Stehlen kundgiebt. Näheres Zusehen zeigt, dass die Betreffenden in der Freiheit eine leichte Katatonie durchgemacht hatten, die sich im Gefängnisse wiederholte oder auch hier zum ersten Male ausbrach. Dann war also die plötzliche Veränderung des Charakters Vorläufer oder schon Zeichen der beginnenden Erkrankung. Sehr merkwürdig ist ein Fall Tirelli's (56), ein junges Mädchen betreffend, wo ein angeborener moralischer Defekt vorlag, mit der Pubertät aber nicht nur noch mehr hervortrat, sondern auch ausgesprochener Intelligenzdefekt sich bemerkbar machte, der früher nur wenig vorhanden war. Alles das sind aber nur sekundäre Fälle von mor. ins.

Ausdrücklich will ich jedoch betonen, dass bisweilen alle die verschiedenen, oben angeführten Momente wirklich — nicht bloss scheinbar — fehlen. Wir sehen dann z. B. in einer vortrefflichen, nicht belasteten Familie mitten unter guten, streng erzogenen Kindern, bei demselben Milieu, plötzlich ein räudiges Schaf erstehen. Woher diese Anomalie? Hier kann weder die Abkunft, noch Geburt, Erziehung etc. schuld sein. Das sind gerade die ätiologisch reinsten und interessantesten Fälle, welche vor Allem die ungeheure Rolle der Individualität dem Milieu gegenüber deutlich beweisen, weil hier das letztere ziemlich klar und rein vor uns liegt. Man wird in solchen räthselhaften Fällen auf etwaige zurückliegende kranke oder böse Vorfahren zurückkommen können, die ihre schlechten Keime vererbten — eine sehr billige und luftige Hypothese. Oder aber gar die sog. „Keimfeindschaft der elterlichen Zeugungskeime“ heranziehen, eine ebenso kühne, als unbewiesene These. Also: ignoramus!

Die Genese der so überaus häufigen Pseudo-Fälle von mor. ins. durch Verführung, Verlotterung bei an sich gutem oder leidlichem Naturell, die also eigentlich sekundär, aber nicht wie diese pathologisch bedingt sind — obgleich auch hier eine gewisse Disposition zur Verführung etc. vorhanden sein muss — haben wir schon früher berührt. Endlich sei noch bemerkt, dass nach Svetlin (62) die mor. ins. bei Frauen seltener als bei Männern anzutreffen ist und häufiger erworben als angeboren und besonders zur Prostitution führt. Inwieweit diese Angaben den Thatsachen entsprechen, vermag ich nicht zu sagen.

Forensische Bedeutung.

Zum Schlusse wollen wir auch diese kurz betrachten. Wir haben es hier fast allein mit dem aktiven, gemeingefährlichen Typus I zu thun, dem von den Autoren meist einzig als mor. ins. bezeichneten — Longard (89) z. B. behauptet, moral insanes seien stets antisocial — da der Passive kaum einmal mit dem Strafgesetz in Konflikt geräth. Schon

aus unserer Darstellung des 1. Typus ergab sich, dass allerlei Delikte in Frage kommen können, speciell Diebstähle, Betrügereien, sexuelle Vergehen etc., aber auch schwere Attentate gegen die Person. Wie steht es nun mit der Zurechnungsfähigkeit? Unsere drei Klassen der sog. mor. ins. gehören mindestens zum Gebiet des „borderland“, sind also auf alle Fälle als vermindert zurechnungsfähig zu bezeichnen. Dabei hat die Expertise zu erweisen, ob nicht im konkreten Falle einmal wirkliche, deklarirte Psychose und damit Unzurechnungsfähigkeit vorliegt, wie z. B. bei einem psychischen syndrome eines Degenerirten, bei ausgesprochenerem Schwachsinn oder wirklichem cirkulärem Irresein. Bei nur angedeuteter Form solcher Leiden braucht man aber noch nicht ohne Weiteres Unzurechnungsfähigkeit auszusprechen. Wesentlich wird hierbei immer der Grad des Trieblebens entscheiden, der leider immer bloss sehr grob abgeschätzt werden kann. Ist er stark ausgeprägt und sehr häufig auftretend, so muss unbedingt die volle Unzurechnungsfähigkeit bejaht werden.

Unter den so zahlreichen „Unverbesserlichen“ der Gefängnisse werden viele einer unserer drei Gruppen von mor. ins. angehören. Sie fallen also unter die oben aufgestellten Gesichtspunkte. Die übrigen Gewohnheitsverbrecher dagegen, wohl die Mehrzahl, welche mehr Produkte der Verwahrlosung sind, als ein Opfer des endogenen Faktors, wird man z. Z. als zurechnungsfähig erachten müssen. Was endlich die unendlich seltenen, aber vielleicht immerhin möglichen Fälle von echter mor. ins. anbetrifft, so wird man sie als hochgradige Entwickelungshemmung oder pathologisches Produkt hinstellen und demzufolge hier die völlige Unzurechnungsfähigkeit aussprechen. Dies im Gegensatze zur Meinung von H. Ellis (13) wenn er sagt: „The moral imbecile is not insane, and cannot properly come within the alienist's province. He is a criminal...“

Ich kann daher Aschaffenburg (Hoche 63) nicht beistimmen, wenn er in solchen Fällen, wo also eine anderweitige Psychose mit Sicherheit auszuschliessen ist, sagt, es bliebe de lege lata nichts anderes übrig, als diese Personen für zurechnungsfähig zu erklären. Ich glaube doch, dass man dem Richter klar machen kann, wie solche angeborene, hochgradige, ethische Defekte mindestens einem intellektuellen Defekt gleich zu achten sind, oder, wo ein solcher Defekt nur scheinbar besteht, das Triebleben aber der wahre Grund der Unmoralität ist, dann eben dieses Wuchern des primären Ichs sich pathologisch erweist.

Es finden sich daneben wohl aber stets noch weitere pathologische Züge, die demonstrirt werden können oder aus der Anamnese sich ergeben. Dies ist z. B. bei dem von mir bisher als relativ reinstes Beispiel von mor. ins. betrachteten Kranken Bleuler's der Fall. Sommer (72) meint, dass in denjenigen Fällen, wo weder eine bestimmt charakterisirbare

Grundkrankheit, noch ein „subjektives Pathos“ vorhanden ist, der unmoralische Zustand trotzdem dann als krankhaft zu bezeichnen ist, wenn 1. derselbe schon sehr früh auftrat und 2. Selbstschädlichkeit der unmoralischen Handlungen sich zeigt, womit dann die Unzurechnungsfähigkeit ausgesprochen ist. Dann habe man das Recht, von einem angeborenen moralischen Schwachsinn im engeren Sinne zu reden. Ob aber immer die „Selbstschädlichkeit“ ein so wichtiges Zeichen ist, möchte ich doch einigermassen bezweifeln.

Wichtig ist eine Bemerkung Siemerling's (59) und anderer, dass in den gesetzwidrigsten Handlungen und in den schwersten Verbrechen an sich noch kein Beweis von moralischem Irrsinn oder Schwachsinn liegt. Hier hat allein das Motiv der That, besser gesagt noch: die Gesammtpersönlichkeit zu entscheiden. Nach Sommer (72) ist es manchmal zweifelhaft, ob auf einen unmoralischen Zustand der Begriff der Krankheit anzuwenden ist oder nicht. Dies wird wohl nur selten eintreten und dann soll man eher für verminderte Zurechnungsfähigkeit, als für Unzurechnungsfähigkeit sich entscheiden.

Auf keinen Fall sollte aber das Unterscheidungsvermögen von Recht und Unrecht an sich den Ausschlag geben. Manche Juristen freilich denken hierüber anders. So sagt z. B. Lenz (41): „Es genügt uns zur Annahme der Zurechnungsfähigkeit vollkommen, wenn bei solchen moralisch Irrsinnigen das Strafbarkeitsbewusstsein nur in einem formellen Wissen von Recht und Unrecht besteht, dessen tiefere ethische Begründung eben unverständlich bleibt“. Und ähnlich spricht sich nach ihm auch Prof. Merkel aus. Darnach wären also die meisten Fälle der sogenannten mor. ins. — unserer drei Kategorien — zurechnungsfähig, da das formelle Wissen von Recht und Unrecht wohl Allen eignen dürfte. Der Jurist aber, der nicht am Buchstaben klebt, wird doch wohl sagen müssen, dass die Begriffe von Gut und Schlecht nicht blos angelernt, angeflogen, sondern wirklich in Fleisch und Blut übergegangen sein müssen. Letzteres zu erweisen ist freilich schwerer als das blosse formelle Wissen hiervon und meist nicht die Sache des Richters, sondern des Psychiaters.

Von den sekundären Fällen von mor. ins. sehe ich hier ab, da deren Unzurechnungsfähigkeit resp. verminderte Zurechnungsfähigkeit aus dem primären Krankheitszustande sich ergeben wird.

Es ist endlich klar, dass in der schwierigen Frage der Zurechnung einer That immer viel Subjektives liegen muss, weshalb nur gewisse Orientirungslinien gezogen werden konnten. Die ganze leidige Angelegenheit wird aber in Wegfall kommen, wenn es dereinst, wie wir Alle hoffen — und darauf stets mit wachsender Energie hingewiesen zu haben bleibt ein unvergängliches Verdienst der positiven italienischen

Schule — sich nur um Schutz der Gesellschaft den Uebelthätern gegenüber handeln wird, und damit um Internirung des Rechtsbrechers auf unbestimmte Zeit, eventuell bis an seinen Tod, anderseits um rationelle Behandlung des Delinquenten. Wenn erst das Gefängniss zu einer Art von Krankenhaus und Erziehungsanstalt geworden ist, dann fällt von selbst die heikle und im Grunde vielleicht nur rein metaphysische, daher unlösbare Frage nach der Willensfreiheit; damit wird auch die Nebensache nicht mehr über der Hauptsache vergessen werden. Bis dahin fliesst aber noch viel Wasser in das Meer und wir werden uns unterdessen mit Flickwerk, mit Kompromissen begnügen müssen, die jedoch auch nicht zu verachten sind, so lange sie eine ansteigende Linie des Forschritts bezeichnen.

Bibliographie.

1. Näcke: Die sog. „Moral insanity" und der praktische Arzt. Aerztl. Sachverständigen-Zeitung 1895, Nr. 13.
2. Näcke: Zur Lehre der sog. Moral insanity. Neurologisches Centralblatt 1896, Nr. 11.
3. Näcke: Weiteres zum Kapitel der Moral insanity. Ibidem 1896, Nr. 15.
4. Näcke: Kritisches zur Lehre der „Moral insanity". Psychiatr. Wochenschrift 1899, Nr. 13.
5. Näcke: Drei kriminal-anthropologische Themen: darunter: 2. Giebt es z. Z. praktische Mittel und Wege, um Intellekt, Affektsphäre und Moral zu messen? etc. Archiv für Kriminal-Anthropologie etc. 6. Bd., 3. u. 4. H. (1901).
6. Näcke: Die Unterbringung geisteskranker Verbrecher. 1902 Marhold, Halle.
7. Näcke und Steinitz: 7 Tage lang anhaltende, völlig und plötzlich nach Chloroform-Asphyxie eingetretene Aufhellung des Geistes bei einer sekundär verwirrten Geisteskranken. Irrenfreund Nr. 11 u. 12, 1901 (49. Bd.).
8. Näcke: Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe, mit Ausblicken auf die Kriminalanthropologie überhaupt. Wien und Leipzig, Braumüller 1894.
9. Näcke: Die forensische Bedeutung der Träume. Archiv für Kriminalanthropologie etc. 5. Bd. 1900.
10. Näcke: Die Kastration bei gewissen Klassen von Degenerierten als ein wirksamer socialer Schutz. Archiv für Kriminalanthropologie etc. 3. Bd., 1, u. 2. H. (1899).
11. Nissl: Hysterische Symptome bei einfachen Seelenstörungen. Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychose 1902, Jan.
12. Störring: Vorlesungen über Psychopathologie etc. Leipzig, Engelmann 1900.
13. Havelock Ellis: The Criminal. 3° edition, London 1901.
14. Tiling: Die Moral insanity beruht auf einem excessiv sanguinischen Temperament. Zeitschr. f. Psych. etc. Bd. 57 (1900).
15. Müller: Ueber moral insanity. Archiv für Psych. etc. Bd. 31, Heft 1 (1898).
16. Berze: Ueber moralische Defektzustände. Jahrbücher für Psych. u. Neurol. 1896.
17. Sioli: Ueber die Imbecillität. Allgem. Zeitschr. für Psych. etc. Bd. 57.
18. Buchholz: Referat über Imbecillität. Allgem. Zeitschr. für Psych. Bd. 57, p. 122 und ausführlich ibidem p. 340 (1900) unter dem Titel: Ueber die Aufgaben des ärztlichen Sachverständigen bei der Beurtheilung Imbeciller.

19. Alvarez Raimondes: Moral Insanity. Rio de Janeiro 1901. Nach Ref. Lombroso's im Archivio di psichiatria etc. 1901, p. 499.
20. In Anales del laboratorio de criminologia, I. 1899—1900. Madrid 1900.
21. Schulze: Ueber moral insanity, Berlin 1901. Dissert.
22. Zur Frage des moralischen Irreseins. Aerztliche Monatsschrift 1898, Nr. 12. Ref. über eine Sitzung des forensisch-psychiatr. Vereins zu Dresden. Ebenso in Allgem. Zeitschr. f. Psych. etc. 1898.
23. Tille: Von Darwin bis Nietzsche. Leipzig, Naumann 1895.
24. Scholz: Die Charakterfehler des Kindes. Leipzig, Mayer.
25. Rassier: De la valeur du témoignage des enfants en justice. Lyon, Storck.
26. Römer: Ueber psychopathische Minderwerthigkeiten des Säuglingsalters. Med. Corresp.-Bl. des Württembergischen ärztl. Lokalvereins 1891.
27. Möbius: Stachyologie. Leipzig, Barth 1901.
28. Salillas: La teoria basica (Bio-Sociologia). Madrid 1901, 2. Bd.
29. Koch: Abnorme Charaktere. Wiesbaden, Bergmann 1900.
30. Wundt: Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 3. Aufl., Hamburg und Leipzig 1897.
31. Ammon: Zur Anthropologie Norwegens. Centralbl. f. Anthropol. etc. 1900. Heft 3.
32. Morselli: Manuale di semejotica delle malattie mentali. Milano, Vol. I a II.
33. Stern: Ueber Psychologie der individuellen Differenzen. Leipzig, Barth 1900.
34. del Greco: Sui delinquenti pazzi. Rivista mensile di freniatria etc. 1900.
35. Marty: Tempérament et délinquance. Archives d'anthrop. criminelle 1900.
36. Schultze: Psychologie der Naturvölker. Leipzig, Veit 1900.
37. Darwin: Die Abstammung des Menschen. Leipzig, Reclam.
38. Benedikt: Juristische Briefe. Oesterreich. Gerichtszeitung 1900.
39. Lubbock: Die Entstehung der Civilisation etc. Deutsch von Passow. Jena 1875.
40. Tracy: Psychologie der Kindheit. Uebersetzt von Stimpfl. Leipzig 1899.
41. Lenz: Die geisteskranken Verbrecher im Strafverfahren und Strafvollzuge. Blätter für Gefängnisskunde 1900.
42. Conrad: Vagabundiren mit Vagabunden. Archiv für Kriminalanthropol. etc. 8. Bd., 3. H., 1902.
43. Wernicke: Grundriss der Psychiatrie. Leipzig, Thieme 1900.
44. Manheimer: Les tronbles mentaux de l'enfance. Paris 1899.
45. Henneberg: Beitrag zur forensischen Psychiatrie. Beeinflussung einer grösseren Anzahl Gesunder durch einen geisteskranken Schwindler (Pseudologia phantastica). Charité-Annalen 26. Jahrg.
46. Finzi: Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten. Wiesbaden, Bergmann 1900.
47. Penta: Delinquenti e delitti primitivi. Rivista mensile di psich. for. etc. 1901, p. 221.
48. Cramer: Gerichtliche Psychiatrie. Jena, Fischer, 2. Aufl., 1900.
49. Marro: La pubertà etc. seconda edizione. 1900 Torino.
50. Baelz: Ueber Emotionslähmung. Allgem. Zeitschr. für Psychiatrie etc. Bd. 58, H. 4, p. 717.
51. Scholtens: Over de combinatie van dementia paralytica met andere psychosen. Diss. Groningen 1900.
52. Penta: Alcuni appunti sulle pazzie dei carcerati. Rivista mensile di psich. for. etc. 1900.

53. Barr: Samuel Henderson, murderer: responsible or irresponsible? The Alienist and Neurologist 1900.
54. Garnier: La criminalité juvénile. Archives d'anthropologie criminelle etc. 1901, p. 576.
55. Rüdin: Ueber die klinischen Symptome der Gefängnisspsychosen. Allgem. Zeitschrift f. Psych. etc. 58. Bd.
56. Tirelli: Un caso di arresti moltiplici di sviluppo. Annali di freniatria etc. 1900, p. 149.
57. Koch: Die psychopathischen Minderwerthigkeiten. Ravensburg 1893.
58. Brunet: L'idiotie morale etc. et sa fréquence dans la descendence des aliénés. Revue de psych. 1900, p. 344.
59. Siemerling: Ueber die Entwickelung der Lehre von den geisteskranken Verbrechern. Allgem. Zeitschr. für Psych. etc. Bd. 57.
60. Ziehen: Geisteskrankheiten des Kindesalters etc. Berlin, Reuther und Reinhard 1902.
61. Koch: Kurzgefasster Leitfaden der Psychiatrie. Ravensburg 1889.
62. Svetlin: Ueber moral insanity. Wiener med. Wochenschrift 1899.
63. Hoche: Handbuch der gerichtl. Psychiatrie etc. Berlin 1901.
64. Kräpelin: Psychiatrie. 6. Aufl., Leipzig 1899.
65. Piepers: La notion du crime au point de vue évolutioniste. 5° Congrès d'anthrop. criminelle international, tenu à Amsterdam en 1901.
66. Mac Donald: Experimental studies of children etc. Washington 1900.
67. Pelanda e Cainer: I pazzi criminali al manicomio di Verona nel decennio 1890—99. Torino 1902.
68. Luzzato: Intorno al concetto di normalità. Archivio di psich. etc. 1900, p. 251.
69. Steinmetz: L'éthnologie et l'anthropologie criminelle. 5° Congrès international d'anthrop. crim. tenu à Amsterdam en 1901.
70. Agostini: Considération sur l'inéfficacité de la peine chez les criminels vrais. Revue de psychiatrie etc. 1899.
71. Munk: Ueber die Ausdehnung der Sinnessphären in der Grosshirnrinde. 3. Mittheilung (Schluss). Sitzungsberichte der Kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1901, XLVIII.
72. Sommer: Diagnostik der Geisteskrankheiten. 2. Aufl., Berlin und Wien 1901.
73. Modica e Andenino: Azione dei lobi prefrontali sugli scambi organici. Analogie col ricambio nella pazzia morale. Archivio di psich. etc. 1901, p. 398.
74. Féré: Le sadisme aux courses de tauraux. Revue de médecine 1900.
75. Garnier etc.: Consultation médico-légale sur un cas d'hystéro-traumatisme. Revue de psych. 1901, p. 210.
76. v. Schrenk-Notzing: Die Frage nach der verminderten Zurechnungsfähigkeit etc. Archiv für Kriminalanthrop. etc. 8. Bd. 1. H.
77. Clouston: Clinical lectures on mental diseases. London 1892, 3° edition.
78. Deiters: Beitrag zur gerichtsärztlichen Beurtheilung der höheren Stufen der Imbecillität. Allgem. Zeitschr. für Psych. etc. Bd. 35, p. 135.
79. Penta: Contributo clinico e medico-legale alla connoscenza dei disturbi psichici nella epilessia. Rivista mensile di psich. per. etc. 1900, p. 253, Note.
80. Penta: Lezioni di psichiatria. Napoli 1900 (hektographirt).
81. Kende: Die Entartung des Menschengeschlechtes etc. Halle, Marhold 1902.
82. Berze: Ueber Trinkerversorgung etc. Monatsschrift für Gesundheitspflege, 1901, Nr. 9 und 10.
83. Petit; D'une classe de délinquants intermédiaire aux aliénés et aux criminels. 1900, thèse. Nach Ref. in Revue de psychiatrie 1900.

84. Thullié: Le dressage des jeunes dégénérés ou orthophrénopédie. Paris, Alcan 1900. Nach Ref. in Revue de psichiatrie 1900, p. 316.
85. Berkhan: Der gegenwärtige Stand der Lombroso'schen Lehre vom anthropologischen Typus des geborenen Verbrechers. Globus Nr. 6, 1900. Nach Ref. in der Psychiatr. Wochenschrift 1900, Nr. 36.
86. Valentin: Troubles du sens moral et du caractère chez un dégénéré hérédo-alcoolique: traitement et guérison. Revue de psychiatrie 1899.
87. Laquer: Die Hilfsschulen für schwachbefähigte Kinder, ihre ärztliche und sociale Bedeutung. Wiesbaden 1901.
88. Sante de Sanctis: Educabilità dei frenastenici. Nach Ref. in Rivista mensile di psich. for. etc. 1901, p. 304.
89. Longard: Geisteskrankheiten bei Gefangenen. Psychiatr. Wochenschrift 1901, Nr. 39.
90. Binswanger: Ueber die Beziehungen des moralischen Irrsinns zu der erblich degenerativen Geistesstörung. Sammlung klinischer Vorträge von Volkmann 1887, Nr. 299.
91. Mendel: Moral insanity. Artikel in Eulenberg's Realencyklopädie der gesammten Heilkunde. 2. Aufl., Bd. XIII.
92. Baer: Der Verbrecher etc. 1893, Leipzig.
93. Bleuler: Ueber moralische Idiotie. Vierteljahrsschrift für gerichtl. Medicin etc. 1893 (?), Separatabdruck.
94. Tiling: Ueber angeborene moralische Degeneration oder Perversität des Charakters. Allgem. Zeitschr. für Psych. Bd. LII.
95. Kurella: Naturgeschichte des Verbrechers. Stuttgart 1893.
96. Kleudgen: Ueber das sog. moralische Irresein (moral insanity). Vierteljahrsschrift f. gerichtl. Medicin 1896 (?), Separatabdruck.
97. v. Schrenck-Notzing: Die gerichtlich-medicinische Bedeutung der Suggestion. Archiv f. Kriminalanthropologie 5. Bd., 1900.
98. Kornfeld: Geistesstörungen in englisch-amerikanischer Rechtsprechung. Archiv für Kriminalanthrop. etc. 5. Bd. (1900), p. 209.
99. Hitzig: Alte und neue Untersuchungen über das Gehirn II. Archiv für Psychiatrie etc. 35. Bd., 1902.
100. Bérillon: Les applications de l'hypnotisme à l'éducation des enfants vicieux ou dégénérés. Compte rendu du 5⁰ Congrès international d'anthropologie criminelle, tenu du 9 au 14 sept. 1901 à Amsterdam.
101. Bloch: Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis. I. Theil, Dresden, Dohrn 1902, 272 Seiten.
102. Siehe Rivista mensile di psich. for. etc. 1902, p. 52 ss.
103. Schuppe: Der Zusammenhang von Leib und Seele etc. Wiesbaden, Bergmann 1902.
104. Stern: Ueber positivistische Begründung des philosophischen Strafrechts etc. Archiv für Kriminalanthropologie etc. 9. Bd. (1902), p. 23.
105. Wachenfeld: Homosexualität und Strafgesetz. Leipzig, Dieterich 1901.
106. Otto Gross: Zur Phylogenese der Ethik. Archiv für Kriminalanthropol. etc. 9. Bd. (1902), p. 100.
107. Rohleder: Vorlesungen über Sexualtrieb und Sexualleben des Menschen. Berlin 1901, Fischer.
108. v. Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis. 11. Aufl., Stuttgart 1902.
109. Eulenburg: Der Marquis de Sade. Vortrag, Dresden, Dohrn 1901.
110. Rémond et Lagriffe: De la valeur sociale des dégénérés. Annales médico-psychologiques 1901.

111. Hellpach: Sociale Ursachen und Wirkungen der Nervosität. Politisch-anthropolog. Revue 1902, p. 126.
112. v. Krafft-Ebing: Ueber sexuelle Perversionen. Deutsche Klinik am Ende des 20. Jahrhunderts 1901.
113. Leppmann: Die Eigenart des heutigen gewerbsmässigen Verbrecherthums. Mittheilungen der International.-kriminalist. Vereinigung 1901, p. 149.
114. Nach Notiz in der „politisch-anthropologischen Revue“, 1902, p. 149.
115. v. Kries: Ueber die materiellen Grundlagen der Bewusstseins-Erscheinungen. Mohr, Tübingen und Leipzig 1901.
116. Kluge: Männliches und weibliches Denken. Halle, Marhold 1901.
117. Brahn: Gehirnforschung und Psychologie. Politisch-anthropolog. Revue 1902, p. 8.
118. Reibmayr: Ueber den Einfluss der Inzucht und Vermischung auf den politischen Charakter einer Bevölkerung. Ibidem p. 21.
119. Ziehen: Ueber die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben. Leipzig, Barth 1902.

19

SADISMUS UND MASOCHISMUS




VON

DR. A. EULENBURG,
GEH. MED.-RAT UND PROFESSOR IN BERLIN.

ZWEITE,
ZUM TEIL UMGEARBEITETE AUFLAGE.

MIT SECHS ABBILDUNGEN IM TEXT.



WIESBADEN
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1911.



SADISMUS

UND

MASOCHISMUS

SADISMUS

UND

MASOCHISMUS

VON

DR. A. EULENBURG,

GEHEIM. MED.-RAT UND PROFESSOR IN BERLIN.

ZWEITE, ZUM TEIL UMGEARBEITETE AUFLAGE.

MIT 6 ABBILDUNGEN IM TEXT.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1911.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhalt.

Seite

Erklärung und Ableitung der Begriffe „Sadismus" und „Masochismus". Ihr Wesen, ihre Bedeutung. Aktive und passive Algolagnie.

Zu den merkwürdigsten, vom individual-psychologischen und soziologischen Standpunkte gleichermassen interessanten psychosexualen Abnormitäten gehört unzweifelhaft jene eigenartige Vermischung von Wollust und Grausamkeit, die wir im Hinblick auf einen ihrer jedenfalls markantesten Typen, ihren in Theorie und eigener Lebenspraxis bewährtesten, meistgenannten literarischen Vertreter als **„Sadismus"** bezeichnen.

Es darf dabei allerdings nicht ausser acht gelassen werden, dass dieser Ausdruck, der von französischen Autoren, Volksgenossen des Marquis de Sade, ursprünglich geprägt und bei uns durch Krafft-Ebings vielverbreitete Psychopathia sexualis in Kurs gesetzt wurde, in der französischen und deutschen Literatur keineswegs in derselben Bedeutung oder wenigstens nicht in dem nämlichen Begriffsumfange allgemein Geltung erlangt hat. In der französischen Literatur gilt dieser Ausdruck vielfach als Kollektivbezeichnung für eine recht ansehnliche Zahl psychologisch wohl in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse stehender, aber in ihren Äusserungen und Erscheinungsweisen überaus heterogen gestalteter psychosexualer Abnormitäten oder „Perversitäten" — deren männliche oder weibliche Träger man demgemäss als Sadisten („sadistes"), deren hierhergehörige Handlungen man als sadistische oder sadische Akte („actes sadiques") bezeichnet. Das Wort „Sadismus" wird dabei fast gleichwertig mit der weitestgehenden „Abirrung des Geschlechtssinnes" (aberration du sens génésique) im Sinne von Moreau de Tours, dem Schöpfer dieser vielgebrauchten und missbrauchten Bezeichnung. In diesem Sinne finden wir es, um nur einzelne literarische Beispiele hervorzuheben, in dem inhaltreichen Werke von A. Coffignon (la corruption à Paris; 22. Kapitel: „le sadisme" pag. 315 ff.) und ebenso bei Leo Taxil (la corruption fin de siècle, nouvelle édition, Paris 1894; „le sadisme" pag. 213 ff.). Coffignon reiht in die Schar der „sadistes" als der geistigen Abkömmlinge des „berühmten Marquis" alle in der Liebe Blasierten, nach einer neuen Sensation lüstern Haschenden, die Erotomanen, die „maniaques en amour"; er kommt so zur Aufstellung von drei Hauptgruppen, den „blasés", den „monomanes" und endlich den „passionels", unter denen sich aber nur die letzteren mit dem bei uns gebräuchlichen Begriffe des „Sadismus" einigermassen

decken, indem sie sich ihrer „Passion“ entsprechend in gewaltsamen Handlungen betätigen und dabei entweder in den Leiden anderer Befriedigung finden, oder aber (gleich unseren „Masochisten“) auch durch selbsterlittenen, selbstempfundenen Schmerz geschlechtlich erregt werden. Diese weitgehende Begriffsfassung erscheint übrigens insofern nicht ganz unberechtigt, als die beiden grossen Monumentalwerke de Sades — seine „Justine et Juliette“, und fast noch mehr seine „Cent vingt jours de Sodome“ — sich keineswegs ausschliesslich auf das beschränken, was wir unter „Sadismus“ im engeren Sinne verstehen. Sie enthalten vielmehr so ziemlich alle überhaupt denkbaren Spielarten sexueller Perversionen und Perversitäten in buntester Vereinigung und Durchmengung. Sie bilden weit angelegte Museen (oder, wenn das passender erscheint, Raritätenkabinette oder „Schreckenskammern“), in denen sich alle Abnormitäten und pathologischen Spezialitäten des Sexuallebens in Musterexemplaren und in zahllosen Variationen — allem Anschein nach sogar planmässig, oder wenigstens mit einer gewissen absichts- und eindrucksvollen Steigerung — auf- und ausgestellt finden.

Im Gegensatze zu einer solchen Erweiterung und Verallgemeinerung des Begriffes hat Krafft-Ebing bereits in den älteren Auflagen seiner Psychopathia sexualis eine allerdings eng umgrenzte, aber in dieser Umgrenzung anscheinend scharfe und folgerichtige Definition des „Sadismus“ geschaffen. Danach ist „Sadismus“ eine Form sexualer Perversion,

> „welche darin besteht, dass Akte der Grausamkeit, am Körper des Weibes vom Manne verübt, nicht sowohl als präparatorische Akte des Koitus bei gesunkener Libido und Potenz, sondern sich selbst als Zweck vorkommen, als Befriedigung einer perversen Vita sexualis“.

Folgerichtig hat Krafft-Ebing im Gegensatz dazu den Ausdruck **„Masochismus“** eingeführt — nach dem (am 9. März 1895 verstorbenen) Schriftsteller Leopold von Sacher-Masoch. Unter den Begriff des Masochismus als sexualer Perversion sollen die Fälle gehören,

> „wo der Mann, auf Grund von sexuellen Empfindungen und Drängen, sich vom Weibe misshandeln lässt und in der Rolle des Besiegten statt des Siegers sich gefällt“.

Diese Benennungen haben dank der popularisierenden Kraft und der Verbreitung des Krafft-Ebingschen Werkes, längst in der deutschen und auch in dem überwiegenden Teile der ausländischen Literatur unbestrittene Geltung erlangt, obwohl sich gegen die obigen einengenden und schematisierenden Definitionen manche, schon vom empirischen Standpunkte wohlbegründete Bedenken erheben lassen. Wie man leicht erkennt, laufen diese Definitionen darauf hinaus, im

„Sadismus“ wesentlich nur eine krankhafte Steigerung des „normalen“ Geschlechtsverhältnisses, der Eroberung des Weibes durch den Mann — im „Masochismus“ dagegen eine krankhafte Umkehr dieses Verhältnisses zu statuieren. Wenn dem so wäre, könnte der „Sadist“ nicht der als solcher charakterisierte Gegenpol seiner eigenen Persönlichkeit — nicht zugleich „Masochist“ sein, was dennoch häufig der Fall ist — wie Beispiele genug aus Leben und Literatur, und vor allem gerade aus den Werken des denkwürdigsten literarischen Gesamtvertreters aller psychosexualen Perversionen, de Sades, selbst beweisen. Ein bei de Sade besonders beliebtes, häufig angeschlagenes und in theoretischen Exkursen breit ausgesponnenes Thema ist gerade der Gedanke, dass die Marter als solche zugleich Genuss sein kann, dass sie es nicht bloss für den auferlegenden aktiven Theil, sondern — durch eine Art von Autosuggestion — fast ebenso sehr für das erduldende Opfer selbst werden kann; weshalb beide Teile auch bei ihm vielfach nicht abgeneigt sind, die Rollen wenigstens zeitweise miteinander zu vertauschen. Man sehe z. B. Roland, der sich von Justine aufhängen lässt (in Band IV der Justine) und die im Vorgenusse bevorstehender Folterung und Hinrichtung schwelgenden weiblichen Opfer: Amélie in Band III der Justine, Juliette und Clairvil in Band II, Juliette und Olympia in Band V der Juliette. Im kleineren Massstabe lehren auch die Erfahrungen beim Flagellantismus dasselbe. Gibt doch schon Bandelaire ähnlicher Wechselstimmung Ausdruck mit dem Gedanken: „Es wäre vielleicht süss, abwechselnd Henker und Opfer zu sein“. (Tagebücher, deutsch von Osterheld, Berlin 1909.) Dass Wollust im erduldeten nicht minder wie im zugefügten Schmerz denkbar und wirksam ist, lehrt ja ohnehin fast auf jeder Seite die Märtyrergeschichte aller Religionen und Kulte — die mit Selbstpeinigung und freiwilliger Selbstverstümmelung einhergehende Ausartung des antiken Heidentums, des Kybeledienstes und anderer vorderasiatischer Kulte so gut wie die Askese der Fakire und Büsser, die Geschichte der Skopzen und verwandter gräkorussischer Sekten, und die Einzelgeschichte ungezählter religiöser Fanatiker. Aus dem freiwillig gewählten Leiden erwuchs ihnen höchste Wonne, die Verzückung des Schmerzes löste sich in Ohnmacht; der Tod selbst, die letzte bleibende Ohnmacht, wandelte sich nicht selten zur Verwirklichung äusserster wollustvoller Ekstase. Für eine krankhaft veranlagte oder in abnorme Richtung gedrängte Empfindungsweise können mit dem Gedanken des Gemartertwerdens und schon mit dem blossen Vorgefühl der zu erwartenden Martern sich eigene, reizvoll prickelnde und stachelnde Emotionen verknüpfen, wie andererseits auch Eitelkeit und Ehrgeiz im wetteifernden standhaften Ertragen der Martern (man denke an die sich zu den Altären der Artemis Orthia drängende spartanische

Jugend und an die prahlerische Feindesverhöhnung an den Marterpfahl geketteter Indianer) stolze Befriedigung findet.

Wie aus diesem antizipierten Hinweise auf später noch eingehender zu erörternde Fragen sich wohl ergibt, lassen sich die Krafft-Ebingschen Definitionen, soweit damit nicht bloss gewisse substitutive Geschlechtsakte als solche charakterisiert, sondern auch verschiedene Typen und Kategorien sexualperverser Individuen gekennzeichnet werden sollten, in so scharfer Umrissenheit nicht aufrecht erhalten. Die angegebenen Begriffsfassungen erscheinen übrigens auch insofern zu eng, als danach unter „Sadismus“ lediglich grausame Handlungen, die von Männern verübt — unter „Masochismus“ nur solche, die von Männern freiwillig erduldet werden, zu gehören scheinen; während doch oft genug auch Männer gegen Männer, Weiber gegen Weiber, und (last not least) in völliger Umkehr der Krafft-Ebingschen Formel, Weiber gegen Männer sadistisch wüten — ja der „masochistische“ Mann genau genommen das „sadistische“ Weib zur Voraussetzung hat, da er (wie u. a. auch die eigene Lebensgeschichte und das literarische Schaffen Sacher-Masochs bestätigt) nur bei diesem die Erfüllung seiner Wünsche, die Krönung des seiner Phantasie vorschwebenden Frauen-Ideals findet. Tatsächlich sind die meisten Romane Sacher-Masochs und seiner Nachahmer (Schlichtegroll, Bröhmeck, Curt Rombach, Irene Brug, L. Robinson — und recht vieler anderen, da die masochistische Novellistik in jüngster Zeit bei der grossen Verbreitung der Sekte zu einem offenbar einträglichen Geschäfte geworden ist) im Grunde weit mehr drastische Illustrationen und, wenn man will, Glorifikationen dieses sadistischen Weibtypus als des masochistischen Mannes. Der Mann ist dabei zwar immer der „geschlagene“, aber recht oft doch der unfreiwillig und ungern geschlagene, das schwächlich duldende Opfer einer siegberauschten sadistischen Tyrannin, das seinerseits nur selten auf die Dauer in diesem Opferspiele etwas Beglückendes oder auch nur Befriedigendes findet. — Es ist also ein Mangel der Krafft-Ebingschen Definition, dass sie nur Akte heterosexueller, nicht auch homosexueller Grausamkeit, und dass sie nicht auch den weiblichen Sadismus — der vielleicht häufiger ist, als man ahnt — einschliesst. Man muss ferner von der Erfahrungstatsache ausgehen, dass der im Krafft-Ebingschen Sinne als „Sadist“ zu Bezeichnende in zahlreichen Fällen eben nicht rein typischer Sadist ist, sondern zugleich Masochist, zugleich aber auch „sexualpervers“ in noch allen möglichen anderen Richtungen sein kann — Päderast, Nekrophile und Zoophile, Exhibitionist, Koprophage und tout le reste, wofür gerade die de Sadeschen Schriften eine an Beispielen überreiche, in ihrer Art unerschöpfliche Fundgrube bilden.

Für die psychologische Analyse des Sadismus kommt es jedenfalls nicht sowohl auf den Umstand an, dass Akte der Grausamkeit gerade von Männern an Frauen (oder auch umgekehrt) verübt werden — sondern das Wesentliche ist und bleibt, dass mit der geschlechtlichen Lustbefriedigung überhaupt das Begehen, oder Erdulden, oder (als Drittes) sogar nur das — sinnliche oder geistige — Anschauen gewaltsamer und grausamer Handlungen als ein schlechterdings dafür notwendiges, unentbehrliches Ingrediens untrennbar verknüpft wird.

„Sadismus" und „Masochismus" sind also nur in der Theorie sich ausschliessende Gegensätze; sie sind in Wahrheit einander verwandte und innerlich nahestehende Aberrationen, die, gleich so vielem anscheinend Gegensätzlichem, in der menschlichen Psyche nicht selten vereint, neben- und durcheinander in demselben Individuum verwirklicht angetroffen werden. Ihr gemeinschaftlicher Zug ist eben, dass **Schmerz** — sei er zugefügt oder erduldet, oder auch selbst nur in der Vorstellung (illusionär oder imaginär) existierend — zur Quelle von **Wollustgefühl** wird; dass er auf diesem Wege geschlechtliche Erregung und die dem Individualempfinden gemässe Möglichkeit sexualer Befriedigung auslöst. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint es gerechtfertigt, „Sadisten" und „Masochisten" unter dem beide Kategorien umfassenden Begriff der durch Schmerz in geschlechtliche Erregung Versetzten, der **„Algolagnisten"** (*ἄλγος* und *λαγνεία*) zu vereinigen. Der von Schrenck-Notzing ursprünglich empfohlene, von mir übernommene und neuerdings auch von anderer Seite häufiger in Gebrauch gezogene Ausdruck „Algolagnie" umfasst also die psychosexualen Anomalien in Form des „Sadismus" so gut wie des „Masochismus" — mag man auch, mit Schrenck-Notzing, jene als „aktive", diese als „passive" Algolagnie unterscheiden. Um den Tatsachen volle Rechnung zu tragen, müsste man streng genommen noch eine dritte, sozusagen zahmere Abart oder Spielart, der ideellen (illusionären) Algolagnie aufstellen, wobei die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung in psychisch-onanistischer Weise lediglich aus der autosuggestiv produzierten und lebhaft apperzipierten Vorstellung verübter oder erlittener Misshandlung geschöpft wird. Indessen da es sich doch auch dabei immer wieder um — wenn auch noch so blasse — Abbilder ihrem Inhalte nach sadistischer oder masochistischer Vorgänge handelt, so können diese Bewusstseinzustände den psychosexualen Kategorien der „aktiven" und „passiven Algolagnie" als Unterformen an entsprechender Stelle eingereiht werden. Für den Einzelfall besteht ja ohnehin keine feste

Abgrenzung. Wie leicht kann sich aus dem scheinbar harmlosen Gedankensadisten bei Gelegenheit ein bedenklicher Wirklichkeitsadist entpuppen — während umgekehrt dieser bei der Unmöglichkeit realer Befriedigung oder bei fortschreitendem Verfalle zum delirierenden Gedankensadisten herabsinkt. Einen Typus dieser Art schildert u. a. der Roman „L'échelle“ von Poinsot und Normandy (Paris, Fasquelle 1901). — Im gewissen Sinne lässt sich de Sade selbst (vgl. den biographischen Abschnitt) hierher rechnen.

Bei der „aktiven“ Algolagnie also haben wir fremden — bei der „passiven“ eigenen, zunächst in der Regel physischen Schmerz übertönt, überkompensiert durch ein Element psychischer Lust, oder geradezu als Quelle eigenartigen psychischen Lustgefühles. In beiden Fällen ist übrigens, wie schon hier bemerkt sein mag, der Begriff des „Schmerzes“ nicht in zu enger Abgrenzung zu fassen; vielmehr ist er zum Unlustgefühle überhaupt zu erweitern, und es ist neben dem physischen ganz besonders der psychische (moralische) Schmerz, wie er z. B. durch tiefste Demütigung, Erniedrigung, Beschimpfung, durch freche Verletzung und Verhöhnung des Schamgefühls usw. erzeugt wird, als meist ebenso wirksamer, wenn nicht wirksamerer lusterregender Faktor mit in Rechnung zu ziehen. Denn auch dies alles kann, so unbegreiflich und so widersinnig es erscheint, verübt oder erduldet gleichermassen zur Quelle psychischen Lustgefühls werden; und so kann der „Masochist“ nicht bloss in den empfangenen Peitschenhieben, sondern noch mehr in der auferlegten Demütigung schwelgen, die Fusszehen oder andere noch unappetitlichere Körperteile seiner „Herrin“ zu lecken, oder ihren Urin zu trinken — während für den „Sadisten“ die gewaltsame Entblössung und schmutzige Besudelung seines Opfers einen noch höheren Affektionswert haben kann, als dessen Misshandlung und Marterung. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch manche scheinbar abliegende Formen sexueller Perversionen und Perversitäten, wie Exhibitionismus, Voyeurtum, Koprophilie und Koprophagie, selbst gewisse Abarten des Fetischismus usw. mit den algolagnistischen Antrieben und Äusserungen der Lustbefriedigung in mehr oder weniger enge genetische Verbindung zu bringen. — Alle diese Dinge müssen uns klar machen, dass wir uns hier auf Gebieten des Seelenlebens bewegen, wo die als naturgemäss geltenden, gewöhnlichen („normalen“) Beziehungen und Verknüpfungen abgerissen, verwirrt, durch neue und fremdartige, den Charakter des Krankhaften an sich tragende Assoziationen ersetzt sind — und dass wir es also mit ihrem Wesen nach als krankhaft zu betrachtenden, primär assoziatorischen Störungen des seelischen Mechanismus, von freilich sehr ungleicher Schwere und Bedeutung im Einzelfalle zu

tun haben, aus denen die unmittelbar ins Auge fallenden krankhaften Äusserungen des Trieblebens mit kausaler Notwendigkeit resultieren. Der ärztlichen Wissenschaft erwächst hieraus die Aufgabe, Ursachen, Erscheinungsformen und Wirkungen dieser Störungen näher ins Auge zu fassen, und hinsichtlich ihrer Rückwirkung auf das gesamte körperlich-seelische Verhalten der betreffenden Individuen, sowie auch hinsichtlich der Möglichkeit wirksamer Beeinflussung und Behandlung eingehend zu erforschen.

Die physiologischen und psychologischen Wurzeln der Algolagnie (des „Sadismus“ und „Masochismus“).

Insofern sich im Sadismus (in der Algolagnie überhaupt) krankhafte Erscheinungen des Seelenlebens manifestieren, gehört er als psycho-sexuale Abnormität den Gebieten der Psychopathologie und der Psychiatrie an. Insofern sich im Sadismus Antriebe und Gesinnungen enthüllen, die man wenigstens innerhalb unserer „zivilisierten“ Kulturwelt übereingekommen ist, als antisozial und daher antimoralisch zu stigmatisieren, und insofern die Gefühls- und Denkweise des „Sadisten“ nur zu häufig in Handlungen gipfelt, die, den Charakter des Verbrecherischen an sich tragend, ihren Täter mit dem Strafgesetz in ernsten Konflikt bringen, gehört der Sadismus zugleich ins Bereich der sozialen Pathologie und der Kriminologie, und sein Träger wird zum unfreiwillig interessanten Studienobjekt kriminalistischer, kriminalanthropologischer und soziologischer Forschung. Schwierig, wenn nicht hoffnungslos muss es für den Augenblick noch erscheinen, die verschiedenen hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte miteinander auszugleichen und zu verbinden. Am ersten dürfen wir auf ein Gelingen dieser Bestrebungen rechnen, wenn wir versuchen, den individual-psychologischen wie den tieferen anthropologischen und soziologischen Ursprüngen des Sadismus so weit wie möglich nachzugehen, und seine tiefdringenden Wurzeln in der menschlichen Natur, die Ursachen seines Wachstums in der gesellschaftlichen Organisation überhaupt oder in gewissen, innerhalb bestimmter Zeitperioden seuchenartig um sich greifenden Krankheitszuständen des Gesellschaftskörpers blosszulegen.

Leichter freilich, als diesen an erschreckenden Abgründen der menschlichen Natur hart vorbeiführenden Weg einzuschlagen, erscheint es, sich im Tone des Moraleiferers oder des plädierenden Staatsanwalts über Lasterhaftigkeit und Verderbtheit, über Korruption und Perversität des einzelnen oder gleich ganzer Zeitrichtungen und Gesellschaftschichten sittlich zu entrüsten. Aber das alles sind doch leere Worte, und als Naturforscher, die wir Ärzte doch sein und bleiben wollen, haben wir die Pflicht und die Aufgabe, uns nicht so leichten Kaufes abspeisen zu lassen, sondern begreifen und verstehen zu wollen, d. h. die Dinge in ihren gegebenen Zusammen-

hängen und Entwickelungen als naturbedingt, als notwendig, und in diesem Sinne zunächst als jenseit jeder subjektiven moralischen Wertschätzung liegend objektiv zu erkennen.

Welche Massstäbe man übrigens im einzelnen auch anzulegen gewillt ist — jedenfalls zieht sich, wie alle wirklichen Beobachter und Kenner dieses Gebietes stets zugegeben haben, hier ein recht breiter Grenzsaum als Übergang zwischen „Irrsinn“ und „Kriminalität“, indem einerseits ein geringer Prozentsatz von Irrsinn mit einem grossen Quantum verbrecherischer Neigungen und Antriebe, andererseits eine geringe verbrecherische Beimischung mit einem bedeutenden Quantum von Irrsinn gepaart sein kann. Alle Übergangstufen finden sich hier von der mehr oder minder schweren angeborenen und ererbten Belastung zu der ausgebildeten Psychopathie; und wie flüssig und labil sind die Unterscheidungen, wie unsicher und schwankend wird selbst das Urteil des erfahrenen Sachverständigen, wenn es sich um Bestimmungen der „Zurechnungsfähigkeit“, um Grenzabsteckungen des „unüberwindlichen Triebes“ einerseits und der für das Individuum noch allenfalls überwindbaren verwerflichen, antisozialen Willensrichtung andererseits handelt!

Wir sind von der im Sadismus zutage tretenden eigenartigen Vermischung von Wollust und Grausamkeit ausgegangen. Woher kommt Grausamkeit überhaupt? ist sie nur dem Menschen eigen, bei dem Gall ein eigenes Organ der Grausamkeit nachweisen zu können glaubte, ist der Mensch wirklich „l'animal méchant par excellence“? — ist der Hang zur Grausamkeit der menschlichen Natur tief eingepflanzt, als einer ihrer Grundtriebe, wie es der grosse philosophische Vertreter des Pessimismus anzuerkennen scheint, indem er neben dem „Mitleid“, das das fremde Wohl, und dem „Egoismus“, der das eigene Wohl will, die „Bosheit“, die das fremde Weh will — es also gewissermassen uneigennützig, frei von egoistischen Sonderinteressen will — als dritten gleichberechtigten Komponenten unserer Willensantriebe hinstellt? Sicher gibt es neben der bewussten auch unbewusste Grausamkeit; sicher ist der Hang dazu auch in geistig schwächeren oder noch unmündigen Geschöpfen vorhanden und sogar (wie die Grausamkeitsgelüste der Kinder und Frauen lehren) oft besonders entwickelt. Und diese unbewussten Grausamkeitsregungen erscheinen wiederum nur als besondere Äusserungsformen eines durch die ganze Natur, durch alles Geschaffene sich hindurchziehenden gewaltigen Zerstörungs- und Vernichtungstriebes, der gewissermassen die eine Seite der Dinge repräsentiert — die Natur selbst von der Todesseite gesehen, während sie uns in ihrer unerschöpflich neu gebärenden und neu erzeugenden Urkraft von der Lebensseite erscheint. Wie Leben und Tod, Auf-

bau und Zerstörung im Universum, so erscheinen Zeugung und Vernichtung, Weltlust und Grausamkeit als entgegengesetzte, aber gerade deshalb sich gegenseitig fordernde, untrennbar zusammengehörige Pole des menschlichen Naturbedingtseins. Auf dem engeren erotischen Gebiete ist Grausamkeit in der Liebe, und Wollust in der Grausamkeit ein unmittelbar zugehöriges Moment, ein fast niemals ganz auszuscheidender Faktor. Das spiegelt sich schon in uralten mythologischen Vorstellungen und Kulten; erscheinen doch bei Indern und Chaldäern die Gottheiten der Liebe, der Zeugung und Wollust zugleich als Sinnbilder des Todes und der Vernichtung; es sei an den indischen Siwa-Kultus, an den babylonisch-assyrischen Kultus der Istar-Beltis (der griechischen Mylitta), an die Dienste der phönizischen Astarte, der ägyptischen Isis, an den vorderasiatischen Kybele-Kultus mit seinen Mysterien, mit den sich prostituierenden Hierodulen und den sich geisselnden und entmannenden Priestern (Gallen) erinnert. Die kyprische Liebesgöttin selbst geht aus einem Grausamkeitsakte hervor — das von seinem Sohn und Erben in der Herrschaft abgeschnittene Zeugungsglied des Kronos fällt ins Meer und befruchtet dieses zur Geburt Aphrodites. Ihre Nachahmer und Nachfolger finden die sich selbst entmannenden Gallen des Kybele-Dienstes in der (um 250) nach Origenes Vorbild auftauchenden ersten christlichen Sekte der „Kastraten“ (Valerianer) — der Vorläufer der noch jetzt florierenden russischen Skopzen. Auch bei manchen der heutigen Kulturvölker, z. B. gewissen südaustralischen Stämmen wird eine freiwillige Halbentmannung — eine Art künstlicher Hypospadie — als anscheinend religiöser Akt angegeben. Bei Weibern werden Infibulation, Ausschneidung der Clitoris, ja selbst der Brüste und Eierstöcke in gleicher Weise vielfach geübt; es sei nur an die Infibulation der abessinischen Mädchen, an die Clitoridektomie bei den Frauen der Joaros am oberen Amazonenstrom (nach Mantegazza), an die Ovariotomie bei Eingeborenen in Südaustralien und ebenfalls bei gewissen russischen Sekten erinnert.

Natürlich ist nicht jede grausame Handlung ohne weiteres ein sadistischer Akt. Sie wird dies vielmehr erst, wenn sie Wollust erweckt und wenn sie daher zum Zwecke der Wollusterregung (absichtlich oder unabsichtlich) gesucht und geübt wird.

Immerhin muss man schon hierbei sich gegenwärtig halten, dass, was wir unter „Wollust“ verstehen, eine zwar hauptsächlich, aber doch nicht ausschliesslich an die eigentlichen Sexualempfindungen gebundene, höchste und sublimierteste Lust ist; und wir müssen also auf die geheimnisvollen, in noch rätselhaften Veranlagungen unseres Nervenapparates wurzelnden ursprünglichen Verkettungen der

elementaren Gefühle von „Lust“ und „Unlust“ zurückgehen. „Es gibt“, wie Eduard von Hartmann mit Recht sagt, „keine Lust, die nicht einen Schmerz enthielte, und keinen Schmerz, mit dem nicht eine Lust verknüpft wäre.“ Ganz besonders kommt diese Mischung beider Gefühlskomponenten bei allen Empfindungen auf dem religiösen Gebiete zur Geltung — in viel weiterem Sinne und Umfange, als aus den zitierten Beispielen hervorgeht; vor allem in den religiösen Anschauungen über Wert und Bedeutung des Opfers. Und gerade hier finden wir einen Schlüssel der aktiven nicht bloss, sondern auch der passiven Algolagnie. Wenn das dargebrachte Opfer in Selbstpeinigung (Askese) besteht, so wird eben diese in der inbrünstigen Hingebung zugleich als Lust empfunden; sie führt bis zur „Ekstase“, einem Seelenzustande, wobei die Vorstellung der freiwillig erduldeten Qualen nur als höchste Lust erweckendes Moment, ohne das scheinbar zugehörige Schmerzgefühl, im Bewusstsein hervortritt — wobei das Schmerzgefühl durch das unendlich stärkere Lustgefühl verdrängt und unwirksam gemacht, gleichsam überkompensiert ist. Man kann dabei an analoge Beispiele aus hypnotischen Zuständen denken. — Andererseits kann auch das dem Mitleid entspringende Gefühl für die Qualen anderer durch ein höheres Lustgefühl im Bewusstsein gänzlich verdrängt und ausgelöscht werden — wenn z. B. ein Arbues oder Torquemada im stolzen Gefühl, die Seelen seiner Opfer von ewiger Verdammnis errettet zu haben, deren von ihm verhängte zeitliche physische Leiden und Martern frohlockend mit ansieht.

Dass die „mystische Erotik aus Religion, Wollust, Grausamkeit zusammenfliesst“, hat u. a. Novalis, der Dichter des Todes im Roman der blauen Blume (Heinrich von Ofterdingen) feinsinnig ausgesprochen. In engster tausendfacher Verknüpfung enthüllen sich die Beziehungen zur Grausamkeit führender religiöser Mystik und Erotik in den Märtyrer- und Heiligengeschichten aller Zeiten, wo wir überall das Umschlagen in Akte der Selbstpeinigung sowohl wie der an anderen verübten Peinigungen beobachten; es sei an die ersten christlichen Einsiedler, an die Satzungen so vieler Mönchs- und Nonnenorden und an die Erlebnisse ihrer Stifter und Stifterinnen, an das Leben der heiligen Therese, der heiligen Katharina von Cardone, der Maddalena Pazzi, der Elisabeth von Genton und so vieler anderer im Geruche der „Heiligkeit“ stehender Frauen, an die (noch in anderem Zusammenhange zu betrachtenden) Verirrungen des kirchlichen Flagellantismus erinnert.

Überhaupt aber muss auf die nicht bloss dem religiösen Gebiet eigene, sondern in viel weiterer Verbreitung auftretende Freude am Grausamen hingewiesen werden, wie sie sich fast zu allen Zeiten

und bei allen Nationen in dem vielbegehrten und gesuchten Zuschauen bei Akten der Grausamkeit, bei Gladiatorenkämpfen, Martyrien, Hinrichtungen, wie bei Tierkämpfen, Stiergefechten usw. betätigte und, soweit es der aufgelegte dünne Kulturfirnis nur irgend ermöglicht, auch jetzt noch betätigt. Bei kräftig und brutal angelegten Naturen kann sich die Freude am Zuschauen bis zum Drange eigener Mitwirkung versteigen — Peter der „Grosse", der einen seiner Strelitzen eigenhändig köpft. Aber selbst für mitleidig veranlagte Individuen übt das Zuschauen bei Akten der Grausamkeit, ja unter Umständen schon das Hören und Lesen davon und das Betrachten von Abbildungen einen überaus starken Reiz aus, der sie nicht loslässt, sie magisch gebannt hält, und, wie man bei offener Aussprache oft hören kann, vorübergehend die sonderbarsten Ideen-Assoziationen in ihnen auslöst. Die gelangweilte Blasiertheit endlich wird dadurch aufgerüttelt und zum Aufsuchen neuer, noch nicht verbrauchter und abgestumpfter Reizmittel für die erschlaffenden Sinne gestachelt. So werden auch Kunst und Literatur — wie wir das im einzelnen noch erörtern werden — zum Dienste algolagnistischer Zwecke vielfach herangezogen; ja sie treten, einer Zeitströmung, der sie sich nicht entziehen können, gehorchend unbewusst in den Kreis solcher Aufgaben, um dann freilich durch ihre Leistungen wiederum jene Strömung mächtiger und verderblicher anschwellen zu lassen — ein verhängnisvoller, unentrinnbarer Circulus vitiosus!

Treten wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen an das engere Problem der Vermischung von Grausamkeit und Wollust im „Sadismus" und „Masochismus" näher heran, so ergeben sich dafür **aus dem Wesen der geschlechtlichen Vorgänge selbst** gewisse physiologische und psychologische Anhaltspunkte; wir können so einigermassen die Grundmotive aufdecken und übersehen, die in weiterer, exzessiver (individuell krankhafter) Steigerung zu den Erscheinungen der aktiven und passiven „Algolagnie" führen. Ich möchte namentlich an drei Fundamentaltatsachen psychosexualer Erfahrung anknüpfen:

1. Grausamkeit (oder, genauer ausgedrückt, der Trieb Schmerz zuzufügen und eventuell zu erdulden) ist mit der geschlechtlichen Begier in der Wurzel physiologisch und psychologisch verbunden.

2. Die geschlechtliche Befriedigung im Geschlechtsakte selbst ist mit Grausamkeit verbunden.

3. Die nach dem Geschlechtsgenusse (zumal beim Manne) sich geltend machende körperliche und seelische Reaktion entladet sich in Widerwillen gegen den Genussteilnehmer und in verstärktem Antriebe zu Grausamkeiten ihm gegenüber.

Diese in solcher Formulierung zunächst schroff erscheinenden Leitsätze bedürfen einer etwas näher eingehenden — und natürlich zum Teil einschränkenden — Erläuterung.

1. Aus der voraufgehenden, kürzere oder längere Zeit ungestillt bleibenden Geschlechtsbegierde, der sexualen „Libido“ entspringt ein Unlustgefühl, das sich gern in Akten der Gewaltsamkeit und der Grausamkeit entladet. Auch viele Tiere (Kühe, Stuten, Hühner — Büffel, Hunde, Störche, Tauben usw.) werden in Zeiten des geschlechtlichen Erethismus derartig erregt, dass sie alles was ihnen zu nahe kommt, sogar den Gegenstand ihrer Begierde selbst, beissen und töten. Das Beissen speziell ist überhaupt eine häufige Begleiterscheinung der sexualen Erregung — vielleicht (im Sinne von G. Jäger) auf Grund der engen Beziehungen des Geruchsinns zur Wollust, indem der Innervationsapparat der Beissmuskeln durch den geschlechtlichen Ausdünstungsgeruch in analoger Weise wie sonst durch Nahrungsgerüche reflektorisch erregt wird. Auch das Küssen — das übrigens, wie es scheint, dem „Urmenschen“ gänzlich unbekannt war und als ein noch jetzt lediglich der weissen Rasse zukommendes Prärogativ betrachtet wird — ist ja im Grunde nur ein gemildertes und besänftigtes oder, wenn man will, symbolisch andeutendes Beissen. Die erotologische Literatur der Inder hat mit der ihr eigenen, fast pedantischen Methodologie das Beissen (und Schlagen) der verschiedenen Körperteile als Vor- und Begleiterscheinungen des Liebesaktes zu einer förmlichen Systematik herangebildet [1]). Es dürfte nicht ganz abzuweisen sein, dass, wie Gustav Jäger annimmt, die Geruchstoffe auch bei gewissen sadistischen Erscheinungen eine wesentliche Rolle spielen, indem z. B. beim Lustmord der Angstduft des Opfers auf den Täter erregend, Lustgefühl erweckend wirkt — wie ja auch in der Tierwelt beim Spielen der Katze mit der Maus, beim Wegtragen der

[1]) Vgl. Richard Schmidt, Beiträge zur indischen Erotik. Das Liebesleben des Sanskritvolkes, nach den Quellen dargestellt. Zweite umgearbeite Auflage. Berlin W 30, Hermann Barsdorfs Verlag, 1911. — Ebenda: Das Kamasutram des Vatsayana. 3. Auflage.

Beute durch Raubtiere usw. solche durch Angststoffe erweckte Lustgefühle mitbeteiligt sein mögen (man dürfte auch an die bei rein ästhetischer Betrachtung unerklärliche Vorliebe für „haut gôut" und dessen Erzielung durch Hetzen des Wildes erinnern)[1]).

Auf der anderen Seite verführt die durch Sitte und gesellschaftliche Verhältnisse gebotene Eindämmung des Geschlechtsverkehrs, der nicht selten auferlegte Zwang geschlechtlicher Entbehrung den schwächeren und widerstandsunfähigen Teil der Männerwelt, sich um den Preis der in Aussicht gestellten oder auch nur fälschlich erhofften Hingebung allen Launen und Herrschaftsgelüsten ihrer „Herrinnen", allen Misshandlungen und Demütigungen weiblicher Despoten sklavisch zu unterwerfen. In elementaren Anfängen ist ja auch dieser Zug im Geschlechtsleben — selbst innerhalb der Tierwelt, im vielgestaltigen Werben des Männchens um das Weibchen — allenthalben angedeutet. So lange der den eigenen Begierden gegenüber widerstandsunfähige Mann noch „verliebt", d. h. im wesentlichen so lange sein geschlechtliches Begehren noch ungestillt ist, kann ein berechnendes, schlau versagendes und verheissendes Weib alles mit ihm machen, ihn (wie Lili ihren „Bären") triumphierend herumführen. Bei der ersichtlich zunehmenden Effemination der Männer und der entsprechenden Maskulinisation der Weiber, die zu den interessantesten (wenn auch mindest erfreulichen) kulturgeschichtlichen Erscheinungen unserer Zeit gehört, muss sich das natürliche Geschlechtsverhältnis zuungunsten der Männer immer mehr verschieben, und wir dürfen uns daher über das Umsichgreifen masochistischer Vertrottelung auf der einen Seite und das Hervortreten einer zähneknirschenden Misogynie à la Strindberg auf der anderen Seite und ähnliche Kundgebungen keineswegs wundern. — Wenn der „verliebte" Mann sich — ein trauriges Schauspiel — vielfach zum Sklaven und zum Spielball für die Launen elender Weiber hergibt, so machen sich diese in ausgleichender Selbstgerechtigkeit ebenso zu Sklavinnen ihrer noch elenderen begünstigten Liebhaber, ihrer Zuhälter, die somit gewissermassen die männlichen Geschlechtsgenossen für erduldete Ausbeutung und Misshandlung rächen — wie andererseits in nicht minder zahlreichen Fällen die unglücklichen Ehefrauen als duldende Märtyrerinnen für das von ihren Geschlechtsgenossinnen Verbrochene zu büssen haben. Ein grässliches Beispiel eines derartigen Verhältnisses und des Herabsinkens zu tiefster masochistischer Demenz schildert u. a. der anonym erschienene Roman „La maitresse et l'esclave", Paris, maison mystère, fin du XIX siècle.

[1]) Vgl. über diese und andere bemerkenswerte hierhergehörige Phänomene das grundlegende Werk „Die sexuelle Osphresiologie"; die Beziehungen des Geruchsinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtstätigkeit. Von Dr. Albert Hagen (Iwan Bloch), Charlottenburg, H. Barsdorf, 1901.

2. Den im vorstehenden geschilderten physiologischen und psychologischen Beziehungen entsprechend, finden wir auch die geschlechtliche Befriedigung im Geschlechtsakte selbst mit gewaltsamer und grausamer Betätigung, sei es gegenseitig oder nur seitens des stärkeren Teils an dem schwächeren erleidenden Objekt, vielfach unmittelbar verbunden. Das Kratzen, Beissen, Schlagen usw. bis zum Blutvergiessen, Würgen und Umbringen in der Form des Lustmordes — wovon im einzelnen noch die Rede sein wird — gehört als nur graduell und quantitativ verschiedene Äusserungsweise desselben, gleichzeitig auf erotische und auf gewaltsame, selbst mörderische Betätigung hindrängenden, in der Wurzel verwandten Doppeltriebes hierher. Schon bei Tieren ist der Geschlechtsakt vielfach mit Grausamkeitshandlungen in der angedeuteten Weise verknüpft, und mehr noch tritt dieser Zusammenhang beim Menschen hervor, wo überdies der sich zum Teil ziemlich dicht an der Grenzschwelle des Bewusstseins abspielende und mit seinen konvulsivischen Bewegungen an das Bild des epileptischen Krampfes gemahnende Akt vielfach an die Sphäre des Krankhaften bedenklich heranrückt oder sie, zumal bei neuropathisch und psychopathisch veranlagten Individuen, in auffälligem Grade bereits überschreitet.

3. Der geistig und körperlich überlegene Mann empfindet es seiner Natur gemäss als eine Art von Beschämung und als Demütigung, sich durch den geschlechtlichen Andrang in solcher Weise überwältigen lassen zu müssen, wie es tatsächlich der Fall ist und den tief eingepflanzten Wesensbedingungen zufolge wohl auch immer der Fall sein wird. Es ist dem Manne offenbar verhängt, dem Einfluss weiblicher Reize oder den Anreizungen der Weiblichkeit als solcher rettungslos zu unterliegen — wenigstens zeitweise — sofern er eben nicht bloss als intellektuelles Wesen, sondern auch als Geschlechtswesen organisch prädestiniert ist. Aber für diese von der Natur erzwungene und vom Manne als „Geisteswesen“ schmerzlich empfundene unfreiwillige Hingebung an den mächtigsten und unwiderstehlichsten aller Triebe rächt sich der Mann nach erfolgter Befriedigung an dem veranlassenden Objekte und dem Opfer seines (hinterdrein ein ganz anderes Antlitz zur Schau tragenden) „Genusses“. Wie jedem intensiven, körperlichen und seelischen Genusse ein bitterer Nachgeschmack der Ernüchterung, der Enttäuschung, ein Stadium physischen und moralischen „Jammers“ unvermeidlich zu folgen pflegt, so folgt auch dem am heissesten ersehnten und oft am schwersten erkämpften Genusse der Geschlechtsbefriedigung — wenigstens beim Manne, für den ja dieser Genuss nur Episode, nicht, wie beim Weibe, höchster Lebensinhalt und Lebensbestimmung zugleich ist — ein Gefühl von Widerwillen und Ekel. Das alte, anscheinend nur für den

männlichen Teil[1]) geprägte Erfahrungswort, wonach jedes belebte Wesen — „omne animal“ — „post coitum triste“ sein soll, bedeutet für das höchststehende geistige Wesen noch weit mehr als für die gesamte übrige Stufenreihe der „animalia“; und was sich ihm als Nachempfindung aufdrängt, ist zuweilen nicht bloss ein gewisses dumpfes Unlustgefühl, sondern geradezu ein zu festeren Vorstellungsformen verdichtetes und konzentriertes Perhorreszieren derjenigen, die ihn dahin gebracht, verlockt, ihn mit sich auf diese nun als erniedrigend empfundene tierische Stufe herabgezogen hat. Freilich je nach Charakter, Temperament, Bildung und Anpassungsfähigkeiten des legitim oder illegitim vereinten „glücklichen“ Paares wird dieser elementare Grundzug in unendlich verschiedenen Schattierungen und Abtönungen zur Geltung gelangen. Von dem leichtesten, flüchtig aufsteigenden Wölkchen der Enttäuschung, Abkühlung, Verstimmung, Ranküne, beginnenden Aversion wird er sich bis zum wildesten, mordlustigen Gefühl des Umbringenkönnens, Umbringenwollens, Umbringenmüssens in den schwersten Fällen pathologisch steigern. Wie es scheint, blicken manche Männer auf das an ihrer Seite schlafende Weib, mit dem sie sich noch eben *„εὐνῇ καὶ φιλότητι“*, in Lager und Liebe, vermischt (wie die stereotype homerische Formel lautet) mit einem Gefühle, als könnten sie diese holde oder auch unholde Schläferin mindestens prügeln, wenn nicht kalten Blutes erdolchen oder erwürgen. Das ist zum Glück meist nur momentanste Anwandlung, flüchtiges Aufwallen oder Aufblitzen, es wird überwunden oder verschwindet spontan — aber es kehrt auch wieder und wird durch die Wiederholung nicht abgeschwächt, sondern eher verstärkt, während umgekehrt die Intensität des vorherigen Genusses mit dessen Wiederkehr immer mehr zusammenschmilzt und sich zuletzt nahezu restlos verflüchtigt. Auch darf man nicht etwa glauben, dass schon allein die verfeinerte Bildung, die höhere Kulturstufe, der beide Teile des „Liebespaares“ angehören, für sich hinreichen, um diese Empfindungen aufzuheben oder doch in ihren Folgewirkungen unschädlich zu gestalten. Im Gegenteil, gerade der auf höhere Stufen des Denkens und Fühlens erhobene, in seinem ganzen Nervenleben künstlich verfeinerte, ästhetisierte Kulturmensch empfindet den Ekel, den Widerwillen, die Selbstverachtung wegen einer (so erscheint es in solchen Augenblicken) Cochonnerie, zu deren Verübung er durch einen unwiderstehlichen Trieb gezwungen wird, besonders schneidend und heftig; und er ist oder wird dann geneigt, diesem Empfinden nicht bloss gegen das einzelne ihm vom Schicksal aufgedrungene Weib, sondern gegen das ganze

[1]) Das Weib kann, wie ein englischer Arzt (nach Havelock Ellis) etwas zynisch, aber nicht unzutreffend bemerkt haben soll, „nach dem Koitus singen“.

weibliche Geschlecht Luft zu machen und dies Gefühl, wenn nicht in Handlungen, mindestens in Wort und Schrift nachdrücklich zu betätigen. So erklärt sich zum grossen Teil der Weiberhass und die Weiberfurcht gerade so mancher bedeutenden Denker und Menschen, von Euripides und dem alten Cato (der schon über die schlimme Natureinrichtung klagte, „dass wir weder ohne die Frauen leben, noch mit ihnen glücklich leben können“) bis zu Schopenhauer und zu Strindberg, der in seinen Dramen und in seiner fast ins Pathologische umschlagenden „Beichte eines Toren“ wohl das Äusserste, zugleich Selbstdurchlebteste, über diese Dinge gesagt und ein unheimliches Rätsel der Menschennatur mitschaudernd enthüllt hat.

Bis hierher haben wir den innerhalb der Geschlechtssphäre liegenden, aus dem Wesen der geschlechtlichen Vorgänge selbst stammenden physiologischen und psychologischen Ursprüngen des „Sadismus“ nachzugehen und seine Wurzeln in dem sexual gedüngten Erdreich aufzuweisen gesucht. Doch wäre es verfehlt, die Betrachtung auf dieses enge Gebiet ausschliesslich zu begrenzen, da unzweifelhaft auch weitere und allgemeinere, ganz ausserhalb der Geschlechtssphäre liegende oder aus dieser herausragende Motive und Triebfedern bei den sadistischen Betätigungen oft wesentlich mitwirken. Einzelne Hindeutungen müssen hier freilich genügen. Eine grosse Rolle spielt unzweifelhaft der in der menschlichen Natur begründete Herrschaftsdrang und der als sein gerader Gegensatz ebenfalls in der menschlichen Natur nicht fehlende Drang zur Unterwürfigkeit, Dienstbarkeit, Hörigkeit — jener beim Manne überwiegend, dem das Dominium ebenso natürlich und selbstverständlich ist, wie seitens der Frau (das wohl weniger natürliche als künstlich angezüchtete) Servitium. In der Tat, zur „Herrschaft über die Natur“ bestimmt und berufen fühlte sich der Mann von jeher, auch zur Herrschaft über das physisch und, nach seinem Dafürhalten, geistig inferiore Weib in skrupelloser Weise berechtigt. Zur bequemen Sicherung und Aufrechterhaltung seiner Herrschaft erhielt er das Weib in geistiger Unmündigkeit, wie ein Kind, um es dann auch als solches rechtlich und sozialethisch zu behandeln. Die vom Manne herrührende Gesetzgebung und die gesellschaftlich und staatlich geduldete oder geförderte Sitte heiligte das brutale Naturrecht des Stärkeren und vindizierte dem Manne, gegenüber dem Weibe, das Privilegium moralischer Demütigung, körperlicher Züchtigung, ja selbst der Tötung. Noch im England des 19. Jahrhunderts war der Frauenverkauf gesetzlich erlaubt. Noch bis in die neueste Zeit hinein haben wir den Racheschrei „tuez-la“ dem untreuen Weibe gegenüber vernommen, werden die sittlichen Verfehlungen beider Geschlechter stets mit ungleichem Masse gemessen,

und ist selbst die bürgerliche Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit der Frau auch innerhalb unserer Kulturwelt nur sehr allmählich und langsam unter zähestem Widerstande und Widerspruch der in Rechtsprechung und Verwaltung massgebenden Mächte etwas eingeschränkt worden. Diese durch die Jahrtausende forterbende Tradition musste ein nicht allzu seltenes Aufschiessen und Emporwuchern sadistischer Antriebe beim Manne ebenso begünstigen, wie auf der anderen Seite der dem Weibe innewohnende oder künstlich eingepflanzte Dienstbarkeitsdrang, Hingebungs- und Opferungsdrang es seinen Quälern und Peinigern oft nur allzu bequem machte. Zu allen Zeiten und in allen Zungen hat man ja dem Weibe die Pflicht sklavischen Gehorchens und märtyrerhaften Duldens gepredigt — von den Veden und homerischen Epen bis zu unseren neuzeitlichen Dichtern und Denkern; lässt doch selbst der frauenfreundliche Schiller seine Jungfrau durch eine höhere Stimme belehren:

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Los —"

und nach Schopenhauer „trägt das Weib die Schuld des Daseins durch Leiden ab" wie der Mann durch Taten. Kein Wunder, wenn die so stets genährten Gefühle demütiger Hingebung und pflichtschuldiger Opferung für den Herrn und Gebieter bis zur völligen Selbstentäusserung, ja zur Selbstentwürdigung krankhaft überspannt wurden. Ohne die Griseldis-Naturen würde es keinen Walter von Saluzzo, ohne die Käthchen-Naturen keinen Wetter von Strahl geben — und mit aus der Beobachtung geschöpfter Ironie lässt der feine Frauenkenner Gutzkow seine Helene d'Azimont in den „Rittern vom Geiste" ansingen:

„Armes Lamm, das eine Schlachtbank — oder
Einen neuen Hirten finden muss[1])."

Oskar Wilde leistet sich sogar die paradoxe Behauptung: „Von allen Eigenschaften des Mannes schätzen die Weiber die Grausamkeit am höchsten —." Und Ferdinand Kürnberger lässt in seinem posthum veröffentlichten Roman „das Schloss der Frevel" seinen Zwerg Zuppa sich in groteskem Humor ergehen: „Der Kampf, Freundchen, das ist die Quintessenz der Essenz. Die Qual, die ihr dem Weibe antut, die Träne, die ihr ins Auge tritt, und schliesslich habt ihr sie doch überschwatzt und überwunden, he schmeckt das?

[1]) Nicht als „Lamm" sondern als „Löwin" verlangt freilich Hermione von Preuschen von ihrem Freunde:

„Küss diese weissen Hände, die sich ranken
Um deiner Löwenmähne wirr Geflecht —
Und schlag in meine Glieder deine Pranken
Und töte mich — der Löwin wird ihr Recht!"

In keinem Augenblicke ist ein Mann mehr Mann. Es sind die männlichsten aller Siege, Marengo und Austerlitz sind nur Schneiderherbergen dagegen[2])“ usw. —

Freilich liegen auch hier, wie nicht zu verkennen ist, die Wurzeln des weiblichen Sadismus, mit dem das sklavisch herabgedrückte Weib an seinen Zwingherrn gelegentlich Rache nimmt. Nietzsche, auf dessen berüchtigtes Zarathustra-Wort „Gehst du zum Weibe? Vergiss die Peitsche nicht“ sich manche misogyne Idioten albernerweise berufen, hat jenen Zug sehr fein herausgespürt. „Allzu lange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt“ verkündet er „in Menschliches, Allzumenschliches“ gleichzeitig mit der Aufforderung, nicht die Frauen, sondern — die Männer besser zu erziehen!

Von dem der menschlichen Natur — vielleicht als phylogenetisches Erbteil — eingeborenem Zuge zur Grausamkeit ist schon in einem früheren Zusammenhange die Rede gewesen; hier muss aber noch jenes dem Grausamkeitstriebe in der menschlichen Natur nahestehenden und verwandten, wenn auch viel allgemeineren und weiter ausgreifenden, dämonischen Zuges gedacht werden, den wir vielleicht am besten als frevelnden Hochmut, als „Hybris“ im antiken Sinne charakterisieren — das griechische Wort für die mit frommer Scheu empfundene trotzige Auflehnung des autonomen Menschengeistes gegen gottgewollte Ordnung und Sittengebot erscheint in diesem Sinne besonders bezeichnend. Es ist der der menschlichen Natur unaustilgbar eingepflanzte Kain-, Luzifer- und Prometheusdrang — das hochmütige und selbstherrliche, individualistische Sichaufbäumen gegen Autorität, Vorschrift und Satzung — das sich in dämonisch starken Naturen bis zur übermütigen Freude an dem Unerhörtesten, Verworfensten, zum triumphierenden Hinwegsetzen über alle von Göttern und Menschen gezogenen einengenden Schranken, ja zum verneinenden Protest gegen göttliche Weltordnung und Weltwillen, dem der eigene Individualwille titanenhaft entgegengestemmt wird, steigert. Aus dieser Geistes- und Gemütsrichtung können die gewaltigsten Grosstaten des Menschengeistes hervorgehen, aber auch seine verruchtesten Untaten — je nachdem das Gefäss beschaffen ist, in das dieser stürmisch überquellende Inhalt hineingepresst und das durch ihn kolossal ausgedehnt oder gewaltsam zersprengt wird. Die neuerdings wieder unserem An- und Nachempfinden aufgeschwatzten prachtvollen Raubtierinstinkte der grossen Renaissance-Menschen, die, ohne Spur von Gewissensbekleidung, in grandioser moralischer Nacktheit dahinzuleben scheinen, eines Richard des Dritten, eines Cäsar Borgia — und nicht minder, um die enge Beziehung zum Sadismus kenntlich zu machen, eines

[2]) „Die Zeit.“ Nr. 23; 19. Oktober 1902.

Gilles de Rais, eines Cenci — sind aus diesem Nährboden ursprünglich erwachsen. Jener de Sade des 15. Jahrhunderts, der nach einer grossen kriegerischen Laufbahn und nach zahllosen Schandtaten in seinem 36. Lebensjahre hingerichtete Marschall Gilles de Rais (1404 bis 1440) rühmt sich in hochmütiger Prahlerei selbst des Unerhörten und Niedagewesenen seiner Verbrechen: „il n'est personne sur la planète qui ose ainsi faire" ruft er grössenwahnsinnig seinen Genossen zu. Aus ähnlichem Holze geschnitzt scheint — man hat neuerdings freilich eine Ehrenrettung versucht — jener Cenci gewesen zu sein, der Vater der vielbeklagten Beatrice, dessen Gestalt ein grosser Dichter, der zugleich ein grosser Seelenkündiger war, Shelley, in monumentalen Zügen vor uns hinzustellen gewusst hat. Aber auch bei de Sade selbst, auf dessen Leben und Werke wir noch einzugehen haben, findet sich an zahlreichen Stellen der Ausdruck dieses auf die Unerhörtheit der begangenen Frevel hochmütig pochenden und in dem Gefühle des Unübertroffenen schwelgenden Grössenwahns; Pläne zur Ausrottung ganzer Bevölkerungen, grosser Orte durch Trinkwasservergiftung, durch künstlich erzeugte Erdbeben usw., werden geschmiedet und hier und da in Szene gesetzt; dem Gotte, dessen Existenz doch auf jeder Seite geleugnet wird, wird das freche Hinwegsetzen über seine vermeintlichen Gebote mit triumphierendem Hohn entgegengeschleudert; man rehabilitiert ihn gewissermassen, um ihn zu beschimpfen. Manche der grauenhaftesten sadistischen Phänomene, Nekrophilie, Statuenschändung, alle die scheusslichen Praktiken des (neuerdings wieder in der französischen Literatur in Mode gekommenen) Satanismus haben ihre letzten Wurzeln, neben dem wollüstig mystischen Spiel mit dem Grauenhaften, wohl gerade in diesem hochmütigen Hinwegsetzen über alle Grenzen sittlicher und auch ästhetischer Scheu, in der triumphierenden Erniedrigung und Verhöhnung alles dessen, was dem pietätvollen Glauben als vorzugsweise geweiht, verehrungswürdig, als unnahbar und unantastbar gilt und seit jeher gegolten hat — in dem blasphemischen Gedanken, nicht bloss mit Menschen, sondern mit dem höchsten übermenschlichen Wesen aus der unbegrenzten Souveränität des eigenen Ich heraus den Kampf aufzunehmen und bis zur Vernichtung zu führen.

Dies alles hängt nun weiter — das springt namentlich bei gewissen fanatischen Theoretikern und Doktrinären des Sadismus, vor allem bei de Sade selbst, deutlich ins Auge — mit den aufs äusserste getriebenen Konsequenzen einer grob materialistischen, oder besser gesagt, mechanistischen Weltanschauung in der Wurzel zusammen. Bei de Sade sind es die niedrigsten, literarisch und auch moralisch geringwertigsten Vertreter des seichten Materialismus der

Aufklärungszeit, der französischen Enzyklopädistenschule — die Holbach und Lamettrie — denen er folgt, denen er zum Teil unmittelbar seine Argumente entlehnt, und aus deren schalen Aufgüssen er sich eine Art von Gifttrunk zusammenbraut, dessen seltsame Ingredienzien teilweise auch heutzutage einer gewissen Anerkennung bei den Vertretern krankhafter Zeitrichtungen vielleicht nicht entbehren würden. Freilich dem herkömmlicherweise unter Moral Verstandenem ist das alles diametral entgegengesetzt, und auch die vorgeschrittensten Verfechter einer rein mechanistischen Weltbetrachtung werden für ihre Person vor den gezogenen Konsequenzen zurückschaudern, können sich aber einer gewissen Mitverantwortlichkeit dennoch schwerlich entziehen. Alle seit Jahrtausenden, seit Epicur und Lucrez, unternommenen und zeitgemäss erneuerten Versuche, auf eine derartige Weltanschauung eine Ethik zu begründen, sind gescheitert und mussten notwendig scheitern, um nur eine klägliche Verödung des Herzens und Verzweiflung zu hinterlassen. „Der Materialismus“, sagt mit Recht Eduard von Hartmann[1]), „kann keine Ethik begründen, und in den späteren Nachkommen der heutigen Materialisten werden sich die idealistischen Instinkte immer noch abschwächen müssen.“ Wenn dem Zuge der Zeit folgend, trotzdem immer wieder Anläufe gemacht werden, freilich unter ausgesprochener Abweisung des ethischen Materialismus in seinen brutalsten Formen und Äusserungsweisen, eine Ethik auf naturwissenschaftlicher Grundlage zu konstruieren, so soll derartigen Bestrebungen natürlich nicht im voraus jede Berechtigung aberkannt, es müssen aber doch ihre bisherigen Ergebnisse als mindestens zweifelhaft angesehen werden. Das Unternehmen, die Ethik als „positive Wissenschaft“ vollkommen unabhängig von allen nicht bloss religiösen, sondern auch metaphysischen Voraussetzungen zu konstituieren (entsprechend dem unkritischen, dogmatischen Positivismus Auguste Comtes) ist bisher nicht gelungen; und auch neuere, in ähnlicher Richtung sich bewegende Versuche, auf die ich wohl nicht ausdrücklich hinzuweisen brauche, müssen als bisher recht wenig erfolgreich gelten. So führt uns einstweilen wenigstens das Streben nach einer evolutionistischen Herleitung und Erklärung der Moralbegriffe auch auf diesem Gebiete nicht weiter, und wir verfallen dabei nur allzu leicht der (meiner Meinung nach recht unfruchtbaren, wenn auch von mancher Seite mit grossem Eifer vertretenen) evolutionistisch-atavistischen Theorie des Sadismus und verwandter sexualer Perversionen, womit wir uns im folgenden noch näher auseinanderzusetzen haben.

[1]) Geschichte der Metaphysik. Leipzig 1899 und 1900.

Die anthropologischen Wurzeln der Algolagnie. Die atavistische Theorie in ihrer Anwendung auf die algolagnistischen Phänomene. — Schema der algolagnistisch veränderten Hergänge des zentralen Nervenmechanismus.

Eine der gesamten Zeitrichtung aus mancherlei Gründen ausserordentlich zusagende, überdies durch ihre imponierende Einfachheit und leichte Erfasslichkeit sich selbst der begrenztesten Laienintelligenz einschmeichelnde „Erklärung" für das rätselhafte Seelenphänomen der Algolagnie, insbesondere des Sadismus hat man — wie für so viele andere unerfreuliche antisoziale Erscheinungen, ja für das gesamte weite Gebiet des Verbrechertums überhaupt — im **„Atavismus"** zu finden geglaubt; mit welchem den Rückschlag in die Urahnenreihe bezeichnenden Ausdruck wir das Verständnis und zugleich die Verantwortlichkeit für die uns befremdenden Affekte und Antriebe gewissermassen weit von uns ab, auf entfernteste menschliche, oder noch weiter, auf unbekannte vormenschliche Vorfahren in der Stammesentwickelung zurückschieben. Diese Vorstellung läuft im Grunde darauf hinaus, dass dieser und jener von uns noch algolagnistische (sadistische) Instinkte haben soll, weil jene menschlichen oder vormenschlichen Vorfahren in jenseits aller Erkenntnis liegenden Urzeiten derartige Instinkte einstmals gehabt und vielleicht als nützlich oder gar notwendig im Daseinskampfe erprobt haben. Die Einfachheit und mühelose Anbequembarkeit dieser Erklärung ist freilich nur scheinbar; ihre Schwächen und fast unüberwindbaren Schwierigkeiten fallen bei einigem Nachdenken nur zu deutlich ins Auge. Wo sollen zunächst unsere menschlichen Vorfahren diese für uns jetzt so unangenehme und sozial unberechtigte Eigentümlichkeit zu ihrer Zeit herbezogen, oder in welcher Weise, unter welchen Umständen sie auf dem so beliebten Wege der „Anpassung" in Generationen allmählich herangezüchtet und fortgepflanzt haben? Von unseren phylogenetischen Vorfahren oder Stammesverwandten können sie wohl etwas Derartiges kaum übernommen haben; denn wenn man auch eine aufsteigende Differenzierung und Verfeinerung der geschlechtlichen Impulse innerhalb der Tierreihe und selbst die beginnende Entwickelung sexualer Perversionen bei höher organisierten Tieren (widernatürliche Unzucht

bei Hunden, Onanie bei Affen) als Erfahrungstatsachen anerkennen muss, so ist doch von irgendwelchen im engeren Sinne algolagnistischen Instinkten dabei nichts zu entdecken. Im Gegenteil pflegt gerade bei den höher organisierten Tieren, von denen ja auch manche in einer Art von monogamem Verhältnisse leben, das Männchen sein Weibchen ausserhalb des Geschlechtsverkehrs entweder mit Gleichgültigkeit, oder selbst mit einer gewissen freundschaftlichen Zuneigung, die hier und da an Zärtlichkeit streift (wie bei Vögeln namentlich), zu behandeln. Auch unter den Primaten, den dem Menschen am nächsten stehenden Anthropoiden, hat man mancherlei schätzbare Gemütsregungen, aber meines Wissens bisher noch keine Spuren sadistischer Neigungen gefunden. Dass etwa bei der vielumstrittenen Übergangsstufe des „Pithecanthropus erectus", oder dass bei unseren zweifelhaften Urahnen der Tertiärzeit und ihren jüngeren quaternären Nachkommen etwas dergleichen zu vermuten sei, lässt sich wenigstens aus Schädel- und sonstigen Befunden nicht erschliessen.

Soweit aber unsere geschichtlichen Kenntnisse in das Dunkel der Vorzeit hineinleuchten — und das ist immerhin jetzt schon die ganz hübsche Strecke von ungefähr 8000 Jahren, also nahezu 270 Generationen — lässt sich auch ein ausgebreitetes Vorherrschen sadistischer und überhaupt algolagnistischer Neigungen nicht gewahren — nicht einmal (trotz der minder hohen Zivilisationsstufe) durchgängig grössere Gemütsrohheit und direktere Freude an Grausamkeit, die im Gegenteil z. B. an den Ausgängen des Mittelalters und zur Zeit der Renaissance durchschnittlich grösser und verbreiteter gewesen zu sein scheint, als bei den uns bestbekannten Nationen des „Altertums", die auf diesen traurigen Ruhm mit sehr vereinzelten Ausnahmen überhaupt keinen Anspruch erheben. Davon abgesehen erscheinen die alten Ägypter und Vorderasiaten, Inder und Chinesen, Griechen und Römer, Germanen und Slaven usw. speziell in ihren Sexualverhältnissen, in ihrem Liebes- und Eheleben kaum wesentlich anders, gewiss nicht besser, aber auch ebensowenig im Durchschnitt schlechter und „perverser", als ihre jetzt lebenden und sich selbst so gern im Schimmer der Dekadenz erblickenden Nachfahren[1]). Und das gleiche wie von den alten Kulturnationen gilt im grossen und ganzen — auf die scheinbaren Widersprüche werde ich noch zurückkommen — auch von den heutigentags existierenden, mehr und mehr im Aussterben begriffenen „Naturvölkern"[2]). Wo ist also hier für die atavistische

[1]) Vgl. u. a. „Das sexuelle Leben der alten Kulturvölker" von Dr. Josef Müller. Leipzig, Th. Grieben, 1902.

[2]) Vgl. „Das sexuelle Leben der Naturvölker" von Dr. Josef Müller. Zweite Auflage, Leipzig, Th. Grieben, 1902. — „Das Sexualleben der Naturvölker." I. Das Sexualleben der Australier und Ozeanier von O. Schidlof. II. Das Sexualleben der Afrikaner von Hans Freimark. (Leipziger Verlag.)

Lehre eine tatsächliche Anknüpfung zu finden, will man nicht etwa auf einzelne vorübergehende, durch besondere örtliche und zeitliche Veranlassungen gebotene, übrigens auch vor der historischen Kritik in ganz anderem Lichte erscheinende Gewaltsamkeiten (Frauenraub u. dgl.) oder — auf die innerhalb des geschichtlichen Verlaufes auch starken Schwankungen unterliegende Geringschätzung und rechtliche Unterdrückung des Weibes zurückgreifen?

Denn allerdings, wie schon im vorigen Abschnitte hervorgehoben wurde, hat der Mann, soweit unsere geschichtliche Überlieferung reicht und also wohl auch in vorgeschichtlichen Epochen von der ihm verliehenen physischen Überlegenheit vielfach Gebrauch (oder Missbrauch) gemacht, um die schwächere „Gefährtin" in Druck und Abhängigkeit — in jener von Stuart Mill gekennzeichneten „subjection of women" — fortgesetzt zu erhalten. Er hat sie ohne Rücksicht auf ihre Inferiorität nur zu häufig als Arbeitskraft ausgenutzt, ja geradezu als Lasttier verwertet, um seinerseits auf der Bärenhaut liegen und sich nur den noblen Passionen des Krieges und des Waidwerks hingeben zu dürfen. Er hat sich auch fast überall, sei es in den Formen des rohen Naturrechts oder in gesetzlicher Kodifikation, eine Art von Herrenrecht und von Herrengewalt über sie zu wahren gewusst, die, ursprünglich angemasst, im Laufe der Zeit nach und nach zum unbestrittenen Gewohnheitsrecht wurde, bis die so lange glücklich behaupteten Positionen endlich in der Gegenwart bei der geschlossenen Offensive aus Frauenkreisen und der bemerkbar abnehmenden Verteidigungs-Energie der Männer eine nach der anderen langsam ins Wanken geraten. Fast in allen Geschichtszeiten hat der Mann sich das Recht vorbehalten, das Weib gleich einer Sklavin zu behandeln, es zu züchtigen, zu misshandeln, ihre Untreue in monogamischen und polygamischen Verbindungen einseitig oft in grausamster Weise, mit dem Tode, mit raffinierter Marterung zu bestrafen. Aber das alles ist doch, wie schon gezeigt wurde, im grossen und ganzen mehr aus überspannten Herrschafts- und Eigentumsbegriffen, man möchte sagen aus einer Art von hochmütigem Grössenwahn des Mannes hervorgegangen, und hat mit sadistischen Fühlungen und Antrieben direkt nichts zu schaffen, da in allen diesen Verhältnissen das Weib zunächst lediglich als nutzbare Arbeitskraft oder Arbeitsmaschine, als Untergebene oder Hörige, als persönlicher Besitz und Eigentum des Mannes — nicht aber als Geschlechtswesen, als erstrebtes Ziel des Geschlechtsgenusses wesentlich in Betracht kommt, und es sich jedenfalls dabei nicht um das algolagnistische Bestreben handelt, durch Schmerzzufügung die geschlechtlichen Begierden (des Mannes) anzustacheln und gleichzeitig zu stillen. Von derartigen Bestrebungen ist bei allen diesen historisch gewordenen und jetzt allmählich, wie es

scheint, abbröckelnden Rechtsverhältnissen der Geschlechter doch in keiner Weise die Rede. Im Gegenteil, die weisen Gesetzgeber, die — von Manu und Moses her bis auf den ersten Napoleon — dem Weibe eine rechtlich so untergeordnete Stellung anwiesen, dachten und handelten in ihrer Art ganz frauenfreundlich, indem sie (à la Moebius) sich des von ihnen längst erkannten physiologischen Schwachsinns des Weibes erbarmten und dieses unter den Schutz des Mannes stellten — eines freilich nur zu oft etwas unzuverlässigen und gewalttätigen Beschützers.

Der „Wilde", der „Naturmensch" — ein brutales Halbtier, in Wahrheit oft „tierischer als jedes Tier" — blickt auf das Weib mit Verachtung einerseits wegen seiner physischen Schwäche, andererseits wegen der aus dem Gefühl dieser Schwäche notwendig entspringenden Sklavenuntugenden, der Falschheit und Tücke. Wie tief in den Augen auch des heutigen Wilden das Weib steht, davon hat u. a. der bekannte, als Missionar und Zivilisator der nordafrikanischen Völkerschaften hochgeschätzte Kardinal Lavigerie einzelne Züge mitgeteilt, die in ihrer naiv stumpfsinnigen Barbarei geradezu grauenhaft anmuten. Aber jene Anschauung vom Weibe spiegelt sich auch im Lichte der stufenweise fortschreitenden Kultur, ja sie ist bis in unsere heutige Kulturwelt hinein wohl in Formen und Ausdruck gemildert, dem Wesen nach trotz aller galanten Phraseologie fast unverändert. Den Orientalen nicht bloss, sondern auch der hellenisch-römischen Kulturwelt war die Minderwertigkeit des Weibes eine so unzweifelhaft feststehende Tatsache, wie sie es noch für Lombroso und Moebius war, und nur wenige erleuchtete Geister (wie Platon im „Staate") vermochten sich zeitweilig über die Grenzen einer solchen Anschauung hinaufzuschwingen. Dem scharfblickenden Römer Tacitus machte es einen gewaltigen Eindruck, dass die alten Germanen am Weibe „etwas Heiliges und Prophetisches" (sanctum et providum aliquid) verehrten — und doch war auch dieser altgermanische Frauenkultus recht fragwürdiger Natur und schloss Raub, Verkaufen und Verspielen der Frau, sowie die barbarische Bestrafung der Frau allein wegen ehelicher Untreue so wenig aus, wie die minnesängerische Anhimmelung der Frauen im späteren Mittelalter weibliche Rechtlosigkeit und brutales tätliches Vergreifen am Weibe auszuschliessen vermochte. Jene Anhimmelung war eben etwas künstlich Anerzogenes, Manieriertes — die Barbarei dagegen steckte tief in der Gesinnung, und sie steckt verkappt und verhüllt noch jetzt in der verweigerten Rechtsgewährung, in der ungleichen zivilrechtlichen Behandlung, der schweren Benachteiligung des weiblichen Geschlechts in fast allen Beziehungen des sozialen und öffentlichen Lebens. So waren denn auch die Ergebnisse fast überall und zu allen Zeiten die nämlichen.

Allenthalben hat der Mann durch die jahrtausendlange Abhängigkeit, in der er das Weib gehalten hat — indem er sie nicht als intellektuell und moralisch gleichwertiges Wesen anerkannt, indem er auch ihre geistige Entwickelung nach Kräften eingeengt und gehemmt hat — allenthalben hat er dadurch die bekannten Sklavenuntugenden künstlich gezüchtet, die man seit Jahrtausenden dem Weibe vorzuwerfen pflegt: Feigheit, Unaufrichtigkeit, Falschheit, List und Verschlagenheit, Perfidie, Bosheit und Grausamkeit. Kein Wunder, dass wo das Weib einmal durch die Verhältnisse zur Herrschaft gelangt oder sich dem in Begierden schwachgewordenen Manne gegenüber seiner Macht bewusst wird, dass es da herrscht, wie eben der Herr gewordene Sklav zu herrschen pflegt, ungezügelt, schamlos, despotisch und grausam; dass es vor keiner Überspannung des Herrschergelüstes, keinem Missbrauch der Herrschergewalt zurückschreckt. Dass der Mann seinerseits im einzelnen Falle zur endlichen Vergeltung solcher lange ertragenen und erduldeten Kränkungen fortschreitet und die Schande der „Gynäkokratie" gewaltsam abwirft, ist nur allzu begreiflich. Ganz abgeschmackt erscheint aber die Wendung, die man der atavistischen Theorie des Sadismus gegeben hat (und von der sogar Zola in „Bête humaine" Gebrauch macht), dass es sich dabei um einen atavistischen Trieb zur Rächung uralter Kränkungen handle, die das Weib dereinst dem männlichen Geschlecht zugefügt habe, in der Zeit des uralten Eherechts, des „Matriarchats", jener bekanntlich noch recht umstrittenen und in ihren ursächlichen Verhältnissen wie in ihrer Bedeutung keineswegs klarliegenden Einrichtung. Mit dem gleichen Rechte könnte man auch die Schatten der alten Amazonen heraufbeschwören; oder umgekehrt in dem vereinzelten Hervortreten des weiblichen Sadismus einen atavistischen Trieb zur Rächung einstiger handgreiflicher Eheschliessungsformen, des Sabinerinnenraubes usw. erblicken. Derartige Argumentationen können eine ernsthafte Betrachtung bei Tageslicht kaum noch vertragen.

Schliesslich muss nochmals ausdrücklich betont werden, dass die atavistisch-evolutionistische Theorie eine wirkliche Erklärung der algolagnistischen Antriebe und Handlungen keineswegs liefert. Sie weist uns vielmehr nur zurück auf die durch wiederholte und gehäufte Handlungen erworbenen Eigenschaften und Gewohnheiten unserer Vorfahren, die sich in der Form von Instinkten — sei es als Einzel- oder als Rasseninstinkte — auf die Nachkommen übertrugen; aber wie und unter welchen Umständen die Vorfahren selbst zu Trägern solcher Affekte und Antriebe wurden, darüber vermag die Theorie keinen Aufschluss zu geben. Die gestellte Frage wird also nur in möglichst weit der kritischen Kontrolle entrückte Zeitfernen zurückgeschoben — ungefähr in derselben Weise, wie man sich der unbe-

quemen Frage nach dem Ursprunge des Lebens auf der Erde mittelst der „kosmozoischen“ Hypothese zu entziehen suchte, wonach das von einem anderen Weltkörper herstammende organische Leben durch herabfallende Meteore auf die Erde gewissermassen verschlagen wurde!

Immerhin wird man an den atavistisch-evolutionistischen Ideen einen gewissen berechtigten Kern insofern anerkennen dürfen, als die Erfahrung der Urzeit den Menschen mit der Notwendigkeit, sowohl seinerseits Schmerz zu ertragen, wie auch anderen beseelten Wesen Schmerz zuzufügen, bald bekannt machen musste. Denn beim steten Kampfe des Menschen mit Raubtieren und mit anderen ihm an Stärke gleichen oder überlegenen Geschöpfen war er — mochte er nun Angreifer oder Verteidiger sein — unausbleiblich genötigt, diesen Wesen Schmerz bis zur Vernichtung und Ausrottung zuzufügen, wollte er eigener schmerzhafter Schädigung und Tötung vorbeugen oder entgehen; und indem er seinen Zweck durch die von ihm ausgehende absichtliche Gegenschädigung erreichte, musste er wegen der Erreichung dieses Zweckes an dem verursachten Schmerz zugleich ein Gefühl der Lust, der Befriedigung empfinden. Dieses Gefühl der Lust musste noch dadurch gesteigert werden, dass er dabei auch seiner höheren geistigen Begabung gewahr wurde, die ihm im Kampfe mit den an rein physischer Stärke gleichen oder überlegenen Mitgeschöpfen den Sieg sicherte. Natürlich konnten diese Gefühle nur dem Manne, dem Kämpfer und Jäger, dem Erringer der Tierbeute, unmittelbar zuteil werden. So haben wir hier beim Manne die Anfänge eines Lustgefühls auf Grund des anderen beseelten Wesen absichtlich bereiteten Schmerzes. Der Gedanke ist nicht abzuweisen, dass, wie die sexuellen Lustgefühle ja auch im Laufe der Kulturentwickelung bis zu einem gewissen Grade immer wachsender Verfeinerung, immer künstlicher hinaufgetriebener Steigerung unterliegen — man denke nur an die Reizungen der Verhüllung und Hervorhebung durch Kleidung und Schmuck, der sozial gebotenen Entziehung und Erschwerung beliebigen Geschlechtsgenusses usw. —, dass so auch die mit Schmerzzufügung und Tötung verbundenen Lustgefühle allmählich an Intensität und Subtilität zunahmen. Denn die Kultur lehrte den Menschen leider nicht bloss mit grösserem Raffinement zu lieben, sondern auch mit grösserem Raffinement Schmerz zuzufügen, umzubringen, zu töten. Wie weit man es in dieser „Entwickelung“ gebracht hat, dafür liefert ja jeder Blick in die Arsenale der Folterkammern und in die Strafgesetzgebungen noch nicht allzuweit hinter uns liegender Zeiten die traurigsten Belege. Mehr und mehr erfreute das anderen zugefügte Leid als solches, als Selbstzweck, auch ohne die damit ursprünglich verbundenen Ideen der Notwehr, der Rache, der Bestrafung usw. — gerade wie die erotischen Lustgefühle

schon durch den Anblick verhüllter, durch die Verhüllung markierter und doppelt anreizender Körperteile, ja (beim Fetischisten) sogar durch den Anblick dieser Verhüllungen allein hervorgebracht wurden. So konnte es wohl unter begünstigenden Umständen dazu kommen, dass die sich ausbreitenden Territorien der erotischen Lustgefühle und der durch Schmerz erweckten Lustgefühle und der damit zusammenhängenden Vorstellungen mehr und mehr einander genähert wurden, bis zu teilweiser Deckung — ja in einzelnen prädisponierten Individuen bis zu mehr oder weniger vollständiger Verschmelzung. *Hier haben wir vielleicht die ersten individualistischen Anfänge der Algolagnie zu suchen — und indem wir diesen Gedankengang etwas weiter ausspinnen, ist es uns vielleicht vergönnt, wenn auch nicht zu einer „Erklärung" der Algolagnie, doch zu einem gewissen Verständnisse der dabei vor sich gehenden abnormen Seelenvorgänge und zugleich zu einer gewissen Einsicht in die entsprechenden (krankhaften) Störungen des zentralen Nervenmechanismus bei der Algolagnie zu gelangen.*

Natürlich kann es sich dabei nur um Vorgänge handeln, die sich in den *Sinnes- und Assoziationsfeldern der Hirnrinde und damit zusammenhängenden Projektionsbahnen* abspielen. Wer dem Vorhergehenden mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, für den wird es zu der im folgenden versuchten funktionell-anatomischen Darlegung und zu ihrer bildlichen Illustrierung durch das beigefügte Schema keiner detaillierten Erklärung bedürfen; ihm wird beides auch ohne weitläufige Erläuterungen und Anmerkungen wohl verständlich erscheinen. Man könnte von diesem — wie ich zugebe, recht anfechtbaren — assoziationspsychologischen Standpunkte der Sache etwa nachstehende einfache Formulierung zu geben versuchen:

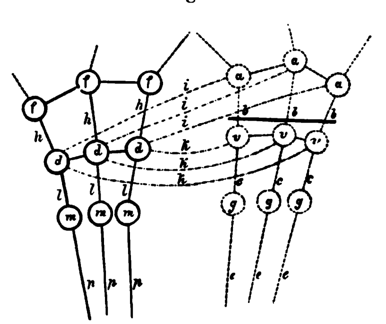
> *„Beim Algolagnisten geht der Weg zur Vorstellung von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen, und zur Auslösung sexualer Impulse nicht direkt von den Sinneswahrnehmungen — sondern auf dem Umwege von solchen über die Vorstellung von Schmerzgefühlen (sei es durch Zufügung, oder Erduldung, oder durch blosses Mitansehen, oder Fingieren körperlicher oder seelischer Misshandlung und Demütigung)."*

In diesem weiten Rahmen lässt sich alles unterbringen, was uns an vielgestaltigen Äusserungen algolagnistischer Affekte und Triebe in Leben und Literatur entgegentritt. Auf das einfachste Schema reduziert, können wir uns die dabei in

den zentralen (zerebrokortikalen) Zellen- und Nervenbahnen voraussetzenden Aus- und Umschaltungen in folgender Weise vergegenwärtigen:

Die von den peripherischen Sinnesapparaten aufgenommenen und zentralwärts geleiteten Sinneseindrücke, die für gewöhnlich sexual anregend wirken, verlaufen von den betreffenden Sinnesfeldern (a) normalerweise in den Bahnen b zu den Assoziationsfeldern v, woselbst sie mit den Vorstellungen von Wollustgefühlen und entsprechenden genitalen Erregungen verknüpft werden. Von hier aus gehen die Bahnen c zu den exzitierenden (motorischen) Genitalzentren innerhalb der Hirnrinde (g) und von diesen wiederum die Projektionsbahnen für exzitomotorische genitale Impulse (e) peripheriewärts. — Auf der anderen Seite gelangen von den peripherischen Sinnesapparaten aufgenommene Eindrücke — von den vorigen in Qualität und Quantität normalerweise gänzlich verschieden — zu den Sinnesfeldern f und von hier in den Bahnen h zu den Assoziationsfeldern d, woselbst sie mit Vorstellung von Schmerzgefühlen und von Zufügung oder Erduldung schmerzerregender Handlungen usw. verknüpft werden. Diesen Assoziationsfeldern gehen auch Verbindungsbahnen von den ersterwähnten Sinnesfeldern (i) zu; ferner stehen sie durch intrazentrale Bahnen (k) mit den Assoziationsfeldern v


Fig. 1.



in wechselseitiger Verbindung. Von den Assoziationsfeldern d verlaufen die Bahnen l zu den koordinierenden motorischen Rindenzentren (m) und von hier die Projektionsbahnen p, mittelst deren die Ausführung der intendierten gewaltsamen Handlungen vor sich gehen kann, peripheriewärts.

Während nun unter normalen Verhältnissen der wollusterregende genitale Impulse auslösende Reiz über a, b, v, c, g und e kontinuierlich geleitet wird, müssen wir uns beim **Algolagnisten** die Bahn b als mit verstärkten Hemmungen versehen, betriebsgestört, oder — in den schwersten Fällen — als gänzlich abgebrochen denken, so dass auf diesem Wege Vorstellungen von Wollustgefühlen und genitalen Erregungen nicht mehr ausgelöst und die motorischen Zentren und Bahnen genitaler Erregungen nicht in Aktion gesetzt werden. Wohl aber kann das noch, und mit verhältnismässig um so grösserem Erfolge, auf dem Umwege über die Sinnesfelder d, durch die für gewöhnlich ausgeschalteten oder wenig benutzten Bahnen i und die die Assoziationsfelder d und v verbindenden (intrazentralen) Bahnen k geschehen. Somit werden ausser den adäquaten, von den Sinnesfeldern f aufgenommenen und in den Bahnen h fortgeführten Reizen zu den Assoziationsfeldern d über i sich auch die von a kommenden gesellen, und

es werden sich also mit den Vorstellungen von Zufügung oder Erduldung schmerzerregender Handlungen die typischen Vorstellungen von Wollustgefühl und genitaler Erregung mannigfach assoziieren. Es können einerseits diese letzteren Vorstellungen mittelst der für sie freigegebenen Bahnen i, d, l, m und p zur Verübung gewaltsam schmerzerregender Handlungen den Anstoss erteilen — andererseits können die über h und i zugeleiteten, in den Assoziationsfeldern d gesammelten Vorstellungen auf dem Wege über k, v, c, d und g zur Auslösung sexualer Impulse dienen — so dass nicht bloss die betreffenden Vorstellungen wechselseitig miteinander assoziiert werden, sondern auch, wie wir das beim Algolagnisten tatsächlich geschehen sehen, die Vornahme (oder Erduldung) schmerzerregender gewaltsamer Handlungen und die Auslösung sexualer Impulse gleichzeitig oder sukzesiv in Wirksamkeit treten.

Überblicken wir noch einmal rasch den Gang der bisherigen Ausführungen, so lässt sich das Endergebnis wohl dahin zusammenfassen, dass in uns allen mehr oder weniger verborgene Keime „sadistischer" sowohl wie „masochistischer", also überhaupt algolagnistischer Neigungen und Antriebe potentiell schlummern — und dass es diesen wie so vielen anderen Möglichkeiten unseres psychophysischen Wesens gegenüber in erster Reihe auf die Beschaffenheit der geistig-sittlichen Gesamtpersönlichkeit, daneben freilich auch auf äussere Verhältnisse und Umstände ankommt, ob diese oder jene Seiten unseres Wesens dem fördernden Lichteinflusse zugekehrt und die vorhandenen Keime zu physiologisch reifender oder selbst überreifend krankhafter Entwickelung gebracht werden.

Die freilich banal erscheinende Tatsächlichkeit dieser Ergebnisse erfährt gerade durch die Lebensläufe und Schicksale der beiden Namenspender des Sadismus und Masochismus — des noch ganz im ancien régime des „Aufklärungszeitalters" wurzelnden französischen Marquis, und des unserem zeitgenössischen Empfinden soviel näher gerückten Beamtensprösslings aus Halbasien — eine unvergleichlich wirksame Veranschaulichung und Illustrierung.

Leben und Werke des Marquis de Sade. Sein Charakter und Geisteszustand.

Donatien Alphonse François, Marquis de Sade wurde als Sprössling einer der vornehmsten und ältesten provençalischen Adelsfamilien am 2. Juni 1740 in Paris geboren. In die lange Reihe seiner Vorfahren gehört jene mit Hugo de Sade vermählte Laura von Noves, die Petrarca an einem Karfreitag, am 6. April 1327, in der Kirche Santa Chiara zu Avignon zum ersten Male erblickte. Ihre von der Poesie verklärte Lichtgestalt war es, die den Oheim und Erzieher unseres Marquis, den gelehrten Abbé de Sade (gestorben 1778), zu seinen einst hochgeschätzten „Mémoires sur la vie de Pétrarque" (in drei Bänden, 1764 bis 1767) begeisterte. Ein grausamer Witz der Literaturgeschichte hat so die Objektivation selbstlosester, fast unirdischer Liebessehnsucht und den literarischen Hauptvertreter unerhörtester erotischer Ausschweifung und Verirrung in derselben Familie zu greller Kontrastwirkung vereinigt. Der Vater unseres Marquis war Diplomat, die Mutter Ehrendame der Prinzessin Condé, in deren Hause der junge de Sade geboren wurde. Seine erste Erziehung leitete jener gelehrte Oheim in der Abtei Ebreuil; von dort kam der Knabe auf das Collége Louis le Grand in Paris, trat nach damaliger Sitte schon mit 14 Jahren bei den Chevauxlegers ein und wurde der Reihe nach Unterleutnant, Leutnant, Kapitän bei verschiedenen Kavallerie-Regimentern; in dieser Eigenschaft hatte er Gelegenheit, den Siebenjährigen Krieg — bekanntlich keinen besonderen Ruhmestitel der französischen Armee — mitzumachen. Nach Paris zurückgekehrt, heiratete er mit 23 Jahren die Tochter des Präsidenten Montreuil. Sie soll von einnehmendem Äusseren und sanftem Charakter gewesen sein, wusste ihren Gatten jedoch offenbar wenig zu fesseln, so dass er, wie es heisst, schon vom Jahre der Verheiratung an sich einem ausschweifenden Leben hinzugeben anfing. Er wurde jedenfalls in demselben Jahre wegen unbekannter, in einem Bordell begangener Exzesse in Vincennes eingesperrt, aber wie es scheint ziemlich bald wieder entlassen. Später soll er in Gesellschaft einer Schauspielerin, die er für seine Frau ausgab, auf seinem Schlosse Contat gelebt haben. Der im nächsten Jahre (1767) erfolgte Tod des Vaters verschaffte de Sade die Nachfolge als Generalleutnant für Bresse, Bugey und Valromey, doch mochte er zu dieser Zeit schon zu sehr in den Strudel sinnlicher Ausschweifungen versunken sein, um für eine ernstere Lebenshaltung und Pflichterfüllung noch die nötige Befähigung zu besitzen. Gleich im darauf folgenden Jahre lenkte er durch eine Skandalaffäre, die auch zu gerichtlichem Einschreiten Anlass gab, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und lieferte eine Probe dessen, was von seiner Lebensführung und deren späterer literarischer Fruktifikation noch erwartet werden durfte. Er hatte am 3. April 1768 durch seinen Kammerdiener, den Vertrauten aller seiner Ausschweifungen, zwei Freudenmädchen nach einem ihm gehörigen Hause in Arcueil führen lassen und ausserdem selbst eine Frau, der er zufällig begegnet war, Rosa Keller, die Witwe eines Pastetenbäckers, dahin gelockt, sie eingeschlossen und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, sich vollständig zu entkleiden, ihr die Hände gebunden und sie bis aufs Blut gepeitscht; darauf hatte er sie in diesem Zustande verlassen, um sich zu den beiden Mädchen zu begeben und

die Nacht mit ihnen in einer Orgie zu verbringen. Am Morgen war es der Eingeschlossenen gelungen, sich von ihren Banden zu befreien und durchs Fenster zu springen; es kam zu einem grossen Auflauf; man drang ins Haus und fand den Marquis und die Genossen seiner Lüste sinnlos betrunken. De Sade wurde verhaftet, die Kammer von Tournelle leitete eine Untersuchung ein, die aber auf königlichen Befehl — es war die Zeit Ludwig des Fünfzehnten und der Stern der Dubarry eben im Aufgehen! — alsbald niedergeschlagen wurde, nachdem der Marquis seinem Opfer, der Rosa Keller, ein Schmerzensgeld von 100 Louisd'or bezahlt und damit seine „Schuld gesühnt" hatte.

In dieser Affäre tritt schon deutlich ausgesprochen jene eigentümliche Form der Kombination von Wollust und Grausamkeit hervor, die freilich nicht völlig demjenigen entspricht, wofür man den Ausdruck „Sadismus" im engeren Sinne geprägt hat, insofern die Vornahme grausamer Handlungen dabei nicht als Selbstzweck, sondern wesentlich als präparatorischer Akt, als Stimulus der Wollustbefriedigung zu dienen bestimmt ist: denn die Peitschung der Rosa Keller hatte allem Anschein nach den Zweck, de Sade zum Verkehr mit den beiden Mädchen in „Stimmung" zu bringen. Übrigens bewirkte der Vorfall in der Lebensweise de Sades keine ersichtliche Änderung. Er knüpfte mit der ihm, wie es scheint, wahlverwandteren Schwester seiner Frau ein Verhältnis an und machte in deren Begleitung eine längere Reise nach Italien. Wir mögen in den beiden ungleichen Schwestern wohl die Urtypen von Justine und Juliette vor uns haben, wie wir auch die Reise nach Italien in der „Juliette" vom Ende des dritten bis zum sechsten Bande, mit phantastischen Ausschmückungen natürlich, ausgiebig benutzt finden. Auf der Rückreise soll de Sade in Marseille (im Juni 1772) durch einen neuen Skandal zum Einschreiten der Behörden Veranlassung gegeben haben, indem er bei einer von ihm veranstalteten Orgie den dazu entbotenen Freudenmädchen kantharidenhaltige Pastillen in solcher Dosis verabreichte, dass zwei der Mädchen an den Folgen des Genusses starben. Diesmal erging sogar von dem Parlament in Aix gegen de Sade und seinen Kammerdiener, die erst nach Genf und von da auf savoyisches Gebiet nach Chambery geflüchtet waren, ein Kontumazurteil, das beide wegen Sodomie und Giftmord zum Tode verurteilte; doch wurde dieses Urteil nach sechs Jahren, die die Schuldigen zum grossen Teil im Auslande zubrachten, kassiert und in eine dreijährige Verbannung von Marseille und fünfzig Livres Geldstrafe umgewandelt. Aus Vincennes, wo man ihn vorläufig eingesperrt hatte, wusste de Sade mit Hilfe seiner Frau (im August 1778) zu entkommen. Die obige Affäre erscheint allerdings, nach der neuesten Darstellung (von Cabanès) sehr abgeschwächt, auf einen einfachen, in einem Marseiller Bordell verübten Exzess ohne tödlichen Verlauf beschränkt; und auch über das Folgende existieren sehr verschiedene Versionen, die den Schauplatz bald nach Paris, bald nach Marseille verlegen und die Zeit des Vorkommnisses gleichfalls ziemlich unbestimmt lassen. Wiederum soll es sich um schreckliche Folgen der Kantharidenvergiftung bei eingeladenen Ballgästen aus den Kreisen der vornehmen Welt — Herren und Damen — gehandelt haben. Der Marquis und seine Schwägerin — die hier immer unverhüllter als das Original der Juliette hervortritt — sollen beim Ausbruch der sich entwickelnden Schreckensszenen, die mehreren Damen das Leben kostete, schleunigst das Weite gesucht haben. Nach der von Brierre de Boismont wiedergegebenen Schilderung soll man ferner — es ist nicht klar, ob vor oder nach diesem verhängnisvollen Ballsouper — in einem Hause einer abgelegenen Strasse von Paris eine tief ohnmächtige junge Frau angetroffen haben, der an verschiedenen Stellen des Körpers die Adern geöffnet und zahlreiche Einschnitte mit der Lanzette beigebracht waren und die, mit Mühe ins Leben zurückgerufen, den Marquis, der sie in das Haus gelockt habe, nebst seinen Leuten als Urheber dieses Verbrechens anschuldigte. Auch hier hatten, wie

es scheint, die auf seinen Befehl und vor seinen Augen vollzogenen Blutentziehungen dem Marquis als wollusterregender Reiz, als vorbereitender Akt der eigentlichen geschlechtlichen Befriedigung — diesmal an dem Opfer selbst — dienen müssen. Das Abenteuer klingt auch in Justine und Juilette wieder, im dritten und vierten Buch der Justine, in der Schilderung des Grafen Gernande, jenes Monomanen der Aderlässe und Inzisionen, dessen blutgieriger Passion schon sechs Frauen zum Opfer gefallen sind. Wie es nun mit der Gleichzeitigkeit der beiden Ereignisse auch stehen mag; jedenfalls wurde de Sade daraufhin von neuem verhaftet und erst nach Vincennes, dann (im Jahre 1789) nach der Bastille gebracht, zu deren letzten Insassen, oder — im Sinne der Revolutionsschwärmer — unglücklichen Opfern er sich zählen durfte. Denn erst kurz vor dem berühmten Bastillensturm wurde er infolge eines Wortwechsels mit dem Gouverneur Delaunay (dem nachherigen Opfer der Volkswut) nach dem Irrenasyl Charenton übergeführt, sonst würde auch ihm die Volksmenge an jenem blutigen 14. Juli 1789 die Freiheit verschafft haben, die er nun erst neun Monate später erhielt, durch den Beschluss der konstituierenden Versammlung vom 17. März 1790, der die sofortige Befreiung aller durch „lettre de cachet" Verhafteten anordnete.

Der dankbare Marquis stürzte sich denn auch mit Begeisterung in den Strudel der revolutionären Bewegung; er liess mehrere dieser Richtung huldigende Theaterstücke aufführen und trat später dem Klub der Pikenmänner (société populaire de la section des piques) bei, als deren Sekretär er am 29. September 1793 eine noch erhaltene Rede hielt, die den Manen der edlen Volkshelden Marat und Lepelletier geweiht und ganz und gar mit dem schwülstigen Phrasengewäsch des Demagogentumes jener Tage, in das sich de Sade ziemlich geschickt hinein zu finden wusste, erfüllt ist. Auch in der Juliette, an der de Sade damals arbeitete und im Geheimen druckte, fehlt es nicht an bluttriefenden Tiraden gegen die „Tyrannen" und an einem ultrarevolutionären fanatischen Hasse gegen Königtum und monarchische Institutionen, der nur durch den Hass gegen Religion und Kirche noch überboten wird. Bei alledem vermochte sich de Sade — wie es scheint, wegen einiger zur Rettung seines Schwiegervaters Montreuil unternommenen Schritte — dem Misstrauen der revolutionären Machthaber nicht zu entziehen; er wurde als „verdächtig" denunziert, im Dezember 1793 verhaftet und erhielt erst nach dem Sturze Robespierres, im Oktober 1794, seine Freiheit wieder. Bessere Zeiten brachen für ihn unter dem Directoire an, als ein Wüstling und Schwelger wie Barras mit seinen Gesinnungsgenossen die Geschicke Frankreichs leitete und unter dem Aushängeschild der Republik die Sittenzustände spätrömischer Dekadenz wieder heraufführte. Damals durfte de Sade es wagen, nicht nur 1796 die vollendete Juliette, sondern auch 1797 sein gesamtes zehnbändiges Hauptwerk und zugleich eine neue veränderte Auflage der Justine mit Kupferstichen erscheinen zu lassen und von diesem Werke den fünf Mitgliedern des Direktoriums eigens abgezogene Velinexemplare zu überreichen. Aber diese schönen Zeiten konnten nicht dauern. Bald kam das Säbelregiment Bonapartes, das Konsulat; und als de Sade auch dem Ersten Konsul seine beiden Werke in der eben neu erschienenen Gesamtausgabe zuzuschicken wagte, kam er schlimm an. Bonaparte soll, nachdem er wenige Zeilen gelesen hatte, die Bücher, trotz ihrer reichen Einbände, ins Feuer geworfen haben. Jedenfalls liess er sofort die ganze Auflage konfiszieren, den Verfasser noch im selben Jahre verhaften und erst nach Sainte-Pélagie, dann (1803) nach Charenton bringen, wo er als unheilbarer und gefährlicher Geisteskranker bis zu seinem Lebensende festgehalten wurde. Allerdings scheint bei der gegen de Sade beobachteten Strenge auch der Umstand mitgewirkt zu haben, dass dieser ein gegen Josephine und ihre Freundinnen gerichtetes Pasquill — unter dem Namen Zoloé et ses deux acolytes — in Umlauf gesetzt haben soll. Aus den letzten Lebensjahren des Marquis, aus der Zeit seines Aufenthaltes in Charenton, be-

sitzen wir verschiedene, von Augenzeugen herrührende, nicht von Widersprüchen freie Schilderungen. Nach einer davon erscheint de Sade als ein kräftiger, die Gebrechen des Alters nicht an sich tragender Greis mit schönem weissen Haar, von würdevollem Aussehen, liebenswürdigem und überaus höflichem Benehmen, der dabei auf jede Anrede mit sanftester Stimme schmutzige Worte hervorsprudelte und bei seinen Spaziergängen im Hofe obszöne Figuren in den Sand zeichnete. Er arbeitete emsig an Schriften ähnlichen Inhalts und liess auf der Bühne des Irrenhauses selbstverfasste Theaterstücke zur Aufführung bringen; später soll er auch, mit Genehmigung des offenbar sehr toleranten Anstaltleiters, Abbé Culmier, Bälle und Konzerte arrangiert haben, die endlich der dabei stattgehabten Missbräuche halber auf ministeriellen Befehl (am 6. Mai 1813) untersagt wurden. Merkwürdig ist, dass ein sehr hervorragender Irrenarzt, der ärztliche Direktor von Charenton, Royer-Collard, auf das Dringendste die Entfernung de Sades aus der Irrenanstalt forderte, da er ihn nicht für geisteskrank hielt und seinen überaus schädlichen Einfluss auf die wirklichen Geisteskranken in wiederholten Eingaben betonte, während dagegen mehrere vornehme Damen sich lebhaft für de Sade verwandten und dessen Verbleiben in Charenton, wo er es augenscheinlich sehr gut hatte, bei dem Polizeiminister Fouché erbaten und durchsetzten. So starb denn de Sade als 74 jähriger Greis, nachdem er noch den Sturz Napoleons und die Restauration erlebt hatte, in dem Asyl, dessen Bewohner er seit nahezu 12 Jahren war, am 2. Dezember 1814. Von seinen Zeitgenossen haben ihn namentlich Rétif de la Bretonne (in den „Nuits de Paris" und in der unter dem Pseudonym Lingnet herausgegebenen Gegenschrift Anti-Justine), sowie Charles Nodier in seinen „souvenirs" — der in ihm ein unglückliches Willküropfer des Konsulats und des Kaiserreichs erblickte! — literarische Aufmerksamkeit gewidmet. Später hat Jules Janin in einem zuerst 1835 in der Revue de Paris erschienenen und in den „Catacombes" wiederabgedruckten Aufsatz über das Leben und die Werke de Sades geschrieben, wobei jedoch mannigfache Irrtümer unterliefen. Weitere, zum Teil wertvolle biographische Notizen sind in dem anonym erschienenen Buche „Le Marquis de Sade" (Brüssel. Gay und Doucé, 1881) enthalten. Neuerdings sind in Frankreich Abhandlungen über den Marquis de Sade von Marciat (Lyon 1899) und von Cabanès (1900) erschienen; einen Teil der von der Marquise de Sade an ihren Gatten gerichteten Korrespondenz hat Ginisty (grande revue 1899 Nr. 1) kürzlich herausgegeben. In Deutschland habe ich zuerst einen psychologischen Essai über den Marquis de Sade (Zukunft 1899, VII 26) veröffentlicht; im gleichen Jahre (1899) erschien dann die umfassende Monographie von Dr. Eugen Dühren „Der Marquis de Sade und seine Zeit, ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts" (3. Aufl. bereits 1901), der nach wenigen Jahren desselben um die Sade-Forschung meistverdienten und auch vom Glücke besonders begünstigten Autors „neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit; mit besonderer Berücksichtigung der Sexualphilosophie de Sades auf Grund des neuentdeckten Original-Manuskriptes seines Hauptwerkes „die 120 Tage von Sodom" (Berlin 1904) folgten.

„Justine et Juliette", de Sades bekanntestes und bis vor kurzem allgemein als seine einzige Schöpfung grösseren Stils angesehenes Werk, die Ursache und Quelle seiner herostratischen Unsterblichkeit, besteht aus zwei miteinander eng zusammenhängenden, wenn auch ursprünglich getrennt herausgegebenen Teilen. Der erste Teil, „Justine", erschien anonym zuerst 1791, die Fortsetzung, „Juliette", ebenfalls anonym 1796, das Ganze in zehn Bänden in Holland 1797. Diese mir vorliegende Gesamtausgabe trägt in ihren vier ersten Bänden

den Titel: „Histoire de Justine ou les malheurs de la Vertu par le Marquis de Sade“ (en Hollande 1797) und das bezeichnete Motto: „On n'est point criminel pour faire la peinture des bizarres penchants qu'inspire la nature.“ Die sechs folgenden Bände führen den Titel: „Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade.“ Druckangabe und Motto sind dieselben wie bei Justine. Auffällig ist, dass auf dem Titelblatt, als zur Justine gehörig, 44, zur Juliette 60 — im ganzen also 104 — Stiche bezeichnet werden, während tatsächlich nur 100 Stiche (zehn für jeden Band) vorhanden sind, deren Zugehörigkeit zu der betreffenden Ausgabe durch die beigedruckten Band- und Seitenzahlen ersichtlich ist. Übrigens ist — ganz abgesehen von der Schauerlichkeit des Dargestellten — der künstlerische Wert dieser Illustrationen überaus gering. Grobe Fehler der Zeichnung, der Perspektive, gänzlicher Mangel an Individualisierung, dürftige, fast ärmliche Erfassung der Szenerie frappieren bei der Mehrzahl der Bilder, denen man höchstens die kompositionelle Treue in Anlehnung an die oft recht komplizierten Gruppenbeschreibungen des Textes als ein immerhin zweifelhaftes Verdienst zusprechen kann. Hier hätte es, wenn derartiges überhaupt gewagt werden sollte, der entfesselten und vor nichts zurückschaudernden Phantasie bedurft, mit der ein Doré die Gestalten von Dantes Inferno nachzuschaffen gewusst hat.

Der Inhalt — oder vielmehr die das Ganze beherrschende Grundtendenz — ist schon durch die Nebentitel „les malheurs de la vertu“ und „les prospérités du vice“ genügend gekennzeichnet. Mit zähester Beharrlichkeit wird durch alle zehn Bände hindurch immer und immer wieder das Thema variiert, dass es der „Tugend“, gerade eben weil und so lange sie Tugend ist und sein will, notwendig höchst elend ergehen und dass das „Laster“ eben so notwendig florieren und obenauf kommen muss. Die Vertreterinnen der entgegengesetzten Moralextreme sind die beiden Schwestern, Justine und Juliette. Wir finden sie zuerst in noch sehr jugendlichem Alter, eben verwaist und durch den Bankerott ihres Vaters in dürftigen Verhältnissen: Justine, fest entschlossen, unter allen Umständen tugendhaft zu bleiben, und die ältere Juliette eben so fest entschlossen, sich dem eine glänzende Karriere verheissenden Laster in die Arme zu werfen. So trennen sich ihre Wege. Wir begleiten nun vier Bände hindurch die tugendhafte Justine auf ihren Irrfahrten, wobei es ihr immer jammervoller ergeht, ihr Vertrauen immer schmerzlich enttäuscht, ihre Gutherzigkeit immer an Unwürdige und an Bösewichte verschwendet wird, ihre Wohltaten jedesmal zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen, ohne dass sie doch zur Erkenntnis ihrer grenzenlosen Torheit, nach des Verfassers Standpunkt, durchzudringen vermag, — was ihre aufgeklärten Gegner, die Grossinquisitoren der natürlichen Vernunft, mit

Fug und Recht gegen sie erbittert. Schliesslich wird sie wegen einer ihr fälschlich zugeschriebenen Brandstiftung zum Tode verurteilt, entkommt aber aus dem Gefängnis und gelangt zufällig auf das Schloss ihrer Schwester, die sie von einer eben so glänzenden wie frivolen Gesellschaft umgeben antrifft. Sie erzählt Juliette ihre Geschichte, die einen der Zuhörer zu der Bemerkung veranlasst: „voilà bien ici les malheurs de la vertu“ und, auf die anwesende Juliette deutend: „là, mes amis, les prospérités du vice.“ Juliette, die es inzwischen zu grossem Reichtum und zum Range einer Gräfin Lorsanges gebracht hat, trägt nun ebenfalls ihre Geschichte vor, die zugleich die Geschichte ihrer wachsenden Erfolge ist; sie debutiert charakteristischerweise im Kloster, kommt dann zu einer Kupplerin, wird die Geliebte des allmächtigen Ministers Saint-Fond und die über unbegrenzte Mittel verfügende Anordnerin und Leiterin seiner heimlichen Orgien. Ein einziger Rückfall in die Tugend oder ein allzu skrupulöses Bedenken zieht ihr den Verlust dieser Stellung zu und nötigt sie zur Flucht; der treffliche Graf Lorsanges rettet und heiratet sie, wird von ihr aber seiner langweiligen Tugendboldigkeit halber verabscheut und bald vergiftet, worauf sie in Begleitung ihres Liebhabers eine an Abenteuern reiche Reise nach Italien antritt. Die einzelnen Etappen werden sehr genau beschrieben, namentlich der Aufenthalt am Hofe des Grossherzogs von Toskana (des späteren Kaisers Leopold des Zweiten), am päpstlichen Hofe und am Hofe des Lazzaronikönigs Ferdinand von Neapel und seiner tribadischen Königin Karoline, der Schwester Marie Antoinettes; endlich in dem noch republikanischen Venedig. Hier lebt sie als Kurtisane im grössten Stil, wird schliesslich in das Schicksal einer Freundin hineingezogen, die zwar Giftmischerei im kleinen gewerbsmässig verübt, aber vor einer ihr behördlich anbefohlenen Giftmischerei im grossen zurückschreckt — mehr aus „Mangel an Mut“ als an gutem Willen, wie die Erzählerin entschuldigend bemerkt —, und kehrt nach Frankreich zurück, wo sich die Verhältnisse inzwischen aufs günstigste für sie aplaniert haben. Die Schlussworte ihrer Erzählung enthalten eine triumphierende Apologie von Laster und Verbrechen, mit deren Hilfe sie es so herrlich weit gebracht hat. Justine ist aber nicht zu bekehren, und da Juliette sich weigert, eine solche „Prüde“ als Schwester anzuerkennen und im Hause zu behalten, so wird sie beim Herannahen eines Gewitters auf die Strasse geworfen und sogleich von einem Blitzstrahl getötet, vor den Augen der zuschauenden Gesellschaft, die in entzückten Jubel darüber ausbricht, dass der „Himmel“ die Tugend in solcher Weise belohne.

Dies das nackte Gerippe der Handlung, die in ihrem Rahmen eine bunte Fülle von Gemälden erotischer Ausschweifungen und bluttriefender Orgien umschliesst und mit einer kaum minder breiten Fülle lehrhafter Exkurse in monologischer und dialogischer Form,

namentlich in der zweiten Hälfte, durchsetzt ist. Die „Helden" und „Heldinnen" (sit venia verbo) dieser Orgien scheinen das Bedürfnis zu fühlen, sich selbst und ihren Opfern bei jeder Gelegenheit die Notwendigkeit und Berechtigung ihres Handelns mit allem nur möglichen rhetorischen Aufwande vorzudemonstrieren und für ihre Grundsätze mit fanatischer Überzeugungstreue Propaganda zu machen. Seiner ersten Anlage nach weist das Werk auf die Zeit vor Ausbruch der Revolution zurück, da das Königtum Ludwigs des Sechzehnten und Marie Antoinettes noch als unerschüttert vorausgesetzt wird und wenigstens keine ausdrückliche Wendung auf die späteren Vorgänge der Revolution hindeutet. Übrigens scheint nach einzelnen, allerdings nicht sicher beglaubigten Angaben noch eine andere, aus späterer Zeit stammende Überarbeitung zu existieren.

Das zweite (der Zeit nach erste, allerdings unvollendet gelassene) Hauptwerk de Sades wurde nach dem von Dr. Eugen Dühren — Iwan Bloch — aufgefundenen Originalmanuskript „les 120 journées de Sodome ou l'école du libertinage par le marquis de Sade" zuerst in Paris von dem Club des bibliophiles 1904 als Privatdruck veröffentlicht. Eine sehr gute deutsche Übertragung durch Karl von Haverland erschien in 2 Grossquartbänden als Privatdruck (in 650 Exemplaren) Leipzig 1909. Das Werk, obgleich von Rétif de la Bretonne und von Pisanus Fraxi erwähnt, galt bis zur sensationellen Wiederentdeckung des Manuskripts als gänzlich verschollen und mutmasslich vernichtet. Das Manuskript ist von de Sade in der Bastille, und zwar an 36 aufeinanderfolgenden Abenden, vom 22. Oktober bis 27. November 1785, von 7 bis 10 Uhr niedergeschrieben, auf lose Blätter, die der Verfasser der Länge nach sorgfältig aneinanderklebte, und, da er in der Bastille an stetem Papiermangel litt, auch rückwärts beschrieb. Das gesamte Manuskript bildete auf diese Weise einen 12,1 m langen, beiderseits mit den fast mikroskopisch kleinen Schriftzügen de Sades bedeckten aufgerollten Streifen. Es blieb, als der Marquis 1789 die Bastille verlassen durfte, mit anderen Handschriften dort zurück und befand sich in der Folge drei Generationen hindurch im Besitz einer Familie Villeneuve-Trans. Gegen die (anfangs nach der ersten Überraschung stark angezweifelte) Echtheit wird wohl bei gründlicher Kenntnisnahme kein irgendwie berechtigtes Bedenken aufkommen können — so gross ist die Übereinstimmung nicht bloss in der ganzen Fühl- und Denkweise, sondern auch in tausend kleinen Einzelzügen mit der übrigen literarischen Hinterlassenschaft de Sades.

Dagegen kann ich der in gewissem Sinne übertriebenen Wertschätzung des — allerdings Torso gebliebenen — Werkes durch Herausgeber und Übersetzer nicht so unbedingt beistimmen. Man hat nämlich auf Grund dieser cent vingt journées de Sodome ihren Autor

als „Theoretiker", gewissermassen als „Systematiker des pathologischen Sexuallebens" abstempeln wollen, dem es schon hundert Jahre vor Krafft-Ebing darum zu tun gewesen sei, „einen wissenschaftlichen Einblick in die Ursachen und die Arten der mannigfaltigen sexuellen Ausartungen zu gewinnen" und der sich auch über diese wissenschaftliche Bedeutung einer solchen Einsicht völlig klar gewesen sei. So kämen wir gar schliesslich noch dahin, in dem vielverlästerten „célèbre marquis" den eigentlichen Begründer und Schöpfer einer wissenschaftlichen Sexologie in dankbarer Anerkennung zu verehren. Gegen eine solche Um- und Überwertung möchte ich doch Protest einlegen; auch haben derartige Gesichtspunkte wohl dem von keiner „wissenschaftlichen" Betrachtung und Schulung angekränkelten, stets ins masslos Phantastische, zuchtlos überschweifenden Geiste de Sades gänzlich fern gelegen, wenn man auch anerkennen muss, dass die 120 journées, trotz ihrer Unvollendetheit und der Flüchtigkeit ihrer Anlage und Durchführung, in bezug auf erschöpfende und lückenlose Vorführung aller nicht nur erfahrungsgemäss festgestellten, sondern überhaupt denk- und ersinnbaren, von den leichtesten bis ins Ungeheuerliche aufsteigenden geschlechtlichen Verirrungen bisher unerreicht und fast unvergleichbar dastehen. Aber auch die schriftstellerischen Mängel de Sades, die flüchtige und verwahrloste Schreibweise, die Krassheit und Unmöglichkeit der Erfindung, die Rohheit und Brutalität der psychologischen Durchführung — von dem Abstossenden des Stoffes ganz abgesehen — erscheinen hier auf die Spitze getrieben und lassen die immerhin subtilere Durcharbeitung von „Justine et Juliette" doch bedenklich vermissen.

Über die übrigen Schriften de Sades kann ich mich kurz fassen, da sie — so weit sie ihm mit Sicherheit zugehören — nicht geeignet sind, uns die Befähigung und geistige Eigenart ihres Verfassers von anderer und besserer Seite kennen zu lehren. Am meisten der Erwähnung wert ist noch „La philosophie dans le boudoir"; in der in meinem Besitz befindlichen Ausgabe mit der Bezeichnung: „ouvrage posthume par l'auteur de Justine", Londres aux dépenses de la compagnie 1805 (in zwei Bänden). Da de Sade zur Zeit des Druckes noch am Leben war, muss der Ausdruck „posthume" der Unkenntnis oder absichtlichen Irreführung entspringen. Das Buch ist ein verwässerter, geistloser Abklatsch der in Justine und Juliette entwickelten Lehren, ungewandt auf die „Erziehung" eines unerfahrenen jungen Mädchens; es berührt sich somit im Stoffe merkwürdig mit der Mirabeau zugeschriebenen „Education de Laure", wie ja auch andere literarische Jugendsünden des vielbewunderten Revolutionhelden, wie „Ma conversion" und „Erotica biblion" des sadischen Geistes einen recht starken Hauch verspüren lassen. Mirabeau, der in einem noch erhaltenen Briefe gegen jede Gemeinschaft mit de Sade entrüstet protestiert und diesen Autor, falls er es wagen sollte, sich auf ihn zu beziehen, mit Stockhieben bedroht, kann sich demnach, wie auch andere Revolutionsmänner — ich erinnere nur an Saint-Just und Marat —, dem Verdachte einer gewissen Geistesgenossenschaft nicht gänzlich entziehen.

„Aline et Valcour, ou le roman philosophique", ein Buch, das de Sade vor der Revolution während seines Aufenthaltes in der Bastille geschrieben haben soll

(zuerst gedruckt 1793), ist ein ziemlich unbedeutender, auch wieder mit viel eintönigem Räsonnement durchsetzter Roman; und dasselbe scheint von dem unter dem Namen „Les crimes de l'amour" zusammengefassten Novellenzyklus zu gelten, woraus mir allerdings nur eine („Juliette et Raunal, ou la conspiration d'Amboise, nouvelle historique") aus eigener Lektüre bekannt ist. Man findet sie in dem 1881 bei Gay und Doucé in Brüssel anonym erschienenen Werke „Le Marquis de Sade", das ausserdem noch eine daran knüpfende Abhandlung über den Roman (Idée sur les romans") und eine gegen einen missgünstigen Kritiker, Villeterque, gerichtete Schmähschrift („L'auteur des crimes de l'amour à Villeterque folliculaire") sowie die schon erwähnte, in der section des piques zur Leichenfeier Marats und Lepelletiers gehaltenen Rede enthält. Alle diese Schriften zeigen nur, dass de Sade über die Gabe eines mittelmässigen Skribenten — die Kunst, langweilig zu schreiben — in ziemlich hohem Grade verfügte, und ausserdem, dass er es zweckmässig fand, wenigstens in der Zeit, wo er die „Idée sur les romans" erscheinen liess, die ihm zugeschriebene Autorschaft der Justine hartnäckig zu leugnen. Dass es ihm dabei auf einen Haufen der handgreiflichsten und fadenscheinigsten Lügen nicht ankommt, wird uns bei der ganzen sonstigen Eigenart des Mannes schwerlich befremden.

Der „moralische" Standpunkt (sit venia verbo), den de Sade in seinen Hauptwerken, wie auch in der „Philosophie dans le boudoir" einnimmt — sofern es erlaubt ist, im Sinne der alten Moralisten von einem solchen zu reden —, ist der einer Art Antimoral, einer Teufelsmoral, die in Inhalt und Tendenz seines grossen Doppelwerkes erschöpfend zum Ausdruck gelangt und auf die schon die Titelbezeichnung gleichsam präludierend hinweist. Das beständige Unglück, das die „Tugend" mit Naturnotwendigkeit zu erleiden hat, und das Glück, das dem „Laster" ebenso naturgemäss erblüht, ist ja das Hauptthema, das durch alle zehn Bände in allen erdenklichen Variationen durchgeführte, in Handlung umgesetzte und mit weitschweifigen Kommentaren erläuterte Leitmotiv der gesamten Komposition. Die Begriffe „Tugend" und „Laster" werden dabei ganz im alten, landläufigen Sinn genommen; doch geschieht das, möchte man sagen, mit einer Art unfreiwilliger Selbstpersiflage: denn auf jenem vorgeschobensten Standpunkte mechanistischer Weltauffassung, wie ihn de Sade einzunehmen behauptet, gibt es, im Grunde genommen, weder Tugend noch Laster; die Moralbegriffe „gut" und „böse" existieren einfach nicht, da sie in dem alles umfassenden Begriff des mechanisch bedingten Naturgeschehens ihre Auflösung finden. Davon aber, dass er in diesem Sinne eigentlich gegen Gespenster ficht, merkt der Verfasser in seinem antimoralischen Fanatismus so wenig wie von der Absurdität des selbstgefällig zur Schau getragenen Gotteshasses und der Gottesfeindschaft neben seinem auf Schritt und Tritt feierlichst als unumstössliches Dogma verkündeten materialistischen Atheismus. Ein ungeheurer Eifer wird an unzähligen Stellen darauf verwendet, zu deduzieren, dass das sogenannte „Böse" keineswegs verwerflich, weil nicht gegen die Natur, vielmehr ganz deren

Zielen und Absichten gemäss sei, und dass wir im Gegenteil höchstens dann verwerflich handeln, wenn wir uns diesen Absichten der Natur widersetzen, statt ihnen, auch soweit sie in unseren scheinbar verbrecherischen Begierden zum Ausdruck kommen, blindlings, widerstandlos zu folgen. Altruistische Rücksichten können und dürfen uns dabei am allerwenigsten hindern; „was die Toren Humanität nennen, ist nur eine aus der Furcht und dem Egoismus entsprungene Schwäche“, heisst es in der Philosophie dans le boudoir, Band II, Seite 178), und ebenda wird auseinandergesetzt, dass es „Verbrechen“ überhaupt nicht geben könne, dass wir nur blinde Werkzeuge dessen zu sein haben, was die „Natur“ uns „inspiriert“: „Nons dicta-t-elle d'embrâser l'univers? Le seul crime serait d'y résister et tous les scélérats de la terre ne sont que les agents de ses caprices.“ Und ganz dieser Anschauung entsprechend krönt denn auch Juliette die lange Erzählung ihrer Abenteuer und siegreichen Erfolge mit den ein wahrhaft infernalisches Glaubensbekenntnis enthaltenden Worten: „Tant pis pour les victimes, il en faut; tout se détruirait dans l'univers, sans les lois profondes de l'équilibre: ce n'est que par des forfaits que la nature se maintient et reconquit les droits que lui enlève la vertu. Nous lui obéissons donc en nous livrant au mal; notre résistance est le seul crime, qu'elle ne doive jamais nous pardonner. Oh! mes amis, convainquons-nous de ces principes! Dans leur exercice se trouvent toutes les sources du bonheur de l'homme“ (Juliette, Band VI, Seite 343, 344).

Ich glaube, man hat ein gewisses Recht, einen solchen Moralstandpunkt als den einer Art Antimoral oder Teufelsmoral zu kennzeichnen, und ich möchte daran nur die Bemerkung knüpfen, dass bei dem Ausbau dieser „Moral“ auch eine ganz ähnliche Inkonsequenz oder — richtiger — Unzulänglichkeit zutage tritt wie bei der gewöhnlichen deistischen Moral; während diese nämlich den Ursprung des „Bösen“ nicht in überzeugender Weise darzutun vermag, erscheint es vom Standpunkt de Sades ebenso unmöglich, den Ursprung des „Guten“, das es ja nach alledem doch auch in der Welt gibt und das in seinen zu „Opfern“ bestimmten Vertretern sogar einen so breiten Raum einnimmt, einleuchtend zu erklären. Ein Versuch dazu wird übrigens gar nicht einmal gemacht; wer wollte auch Selbstkritik und nötigenfalls Verzichtleistung auf die schon von vornherein feststehenden Prämissen bei einem mit geistigen Scheuklappen versehenen und im Genusse seines Ein- und Allgedankens schwelgenden Monoideisten erwarten?

So bekunden denn alle die zahlreichen Vertreter und Vertreterinnen des Bösen, die uns in Justine und Juliette vorgeführt werden, ein felsenfestes Vertrauen auf den Sieg ihrer Sache, ein Vertrauen, das in der ganzen Kette der Ereignisse, die sich vor uns abspielen, auch niemals getäuscht wird. Selbst in den misslichsten Lagen,

in die sie der Zufall hin und wieder versetzt — Juliette, zweiter und fünfter Band —, verlässt dieser „Glaube“ sie nicht und veranlasst sie, sich den Repräsentanten des Guten gegenüber, wo diese wirklich einmal vorübergehend obenauf kommen, mit dem selbstgewissesten Übermut zu benehmen und jenen ihren baldigen Sturz vorauszusagen. Die Unterdrückung und Vernichtung der als „gemeinschädlich“ erkannten Tugend ist gewissermassen die Mission, die Pflicht und Aufgabe des Lasters; nicht nur im Einzelleben, sondern auch in den grossen Verhältnissen des staatlich-gesellschaftlichen Lebens, für dessen Organisation nach denselben Prinzipien an verschiedenen Stellen der Juliette beachtenswerte, wenn auch begreiflicherweise fragmentarisch gebliebene Anläufe gemacht werden.

Im vorhergehenden wurden schon mehrfach zwei Züge erwähnt, die — wenn wir von den sexualpathologischen Momenten ganz absehen — in de Sades literarischer Physiognomie besonders auffällig hervortreten, sich aber doch mit den übrigen zu einer geistigen Einheit zusammenschliessen. Das ist der eigenartig gefärbte Atheismus de Sades und sein politischer Radikalismus.

Der Atheismus de Sades geberdet sich, wie wir sahen, inkonsequenterweise zugleich als ein fanatischer Misotheismus, der von dem bekannten Worte: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer“ nur Gebrauch zu machen scheint, um diesen eigens erfundenen Gott blasphemisch zu beschimpfen und zu verhöhnen. Dieser doktrinäre Atheismus schliesst natürlich auch, wie gewöhnlich, einen Hang zu kindisch-abergläubischem Mystizismus keineswegs aus, wovon wir das grasseste, zugleich furchtbarste und lächerlichste Beispiel in dem sehr breitgetretenen und mit geheimnisvoller Wichtigtuerei behandelten Ceremoniell Saint-Fonds finden, der sich mit den zum Tode bestimmten Opfern regelmässig einschliesst, um sie mit ihrem eigenen, aus der Nähe des Herzens entnommenen Blute einen Zettel unterzeichnen zu lassen, in dem sie ihre Seele dem Teufel verschreiben und den sie auf dem Wege einer nicht wiederzugebenden Inkorporation in die doch immerhin als möglich erachtete andere Welt mitnehmen müssen (Juliette, Bd. II, Seite 286 ff.). Auf der anderen Seite schlägt dieser Atheismus wieder in eine völlig anthropomorphistische Auffassung der Natur um, — nur dass diese als Vertreterin des Bösen personifizierte Natur statt des milden Gottesantlitzes eine Teufelsfratze zu tragen scheint, deren Kultus der zerstörten Gottesanbetung mit grimmigem Hohne pomphaft substituiert wird.

Der politische Radikalismus de Sades ist zum Teil von jener entsetzlich oberflächlichen, kurzsichtig dilettantischen Art, wie er uns in den depravierten französischen Adelskreisen gerade in den Zeiten kurz vor Ausbruch der Revolution gar nicht selten begegnet. Ein bemerkenswerter Grundzug ist überdies auch hier, ganz

wie bei der eben geschilderten Abart des Atheismus, neben der prinzipiell antimonarchischen Gesinnung der fanatische Hass gegen Königtum und Kirche und gegen alle damit zusammenhängenden sozialen Institutionen, — man darf sagen: der Geist eines, auf der sich souverän geberdenden naturalistischen Kritik beruhenden, individualistischen Nihilismus und Anarchismus. Und diese Denkweise lässt de Sade, so leer und gehaltlos sein doktrinärer Radikalismus im übrigen auch ist, immerhin als einen „Vorläufer" erscheinen, für den sich auch in unseren Tagen des theoretischen und praktischen Anarchistentreibens und des wiederauflebenden Stirner-Kultus manche unerfreuliche Anknüpfung bietet.

Um die geistigen Wurzeln einer solchen Erscheinung wie de Sade in noch grösserer Tiefe blosszulegen, müsste man freilich noch andere dem Volks- und Zeitgeiste angehörige Faktoren in weit grösserem Umfange, als es hier möglich ist, zu berücksichtigen suchen. Es würde dabei jenem eigentümlichen gallokeltischen Elemente des französischen Volkscharakters Rechnung zu tragen sein, dem neben dem frivol-erotischen auch der lüstern-grausame Zug von jeher nicht fehlte und der in Voltaires Kennzeichnung seiner Landsleute als „Tigeraffen" den zutreffendsten Ausdruck, in sozialen Vorgängen der „grossen" Revolution bald nachher eine drastische Illustration findet. Es würde ferner auf jenen eigenartigen Geist der in Sittenverderbnis und Degenereszenz hinsiechenden französischen Adelskaste Bezug zu nehmen sein, bei der sich hohler Standesdünkel mit einem frivolen, alles, auch die Grundlagen der eigenen Existenz negierenden und zersetzenden Skeptizismus und Pseudoradikalismus — man denke nur an das Auftreten eines Philippe Egalité — unheilbringend vereinigt. Und endlich müsste vor allem der Zusammenhang mit gewissen Elementen der zeitgenössischen Popularphilosophie in Rechnung gezogen werden, namentlich mit der durch die Enzyklopädisten und ihre seichte Gefolgschaft vertretenen materialistisch-atheistischen Richtung. Es mag als ein in seinen Konsequenzen einem de Sade schon bedenklich nahestehender Repräsentant dieser „Aufklärungsphilosophie" nur der berüchtigte Verfasser der Histoire naturelle de l'âme und des Hommemachine, Lamettrie, namhaft gemacht werden, den auch des grossen Friedrichs akademische Lobrede und Du Bois-Reymonds etwas geschraubte Ehrenrettung sowie Poritzkys neuere ausgezeichnete Biographie[1]) uns menschlich kaum näher zu bringen vermögen. Der Aufklärungsstandpunkt für religiöse und ethische Fragen war durch den materialistischen Atheismus der Enzyklopädisten ein für allemal

[1]) J. E. Poritzky, Lamettrie (Berlin 1900). Man sehe z. B. Lamettries widerwärtige Fehde mit Albrecht von Haller, dem er seinen anonym erschienenen „l'homme machine" heuchlerisch widmete.

gegeben; de Sade hat nur, skrupelloser als ein Diderot, skrupelloser selbst als Lamettrie, die äussersten Konsequenzen des theoretischen und natürlich auch des praktischen Materialismus auf seine Weise gezogen. Ganz wie seine Zeitgenossen hängt er dabei an der altdemokritischen korpuskularen Theorie der Materie, mit ihren räumlich getrennten, überall gleichartigen Teilchen (Molekeln), durch deren Bewegung und Stoss alle Phänomene des körperlichen und geistigen Lebens in einer für ihn und seinesgleichen restlos befriedigenden Weise erklärt werden; die „molécules malfaisantes" spielen denn auch bei seinen antimoralischen Explikationen eine hervorragende Rolle. Die klägliche Öde einer solchen Weltanschauung wird nur durch die brutale Selbstgewissheit, mit der sie vorgetragen und als keines Beweises bedürftig hingestellt wird, allenfalls überboten.

Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass auch Verbindungsfäden von de Sade zu gewissen zeitgenössischen Vertretern einer analytischen Richtung der Psychologie hinüberführen, die von Max Dessoir[1]) in seiner beachtenswerten Geschichte der neueren deutschen Psychologie als subjektivistische Analytiker zusammengefasst wurden. Für den psychologischen Roman, der auf subjektivistischer Analyse des Seelenlebens beruht, hatte bekanntlich Rousseau in seiner Novelle Héloise den Ton angegeben, — derselbe Rousseau, der in seinen Confessions einen Akt des moralischen Exhibitionismus verübt und dabei selbst vor der Enthüllung direkt exhibitionistischer Neigungen nicht zurückscheut. Einem de Sade unendlich näher als die trotz allem grosse und ergreifende Gestalt Rousseaus steht jener „Rousseau du ruisseau", Rétif de la Bretonne, über den Dessoir urteilt: „Er wurde von wütendster Sinnlichkeit gepeitscht und durch den Götzendienst des eigenen Ich in eine Art Exhibitionismus hineingetrieben. Daher hat er wie kein Zweiter verstanden, die Entstehung, Eigentümlichkeit und Gewalt der Geschlechtsliebe zu analysieren und dem Ich einen geradezu raffinierten Kultus zu widmen." Da haben wir im Keime den literarischen de Sade, nur schwächlicher, passiver, sozusagen unblutiger. Wäre Rétif eine mehr aktiv und impulsiv, weniger kontemplativ veranlagte Natur gewesen und hätten ihm, dem armen Bauernsohne, die Mittel und die Atmosphäre des „célèbre Marquis" von früh auf zur Verfügung gestanden, so wäre vielleicht ein zweiter de Sade aus ihm geworden, der schriftstellerisch dem anderen an Kraft und Feinfühligkeit der Schilderung überlegen gewesen wäre. Nicht umsonst ertönt bei Rétif aus allen Tonarten das Lob dieser ungemeinen Feinfühligkeit, dieser „sensibilité quelquefois délicieuse, quelquefois cuisante, affreuse,

[1]) Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Zweite Auflage. Erster Halbband. Berlin, Karl Duncker, 1897, S. 301 ff.

déchirante", die sich dann psychologisch verfeinert in dem „pathologischen Egotismus", dem „Beylismus" Stendhals[1]) durchzusetzen weiss, dessen neu auflebender Einfluss sich in einem grossen Teile unserer modernsten, vor allem der französischen Literatur nur zu deutlich bekundet — wo diese Richtung, wie schon bei dem ewig mit seinen Nerven beschäftigten, sich selbst als „Ungeheuer an nervöser Reizbarkeit" bezeichnenden Stendhal, mehr und mehr ins direkt Krankhafte, in die „reizbare Schwäche" und die Perversionen des Sexual-Neurasthenikers ausmündet. So geschieht es auch schon bei Rétif, dem Begründer und Bahnbrecher des analysierenden Romans dieser Richtung, der übrigens nebenbei Fetischist (leidenschaftlicher Fuss-Fetischist) war. Es ist wohl kein blosser Zufall, dass er früher als andere Zeitgenossen auf de Sade aufmerksam wurde und dass dessen halb mit eifersüchtigem Neid, halb mit Abscheu betrachtetes Werk ihn zu seiner elend geschriebenen „Anti-Justine" anregte, die er freilich selbst nicht zu beenden und deren mitten in einem Satz abbrechende erste Hälfte er nur unter einem Pseudonym (Linguet) herauszugeben wagte[2]).

Es bleibt nun noch eine letzte, den Psychologen und Arzt interessierende Frage zu erledigen: die Frage nach dem Geisteszustande des Autors von „Justine" und „Juliette". Gehen wir noch einmal von den Werken aus und sehen wir dabei zunächst ab von der Abscheulichkeit des Inhalts, von den Gefühlen der Indignation, des Ekels, die uns beim Durchblättern dieser stattlichen Bändezahl von Seite zu Seite erfüllen. Unwillkürlich imponierend wirkt trotzdem schon der blosse Umfang des Werkes und das Mass der damit geleisteten geistigen und der rein mechanischen Arbeit. Der bizarre Entwurf dieser ungeheuerlichen, langgedehnten, vielgliedrigen Komposition und seine bis ins einzelne gehende Ausgestaltung mit all ihren fast unentwirrbaren Fäden, mit der Unzahl der nacheinander auftretenden Personen, mit der sehr raffiniert durchgeführten allmählichen Steigerung und mit der fast nie — nur ganz vereinzelt[3]) — versagenden

[1]) Stendhal (Henri Beyle) journal; vie de Henri Brulard; souvenirs d'égotisme usw. — Deutsche Stendhal-Ausgabe in sechs Bänden neuerdings von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

[2]) L'Anti-Justine, ou les délices de l'amour, par M. Linguet, avocat au et en Parlement, au Palais-Royal, chez feu la veuve Girouard, 1798. Eine neue Ausgabe (nach einer Abschrift des Manuskriptes) erschien in Brüssel, in zwei Bänden, 1863. Vgl. übrigens das grosszügig angelegte Werk: „Rétif de la Bretonne. Der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator" von Dr. Eugen Dühren (Iwan Bloch), Berlin 1906, mit dessen Hochschätzung Rétifs in jeder der drei Titelbezeichnungen ich allerdings nicht übereinstimme.

[3]) Einmal, im vierten Bande der Justine, lebt eine Person wieder auf, die kurz zuvor bei einer Orgie ums Leben gebracht war. — In den flüchtig gearbeiteten 120 journées de Sodome begegnen allerlei Unstimmigkeiten und Widersprüche allerdings ziemlich häufig.

Treue der Erinnerung und Rückbeziehung: das alles setzt doch eine wenigstens in den Jahren der Abfassung ganz ungemeine Arbeitskraft und ausdauernde Arbeitsleistung voraus, die mindestens die herkömmliche Meinung einem chronischen Geisteskranken, vielleicht einem kongenital Schwachsinnigen, nicht ohne weiteres zuzugestehen geneigt sein dürfte. Wenn es wahr sein sollte, dass de Sade sein Werk eine Zeitlang in einem Keller eigenhändig gedruckt, dass er auch die Entwürfe zu den Zeichnungen selbst angefertigt habe, so würde unser Staunen über die Ausdauer und vielseitige Leistungsfähigkeit noch mehr berechtigt erscheinen. Einem Maniakus sind freilich solche Leistungen keineswegs unmöglich; und wenn man die ungeheuere graphomanische Tätigkeit mancher Kranken in den manischen Stadien zirkulären Irreseins überblickt, so wird man auch in dieser Hinsicht einen minder zweifelnden Standpunkt einzunehmen geneigt sein.

Stellen wir einmal die Frage rein gerichtsärztlich, etwa in der Weise: gesetzt, der Verfasser von Justine und Juliette wäre nach der ersten Gesamtausgabe von 1797, auf Grund einer antizipierten (und in diesem Falle gewiss wohlberechtigten) Lex Heinze, unter Anklage gestellt worden; sein Verteidiger hätte den Einwand mangelnder Zurechnungsfähigkeit erhoben und der Gerichtshof hätte, dem Antrage des Verteidigers stattgebend, die Zuziehung ärztlicher Sachverständigen beschlossen; wie würden sich diese Sachverständigen wohl zu äussern gehabt, in welchem Sinne würden sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Gutachten erstattet haben.

Wie sie zu de Sades Zeit sich vermutlich geäussert hätten, das lehrt uns das schon erwähnte Beispiel des ausgezeichneten Irrenarztes Royer-Collard, des ärztlichen Direktors von Charenton, der de Sade fast zwölf Jahre hindurch in dieser Anstalt beobachtete und während dieser ganzen Zeit nicht müde wurde, in immer wiederkehrenden Reklamationen bei der Regierung seine Entfernung zu beantragen und gegen seinen fortgesetzten Aufenthalt zu protestieren. Aber auch die Irrenärzte unserer Zeit würden, wie ich glaube, der Mehrzahl nach sich kaum in der Lage befunden haben, de Sade vor dem Strafrichter für geisteskrank und „der freien Willensbestimmung beraubt“ zu erklären und ihn der unzweifelhaften gerichtlichen Verurteilung damit zu entziehen.

Es lag zwischen jener Zeit und der unserigen eine Periode, in der man vermutlich mit der Annahme einer eigenartigen geistigen Störung, die unter dem Namen der „moral insanity“ eine grosse Rolle spielte, sehr rasch bei der Hand gewesen sein würde. Dieser von Prichard (1835) geprägte Ausdruck — der die früheren Bezeichnungen einer „Mania sine delirio“ (Pinel), einer „Monomanie affective“ (Esquirol) vollständig verdrängte — sollte einer Form der Seelen-

störung entsprechen, die sich lediglich durch eine krankhafte Umwandlung, eine Perversion der natürlichen sittlichen Antriebe und Gefühle und durch eine daraus entspringende Neigung zu unsittlichen Handlungen, ohne sonstige Störungen der Intelligenz, charakterisierte. Wir meinen jetzt, dass es einen „moralischen Wahnsinn“ in diesem Sinne, eine solche partielle, rein affektive Form der Seelenstörung nicht gibt, dass vielmehr immer und überall die auf angeborener Anlage beruhende Abschwächung der Intelligenz, nur in einem Falle mehr, im anderen minder ausgesprochen, nie aber gänzlich fehlend, neben der Gefühlsstörung hervortritt und dass es sich demnach um Fälle angeborenen Schwachsinns, meist auf degenerativer Grundlage handelt. Es spricht manches dafür, dass ein derartiger Zustand bei de Sade vorgelegen haben mag: die schweren Perversitäten des Geschlechtslebens, die Lügenhaftigkeit, der anscheinend nicht fehlende Hang zu herumschweifendem Leben, auch die immerhin auffällige Urteillosigkeit hinsichtlich der Folgen, die so unverhüllt gleichsam am hellen Tageslicht sich abspielende Skandalaffären, wie die früher erwähnten, für ihn denn doch bei aller Protektion schliesslich nach sich ziehen mussten. Das und noch manches andere lässt sich wohl in dieser Richtung verwerten; doch bleibt das biographische Material immerhin, namentlich für den früheren Entwickelungsgang de Sades, ungenügend und, wie aus dieser Darstellung hervorgeht, im einzelnen auch zu widersprechend, um ein alle Zweifel ausschliessendes psychiatrisches „Gutachten“ darauf zu begründen.

Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, dass solche Formen angeborenen Schwachsinns, die sich durch Anomalien der sittlichen Gefühle und daraus entspringende Handlungen vorwiegend charakterisieren, erfahrungsgemäss nicht immer im ununterbrochenem Flusse oder gar in gleichmässig stetigem Anschwellen das ganze Leben hindurch verlaufen, sondern sehr häufig Perioden verhältnismässiger Ruhe und scheinbarer Besserung mit Perioden der Steigerung und Wiederverschlimmerung abwechselnd darbieten. Andeutungen solcher Wechselperioden, die aber wegen des unzulänglichen Materials doch nicht scharf umrissen genug hervortreten, machen sich auch in dem Lebensbilde de Sades einigermassen bemerkbar. Daneben mag — wofür auch die früher mitgeteilte Beobachtung zu sprechen scheint — in den letzten Lebensjahren ein Übergang in jene dem Greisenalter eigene, auf Rückbildung des Gehirns beruhende Form der Demenz als nicht ausgeschlossen gelten.

So werden wir denn unser Endurteil in dieser Beziehung dahin zusammenfassen: es kann vielleicht über den Punkt Meinungsverschiedenheit herrschen, ob de Sade bis in sein höheres Alter hinein von einer bestimmten Form geistiger Störung befallen, ob er im landläufigen Sinne „geisteskrank“, im rechtlichen und gerichtsärztlichen

Sinne „wahnsinnig“ oder „blödsinnig“, „unfähig, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen“ oder „des Gebrauches seiner Vernunft gänzlich beraubt“ war. Ganz gewiss aber war er eine mit schwerer degenerativer Veranlagung, mit perversen, zumal nach der sexualpathologischen Seite gerichteten Neigungen und Antrieben behaftete, anomale Persönlichkeit, und wegen dieser nicht auszurottenden, vielleicht auch periodenweise gesteigerten perversen Neigungen und Antriebe eine eminent antisoziale Erscheinung. Und der erste Konsul hatte unzweifelhaft das praktisch Richtige getroffen, als er die menschliche Gesellschaft von einem ihrer unwürdigsten Mitglieder, von dem Träger einer mit fortwuchernder Zerrüttung und Verwüstung drohenden moralischen Verpestung, durch einen Federstrich unbedenklich befreite.

Sacher-Masoch; der Mensch und der Schriftsteller.

Wie die Lebensgeschichte de Sades, so bietet auch die des Namensgebers des „Masochismus“ ein grosses psychologisches Interesse; sie liefert uns den Schlüssel zum Verständnis seines literarischen Schaffens und der davon ausgehenden unbestreitbaren, anscheinend immer noch im Zunehmen begriffenen Wirkung. Nach den Ermittelungen eines für den Helden seiner Darstellung enthusiastisch begeisterten Biographen (Schlichtegroll)[1]) soll Sacher-Masoch von einem spanischen Ahnherrn, Don Mathias Sacher, herstammen, der in der Schlacht bei Mühlberg 1547 als Rittmeister bei der spanischen Kavallerie Karls des Fünften mitkämpfte, in dieser Schlacht verwundet wurde, und in der Folge die Tochter eines böhmischen Adligen heiratete, um sich mit ihr in Prag dauernd niederzulassen. Als mehr als zwei Jahrhunderte später bei der Zertrümmerung des polnischen Staates die „Königreiche“ Galizien und Lodemerien an Österreich fielen, wurde der Grossvater unseres Helden — Johann Nepomuk von Sacher — in österreichischer Beamtenstellung zunächst mit der Aufsicht über die Staatssalinen des salzreichen Landes betraut; der offenbar geschickte und pflichttreue Mann avancierte später zum Gubernialrat und zum erblichen Standesherrn des Königreichs, und starb 1836. Zu dieser Zeit fungierte sein Sohn Leopold bereits als Polizeidirektor in der Provinzialhauptstadt Lemberg. Er hatte 1827 die Tochter eines kleinrussischen Adligen, des Professors und Universitätsrektors Franz von Masoch, eines um das Medizinalwesen der Provinz verdienten Mannes, geheiratet, und durfte mit kaiserlicher Erlaubnis 1838 seinem Namen den Familiennamen und das Wappen der Masochs hinzufügen. Der einzige Sprössling dieser Ehe, unser Leopold von Sacher-Masoch, wurde am 27. Januar 1836 im Lemberger Polizeipräsidium geboren: ein zart angelegtes, schwächliches Kind, das nur durch die kraftstrotzende ruthenische Amme Hanscha am Leben erhalten und über die Gefahren der ersten Kindheit weggebracht werden konnte. Aus ihrem Munde vernahm der Knabe die schwermütigen Volksweisen der Ruthenen, denen er begierig lauschte, und ihr behauptete er selbst nicht bloss die Erhaltung seiner physischen Existenz, sondern im eigentlichen Sinne auch „seine

[1]) Sacher-Masoch und der Masochismus. Literaturhistorische und kulturhistorische Studien von Carl Felix von Schlichtergroll. Dresden, H. R. Dohrn, 1901.

Seele" zu verdanken. In dem bunten Treiben jenes Völkergemisches, in dem sich Orient und Okzident kreuzen, fand der empfängliche Knabe früh die mannigfachsten Anregungen, während sein Natursinn sich in dem reizend gelegenen Viniki, dem Heimatort jener Hanscha, zu schönster Blüte entwickelte. Mächtige Eindrücke von ganz anderer Art brachte das Aufstandjahr 1846; die von den ruthenischen Insurgenten gegen ihre polnischen Herren und Bedränger damals verübten Greuel mussten sich der Phantasie des zehnjährigen Knaben auf das lebhafteste einprägen, wie sie denn auch in seinen späteren literarischen Werken mannigfache Verwertung und poetische Ausschmückung gefunden haben. In ähnlicher Weise wirkten zwei Jahre später (1848) die Revolutionsszenen in Prag, wohin der Vater inzwischen als Hofrat und Polizeichef berufen worden war; hier erst, in dem — damals noch deutschen! — Prag erlernte der junge Leopold auch die deutsche Sprache. In der schönen Hauptstadt der Steiermark, in Graz, wohin der Vater 1853 in gleicher Beamtenfunktion übersiedelte, begann Sacher-Masoch seine Studien, promovierte 1855 zum Doctor juris und habilitierte sich im darauffolgenden Jahre, ein Zwanzigjähriger, als Privatdozent für deutsche Geschichte. Nach der Schilderung eines seiner damaligen Hörer: „ein zarter, schlanker Jüngling von beinahe knabenhaftem Aussehen", der sein Kolleg über die Reformationszeit „etwas müde und abgespannt" vortrug. Doch war es ihm ernst mit dem erwählten Beruf; und so gab er 1857 seine erste, mit Beifall aufgenommene historische Schrift „Über den Aufstand in Gent unter Karl dem Fünften" heraus, die er dem jungen Kaiser Franz Joseph widmen durfte und der 1862 eine zweite, ihren Stoff derselben Zeitepoche entnehmende Schrift „Ungarns Untergang und Maria von Österreich" folgte. Die dafür gemachten Spezialstudien erwiesen sich noch in anderer ungeahnter Weise fruchtbar; sie lieferten Sacher-Masoch den dankbaren Stoff zu dem ersten grösseren novellistischen Werke, mit dem er (1866) an die Öffentlichkeit trat — zu dem dreibändigen historischen Roman „Der letzte König der Magyaren". Ein bedeutendes Werk, das viele spätere Schöpfungen seines Urhebers überragt, und dem Staube der Vergessenheit, der sich über geschichtliche Romane nur zu leicht breitet, wohl entrissen zu werden verdiente. Ich erinnere mich noch des gewaltigen Eindrucks, den mir dieses Jugendwerk des damals noch gänzlich ungenannten Autors machte, als es mir unmittelbar nach seinem Erscheinen während des Feldzuges von 1866 in Böhmen auf der Bibliothek des kleinen Lichtensteinschen Schlosses Ratay, wo ich für einige Zeit Quartier gefunden hatte, zufällig in die Hände geriet. Schon damals waren mir die eigentümlichen, herrschsüchtig despotischen und geradezu grausamen Züge auffallend, die Sacher-Masoch einzelnen Frauencharakteren, namentlich der (im übrigen stark ideali-

sierten) Königin Maria zu geben wusste, und nicht minder die bis zur Willenlosigkeit herabsinkende Schwäche und Schlaffheit seiner Männergestalten; doch liess sich damals natürlich noch nicht ahnen, in wie engem Zusammenhang diese Schilderungen mit der persönlichen Eigenart ihres Autors standen. Inzwischen war dieser selbst bereits dem Banne seines Schicksals, das ihn zum willenlosen Sklaven despotischer Frauengewalt, zum lebenslänglichen Untertan einer von freien Stücken auf sich geladenen Gynäkokratie bestimmt zu haben schien, unentrinnbar verfallen.

Schlichtegroll sagt von ihm: „Er war eine Persönlichkeit, die die Weiber faszinierte und sie anzog, wie der Lichtschein die Motten. War aber die Annäherung erfolgt, der Kontakt geschlossen, pflegte sich das Bild schnell zu verkehren: das Weib ward zur Kerze und der arme Schmetterling, der sich die Flügel versengte, war der Dichter selbst.“ — In recht erheblichem Masse versengte sich Sacher-Masoch so die Flügel zuerst an einer Frau Anna von Kottowitz, Tochter und Gattin eines Arztes, die bedeutend älter war als der junge Dichter; nach Schlichtegroll „eine Dirnennatur, aber ohne den Mut, die Konsequenzen auf sich nehmen zu wollen, lüstern und doch sentimental prüde, sich stets das Opfer wähnend und in Wahrheit doch nur von anderen Opfer fordernd.“ Sie lebte mit dem Manne, der „ein Libertin schlimmster Art“, auch sonst, wie es scheint, moralisch recht niedrig bewertet war, in äusserst unglücklicher Ehe und zog den jungen Sacher-Masoch, dem gegenüber sie sich auf die Femme incomprise hinaufspielte, leicht als hilfsbereiten Tröster in ihre umstrickenden Netze. Nach mancherlei Zwischenfällen brachte sie es dahin, sich von ihrem Gatten zu trennen und offenkundig mit Sacher-Masoch zu leben, wobei sie dann ihre masslosen Launen, ihre Verschwendungssucht, ihr stetes Anbetungsbedürfnis, ihre von Tag zu Tag wachsenden exzentrischen Ansprüche in ungezügelter Weise hervorkehrte. Sacher-Masoch arbeitete damals an seinem gross angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Vermächtnis Kains“, dessen erster Teil („Die Liebe“) mit der so berühmt und vorbildlich gewordenen „Venus im Pelz“ 1870 erschien; unstreitig eine seiner besten und ausgereiftesten novellistischen Schöpfungen, wofür er das Modell in nächster Nähe zur Hand und vor Augen gehabt haben mochte. Übrigens hatte er noch das unverdiente Glück, dass ihn ein unter dem nom de guerre eines Grafen Meciszewski auftauchender Abenteurer — der sich in der Folge als durchgegangener russischer Apothekerlehrling entpuppte — von diesem unwürdigen Idol, als dessen Anbeter er über vier Jahre Stand gehalten hatte, endgültig befreite.

Freilich wurde er diesmal nur erlöst, um im „Irrgarten der Liebe“ blindlings weiter zu taumeln. Den Empfindungen, mit denen

er auf sein überstandenes Verhältnis zur Kottowitz zurückblickte, hat er selbst in einem als literarische Beichte à la Strindberg aufzufassendem Buche „Die geschiedene Frau, Passionsgeschichte eines Idealisten" (1870) künstlerisch vollendeten Ausdruck gegeben. Aber wurde er auch von diesem Weibe frei — die Befreiung vom Weibe trat leider nicht ein. Ihm war einmal verhängt, an dieser für so viele schwach- und weitherzige Männer verderblichsten Lebensklippe immer und immer wieder zu scheitern. — An die Stelle jener treulosen Dauergeliebten traten zunächst flüchtige Verhältnisse, von zum Teil recht fragwürdiger Art und mehr und mehr spezifisch „masochistischer" Färbung. So reiste Sacher-Masoch, wie sein Biograph berichtet, mit einer Fürstin Bogdanoff, die ihn ihrer Gunst gewürdigt hatte, als deren Diener oder Privatsekretär — der Welt gegenüber jedenfalls ganz als ihr Untergebener erscheinend — für einige Zeit nach Florenz. Mit einer Baronin Fanny Pistor liess er sich in der „Wanda und Severin"-Position, d. h. sie in der Pelzjacke auf einer Ottomane, mit strenger Miene auf ihn herabblickend, er demütig zu ihren Füssen knieend, photographieren. Von einem Verhältnis mit der für ihn begeisterten Baronin Reizenstein (schriftstellerisch bekannt unter dem Pseudonym Franz von Nemmersdorf) riss er sich los, weil sie doch nicht so recht sein erträumtes Frauenideal mit Pelzjacke und Peitsche zu verkörpern vermochte und er überdies unerfreuliche Nebenbeziehungen der Dame zu — ihrer Kammerjungfer entdeckte. Nicht lange darauf fiel er in die Netze der Frau, die den unheilvollsten Einfluss auf sein Leben üben sollte: die unter dem Namen Wanda von Dunajew bekannte Tochter einer geschiedenen Grazer Selterswasserbuden- und Tabaktrafik-Inhaberin Aurora Rümelin. Ohne jeden Liebreiz, mit harten gewöhnlichen Zügen, wie ihr Bild sie zeigt, nichts weniger als verführerisch, scheint sie dagegen ein stattliches Talent zur Intrigue, einen strebsamen Eifer zum Emporkommen um jeden Preis, womöglich mit Vorspannung anerkannter Grössen der Literatur, besessen zu haben. Siebenundzwanzigjährig bandelte die unbeschäftigte und unternehmungslustige junge Dame erst mit Rosegger an, bei dem sie aber trotz unverdrossen wiederholter Versuche kein Entgegenkommen fand, — dann mit dem schwachen und unselbständigen Sacher-Masoch, bei dem sie auf Grund der aus seinen Werken geschöpften Personalkenntnis mehr Glück hatte. Sie besuchte ihn maskiert, als vornehme Dame, dann als Offiziersfrau unter dem Namen Alice auftretend, liess sich von ihm die Füsse küssen und stellte ihm auch die gewünschten weiteren tätlichen Misshandlungen in Aussicht. Sie brachte es dahin, dass er die mit einer Grazer Künstlerin, Fräulein Frauenfeld, angeknüpfte Verlobung zurückgehen liess, dass er auch alle seine sonstigen Familien- und Freundschaftsbande allmählich lockerte, seine Grazer Stellung

schliesslich aufgab und mit der angeblichen Frau von Dunajew, die durch ihn Mutter eines Knaben geworden war, eine Ehe einging (1873). Wir wollen die Geschichte dieser elenden, ohne gegenseitige Liebe und Achtung geschlossenen und aufrecht erhaltenen Verbindung und der traurigen häuslichen Verhältnisse, die das Ehepaar erst in Bruck an der Mur, dann in Budapest, schliesslich eine Weile in Leipzig zur Schau stellte, hier nicht weiter verfolgen. In Leipzig, wohin Sacher-Masoch zur Begründung und Leitung einer in grossem Stil geplanten Zeitschrift sich gewandt hatte, wurde ihm nochmals das unverdiente Glück, dass der durch anderweitige romantische Abenteuer zu allgemeiner Notorietät gelangte spätere Figaro-Mitarbeiter Jacques St. Cère — damals noch ein simpler Jakob Rosenthal, der aber dem Jakob schon den wohlklingenderen Vornamen Armand substituiert hatte — ihm seine Frau ver- und entführte und mit ihr nach Paris durchging; eine Art Talentprobe für die später mit sensationellem Erfolg in Szene gesetzte Entführung einer anderen, nicht minder bekannten und berühmten Schriftstellergattin. An diesen Tatsachen und der daraus entspringenden Gesamtbeurteilung wird auch durch die später veröffentlichte „Lebensbeichte" der Frau Wanda — die übrigens manche interessante Einzelheiten, z. B. das dreieckige Verhältnis mit dem „Griechen" und den Geheimbesuch des Bayernkönigs Ludwig II. bei S. M. erschliesst — und die damit verknüpfte ärgerliche Polemik nichts Wesentliches geändert[1]).

Inzwischen tröstete sich Sacher-Masoch anfangs mit einer durch Korpulenz hervorragenden Jüdin, später mit seiner nachmaligen zweiten Gattin, der als talentvoll, klug und energisch geschilderten, 1856 zu Strassburg geborenen, als Gouvernante in Amerika und Europa viel herum verschlagenen und schliesslich in der Pleissestadt gelandeten Hulda Meister. Sie sorgte mütterlich für den Dichter und den bei ihm gebliebenen einen Sohn Alexander (den anderen, Demetrius, hatte die Mutter mit auf die Reise genommen). Nach einem kurzen nochmaligen Auftauchen Wandas in Leipzig und nach jahrelangen widerlichen Auseinandersetzungen, nach Überwindung zahlloser, aus dem doppelten Verhältnis als Ausländer (Österreicher) und als Katholik erwachsender Schwierigkeiten, konnte endlich die Scheidung sowohl wie die Möglichkeit zur Eingehung einer neuen Ehe erreicht werden und Sacher-Masoch heiratete Hulda Meister, mit der er sich nach dem völligen Zusammenbruch seiner Leipziger Hoffnungen in dem kleinen Dörfchen Lindheim in der Wetterau ein bescheidenes Heim gründete. Allerdings verfolgten ihn auch hierher Belästigungen und Drohungen seiner ersten Frau, die,

[1]) Ein angebliches (nach meiner Meinung apokryphes) „Tagebuch" Sacher-Masochs lag mir vor einigen Jahren in Abschrift nach dem Manuskripte vor. Der Druck scheint glücklicherweise bisher nicht stattgefunden zu haben.

als Mutter des einzigen ihm gebliebenen Kindes auftretend, nicht müde wurde, die Rechtsgültigkeit der zweiten Ehe anzufechten und literarische und persönliche Gegner ihres Gatten als Mitkämpfer für sich zu gewinnen. Immerhin war dem vielgeprüften Dichter hier noch ein ruhiges Ausklingen vergönnt und er konnte, vor der Zeit geistig und körperlich aufgerieben und erschöpft, aber resigniert und in Frieden, eben erst sechzigjährig, sanft und schmerzlos am 9. März 1895 sein Leben beschliessen.

Ein Leben, das soviel verheissend begonnen hatte und so traurig versandete! Wesentlich doch mit durch eigene Schuld, — wenn auch diese Schuld mehr eine solche der Schwäche, der Passivität als des aktiven Sündigens sein mochte. Diesem Helden der Schwäche aber, wie sein Biograph es tut, im Gegenteil eine „ungewöhnliche Stärke" zu vindizieren, und alles Unglück seines Lebens auf die verhängnisvolle Rolle, die seine erste Frau, Wanda Dunajew, darin gespielt habe, zu schieben, von ihr zu behaupten, „dass sie ein herrliches Leben gebrochen und fast an den Rand des Abgrunds geführt hat", das erscheint doch nicht bloss als Übertreibung, sondern geradezu als Äusserung unbegreiflicher Verblendung. Welch ein „Mann", der eine Frau solche Rolle in seinem Leben spielen lässt, und welche „Stärke", die sich widerstandslos zum Spielball eines solchen Weibes hergibt und zu dessen Fussschemel erniedrigt! Und sie war in seinem Leben ja keineswegs die erste und einzige. Der unheilvolle Drang, der Sacher-Masoch nicht bloss zum Weibe trieb, sondern ihn nur noch in der sklavischen Unterwerfung unter das Weib und in der Misshandlung durch das Weib aufregenden Genuss finden liess, hatte allmählich, wie es scheint, die Macht eines allbeherrschenden unwiderstehlichen Triebes über ihn angenommen. Ich besitze ein sehr charakteristisches Dokument dafür in dem Bericht, den mir eine hochangesehene österreichische Schriftstellerin über ihre vor etwa zwanzig Jahren stattgehabte Begegnung mit Sacher-Masoch zu überlassen die Güte hatte. Dieser Bericht lautet wörtlich:

„Als ganz junges Mädchen und noch völlig unbekannte Anfängerin, schrieb ich an Sacher-Masoch, dessen „Vermächtnis Kains" mir gewaltig imponiert hatte, und bat ihn, mein Streben durch seinen Rat und Beistand zu unterstützen. Er antwortete mir sehr ausführlich und sehr freundlich und es entspann sich eine lebhafte Korrespondenz zwischen ihm und mir, die etwa ein Jahr lang währte. In seinen Briefen zeigte er sich als ein ausserordentlich gutmütiger und gefälliger Mensch; auch als ein anhänglicher Gatte und — namentlich — zärtlicher Vater. Doch schon brieflich versicherte er mich, dass es sein höchstes Glück wäre, von einer Frau gepeitscht zu werden. Ein Jahr später kam er nach Wien und besuchte mich. Er war sehr erstaunt, dass ich ihn (es war im Frühling) ohne Pelz empfing; schwärmte mir von seinen Kindern vor und bat mich gleichzeitig, ihn zu peitschen. Aber natürlich müsste ich mich zu diesem Zweck in einen Pelz kleiden.

Ich fragte ihn scherzend, ob er wirklich durchgehauen werden wolle, und zwar so, dass er es spüre und es ihm weh tue, was er bejahte. Darauf meinte ich,

dass ich allenfalls bereit sei, ihn zu prügeln, da er so sehr erpicht sei auf diesen Genuss; nur müsse die Sache mit der Prügelei zu Ende sein. Damit aber war er nicht einverstanden. Zuerst die Prügelei und dann . . . das andere. Ich liess die Sache fallen, da ich den Scherz (für mich war es eben nur ein Scherz) satt zu bekommen anfing. Dass er mich fragte, ob ich mich schon einem Manne hingegeben hätte (eine Frage, die mich, die ich noch sehr jung und herb war, aufs äusserste überraschte), dass er mir riet, mich dem Erstbesten hinzugeben, um den „ersten Schreck" hinter mir zu haben, dass er mich auf die homosexuelle Liebe zwischen Frauen aufmerksam machte und meinte, ich hätte vielleicht dazu Talent, indem die Männer mich nicht ‚reizten', das will ich noch nebenbei bemerkt haben. Ich empfing einen höchst sonderbaren Eindruck von ihm, muss aber sagen, dass er, von seinen Exzentrizitäten auf dem sexualen Gebiet abgesehen, ein liebenswürdiger, einfacher und sympathischer Mensch war und dass namentlich seine schwärmerisch-zärtliche Liebe zu seinen Kindern etwas Rührendes an sich hatte."

Wie auch diese Augenzeugin bestätigt, war Sacher-Masoch eine durchaus liebenswürdige, sympathische, aber von früh auf unter dem Bann einer verhängnisvollen psychosexualen Veranlagung stehende, in sich ungefestete und haltlose Natur. Gewiss werden wir seiner dichterischen Begabung und eigenartigen Bedeutung gern Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm freilich nicht immer und nicht von allen Seiten zuteil wurde. Ich selbst habe diese Bedeutung noch bei Lebzeiten des Dichters ausdrücklich anerkannt[1]) und habe insbesondere auch hervorgehoben, wie sehr gerade die ihm eigene Wendung des erotischen Problems einer eigenartigen, zumal im slavischen Volksboden wurzelnden Auffassung der Geschlechtsverhältnisse entsprungen sein mag; einer Auffassung, die — nicht ohne tiefe Berechtigung — in der Liebe wesentlich einen Kampf der Geschlechter und in diesem Kampfe das Weib als den stärkeren, siegreichen Teil sieht, — wie es ja unzweifelhaft, gerade bei einzelnen slavischen Völkerschaften, infolge der reichen Begabung und stärkeren Willenskraft ihrer Frauen, in gewissem Sinne der Fall ist. Wenn also somit zugegeben ist, dass Sacher-Masoch einerseits aus einer bestimmten Umwelt, wie auch aus eindrucksvollen Jugenderinnerungen herausschöpfte, und dass seine Gestalten wenigstens zum Teil in tatsächlich bestehenden kulturellen und ethnologischen Verhältnissen wurzeln, so entwickelten sich doch diese früh eingesogenen Anschauungen und Vorstellungen nur vermöge der inneren Schwäche und Widerstandslosigkeit seiner Natur für ihn zu „überwertigen Ideen", die ihn sein ganzes Leben nicht mehr losliessen und nicht nur auf sein gesamtes künstlerisches Schaffen, sondern leider auch auf seine persönliche Lebensführung den verhängnisvollsten Einfluss behaupteten. Gewiss werden wir auch

[1]) In meiner Darstellung der sexualen Neuropathie, zuerst abgedruckt in dem Zuelzer-Oberlaenderschen Handbuch der Harn- und Seuxalorgane, Bd. IV, Leipzig, F. C. W. Vogel, 1894; vgl. den später erweiterten Sonderabdruck, 1805, S. 111.

für seine menschlichen, nur allzu menschlichen Verfehlungen, wie für die unverkennbare Minderwertigkeit seines späteren literarischen Schaffens — nach den ersten glanzvollen Erfolgen — alle möglichen entschuldigenden und mildernden Umstände bereitwillig zugeben. Aber den uns von seinem Biographen Schlichtegroll aufgedrängten und so absichtsvoll nachdrücklich hervorgekehrten Vergleich mit Goethe müssen wir doch als unwürdige und geradezu ungeheuerliche Profanation in doppeltem Sinne zurückweisen, da wir in Goethe nicht nur die genialste und universellste Dichterpersönlichkeit, sondern auch den vorbildlichen Lebenskünstler und höchsten Meister der Selbsterziehung verehren, während der arme Sacher-Masoch sein Leben lang weder im Sinne der bekannten Faustvorschrift, „die Poesie zu kommandieren", noch den sein persönliches Dasein verwüstenden Mächten Halt zu gebieten vermochte. Nicht an Goethe, sondern allenfalls an Günther, an Lenz, an den unglücklichen Bürger, an Grabbe und andere durch eigene und fremde Schuld entgleiste „Genies" mögen wir bei seinem Namen denken. Er „wusste sich nicht zu bezähmen", müssen wir abschliessend auch von ihm mit den Worten jenes Grössten urteilen, „und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten".

Zur speziellen Symptomatologie und Entwickelungsgeschichte der algolagnistischen Phänomene.

Notzucht, Lustmord, Mädchenstecherei, Nekrophilie.

Während „Lustmord“ und „Leichenschändung“ (Nekrophilie) vorzugsweise, wenn auch nicht ausschliesslich als sadistische und von typischen Sadisten begangene verbrecherische Akte in Betracht kommen, ist davon bei der gewaltsamen, gesetzwidrigen Vollziehung des Beischlafes, die die heutigen Strafgesetzbücher als „Notzucht“ (franz. viol, engl. rape) charakterisieren, natürlich keineswegs in allen oder doch nur in den meisten Fällen die Rede. Notzuchtsattentate, Stuprationsakte, können von ganz anderer als sadistischer Seite und aus ganz anderen als algolagnistischen Motiven und Impulsen begangen werden. Es kann, wie wohl zumeist bei idiotischen oder kriminell veranlagten oder unter Alkoholwirkung stehenden Individuen, sich um Öffnung des zu lange verschlossen gehaltenen Ventils, um eine gedankenlos brutale Stillung des Geschlechtsbedürfnisses in dem von Horaz geschilderten kritischen Momente: „tument tibi quum inguinamalis tentigine rumpi?“ handeln; oder um eine als selbstverständlich betrachtete schonungslose Ausnützung der durch Zufallsgunst sich bietenden Situation, wie etwa beim Treiben der Lanzknechte früherer Zeit in gewaltsam eroberten Städten; es mag ein mit kühlem Blut verübtes Verbrechen, die Laune eines Wüstlings, oder ein Exzess wirklicher erotischer Leidenschaft vorliegen; es mag sogar die Tat sich in das Gewand eines Racheakts hüllen, wie die Stupration Lavinias durch Chiron und Demetrius in Shakespeares Titus Andronicus. Alles das hat mit algolagnistischen, im engeren Sinne sadistischen Triebfedern nichts zu schaffen. Der Sadist sucht bei Begehung der Notzucht, der Stupration nicht sowohl die Befriedigung seines allgemein oder einem bestimmten Individuum gegenüber irritierten Geschlechtstriebes, oder diese Befriedigung wenigstens nicht unmittelbar, sondern zunächst und vor allem den (physischen und moralischen) Schmerz, die schmachvolle Erniedrigung und Misshandlung seines Opfers. Erst aus dieser quillt ihm selbst die geschlechtliche Erregung und Lustbefriedigung, die daher unter Umständen gar nicht einmal so sehr der Beischlafsvollziehung selbst als der präparatorischen Akte dazu, oder der mannigfaltigsten begleitenden und komplizierenden Gewalthandlungen bedarf. Der echte Sadist würde in jedem Falle den unerlaubten und gewaltsam erzwungenen Beischlaf dem freiwillig gewährten, legitimen vorziehen, ja letzteren überhaupt als wertlos ver-

schmähen oder geradezu perhorreszieren (daher der Hass sämtlicher de Sadescher Helden gegen ihre Gattinnen, und auch sadistischer Heldinnen gegen ihre Männer); er geniesst und goutiert den Geschlechtsverkehr überhaupt nur, insofern dieser gewaltsam erzwungen und durch allerlei Beimischungen von besonders schmachvoller Demütigung und Erniedrigung, oder von voraufgehenden und nachfolgenden Grausamkeitsakten in für ihn pikanter Weise gewürzt ist. Zu charakteristischem Ausdruck gelangen diese Empfindungen und Stimmungen, die speziell aus der gewaltsamen Entehrung und schmachvollen Erniedrigung des Opfers den höchsten Lustreiz schöpfen, in einem „the battles of Venus" betitelten englischen Werke[1]), wo die „pleasures of rape" in folgender Weise gefeiert werden:

„I cannot conceive a higher bouquet to a man of lustful humour, than to see a modest and beautiful woman forcibly stripped naked; to observe her struggling and discovering her hidden beauties by degrees, until she comes to her last shift, and then to lay her down and, notwithstanding her efforts, rifle all her charms, and penetrate even into her honeyed treasure. For here are supposed resistance of both kinds, with modesty and beauty; and on the man's side an imagination prepared by best, and a body disposed to make the utmost advantage of its mandates."

Ähnliche Gelüste kann man an zahllosen Stellen der de Sadeschen Werke wie bei neueren sadistischen Autoren zum Ausdruck gebracht finden — und man kann dem Inhalt der obigen Schilderung und allem darauf weiter zu Erwartenden auch in bildlicher Wiedergabe, in den zum Genuss ideeller sadistischer Liebhaber in den Handel gebrachten Serien sadistischer und flagellantistischer Akte, Photographien usw. begegnen. Die scheusslichsten Ausgeburten der Phantasie feiern hier ihre bildliche Auferstehung. Vor mir liegt eine solche (technisch gut ausgeführte) Bilderreihe, wobei einer von zwei Männern geschändeten weiblichen Person schliesslich ein dicker Pfahl in den After getrieben wird; auf anderen Bildern werden die Opfer in mannigfaltigen Attituden gegeisselt oder gekreuzigt. Serien von Hexenfolterungen, Inquisitionsszenen, chinesischen und sonstigen ausländischen (auch russischen) Torturen, Pariser Apachenszenen usw. erfreuen sich anscheinend besonderer Beliebtheit.

Was die „Lustmorde" speziell betrifft, so braucht natürlich nicht jeder „Lustmord" aus rein sadistischen Motiven zu entspringen; nicht jeder Lustmörder braucht Sadist im engeren Sinne zu sein. Doch hat es wohl keinen erheblichen praktischen Wert, hier verschiedene Kategorien, des „typischen", des „hyperhedonischen" (Ziehen) und

---

[1]) The battles of Venus. A descriptive dissertation on the varions modes of enjoyment etc. — Translated from the posthumons works of Voltaire (!). Printed at the Hague in the year 1760.

des „algolagnistischen" (sadistischen) Lustmörders aufzustellen und streng zu unterscheiden, weil im konkreten Einzelfalle doch die bestimmenden Motive meist schwer ermittelbar sind und vielfach durcheinanderfliessen. (Vgl. die vom juristisch-forensischen Standpunkte interessanten Bemerkungen über den Lustmord von Walter, Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 6. Jahrg. 1910, S. 691 und von M. R. Senf, ibid 8. Jahrg. 1911, S. 299.) — Natürlich gibt es unter den Lustmördern auch Homosexuelle, deren Opfer dann Angehörige ihres eigenen Geschlechts sind (Fall Corny und andere). —

Tatsächlich schliessen sich als Glieder einer Kette die verschiedensten sadistischen Handlungen aneinander, von der einfachen Notzucht zur Flagellation, zur Besudelung, zur raffiniertesten Misshandlung und Marterung des Opfers, zur Verwundung, Verstümmelung und mehr oder minder grausamen Tötung. Der sadistische „Lustmörder" begeht auch nach der Tötung oft noch Verstümmelung seines Opfers, besonders an den Genitalien. Warum der einzelne Sadist dieser oder jener Idee den Vorzug gibt, sich an dieser oder jener Vorstellung ganz besonders berauscht, dadurch im höchsten Grade oder ausschliesslich geschlechtlich irritiert wird — für diese, aus uns unbekannten ursprünglichen Gefühls- und Ideenassoziationen herstammenden Nuancen können wir den Grund so wenig angeben, wie in der Regel für den besonderen Inhalt der Wahnideen und Halluzinationen geisteskranker Individuen. Genug, sie sind da, sie heischen ihr Recht, und dürfen bei häufiger Wiederkehr und typischer Wiederholung auf Einreihung in eine besondere Spielart oder Varietät sadistischer Perversionen Anspruch erheben.

Gewissermassen einer Vorstufe oder Übergangstufe zum eigentlichen „Lustmörder" entsprechen diejenigen Sexualverbrecher, die sich in typischer Weise damit begnügen, ihre Opfer — stets Frauen oder Mädchen, zuweilen solche in ganz kindlichem Alter — zu „stechen", sie mit scharfen Werkzeugen, gewöhnlich an gewissen durch Ideenassoziation nahegelegten Prädilektionsstellen (Unterleib, Hinterteile, Lenden, Schenkel usw.) mehr oder minder schwer zu verwunden — und die nach solcher heimtückisch beigebrachten Verletzung schleunig davoneilen: die sogenannten Stecher, Piqueurs, Mädchenstecher — die in der neueren Grossstadtannalistik eine in einförmiger Weise nur zu häufig wiederkehrende Rubrik bilden. Dass übrigens gerade dieser Sadistentypus keineswegs eine völlig neue und überraschende Erscheinung darstellt, das geht aus einem interessanten Dokument, einem von Charlotte von Schiller an Knebel gerichteten Briefe vom 19. März 1820 hervor[1]), worin es wörtlich heisst:

[1]) Mitgeteilt in der Vossischen Zeitung, 20. Februar 1909.

„Varnhagen v. Ense schreibt mir: Unter den Seltsamkeiten, die bisweilen wie Seuchen über ganze Städte und weite Länderstrecken sich ausbreiten, kam in Paris 1820 oder vielleicht schon 1819 der schändliche Mutwill auf, dass Leute, die man nach ihrem Treiben Piqueurs nannte, abends auf den Strassen, besonders auf den Boulevards und im Palais Royal alle Frauenzimmer mit spitzigen Werkzeugen, die sie teils in der Hand verbargen, teils in Stöcken oder Schirmen angebracht hatten, zu stechen beliebten. Am liebsten in die Hinterteile, die Schenkel usw., meist nur leicht, aber immer blutig und oft schwer und gefährlich. Alle Frauen, vornehm oder gering, alt und jung, waren dem ausgesetzt, niemals erstreckte sich der Unfug auf die Männer. Dies dauerte in Paris mehrere Wochen, und die Täter blieben stets unentdeckt. Dann hörte die Sache wieder von selbst auf. In London war es bei schwachen Versuchen geblieben, so auch in Brüssel. In Deutschland lieferten, so viel ich mich erinnere, nur Hamburg und München einige Beispiele, die schnell vorübergingen." Charlotte v. Schiller fügt hinzu: „Dass auch in Bayern die Piqueurs ihr Wesen treiben, erschreckt mich. Es ist ein so gewaltiges Streben, anderen Schmerzen zu machen und so viel Tücke dabei."

Wir werden später sehen, dass diese letztere Auffassung glücklicherweise nicht immer zutrifft, sondern dass auf diesem Gebiete neben dem echten Sadistentypus auch rein psychopathologisch aufzufassende Fälle vielfach in Betracht kommen.

Als sadistisch oder pseudosadistisch betrachten wir dem Obigen zufolge den bereits in allen Einzelheiten aus der kriminalistischen Erfahrung bekannten und auch in der Literatur — man denke an Jacques in Zolas „bête humaine" — geschilderten Typus des Lustmörders — und so auch den des Leichenschänders, des Nekrophilen. Auch letzterer ist neuerdings literaturfähig geworden (in Gustav Klitsches Novelle „Der Mörder der Schönheit"). Bei der Nekrophilie könnte es zunächst zweifelhaft erscheinen, ob es sich hier in der Tat um eine „algolagnistische" Perversion handelt, da ja dem Opfer dieser Passion ein Schmerz nicht mehr zugefügt werden kann. Allein es ist zu bedenken, dass dieser Schmerz in der Phantasie des geistig herabgekommenen Täters doch sehr wohl angetan werden kann, indem entweder der geschändete Körper als noch lebend vorgestellt, oder der Eindruck der Schändung als über Tod und Grab hinaus sich erstreckend imaginiert wird; ausserdem aber kann die Lustempfindung des sadistischen Täters in der früher erörterten Weise auch durch das grandiose Hinwegsetzen über alle göttlichen und menschlichen Gesetze, durch das Grauenhaft-Entsetzliche des Vorgangs gerade für diesen Akt mächtig angeregt und erhöht werden. Dass Lustmord und Nekrophilie wahlverwandt sind, psychisch eng zusammenhängen, das bekräftigen zahlreiche Beispiele bei de Sade, dessen Helden mit Vorliebe nicht bloss im Begattungsakte selbst den Tod ihrer Opfer herbeizuführen suchen, sondern auch an der postmortalen Begattung der zu Tode gemarterten Opfer ihrer Lüste unsägliche Befriedigung finden; es mag dafür auch noch eine, die nahe Zusammengehörigkeit der scheinbar heterogensten psychosexualen Abnormitäten

bekundende Äusserung aus einem späteren vielgenannten sadistischen Werke angeführt werden. In den (der genialen Wilhelmine Schröder-Devrient[1]) zugeschriebenen) „Memoiren einer Sängerin", Bd. II, S. 177, erzählt die Verfasserin bei Schilderung einer Reise durch das damalige Italien:

„Hier herrschen Onanie, Päderastie und Leichenschändung in schreckenerregender Menge. Ja es werden sogar Mordtaten verübt von solchen Wüstlingen, die dann die kaum erkalteten Opfer für ihre Lüste missbrauchen. Der Prozess gegen den Salamifabrikanten in Verona hat zu dieser Zeit grosses Aufsehen und allgemeine Entrüstung erregt. Er begnügte sich nicht, die Mädchen, die er in sein Garn lockte, zu ermorden, sondern er schändete einige sogar vor, andere nach begangener Ermordung. Wenn in Italien ein Frauenzimmer hingerichtet wird, was, namentlich im Kirchenstaate, eben nicht zu den Seltenheiten gehört, so kann man als gewiss annehmen, dass, wenn sie vor ihrem Tode noch eine Jungfrau war, sie es 24 Stunden nach ihrem Tode sicherlich nicht mehr ist, und dass Ehemänner, die der Zufall vor Hahnreischaft geschützt hat, wenn ihre Gattinnen jung und schön gewesen, den Hörnerschmuck nach ihrer Weiber Tode erhalten."

Aus Gerichtsverhandlungen notorisch gewordene Beispiele von Sadismus in mannigfacher Verflechtung von Stuprum, Inzest, Flagellation und anderweitiger Misshandlung, Lustmord und Nekrophilie liessen sich in grosser Zahl anführen. Ich erwähne nur die berühmte Gerichtsverhandlung gegen das Ehepaar Nicolas und Rose Defert, die Mörder ihrer 17 jährigen Tochter Adeline Defert (vor der cour d'assises de la Marne am 3. Dezember 1859; Presse, 7. Dezember 1859); den Prozess des Abbé Edard Tariel (in Couterne am 9. März 1877 wegen Leichenschändung verurteilt); den Prozess Saunris (Flagellation und Stuprum der 16 jährigen Marie Marillier, vor der cour d'assises de la côte d'or am 6. Dezember 1877. (Authentische Darstellung der beiden letzteren in dem Werke: „la chasteté cléricale", par Robert Chartie, Bruxelles 1878, Henry Kistemaeckers.) — Im Falle Defert wurde die 17 jährige Tochter täglich von den entmenschten Eltern mehrmals gegeisselt, mit glühenden Kohlen und mit Zündhölzern gebrannt, mit einem Nagelbrett auf das schon blutende Fleisch gehauen usw. — einmal wurde sie ganz entkleidet, festgebunden und ihr durch den Vater ein dickes Stück Holz in die Geschlechtsteile getrieben. Über die stattgehabte Stupration weigerte die Tochter sich Zeugnis abzulegen.

Dass auch bei uns heutzutage die Spezies der sadistischen Lustmörder der „Messerstecher" und der Nekrophilen noch nicht ausgestorben sind, davon mögen die folgenden, aus Zeitungsberichten entnommenen Fälle den sprechenden Beweis liefern.

---

[1]) 1804—1860. Die Schilderungen entstammen anscheinend den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

(22. März 1901.) Jack the Ripper[1]) in der Pfalz. Von unserem a.-Korrespondenten aus Ludwigsburg wird uns geschrieben: In den letzten Wochen werden regelmässig in entlegeneren Stadtteilen auf einsamen Wegen von einem anscheinend irrsinnigen perversen Verbrecher im „Mondenschein" lustwandelnde Liebespärchen überfallen. Auch Mädchen, die spät abends in die Stadt zum Einkauf gesandt werden, bedroht der Unhold. So wurde eine junge Arbeiterin, die mit ihrem Geliebten nächtlich am Mundenheimer Bahndamm lustwandelte, plötzlich durch zwölf Stiche in den Unterleib auf den Tod verwundet, ihr Freund, als er sich zur Wehre setzte, grässlich verstümmelt. Der junge Mann schleppte sich nach der nächsten Polizeiwache, während seine Geliebte auf der Strasse liegen blieb. Das Attentat geschah blitzschnell; der Täter entfloh. Ein ähnlicher Fall ereignete sich zum ersten Male vor einigen Wochen. In geradezu barbarischer Weise wurde ebenfalls auf der Mundenheimer Chaussee in einer Sonntagsnacht ein Pärchen überfallen und das Mädchen dabei am Unterleib durch Dolchstiche verwundet. Man glaubte anfangs an den Racheakt eines verschmähten Liebhabers der Verletzten. Die Ludwigshafener Polizei recherchierte aber vergeblich in dieser Richtung. Eine Woche später ereignete sich ein ähnlicher Fall; nur war das Opfer, das glücklicherweise nur leicht verletzt wurde, diesmal ein vom Einkauf nach Hause eilendes, einer besseren Familie zugehöriges junges Mädchen. In den Ludwigshafener Vororten herrscht infolge all dieser Vorkommnisse jetzt eine förmliche Panik. Kein Dienstmädchen wagt sich mehr über die Strasse; keine verheiratete Arbeiterfrau kauft mehr abends ein, sie schickt ihren Mann zum „Kaufmann"! Hoffentlich wird die Behörde bald Mittel und Wege finden, um des Übeltäters habhaft zu werden und der Bevölkerung ihre Ruhe wieder zu geben.

Über einen ziemlich ähnlichen Fall, der sich im Auslande abspielte, berichtete eine hiesige Zeitung unter dem 23. Oktober 1901 folgendes:

Jack the Ripper in Kiew. Wie uns aus Kiew geschrieben wird, ist in Kiew dieser Tage von der Polizei in der Person des 18jährigen Iwan Kaprowitsch, Sohnes wohlhabender Eltern, ein Jack the Ripper gefasst worden. Zahlreiche junge Mädchen, besonders Backfische, sind ihm zum Opfer gefallen. Er pflegte sie auf offener Strasse während der Abenddämmerungsstunden zu überfallen und ihnen mit einem Federmesser Stiche in den Hals und die untere Magengegend zu versetzen. Einige der jungen Mädchen erlitten derartig gefährliche Verletzungen, dass sie sich einer ernsten operativen Behandlung unterziehen müssen. Als der Untersuchungsrichter ihn nach dem Motiv seiner Handlungsweise befragte, antwortete der Ripper: „Oh wie ich die Weiber nicht ausstehen kann! Ihr Anblick versetzt mich in Krämpfe. Der Hass gegen diese Furien verdunkelt bei ihrem blossen Anblick meinen Verstand, und es übersteigt meine Kräfte, mich zu überwinden, ihnen nicht einen blutigen Stich zu versetzen." Es handelt sich offenbar um einen sexuellen Psychopathen.

Unter der Spitzmarke: Ein neuer Jack the Ripper" wurde vor kurzem aus Atlanta (U. St. Am.) folgendes berichtet:

---

[1]) Ein zur Artbezeichnung gewordener Londoner Lustmörder um 1892; ebenso gefürchtet wie ehedem „Vacher l'éventreur", Troppmann und ähnliche Zelebritäten ihres Faches.

Durch das geheimnisvolle Dunkel, das ihn umgibt, durch sein plötzliches Auftauchen und Verschwinden und durch die Scheusslichkeiten seiner Taten verbreitete ein Neger unter der Negerbevölkerung von Atlanta lähmendes Entsetzen. Mit grausamer Regelmässigkeit hat dieser unbekannte Verbrecher an acht Sonnabenden hintereinander abends Mulattinnen ermordet und in einer Weise grässlich verstümmelt, wie sie durch die Taten des berüchtigten Jack the Ripper gekennzeichnet ist. Das letzte Opfer wurde, wie ein Kabeltelegramm aus New York meldet, in einer dunklen Gasse gefunden. Der Kopf war fast gänzlich vom Rumpf abgetrennt, genau so, wie es bei den vorhergehenden sieben Frauen der Fall gewesen war. Die Tochter der Ermordeten sagte aus, dass sie ebenfalls am Sonnabend abend von einem grossen, stark gebauten und gut gekleideten Neger verfolgt worden wäre, der sie beim Laufen in den Rücken stach. Dies ist die einzige Spur, die die Polizei über den Täter dieser merkwürdigen Reihe von Verbrechen erhalten hat. In jedem einzelnen Falle scheint sich der Mörder am Abend hinter die Opfer, die sämtlich hübsche Mulattinnen waren, geschlichen zu haben. Indem er sie bei den Haaren festhielt, durchschnitt er ihnen mit einem Rasiermesser die Hauptschlagader am Halse, ehe er seine Opfer verstümmelte.

Über eine ganze Anzahl rasch hintereinander und offenbar von den nämlichen Individuen verübter Messerattentate gegen Mädchen und Frauen, die offenbar sexualpathologischen Motiven entsprangen, wird in den Berliner Zeitungen vom Februar 1909 ausführlich berichtet. Die Gesamtzahl der — stets in typischer Weise verübten Attentate belief sich in der Zeit vom 9. bis 18. Februar auf nicht weniger als 26, wovon am ersten Tage 6, am 12. und 13. Februar je ein Überfall zu verzeichnen war, an den nächstfolgenden Tagen 5, 7 und 6. Bei den Überfällen des ersten Tages wurde eine 30 jährige Arbeiterfrau durch einen Stich über der Lendengegend mit Verletzung einer Schlagader tödlich verwundet, während die übrigen Verletzungen meist leichterer Natur waren. Natürlich fehlte es auch bald nicht an Attentatmeldungen, die auf Erdichtung oder auf Autosuggestion als Folge des in der Stadtgegend ausgebrochenen Schreckens beruhten. Der Täter wurde, wie ja meist in derartigen Fällen, nicht ermittelt. Dass er seine Überfälle plötzlich einstellte, ist wohl weniger (wie die Zeitungen damals annahmen) auf die Furcht vor polizeilichen Nachforschungen zurückzuführen, als auf das jähe Erlöschen und Abbrechen des psychopathologischen Zustandes, in dem und aus dem heraus er in kurzer Zeit und in rascher Aufeinanderfolge diese Massendelikte beging — aller Wahrscheinlichkeit nach eines epileptischen Dämmerzustandes. Von Geisteskranken neigen neben Schwachsinnigen vor allem Epileptiker zur Mädchenstecherei, da sie an starkem Sexualtrieb und heftigen Impulsen zu Gewalttaten, überdies an Trübung und Aufhebung des Bewusstseins leiden. — In dieser Beziehung recht belehrend war ein um 2 Jahre weiter zurückliegendes Berliner Vorkommnis. Es wurden damals an einem Nachmittag (26. Juli 1907) drei im Alter von 3 bis 5 Jahren stehenden Mädchen schwere Ver-

letzungen beigebracht, denen eines der Kinder erlag, während die beiden anderen mit dem Leben davonkamen. Während von der Kriminalpolizei noch ohne Erfolg nach dem Täter gefahndet wurde, meldete sich über 3 Monate darauf, am 8. November 1907, ein 22jähriger Buchdrucker, Epileptiker, der schon mehrfach in Irrenanstalten gewesen war und sich wieder zur Beobachtung in Herzberge befand. Er bezichtigte sich selbst der Messerstechereien und bekundete, als er an die Tatorte geführt wurde, eine solche Vertrautheit mit den Örtlichkeiten und den Vorgängen, dass er von Polizei und Staatsanwaltschaft als der wirkliche Täter erachtet wurde. Ein Strafverfahren konnte jedoch gegen ihn nicht durchgeführt werden, da die Gerichtsärzte ihn als geisteskrank und die Tat als in einem Dämmerzustand verübt betrachteten. — Es ist dabei in Betracht zu ziehen, dass derartige Psychoepileptiker sich während ihrer Anfälle eines in ganz eigenartiger Weise krankhaft veränderten Bewusstseins erfreuen, das sie in den Stand setzt, bei Verübung ihrer Tat mit anscheinend genauer Überlegung, planmässig und sogar mit grossem Raffinement zu Werke zu gehen und alle Vorkehrungen, um nicht ertappt zu werden, mit grosser Sorgfalt zu treffen. Wenn sie auch im Moment der Tat nicht wissen, was sie tun, und nachher nicht, was sie getan haben, so bleibt doch eine gewisse Reminiszenz davon, wie eben der obige Fall lehrt, mehr oder weniger deutlich erhalten oder kann unter begünstigenden Umständen später zurückkehren.

Von Nekrophilie aus neuester Zeit mögen nur die beiden folgenden Fälle (wovon der zweite auch durch den eigenartigen Ausgang merkwürdig ist) als Illustration dienen.

1. (April 1901.) Über eine kaum glaubliche Leichenschändung wird uns aus Schönau an der sächsisch-böhmischen Grenze bei Zillone folgendes gemeldet. Auf dem dortigen Friedhofe war am Vormittage die 30jährige verehelichte Frau Maschke beerdigt, die Gruft jedoch noch nicht völlig geschlossen worden. Als nun am Nachmittage eine Einwohnerin aus Schönau das neben der Frau Maschke befindliche Grab eines Verwandten besuchte, bemerkte sie zu ihrem nicht geringen Entsetzen, wie sich der Deckel des Sarges, in welchem die Leiche von Frau Maschke ruhte, hin und her bewegte. Die Entdeckerin dieses grausigen Vorkommnisses begab sich daher zum Totengräber und erstattete diesem Anzeige. Der Kirchhofsbeamte eilte infolgedessen mit mehreren Arbeitern sofort an die bezeichnete Grabstätte, wo sie zu ihrem grossen Schreck den schon oft vorbestraften Armenhäusler Wokatsch dabei überraschten, als dieser im Begriff war, die Frauenleiche zu schänden. Der bestialische Verbrecher wurde sofort ergriffen und dem zuständigen Bezirksgericht Hainspach überwiesen. Bald darauf fand an Ort und Stelle eine gerichtliche Untersuchung statt, zu welchem Behufe die Leiche wieder aus der Gruft genommen und nach der Leichenhalle gebracht wurde, um dort feststellen zu können, wieweit sich der Verbrecher bereits an der Leiche vergangen hat.

2. Eine furchtbare Strafe hat, wie uns geschrieben wird, in Oebisfelde einen Mann ereilt, der dort vor kurzem wegen Leichenschändung verhaftet worden. Die 14jährige Tochter des dortigen Gastwirts Karl Müller war gestorben, die Leiche

war in einem oberen Zimmer des Hauses aufgebahrt, als der 26 jährige Dachdecker Selzner sich spät abends aus der Gaststube, woselbst er mit anderen Leuten trank, in das Zimmer begab und sich in verbrecherischer Weise an dem toten Kinde verging. Der Täter wurde verhaftet und gestand die Tat ein. Jetzt nun, nachdem Selzner im Untersuchungsgefängnis seiner Aburteilung harrte, erkrankte der Mann plötzlich stark und musste vor einigen Tagen in die Göttinger Universitätsklinik eingeliefert werden. Dort wurde festgestellt, dass er sich eine schwere Blutvergiftung zugezogen habe und zwar durch Leichengift, womit er sich bei Ausübung seiner bestialischen Tat infiziert hat. Selzner liegt in der Universitätsklinik hoffnungslos darnieder.

In sexualpathologischer und forensischer Beziehung ist übrigens darauf aufmerksam zu machen, dass es sich bei der Verbindung von Notzucht und Mord nicht immer um „Lustmord", d. h. um ein aus sadistischen Antrieben und Motiven entsprechendes Verbrechen zu handeln braucht. Vielmehr kann die Tötung sich an die voraufgehende Notzucht in einer Weise anschliessen, die sie als nicht ursprünglich beabsichtigte, aus den Umständen sich zufällig ergebende Folgewirkung (als „Totschlag" im gesetzlichen Sinne) erscheinen lässt. So hatte in Berlin ein Arbeiter eine 46 jährige Frau in einen Keller verschleppt, sie dort vergewaltigt und mittelst eines in den Mund gepressten Knebels getötet; die anfangs auf überlegten Mord (Lustmord) gerichtete Anklage musste aber, nach einem von Moll erstatteten Gutachten, in dieser Beziehung fallen gelassen werden, weil entscheidende Merkmale des eigentlichen Lustmordes in diesem Falle wenigstens nicht mit Sicherheit nachweisbar waren. — Dieses Thema ist kürzlich von E. Wulffen in seinem gross angelegten Werke „Der Sexualverbrecher"[1]) — auf das ich für die Beziehungen des Sadismus in kriminalistischer Hinsicht überhaupt verweise — näher ausgeführt worden.

Böhm[2]) glaubt bei den „Lustmorden" sadistische Beweggründe meist ausschliessen, dagegen Wegfall normaler Hemmungen gegenüber dem eigenartigen Drängen nach Verletzung des Partners im Liebesakt auf Grund nervöser Belastung annehmen zu müssen. Danach würde es sich mehr um „Lusttötung" als um „Lustmord" handeln, die Anwendung von § 211 des RStG. also auszuschliessen sein. Dem widerspricht aber der Umstand, dass, wie wir sahen, häufig genug die Verletzungen allein auch ohne voraufgehenden Geschlechtsakt oder als dessen Ersatz zur sexuellen Befriedigung des Täters erstrebt werden. — Vgl. auch die oben zitierten Aufsätze von Walter und Senf. —

---

1) E. Wulffen, Der Sexualverbrecher. (Enzyklopädie der modernen Kriminalistik. Bd. VIII.) Verlag von Dr. T. Langenscheidt, Gr.-Lichterfelde-Ost.

2) Max Böhm, Vermischte Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der praktischen und theoretischen Heilkunde. 1908. S. 143.

Aktive und passive Flagellation (Flagellantismus).

Die als Geisselsucht, Flagellationsmanie, Flagellantismus zu bezeichnende Form psychosexualer Verirrung umfasst ein so ungeheueres Gebiet und ihre, in neuester Zeit, wenn nicht vermehrte, doch in grösserem Umfange reproduzierte und zugänglicher gewordene Literatur ist bereits so unabsehbar, dass eine keineswegs erschöpfende, nur den Gegenstand einigermassen umfassende Darstellung weit über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgreifen, ja eine eigene Monographie erfordern würde. Ich verweise auf die als Anhang folgenden, eine auch nur relative Vollständigkeit anstrebenden Literaturangaben, und muss mich hier damit begnügen, einzelne der gerade für das Verständnis algolagnistischer Vorgänge hauptsächlich in Betracht kommenden Seiten des Gegenstandes kurz zu erörtern.

Dass die passive Flagellation als ein mächtiges sexuelles Stimulans und Aphrodisiakum (für den flagellierten Teil) zu betrachten sei, ist eine jedenfalls recht alte — wenn auch vielleicht nicht, wie man angenommen hat, bis in das graue Altertum hinaufreichende — Erfahrung. Den Indern war die Flagellation in diesem Sinne allerdings wohlbekannt und geläufig (vgl. S. 12). Dagegen finden sich meines Wissens bei den Schriftstellern des gräkoromanischen Altertums keine ganz sicheren Spuren, die auf Bekanntschaft mit der Flagellation als einem Aphrodisiakum hinweisen (während bei einem Komiker u. a. vorkommt, dass eine Kupplerin ihre Mädchen peitscht, damit sie vollere Hinterbacken bekommen). Vielleicht könnte man die bekannte Stelle bei Petron, wo der wegen Impotenz hinausgeworfene Liebhaber sich bei seiner Dame brieflich entschuldigt und sich zur Sühne erbietet, nackt vor ihr zu erscheinen und sich von ihr schlagen zu lassen, in diesem Sinne auffassen (der Brief kehrte in freier Nachahmung in der histoire amoureuse des Gaules [1665] des Grafen Bussy-Rabutin unter den Liebesabenteuern der Gräfin Olonne wieder). Das 1766 erschienene und vielaufgelegte Machwerk: „über den Gebrauch der Alten, ihre Geliebte zu schlagen", enthält ein durchweg recht unkritisches und zum Teil kindisches, anekdotisches Sammelsurium. — Wenn, wie schon erwähnt wurde, die Gallen sich zu Ehren Kybeles geisselten, die spartanischen Jünglinge sich am Altare der Artemis Orthia mit Ruten peitschen liessen[1]), so handelte es sich dabei zunächst um religiöse, teils unter den Begriff der Selbstpeinigung, der Askese fallende, teils als Opfe-

[1]) Nach Burckhardt „eine Ausnahme in der ganzen griechischen Welt und eine wahre Schule der Ferozität" (griechische Kulturgeschichte I, S. 112).

rung betrachtete Gebräuche, denen im tieferen Sinne freilich der früher erörterte Zusammenhang von religiöser und erotischer Mystik zugrunde lag, wobei aber die Entfesselung sexueller Instinkte und Antriebe doch nicht den mit der Prozedur unmittelbar verbundenen Zweck bildete. Auch bei der Austeilung von Schlägen durch die Luperci an die ihnen entgegenkommenden Frauen (bei den Luperkalien) handelte es sich offenbar nicht um eine beabsichtigte sexuelle Erregung, vielmehr um ein symbolisch gedachtes Zeichen der Reinigung und Befruchtung.

Von ärztlicher Seite ausführlich gewürdigt finden wir die Bedeutung der Flagellation als eines sexuellen Stimulans zuerst bei dem alten Meibom in der berühmten (1639 in Leiden erschienenen) „epistola de flagrorum usu in re venerea et lumborum renumque officio", mit dem den Kern der Sache andeutenden Motto:

„Delicias pariunt Veneri crudelia flagra;
Dum nocet, illa juvat; dum juvat, ecce nocet."

In weiterer Folge haben Bartholini (1679), Paulini (1698), Boileau (1700), Thiers (1703), Lanjuinais (1725), besonders aber der französische Arzt François Amédée Doppet in seinem (Genf 1788 zuerst erschienenen) „traité du fouet et de ses effets sur le physique de l'amour" dem Gegenstande zum Teil von gleichen Gesichtspunkten aus ihre Aufmerksamkeit gewidmet, der natürlich auch in die eigentlich flagellantistische Literatur der Engländer und anderer Nationen aus den beiden letzten Jahrhunderten mannigfach hineinspielt.

Es würde jedoch ein Irrtum sein, anzunehmen, dass nicht schon lange vor Meibom die Flagellation als sexuelles Stimulans bekannt und angewandt worden sei; vielmehr scheint die Kenntnis und die Praxis dieses Mittels durch arabische Ärzte zuerst eingedrungen zu sein — wie es denn u. a. auch ein arabischer Arzt gewesen sein soll, auf dessen Rat sich die Herzogin Leonore Gonzaga von Mantua von der Hand ihrer Mutter mit Ruten peitschen liess, um in der ehelichen Umarmung wärmer zu werden und zu konzipieren. Ein Zeitgenosse dieser Herzogin war jener Alfons von Ferrara (der Gönner Tassos), der, wie es heisst, seiner Gemahlin nur nach voraufgegangener Flagellation beizuwohnen vermochte. Das aus dem 16. Jahrhundert stammende, den Namen der „Aloisia Sigea" tragende Buch de arcanis amoris et Veneris usw. enthält bereits diese und ähnliche Beispiele; ebenso findet man sie bei Brantôme und bei englischen Autoren gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Doch noch weiter hinauf reicht eine

naiv charakteristische Erzählung des Giovanni Pico della Mirandola (Picus Mirandulae) in den „disputationes adversus astrologiam divinatricem" lib. V cap. 27, wobei es sich um eine intendierte, recht stürmische Erweckung erotischer Gefühle bei der dazu veranstalteten Flagellation und durch diese handelt — ein Vorgang, wie er sich seitdem in gleich typischer Inszenierung wohl vieltausendfach abgespielt hat:

„Vivit adhuc homo mihi notus prodigiosae libidinis et inauditae; nam ad Venerem nunquam accenditur, nisi vapules. Et tamen scelus id ita cogitat: saevientes ita plagas desiderat, ut increpet verberantem, si cum eo lentius egerit, haud compos plene voti, nisi eruperit sanguis et innocentes artus hominis nocentissimi violentior scutica desaeverit. Efflagitat miser hanc operam summis precibus ab ea semper foemina quam adit, praebetque flagellum pridie sibi ad id officii aceti infusione duratum, et supplex a meretrice verberari postulat: a qua quantum caeditur durius, eo ferventius incalescit, et pari passu ad voluptatem doleremque contendit. Unus inventus homo qui corporeas delicias inter cruciatus inveniat, et cum alioquin pessimus non sit, morbum suum agnoscit et odit."

Dieser Mann — wir würden ihn jetzt wohl unter die „Masochisten" rechnen — scheint also damals, gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts (Pico lebte von 1463 bis 1494), noch als eine „Ausnahmenatur" betrachtet worden zu sein. Kaum ein Jahrhundert später würde er schon zahlreiche „Mitstrebende" gefunden haben. So scheint nach vielfachen zeitgenössischen Zeugnissen u. a. in den Londoner Bordellen um diese Zeit die Flagellation als Stimulans für ältere Habitués dieser Häuser bereits beliebt und gebräuchlich gewesen zu sein. Ned Ward in „the London spy" erzählt ein derartiges Abenteuer, und spricht von einer dieser Praxis ergebenen Menschenklasse, die im Bordell-Argot als „flogging cullies" bezeichnet werden. Thomas Shadwell lässt im vierten Akt seines Stückes „the virtuoso" eine entsprechende Szene sich abspielen — grauenvoller Gedanke für einen heutigen Bühnenzensor! — und Otway hat, was noch interessanter ist, im 3. Akte seiner „Venice preserved" eine ganz ausgesprochen masochistische Szene: der Senator Antonio lässt sich von seiner Geliebten Aquilina, die er zu dem Zwecke aufsucht, ins Gesicht speien, sich als Hund behandeln, unter den Tisch ducken, treten usw. und schliesslich aus dem Zimmer peitschen. Auf die gleichen Neigungen eines verhassten Kritikers zielt ein bissiges Epigramm Christoph Marlowes, des bekannten Vorgängers und Rivalen Shakespeares[1]):

---

[1]) Abgedruckt in den Works of Christopher Marlowe, London 1826, Vol. 3, p. 454.

„When Francus comes to solace with his whore,
He sents for rods and strips himself stark naked;
For his lust sleeps and will not rise before
By whipping of the wench it be awaked.
I envy him not, but wish I had the power
To make myself his wench but one half hour.“

Wie England überhaupt sich rühmen darf, bis in die neueste Zeit hinein das gelobte Land, die Hochburg des Flagellantismus (auch in seiner Anwendung als pädagogisches und häusliches Zucht- und Strafmittel) gewesen und geblieben zu sein, so hat es auch in der Entwickelung des Flagellationskultus an den der Venus vulgivaga geweihten Stätten offenbar stets in erster Reihe gestanden und das Zeremoniell dieses Kultus der „fortschreitenden Zivilisation“ und den Anforderungen neuzeitlichen Komforts entsprechend stetig weiter entwickelt [1]).

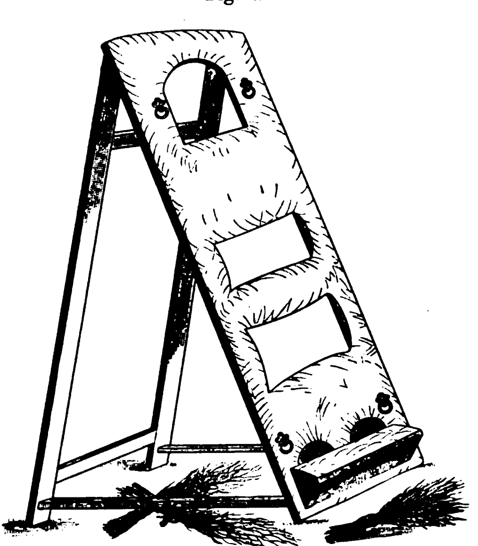
Schon im Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in London luxuriös ausgestattete Etablissements, die vorzugsweise der Flagellation dienten und in denen geschickte, berufsmässig ausgebildete Hände — wie die unserer heutigen „Masseusen“ — über den danach lüsternen Männern die Rute schwangen. So wird u. a. die Anstalt einer Mrs. Collett, zu deren Frequentanten auch der nachmalige Georg der Vierte als Prinzregent gehörte, und ihrer Nachfolgerin Mrs. Mitchell, ebenso die einer Mrs. James und noch anderer Kolleginnen in den zeitgenössischen Annalen rühmlichst hervorgehoben. Die „Königin“ dieses Gewerbszweiges scheint aber nach allgemeinem sachkennerischem Urteil die unsterbliche Erfinderin des „Berkeley horse“ [1]), Mrs. Therese Berkeley (oder Berkley) gewesen zu sein, die in Nr. 28 Charlotte Street, Portland Place, ihr Geschäft eröffnete, das sie mit einer stattlichen Anzahl wohlgeschulter, auch noch mit ihren Kosenamen und allen ihren spezialistischen Talenten der Nachwelt überlieferter Gehilfinnen betrieb, und von dem sie sich mit dem anständigen Vermögen von 100 000 Pfund zurückzog, um in der so ehrenvoll verdienten Musse ihre (leider unveröffentlicht gebliebenen und, wie es scheint, abhanden gekommenen) Denkwürdigkeiten zu schreiben. Diese Dame, die 1836 starb, beschenkte die Welt mit dem als „Berkeley-Pferd“ (The Berkeley horse) zu pornographischer Berühmtheit gelangten Apparate, der in der flagellantistischen Literatur

---

[1]) Vgl. darüber u. a. Pisanus Fraxi „index librorum protibitorum“, London (1877) introduction XLIII—XLVI; auch Venus schoolmistress; Curiosities of flagellation, London 1875 und andere in dem Literaturverzeichnis aufgeführte Werke, vor allem Eugen Dührens (Iwan Blochs) dreibändiges „Geschlechtsleben in England“. Berlin 1901—1903.

Albions eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt und dessen von schönen Seelen auf Grund selbstempfangener Eindrücke oft mit schwärmerischer Anerkennung gedacht wird. Einer Beschreibung bedarf die kleine zum Auspeitschen von „gentlemen" bestimmte Maschinerie nach beistehender Abbildung kaum noch; sie liess sich in beliebigem Winkel verstellen, um den Körper in jede speziell wünschenswerte Position bringen zu können. Auf einem zeitgenössischen Kupferstiche erblickt man einen auf dem „Pferde" befindlichen nackten Mann, dem Mrs. Berkeley eigenhändig die Posteriora mit Ruten peitscht, während ein in einem Stuhl darunter sitzendes halbentblösstes Frauenzimmer als „frictrix" an seinem „embolon" arbeitend dargestellt ist. Das Original des


Fig. 2.



Berkeley-Pferdes soll sich in der Society of arts in Adelphi (London) befinden, wohin es durch den Arzt und Testamentsvollstrecker der Berkeley, Dr. Vance, gelangte, der auch ihre ganze, gewiss recht lehrreiche, zum Teil mit Männern und Frauen der höchsten Aristokratie geführte Korrespondenz durchsah — aber leider zerstörte. Doch der Geist der Mrs. Berkeley lebt und wirkt fort! Offenbar gab und gibt es auch im heutigen England zahlreiche Flagellantinnen, nicht bloss von Geschäfts wegen, sondern auch von wirklicher Vokation. In der bei Pisanus Fraxi[1]) zitierten Korrespondenz eines enthusiasti-

[1]) L. c. LVI.

schen Rutenfreundes wird ein Londoner Etablissement erwähnt, wohin 20 junge Mädchen zu kommen pflegten, „who go through all the

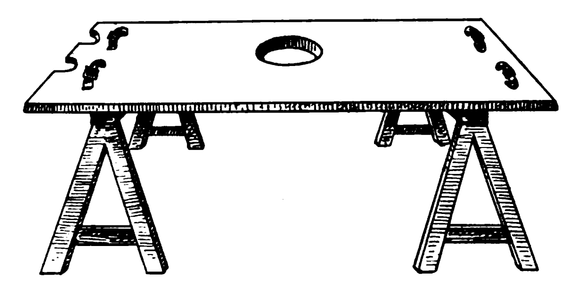


Fig. 3.
Flagellationsbank in einfachster Form. An jedem Ende des horizontalen Brettes zwei Lederriemen zur Befestigung der Hände und Füsse des auf dem Bauche liegenden „Patienten“.

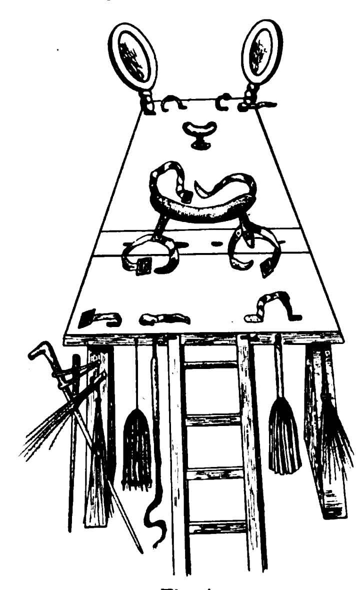


Fig. 4.
Flagellationsbank in vervollkommeneter Form und reicherer Ausstattung; u. a. in der Mitte eine sattelförmige Stütze für den Körper und weiter nach vorn eine kleinere Kinnstütze; am Kopfende zwei Spiegel, die dem „Patienten“ alle mit ihm vorgenommenen Prozeduren gleichzeitig zu beschauen gestatten (nach Fowler, maisons de flagellation, Paris-Pragues, 1907).

phases of schoolmistress and whip fearfully severely“; desgleichen ist von verschiedenen Damen von hohem Rang und von der hübschen

jungen Frau eines Geistlichen die Rede, die die Neigung für (aktive und passive) Flagellation bis zum Exzess trieb.

Aber auch in anderen Ländern, namentlich in Frankreich, fehlte es der Flagellation als sexualem Stimulans nicht an zunehmender Verbreitung und Würdigung. Allbekannt ist die klassische Selbst-

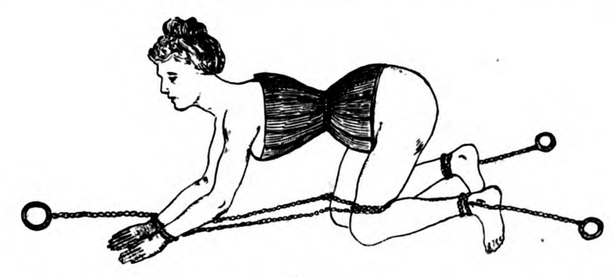


Fig. 5.
Korsettdisziplin, oder „englische Erziehung“ (für Masochisten, die es lieben, als „schlechte Schüler“ oder als „kleine Mädchen“ von strengen englischen Gouvernanten behandelt, und misshandelt zu werden nach Fowler, l. c.).

schilderung Rousseaus (in seinen „confessions“), wobei es sich offenbar um eine früh erworbene psychosexuale Abnormität handelte. Serrurier berichtet einen ganz ähnlichen Fall von einen seiner Schulfreunde, der ein unbeschreibliches Vergnügen dabei empfand,



Fig. 6.
Zwangskorsett zu dem gleichen Zwecke.

gepeitscht zu werden, und sich absichtlich Strafe zuzog, um diese Züchtigung zu erleiden, die jedesmal einen Samenerguss bei ihm zur Folge hatte [1]). In dem Werke „l'inquisition française ou histoire de

[1]) Dictionnaire des sciences médicales, 1812—1822; Art. pollution.

la bastille“ (vol. 3, p. 256) erzählt de Renneville von einem alten Docteur de la faculté, einem mehr als 70 jährigen, kindisch gewordenen Greise, für den täglich erduldete Fustigationen zur zweiten Natur, zum unentbehrlichen Lebensbedürfnis geworden waren. — In der einen immer weiteren Umfang annehmenden masochistischen Literatur unserer Tage wird man Beispiele aller dieser und ähnlicher Spielarten in unendlicher Zahl finden, und aus Darstellungen des Bordellwesens in der „Cité lumière“ bei Jeannel, Delcourt, Coffignon, Leo Taxil, Fowler, Jaf et Saldo u. a. mag man sich über die in „erstklassigen“ Bordellen zur Befriedigung flagellomanischer Besucher getroffenen, auch dem „verwöhntesten Geschmack“ Rechnung tragenden Vorkehrungen eingehender belehren. Die vorstehenden Abbildungen (Figg. 3—6) einer einfacheren und einer komplizierteren, sozusagen mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Prügelbank und des — bei einer gewissen Spielart von Masochisten als Sinnbild und Werkzeug strenger „englischer“ Erziehung beliebten — Zwangskorsetts mögen wissbegierigeren Lesern von dem auf diesem Gebiete Geleisteten wenigstens eine Andeutung geben.

Wie die passive, so wirkt auch die aktive Flagellation, wenn schon in ganz anderer Weise, auf psychischem Wege, sexuell stimulierend; und wie jene in nahen Beziehungen zur „passiven Algolagnie“, zum Masochismus, so steht diese in noch intimerer Verbindung mit der „aktiven Algolagnie“, dem Sadismus, dessen üppigster Nährboden, und zugleich dessen beliebtestes, am leichtesten erreichbares, bequemstes, der mannigfaltigsten Abstufung fähiges Hilfs- und Äusserungsmittel sich in ihr von alters her darstellt.

Besonders musste auf diesem Gebiete der fast keiner Zeit ersparte, in der christlichen Ära aber aus verschiedenen Gründen mehr zu- als abnehmende Missbrauch der Flagellation als — kirchliches und profanes — Zucht- und Strafmittel verhängnisvolle Wirkungen zeitigen; wie das die Geschichte des Flagellantismus fast auf allen ihren Blättern eindringlich bestätigt.

Dem Altertum blieb auch dieser Missbrauch der Flagellation im grossen und ganzen fremd; oder wenigstens war zu seiner Entstehung nur verhältnismässig beschränkter Anlass gegeben. Die Geisselung eines Freien widerstrebte den nicht-orientalischen Nationen; der Sklave aber galt als Sache. Die schon an anderer Stelle erwähnten Kultus-Vorkommnisse blieben vereinzelt. Wir kennen natürlich nicht die Gefühle, die die Artemis-Priesterin beim Geisseln spartanischer Jünglinge,

oder die Priesterin der syrischen Göttin bei ähnlichen Anlässen beseelt haben mögen — oder die der römische Pontifex maximus empfand, wenn er eine der Nachlässigkeit in der Feuerwacht schuldig befundene Vestalin hinter einem Vorhang (wie Plutarch es schildert) auf den entblössten Körper eigenhändig abstrafte. Und bei dem „plagosus Orbilius" handelte es sich um Kinder. — Die systematische Einführung der Flagellation als eines für Erwachsene bestimmten kirchlichen Buss- und Zuchtmittels und damit auch ihr immer vielseitigeres Eindringen als häusliches Korrektions- und öffentliches Strafmittel blieb dem Gange der kirchlichen Entwickelung, ungefähr vom 5. Jahrhundert ab, vorbehalten. Wir können dies natürlich hier nur in den allgemeinsten Umrissen andeuten; es sei auf die im Literaturanhang zitierten Spezial-Werke, auf Gretser, Boileau, Thiers, Lanjuinais, Förstemann u. a. verwiesen. Das Übel begann mit kleinen Anfängen, in Einsiedeleien und Klöstern, wo allmählich das freiwillige Sichselbstgeisseln oder Sichgeisselnlassen durch andere als ein Zeichen der so hochbewerteten Demut und Bussfertigkeit in ausgedehnten Gebrauch kam. Am höchsten, gewissermassen zum System ausgebildet ward dieser Geissellustsport — denn ein solcher war es, mit dem Rekord des Heiligengeruches — durch den Dominikanermönch, späteren Kardinal Damiani; seither entwickelt sich mehr der Gebrauch der „Disziplin" als kirchlichen Pönitenz- und Absolutionsmittels, und nehmen auch die berüchtigten Geisselprozessionen, die bis ins Jahrhundert der Aufklärung hineinspukten, ihren erbaulichen Aufschwung. „Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich" — beide gewissermassen von Berufs wegen; aber auch die Laien, Männlein und Weiblein, vor allem die Damen der höchsten Kreise taten eifrig mit — bekannt ist u. a., in wie unglaublicher Weise sich die „heilige" Elisabeth von ihrem Beichtvater Konrad von Marburg geisseln liess; bekannt ist auch der Geisselkult der heiligen Brigitta von Schweden und Hedwig von Polen — und so vieler anderer frommer regierender Frauen bis (einem on dit zufolge) herab zu Spaniens tugendsamer Isabella und Eugenie Montijo.

Schon sehr früh zeigten sich Missbräuche, die vielfach ein energisches Einschreiten kirchlicher Oberen und lange Zeit deren Widerspruch gegen das Umsichgreifen der Disziplin nach sich zogen. Schon unter Hadrian dem Ersten erging (772) ein Verbot an die Geistlichen, ihre Pönitenten zu schlagen: „episcopus, presbiter et diaconus peccantes fideles diverberare non debeant". Das Verbot wurde natürlich niemals beachtet, und das seelsorgerische Disziplinarrecht als ein streng und eifrig gehütetes Privileg aufrecht erhalten.

Wenn hier von Missbräuchen die Rede ist, so handelt es sich für uns nur um Anwendungen der aktiven Flagellation zu Zwecken

sexualer (algolagnistischer) Erregung. Unzählig sind die Flagellationsgeschichten, die von einem derartigen Missbrauch der Flagellation als kirchlichen, besonders klösterlichen Buss- und Zuchtmittels berichten. Doch ist natürlich nur das Wenigste davon in dieser Hinsicht sicher beglaubigt — sehr vieles anekdotischer Klatsch, oder tendenziös böswillige Erfindung; anderes mindestens so, dass es für eine Auslegung im obigen Sinne nicht unbedingt in Betracht kommt. Freilich mag es wohl nie an vereinzelten Pädagogen und Klerikern (Jesuiten und Nichtjesuiten) gefehlt haben, die wie Boileau singt, „cet abus odieux" geflissentlich kultivierten

„Qui, sous couleur d'éteindre en nous la volupté,
Par l'austérité même et par la pénitence
Sait allumer le feu de la lubricité."

Besonders gefährlich wurde der Gebrauch der „Disziplin" — welche Bezeichnung für diese kirchlichen Buss- und Zuchtmittel allmählich aufkam — seitdem man dazu überging, die Züchtigung nicht mehr (wie im Anfange) auf Schulter und Rücken, sondern vorzugsweise — und namentlich beim „schwächeren" Geschlecht fast allgemein — auf das Gesäss zu erteilen — die sogenannte „disciplina deorsum" oder „secundum sub" gegenüber der disciplina sursum oder secundum supra im Mönchslatein jener Tage — und seitdem man auch dazu gelangte, die Pönitenten bei der Züchtigung mehr oder weniger vollständig zu entblössen, weil schon in der geduldeten oder freiwillig vorgenommenen Entblössung an sich ein verdienstlicher Akt echter Selbstdemütigung liegen sollte — wie es bei einem Zelotiker dieser Richtung (Kardinal Pullus) heisst — „est ergo satisfactio quaedam, aspera tamen, sed Deo tanto gratior quanto humilior, cum quilibet sacerdotis prostratus ad pedes, se caedendum virgis exhibet nudum". Und nicht bloss „quilibet", sondern noch mehr „quaelibet". Von diesem nicht unbedenklichen Gesichtspunkte scheint u. a. jener in so traurigen Ruf gekommene Bruder B. Cornelis Adriaensen von Dordrecht ausgegangen zu sein, der in Brügge so eifrig gegen Calvinisten und Lutheraner predigte und eine Art flagellantistischer Schule unter der weiblichen Bevölkerung Brügges ins Leben rief, indem er seine zahlreichen weiblichen Beichtkinder, oder wenigstens eine Elite davon, in die Mysterien der unteren Disziplin auf den nackten Körper einweihte. Es hat sich, seitdem die erste „Historie von B. Cornelis Adriaensen" im Jahre 1569 erschien, eine umfangreiche, teils ernsthafte, teils satirische Literatur darüber entsponnen, die wir bei Pisanus Fraxi[1]) am unbe-

[1]) Centuria librorum absconditorum, p. 213—224. — Sehr unkritische und tendenziöse Darstellungen dagegen bei Giovanni Frusta; Corvin und andere, die lediglich vom antiklerikalen Standpunkte an die Sache herangingen.

fangensten und objektivsten gewürdigt finden. Trotz der überscharfen, namentlich von Cornelis' Zeitgenossen Marnix und dem Geschichtsschreiber der Niederlande van Meteren gegen ihn erhobenen Angriffe muss man zu der Überzeugung kommen, dass sich dem „Bruder Cornelis" kaum etwas anderes als die nach unseren Begriffen indezente Ausführung der „Disziplin" vorwerfen lässt; dass dagegen die von Marchand, Boileau und anderen später hinzugefügten oder übernommenen skandalösen Details überwiegend auf Voreingenommenheit und fanatischer Feindseligkeit beruhen, jedenfalls unbeglaubigt sind. Es hat nicht den Anschein, als habe sich Cornelis irgendwelcher sexueller Attentate gegen seine Beichtkinder schuldig gemacht: auch hat er keinen Orden, keine „gynopygische Sekte", keine Geisslersozietät gestiftet, sondern nur einzelne Frauen und Mädchen, meist nach ihrem eigenen oftmaligen Verlangen, zu seinen wunderlichen Bussmysterien herangezogen. Er war mit einem Worte ein beschränkter Zelotiker, aber sinnlich obszöne oder gar sadistische Antriebe lagen ihm anscheinend fern. Gehetzt und verleumdet wurde in dem damals entbrannten Streite von protestantischer und katholischer Seite gleich stark und gleich widerlich, denn alle Waffen galten in diesem Kampfe beider Parteien für gut: „tantum relligio potuit suadere malorum".

Weniger günstig lautet das geschichtliche Endurteil in einer anderen ekklesiastischen cause célèbre, der berühmten Affäre Girard-Càdière, die sich in den Jahren 1728 bis 1730 in Toulon abspielte. Auch darüber liegt eine ansehnliche, bei Pisanus Fraxi[1]) zusammengestellte und gesichtete Literatur vor. Der Jesuitenpater Girard kam im April 1728 als Rektor des séminaire royal de la marine nach Toulon, ein damals 47 jähriger Mann, gross, trocken, abgemagert, etwas schwerhörig, schmutzig, der überall hinspuckte — aber mit der Reputation eines frommen und beredten Predigers. So verführte er die damals 17 jährige Marie Càdière, sein Beichtkind, deren in einem Jesuitenkolleg erzogener Bruder zu den wärmsten Bewunderern des Paters gehörte. Girard verstand offenbar seine schöne Beichtbefohlene zu „hypnotisieren", was bei ihr ausserordentlich leicht bis zu ausgesprochenen lethargischen Krisen gelang („à tel contact léger qu' une autre n'eut pas remarqué, elle perdait connaissance; un frôlement près du sein suffisait" heisst es in Michelets Schilderung); er schwängerte sie, stigmatisierte sie, indem er alte skrofulöse Narben wieder aufriss und künstlich offen erhielt, durch Saugen der Wunden etc. — schliesslich vielleicht in der Tat sadistischen Regungen

---

1) L. c. p. 225—253. — Vgl. auch Michelet, Histoire de France, und la sorcière.

nachgehend, vielleicht um sie abortieren zu lassen, liess er sie sich nackt ausziehen, auf dem Bette niederknieen, „disziplinierte" sie, küsste den Teil, den er gezüchtigt hatte. Er verabreichte ihr auch Abortivmittel, die nicht ohne Wirkung blieben, und brachte sie hinterher in ein von Toulon entferntes Kloster der heiligen Clara in Ollicules. Den Fortgang dieser Skandalgeschichte mag man in den zitierten Werken nachlesen; auch wie unter dem Einflusse der Jesuiten das Parlament in Aix den Girard freisprach und die Càdière zur ordentlichen und ausserordentlichen Folter und zum Tode durch den Strang verurteilte! — ein Gerichtserkenntnis, das sich würdig dem späteren gegen die Familie Calas anreiht, aber glücklicherweise nicht wie dieses zur Vollziehung gelangte. Girard selbst starb im Geruche der Heiligkeit 1733 in seiner Vaterstadt Dôle.

Als würdiger Genosse zu diesem Jesuitenpater Girard gesellt sich der Kapuzinermönch Achazius in Düren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, der seine Pönitentinnen erst mit in Essig und Salz erweichten Ruten ganz nackt peitschte, dann seine Lust an ihnen befriedigte — und der dabei unter Verheirateten und Unverheirateten einen so grossen Anhang gewann, dass er eine Art von adamitischem (oder evaitischem) Flagellantinnenklub zusammenbrachte und längere Zeit leitete. Ein gegen ihn vom Gericht in Lüttich eingeleitetes Verfahren wurde auf Befehl Napoleons, um den Skandal zu ersticken, niedergeschlagen.

Derartige Flagellanten- und Flagellantinnenklubs scheinen übrigens, wenn wir den zeitgenössischen und späteren Berichten trauen dürfen, in exklusiven Gesellschaftskreisen vor und nach der Revolutionszeit in Paris, London und anderen Grossstädten floriert zu haben; und sie scheinen, mancherlei Andeutungen in der heutigen Literatur und Journalistik zufolge, auch jetzt noch zu florieren. Unter den Frauen fanden sich zu allen Zeiten hervorragende Liebhaberinnen, wie der passiven, so auch der aktiven Flagellation; und bemerkenswert erscheint dabei, dass, wie weibliche Grausamkeit sich bekanntlich überhaupt dem eigenen Geschlechte gegenüber mit Vorliebe betätigt, passionierte Flagellantinnen auch aus der Flagellation ihrer Geschlechtsgenossinnen sexuell stimulierende Wirkungen oft mit Vorliebe schöpften. Ein aus antiker Zeit stammendes Beispiel ist die Gattin des nachmaligen Kaisers Julian (des Abtrünnigen), Helena, die, wie die Fama berichtet, junge gallische Sklavinnen vor ihren Augen entkleiden und peitschen liess, während andere Frauen oder kleine Kinder sich damit beschäftigen mussten, sie durch Masturbation geschlechtlich zu befriedigen. Eine würdige Nachahmerin in modern gemilderter Form erwuchs ihr in der als hochstehende Gönnerin und Praktikantin der Flagellation literarisch verewigten Katharina

von Medici. Sie ist die „dame grandissime“, von der Brantôme (Vies des dames galantes) als klassischer Hof-, Augen- und Ohrenzeuge in seiner unverblümt naiven Schreibweise berichtet:

„J'ai oui parler d'une grande Dame de par le monde, mais grandissime, qui ne se contentant de lasciveté naturelle; car elle estait grande putain et estant mariée et veuve, aussi estait-elle très belle; pour la provoquer et exciter d'avantage elle faisait despouiller ses Dames et filles, je dis les plus belles, et se délectait fort à les voir et puis elle les battait du plat de la main sur les fesses, avec de grandes clacquades et blamuses assez rudes, et les filles, qui avaient délinqué en quelque chose, avec de bonnes verges, et alors son contentement estait de les voir remuer, et faire les mouvements et tordions de leur corps et fesses, lesquelles selon les coups qu'elles recevaient, en montraient de bien estranges et plaisantes. Aucunes fois, sans les despouiller, les faisait trousser en robbe, car pour lors elles ne portaient pas de caleçons, et les claquetait et fonettait sur les fesses, selon le sujet qu'elles luy donnaient, on pour les faire rire, ou pleurer, et sur ces visions et contemplations s'y aiguisait si bien en appétits, qu'après elle les allait passer bien souvent à son escient avec quelque galant homme bien fort et robuste.“ —

Die Motive der Geisselpassion dieser königlichen Flagellantin sind in den letzten Worten deutlich genug gekennzeichnet. Es kann danach nicht befremden, dass, wie Brantôme weiter berichtet, Katharina ihrer schon erwachsenen Tochter (der nachmaligen, als Margarethe von Valois bekannten und berüchtigten Gemahlin Heinrichs des Vierten) auf gleiche Weise und zu dem gleichen Zweck, ein- oder mehrmals täglich eigenhändig die Rute erteilte. Ein Fräulein von Limeuil wurde wegen einiger auf Katharina bezüglicher satirischer Verse vor versammeltem Hofe mit Ruten gepeitscht. — Ähnliche Dinge werden übrigens von dem russischen Hofe des 18. Jahrhunderts, namentlich aus der Zeit der Gynäkokratie: der Czarinnen Anna Iwanowna, Elisabeth Petrowna, und der grossen Katharina (die Byron bekanntlich nicht ganz mit Unrecht als

„the greatest of all sovereigns and whores“

feiert) vielfach berichtet. Beispiele davon werden uns noch im nächsten Abschnitt beschäftigen. Hier sei nur noch in Ergänzung der vorstehenden Ausführungen hervorgehoben, dass in der Pathogenese algolagnistischer (sadistischer) Impulse auch der Missbrauch der Flagellation als pädagogisches und häusliches Korrektionsmittel und als öffentliches (kriminalistisches) Strafmittel eine kaum geringere Rolle gespielt hat — und hier und da noch spielt — wie der im vorstehenden besprochene klösterliche und kirchliche Disziplin-Missbrauch. Die Affäre Dippold — die eigenartigen Vorgänge, die sich in einzelnen Fürsorgeanstalten während der letzten Jahre bei uns abspielten — die nicht minder

merkwürdigen, aus englischen Offizierskreisen berichteten Vorkommnisse, wie das bei der Garde „unter Kameraden“ noch anscheinend übliche ragging (vgl. „Tag“ vom 12. Februar 1903, Nr. 71) haben von der nicht auszurottenden Macht derartiger Perversionen noch neuerdings unerquickliche Proben geliefert. Auf eine spezielle Durchführung dieses Themas, wie auch auf eine Würdigung der sehr umfangreichen heutigen flagellantistischen Literatur müssen wir jedoch aus den vorbezeichneten Gründen an dieser Stelle verzichten[1]).

---

[1]) Vgl. u. a. das (übrigens in ziemlich unkritischer Weise kompilierte) Werk: „Stock und Peitsche im 19. Jahrhundert. Ihre Anwendung und ihr Missbrauch im Dienste des modernen Straf- und Erziehungswesens“, von D. Hansen. Dresden, H. R. Dohrn, 1899. — Neue Folge, Ibid. 1900; zweite, umgearbeitete Auflage (1902).

Weibliche Grausamkeit. Sadismus und Masochismus des Weibes.

Dass dem weiblichen Geschlechte, wohl im Zusammenhange mit der ein tertiäres Geschlechtsmerkmal bildenden grösseren Sensitivität, ein gewisser Hang zur Grausamkeit innewohnt, und dass sich dieser Hang namentlich den eigenen Geschlechtsgenossinnen gegenüber mit Vorliebe betätigt, ist eine in der Geschichte und im täglichen Leben tausendfach bestätigte Erfahrung. Wo dabei eifersüchtiger Hass gegen eine Nebenbuhlerin und Schönheitskonkurrentin oder Rachsucht ins Spiel kommen, kann die Grausamkeit sich ins Megärenhafte, ja ins Bestienhafte hinein steigern.

Schon der hellenischen Mythologie sind derartige Züge nicht fremd, man denke an die unerbittliche Rachsucht Iunos, an Venus und Psyche, an Antiope und Dirke, an Medea und Kreusa. Ebensowenig fehlen sie im deutschen Volksmärchen mit seinen unzähligen bösen Königinnen, Stiefmüttern und Schwiegermüttern. Das deutsche Volksepos bringt den gleichen Zug u. a. in der Misshandlung Gudruns durch die böse Königin Gerlinde zur Geltung. Unter den grossen Dramatikern der Weltliteratur haben solchen zur Dämonie des Hasses und erbarmungsloser Vernichtung verzerrten Weibnaturen u. a. Aischylos im Agamemnon, Euripides in den Bakchen, in der Hekabe und im Hippolytos, Shakespeare in Macbeth und Titus Andronicus, Corneille in Rodogune, Racine in Andromaque und Athalie, Kleist in der Penthesilea, Hebbel in den Nibelungen, Grillparzer in Medea, B. Klein in Heliodora, d'Annunzio in „la Gloria", Oskar Wilde in der Salome machtvollen Ausdruck verliehen.

Dass in der Tat das Weib, wenn es durch Gehässigkeit, Neid, Eifersucht und Rachsucht angestachelt, wenn es von der in ihm schlummernden Herrschsucht oder von religiösem Fanatismus gepackt ist, über alle Schranken der Menschlichkeit hinaus und zu mänadenhaften Untaten fortgerissen wird, das lehren die blutgetränkten Blätter der Geschichte seit den sagenhaften Zeiten der Semiramis bis in unsere Tage. Man denke nur an die Haremsintriguen und die Grausamkeitsorgien siegreicher Rivalinnen in alter und neuer Zeit, am

Hofe des altpersischen Xerxes und Artaxerxes so gut wie bei den islamitischen Sultanen und den heutigen Fürstenhöfen des fernen Ostasiens; an die phönizische Isebel und Athalia, die kyrenäische Pheretima, die persische Parysatis, die makedonische Olimpias, die syrische Laodike (Gemahlin des zweiten Antiochus), die römische Messalina und Agrippina, die Byzantinerinnen Zoe, Theodora und Irene, die Gepidin Rosamunde, die Frankenköniginnen Fredegunde und Brunhilde, die Westgotin Goswinthe und so viele Zeit- und Volksgenossinnen dieser gekrönten Furien. Man denke an die als Heilige verehrte Grossfürstin von Kiew, Olga, die den Tod ihres Gatten Igor an dem ganzen Volk der Drewalier auf so furchtbare Weise rächte; an die „im Maienblut badende“ Agnes von Ungarn, Albrechts des Ersten Tochter und Rächerin; an die portugiesische Eleonora Tellez, die englische Isabella, Gemahlin Eduards des Zweiten, an die prachtvollen weiblichen Renaissance-Bestien, eine Katharina Sforza, Lucrezia Borgia, Katharina von Medici, Maria Stuart, Maria und Elisabeth Tudor; an die russischen Autokratinnen des 18. Jahrhunderts, an die dänische Marie Juliane, an Karoline von Neapel, die würdige Genossin einer Lady Hamilton. — In Erfindung und langjähriger Verübung raffinierter Untaten gegen ihre zahlreichen Dienerinnen fast einzig dastehend erscheint jene berüchtigte „Blutgräfin“ Elisabeth Bàthory, deren zutreffende psychologische Analyse freilich noch aussteht (es scheint sich um ein Produkt eigenartigen Blutaberglaubens — vielleicht aber auch um einen Fall von weiblichem Sadismus auf hysterisch-degenerativer Grundlage gehandelt zu haben)[1]. Ein schwaches Seitenstück dazu bietet aus neuerer Zeit die (wegen Marterung ihrer Lehrmädchen durch den Strang hingerichtete) schottische Mrs. Brownrigg[2]).

Begreiflicherweise spielt gerade bei den vom Weibe ausgehenden und verübten Grausamkeiten die im voraufgehenden Abschnitte charakterisierte Form der Flagellation eine hervorragende Rolle, als mit Fug und Recht geschätztes und begierig herangezogenes Mittel, um die Gegnerin nicht nur körperlich zu martern, sondern auch zugleich durch die ihr angetane Schmach auf das Tiefste zu demütigen. Venus geisselt die gebundene Psyche, Gerlinde lässt Gudrun mit Ruten streichen; Fredegunde peitscht die mit den Haaren an einen Bettpfosten gebundene Geliebte ihres Stiefsohnes Chlodevech, Goswintha ihre Schwiegertochter Ingundis, die sie bei den Haaren herumschleift. Elisabeth Bàthory lässt ihre unglücklichen Opfer entkleidet zu Tode

[1]) Vgl. „Die Blutgräfin“ (Elisabeth Báthory), ein Sitten- und Charakterbild von R. A. Elsberg. Breslau, Schottländer, 1893.

[2]) Eine neuere Massenmörderin, die amerikanische Krankenwärterin Jane Toppan, hat, nach eigenem Geständnis, „fast lauter Frauen“ zu ihren Opfern erkoren; um Männer hat sie sich, wie sie sagt, nie bekümmert.

peitschen. Die „gütige" Czarin Elisabeth lässt ihre Nebenbuhlerin Frau von Lapuchin, die „schönste Frau des Hofes" unter dem Deckmantel einer politischen Intrigue öffentlich knuten, und ihr dann noch die Zunge ausreissen. In dem fast ein Jahrhundert gynäkokratisch regierten, halbbarbarischen Russland begeben sich noch zahllose, nicht minder erbauliche Dinge; selbst die doch westlicher Kultur entstammende grosse Katharina geisselt das mit einem ihrer Günstlinge überraschte Fräulein Bruce eigenhändig, lässt Fräulein Buturlin wegen einer witzigen Karrikatur auf die Kaiserin vor versammeltem Hofe durch Pagen auspeitschen, und die mit ihrem Günstling Momonow verheiratete schöne Fürstin Tscherbatow einer Indiskretion wegen bei Nacht von sieben als Weiber verkleideten Moskauer Polizisten aus dem Ehebett reissen und vor den Augen ihres zum entsetzten Zuschauen verurteilten Gatten mit Ruten züchtigen.

Sehr bezeichnend ist eine Skandalaffäre, die sich in Frankreich unter dem roi soleil, Ludwig dem Vierzehnten, abspielte und damals viel Akten- und Pamphletstaub aufwirbelte[1]). Es handelte sich um eine bittere Verfeindung zwischen zwei früheren Freundinnen, der Dame de Liancourt und der Marquise Tresnel. Jene, eine schöne geistvolle Frau, sollte die Marquise durch einige auf deren Lebenswandel bezügliche satirische Bemerkungen gekränkt haben. Die Marquise lauert ihrer Gegnerin mit bewaffnetem Gefolge auf der Landstrasse auf, lässt sie aus der Kutsche herausreissen, von ihren Lakaien niederstrecken, schmachvoll entblössen und auspeitschen; ob bei dieser Gelegenheit noch, wie in der Anklageschrift angedeutet wird, ein unsittliches Attentat durch einen der Lakaien — einen Neger — an ihr verübt wurde, ist nicht sicher erwiesen.

Ein Jahrhundert später rächt sich eine andere Marquise an dem Chevalier von Boufflers für ein sanglantes Epigramm, indem sie ihn vor ihren Augen von Lakaien durchpeitschen lässt — wofür er übrigens in geschickter Weise Repressalien zu üben versteht[2]). Madame du Barry lässt unter buchstäblicher Ausnutzung eines von ihrem königlichen Liebhaber hingeworfenen Wortes ihre frühere Freundin, die Marquise de Rozen, die als Hofdame einer Prinzessin (der Gräfin von Provence) sie neuerdings „geschnitten" hat, durch vier Kammermädchen aufgreifen und energisch ausstäupen. Man erinnert sich vielleicht, dass vor etwas über zwanzig Jahren Sarah Bernhardt ihre Kollegin und abtrünnig gewordene Freundin Marie Colombier in deren Wohnung überfiel und mit einer ähnlichen Züchtigung bedrohte.

[1]) Vgl. Gayet de Pitaval, Causes celèbres et intéressantes, Amsterdam et Lièges 1755. Tome 3, pag. 348.

[2]) La chronique scandaleuse, ou mémoires pour servir à l'histoire de la génération présente. Paris 1780, I—III, pag. 11—13.

Schlimmer und folgenreicher war das Schicksal der schönen Théroigne von Méricourt. Diese als Amazone von Lüttich oder als „belle Liégeoise" vielgefeierte Strassenheldin der französischen Revolution — Lamartine nennt sie „la Jeanne d'Arc impure de la place publique" — wurde von den „Tricoteusen", fanatischen Jakobinerinnen, am 21. Mai 1793 bei hellem Tage auf der Terrasse der Tuilerien überfallen, niedergeworfen, schmählich entblösst und mit Ruten gezüchtigt. Sie verfiel vor Schmerz und Wut in Raserei, und verbrachte den ganzen zwanzigjährigen Rest ihrer Tage, zuletzt in fast tierischer Herabgesunkenheit, in einer Zelle des Irrenhauses Bicêtre[1]). Wir erfahren, dass die ihr in moralischer Hinsicht so unähnliche schöne Frau Roland damals eingestandenermassen Tag und Nacht von der Angst verfolgt wurde, dass der Pariser Pöbel auch ihr das Schicksal Théroignes bereiten könnte, und dass das Tragen von caleçons seitens der Damen als ein freilich ungenügendes Schutzmittel für die exponiertesten Körperteile seitdem allgemein aufkam. An Théroigne vollzog sich freilich die Nemesis; hatte sie doch nicht nur ihren literarischen Gegner Suleau, den talentvollen jungen Verteidiger der Sache des Königsthrons, bei Gelegenheit des Augustaufstandes 1792 mit penthesileenhafter Wut hingemordet, sondern etwas später in jenen blutigen Septembertagen auch eine der entsetzlichsten Henkerszenen dieser Mordtage inspiriert und geleitet — die kannibalische Hinschlachtung einer unter dem Namen des schönen Blumenmädchens („la belle bouquetière") bekannten weiblichen Untersuchungs-Gefangenen der conciergerie du palais am 3. September 1792. Dies Mädchen war beschuldigt, an ihrem treulosen Geliebten, einem Grenadier der französischen Garde, aus Eifersucht einen Verstümmelungsversuch gemacht zu haben, und das gab ihren Henkern die Idee, nach Théroignes Vorschlag einen Akt unmittelbarer Wiedervergeltung an ihr zu vollziehen. Der Autor der histoire des Girondins schildert den grässlichen Vorgang folgendermassen[2]):

[1]) Vgl. Lamartine, Histoire des Girondins, I—III, livre 21, IV, pag. 137—139. — Pellet, Etude historique et biographique sur Théroigne de Méricourt, Paris 1886.

[2]) L. c. t. III, livre 25, pag. 271. — An der Tatsächlichkeit des Berichtes ist, so märchenhaft er auch klingt, kaum zu zweifeln. Michelet, der Freund der Montagne, gibt in seiner histoire de la révolution freilich nur eine kurze Hindeutung. Dagegen findet sich in der „Collection des mémoires relatifs à la révolution française (mémoires sur les journées de Septembre 1792)", Paris 1823, p. 349, die Szene nach zeitgenössischen Quellen fast wörtlich übereinstimmend mit der obigen Darstellung geschildert. („Elle fut attachée à un poteau, nue, les jambes écartées, les pieds cloués contre terre, les seins coupés à coups de sabre, on employa pour la faire expirer et le fer et le feu d'une manière que la pudeur et l'humanité défendent de retracer.")

„Les assassins, parmi lesquels se trouvaient des vengeurs de sa victime et des instigateurs animés par sa rivale devancèrent l'office du bourreau. Théroigne de Méricourt prêta son génie à ce supplice. Attachée nue à un poteau, les jambes écartées, les pieds cloués au sol, on brûla avec des torches de paille enflammée le corps de la victime. On lui coupa les seins à coup de sabre; on fit rougir des fers de pique qu'on lui enfonça dans les chairs. Empalée enfin sur ces fers rouges, ses cris traversent la Seine et allaient frapper d'horreur les habitants de la rive opposée. Une cinquantaine de femmes délivrées de la Conciergerie par les tueurs prêtèrent leurs mains à ces supplices et surpassèrent les hommes en férocité."

Die in den letzten Worten liegende Erfahrung findet sich bei ähnlichen Gelegenheiten immer und immer wieder bestätigt. Man sieht übrigens, dass die Phantasie eines de Sade nicht allzuweit zu suchen hatte, um Modelle seiner Sadisten und Sadistinnen in dem damaligen schlammig aufgewühlten französischen Volksboden zu finden. An Atrozität vermögen vielleicht nur rote Indianerweiber mit diesen Megären der weissen Rasse zu wetteifern. Man weiss, dass niemand den Indianer an ausgesuchter Grausamkeit in Marterung seiner Opfer übertrifft — es seien denn die Indianerinnen; und diese exzellieren wiederum in Marterung weisser weiblicher Gefangenen. Ein von den Indianern geschonter und später entlaufener junger Bursche beschreibt als Augenzeuge folgende höllische Szene, deren Opfer eine abenteuerlustige junge Dame war, die von Indianern in Neu-Mexiko aus einem Postwagen gerissen und davongeschleppt, erst eine Zeitlang gemissbraucht, dann wegen ihres widerwilligen Verhaltens den Weibern zu beliebiger Behandlung überlassen wurde[1]):

„She suddenly found herself surrounded by all the women in the party, dragged to a tree and tied with her back to it, her hands over her head and her feet wide apart. Then (the scout said) a scene ensued the like of which could not be equalled out of hell. The men took no part in it — The women did it all. First they danced about the victim and jeered at her. Then one of them split one of her nipples with a knife. Then another did the same with the other. They cross-severed both breasts. Then they seamed her belly with their knives and thrust thorns into her hips and buttocks. They singed away the hair under her arms. They cut off first one lip and then the other of her vulva. Then they started a fire under her and kept it up until the inside of her thighs was wasted brown. Finally they thrust red hot brands up her vagina, jabbed their knives into her eyeballs, filled her mouth with red hot embers and scalped her." — Das Opfer soll unter diesen Martern noch fast zwei Stunden gelebt haben, zuletzt aber anscheinend unempfindlich gewesen sein, da sie nur noch ganz schwach ächzte.

Bemerkenswert ist dabei die passive Rolle der Männer, die es zwar unter ihrer Würde finden, ein Weib zu martern, aber auch

[1]) Human Gorillas, A study of rape with violence. Paris, Charles Carrington, 1901, pag. 163, 164.

nicht die geringste Veranlassung nehmen einzugreifen und der Sache ein Ende zu machen. Übrigens fehlt auch in dieser Szene so wenig wie in der mit dem Blumenmädchen das sexuale Motiv; die Weiber wurden aufgeregt — dort durch den Kastrationsversuch, den das Mädchen in der Eifersucht gegen seinen Liebhaber gemacht hatte; hier dadurch, dass das Opfer ihren Männern zuvor längere Zeit als Objekt ihrer Begierden, wenn auch unfreiwillig, gedient hatte.

Natürlich hat es auch an weiblichen Scheusalen nicht gefehlt, die in Beziehung auf Grausamkeit gewissermassen bisexual waren, und gegen Männer und Weiber paritätisch und unterschiedslos wüteten. Dass es aber Weiber gibt, die mit Vorliebe und zum Zwecke der Befriedigung algolagnistischer Instinkte die Misshandlung und Marterung von Männern betrieben — also S a d i s t i n n e n im engeren Sinne — dies wird wenigstens durch die geschichtliche Erfahrung nicht gerade in hervorragendem Masse beglaubigt, während die neuere (masochistische) Literatur allerdings an derartigen Beispielen überreich ist. Die immer wieder aufgefrischten Märchen von den männermordenden Amazonen, der afrikanischen Myrina, der böhmischen Wlasta, von fabelhaften weiblichen Scheusalen, wie der Böhmenkönigin Drahomira, von jener „schwarzen Czarin", der Negerkönigin Zinga, der Chinesen-Kaiserin Tao-Ki usw. passen grösstenteils wenig in diesen Rahmen; und jene zum Überdruss besungene Margarethe von Burgund, die ihre Eintagsliebhaber nach einer in der Tour de Nesles durchschwärmten Nacht in der vorbeifliessenden Seine ertränken liess, folgte dabei wohl mehr einem Gebote handgreiflicher Klugheit als sadistischen Impulsen.

Im „Sadismus" des Weibes will man — ebenso wie im „Masochismus" des Mannes — gewissermassen eine Umkehr des natürlichen Geschlechtsverhältnisses erblicken. Man argumentiert, dass das Weib im Verhältnis zum Manne gewissermassen von Natur masochistisch angelegt sei — wie der Mann dem Weibe gegenüber von Natur sadistisch. „Im Verkehr des Geschlechtes kommt dem Manne die aktive, selbst aggressive Rolle zu, während das Weib passiv, defensiv sich verhält" (K r a f f t - E b i n g). Aus dieser banalen Halbwahrheit soll hergeleitet werden, dass es ganz in der Ordnung sei, wenn das Weib ihr Glück darin finde, vom Manne geprügelt und mit Füssen getreten zu werden — während man das umgekehrte Verhältnis als etwas Widernatürliches, als Inversion des normalen Geschlechtsverhältnisses auffassen müsse.

Indessen dürfte eine derartige Auffassung wohl vor dem Richterstuhl der Vernunft wie der täglichen Erfahrung gleich schlecht bestehen. Wenigstens unsere heutigen, im grossen und ganzen zwar

keineswegs „emanzipationslüsternen", aber mehr und mehr zu einem gesunden und richtigen Selbstgefühl heranreifenden Frauen würden mit einer solchen, das biblische Herrengebot noch weit überspannenden Anschauung kaum etwas anzufangen wissen. Die in Demut ersterbenden Griseldisnaturen können ebensowenig als Frauenideale gelten, wie die männerzerfleischenden Penthesileen; die einen gebahren sich so krankhaft unerfreulich und widerlich wie die anderen — und selbst das vielgepriesene Käthchen von Heilbronn dürfte einem Manne von gesundem Fühlen und Denken im Grunde wenig Sympathie einflössen; sie ist eine psychopathische Halluzinantin, eine erotomane Hysterische, die auch nur ein männlicher Hysteriker, wie es Heinrich von Kleist unbeschadet seines Genies war, so recht nachzuempfinden und zu goutieren vermochte.

Durch unzählige Zitate hat sich die Fabel von jener jungen russischen Ehefrau fortgeschleppt, die unglücklich darüber ist, von ihrem Manne noch nicht den national herkömmlichen Liebestribut in Form von Schlägen empfangen zu haben, und die nicht eher ruht, als bis er ihr diesen schlagenden Liebesbeweis mit einer eigens beschafften Rute auf die von der Natur für diesen Zweck präformierten Körperteile nachträglich liefert. Die nicht schlecht ersonnene und ursprünglich ganz naiv gefasste Fabel wird von Doppet in seinem Traité du fouet schon mit echt französischem Raffinement aufgetischt und ist von da mehr oder weniger ausgeschmückt und entstellt in alle späteren Flagellationsschriften übergegangen. Ähnlich lässt übrigens auch Montesquieu in einer seiner Lettres Persanes (51) eine Russin ihre Sehnsucht nach Prügeln aussprechen und ihr Schicksal beklagen, dass ihr Mann sie in dieser Beziehung arg vernachlässige, während ihre Schwester das Glück habe, von dem ihrigen alle Tage braun und blau geschlagen zu werden. Man beruft sich darauf, dass auch die grosse Katharina sich in Adaptierung an russische Landessitten von Potemkin habe mit der Peitsche traktieren lassen — was allerdings weit weniger feststeht, als ihre (schon früher erwähnten) aktiv flagellantistischen Neigungen. Wenn übrigens in der Tat die bis auf Peters des Grossen Zeit unter barbarischem Druck schmachtende russische Frauenwelt damals noch und auf lange hinaus das Gefühl ihrer Würde abgestumpft oder bis zu einem gewissen Grade eingebüsst haben sollte, so könnten daraus allgemeine Folgerungen zugunsten eines naturgemässen weiblichen Masochismus gerade so wenig hergeleitet werden, wie aus dem entgegengesetzten Verhalten des von Sacher-Masoch mit bekannter Vorliebe geschilderten polnischen Frauentypus zugunsten eines naturgemässen weiblichen Sadismus.

Die vielen Sadistinnen der modernen Literatur, namentlich aus den späteren Sacher-Masochschen Erzeugnissen und denen seiner Epi-

gonen und Nachahmer, sind gewiss im grossen und ganzen mehr fromme Wünsche, wirklichkeitslose, idealisierte oder stilisierte Phantasiegeschöpfe ihrer dekadenten Verfasser — Wunschmaide oder Walküren, in denen diese traurig gestalteten Helden ihr eigenartiges Weibideal sehnsüchtig verkörpern. Das „sadistische Weib" ist — in der Literatur sicher, und bis zu einem gewissen Grade wohl auch im Leben — eine Schöpfung des masochistischen Mannes. Da der „Masochist" zu seiner Anregung und Befriedigung ein Weib braucht, das ihn wie einen Hund oder schlimmer als einen solchen behandelt und prügelt, so erschafft er sich, wie Pygmalion die geliebte Galathee, für Kunst und Leben Weiber nach seinem Bedarf und stattet sie mit den unentbehrlichen Attributen, auch mit dem ganzen hoheitsvollen Nimbus aus, den sie für ihn haben müssen, um ihn in der zu seiner Beglückung erforderlichen Weise als gebietende Herrin und Sklavenbeherrscherin ausgiebigst zu malträtieren. So Sacher-Masochs Frauen, seine Venus im Pelz, seine afrikanische Semiramis, die Heldinnen seiner nachgelassenen Novellen, eine Lola, Theodora, Ilona, Materna usw., so auch Schlichtegrolls Hexe von Klevan und die Pfannenbergerin seines Ulrich von Lichtenstein. Diesen psychologischen Fehl- und Missgeburten würdig zur Seite stehen jene stolzen Frauen und governesses des, wie es scheint, eine englische Spezialität bildenden masochistischen Erziehungsromans, die die ihnen anvertrauten jungen Lords (solche müssen es immer sein) in Weiberkleidung, mit enggeschnürten Korsetts (vgl. S. 71) unter der Rute und mit den demütigendsten Dienstleistungen und Huldigungen aufziehen — um übrigens am Schlusse die Sonne ihrer höchsten Gunst über (oder unter) ihnen leuchten zu lassen. Viel tiefer erfasst wird der Typus einer echten „Sadistin" neuerdings von dem bedeutenden französischen Novellisten Octave Mirbeau in seinem als Lektüre freilich fast unerträglichen „Jardin des supplices". Seine Sadistin repräsentiert den Typus der sexualperversen Hysterischen — allerdings auch zugleich der Beherrscherin des schwachen, verliebten und darum ihr gegenüber willenlosen Mannes. Nun gibt es ja leider Hysterische mehr als genug; auch gibt es in gewissen Gesellschaftsschichten unserer Grossstädte Damen genug, die gern die „Perverse" in irgend einer Form spielen oder wenigstens markieren möchten — wie es bekanntlich Verbrecher genug gibt, die mit Vorliebe den „wilden Mann" spielen. Man merkt diesen Damen die Mühe an, die sie darauf verwenden, auf Stucks Sünde oder auf Klingers Salome und verwandte Kunstschöpfungen zu posieren oder sich in ihren zur Schau getragenen Gefühlen auf gewisse dramatische Ibsen- und Sudermann-Heldinnen hinauszuspielen; wobei sie glücklicherweise zumeist doch in der Philisterei stecken

bleiben und es, wenns hoch kommt, nicht über „eine von Hysterie befallene Buchholtz“ (wie Heinrich Mann so hübsch sagt) hinausbringen. Eine reizende Selbstpersiflage einer solchen ihre Phantasie künstlich überhitzenden would be-Perversen enthält Marie Madeleines allerliebste Dichtung „Grössenwahn“. Die perverse Dichterin betrachtet sich mit Begeisterung im Spiegel:

„Ich finde, von klingendem Rhythmus
Ist doch ein jeder Vers —
Und ausserdem bin ich wirklich
Doch eigentlich riesig pervers!

Hätt' ich nur nicht so viele Gedanken;
Ich glaube das tut nicht gut!“
So sprach sie betrübt und probierte
Ihren neuen Pariser Hut.

„Ich habe so viele Gedanken,
Und pervers bin ich ausserdem;
Ich bin in der Tat für alle
Ein ungelöstes Problem!“

Einzelne als weiblicher Sadismus gedeutete Fälle, die aus neuerer Zeit berichtet werden, sind teils in den Einzelheiten zu unsicher oder zu wenig aufgehellt, teils sind sie mit anderweitigen Motiven in solcher Weise durchsetzt, dass sie als rein sadistische Belege jedenfalls nicht gelten können. Es wird von einer Zirkusdirektorin erzählt, die die Gewohnheit hatte, jeden Abend nach beendeter Vorstellung das männliche Personal, einschliesslich ihres Gemahls, mit der Reitpeitsche durchzuprügeln, und die sich schliesslich eine gerichtliche Verurteilung wegen schwerer Körperverletzung zu mehreren Wochen Gefängnis zugezogen haben soll. Mehr sadistische Züge würde, wenn sichergestellt, ein anderer Fall zeigen[1]), der geradezu an gewisse Szenen bei de Sade erinnert; ein junges Mädchen soll nämlich mit dem Gatten einer verheirateten Frau ein Liebesverhältnis unterhalten und ihre Herrschaft über den Mann benutzt haben, um ihre unglückliche Nebenbuhlerin jeden Tag auf das Grausamste mit Stock-

---

[1]) Vgl. das schon zitierte Werk „Stock und Peitsche“, 2. Auflage (1902), S. 102. — Wenn man sieht, wie in diesem Buche Wahrheit und Dichtung durcheinander gemischt sind, und mit welcher Unzuverlässigkeit auch gerichtlich verhandelte Fälle darin wiedergegeben sind (z. B. auf S. 149 der Fall Franke, bei dem ich selbst als Sachverständiger mitgewirkt habe), so erscheint ein gewisses Misstrauen nicht unberechtigt.

schlägen zu misshandeln und überdies zu den niedrigsten Arbeiten für sie zu zwingen; später soll sie auch dem Manne, als dieser sich seiner Frau anzunehmen versuchte, den Stock zu kosten gegeben haben. Die Sache erscheint nicht durchsichtig genug; wohl möglich, dass hier neben Eifersucht und befriedigtem Hochmut auch wirklich sadistische Triebfedern hineinspielten. Von einer Bezugnahme auf weitere, nach der Seite des tatsächlichen Verlaufes wie der psychologischen Analyse gleich wenig klarliegende Fälle mag hier Abstand genommen werden.

Als Ergebnis sei am Schlusse dieser Betrachtungen nochmals wiederholt, dass, wenn auch ein natürlicher Hang zur Grausamkeit — und zwar überwiegend dem eigenen Geschlechte gegenüber — dem Weibe nicht abgesprochen werden kann, doch die algolagnistischen Erscheinungsformen beim Weibe Ausnahmezustände und in ihren höheren Graden wohl immer krankhafter Natur sind — gerade wie beim Manne; nur dass sie eben ausserordentlich viel seltener vorkommen als beim Manne. Rein sadistische Züge mögen dem Weibe als solchem ursprünglich vielleicht gar nicht eigen, sondern, wo sie sich finden, erst durch den entnervten, schwachen, verliebten und in der Verliebtheit unmännlich und verächtlich gewordenen Mann provoziert sein. Für den sexuell geknechteten Mann mag das brünstig begehrte Weib dann freilich zum blutsaugenden Vampyr, zur Lorelei oder zur männerwürgenden Russalka sich gestalten — in welchen schönen und tiefsinnigen Schöpfungen der Volkspoesie man ja auch Darstellungen von weiblichem Sadismus zu finden gemeint hat, während sie in Wahrheit doch nur die Macht des auf den Mann verhängnisvoll und verderblich einwirkenden Weibzaubers symbolisch verkörpern.

Sadismus und Masochismus in der neuesten Literatur.

Von der namentlich in Frankreich und England schwunghaft betriebenen Literatur, die aus der Ausbeutung der verschiedensten Formen sexualer Perversionen eine Spezialität und, nicht selten, eine pornographische Spekulation macht, soll hier nicht die Rede sein; ebensowenig von jener Hintertreppenliteratur, die den Neigungen ihres Publikums auf das Lüsterne und zugleich auf das Schauerlich-Grausame Rechnung tragen muss und dabei meist mit mehr „gutem Willen“ als mit Geschick ihre Fäden um sensationelle Tagesereignisse und geschichtliche Aktualitäten unverdrossen herumspinnt. Wenn ein Octave Mirbeau im „jardin des supplices“ seine hysterische Sadistin inmitten blühender Gartenparadiese in den grässlichen Folterorgien chinesischer Straf- und Hinrichtungsstätten schwelgen lässt, so haben bei uns die vor elf Jahren so beliebten „Chinesengreuel“ meines Wissens nur in der Kolportage-Literatur eine — allerdings in dieser Hinsicht recht ausgiebige — Verwertung erfahren. Später sind dann die Draga-Romane, russische Revolutionsromane usw. gefolgt. Verschwinden solche Spekulationserzeugnisse auch in der Regel bald genug wieder, so geschieht dies doch nur, um neuen ähnlichen Erzeugnissen Platz zu machen, und im ganzen darf der sittlich gefährdende und schädigende Einfluss dieser Sorte von Literutur auf weite Volkskreise — zumal auf die heranwachsende Jugend — doch nicht unterschätzt werden.

Derjenige Teil unserer deutschen Gegenwarts-Novellistik, der sich von vornherein vorzugsweise an die, wenn nicht „höhere“, doch besser situierte Gesellschaftsschicht, an die Träger und Trägerinnen von „Bildung und Besitz“ wendet — ist freilich auch von einer oft bedenklichen Neigung zu sadistischen Zügen und Schilderungen nicht ganz frei zu sprechen, wovon auch die voraufgegangenen Abschnitte bereits mehrfache Beispiele enthielten. Ich will von den ausgesprochenen und zielbewussten Vertretern derartiger Richtungen ganz absehen, und mich mit einzelnen Stichproben jüngster novellistischer Produktion, und zwar von keineswegs talentlosen Autoren begnügen.

In dem die wohlbekannte Atmosphäre von Berlin W. atmenden, übrigens mit zolascher Energie und Verve geschriebenen Erstlings-

roman „Im Schlaraffenland" von Heinrich Mann wird eine vor dem „vornehmsten Premièrenpublikum" sich abspielende Erstaufführung eines Proletarierstückes „Die Rache" Akt für Akt beschrieben, womit offenbar Aufnahme und Erfolg der Hauptmannschen „Weber" vor einem gleich beschaffenen Publikum in drastischer Weise übertrumpft werden sollen. Da wird u. a. die als „Messalina" geschilderte Gattin eines Fabrikdirektors von dem wütenden Volk auf die Bühne geschleppt und öffentlich ausgepeitscht, unter rasendem Beifallsjubel der diese Szene da capo fordernden „Millionäre". Nach allerlei anderen Greueln wird in der Kirche, wo sich die Proletarier gegen das heranrückende Militär verteidigen, der „kriegsgefangenen Messalina" mit Gewalt ein Chorhemd übergezogen, sie wird von der Kanzel herabgestossen, unten aufgefangen, in ein grosses Weihwasserbecken getaucht und schliesslich ganz durchnässt auf die Barrikade gestellt, „dorthin wo die meisten Schüsse fielen". Diese Episode hat einen „starken Heiterkeitserfolg"; das Parterre „krümmte sich" und die Logeninhaberinnen „schluchzten leise vor Vergnügen". Später wird ein Eisenbahnzug zum Entgleisen gebracht; einige unverletzte Frauen werden von den im Hinterhalt liegenden Proletariern „unter viehischem Brunstgebrüll hinter das nahe Gebüsch" geschleppt, und die Damen der Logen „erhoben sich von ihren Sitzen, um über die Sträucher wegzusehen".

„Die Illusion war so stark, dass einige Empfindliche sich das Taschentuch vor die Nase hielten. Aber die meisten der fleischigen Brünetten auf den Rängen pressten, weit vorgebeugt, mit nervösen Händen die schwer arbeitende Brust. Sie schlossen die Augen in der Hingebung des Genusses, und ihre leidenschaftlichen Nüstern öffneten sich weit in den mit matter feuchter Blässe bedeckten Gesichtern. Sie sogen, halbbetäubt, den faden Blutgeruch ein, der warm durch das Haus zu schwimmen schien. Als endlich das Zeichen zum Applaus gegeben wurde, hatte die Wut ihrer aufgepeitschten Instinkte sie bereits so entkräftet, dass sie kaum noch die Hände zu erheben vermochten. An Hälsen und Nacken perlten grosse Tropfen, der säuerliche Duft ihrer Transpiration vermischte sich mit den schweren Wohlgerüchen, die den erhitzten Kleiderstoffen und den Blumen entströmten. Hier und da tönte ein schrilles, gläsernes Auflachen mit dem Klirren der Brillanten zusammen. Junge Mädchen, die hinter dem Rücken der Mütter lüstern hervorlugten, kreischten laut auf — zwei oder drei von ihnen fielen in Ohnmacht."

Die nur allzu realistische Lebenswahrheit der Schilderung — so ähnlich mögen sich die Matronen der römischen Verfallzeit bei den Aufregungen der geliebten Gladiatoren- und Tierkämpfe und die schönen Madriderinnen beim nationalen Genuss der Stiergefechte nicht selten geberdet haben — mag der Länge des Zitats zur Entschuldigung dienen. Auch ein späteres Werk desselben Verfassers „die Göttinnen, oder die drei Romane der Herzogin von Assy" enthält

namentlich in seinem dritten, „Venus" betitelten Teile stark sadistische Episoden (z. B. III, S. 223 ff.), die freilich durch den symbolistischen Zug des Ganzen eine Milderung erfahren. Daneben sei eines anderen novellistischen Werkes gedacht, des unter dem Deckmantel der Pseudonymität erschienenen Phantasieromans „Der letzte Mann" von Eva. Es ist die Geschichte eines Übermenschen, der von der Höhe der errungenen Weltherrschaft durch die zuletzt sich aufbäumende stumpfe Masse in Vernichtung gestürzt wird. Es enthält eine Fülle blut- und wollusttriefender Schilderungen, die glorreich durch die Schlussszene gekrönt werden, in der das geflüchtete Übermenschenpaar nackt auf einer wüsten Inselklippe im Angesicht des Todes und der Verfolger und vor einem gestürzten Kruzifix die letzte Bejahung des Lebenswillens, den letzten Zeugungsakt ausführt und sich dann höhnisch triumphierend von dem steilen Felsvorsprung ins Meer hinabschwingt. Eine merkwürdige Apotheose! — Auf die (schon in der Darstellung de Sades näher gewürdigte) dem Sadismus überhaupt vielfach inhärierende Verkettung mit blasphemischen Vorstellungen, wie sie in den beiden zitierten Romanstellen übereinstimmend hervortritt, sei nur beiläufig verwiesen. In diese Kategorie fallen denn auch die neuerdings anscheinend wieder zu grösserer Beliebtheit gelangten Schilderungen von Besessenheit, Satansmysterien, schwarzen Messen u. dgl., wie wir sie nach dem Vorbilde von Barbey d'Aurevillys diaboliques u. a. in den novellistischen Erzählungen von Hanns Heinz Ewers („die Besessenen"; „der Zauberlehrling oder der Teufelsjäger" usw.) und neuerdings sogar bei dem sonst zahmeren Artur Landsberger („Wie Hilde Simon mit Gott und dem Teufel kämpfte") so ausgiebig finden.

Das Thema des Inzests zwischen Mutter und Sohn behandelt ein hysterisch-perverser Roman „mater dolorosa"[1]; den Inzest zwischen Bruder und Schwester haben zwei bis zur Selbstkarikatur überspannte Romanphantasien von Catulle Mendès und von Przybyczewski zum Thema erkoren, denen sich neuerdings Kurt Münzer („der Weg nach Zion") und der literarische Abgott Italiens, der grosse Phraseur und Poseur Gabriele d'Annunzio in seinem letzten Roman „forse che si forse che no" würdig anreihen; nicht minder auch der Russe Artzibaschew in seinem (weit über Gebühr gepriesenen) Ssanin.

Wie schon früher die unter dem Namen Rachilde tätige Schriftstellerin die — übrigens recht schwach ausgefallene — Entwickelungsgeschichte einer Sadistin, so haben neuerdings Poinsot und Normandy in dem bereits erwähnten Roman „l'échelle"

---

[1]) L'auteur de „amitié amoureuse" (Mad. Lecomte de Nouy) et Maurice de Waleffe, Mater dolorosa. 8. éd. Paris, Calman Lévy, 1902.

die Entwickelungsgeschichte eines Sadisten zu geben versucht; oder sie haben sich wenigstens bemüht, die verschiedenen Etappen des von ihm zurückgelegten Weges, von der grausamen Tierquälerei des Knaben und vom zufälligen Anblick der ersten aufregenden Flagellationsszene bis zu den algolagnistischen Delirien und Halluzinationen, in denen der auf der letzten Sprosse Angelangte einer erträumten Geliebten die scheusslichsten Besudelungen und Misshandlungen zufügt, nach „menschlichen Dokumenten" zu schildern. — Als ein Seitenstück oder eine Ergänzung dazu darf in gewissem Sinne die Entwickelungs- und Verfallsgeschichte eines Masochisten in dem (anonym erschienenen Romane) „la maitresse et l'esclave" gelten. Das Buch ist im einzelnen höchst widerwärtig und abstossend; aber nicht übel ist der Grundgedanke durchgeführt, wie der Anstoss zu den späteren masochistischen Verirrungen bei den „Helden" als acht- oder neunjährigem Knaben durch ein seine Sinnlichkeit zuerst erweckendes Dienstmädchen gegeben wird; wie die damals heraufbeschworenen Gefühle und Vorstellungen dann lange Jahre hindurch anscheinend schlummern, um nach einer langen, konventionell glücklichen Ehe bei dem schon alternden Vierzigjährigen wiederum durch einen zufälligen Anlass jählings hervorzubrechen und nun seinen ganzen Lebensrest mit uneindämmbarer Gewalt zu überfluten[1]).

Viel minderwertiger ist der unter dem Gesamttitel „les déséquilibrés de l'amour" von Armand Dubarry herausgegebene Romanzyklus (wovon einzelne Bände u. a. „coupeur de nattes" und „les flagellants"); ohne jede künstlerische Erfindung und Darstellung und mit eingestreuten pseudo-wissenschaftlichen, meist nach Krafft-Ebing übersetzten Kompilationen. Vielfach sadistischen Inhalts sind auch die literarisch mehr minderwertigen fach sadistischen Inhalts sind auch die literarisch ebenso minderwertigen Romanfabrikate eines Jean de Villiot, Vaudère, Aléra, Jean Virgans und ähnlicher (vgl. das Literaturverzeichnis am Schlusse). Einzelne sadistische Szenen neben stark erotischen finden sich aber auch bei namhafteren Schriftstellern, wie Catulle Mendès, Dubut de Laforest, Méténier („Madame la boule"), Louys („Aphrodite" u. a.), Nonce Casanova („Messalina"), Lombard („Byzance") und anderen, zum Teil schon das pornographische Gebiet bedenklich streifenden Schöpfungen der neufranzösischen erzählenden Muse. —

Die neuere sadistische und masochistische Lyrik führt auf Bandelaire zurück, dessen berühmte „fleurs de mal"

---

[1]) Man denke an den in mancherlei Beziehung vorbildlichen Kammerherrn und Senator Graf Muffat in Zolas „Nana"!

im Anfang ebenso enthusiastische Beifallstürme des internationalen Ästhetentums, wie moralisierenden Widerspruch entfesselten; als Zeichen wechselnder Zeitströmung bleibt immerhin bemerkenswert, dass dem Dichter, den man zu seiner Zeit gerichtlich verurteilte, im heutigen Frankreich ein Denkmal gesetzt wurde! Ihm klingen die Begriffe Liebe und Tod, Qual und Wollust in unauflösbarer Dissonanz ineinander; ja im Genusse der Liebe schwelgt er schon in Vorahnungen des Grauens kommender Verwesung. Sein würdiger Nachfolger war in Frankreich der (auch schon denkmalsreife) geniale Alkoholiker Paul Verlaine (1844—1896; caprices, fêtes galantes, jadis et naguère, romances sans parole usw. — eine Auswahl seiner Gedichte auch ins Deutsche übertragen, bei Schuster und Loeffler 1902). — Auch des genialen Engländers Swinburne 1866 erschienene „poems and ballads" stürmen zum Teil in wildem Sadismus dahin (so z. B. satia te sanguine, Dolores, les noyades, und die Sapphics; aus dem erstgenannten Gedicht seien als Probe nur zwei Strophen der deutschen Übertragung von Hauser angeführt:

„Ich möcht' einen Tod dir geben
So herb, dass die Furcht er vertrieb —
Denn besser ist sterben als leben;
Ich wünsche dich tot, mein Lieb.
Ich wünsche vom Blitz dich getroffen,
Und stürbst du, schaute ich zu.
Ich wünsche dich tot wie mein Hoffen —
Mich tot dir zu Füssen wie du."

An solchen ausländischen Beispielen und Einflüssen haben sich auch deutsche Lyriker zu algolagnistischen Stimmungsergiessungen herangebildet.

Der hochbegabte, zu früh verstorbene Ludwig Jacobowski [1]) singt in „Warum ich liebe":

„Doch wenn ich jetzt herüberrisse
Dein stolzes Haupt mit einem Ruck,
Und küsste Dich mit wildem Bisse
Dass kaum Du stammeln kannst „genug";
Und bluteten Dir beide Füsse
Von meiner Peitsche rotem Strich
— Wehtun schafft tausendfache Süsse! —
Dann lieb ich Dich, dann lieb ich Dich! —"

[1]) Gesellschaft, Band XV, 1899, Heft 1, p. 33.

Entgegengesetzter Natur ist — oder auch vielmehr war — das Liebesideal von Johannes Wedde[1]). Er sucht stets nach seiner „Lilith", nach dem Ewig-Weiblichen in der Form grausamer Schrecklichkeit:

„O wo find' ich Dich? Wo fass' ich
Dich, Du süsse Folterin?"

Und er redet die endlich Gefundene nach masochistischer Gepflogenheit an mit „Herrin Jungfrau", und begehrt von ihr, sie möge ihr „kleines Männchen" fühlen lassen.

„Dass Du ganz nach Herzenslust
Ohne Rücksicht, ohne Milde
Alles mit mir machen kannst,
Alles was sonst nie ein Mensch
Leidet gern an andern Menschen,
Weil ich ein besondrer Mensch
Neben Dir mit eignen Rechten
Nicht mehr bin und nicht mehr sein will —
Nein, allein ein Stück von Dir,
Ja ein Spiel nur, das Du küssen.
Aber auch zerbrechen kannst,
Ja zertreten und verbrennen,
Ja zerstechen und zerschneiden,
Und am liebsten gar verspeisen." —

Ein weibliches Seitenstück zu diesem uns läppisch erscheinenden Poetlein bildet die nicht unbegabte Dichterin des Masochismus, die unter dem Namen „Dolorosa" ihre Lyrik spendende Autorin der Gedichtsammlung „confirmo te chrysmate"[2]). Für Geist und Form dieser Dichtungen nur eine Stichprobe mit der (Mirbeau nachgebildeten) Überschrift „le jardin des supplices", dem Fürsten v. V. — (Man bemerke, wie charakteristischerweise „Liebe" in der zweiten Strophe einmal nicht mit „Triebe", sondern mit „Hiebe" zusammengereimt wird.)

---

[1]) Gesammelte Werke, 2 Bände, Hamburg, Hermann Grüning, 1894. — Vgl. Magazin für Literatur, 1896, 9. — Der (1890 verstorbene) Verfasser war zugleich skeptisch agnostischer Mystiker und sozialdemokratischer Agitator! Ein begeisterter Anhänger (Hermann Müller) feiert ihn in einer eigenen Schrift als literarische Grösse und zugleich als Mann von urdeutschem Gemüte.

[2]) M. Lilienthal, Verlag Berlin 1902.

„Ich legte mein schwarzes Gewand von mir
Und löste mit bebenden Fingern mein Haar,
Nackt und zitternd lag ich vor dir
Und bot meinen jungen Leib dir dar.

Du entfachtest die schlummernden Brände
In mir zur ekstatischen Inbrunst der Liebe.
Lass mich küssen, mein Fürst, deine grausamen Hände
Für das jubelnde Glück deiner Peitschenhiebe.

Lass mich die schmalen Füsse küssen,
Die meinen Nacken zu Boden zwangen;
Lass mich die harten Stricke küssen,
Die mich quälten wie feurige Schlangen!

Lass mich, mein Fürst, deine Peitsche küssen,
Die mir die Lust der Schmerzen sang,
Lass mich den Sand der Erde küssen,
Der mein Blut mit durstiger Sehnsucht trank.

Wie eine Sklavin lag ich vor dir
Und bot meinen Leib den Martern dar.
Und die tiefste Wollust ward dir und mir
Im Garten der Qualen offenbar.

Auf dem Gebiete des Dramas sei nur an die aufopferungswütige und von erotischer Mystik durchdrungene Ottegebe in Gerhard Hauptmanns „armem Heinrich" erinnert, die in der Klause des Paters Benedikt sich geisselt, weil sie nur noch unter den Schlägen atmen kann. Und dem gegenüber wieder Gestalten wie die Heldinnen von Wildes „Salome" und Wedekinds „Erdgeist"! Der allzu stark, oft fast leidenschaftlich betonte Zug zum Sexuellen nicht bloss, sondern zum Sexuell-Perversen gibt einer grossen Anzahl von Schöpfungen unserer literarischen Gegenwart und jüngsten Vergangenheit ein Gepräge, wie es in solcher Eigenart den unmittelbar voraufgegangenen Literaturepochen doch überwiegend fremd war.

Es liegt mir, dem Arzte, natürlich gänzlich fern, auf die Lebenden wie auf die Toten moralkritische Steine zu werfen; nur nicht achtlos vorbeigehen wollte ich an einem Zuge, der in der literarischen wie in der gesamtkünstlerischen Physiognomie unserer Zeit viel zu scharf und bedeutsam hervorspringt, um ihn in übelangebrachter Prüderie oder in geflissentlicher Verkennung ablehnend zu ignorieren.

Literatur.

Unschätzbare, durch unbedingte Zuverlässigkeit ausgezeichnete Nachweise und Übersichten, mit Titel- und Inhaltsangabe usw. über einen grossen Teil der hierher gehörigen, schwer zugänglichen Literatur bieten die drei unter dem Pseudonym „Pisanus Fraxi“ in englischer Sprache erschienenen, reich ausgestatteten Sammelwerke:

1. Index librorum prohibitorum, being notes bio-biblio-icono-graphical and critical on curious and uncommon books. By Pisanus Fraxi. London. Privately printed 1877. 4°, 46 and 545 pages.
2. Centuria librorum absconditorum, being notes etc. By Pisanus Fraxi. London. Privately printed, 1879. 4°, 60 and 595 pages.
3. Catena librorum tacendorum, being notes etc. By Pisanus Fraxi. London. Privately printed, 1885, 4°, 593 pages.

de Sade, sein Leben und seine Werke.

Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade (en Hollande 1797) 6 Bände.

Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade (en Hollndae 1797) 6 Bände.

(Ältere Ausgaben der Justine allein 1791, 1792, 1794; der Juliette allein 1796.) Eine deutsche Gesamtausgabe von Justine und Juliette (mit den Illustrationen) erschien in zwei starken Bänden als Privatdruck (550 Exemplaren).

La philosophie dans le boudoier, ouvrage posthume par l'auteur de Justine, Londres aux dépenses de la compagnie 1805; 2 Bände. (Ältere Ausgabe London 1795.)

Aline et Valcour ou le roman philosophique. Ecrit à la bastille un en avant la révolution de France, par le citoyen. S. . . . Paris 1794 (spätere Ausgabe 1795).

Les crimes de l'amour ou le délire des passions. Nouvelles historiques et tragiques, précédées d'une idée sur les romans et ornées de gravures par D. A. F. Sade, auteur d'Aline et Valcour. Paris, Massé, an VIII, 2 Bände.

Zoloé et ses deux acolythes, ou quelques décades de la vie de trois jolies femmes. Histoire véritable du siècle dernier par un contemporain. Turin, an VIII.

Les 120 journées de Sodome, ou l'école du libertinage par le Marquis de Sade. Privatdruck, Paris, Club des bibliophiles, 1904. — Deutsch in zwei Bänden, von Carl von Haverland, als Privatdruck in 650 Exemplaren. Leipzig 1909.

Jules Janin, le marquis de Sade (revue de Paris XI, 1834, p. 321; Catacombes I, 1839; deutsch Leipzig 1835).
Paul L. Jacob (le bibliophile), la vérité sur les deux procès criminels du marquis de Sade, revue de Paris XXXVIII, 1837, p. 135; wieder abgedruckt in curiosités de l'histoire de France, 2 série; les procès célèbres, Paris 1858.
Le Marquis de Sade, l'homme et ses écrits Bruxelles, J. Gay, 1866. — Eine vermehrte Ausgabe, die eine grössere Anzahl der im Text erwähnten, de Sadeschen Schriften enthält, Bruxelles, Gay und Doucé, 1881.
Eulenburg. Der Marquis de Sade, Zukunft VII. No. 26 (25. März 1899), S. 497.
Paul Ginisty, lettres inédites de la marquise de Sade (la grande revue, 3. Jahrgang, No. 1, Paris 1899).
Marciat, le marquis de Sade et le sadisme (in Lacassagne, Vacher l'éventreur et les crimes sadiques, Lyon et Paris 1899).
Eugen Dühren. Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia sexualis. Berlin, H. Barsdorf, 1899. Dritte Auflage 1901.
A. Cabanès, la prétendue folie du marquis de Sade, in le cabinet secret de l'histoire, Paris, A. Malvine, 1900, p. 259.
Le marquis de Sade, devant la science médicale et la littérature moderne, par le docteur Jacobus X . . .
Eugen Dühren (Dr. Iwan Bloch). Neuere Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit. Berlin 1904.
Dr. med. A. Sper, Der Marquis de Sade und der Sadismus. Berlin (ohne Jahreszahl).

Gegenschriften, Nachahmungen. Sadische Romane und Literatur des Sadismus.

L'Anti-Justine ou les délices de l'amour, par M. Linguet, advocat an et en Parlement, au Palais royal chez feu la veuve. Girouard, 1798. — Neue Auflagen in Brüssel 1863 (2 Bände), 1864, 1890.
Justine ou les malheurs de la vertu, avec préface par Marquis de Sade. Paris, Olivier, 1835, 2 Bände; Bordeaux, 1836, 2 Bände. (Ganz wertlose, kaum als Nachahmung zu bezeichnende Buchhändlerspekulation.)
Aus den Memoiren einer Sängerin. Boston. Reginald Chesterfield (Verlagsbureau Altona), 2 Bände, 244 und 251 Seiten. Band I, Berlin gegen 1868; II, 1875?
Justine und Juliette oder die Gefahren der Tugend und die Wonne des Lasters. Kritische Ausgabe nach dem Französischen. Leipzig, Carl Minde. (Ganz wertloses, phantastisches Machwerk.)
W. Russalkow. Grausamkeit und Verbrechen im sexuellen Leben. Leipzig 1899. (Unkritische Kompilation.)
The double life of Cuthbert Cockerton, Esq., attorney-at-low of the city of London. His history and that of his daughter and some curious anecdotes of other ladies and their lovers. From the original manuscript dated 1798, Penance in the year of our Lord 1894 (1900). Sadistische Erzählung.
The pleasures of cruelty, being a sequel to the reading of Justine et Juliette by the Marquis de Sade. Paris et London 1898. 3 Bändchen von 84, 122, 114 Seiten. (In ihrer Art gut komponierte sadistische Erzählung.)

Rosa Fielding or the victims of lust. Scenes depicting the crimes and follies of high life and the dissipation and debaucheries of the day. London (o. J.) printed for private distribution amongst subscribers only. — 166. (Trotz des Titels mehr erotisch als sadistisch.)

Human Gorillas, a study of rape with violence. Paris, Charles Carrington, 1901. (Unkritische Kompilation.)

Octave Mirbeau, le jardin des supplices. Paris, Charpentier, 1899. (Beachtenswerte Einleitung unter dem Titel „Frontispice" I—XXVIII.)

Poinsot et Normandy, l'échelle. Paris, Fasquelle, 1901 („l'étude sérieux d'une âme de sadique").

(Sadistinnen.)

Les buveuses de larmes. Deutsch „Die Tränentrinkerinnen". In zwei Teilen (o. J.).

(Regina v. Wladiczek.) Die Fieberschule der Amalgamisten. Privatdruck. Von derselben auch „moderne Märtyrer". Intimes aus dem Liebesleben grausamer Frauen. M. G. Schneider, Budapest.

Lady Crudelia. Masochistische Abenteuer in Afrika (für Privatsubskribenten gedruckt).

Sadistische Novellen, von Fedor Essai. Privatdruck.

Vergleiche ferner auch:

Paris vivant. La corruption à Paris par A. Coffignon. Paris à la librairie illustrée, 7 rue du Croissant.

La corruption fin de siècle par Léo Taxil. Nouvelle édition. Paris, Georges Carré, 1894.

L'amour à Paris, nouveaux mémoires. Les Parias de l'amour, par Goron, ancien chef de la sûreté. Paris, Ernest Flammarion.

L'ethnologie du sens génital. Etude physiologiques de l'amour normal et de ses abus, perversions, folies et crimes dans l'espèce humaine, par le docteur Jacobus X. — Paris, Carrington, 1901.

Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis, von Dr. Iwan Bloch. Dresden, H. R. Dohrn, 2 Teile, 1902, 1903.

Der Sadismus. Von Dr. Veriphantor. Berlin 1903.

Die Perversen. Von Dr. Iwan Bloch. (Moderne Zeitfragen, herausgegeben von Dr. Hans Landsberg, Nr. 6.) Berlin.

H. Rau. Die Grausamkeit, mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. (2. Aufl.) H. R. Dohrn, Dresden.

Carl Felix v. Schlichtegroll. Die Bestie im Weibe. Beiträge zur Geschichte menschlicher Verirrung und Grausamkeit. 2 Bände. Dresden, H. R. Dohrn, 1903. (Sehr unkritisch.)

(Dr. E. Laurent.) Sexuelle Verirrungen. Sadismus und Masochismus. (Deutsche Ausgabe von Dolorosa.) Berlin 1904.

Endlich die grossen sexologischen Lehrwerke:

Forel. Die sexuelle Frage. München 1905.

Iwan Bloch. Das Sexualleben unserer Zeit. Berlin, Louis Marcus, 1907.

Hermann Rohleder. Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben des Menschen. 2 Bände. Berlin 1907.

Merzbach. Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtsinnes. Wien und Leipzig 1909.
Sowie:
E. Wulffen. Der Sexualverbrecher. Enzyklopädie der modernen Kriminalistik. Bd. VIII.) 1910.

Sacher-Masoch und seine Schule.

Sacher-Masoch und der Masochismus. Literarhistorische und kulturhistorische Studien von Carl Felix von Schlichtegroll. Dresden, H. R. Dohrn, 1901. (Mit vollständigem Verzeichnis der Sacher-Masochschen Werke[1]).

Leopold von Sacher-Masoch hinterlassene Novellen. Band I (Grausame Frauen). Dresden, J. R. Dohrn, 1901, Band II, ibid.

C. F. von Schlichtegroll. Die Venuspeitsche. Band I, Die Hexe von Clevean. Dresden, J. R. Dohrn, 1901. Band II, Ulrich von Lichtenstein, ibid. 1902.

Gynecocracy a narrative of the adventures and psychological experiences of Julian Robinson (afterwards Viscount Ladywood). Under petticoat-rule, written by himself. 3 Bände, Paris und Rotterdam 1893. (Gut geschrieben.) Auch ins Französische übersetzt von Jaques Desroix, mit Einleitung von Tailhade.

Die Herrschaft des Unterrockes oder 3 Jahre Sklave einer Frau. Von einem jungen Manne. 1898, Milwaukee, Klub der Bibliophilen. (Ähnliches Sujet wie das vorige.) Schlechte Übersetzung aus dem Englischen.

Ein Stückchen Lynchjustiz. — Ein missglücktes Reporterstückchen. Von Fred Berg. Separatabdruck aus dem „Chicagoer Erzähler". (Misshandlungen von Männern durch amerikanische Weiber.) — 25.

Fred Berg. Meine Erlebnisse in der State reformatory for juveniles (ebenso). — 30.

History of female flagellants or a good wife's rod for a bad husband.

Amerika beim Erziehen, Eine Sammlung Briefe von Anhängern der körperlichen Züchtigung als Strafmittel für Jung und Alt. Übersetzt aus den „Illustrative Boston news" von E. Neumann. Dresden, H. R. Dohrn, 1903 (wesentlich masochistisch).

La maitresse et l'esclave. Paris, maison mystère, fin du XIX. siècle. (Masochistischer Roman.)

Im Amazonenreiche. Karikaturen zu Sacher-Masochs Schriften. Zehn Tafeln in Photogravure.

H. Hoheneck, Ein Sklave. Bekenntnisse eines Masochisten. Zürich 1902. — 80.

C. Jürgens Wanda, domina mea severa. Dresden, H. R. Dohrn. 1902. — 163. (Masochistischer Roman.)

(Anatole). Unter der Herrschaft der Rute. J. G. Nissen, Hamburg 1902. — 117. (2 Novellen, worunter eine ältere von Sacher-Masoch.)

(Dr. Veriphantor). Der Masochismus. Berlin 1903.

[1]) Hervorzuheben u. a. der Novellenzyklus „Das Vermächtnis Kains", der die berühmte „Venus im Pelz" enthält (Neudruck bei H. R. Dohrn, Dresden); „Afrikas Semiramis", neu herausgegeben von Schlichtegroll (ebenda); ferner „Liebesgeschichten", „Falscher Hermelin", „Torka", „Deutsche Hofgeschichten" usw.

Flagellantismus[1].

a) Ältere Schriften und grössere zusammenfassende Monographien.

J. H. Meibomius, epistola de flagrorum usu in re venera et lumborum renumque officio (zuerst Leiden 1639).

Th. Bartholini, de usu flagrorum iu re medica et venerea. Frankfurt 1679. (Bibliographisches über beide Schriften vergleiche in: essais bibliographiques sur deux ouvrages intitulés: de l'utilité de la flagellation par J. H. Meibomius et traité du foueet de F. A. Doppet, par Viest Lainopts bibliophile. Paris, Henri Vaton, London, Hoogs, 1875.

J. Boileau, historia flagellantium, de recto et perverso flagrorum usu apud Christianuos ex antiquis scripturae, patrum, pontificum concilorum et scriptorum profanorum monumentis, cum cura et fide expressa. Parisiis, apud Joannem Anisson, 1700.

J. B. Thiers, critique de l'histoire des flagellans et justification de l'usage des disciplines volontaires. Paris 1703.

Lanjuinais, la bastonnade et la flagellation pénale, considérée chez les peuples anciens et chez les modernes (2. éd.). Paris 1725.

François Amédée Doppet, traite du fouet et de ses effets sur le physique de l'amour, ouvrage priapi-médico-philosophique par X*** médecin. Reimpression textuelle sur l'édition originale à Genève 1788, augmentée de notes bibliographiques. London 1885. 1 vol. in 18, 70 Seiten.

E. T. A. Hoffmann, Schwester Monika erzählt und erfährt. — Wahrscheinlich 1815, bei Kühn in Posen. Wortgetreuer Nachdruck 1910 als Privatdruck bei Dr. Rudolf Ludwig in Wien, mit Einleitung und Anmerkungen von Gustav Gugitz. — Sehr merkwürdiges flagellantistisches Opus; wohl mit Recht dem berühmten Verfasser der Serapionsbrüder, der Eluxierte des Teufels usw. zugeschrieben, der eine Zeitlang in ziemlich bedrängten Verhältnissen in Posen lebte; die Zeit der Niederschrift durch einen Hinweis auf Schopenhauers Inauguraldissertation — 1814 — annähernd bestimmbar.

Förstemann. Die christlichen Geisslergesellschaften. Halle 1828.

Giovanni Frusta. Der Flagellantismus und die Jesuitenbeichte. Stuttgart 1834. (Neudruck von Scheible.)

Wm. M. Cooper, flagellation and the flagellants. A history of the rod in all countries, from the earliest period to the present time. (Zuerst London 1837. Neue Auflage, London, William Reeves, 1896.) — Ins Deutsche übertragen unter dem Titel: Der Flagellantismus und die Flagellanten von Hans Dohrn, Dresden 1899.

The rodiad. By George Coleman, London, Cadell and Murray, Fleet street 1810 (falsche Daten; offenbar nicht vor 1820 geschrieben, wie Anspielungen auf den Prozess der Königin Karoline beweisen. Verfasser wahrscheinlich Mrs. Sarah Potter, alias Stewart).

Reinhard. Lenchen im Zuchthause. Karlsruhe 1840. Tendenzwerk in erzählender Form, gegen den Missbrauch körperlicher Züchtigung weiblicher Gefangener

[1]) Bei der grossen Schwierigkeit, die die Beschaffung der hierhergehörigen Literatur vielfach bietet, sei auf die spezialistisch dafür tätige Verlagshandlung H. R. Dohrn, Dresden, Marschnerstrasse 30, hingewiesen.

in Strafanstalten. — Neudruck von Scheible. Übersetzungen und freie Umarbeitungen in verschiedene Sprachen; die englische Übersetzung unter dem Titel: „Nell in Bridewell, description of the system of corporal punishment (flagellation) in the female prisons of South Germany up to the year 1848"; französisch unter dem Titel: „la flagellation des femmes en Allemagne" von Jean du Villiot. — Neuerdings auch mit Illustrationen (12 Tafeln in Kunstdruck). — Gewissermassen als Pendant dazu erschien neuerdings: „Unter dem Bakel." Erzählungen von W. Reinhard. Dresden, J. R. Dohrn, 1903.

Corvin. Historische Denkmale des christlichen Fanatismus; zweiter Teil: „Die Geissler." Leipzig, Gebauer, 1847. — Neu aufgelegt von Dohrn.

Library illustratives of social progress. From the original editions collected by the late Henry Thomas Buckle, author of a history of civilisation in England. 7 Bände, 1872 und 1873. Soll mit Buckle gar nichts zu tun haben. — Vgl. Pisanus Fraxi, index librorum prohibitorum p. 242.) Spezialinhalt s. u.

Flagellation in France, considered from a medical and historical standpoint, with seven magnificent engravings representing scenes on flagellation. 170 Seiten. — Französisch unter dem Titel: étude sur la flagellation en France et en Angleterre aux points de vue médical et historique. Charles Carrington, Paris 1898.

The story of the stick in all ages and lands. Translated and adapted from the French of Antony Réal (Fernand Michal). A new edition with an introducting letter by William Henry Hurlbert, and the illustrations by Alfred Thompson, New-York, Bonton 5 West, 1892 (254 Seiten).

La flagellation à travers le monde. Jean du Villiot, les petites flagellations.

(Jean de Villiot.) Curiosités et anecdotes sur la flagellation. Paris, librairie des bibliophiles, 1900.

Pierre Dumanchey. Les grandes flagellées de l'histoire (20 illustrations hors texte). Jean Fort, Paris.

La flagellation dans l'histoire et les tortures au moyen âge, par Th. Cudyel. Librairie artistique, collection Gauloise, Paris.

Flagellantismus. Mysterien von Rute, Stock und Peitsche. Geschichtliche Studien und persönliche Erinnerungen eines Opfers der modernen Flagellomanie. Verlag von Robert Schumann, Köthen (ganz wertlos).

Die Flagellomanie. Ihre Erscheinungsformen bei Anwendung der Straf- und Erziehungsmittel. Aufzeichnungen aus dem Leben, der Literatur und Vergangenheit, gesammelt von Dr. Ullo. — Dresden 1901, H. R. Dohrn (76 Seiten; von S. 51 ab Wiedergabe oder Übersetzung flagellantistischer Szenen aus neueren Literaturwerken).

Castor. Der Flagellantismus und die Gegenwart. — Das sexuelle Moment im Flagellantismus.

(Dr. Eugen Dühren.) Das Geschlechtsleben in England mit besonderer Beziehung auf London. 3 Teile. Berlin 1901—1903. (Bes. Teil 2 und 3.)

Maisons de flagellation. Traité sur les méthodes employées par les Flagellomanes, par le Dr. Fowler. Paris-Pragues 1907.

Flagellantes et flagellées, par les docteurs Jaf et Saldo. Paris (E. Denans) 1908.

b) Flagellantismus in der Penalität (Kriminalstrafen) und in der Pädagogik.

Die Körperstrafen bei allen Völkern von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Kulturgeschichtliche Studie von Dr. Richard Wrede. 1898, H. R. Dohrn, Dresden.

Stock und Peitsche im 19. Jahrhundert. Ihre Anwendung und ihr Missbrauch im Dienste des modernen Straf- und Erziehungswesens, von Dr. Hansen. Dresden 1899, H. R. Dohrn. — Neue Folge, ebenda 1900. — Zweite Auflage 1902.

Die Schand- und Ehrenstrafen in der deutschen Rechtspflege. Eine kriminalistische Studie von Rudolf Quanter. Dresden, H. R. Dohrn, 1901.

Der Kaibenturm, eine Hexengeschichte. H. R. Dohrn, Dresden.

Bygone punishments. By W. Andrews. London 1899. Mit vielen Illustrationen. 311 Seiten.

Die Strafen der Chinesen. Nach dem Englischen von H. R. Dohrn.

Johannes Guttzeit. Über Willkür und Rache bei Strafen. — Die Geissler. — Über Schmerzzufügungen, Prügelkuren, Massage, Schläge als Weihe, Hang zur Grausamkeit (Nr. 36).

J. George. Humanität und Kriminalstrafen. Eine Zusammenstellung sämtlicher Kriminalstrafen vom frühesten Mittelalter bis auf die Gegenwart, unter Berücksichtigung aller Staaten Europas.

Das deutsche Zuchthaus. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Entstehung, Einrichtung und der darin geltenden Disziplinarstrafen.

Schmölde, Amtsgerichtsrat. Die körperliche Züchtigung als richterliches Strafmittel und Disziplinarmittel in Strafanstalten. Düsseldorf, in Kommission von L. Voss. (Für Beibehaltung der Prügelstrafe auch als richterliches Strafmittel.)

Dr. Heinrich Krause. Die Prügelstrafe. Eine kriminalistische Studie. Berlin, Strupp und Winkler, 1899. (Empfehlung der Prügelstrafe.)

Dr. J. Chr. Gottlob Schumann. Unsere Schulzucht. Ein erweiterter Vortrag. 2. Auflage, Neuwied und Leipzig, Häusers Verlag, 1884.

Dr. Herm. Ortloff. Die Überschreitungen des Züchtigungsrechtes. Für Gerichtsärzte und Lehrer. Zum Rechtsschutz deutscher Volksschullehrer. Neuwied und Leipzig, Häusers Verlag, 1891.

J. Sachse. Geschichte und Theorie der Erziehungsstrafen. 2. Auflage. Paderborn, Ferdinand Schilling, 1894. (Enthält ein ausführliches Kapitel über körperliche Züchtigung, S. 168—234.)

Über pädagogischen Missbrauch der Flagellation in England u. a. Observations on the bad consequences of educating daughters at boarding schools, in two letters, appended to the confessions of J. Lackwood. London 1804.

Letters addressed to the Editor of the Englishwomans domestic magazine on the whipping of girls and the general corporal punishment of children. London 1870.

Curiosities of flagellation. A series of incidents and facts collected by an amateur flagellant and published in 5 volumes. London 1875.

Flagellations-Erfahrungen. Eine Reihe bemerkenswerter Beispiele von körperlichen Züchtigungen, vorgenommen an beiden Geschlechtern und interessante Anekdoten von Damen, welche die Birkenrute anzuwenden lieben.

Zusammengestellt von einem Amateur. In das Deutsche übertragen von E. Weber. London, für den Privatgebrauch gedruckt, 1885. (Dresden, H. R. Dohrn, 1901.)

Bernhard Stern. Russische Grausamkeit einst und jetzt.

(M. Sadow.) Das prügelnde Russland. (Leipziger Verlag.)

Hans Rau. Sadismus und Erzieher. Der Fall Dippold, ein Sittenbild aus dem 20. Jahrhundert. Berlin 1903.

Dr. Wilhelm Hammer. Die Prügelstrafe in ärztlicher Beleuchtung. Leipzig (ohne Jahreszahl).

Amerikanische Flagellantinnen. (Überarbeitung von T. v. Z. — Illustriert.)

Durch die Rute gezähmt, von Fred Palfrey (illustriert). — Die Peitsche als Erziehungsmittel (ebenso).

c) Erotischer Flagellantismus[1].

Die schon oben aufgeführte Library illustrative of social progress enthält u. a. folgende, auch sonst vielfach aufgelegte hier gehörige Einzelwerke:

Exhibition of female flagellants in the modest and incontinert work etc. London, printed for G. Peacock (reprinted by J. C. Hotten 1872).

Lady Bumticklers revels, a comic opera in two acts etc. London, G. Peacock.

Madame Birchini's dance, a modern tale etc. 9th edition, London, G. Peacock.

Sublime of flagellation, in letters from Lady Termagant Flaybum to Lady Harriet Ticktetail.

Fashionable lectures composed and delivered with birch discipline, by the following and many other beautiful ladies, who have filled with universal approbation the character of mother, step-mother, governess, ladys maid, keptmistress, home-keeper etc., 4th edition, London printed for G. Peacock.

The merry order of St. Bridget, personal recollection of the use of rod, by Margaret Anson. York, printed fo the author's friends, 1857. — Auch französisch s. u.

Mysteries of flagellation, or a history of the secret ceremonies of the Society of flagellants etc. Printed by C. Brown, 44 Wych Stret, Strand (1863?).

The romance of chastisement or the revelations of Miss Darcy. London 8, 112. (Published by W. Dingdale 1866, 1870.)

The new ladies tickler or the adventures of Lady Lovespost and the andacious Harry London, printed for the booksellers, 1866 (Dugdale) 8, 112.

[1]) Eine Aufführung in chronologischer Reihenfolge ist unmöglich, da die meisten hierher gehörigen Schriften (die zugleich literarische Raritäten und Kuriositäten sind) entweder gar keine oder irreführende Angaben über Druckjahr, Druckort usw. enthalten.

The nameless crime etc. 8, 31 (St. George H. Stock). 1875, published by Hartropp and C., Brussels.

The spirit of flagellation or the memoirs of Mss. Hinton, who kept a school many years at Kensington. Printed for the Erotica biblion Society of London and New-York. — 121.

Lady Gay Spanker's tales of fun and flagellation etc., privately printed for subscribers only, 1896. — 128.

Aphrodite flagellatrix (de gustibus non est disputandum). Venus schoolmisstress or birchen sports, reprinted from the edition of 1788, with a preface by Mary Wilson, containing some account of the late Mrs. Berkeley. Paris, société des bibliophiles, 1898. — 127.

The convent school, or early experiences of a young flagellant. By Rosa Belinda Coote. London, privately printed, 1898. — 87.

Lashed into lust, the caprice of a flagellater. Privately printed for subscribers only, 1899. — 121.

The mysteries of Verbena House, or Miss Bellasis birched for thieving (George Augustus Sala?). — Auch französisch s. u.

The memoirs of Dolly Morton, the story of a womans part in the struggle to free the slaves etc. Paris, Charles Carrington, 1899. — 272.

(Curious sidelights of social history.) How women are flogged in Russian prisons, narrative of a visit to a convent prison in Siberia by an english doctor. Paris, librairie des bibliophiles, 1899. — 48.

(Strange episodes of private history.) The court martial on Miss Fanny Hayward by an ex-infantry captain. Paris, librairie des bibliophiles, 1899. — 69.

(Social studies of the century.) Randiana or excitable tales. Paris, Société des bibliophiles, 1898. — 144. (Nur teilweise flagellantistisch.)

(Social studies of the century.) Raped on the railway, a true story of a lady who was first ravished and then flagellated on the Scotch express. London, privately prnted, 1894. — 279.

Tales told out of school. London (1865?).

School-life in Paris. A series of letters from Blanche to her cousin Ethel. London 1899. — 128.

Mr. Thorne's governess. London 1901. — 149.

(Das Folgende meist französische Übersetzungen englischer Originalwerke.)

(Mussée secret du bibliophile anglais.) Conférence expérimentale par le Colonel Cinglant (Col. Spanker's lecture). Traduit pour la première fois de l'Anglais par les soins de la Société des bibliophiles Cosmopolites. Londres, imprimerie de la Société Cosmopolite. 1859. Vol. in 18. — 110. (In seiner Art gut geschriebenes Werk, von wahrhaft sadistischem Geiste.)

Le nouveau Chatouilleur des dames traduit (usw. wie das vorige).

La discipline à l'école et dans le boudoir, collection de lettres tirées de Town Talk, traduit usw. Londres 1891. — 71.

Les éléments de l'éducation de Mlle. Dubouleau, célèbre institutrice parisienne. Traduit usw. London 1886. — 79.

Jupes troussées par E. D. auteur de la Comtesse de Lesbos. London 1889. — 178.

Défilé de fesses nues, recueil de lettres érotiques par E. D. auteur de mes étapes amoueuses. Paris chez la petite Lolotte, galeries du palais royal 1890. — 210.

Mémoires d'une danseuse Russe par E. D. auteur du défilé de fesses nues. 3 Bände, Paris 1892.

(Von demselben Verfasser auch: les Callipyges. — Lesbia maitresse d'école. — Mrs. Martinett usw. — alle ebenfalls flagellantistisch.)

Les curiosités de la flagellation, suite de faits et d'anecdotes recueillies par un amateur flagellant et publiées en deux volumes. Tome I, la gouvernante du joaillier, Londres 1880. — 83. Tome II, la pension de Mme. North, Londres 1880. — 92.

Une société de Flagellantes, réminiscences et rélévations d'une soubrette de grande maison par Marguerite Anson. Adopté de l'Anglais par Jean de Villiot, illustrations d'Adolphe Lambrecht. Paris, Carrington, 1901. — 280.

Les mystères de la maison de la Verveine, on Miss Bellasis fouettée pour vol, par Jean de Villiot, Illustrations par Lambrecht. Paris, Carrinton. — 250.

Les carbonaris de l'amour, histoire d'un Château Pyrénéen, par V. d'Andorre. Pampelone, chez Mastual éditeur, grande librairie de la Maladetta. 1894, 2 vol. 8⁰. 240 und 247. (Höchst extravagante Erfindungen.)

Les trucs érotiques du château de Brisach. Nuremberg 1896. 2 vol. 8⁰. (Zahmer, aber auch fader als das vorige.)

Souvenirs d'une princesse russe d'aprés un journal particulier et secret. Paris. — 185.

Nadia. Amours Russes. Paris, mais Mystère, fin du XIX. siècle. — 145. (Mehr erotisch als flagellantistisch.)

En Virginie, flagellation des femmes en Amérique, épisode de la guerre de sécession précède d'une étude sur les punitions corporelles en Amérique avant la guerre de sécession, suivi de bibliographie detaillée des ouvrages parus sur la flagellation. Un volume, in 8⁰, illustr. de gravures sur bois d'après René Lelong.

Les flagellants, par Armand Dubarry. Paris, Chamuel 1898. — 319. (Aus der Romanserie: les déséquilibrés de l'amour.)

(Jacques Desroix.) La chambre jaune, roman — Paris, Ch. Charrington 1902. — 354.

(Hector France.) Le beau nègre, ill de G. Dola. — Paris, Ch. Charrington, 1901. — 414. (Nur teilweise flagellantistisch.)

Jean de Villiot, la femme et son maitre. Roman du temps du guerres du Mahdi. Paris 1903. (Deutsch von Dolorosa, bei H. R. Dohrn, Dresden.)

Ferner zahllose illustrierte sadistisch-flagellantistische Romane in französischer Sprache der unter den Namen Don Brennus Alera, Jean Virgans, Aimé van Rod, Roland Brevannes, Gautier de St. Amand usw. schreibenden Autoren. — Die Flut der sadistischen (namentlich flagellantistischen) und der masochistischen Erzählungsliteratur ist in den letzten Jahren so ungeheuer gestiegen, dass ich, da eine auch nur annähernde Vollständigkeit fast unerreichbar erscheint, mich schon aus diesem Grunde zu ihrer Weglassung genötigt sehen würde. Es veranlasst mich dazu aber, wie ich gern eingestehe, auch noch ein anderer Umstand. Diese „Literatur“ — sie verdient kaum noch so zu heissen — ist neuerdings immer mehr und mehr der geschäftlichen Spekulation und Ausbeutung verfallen, wenn nicht direkt „pornographisch“ geworden. Und ich mag weder den Verfertigern und Verbreitern dieser Produkte Vorschub leisten, noch

will ich die Aufmerksamkeit lüsterner Leser und — der Staatsanwaltschaft (deren Einschreiten übrigens hier recht oft mehr angezeigt wäre, als in manchen Fällen, in denen sie bisher einen unfruchtbaren Eifer betätigte) auf diese Spezialitäten geflissentlich hinlenken. — Erwähnt sei schliesslich noch, dass eine Zeitlang auch eine besondere Zeitschrift (Monatschrift) für Flagellantismus erschien, unter dem Titel „Geissel und Rute". Archiv für Erziehung Erwachsener. Herausgegeben von C. vom Stein. Vom Februar 1907 bis Februar 1908 (1. Jahrgang, Nr. 1—12; 2. Jahrgang, Nr. 1—2) — dann musste aus nicht bekannt gewordenen Gründen das Erscheinen dieses eigenartigen Organs plötzlich eingestellt werden.

20

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND Dr. H. KURELLA IN BRESLAU.

XX.

SINNESGENÜSSE UND KUNSTGENUSS.

BEITRÄGE
ZU EINER
SENSUALISTISCHEN KUNSTLEHRE

VON

Georg

CARL LANGE,
weil. PROFESSOR IN KOPENHAGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

HANS KURELLA.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. med. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND **Dr. med. H. KURELLA** IN BRESLAU.

ZWANZIGSTES HEFT:

SINNESGENÜSSE UND KUNSTGENUSS.

BEITRÄGE

ZU EINER

SENSUALISTISCHEN KUNSTLEHRE

VON

CARL LANGE,

weil. PROFESSOR IN KOPENHAGEN.

HERAUSGEGEBEN VON **HANS KURELLA.**

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1901 1902.

SINNESGENÜSSE UND KUNSTGENUSS.

BEITRÄGE

ZU EINER

SENSUALISTISCHEN KUNSTLEHRE

VON

CARL LANGE,
weil. PROFESSOR IN KOPENHAGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

HANS KURELLA.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die Physiologie des Genusses und der Kunstgenuss.

Zweiter Abschnitt.

Die Kunst.

Vorwort des Herausgebers.

Das vorliegende Werk eines der feinsten und tiefsten Geister seines Jahrhunderts schliesst trübe mit dem Hinweise auf die sinkenden Kräfte seines Schöpfers.

Ich hatte mit Carl Lange verabredet, mündlich im Juni 1900 in seinem schönen Kopenhagen die definitive Redaction der Schrift abzuschliessen; Anfang Juni kam ich nach Kopenhagen und fand das frische Grab des am 29. Mai (65 Jahre alt) verstorbenen Forschers.

Lange ist früh der Führer der wissenschaftlichen Medicin in Dänemark geworden und bis an sein Ende geblieben; als er Professor der allgemeinen Pathologie wurde, hiess es in der dänischen Aerztewelt, dass er ebensogut jede andere ordentliche Professur der medicinischen Facultät hätte übernehmen können.

Der Forscher auf dem grundlegenden Gebiete der Medicin war zugleich ein hervorragender Nervenarzt; die während seines Mannesalters herrschende pathologisch-anatomische Richtung in dieser Disciplin hat er durch hervorragende Untersuchungen bereichert; seine eigentliche und einzigstehende Bedeutung hatte er aber hier durch seine geniale, intuitive Kenntniss des Gemüthslebens, in dessen Analyse er zugleich das Höchste erreicht hat, was Philosophie und Physiologie hier versucht haben; ich verweise auf seine kleine, 1884 erschienene Schrift über die Gemüthsbewegungen, die heute zwar überall citiert wird, deren grundlegende Bedeutung aber nur von Wenigen völlig erfasst worden ist, und die erst die Zukunft zur Geltung bringen wird.

In einer Abendstunde auf dem Pincio, die ich im Frühjahr 1894 mit ihm verlebte, frappierten mich seine Bemerkungen über die Stanzen des Vatikans auf's Höchste; mir wurde dabei auf einmal klar, was mir die Kunst immer gewesen ist, was ich aber nie ganz bestimmt zu formulieren vermocht hatte; andere Aeusserungen verriethen die ausgebreitetste Kunstkenntniss Lange's. Als mir dann später die Schriften seines Bruders, des geistreichen Kunsthistorikers Julius Lange, zumal dessen Jugendbriefe an Georg Brandes, bekannt wurden, fand ich Anklänge an dieses römische Gespräch.

Erst 1899 trat Carl Lange mit Gedanken über die Kunst literarisch hervor, in seiner Schrift „Bidrag til Nydelsernes Fysiologi.“

Eine das Aesthetische noch eingehender behandelnde Darstellung der Lehre vom Kunstgenuss versprach mir dann Lange für unsere „Grenzfragen." Wiederholte Anfälle von Angina pectoris zwangen ihn zur Verzögerung der Arbeit; schliesslich verabredeten wir, aus der zuletzt citierten Schrift die Abschnitte über Malerei, Poesie und Dekoration in Uebersetzung zu übernehmen, während Einzelnes neu geschrieben werden, andere Abschnitte der erwähnten dänischen Arbeit für die Grenzfragen bearbeitet werden sollten; die Notizen für diese Bearbeitung und einige neue Paragraphen hatte ich in der Hand, die Reihenfolge der verschiedenen Abschnitte, über die wir uns schon klar waren, sollte mündlich in Kopenhagen definitiv festgesetzt werden, als ein unerwarteter tötlicher Anfall von Angina pectoris Lange seiner Thätigkeit entriss.

Ich habe nun die Bearbeitung der von ihm bezeichneten Abschnitte unter Einreihung einzelner neuer Paragraphen so gewissenhaft und sorgfältig vorgenommen, wie mir das möglich war; immer wieder habe ich das Material darauf geprüft, ob nicht bei den verabredeten Auslassungen und Kürzungen dem deutschen Leser ein glänzender Gedanke, eine blendende Paradoxie verloren ginge; und so kann ich diese deutsche Ausgabe, die ich auf eigene Hand abschliessen musste, mindestens als das Ergebniss pietätsvollster Gewissenhaftigkeit bezeichnen.

Welche Stellung ich zu Lange's Theorie des Kunstgenusses einnehme, werde ich in meiner Darstellung der künstlerischen Begabung zeigen; ich hoffe, dass die allzusehr in ein historisches, ethisches und ethnologisches Fahrwasser steuernde moderne deutsche Aesthetik durch den Einfluss Langes wieder auf Das hingeführt werden wird, was Künstler, Kenner und Publikum thatsächlich einem Kunstwerke gegenüber empfinden und fühlen; und das ist doch wohl der Gegenstand der wissenschaftlichen Aesthetik. Die Aesthetik der Zukunft wird sensualistisch sein, wie die Langes, oder sie wird so unwissenschaftlich und nebelhaft bleiben, wie bisher.

Und wenn Schwärmer und Metaphysiker vielleicht nicht immer eine sympathische Gefühlserregung erleben werden beim Lesen dieser ketzerischen Wahrheiten, sicher werden sie den Genuss der Bewunderung haben für die vollendete Kunst, mit der Lange die funkelnde Klinge seiner scharf und tief eindringenden Analyse führt. Schliesslich bemerke ich, dass ich allein die Verantwortung für den Untertitel der Schrift („sensualistische Kunstlehre") trage.

Hospenthal, September 1902.

Hans Kurella.

Erster Abschnitt.

Die Physiologie des Genusses

und der

Kunstgenuss.

I. Die Physiologie des Genusses.

Die aktiven Bewegungen unserer Blutgefässe, ihre Zusammenziehungen oder Erweiterungen und damit auch unsere Gefühlszustände werden durch das sogenannte vasomotorische Nervensystem reguliert. Dieses besteht aus Zellen und aus Fasern, welche die in den ersteren entstehende Erregung zu oft recht fern liegenden Punkten hinleiten, wo die Nervenfasern einmünden, ganz wie die Telegraphenstränge die von der Sendestation ausgehende Thätigkeit zu der Empfangsstation führen.

Die vasomotorischen Zellen liegen teils im Gehirne (Mittelhirn), teils im Rückenmark; von ihnen gehen also die vasomotorischen Nervenfasern aus, welche die Blutgefässe begleiten; in den mit Muskelfasern versehenen und deswegen der Zusammenziehung fähigen Wänden der Gefässe endigen diese Fasern. So hängt also die Weite der Blutgefässe von den Zellen des vasomotorischen Centrums ab; sind diese Zellen in Ruhe, so bleibt der Contractionszustand der Gefässe unverändert, und es kommt auch keine Gemüthsbewegung zu Stande; treten die Zellen aber in Thätigkeit, so bringen die von ihnen ausgehenden Fasern die Gefässwände in Bewegung und die Gefässe verengern oder erweitern sich. Geschieht das in einem Umfange und einer Stärke, dass wir diesen Vorgang in unseren Organen empfinden und dass die so hervorgerufenen Empfindungen sich als Veränderung unseres ganzen Allgemeinzustandes geltend machen, und haben wir zugleich einen Eindruck aufgenommen, der uns als Ursache der eintretenden Veränderung imponirt, so sagen wir, es wäre eine Gemüthsbewegung aufgetreten, die je nach den Umständen Behagen oder Unbehagen, Genuss oder das Gegentheil bedingen kann.

Die vasomotorischen Zellen functioniren nicht von selbst, sondern infolge eines ihnen durch andere Nervenfasern zugeleiteten Reizes; diese Fasern führen zu den Zellen wie die vasomotorischen Fasern den Reiz von ihnen zu den Muskeln der Gefässwände führen.

Solche Reize fliessen den vasomotorischen Centren aus zwei Quellen zu, teils nämlich aus den Sinnesorganen und anderen sensibeln Teilen

des Körpers, teils vom Sitze der psychischen Functionen, also von der Rindensubstanz des Gehirnes her. Jeder äussere Eindruck, der eine Empfindung hervorruft, bedingt zugleich eine Thätigkeit der vasomotorischen Zellen und damit eine Veränderung in der Weite der Blutgefässe, die wegen ihrer Geringfügigkeit sich oft subjectiv gar nicht geltend macht, da wir ja auch sonst nie aus der Unruhe heraus kommen würden.

Dazu kommen noch vom Grosshirn zum vasomotorischen Centrum gehende Impulse, also solche Reize, die wir psychische oder geistige Vorgänge zu nennen pflegen. Wir wissen alle aus der eigenen Erfahrung, wie kräftige Stimmungen auf diesem Wege hervorgerufen werden können, viel kräftigere und dauerndere, als einfache Sinneseindrücke sie hervorrufen können.

Die Psychologen sehen ja meist nur in den vom Grosshirn aus angeregten Erscheinungen dieser Art Gemüthsbewegungen; das Gruseln, das ein unerwarteter kalter Wasserguss hervorruft, hat nach dieser Anschauung nichts gemein mit dem Grauen beim Anblick einer Hinrichtung oder einer nächtlichen Spukerscheinung auf dem Kirchhofe.

Es ist aber leicht zu zeigen, dass man unmöglich eine bestimmte Grenze zwischen materiellen und seelischen Ursachen von Vorgängen im Gemüth ziehen kann, wie ja auch die physiologischen Erscheinungen dabei im Wesentlichen immer dieselben sind. Freilich sind die Vorgänge im Grosshirn in dem einen Falle complicirter, als im andern. Die Scheu der alten speculativen Psychologie vor einer physiologischen Erklärung seelischer Erscheinungen kann uns hier nicht weiter beeinflussen.

Die vasomotorischen Vorgänge — und damit die Affecte und damit wieder die Genüsse — können also teils durch periphere, teils durch centrale Vorgänge ausgelöst werden, welche letzteren freilich früher aufgenommene äussere Eindrücke zur Voraussetzung haben.

Ein anderes ursächliches Moment spricht aber noch bei der affectiven Gefässbewegung mit, welches die Wirkung einer bestimmten Gruppe von Genüssen erst verständlich macht.

Für das Zustandekommen einer Gemüthsbewegung durch einen bestimmten Reiz ist natürlich die Erregbarkeit der dabei mitspielenden Nervenzellen von der grössten Bedeutung, und diese Erregbarkeit kann bei verschiedenen Personen und bei derselben Person unter verschiedenen Verhältnissen die vielfältigsten Abstufungen zeigen. Ja wir besitzen Mittel, um diese Erregbarkeit beliebig abzuändern, und diese Mittel gehören natürlich auch zu den Genussmitteln; es handelt sich dabei zumeist um chemische Einwirkungen.

Enthält das Blut, das die Nervenzellen ernährt, fremde Stoffe, z. B. Alkohol, Morphium, Haschisch, so verändert sich die Reactionsweise der Nervenzellen so lange, bis das Blut wieder seine normale

Zusammensetzung hat; namentlich ändert sich ihre Erregbarkeit. Diese Fremdstoffe erregen die Zellen selbst nicht, bringen dieselben aber in einen solchen Zustand, dass schwache, sonst wirkungslose Reize starke und sehr merkliche Wirkungen auslösen; dass Eindrücke, die in der Regel das Gemüth ruhig lassen, nun helle Freude oder tolle Raserei hervorrufen und auf diese Weise einen Genuss-Wert erhalten, der ihnen sonst ganz abgeht. Das Verlangen nach solchen — s. v. v. „hämatogenen" — Genüssen hat eine grosse Bedeutung für die Entwicklung der Lebensformen gewonnen und zur Auffindung einer grossen und wichtigen Klasse von Genussmitteln geführt, die eine entscheidende Rolle für die sociale und wirtschaftliche Gestaltung des Menschenlebens gespielt haben.

Emotionelle Blutumlaufs-Veränderungen können schliesslich auch noch durch mechanische Einwirkungen auf den Kreislauf, z. B. schwere körperliche Anstrengung, Tanzen, Rennen u. dgl. zustandekommen, die auch als Quelle von Genüssen in Frage kommen, wie weiter unten gezeigt werden soll.

Vom psycho-physiologischen Standpunkte finden wir also drei grosse Gruppen von Genussmitteln, nämlich:

1. solche, die auf nervösen Leitungsbahnen wirken,
2. solche, die die chemische Zusammensetzung des Blutes verändern,
3. solche, welche die Circulation mechanisch beeinflussen.

Die erste Gruppe umfasst sowohl die Reize, welche den vasomotorischen Zellen direct durch die Sinnesnerven zugeführt werden, als auch die Reize, welche Genüsse auf „seelischem" Wege hervorrufen, durch einen vom Grosshirn ausgehenden vasomotorischen Impuls; beide Wege sind im wesentlichen einsartig, der Unterschied liegt nur in den vom Reize durchlaufenen Nervenbahnen.

Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, dass Sinneseindrücke der verschiedensten Art im Stande sind, Behagen hervorzurufen und Genuss zu bereiten. Solchen Einfluss können Temperatur- und Berührungs-Reize, Geschmacks- und Geruchseindrücke, in gewissem Grade auch Farben und Klänge hervorrufen; ich denke an dieser Stelle nur an einfache Sinnesreize, an einzelne Farben- und Klangeindrücke, nicht an ihre Combinationen im Rahmen eines Kunstwerks.

Auf Einzelheiten will ich bei diesen einfachen Vorgängen hier nicht eingehen; die ganze Einrichtung unseres täglichen Lebens, unsere Diätetik im vollsten und weitesten Sinne des Wortes haben ihr Gepräge erhalten durch unser Bestreben, unter dem beständigen Einflusse genussgewährender äusserer Eindrücke zu stehen.

Dass man, um das zu erreichen, sehr viel aufwendet, ist bekannt; man ist sich aber nicht immer klar darüber, wieviel dafür aufgewendet wird, nicht etwa nur von den mit verfeinerten Bedürfnissen vertrauten Schichten der Gesellschaft. Man denke an die grossen Summen, welche die Massen der Bevölkerung in Culturländern ausgeben, um sich den Genuss des süssen Geschmacks zu verschaffen; an andere Zusatzmittel zu unseren Speisen, an gewisse Zubereitungsarten derselben will ich nur im Allgemeinen erinnern. Diese Bedürfnisse haben die wunderbaren Erfindungen der Kochkunst hervorgerufen, haben Industrieen von kolossalstem Umfange, Handelsunternehmungen von unübersehbarer Bedeutung hervorgebracht, gar nicht zu reden von dem socialen und politischen Einflusse, welchen die „Freuden des Gaumens“ hier und da im Stillen bedingen. Trotzdem geniesst der Geschmackssinn nicht das Ansehen, das ihm angesichts dieser eminenten Bedeutung gebührt. „Ideale“ Naturen sehen auf ihn herab; sie kommen auch wohl selten in die Lage, seine Reizungen intimer kennen zu lernen.

Geringer als die Rolle des Geschmacks ist offenbar diejenige, welche der Geruch spielt, wenn man davon absieht, dass viele unserer vermeintlichen Geschmacksempfindungen eigentlich Geruchsempfindungen sind. Geruchsgenüsse werden bald als luxuriös angesehen, andererseits wieder als weniger materiell, als mehr ästhetischer Natur.

Die „höheren“ Sinnesempfindungen, die Farben und die Klänge, sind Mittel für die lebhaftesten, mannigfaltigsten und an Abwechslung reichsten Genüsse, jedoch in der Regel nicht als einfache, isolierte Empfindungen, sondern durch ihre künstlerische Anwendung. Ich weiss nicht, ob — abgesehen von der sogenannten Aeolsharfe — jemals ein einzelner, ununterbrochener Klang zum Gegenstande eines allgemein gesuchten Genusses geworden ist; etwas Aehnliches findet sich bei einigen tiefstehenden afrikanischen Stämmen, hat aber nie grössere Bedeutung und Ausbreitung gewonnen. Natürlich kann der sinnliche Eindruck eines einzelnen Tons momentan angenehm empfunden werden, aber doch nur momentan; auch kann zu der unmittelbaren Wirkung des akustischen Reizes sich die Wirkung von Erinnerungen und Gedankenverbindungen gesellen. Schon die Wirkung des Glockenklangs ist eine complicierte Erscheinung, bei der die Erregung des Gemüts durch die Tonempfindung allein eine untergeordnete Rolle spielt.

Aehnliches gilt für einfache Farben-Empfindungen; eine Farbe kann als schön empfunden und dadurch Genussquelle werden, wenn auch nur mit geringer Stärke und Dauer; sie kann unter anderen Umständen gleichgiltig oder unangenehm wirken. Aber schon wenn es sich um den Farbenanstrich unserer Zimmerwände handelt, genügt nicht eine „schöne“ Farbe, sondern sie soll mit Gardinen, Möbeln, Bildern etc. gut zusammengehen. Blauer Himmel und grüne Wiesen wecken durch

verwickelte Gedankenverbindungen Genuss, sonst wäre es ja ebenso angenehm, zu einem himmelblauen Schirme emporzusehen, wie zum wolkenlosen Himmelsgewölbe.

Es erscheint zunächst auffallend, dass Eindrücke der „niederen“ Sinnesorgane mehr für unser Genussleben bedeuten, als einfache Klang- oder Farbenempfindungen; aber wir verwenden doch nichts oder wenig darauf, um uns diese Genüsse, dagegen sehr viel, um uns Genüsse der erstgenannten Art zu verschaffen.

Dabei ist nun zu bedenken, dass für unsere niederen Sinne überhaupt nichts Anderes zu haben ist, als einzelne Eindrücke, während bei Klang und Farbe die Combination der einzelnen Eindrücke gerade den eigenartigen Genuss mittels dieser Sinne schafft Es giebt eine Harmonie, ein Zusammenklingen einzelner Elemente, und man braucht ja auch bei Farbencombinationen diesen Ausdruck; den niederen Sinnesempfindungen fehlt aber diese cooperative Kraft; sie wechseln, wirken aber im Augenblicke nur vereinzelt, und darauf beruht wohl ihr untergeordneter Rang.

Farben und Töne bedeuten uns einzeln vielleicht deshalb so wenig, weil wir eine andere und tiefere Wirkung von ihren Combinationen kennen; eine Farbe setzen wir sofort zur farbigen Wirkung der Umgebung in Beziehung, und dadurch verliert sie vielleicht etwas von ihrer eigenen Wirkungskraft für unser Gefühl; dasselbe gilt ja auch von Klängen.

Natürlich ist die Frage sehr interessant, ob sich durch das physiologische Experiment die vasomotorische Wirkung der verschiedenen Sinnesempfindungen unmittelbar nachweisen lässt. Dass die centripetal leitenden Nerven die vasomotorischen Centren und somit die Weite der Blutgefässe beeinflussen, ist einer der best begründeten Sätze der Experimental-Physiologie; diese hat jedoch zumeist die den Schmerz und die Temperaturempfindungen leitenden Nerven auf diese Wirkung hin untersucht; es wird auch noch bezweifelt, ob reflektorisch eine aktive Gefässerweiterung hervorgerufen werden kann. Was die Wirkungen der Nerven der sogenannten höheren Sinne angeht, so liegt hier ein Gebiet der grössten individuellen Differenzen vor. Diese Differenzen müssen eine grosse Bedeutung für die Kunst, besonders für ihre geschichtliche Entwicklung haben, wie auch für die Ethnologie und Geographie der Kunst, ganz abgesehen von den einzelnen Individualitäten; wer Sinnesreize mit ausgezeichneter Schärfe und Feinheit auffasst, dem sind Genüsse gewährt, die gewöhnlichen Sterblichen ewig verschlossen bleiben. Selbst Geruchseindrücke können empfängliche Naturen in eine bis zur Ohnmacht, bis zu Convulsionen sich steigernde Ekstase versetzen.

Natürlich gehören auch nationale und Rassen-Differenzen hierher. Es sei darüber nur bemerkt, dass die Mittelmeervölker und die Asiaten

der Gegenwart und Vergangenheit durchgehends schlaffere Sinne, eine weniger intensive Auffassung von Farben und Klängen, Geruchs- und Geschmacks-Eindrücken haben, als die Nordländer.

Das ist natürlich eine Ketzerei, aber es ist so. Südländer frappiren uns durch ihre Liebe und ihre Toleranz für intensive Sinneseindrücke, für lebhafte, oft schreiende Farben, sonore und lärmende Klänge, starke Geruchs- und Geschmacksreize. Am meisten zeigt sich das vielleicht in ihrer polychromen Architektur; die Farben, mit denen Aegypter und Perser, ja auch die Griechen ihre Monumente schmückten, schneiden wie mit Messern in unsere nordischen Augen; für das südliche Auge passt das, uns überwältigt oder ermüdet diese Pracht. Wir müssen uns nicht durch den Glauben, dass im Süden der richtige und feine Farbensinn zu Hause ist, zur Nachahmung verleiten lassen; wir sind nun einmal nicht organisirt wie Perser oder Italiener, unseren feineren Sinnen geziemen zartere Nüancen. Wer von uns möchte wohl in einem polychromen Hause wohnen?

Und Janitscharenmusik, betäubender Strassenlärm, der einen Nordländer schnell wirr im Kopfe macht und ihn auf die Dauer rasend machen kann, ist den südlichen Rassen offenbar ein Bedürfnis, ein unentbehrlicher Genuss.

An das Parfüm-Bedürfniss südeuropäischer Damen sei nur mit einem Worte erinnert.

Die alten Germanen oder Skandinaven wären wohl kaum auf den Gedanken verfallen, den Göttern mit Räucheropfern einen besonderen Genuss darzubieten.

Aehnliche Differenzen, wie diese nationalen, werden durch Erziehung und Gewöhnung bedingt. Ich erinnere an die Feinheit des Gehörs und Gefühls, welche die Blinden erwerben. Feine Unterschiede auffassen zu können, ist eines der wesentlichsten Ergebnisse der „Bildung“. Auch die Geschichte zeigt, dass die in der Bildung aufsteigenden Generationen ihre sinnlichen Genussmittel immer weniger intensiv gestalten, sich an zarteren Farben, sanfteren Klängen, milderen Düften zu erfreuen lernen.

Die zweite Hauptklasse der Genussmittel umfasst diejenigen, welche vom Blute aus das vasomotorische Centrum beeinflussen und seine Erregbarkeit bestimmen; es handelt sich hier um Stoffe, die, zumeist vom Magen aus, in den Körper gelangen und im Blute durch den Körper circulieren; ich nenne als Beispiele Kaffee, Thee und Alkohol. Ihr Einfluss auf den Kreislauf gehört zu den alltäglichen Erfahrungen, und die vasomotorische Vermittlung dieses Einflusses ist experimentell leicht nachweisbar.

Welche enormen Opfer an Mühe und Geld die Menschheit bringt, um durch diese Mittel ihr Genussleben zu fördern, geht zur Genüge aus der ökonomischen Bedeutung der drei eben genannten Stoffe hervor.

Was sie an Stimmung gewähren sollen, ist Freude; bald in ihrer aktiveren Form, expansiv, jubelnd, bald mehr passiv, nach innen gekehrt, träumerisch (Opium, Haschisch u. dgl). Aber Freude ist keineswegs immer ihr Ergebniss; bekanntlich fallen oft sentimentale Thränen ins Glas des Zechers; oder der Rausch macht rauflustig, macht rasend; um die Wonne der Wuth zu geniessen, brauchen die Kamtschadalen den Fliegenpilz, und so haben es vermutlich auch die nordischen Bersärker gemacht. Der Raufkumpan, der den Schnaps benutzt, um sich tobsüchtig zu machen, möchte diesen Zustand wohl gar nicht vertauschen mit der blöden Seligkeit, in die sich sein Kamerad hineintrinkt; vielleicht hat er darin Recht, vielleicht ist sein Genusszustand stärker und gewährt ihm eine grössere Lust — solange er eben dauert; und wer bei der Flasche melancholisch und weinerlich wird, sehnt sich nicht weniger nach ihr, als einer mit einem jubilierenden Rausch.

Der Wein soll den wahren Character des Menschen zum Vorschein bringen, weil man im Rausch die Kraft der Verstellung verlöre; das ist aber nicht ganz stichhaltig. Beim Affectleben des Berauschten handelt es sich um eine stärkere vasomotorische Innervation und somit um eine stärkere affective Reaction namentlich psychischen Antrieben gegenüber, als im normalen Zustande; die Affecte werden stärker und sind deshalb schwerer zu verbergen; soweit ist die Bemerkung richtig. Aber es ist nicht richtig, diese Reaction auf psychische Impulse als Zeichen des „Charakters“, d. h. der vorherrschenden Gemütsart zu betrachten; die Reaction kann erheblich variieren, und der Berauschte, der sich eben noch rasend über seinen Cumpanen stürzt, von dem er sich beleidigt fühlt, kann im nächsten Augenblicke ihm weinend um den Hals fallen und ewige Liebe schwören.

Die dritte Hauptklasse der Genussmittel spielt eine sehr grosse Rolle und hat eine weite Anwendung, ist aber nach Beschaffenheit und Form sehr einfach. Es handelt sich dabei um lebhafte und starke körperliche Bewegungen, wie schnelles Marschieren, Bergsteigen, Turnen u. dgl., und solche von specifischem Charakter eines Genussmittels, namentlich den Tanz, bei dem das Gefallen an rascher Bewegung durch den Genuss, der rhythmischen Eindrücken zu folgen pflegt, noch gesteigert wird.

Kräftige Körperbewegungen und Tanz gehören wohl zu den ursprünglichsten und frühesten Mitteln, die die Menschheit verwendet hat,

um sich Genuss zu verschaffen, und sie sind wohl auch die natürlichsten, harmlosesten und soweit nützlichsten, als man sie immer und überall haben kann. Schon die Kinder suchen bei ihrem Hüpfen und Springen einen Rhytmus; bei allen Naturvölkern äussert sich das Verlangen nach Genuss instinctiv zuerst im Tanz; „wenn der Mond scheint, tanzt ganz Afrika", und am Nordpol wiederholt sich das bei den Eskimo. Die Cultur hat daran wenig geändert, und die zahllosen Nationaltänze zeigen, welche Rolle der Tanz im Leben der Völker gespielt hat und noch spielt. Der Tanz hat, mit dem Kampf verglichen, den grossen Vorzug der relativen Unschädlichkeit.

Der gewöhnliche Zweck beim Tanze ist, eine frohe Stimmung bei den Tänzern hervorzurufen; das geschieht vermittels der Erweiterung der Blutgefässe und einer sich aus dieser ergebenden gesteigerten Innervation der willkürlichen Musculatur. Der Tanz kann aber auch, wie die Kriegstänze zeigen, eine der Freude verwandte Affectform, die Raserei, hervorrufen.

Die religiöse Bedeutung des Tanzes beruht auf der in ihm eintretenden ekstatischen Stimmung.

II. Die Affecte als Genussmittel.

Es soll nun unsere Aufgabe sein, näher darzulegen, auf welche Weise die verschiedenen Arten von Genussmitteln physiologisch auf uns einwirken, oder mit andern Worten uns Genuss verschaffen; dieses Thema ist so gross und mannigfaltig, dass hier nur von einer Behandlung seiner elementarsten Grundzüge die Rede sein kann.

Wenn es überhaupt eine Definition des Genusses giebt, so giebt es in jedem Falle keine allgemein angenommene oder allgemein gültige. In der Regel aber findet man es nicht der Mühe werth, Begriffe dieser Art zu definiren. Ein Begriff, der allein auf subjectiven Wahrnehmungen beruht, entzieht sich jeder wissenschaftlichen Behandlung, denn zu einer solchen sind durchaus objective Merkmale erforderlich, die von Allen gewürdigt und discutirt werden können.

Nun könnte der Gedanke naheliegen, dass der Genuss durch seine Ursachen zu definiren wäre, dass man also von den Genussmitteln seinen Ausgangspunkt nehmen und sagen könnte: die Wirkung, den Geisteszustand, der bei mir durch bestimmte Potenzen — Musik, Poesie, Wein etc. — hervorgerufen wird, fasse ich unter der Bezeichnung „Genuss" zusammen.

So wäre also Genuss das Resultat gewisser Arten von Einwirkungen. Eine nähere Betrachtung der Sache zeigt nun aber leicht, dass man bei dieser Definition die Stellung der Genussmittel uns gegenüber völlig verkennt. Nichts ist ein Genussmittel an und für sich, die Potenzen, welche Behagen und Lust hervorrufen und so zu Genussmitteln werden, sind es nur mit Bezug auf den Geniessenden, durch den Zustand, den sie bei ihm hervorrufen, nicht durch ihnen innewohnende besondere Eigenschaften, die sie in ein besonderes Verhältniss zu dem Genussempfinden im Allgemeinen setzen.

Nicht viel besser geht es uns, wenn wir versuchen, den Genuss aus seiner Wirkung heraus zu erklären, aus seinem Resultat für unser Gefühlsleben. Einen Genuss nennen wir das, was ein Lustgefühl hervorruft, wird man wohl im Allgemeinen sagen. Das bringt uns der Sache aber nicht näher, denn es ist im Ganzen nicht viel mehr als eine Tautologie. Wenn bei dieser Definition etwas gewonnen wäre, dann müsste das „Lustgefühl“ ja ein gangbarer Begriff in der Psychologie, ein eigener Affect sein, d. h. wie die andern Affecte, seine besonderen physiologischen Bedingungen haben, die dann selbst wieder zum Gegenstand wissenschaftlicher Bestimmungen werden können. Und so verhält es sich doch nicht. Indem man ein Gefühl als Lustgefühl bezeichnet, sagt man doch nichts anderes, als dass es einem Wohlbehagen bereitet, und das kann bei Gefühlen der verschiedensten Art der Fall sein, — worauf ich später zu sprechen kommen will. Und wenn die Psychologen manchmal das allgemeine Lustgefühl in Gegensatz zu Sorge oder Schmerz, ja auch zu Schreck oder Zorn setzen, und es gewissermaſsen mit der Freude identificiren, so ist das insoweit nicht richtig, als auch die übrigen Gemüthsbewegungen und Stimmungen gelegentlich eine Rolle als Lustgefühle spielen können.

Der Genuss ist, wie ich es oben gezeigt habe, bedingt durch Processe, die in unserem Organismus vorgehen; er ist also ein physiologisches Phänomen, und seine richtige Definition muss nothwendig auf die Beschaffenheit der physiologischen Prozesse, deren Resultat er ist, gegründet sein. Hoffentlich gelingt es mir in folgender Untersuchung eine rationelle Begriffsbestimmung zu geben. Zum vorläufigen Verständniss wird es indessen nöthig sein, dass wir uns von vornherein über ein objectives Kriterium des Genusses einigen, über ein Kennzeichen, an dem wir sein Vorhandensein unter allen Verhältnissen, auch wo wir persönlich nicht davon beeinflusst werden, merken.

Wir müssen uns klar darüber sein, dass bei einer solchen provisorischen Definition des Genuss-Begriffes nicht wie bei den Gemüthsbewegungen von einer physiologischen Definition die Rede sein kann, und zwar deshalb, weil die Genussempfindung, wie bereits erwähnt, kein, unter allen Umständen physiologisch gleiches Phänomen ist. Es verhält

sich hiermit ganz anders, als z. B. mit Freude, Schreck, oder den übrigen Affecten, die sich in der Regel leicht an charakteristischen, physiologischen Erscheinungen erkennen lassen. Davon ist beim Genuss nicht die Rede. Er tritt, wie wir sehen werden, in allen möglichen emotionellen Gestalten auf, oft auch ohne ausgeprägt emotionellen Charakter, und besizt so kein physiognomisches Kennzeichen. Dass eine Stimmung im gegebenen Falle ein Lustgefühl, einen Genuss mit sich führt, dafür giebt es überhaupt keinen anderen zuverlässigen Beweis, als den Umstand, dass der Betreffende danach strebt, in diese Stimmung zu gelangen, oder wenn er das schon ist, darin zu bleiben Das wird selbstverständlich nur der Fall sein, wenn man weiss, dass diese Stimmung angenehm werden wird, oder wenn man sie schon als etwas Wohlthuendes, also als einen Genuss empfindet. Wir können daher zum vorläufigen Verständniss den Genuss definiren, als die Stimmung, die man zu erreichen strebt, und als Kriterium, ob eine Stimmung für jemand ein Genuss ist, können wir den Umstand betrachten, ob der Betreffende in diese Stimmung zu gelangen sucht.

Es ist wohl möglich, dass ich mit dieser Definition des Genuss-Begriffes nicht mit allen meinen Lesern übereinstimmen werde. Ich könnte mir denken, dass manche das Wort in ganz anderem Sinne gebraucht wissen möchten. Es wird aber besser sein, nicht zu lange bei einer möglichen Uneinigkeit über diesen Punkt zu verweilen, die Sache ist auch insofern ziemlich gleichgültig, als es sich hier in Folgendem immer nur um die Stimmungen handelt, die erstrebt werden, und die ich am kürzesten und treffendsten als Genüsse zu bezeichnen geglaubt habe. Sollte jemand finden, dass das kein adäquates Wort wäre, so ist das für die nachfolgenden Untersuchungen ohne Belang.

Ich will mich also nicht darauf einlassen, eine genaue Definition des Begriffes Genuss zu geben; der Begriff ist ja nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Analyse entstanden, und verleitet daher leicht zu Unklarheit und Unbestimmtheit bei einer Untersuchung seines Gegenstandes, andererseits spielt er eine zu grosse Rolle im Vorstellungskreise der meisten Menschen, um bei ästhetischen Untersuchungen entbehrt werden zu können.

Es wird wohl niemand bestreiten, dass unsere Gefühle von Behagen oder Unbehagen, Lust oder Unlust, auf unserm Gemüthsbewegungen oder Gemüthsstimmungen beruhen[1]), und dass unser Streben nach

[1]) Die Worte Gemüthsbewegung und Gemüthsstimmung werden in der Regel ziemlich durcheinander gebraucht; Kummer, Freude, Enttäuschung u. s. w. werden ohne Unterschied bald als Stimmungen, bald als Affecte bezeichnet, und doch kann oft Grund vorhanden sein, den Unterschied festzuhalten zwischen der Begebenheit, den Uebergängen im Gemüth, also der Gemüthsbewegung und dem stabilen Zustand, der Stimmung.

Genuss aus dem Verlangen nach einem oder dem andern Affect entstehen, und darauf ausgehen kann, denselben hervorzurufen. Was ich hier sage, ist kein Spiel mit Worten, wie so manches auf dem Gebiet der Gefühlslehre. Die klare Erkenntniss des Verhältnisses zwischen Affecten und Genüssen ist von entscheidendster Bedeutung für unser vorliegendes Thema, indem sie dasselbe auf das physiologische Gebiet hinüberbringt, und uns so festen Grund und Boden unter die Füsse verschafft.

Was wir Gemüthsbewegungen nennen ist, wie ich an anderer Stelle[1]) nachgewiesen habe, in Wirklichkeit nichts anderes, als die Empfindung gewisser körperlicher Zustände, die direkt oder indirekt aus dem augenblicklichen Contraktionszustand unserer Blutgefässe entspringen. Eine Aenderung in der Weite unserer feinen Blutgefässe und damit in dem Blutreichthum der Organe wird begleitet von einem Complex von Wahrnehmungen und Funktionsveränderungen, wie Kälte oder Hitze, Zittern, Muskelkrämpfen, Sekretionsveränderungen und dergl., die in Grad und Form je nach der Stärke und Beschaffenheit der zu Grunde liegenden Ursache variiren.

Und wenn dies der Fall ist, wenn unter einem Eindrucke die Modifikation im Kreislauf eine solche Stärke und Dauer annimmt, dass sie unserm ganzen augenblicklichen Zustand ein eigenthümliches Gepräge giebt, dann sagen wir, dass der betreffende Eindruck eine emotionelle Wirkung gehabt, uns aufgeregt und einen Affect, eine Gemüthsbewegung in uns hervorgerufen hat, — neben der Vorstellung und Erinnerung, die er ja natürlich in der Regel hinterlässt. Ein Eindruck, der nur auf unsere Intelligenz wirkt, unsere Erkenntniss bereichert, unser vasomotorisches System aber nicht weiter erregt, lässt uns kalt, schafft uns keine Schmerzen, aber auch keinen Genuss.

Was wir durch die Eindrücke, denen wir uns hingeben, um einen Genuss zu erleben, zu erreichen suchen, ist also in letzter Instanz ein vasomotorischer Vorgang, eine Verengerung oder Erweiterung der Blutgefässe: Das ist es, was uns Lustgefühl, Genuss, bereitet, und die Faktoren, die das zu Stande bringen, sind Genussmittel für uns. Nun ist ja allerdings, wie jeder von uns zur Genüge erfahren hat, nicht jede Gemüthsbewegung eine Annehmlichkeit, Schreck, Sorge u. s. w. können alles andere als genussreich sein; daher ist durchaus nicht jedes Mittel, mit dem wir eine emotionelle Erregung hervorrufen, ein Genussmittel.

Es ist für die vorliegende Frage von grösster Bedeutung, sich einmal darüber klar zu werden, welche Affecte uns Genuss bereiten und welche nicht, und von welchen Bedingungen es abhängt, ob eine Gemüthsbewegung als Genuss oder als das Gegentheil aufgefasst wird.

---

[1]) S. „Ueber Gemüthsbewegungen“, übersetzt von Dr. Kurella, p. 10. (Leipzig, 1887.)

Ich weiss nicht, ob die Frage jemals klar aufgestellt, und der Versuch einer präzisen Antwort gemacht worden ist, oder ob man sich möglicherweise mit ziemlich unbestimmten Eindrücken begnügt hat. Jedenfalls scheint das Resultat, zu dem die Psychologie gekommen ist, das zu sein, dass Gemüthsbewegungen und Genuss sich sehr verschieden zu einander verhalten und dass es nur ganz wenige, vielleicht nur eine Gemüthsbewegung giebt, welche von einem Gefühl des Behagens begleitet wird. Mit dem Worte „Lustgefühl" scheint man im Allgemeinen ein Gefühl sui generis bezeichnen zu wollen, jedenfalls, wie schon bemerkt soweit, als man es in einen Gegensatz zu Sorge, Schmerz, Angst und dergl. bringt; das Lustgefühl ist also danach Hauptbedingung für den Genuss, ja es ist, wenn man will, gleichbedeutend mit demselben. Aber diese Ansicht lässt sich nicht aufrechterhalten. Wenn wir nach einer objektiven Bestimmung suchen, so müssen wir sagen: Lustempfindung nennt man jeden Gemüthszustand, den wir zu erreichen streben, in den wir versetzt zu werden wünschen. Ein anderes Kriterium kann ich mir wenigstens für ein allgemeines Lustgefühl nicht denken, es sei denn, dass man sich, mit der landläufigen Psychologie, damit begnügt, auf rein subjektive Wahrnehmungen hinzuweisen. Wenn man unter Lustgefühl eine besondere Art von Affect versteht, d. h. einen Affect, der von bestimmten vasomotorischen Zuständen begleitet ist, so giebt man mit anderen Worten zu, dass es nur einen solchen Zustand giebt, der als Genuss empfunden wird, nach dem wir streben, dass aber das nicht der Fall ist, lässt sich mit Leichtigkeit nachweisen.

Viele unserer Affecte oder Stimmungen können gelegentlich die Rolle eines Lustgefühls übernehmen, ja fast alle, — jedenfalls alle, die wir näher zu analysiren im Stande sind, mit Ausnahme eines einzigen, und an sich sind sie in ihrer Kraft, Genuss zu gewähren, nur wenig verschieden; aber auf der anderen Seite giebt es gewiss Nebenumstände, die den Affecten in ihrer Bedeutung als Lustgefühl mehr oder weniger Abbruch thun können, so dass sie faktisch nicht alle eine gleich hervorragende Stellung in der Psychologie des Genusses einnahmen. Ueber diese Verhältnisse müssen wir vor allem ins Klare kommen, und zu diesem Zwecke wird es nothwendig sein, alle die verschieden emotionellen Zustände in ihrer Bedeutung als Lustgefühl Revue passiren zu lassen.

Dass die Freude oder mit anderen Worten die Wahrnehmung einer allgemeinen Gefässerweiterung in Verbindung mit einer erhöhten motorischen Innervation und einem daraus folgenden Gefühl grösserer Kraft und Leichtigkeit, dass dieser Affekt ein Lustgefühl bedingt, oder vielmehr gleichbedeutend ist mit einem Zustand von Wohlsein und Genuss, das bedarf keiner näheren Erläuterung. Die Freude nimmt ja in dieser Beziehung so wie so eine Sonderstellung im allgemeinen

Bewusstsein ein, und wird als das eigentliche spezielle Lustgefühl betrachtet, oder mit dem Begriff des Lustgefühls identificirt. Das ist, psychologisch betrachtet, unbegründet, aber natürlich ist diese landläufige Auffassung nicht ganz aus der Luft gegriffen und die Beobachtung, dass die Freude immer und unter allen Umständen einen Genuss mit sich bringt, ist an sich richtig genug. Hier wollen wir uns darüber einigen, dass alle Factoren, die den Complex physiologischer Erscheinungen hervorrufen können, welche zusammen das physische Aequivalent der Freude ausmachen, zu den Genussmitteln gezählt werden müssen, jedenfalls so lange als sie unser Kreislaufsystem noch beeinflussen und wir nicht müde werden, uns ihrer Einwirkung auszusetzen.

Die nahe physiologische Verwandtschaft, die zwischen der Freude und dem Zorn besteht, macht es von vornherein wahrscheinlich, dass auch der letztere ein Lustgefühl werden kann. Auch beim Zorne handelt es sich um eine allgemeine Gefässerweiterung und eine Steigerung der Funktion des nervösen Bewegungsapparats; der Unterschied im Vergleich mit der Freude besteht einmal in der grösseren Intensität der Phänomene, die beim Zorn manchmal einen fast pathologischen Charakter annehmen können, und ferner in der Gewaltsamkeit und Zügellosigkeit der motorischen Innervation. Die Bewegungen werden dann nicht nur stärker, heftiger, sondern auch ungenau, bis zu einem gewissem Grade ungeordnet, uncoordinirt. Indessen sind die physiologischen Grundphänomene bei Freude und Zorn dieselben, und schon allein aus dem Grunde wäre es auffallend, wenn die zornige, erbitterte, rasende Gemüthsstimmung uns nicht ebenso Genuss zu bereiten vermöchte, wie die freudige. Man braucht auch durchaus kein tiefer Menschenkenner zu sein, um sich zu überzeugen, dass dies auch wirklich der Fall ist, und wenn der Zorn als Lustgefühl faktisch geringere Bedeutung hat als die Freude, so liegt das daran, dass der Zorn ein weit weniger unschuldiger Affekt ist, als die Freude, so dass man oft Bedenken haben kann, ihn zu Zwecken des Genusses in Anwendung zu bringen, und, hat man einmal der Versuchung nachgegeben, die Sache oft bereuen muss. Der Zorn als Genuss ist daher in der civilisirten Gesellschaft allmählich in Misscredit gekommen, man schämt sich seiner und die Andern wollen ihn nicht dulden. Heutzutage ist der aus diesem Lustgefühl hervorgehende Genuss ein Privileg der primitiven, sogenannten wilden Völkerschaften, sowie jener rücksichtslosen zügellosen Elemente, mit denen selbst eine in moralischer Hinsicht hoch entwickelte Gesellschaft immer noch ziemlich stark durchsetzt ist. Selbst bei Naturvölkern wird der Genuss des Zorns durch die Rücksicht auf das sich selbst und anderen zugefügte Ungemach in gewissen Schranken gehalten; aber immerhin bildet hier die Raserei des Streites, oder vielmehr des Kampfes ein Genussmittel, das mit unwiderstehlichem Naturtrieb gesucht wurde, und durch welche das Leben und

Treiben dieser Volksstämme sein ganz besonderes Gepräge erhält. Hat man keinen Vorwand zum Streit mit Fremden, so zieht man gegen einander zu Felde, blos um der Wonne des Kampfes, der Raserei willen[1]). Unsere nordischen Vorfahren nehmen in dieser Beziehung die erste Stelle ein. Kampf und Streit war ihr höchstes Bedürfniss, und diejenigen, welche, wie die Bersärker die besten natürlichen Bedingungen dafür besassen, sich in den Genuss der blindesten Raserei zu versetzen, erlangten dadurch neben dem persönlichen wollüstigen Genuss eine besonders geachtete Stellung in ihrer Gesellschaft. Konnten sich doch diese Völker keine schönere Belohnung im Jenseits denken, als unbeschränkten Kampf und Krieg und die Möglichkeit, mindestens einmal am Tage todtgeschlagen zu werden. Ein stärkeres Wollustgefühl lag ganz ausserhalb der Möglichkeit ihres Vorstellens. Und bis weit in die geschichtliche Zeit hinein hat dieses Verlangen, wenigstens ab und zu einmal die Wonne der Kampfesraserei zu kosten, die Geschicke der Nationen beeinflusst; selbst in unserem civilisirten Welttheil hat es seine Rolle immer noch nicht ausgespielt, wie auch gebildete und humane Menschen nicht immer im Stande sind, das natürliche Verlangen nach der Wollust des Zorns und einer mehr oder weniger motivirten kleinen Explosion zu unterdrücken. Nur wird es für die Nationen sowohl als auch für den Einzelnen immer unabweisbar nothwendiger, einen anständigen Vorwand für seine Zornesausbrüche zu finden. Es muss heutzutage eine „gerechte Entrüstung“ sein, die sowohl Kriege als Zornausbrüche des pater familias diktirt. Wenn aber die Entrüstung nicht mit so grossem subjektivem Wohlbehagen verbunden wäre, würde man wohl nicht immer so leicht über Sachen in Harnisch gerathen, die man gar keine Ursache hat, irgendwie schwer zu nehmen, — wie z. B. die religiösen Anschauungen ganz fremder Menschen, die Art, wie eine fremde Nation ihre Colonien behandelt oder dergleichen. Kurz, da wo man sich ihm ohne Gefahr und ohne Reue hingeben kann, ja wo man noch dazu das Gefühl hat, etwas Verdienstvolles oder gar Edeles gethan zu haben, — da ist der Zorn ein Genuss, der in seiner Intensität entschieden die Freude übertrifft, jedenfalls nicht hinter ihr zurücksteht.

Beschränkter in seiner Rolle als Genussmittel ist der Complex vasomotorischer Gefässverengerungen und spastischer Zusammenziehungen der willkürlichen Muskeln, der das physiologische Aequivalent der Angst, des Schreckens, bildet. Und das ist begreiflich genug; denn während die Explosionen, die den Zorn begleiten, und seine Bedeutung als Genussmittel beschränken, im Wesentlichen ein Risiko für die Andern bilden — worüber man ja in der Regel relativ leicht hinwegkommt — so ist in den meisten Fällen die Angst dadurch bedingt, dass man selbst

---

[1]) Ferox gens nullam esse vitam sine armis rati. Liv. XXXIV, 17.

in Gefahr, oder von irgend etwas Bösem bedroht ist, oder zu sein glaubt. Und nur um eines Lustgefühls willen ein ernstes Risiko für die eigene Person auf sich zu nehmen, das werden wohl die meisten sich reiflich überlegen. Die Gefahr, die mit dem Schreck verknüpft ist, muss natürlich diesem Affekt in seiner Rolle als Genussmittel wesentlich Abbruch thun. Kann man dagegen die emotionellen Angstphänomene geniessen, ohne sich in Wirklichkeit einer ernsten Gefahr auszusetzen, mit klarem Bewusstsein der Sicherheit und Gefahrlosigkeit der Situation, so ist die Angst vielleicht nicht weniger genussreich, als die vorhin erwähnten Affekte. Wenn Kinder die Mutter in der Dämmerstunde um eine recht schaurige Gespenstergeschichte bitten, so geschieht es doch, weil das Grausen, in das sie sich dadurch versetzen lassen, ein Wonnegefühl für sie mit sich führt. Auch alle die nervenerschütternden, schauererweckenden Producte der Belletrik, von dem „Blutigen Räuberhauptmann“ an bis zu E. T. A. Hofmann's und E. A. Poe's Erzählungen verdanken ihren Erfolg dem Verlangen der Menschen nach dem Genuss des Angstgefühls.

Auf diesem Gebiet ist die Erklärung dafür zu suchen, dass ungebildete und hochgebildete Menschen einen Genuss am Zuschauen bei Hinrichtungen, blutigen Kampfspielen und Thierbändigerscenen finden, und dass das Vergnügen an Seiltanz und Trapezgymnastik gleich geringer wird, sowie ein Sicherheitsnetz ausgespannt ist. Das Wesentliche bei alledem ist, Angst auf anderer Leute Kosten, sympathische Angst. Hier liegt auch der Schlüssel zu der merkwürdigen, historisch bedeutungsvollen Erscheinung der Lust an Grausamkeiten, die so viele grosse und mächtige Männer zu Menschenschlächterei und blutigen Kriegen getrieben hat.

Manche Menschen suchen ja den Genuss der Angst auch auf eigene Gefahr. Für solche Natur hat die Gefahr eine merkwürdige Anziehungskraft, und sie fühlen sich im dichtesten Kugelregen am wohlsten; dabei spielt auch der Rausch des Kampfes eine Rolle und die gleichzeitig bestehende Spannung, welche einer der genussreichsten Affekte und deswegen so sehr beliebt ist.

Die Spannung ist der Angst nahe, der Freude in einzelnen Punkten verwandt; mit der Angst hat sie die vasomotorische Haupterscheinung, die krampfhafte Zusammenziehung der Gefässmuskeln und anderer unwillkürlicher Muskeln gemeinsam, dagegen fehlt ihr die beim Schreck so ausgeprägte Lähmung der willkürlichen Muskeln, vielmehr ist die Spannung durch ruhe- und ziellose willkürliche Muskelthätigkeit ausgezeichnet. Das entspicht ganz der Rolle der Spannung in der Auffassung der Alltagspsychologie, für diese ist sie ja ein Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, die Unruhe vor einer Entscheidung, welche uns entweder Freude oder Schmerz bringen kann.

Von allen Genüssen aus dem Gebiete der Affecte giebt es vielleicht keinen, der so gesucht wäre, und absichtlich so viel verwendet würde, wie die Spannung. Ich lasse dahingestellt, ob sie an und für sich mehr als andere Affecte geeignet ist, Genuss zu bereiten; jedenfalls hat sie den Vorzug, fast überall und immer zur Verfügung zu sein, und sich durch sehr harmlose Mittel hervorrufen zu lassen. Es ist nicht immer so leicht, sich den Genuss einer Freude zu verschaffen, während eine Spannung jeden Augenblick hervorgerufen werden kann; deswegen haben die Menschen auch von jeher nach Mitteln dafür gesucht, und diese stets parat gehalten. Mit Zorn und Angst verglichen ist sie ein so unschuldiger Genuss, dass man sie ohne Skrupel als Quelle der Lust verwenden kann.

Die Beispiele für die vielen künstlichen Mittel zur Hervorrufung dieses genussreichen Affekts liegen auf der Hand. Alles was Spiel heisst, dient diesem Zwecke. Das Spiel kann ja auch auf anderem Wege Genuss bereiten, aber es giebt kein Spiel ohne Spannung, und sehr oft, wie beim Glücksspiel, macht sie den ganzen, für viele unwiderstehlichen Genuss des Spiels aus. Spiele in den verschiedensten Formen sind die gewöhnlichsten aller Vergnügungen. Das gilt für das Kind, das mit Herzklopfen und rothen Backen vor der Möglichkeit den schwarzen Peter zu ziehen, dasitzt, bis zu dem gesetzten Geschäftsmanne, der abends sein bei der Arbeit aufgesammeltes Genussbedürfniss mit der mässigen und soliden Spannung befriedigt, welche ihm sein Whist oder L'hombre gewährt.

Wie überwältigend stark das Verlangen des Menschen nach Spannung sein, wie vollständig es ihn beherrschen kann, braucht gar nicht näher nachgewiesen zu werden. Spielhäuser und Rennbahnen beweisen das zur Genüge, und man hat ja von Seiten der Gesellschaft der rücksichtslosen Befriedigung dieses Verlangens ebenso Schranken entgegensetzen müssen, wie der Befriedigung anderer emotioneller Bedürfnisse, des Zorns z. B. Aber auch auf andere Weise greift der Drang nach Spannung in die menschlichen Verhältnisse ein. In den meisten Sprachen giebt es nur ein Wort zur Bezeichnung von Spiel, gleichviel ob es sich um Kinder oder Erwachsene handelt. Und in der That wird man sehen, dass es sich bei dem Spielen der Kinder im Wesentlichen darum handelt, eine Spannung zu schaffen, und dass dieser Gemüthszustand, die Spannung den Haupttheil des Genusses ausmacht. Das Verlangen erwachsener Menschen nach Spannung hat die Wettkämpfe in all ihren Formen gezeitigt, die schon im klassischen Alterthum eine so grosse Rolle spielten und in den civilisirten Ländern Jahr für Jahr mehr Raum gewinnen. Dass man das Bedürfniss nach Spannung auch durch die schöne Literatur zu befriedigen sucht, ist natürlich, und in der That ist ja auch das Zuwege-

bringen dieser Stimmung ein Hauptmittel der meisten Zweige der Dichtkunst. In wie vielen Dramen und Romanen ist die Spannung nicht das wesentliche, vielleicht das einzige Mittel zur Erlangung von Kunstgenuss. Und selbst in der Weltgeschichte, — wer wollte da entscheiden, wie gross die Rolle ist, die dem Spannungsbedürfniss zufällt, wie oft es die Haupttriebfeder grosser Actionen war, die die Welt erschüttert oder umgeformt haben.

Cäsar hatte ja, als er den Rubikon überschritt, selbst das Gefühl, ein grosses gewagtes Spiel zu spielen und Napoleon sagte von sich, während er den Plan zu einem Feldzug zurechtlegte, wäre ihm zu Muthe, „wie einer Frau, die ein Kind gebären sollte“, so gespannt, so erwartungsvoll, so angenehm unruhig.

Ja selbst der Kummer, das physiologische Gegenspiel der Freude, das auf einer Gefässverengerung und Herabsetzung der motorischen Innervation beruht, selbst dieser Affect, der oft als mit jedem Lustgefühl unvereinbar betrachtet wird, kann ebenso wie die Angst zum Genuss werden, wenn in seinen Ursachen etwas liegt, das ein Behagen an eben diesem emotionellen Prozesse ermöglicht. Auch dieser Gemüthsbewegung gegenüber haben die Menschen sich so zu stellen gewusst, dass sie im Stande sind, ihre Annehmlichkeiten zu geniessen. Wie man es hier verstanden hat, die kummervolle Stimmung zu einem für viele sehr wirksamen Genussmittel zu gestalten, davon wird später die Rede sein. Ist doch die „sanfte Melancholie“, die „Wollust der Thränen“, die für zahlreiche Menschen zu den höchsten Genüssen zählt, der Ursprung vieler bedeutender Erzeugnisse der Dichtkunst gewesen. Die trübe, melancholische Poesie entsteht nicht allein — ja vielleicht nur zum geringsten Theile — als Ausdruck der Stimmung des Dichters; sie würde keine Leser finden, sie könnte nicht gedeihen, wenn sie nicht vom Publikum verlangt würde, zur Befriedigung des Bedürfnisses, auf sympathischem Wege in eine kummervolle Stimmung versetzt zu werden. Die rührende, thränenpressende Poesie hat gewiss kein geringeres Publikum, als die spannende; die rührende Musik sicher ein grösseres, als die heitere. Bellini selbst sah seine Aufgabe darin „piangere e far piangere“. Sehr vielen Menschen, ganz besonders aber Frauen bereitet ein Buch, ein Theaterstück u. s. w. gar keinen Genuss, wenn es ihnen nicht Anlass giebt, Thränen zu vergiessen[1]).

Selbst der natürliche Kummer ist für viele eine starke Quelle des Genusses; trotz der Erinnerung an seine Ursachen möchten sie um keinen Preis von ihm befreit werden; sie klammern sich daran an, sie

[1]) Madame Rillier sagt in der Vorrede ihres Buches über Frau von Staël (Paris 1828, XXIX). „Ce qui l'amusait c'était ce qui la faisait pleurer.“

schwelgen darin, sie nehmen jedesmal, wo das Bedürfniss nach Stimmungsgenuss über sie kommt, ihre Zuflucht zu ihm [1]).

Es ist hier unmöglich alle verschiedenen Stimmungen und Gemüthszustände daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie Lustgefühle sein können; die meisten sind übrigens zu schwach ausgeprägt, zu wenig concret, als dass ein Versuch in dieser Richtung viel ergeben könnte.

Jedoch muss ein Affect von eigenthümlicher Beschaffenheit hier etwas eingehender behandelt werden, weil er im Reiche der Stimmungen und Gemüthszustände eine ästhetisch besonders wichtige Stellung einnimmt. Ich meine den Zustand, welcher den reinsten und stärksten, sozusagen den Genuss an sich darstellt, ich meine das, was wir den ekstatischen Zustand nennen. Unter Ekstase versteht man, — jedenfalls soll das Wort hier so gebraucht werden, — den mehr oder weniger ausgebildeten Zustand von Bewusstlosigkeit, von Unzugänglichkeit und Unempfindlichkeit für äussere Eindrücke, den man durch starke emotive Einwirkungen verschiedener Art hervorrufen kann. Es ist ja nicht unbegreiflich, dass eine bis zu überwältigender Stärke gesteigerte Stimmung die intellectuelle Thätigkeit ganz oder fast ganz aufheben kann, oder, was vielleicht richtiger ist, von einer solchen Aufhebung begleitet werden kann. Jeder starke Affect hat, wie die tägliche Erfahrung zeigt, einen störenden Einfluss auf Bewusstseins- und Denkvorgänge; natürlich lassen die Veränderungen des Blutumlaufs, welche die Affecte kennzeichnen, in der Regel die Organe für die übrigen seelischen Vorgänge nicht unberührt. Bekanntlich verliert jemand, der von Angst ergriffen wird, zugleich mehr oder weniger die Kraft klar zu denken, die Situation richtig zu würdigen, kurz er „verliert den Kopf“; der Wüthende sieht weder noch hört, noch überlegt er, sondern er ist „ausser sich“ und dabei für äussere Unannehmlickeiten mehr oder weniger unempfindlich; der Frohe kann von seiner Stimmung so eingenommen sein, in so hohem Grade ausserhalb dessen, was ihn umgiebt, stehen, dass man als passende Bezeichnung das Wort „entzückt“ für ihn gewählt hat [2]).

Bei jedem starken Affecte findet sich — wohl eher als Begleit- wie als Folgeerscheinung — eine Aufhebung des Verhältnisses zur Umgebung, ein gewisser Grad von Bewusstlosigkeit und Unempfänglichkeit. Tritt dieser Zustand stark in den Vordergrund, während sich die übrigen Affekterscheinungen verhältnissmässig wenig geltend machen, so bezeichnet man den Zustand als Ekstase. Wo sich z. B. eine von

---

1) Öhlenschläger berichtet in seinen „Erinnerungen“ von einem Freunde (Rabbek) „Er musste immer eine Dame haben, in die er unglücklich verliebt sein konnte, das versetzte ihn in seinen Mussestunden in die elegische Stimmung, die er so sehr liebte.

2) Das Wort „entzückt“ bedeutete ursprünglich, sogar noch zur Zeit Holberg's, dass man dieser Welt ganz entzogen ist.

religiöser Stimmung erfüllte Seele selbstvergessen und hingebend versenkt in ein seliges Beschauen der, und eine alles absorbirende Freude an der Gottheit, wo also nur Stimmung herrscht, und für andere Affekterscheinungen kein Raum ist, da sind die Bedingungen dafür gegeben, dass die Ekstase in ihrer reinen Form auftritt.

Die Ekstase ist also der reinste, uncomplicirteste Zustand des Genusses an sich, und kann deshalb gewiss das höchste Lustgefühl mit sich bringen, dessen der menschliche Organismus überhaupt fähig ist. Der Ekstatische fühlt „die himmlische Freude", hört die Engel singen und sieht den Himmel offen. Andererseits kann er aber auch vom tiefsten Schmerz erfüllt oder von der quälendsten Angst beherrscht sein, kann heisse Thränen über Jesu Wunden vergiessen, oder sich in Furcht vor den Höllenqualen winden.

Wahrscheinlich ist die vasomotorische Grundlage der Ekstase sehr verschiedenartig; wie stark die Innervation der Blutgefässe durch diesen Zustand beeinflusst sein kann, zeigt sehr frappant die Thatsache, dass bei ekstatischen Individuen Blutungen in der Haut oder auf ihrer Oberfläche oder blutige Schweisstropfen auftreten können.

Diese Erscheinungen haben oft den mystischen Nebel, der die Ekstase in den Augen der Laien umgiebt, noch verdichtet, zumal diese blutigen Stigmata der Ekstase oft an besonders bedeutungsvollen Stellen auftreten, so an denen der Dornenkrone, der Nagelwunden, des Lanzenstichs. Es wäre nicht weiter wunderbar, wenn ein so starkes Lustgefühl, wie das der Ekstase den Menschen sehr anzöge, und wenn die halbe Welt danach strebte, ihre Existenz in ekstatischer Entzückung zu durchleben. Das würde gewiss auch so sein, wenn es für die meisten Menschen nicht so sehr schwer und mühsam wäre, sich in einen vollentwickelten Zustand von Ekstase zu versetzen. Die Menschen sind in dieser Beziehung sehr verschieden begabt, nicht nur die verschiedenen Individuen, sondern anscheinend auch die verschiedenen Rassen. Die Ekstase hat immer unter den Orientalen geblüht, vor allem in Egypten, Kleinasien, Persien, Indien. Aber selbst bei den so sehr disponirten Bewohnern dieser Länder ist eine besondere, recht schwierige Vorbereitung für die Erreichung der ekstatischen Entzückung erforderlich; die durch verschiedene künstliche Mittel aufs Höchste gesteigerte exaltirte Stimmung, durch welche man die Ekstase oft zu erreichen sucht, reicht dazu meist nicht ganz aus. Ihre Wirkung muss durch äussere, auf den Blutdruck im Hirn hinwirkenden Mittel unterstützt werden. Die Derwische, die ja nicht blos der, sondern auch von der Ekstase leben, drehen sich bei ihren religiösen Exerzitien in so schwindelnder Schnelligkeit und so merkwürdiger Ausdauer um sich selbst, dass man schon beim blossen Zusehen das Gefühl hat, verrückt zu werden. Andere Secten suchen die für die Ekstase nöthigen Kreislaufstörungen dadurch herbeizuführen,

dass sie unglaublich schnell „bis 400 Mal in der Minute, mit der Uhr in der Hand gezählt", den Kopf von einer Seite nach der andern werfen, bis sie in Convulsionen verfallen [1]). Das ist ja nun nicht jedermanns Sache; unter civilisirten Völkern kommt eine vollständige Ekstase jetzt auch nur bei besonders disponirten Individuen vor, und zwar nur bei Frauen und Kindern, und im ganzen so selten, dass sie für krankhaft, für eine hysterische Erscheinung gilt. In solchen Fällen kommt die Ekstase zu Stande, ohne dass stark circulationsstörende Handlungen, wie sie die orientalischen Fanatiker vornehmen, einwirken, vielmehr lediglich als ein affectiv-vasomotorischer Vorgang, und dabei handelt es sich bekanntlich fast immer um religiöse Gemüthsbewegungen, die ja für die Ekstase am wirksamsten erscheinen. Kein Genuss ist so überwältigend wie der religiöse, jedenfalls giebt es kein harmloseres Mittel zur Erzielung der Ekstase; und das Lustgefühl, welches auch ganz leichte, ekstatische Zustände mit sich führen, wird ja oft dadurch erreicht, dass man sich in religiöse Entzückung versetzt. Ein massenhaftes, gewissermafsen epidemisches Auftreten der Ekstase und ihre Ausdehnung auch auf nicht disponirte Individuen — und deshalb auch oft sogar auf Männer — ist nicht selten in Zeiten beobachtet worden, wo die Gemüther langdauernde und tiefe Erschütterungen erfahren haben, z. B. durch mörderische Seuchen oder starke religiöse Bewegungen.

Zur Zeit der christlichen Märtyrer waren ekstatische Zustände ziemlich alltäglich; auch nach der furchtbaren Seuche des „schwarzen Tods" im 14. Jahrhundert führte die alle Welt beherrschende Unruhe und Angst zu Epidemieen von ekstatischen Zuständen, die ein Land nach dem anderen ergriffen. Unter Bussliedern zogen die Flagellanten durch ganz Europa, und wurden sympathisch aufgenommen, so lange die durch das grosse Sterben erregte ängstliche Unruhe dauerte.

In unserem Klima und unter den civilisirten Völkern sind voll entwickelte ekstatische Zustände so selten, dass sie für pathologisch gelten; anders aber mit den nur halb entwickelten Formen der Ekstase. Sie werden nur meist anders bezeichnet, und deswegen in ihren Wesen verkannt; aber Jeder kennt aus der Selbstbeobachtung oder der Betrachtung Anderer jenes unbestimmte Genussgefühl, welches einen so fesselt,

[1]) Der türkische Arzt Zambacco berichtete auf dem medizinischen Congress in Kopenhagen von der Sekte der Raphai folgendes: „Nachdem sie ganze Stunden lang gesprungen, getanzt, ihren Körper nach allen Richtungen geschwungen und in allen Tonarten geheult haben, verfallen sie Krämpfe. Wenn ihr Wahnwitz den Höhepunkt erreicht hat, sind sie gegen Schmerz derartig unempfindlich, dass sie ihre Haut und ihre Glieder mit langen Nadeln durchbohren, ohne Schmerzenszeichen zu geben. Sie verschlucken dann Glas, Scherben, Messer, trockene Kaktusblätter, scheussliche Skorpione und Schlangen. Ihr Scheich haut mit Keulen und Säbeln auf sie los; ihr rasendes Delirium hat sie um alles Gefühl und alle Vernunft gebracht."

dass man sich und die Welt vergisst. Wenn man in solchen Fällen z. B. sagt, dass einen der Parsifal in Ekstase versetzt, so will man damit nicht einen Zustand wie den eines tanzenden Derwischs oder eines Fakirs bezeichnen, aber doch etwas im Grunde Aehnliches. Wenn jemand „in Begeisterung schwimmt“ oder vor Entzücken „ganz ausser sich“ ist, so haben diese Zustände, wie die Ekstase, das Merkmal, dass einen ein Eindruck — einer Person, eines Gegenstandes oder einer Darstellung — so ganz gefangen nimmt, dass die Erregbarkeit des Gehirns für alle anderen Einwirkungen herabgesetzt oder aufgehoben ist.

Für die Frage nach dem Wesen des Kunstgenusses ist hier die grosse Rolle von Bedeutung, welche die Bewunderung als Lustgefühl erhält. Die Bewunderung ist ja nur ein Grad — ein ganz niedriger oder doch alltäglicher, aber gerade deshalb ein so wichtiger — der ekstatischen Stimmung, und diese Verwandtschaft zeigt sich auch in der sprachlichen Ausdruckform der Bewunderung.

Wenn ein dänischer Dichter die tiefen Worte spricht, „ewige Bewunderung ist unseres Herzens Verlangen“, so zeigt er nur, wie natürlich es wäre, wenn die Menschen ihr Leben in beständiger Ekstase hinzuleben suchten. In der höchsten Ekstase kann man natürlich nicht leicht und nicht häufig sein; man begnügt sich mit einer schwachen Form, der Bewunderung, d. h. im Grunde genommen, mit einem leichteren Grade der vasomotorischen Erregungen, welche die Ekstase bedingen und fühlt dabei — diesen Grad nennen wir Bewunderung — schon einen Genuss.

Die Natur bietet der Bewunderung unerschöpfliche Quellen; aber — und das interessirt uns hier besonders — um nun jeder Zeit in diese genussreiche Stimmung kommen zu können, haben die Menschen verstanden, sich in unbegrenzter Zahl Gegenstände der Bewunderung zu verschaffen.

Das verleiht der Bewunderung ihre grosse Bedeutung für den Kunstgenuss; deshalb komme ich auf sie weiter unten bei Erörterung des Weges, auf welchem die Kunst ihre Gesammtwirkung hervorruft, zurück. Hier will ich nur vorläufig bemerken, dass das Moment, welches bei einem Werke oder einer Vorführung Bewunderung hervorruft, natürlich keine ihnen anhaftende positive Eigenschaft ist, sondern eine Vorstellung, welche das Werk oder die Vorführung hervorruft, und zwar im Besonderen die Vorstellung überwundener Schwierigkeiten. Ich kann z. B. Bewunderung und damit Genuss vor einer Metall- oder Glas-Arbeit fühlen, solange ich sie für das Product einer schwierigen oder kunstgeübten Handarbeit (Schmieden, Schleifen u. dgl.) halte; aber dieser Genuss verschwindet in dem Augenblicke, wo ich erfahre, dass die Arbeit mühelos, z. B. durch einfaches Giessen producirt worden ist, und doch ruft der Gegenstand in beiden Fällen denselben Sinneseindruck hervor.

Man muss sich, wie ich später eingehender zeigen werde, darüber ganz klar sein, wenn man die grosse Bedeutung der Bewunderung beim Kunstgenusse richtig verstehen will.

Ich habe bisher bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben, dass nicht bewiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich ist, dass bestimmte Gemüthsbewegungen an sich uns grösseren Genuss zu bereiten im Stande sind, als andere. Zorn, Trauer, Angst u. s. w. können eben so starke Lustgefühle werden, wie die Freude; wenn im praktischen Leben die Affecte als Genussmittel so verschieden wirken, so liegt das wohl in erster Linie entweder an begleitenden Umständen oder an ihren verschiedenen Ursachen und Folgen. Die Trauer gewährt keinen Genuss, wenn sie durch den Tod eines lieben Freundes hervorgerufen wird, und der Genuss des Zorns geht verloren, wenn man daran denkt, dass man sich nicht von ihm beherrschen lassen darf.

Hier sind aber vielleicht ein paar Ausnahmen zuzulassen. Gewiss hat hier die Freude eine bevorzugte Stellung, weil sie, wie kein anderer Affekt, immer und unter allen Umständen ein Genuss ist, und namentlich deshalb, weil sie, so lange sie überhaupt aufrecht erhalten werden kann, dauernd als Lustgefühl wirkt, während Trauer, Angst, Spannung u. s. w. ziemlich bald aufhören, Genüsse zu sein und deshalb auch nur kurze Zeit hinter einander zu diese Zwecke verwendet werden; man wird ihrer sonst müde und ihre Wirkung schlägt in das Gegentheil um.

Das muss natürlich auf einer Verschiedenheit der **physiologischen Entstehungsbedingungen** beruhen, vermuthlich auf den folgenden: Die vasomotorischen Erscheinungen der Affekte sind in der Regel spastischer, krampfhafter Natur und bestehen in einer aktiven Zusammenziehung der Gefäss-Muskeln, deren Ergebniss entweder Zusammenziehung oder Erweiterung der feinen Arterien ist.

Solch eine spastische Zusammenziehung muss, nachdem sie einige Zeit gedauert hat, zur Ermüdung der dabei thätigen Muskeln und Nerven führen; sie kann nur mühsam beibehalten werden und wird von einem subjectiven Unbehagen begleitet sein, das mehr als eine Art psychischer Müdigkeit, als wie eine Muskelermüdung empfunden werden wird. Der Affect ist von einem Unlustgefühle begleitet und verschwindet schliesslich, auch wenn seine Ursache weiter besteht.

Mit der Freude verhält es sich aber anders; physiologisch betrachtet ist sie ein Zustand von Erweiterung der feinen Gefässe, der entweder durch einen Krampf der die Gefässe erweiternden, oder eine Erschlaffung, eine Lähmung der sie verengernden Muskeln entsteht. Ist letzterer Zustand die physiologische Seite der Freude — zum Unterschiede vom Zorne — so lässt sich ihr unbegrenztes Fortdauern, ohne Unbehagen oder Ermüdung, ihre Rolle als unbeschränkt Genuss bereitendes Mittel verstehen.

Natürlich lässt sich über diese Auffassung discutiren; für sie spricht aber auch die Thatsache, dass die chemischen Substanzen, welche auf rein körperlichem Wege eine frohe Stimmung herbeiführen, gefässerschlaffend wirken.

Eine weitere Ausnahme von dem Satze, dass alle Affecte in gleichem Maſse Genuss gewähren können, bildet die Enttäuschung.

Dieser Affect scheint nie mit den Zügen eines Lustgefühls aufzutreten, was man von keinem anderen Affekte sagen kann. Psychologisch erscheint diese negative Bedeutung der Enttäuschung selbstverständlich, sie tritt ein, wenn etwas Begehrtes nicht erreicht wird, mit anderen Worten also, nach der oben gegebenen Definition des Genusses: wenn einem ein Genuss entgeht. Dann kann die Enttäuschung also nicht als ein Genuss gefühlt werden.

Physiologisch betrachtet hat die Enttäuschung als körperliches Attribut ein Gefühl von Abspannung, Ermüdung, Schlaffheit, vielleicht der einzigen körperlichen Empfindung, die nie irgend ein Gefühl von Angenehmem weckt.

Dass unsere Genussszustände zum grossen und wesentlichen Theil aus unsern Gemüthsbewegungen stammen, oder vielmehr mit diesen zusammenfallen, identisch mit ihnen sind, kann wohl als feststehend betrachtet werden, und ihre Abhängigkeit von vasomotorischen Veränderungen ist demzufolge nicht anzuzweifeln. Aber eine andere Frage ist es, ob ein Affekt immer die nothwendige Voraussetzung des Genusses sein muss, ob nichts anderes uns ein Lustgefühl bereiten kann, als eine emotionelle Nerveninnervation. Hierauf wird jeder antworten, dass eine Gemüthsbewegung zum Zustandekommen eines Genusses durchaus nicht nöthig ist, dass die tägliche Erfahrung zeigt, wie wir durch alle unsere Sinnesorgane genussreiche Eindrücke aufnehmen können, ohne dass diese irgendwelche Gemüthsbewegung oder Stimmung erwecken. Wie gross auch unser Genuss bei einem Glase edlen Weins, bei dem Einathmen eines zarten Duftes, bei dem Anblick einer farbenprächtigen Dekoration sein mag, so wären das doch alles nicht Dinge, die unser Gemüth bewegen, sie brauchten es wenigstens nicht zu sein.

Das ist wohl in gewissem Sinne wahr. Wir können sicher Genuss empfinden, ohne das, was man gewöhnlich Gemüthsbewegung nennt. Aber eine andere Frage ist es, ob wir Genuss empfinden können, ohne dass diesem Zustand irgend eine vasomotorische Veränderung zu Grunde liegt, von derselben Art, wie die, welche unsere Gemüthsbewegungen repräsentiren. Wir haben ja schon oft erwähnt, dass durchaus nicht jedes vasomotorische Innervationsphänomen die Veranlassung zu dem ist, was wir gemeinhin Gemüthsbewegung nennen; dazu gehört vor allem, dass diese Erscheinungen eine gewisse Stärke und Ausdehnung besitzen; ist letzteres nicht der Fall, so veranlassen sie keine emotionellen

Phänomene, können aber gleichwohl einen Genusszustand hervorrufen; und ausserdem hängt ja die emotionelle Wirkung in hohem Grade von der habituellen oder augenblicklichen Disposition des betreffenden Individuums ab. Man kann daher keine so bestimmte Grenzen ziehen, keinen prinzipiellen Unterschied aufstellen zwischen der emotionellen Gefässinnervation und derjenigen, die keine Gemüthsbewegung im conventionellen Sinne des Wortes hervorruft. Die Unklarheit kommt daher, dass man nach alter Gewohnheit seinen Ausgangspunkt von der Gemüthsbewegung nimmt, diesem ganz unphysiologischen und wissenschaftlich genommen unmöglichen Begriff, der nun aber einmal in der Psychologie Fuss gefasst hat, statt von der Gefässinnervation auszugehen und deren psychische Resultate zu analysiren. Die Frage muss also so gestellt werden: Können die vasomotorischen Veränderungen ein Genussgefühl hervorrufen, selbst wenn sie aus einem oder dem anderen Grunde, z. B. in Folge ihrer Ausdehnung oder Intensität nicht diejenigen Erscheinungen verursachen, durch welche unsere Gemüthsbewegungen charakterisirt werden. Um aber in diesem Punkt, wie überhaupt in dem Verhältniss des Genusses zu den vasomotorischen Functionen klar zu sehen, müssen wir dem Leser nothwendigerweise in kurzen Zügen die physiologischen Grundbedingungen ins Gedächtniss zurückrufen, wie sie in dem einleitenden Kapitel dargestellt worden sind.

Nach dem dort Erörterten können wir in einen Zustand des Genusses gerathen teils durch solche vasomotorische Reize, welche deutliche affective Erscheinungen: Gemütsbewegungen oder Stimmungen irgendwelcher Art hervorrufen; aber auch durch Reize, bei denen Gemüthsbewegungen fehlen. Dieser Unterschied ist physiologisch nicht wesentlich; der Unterschied zwischen den affectiven und den nicht-affectiven vasomotorischen Innervationen ist mehr scheinbar als wirklich und beruht nur auf Intensitäts-Unterschieden der Innervation; ganz leichte affective Vorgänge können für ihren Träger unmerklich sein, und es sieht dann aus, als käme der Genuss ohne jedes emotionelle Moment zu Stande, was wohl niemals der Fall ist.

Wir haben uns in der allgemeinen Theorie der Genusserzeugung noch einige Bedingungen klar zu machen, die von der grössten Bedeutung für die künstlerische Erregung des Genusslebens sind.

Wenn man etwas in der Welt zu Stande bringen soll, so muss man ausser über das Material auch über das richtige Verfahren verfügen. Ich schreibe solche Banalitäten nicht gern hin, aber es ist wichtig, das hier in Erinnerung zu bringen.

Die Genussmittel wirken nicht, oder wenig oder nur ganz vorübergehend, wenn sie nicht methodisch und nach gewissen Regeln angewendet werden, die aus der physiologischen Natur des Genusses hervorgehen; die Anwendung dieser Regeln ist viel wichtiger als die Natur der genusserregenden Sinneseindrücke.

Hierin ist die eine grosse Aufgabe der Kunst zu suchen; ich meine die genussreiche Anwendung der Abwechselung; in ihr hat die Kunst eines ihrer allgemeinen Mittel.

Das andere Mittel, das uns zur Verfügung steht, um Kunstgenuss hervorzurufen, ist die Erregung einer sympathischen Stimmung, die Erweckung genussreicher Affecte auf dem Wege der Sympathie, d. h. die Benutzung der enormen Suggestiv-Wirkung affectiver Erscheinungen.

Ohne Verständnis für die Bedeutung dieser beiden Momente der Physiologie des Genusses würde vieles unverständlich bleiben, namentlich aber würde man zu keiner Klarheit über das eigentliche Wesen des Kunstgenusses kommen; in ihnen ist die ganze Aufgabe der Kunst beschlossen.

III. Die Abwechselung als Genussmittel.

Jeder Genuss hat seinen natürlichen Abschluss, man wird schliesslich, früher oder später, abgestumpft gegen ihn, oder wenn das nicht, so doch müde, „man bekommt die Sache über“.[1])

Hat man eine Weile mit Behagen am warmen Kamin gesessen oder sich in der Sonne gewärmt, so sehnt man sich unwillkürlich nach einem frischen Windstoss oder einem kühlen Bade, aber nur, um nach nicht allzu langer Zeit die Wärme wieder aufzusuchen. Keine Speise, kein Getränk behagt dem Gaumen längere Zeit nacheinander, und selbst in den ärmlichsten Verhältnissen sucht die Hausfrau Abwechselung in den Küchenzettel zu bringen, damit unter allzu grosser Einförmigkeit nicht der Appetit leidet. Wie bald ein einförmiger Farbeneindruck aufhört, einem zu gefallen, wie schnell ein einförmiger anhaltender Ton ermüdend, ja schliesslich ganz unerträglich wird, hat wohl jeder schon einmal erlebt.

---

[1]) La continuité dégoute en tout. Le froid est agréable pour se chauffer. Pascal, Pensées. Art. VI. 49.

So kommt es, dass die Abwechselung eine so ausserordentlich grosse Rolle in der Psychologie der Genüsse spielt. Eintönigkeit vernichtet sehr bald jeden Genuss. Wo es sich darum handelt, einen dauernden Genusszustand aufrecht zu erhalten, muss die erste Aufgabe sein, für Veränderung zu sorgen, und beim Entwerfen eines Programms für die eigenen Genüsse oder die Anderer ist es die grosse Kunst, zu berechnen, wie lange ein Genussmittel angewendet werden kann, ehe es seine Kraft verliert oder gar zur Plage wird, und wie die Eindrücke möglichst zweckmässig abwechseln müssen, um die grösstmögliche Genusswirkung hervorzurufen. Jedes genial componirte Menü, jedes vielverheissende Tivoliprogramm ist ein Beweis dafür, wieviel Geist, wieviel Ueberlegung in den Dienst dieser Aufgabe gestellt werden kann. Shakespeare beweist ein klares Verständniss für die Wirkung der Abwechselung, wenn er die rührendsten Auftritte, die grässlichsten Schreckensscenen mit burlesken Darstellungen abwechseln liess; und die Griechen, die sich wohl auf Genuss verstanden und den Drang nach Abwechselung respectirten, aber nicht wie die modernen Dramatiker, die Handlung unterbrechen durften, kamen diesem Bedürfniss des Publikums dadurch entgegen, dass sie regelmässig auf eine tragische Trilogie zur Aufmunterung der Zuschauer eine komische Farce folgen liessen.

Die Bedeutung der Abwechselung für den Genuss ist ja eine unbestrittene und auch im Ganzen so anerkannte Thatsache, dass eine ausführliche Beweisführung hier ganz überflüssig ist. Die ganze Sache sieht auch auf den ersten Blick höchst einfach und leicht erklärlich aus. Sobald man aber die Rolle der Abwechselung in ihrem Verhältnis zum Genuss etwas näher betrachtet, so kommt man sehr bald zu der Ueberzeugung, dass diese Rolle keineswegs in allen Fällen dieselbe ist und dass die physiologischen Aufgaben, die die Abwechselung zu erfüllen hat, höchst mannigfaltige sind.

Das Bedürfniss nach Abwechselung geht, wie schon aus Vorhergehendem klar sein wird, aus zwei verschiedenen Umständen beim Genuss hervor: 1. verliert jedes beliebige Genussmittel bei längerer ununterbrochener Anwendung seine Wirkung, man stumpft dagegen ab, 2. wirkt jeder Genuss früher oder später ermüdend, so dass Gleichgiltigkeit, ja sogar Unbehagen eintritt. Diese beiden Folgen, Abstumpfung und Müdigkeit, sind jedoch nur zeitweilige und verlieren sich, wenn man die Einwirkung des Genussmittels eine Weile unterbricht, wieder von selbst, sodass der Genuss wieder beginnen kann; vor Allem aber hindern sie nicht, dass Eindrücke anderer Art mit voller Kraft genusserzeugend wirken können; auf diese Weise ist es möglich, einen dauernden Genusszustand zu erhalten, indem man mit den Mitteln abwechselt.

Nun sind Abstumpfung und Müdigkeit zwei in physiologischer Hinsicht ganz verschiedene Zustände. Der erstere stammt aus den

percipirenden Nervenelementen, der zweite aus dem vasomotorischen Centrum. Es ist bekannt, dass jeder lange, ununterbrochen dauernde Sinneseindruck allmählich weniger stark percipirt wird, indem die auffassenden Nervenzellen allmählich weniger empfänglich geworden sind; aber indem ihre Funktionstüchtigkeit so verringert wird, muss, wie man leicht begreifen wird, auch der von ihnen ausgehende Impuls zu dem Gefässnervencentrum geschwächt und die emotionelle Reaction dadurch herabgesetzt werden. Brillat Savarin, ein feiner Beobachter auf dem Gebiete des Geschmacks, konnte eine so rapide Abschwächung der Geschmackseindrücke constatiren, dass er einen beständigen Wechsel der Weine bei der Mahlzeit verlangt, wenn man den vollen Genuss beim Trinken haben soll. Diese ganz populär gewordene Anschauung wird durch exacte physiologische Versuche, — zum Theil so einfacher Natur, dass Jeder sie mit Leichtigkeit nachmachen kann, — vollkommen bestätigt

Zwaardemaker u. A. haben gefunden, dass der für gastronomische Genüsse so wichtige Geruchssinn bei anhaltender Einwirkung eines und desselben Geruches schon nach einigen Secunden abgeschwächt wird, und dass die Empfindung nach einigen Minuten ganz aufhört. Aehnlich verhalten sich Gesichts- und Gefühls-Eindrücke; bei den ersteren ist die Abschwächung schon nach dem Bruchtheil einer Secunde merklich (Exner). Es ist also verständlich, dass jedes anhaltend einwirkende Genussmittel schnell an Wirkungsvermögen verliert.

Das kann wohl Abstumpfung, Unempfänglichkeit für lange fortgesetzte Genüsse hervorrufen, aber nicht Müdigkeit, Unbehagen; sie kommen auf ganz anderem Wege zu Stande, nämlich durch lange andauernde vasomotorische Erregung. Die Muskeln der Gefässwände ermüden bei fortgesetzter Contraction, die Gefässe werden schlaff und der emotionelle Zustand hört auf, obschon die centripetale Reizung, die zu Anfang als Genuss aufgefasst wurde, unverändert weiter besteht. Durch Verstärkung dieses Reizes gelingt es eine Zeit lang, die vasomotorische Erschlaffung zu überwinden. Aber früher oder später wird dieselbe so stark, dass nichts mehr im Stande ist, die Gefässmuskeln zum Zusammenziehen zu bringen; alle Emotionen, alle Genüsse von der Art, die die Ermattung hervorgerufen haben, sind für den Augenblick unmöglich und es tritt ein unangenehmes Gefühl von „Abspannung", Mattigkeit, Schlaffheit ein. Will man sich unter diesen Umständen gleichwohl in einem dauernden Zustand von Genuss, von Lustgefühl erhalten, so kann dies nur durch ein Abwechseln mit den Genussmitteln geschehen, und zwar muss man darauf bedacht sein, eine andere Form der Gefässinnervation hervorzurufen, als die bisher bestehende. Man kann seinen Kummer lindern, indem man sich der Spannung oder dem Zorne aussetzt, sie aufsucht, oder mit anderen Worten: Wenn der

Gefässkrampf mit der entsprechenden Schwächung der willkürlichen Innervation wegen Ermüdung der Gefässmuskulatur nicht weiter fortdauern kann, so kann man sich weiterhin in einem Zustande affectiver Erregung erhalten, indem man Gefässspasmus — der erweiternden oder der verengernden Fasern —, verbunden mit Contraction der organischen Muskeln und erhöhter Innervation der willkürlichen Muskeln (Spannung), oder gesteigerte, aber incoordinirte willkürliche Innervation (Zorn) oder überhaupt einen neuen affectiv-vasomotorischen Zustand hervorruft.

Abwechselung wird also bei jeder fühlbar werdenden Abschwächung des Genusses nöthig sein, gleichviel ob dieselbe auf Abstumpfung der Sinnesempfindung oder auf vasomotorischer Ermüdung beruht, aber natürlich muss sie, je nachdem die eine oder die andere dieser Aufgaben zu erfüllen ist, ganz verschiedenen Character haben. Um der geschwächten Perception wieder aufzuhelfen, ist es nothwendig und meist auch genügend, mit den sensorischen Reizmitteln zu wechseln. Hat man so lange auf einen grünen Gegenstand gestarrt, dass man die grüne Farbe schon kaum mehr wahrnimmt, so kann man sich einen vollen Farbengenuss verschaffen, indem man ein anderes farbiges Object ansieht, ja man kann die Perception sogar verstärken, indem man die Complementärfarbe wählt. (Helmholtz.)

Hat man etwas Süsses gegessen, — so lange, dass man dem Geschmack gegenüber indifferent geworden ist, so wirken saure oder bittere Sachen desto intensiver usw. usw.

Anders verhält es sich mit der Abwechselung, die der vasomotorischen Ermattung abhelfen soll; hier wird ein Wechseln der Sinneseindrücke durchaus nicht immer zum Resultat führen, und zwar aus dem einfachen Grunde, dass ganz verschiedene Sensationen das Gefässnervensystem in genau derselben Weise beeinflussen können. Soll ein Genusszustand aufrecht erhalten werden trotz der Ermüdung, die bestimmte Gefässmuskeln, z. B. die verengernden, ergriffen hat, so muss man für Innervation von anderen Muskelgruppen, z. B. der erweiternden, Sorge tragen. Man muss hier rein empirisch zu Werke gehen und nach summarischer Erfahrung, die allerdings in den einzelnen Fällen nicht immer zutrifft. Bei den meisten Zuschauern im griechischen Theater hat wohl das Lachen die tragische Stimmung abgelöst, wenn nach Iphigenia oder Medea der Kyklop oder Silen auf die Bühne trat, aber es kommt doch einer oder der andere darunter vor, der durch etwas, was bei dem einen Gelächter hervorruft, in sentimentale Stimmung versetzt wird. Die Wirkungen auf die Gefässnerven lassen sich nie mit voller Sicherheit vorherbestimmen. Bestimmte Regeln für die Anwendung der Abwechselung können daher auf diesem Gebiete nicht gegeben werden; diese müssen von der Erfahrung und Menschenkenntnis dictirt werden und je nach den augenblicklichen Umständen wechseln. Was die eigene

Person anbelangt, so weiss natürlich jeder so ziemlich Bescheid über das Bedürfniss nach Abwechselung, sodass er in seinem Bemühen, dasselbe zu befriedigen, nicht leicht fehl gehen wird.

Wechsel der genusserregenden Eindrücke ist somit für das längere Aufrechterhalten eines Genusszustandes eine unabweisbare Bedingung; sorgt man nicht in entsprechender Weise für Abwechselung, so setzt man sich einer Pause im Genusse aus, die so lange dauert, bis sich der ermüdete vasomotorische Apparat erholt hat oder die abgestumpften Sinnesnerven wieder functionstüchtig geworden sind.

Damit aber ist die Rolle, welche die Abwechselung beim Genusse spielt, noch nicht vollkommen erschöpft; in manchen Fällen kommt ein Genuss überhaupt nur durch Abwechselung zu Stande, sodass man diese fast an sich als Genussmittel bezeichnen kann, jedenfalls aber als unentbehrliches Zubehör bei Sinneseindrücken im Allgemeinen, wenn diese einen unmittelbaren Genuss hervorrufen sollen. Die physiologischen Verhältnisse hierbei sind wohl streng genommen dieselben, welche überhaupt die Bedeutung der Abwechselung für den Genuss bedingen, aber die Phänomene und Resultate können einen wesentlich anderen Character haben, als dort, wo es sich darum handelt, gegen die Ermüdung und Abstumpfung anzukämpfen.

Der Anblick einer gleichmässig gefärbten Fläche, der fortgesetzte Eindruck eines ununterbrochenen Klanges gewährt keinen Genuss. Das Genussgefühl entsteht durch eine Veränderung der vasomotorischen Innervation. Bleibt diese unverändert, so entsteht kein Lustgefühl; der einförmige Sinneseindruck kann deshalb nur einen momentanen Genuss gewähren.

Es genügt also nicht, mit den Genussmitteln zu wechseln, um Abspannung zu vermeiden; es dürfen auch die einzelnen Eindrücke selbst nicht monoton sein. Hierin wurzelt das grosse Kunstgebiet der Decoration; hierin viel von den Gesetzen des musikalischen Genusses.

Aber gerade diese Beispiele für die Anwendung der Abwechselung in der Kunst führen nur zu der Thatsache hin, dass es hier nicht mit Abwechselung schlechthin gethan ist, sondern dass dieselbe, wenn sie volle Wirkung erzielen soll, mit Plan und Methode angewendet werden muss. Ich will nicht davon reden, dass es, wie wir alle wissen, Abwechselungen giebt, die nichts weniger als angenehm auf uns wirken und uns durchaus nicht in einen Genusszustand versetzen; darauf komme ich später zurück. Was uns hier interessirt und von eingreifender Bedeutung ist, ist der Umstand, dass die Abwechselung ganz bedeutend stärker wirkt, ja oft erst überhaupt zur Geltung kommt, wenn sie in gesetzmässiger bestimmter Form geboten wird, und zwar hauptsächlich so, dass ein und derselbe Sinneseindruck mit bestimmten Zwischenräumen wiederholt wird; diese Zwischenräume können entweder ganz

leer oder mit irgendwelchen anderen Eindrücken ausgefüllt sein. So entsteht das, was wir Rhytmus nennen. Wenn ich einer einfarbigen Fläche überdrüssig bin und sie mit unregelmässigen Strichen und Punkten oder mit beliebigen Farbenklexen bedecke, so habe ich gewiss Abwechselung in die Sache gebracht, dem Auge wechselnde Eindrücke verschafft, aber gar keine oder doch nur eine sehr geringe Genusswirkung erzielt. Ordne ich dagegen die Linien und Punkte in regelmässig wechselnden Gruppen oder Figuren an, so kann ich damit, wie manche Formen der Decoration beweisen, sehr wohl eine Genusswirkung hervorbringen.

Und wie mit den Gesichtseindrücken, verhält es sich nun auch mit denen des Gehörs. Es ist kein Genuss, eine Reihe eintöniger Laute von verschieden langer Dauer mit eingestreuten Pausen von ungleicher Länge anzuhören, wohingegen ein rhytmisches Wechseln von Tönen oder Tongruppen ja zu den stärksten Wirkungsmitteln der Musik gehört.

Es kann in dieser Uebersicht von summarischer Kürze keine Rede davon sein, auf eine nähere Analyse der einzelnen Genussmittel einzugehen, am wenigsten, wo es sich um ein so ausserordentlich reiches Phänomen handelt, wie den Rhytmus. Auf der anderen Seite ist seine Bedeutung so gross, dass ich mich einen Augenblick dabei aufhalten muss, um den Lesern, die noch nicht selbst über diesen Punkt nachgedacht haben, klar zu machen, welchen unendlichen Reichthum an Genuss wir durch Benutzung des Rhytmus mit den einfachsten Mitteln hervorbringen können. Nur wenn man hierfür einen Blick hat, wird man die grosse Wirkung vieler, anscheinend simpler Kunstmittel begreifen.

Der denkbar einfachste Rhytmus ist der, wo alle Sinneseindrücke einfach und gleichartig sind, mit Zwischenräumen von gleicher Länge, also:

— — — — — — —

Eine etwas stärkere Wirkung wird erreicht, indem man den Zwischenräumen eine andere Länge giebt als den Eindrücken, z. B.:

— — — — — — — — — — —

oder: —— —— —— —— —— ——

und noch mehr, indem man den Zwischenräumen verschiedene Längen giebt:

— —   — —   — —   — —   — —

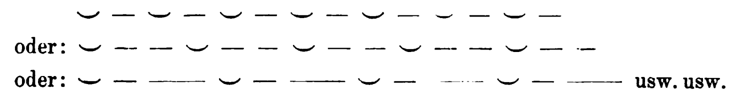
oder: — — — — — — — — — — — — — usw.

Ebenso kann man die Eindrücke verschieden lang sein lassen, etwa:

—— — —— — —— — — — —

oder: —— — — —— — — —— — — —— —

Schliesslich kann nun noch mit der Art und Form der Eindrücke abgewechselt werden, zugleich mit der Dauer der Zwischenräume und Eindrücke selbst, also z. B.:



Rhytmen der allerelementarsten Form können so nicht allein auf die mannigfaltigste Art combinirt, sondern auch bis ins Unendliche variirt werden, durch Farben und Formen, Laute und Töne. Man kann leicht sehen, dass sich auf diese Weise bei einer ganz einfachen ornamentalen Ausschmückung oder kunstlosen Melodie eine zahllose Menge von Abwechselungen hervorbringen lassen. Wenn man nur eine ganz einfache mäandrische Verschlingung von Linien daraufhin ansieht, was für rhytmische Abwechselung sie enthält, wird man bald entdecken, dass er vor einer Riesenarbeit steht. Aber unser Auge nimmt sie auf und wir empfinden dabei einen Genuss, obschon wir uns über die Wirkung der Einzelheiten keine Rechenschaft geben.

Worin liegt denn nun die Macht der rhytmischen Abwechselung oder Wiederholung? Diese Frage kann Niemand mit voller Bestimmtheit beantworten. Indessen kommt es mir doch vor, als liesse sich folgendes Raisonnement anstellen: Was ist in physiologischer Beziehung der Unterschied zwischen regelmässiger und regelloser Abwechselung? Doch wohl hauptsächlich der, dass bei der regelmässigen Abwechselung in jedem Zwischenraum zwischen den Eindrücken ein Zustand der Erwartung eintritt, — darauf sogleich eine Erfüllung dieser Erwartung, — und wieder eine Erwartung, wieder eine Erfüllung, — wovon natürlich bei rein zufälliger, regelloser Abwechselung keine Rede sein kann. Jedermann weiss z. B., wie man beim Lesen griechischer Distichen jedesmal beim Schluss des Hexameters in angenehmer, bestimmter Erwartung des Pentameters sich befindet. Jede Erwartung ist nun mit Spannung identisch: der Reiz des Rhytmus besteht also in beständig wiederkehrender Spannung mit darauf folgender Lösung, und die grosse Bedeutung der Spannung als Lustgefühl habe ich ja schon früher erörtert.

Nun könnte man allerdings gegen diese einfache Erklärung des Rhytmus als Genussmittel einwenden, dass, wenn es sich hier in der That nur um die durch Wiederholung geweckte Erwartung und Spannung handelt, man auch durch rhytmische Reizungen der niederen Sinnesorgane einen Genuss hervorzubringen im Stande sein müsste, was faktisch nicht der Fall ist. Das rhytmische Lustgefühl wird nur durch Auge und Ohr, in ganz minimalem Grade durch das Hautgefühl und absolut gar nicht durch Geruch und Geschmack hervorgerufen, obschon man

selbstverständlich auch auf die drei letztgenannten Sinne rhytmisch einwirken kann. Warum wird der Genuss an dem Duft einer Rose nicht dadurch erhöht, dass der Sinneseindruck durch regelmässige, wechselnde, längere oder kürzere Zwischenräume unterbricht? Warum wird die Freude, der Genuss beim Wein nicht intensiver, wenn man die nothwendige Abwechselung rhytmisch eintreten lässt, sodass zwischen zwei Glas Rheinwein immer ein Glas Burgunder getrunken werden muss? Diese Thatsache ist leicht verständlich, wenn man an die langsame Entwickelung und das gradweise Verschwinden der niederen Sinneseindrücke im Vergleich mit den höheren denkt. Es vergeht eine relativ lange Zeit, ehe man die Sachen schmeckt, die man auf die Zunge bringt. Sie müssen zum Theil aufgelöst werden, die Epithelzellen und die Schmeckbecher durchdringen, bis sie die Geschmacksnerven beeinflussen können, und dann müssen sie erst wieder resorbirt und verdrängt werden, ehe ihre Wirkung aufhört; und ebenso geht es mit den Geruchsstoffen, wenn diese auch vielleicht, Dank ihrer luftförmigen Beschaffenheit, etwas schneller wirken.

Hier kann, wie man leicht einsehen wird, eine rhytmische Wiederholung von Eindrücken nicht leicht einen reinen, scharf umgrenzten Sinneseindruck hervorrufen; der eine Eindruck wird noch nicht verschwunden sein, ehe der andere beginnt, — und eine gewisse Schnelligkeit in der Abwechselung ist natürlich die Bedingung dafür, dass etwas überhaupt als Rhytmus aufgefasst wird.

Mit dem Gefühl verhält es sich auf diesem Gebiete wie mit Geruch und Geschmack, wenn auch vielleicht nicht ganz so scharf ausgeprägt, weshalb ein gewisses Wohlbehagen bei bestimmten rhytmischen Einwirkungen nicht ganz ausgeschlossen ist.

Die Abwechselung ist ein mächtiges Mittel zum Hervorrufen oder Verstärken vasomotorischer Phänomene, die durch Sinneseindrücke ins Leben gerufen werden, und oft ist dieselbe nothwendige Bedingung dafür, dass ein Eindruck zum Genuss wird, Lustgefühle erweckt. Aber damit soll durchaus nicht gesagt sein, dass jede Abwechselung genussbringend ist, — das weiss ja jeder aus eigener Erfahrung. Auch Unlust und Unbehagen hängen ja von der Innervation unserer Blutgefässe ab, und von vornherein haben wir keinen Grund, anzunehmen, dass die Abwechselung nicht ebenso gut eine Plage sein könnte, wie ein Genuss.

Dass es sich in Wirklichkeit so verhält, dafür hat gewiss jeder eine reiche Fülle von Beispielen aus seiner Erfahrung bei der Hand. Nun wäre es aber zum Verständniss der Rolle, die die Abwechselung in der Kunst spielt, in hohem Grade wünschenswerth, dass man Gesetze aufstellen könnte für die Wirkung der Abwechselung, denn nur so wäre es möglich, dieselbe wirklich rationell anzuwenden, mit ganz sicherer Berechnung des Resultates.

Und doch liegt diese Möglichkeit noch in weiter Ferne, und die Verhältnisse sind auf diesem Gebiete noch so verwickelt, unsere Einsicht in diese Dinge noch zum Theil so unklar, dass man sich noch gar nicht an das Problem machen kann. Ich habe mich hier lediglich darauf beschränkt, auf einige Umstände hinzuweisen, die bei der Wirkung der Abwechselung auf uns zweifellos mitspielen.

So fällt es zuerst ins Auge und ist auch leicht begreiflich, dass die Wirkung der Abwechselung wesentlich von ihrer Intensität abhängt, oder mit anderen Worten von dem Gradunterschied der wechselnden Eindrücke. Blendend weisse und kohlschwarze Streifen nebeneinander bringen entschieden eine stärkere Wirkung hervor, als zwei verschiedene Nüancen von Grau. Kräftige Complementärfarben wie ausgesprochenes Hellgelb und Kornblau wirken intensiver als z. B. blau und grün. Ein sehr hoher und ein sehr tiefer Ton abwechselnd angeschlagen geben eine stärkere Wirkung als zwei Töne von ungefähr gleicher Höhe usw. usw. Bei sehr starkem Gegensatz zwischen den wechselnden Eindrücken kann es sogar dazu kommen, dass die Wirkung stärker wird als einem lieb ist. Die Farben „schreien“ dann, wie wir es nennen, die Klangkontraste sind zu scharf.

Von noch grösserer Bedeutung für die Intensität der Wirkung ist die Schnelligkeit, mit der die Abwechselung eintritt. Wie peinlich, ja geradezu unerträglich ein schnelles Wechseln sehr starker Eindrücke werden kann, hat gewiss schon jeder erfahren, der an einem Staketenzaun vorbeiging, durch den die Sonne schien. Ebenso kann man sich davon überzeugen, wenn man das Auge schnell über eine stark beleuchtete weisse Fläche gleiten lässt, auf der kräftige, parallellaufende schwarze Streifen gezogen sind. Während die Wirkung der Abwechselung im Allgemeinen erhöht wird, je schneller das Tempo dabei ist, so gilt das doch natürlich nur so lange, als man die einzelnen Eindrücke noch klar von einander unterscheiden kann; geht der Wechsel so schnell vor sich, dass die Eindrücke „zusammenfliessen“, so hört die Wirkung zuletzt vollständig auf.

Auch die Beschaffenheit des Rhytmus ist offenbar von Bedeutung für seine Wirkung; wenn er unklar, complicirt und schwer aufzufassen ist, so wirkt er nicht nur weniger kräftig als ein leicht fasslicher, ins Auge und ins Ohr fallender Rhytmus, sondern er kann sogar ausgesprochenes Unbehagen erregen.

Dazu kommt ferner, dass die Abwechselung, mag sie sonst noch so gut angepasst sein und sich, was Form, Geschwindigkeit und Grad anbetrifft, sehr gut zur Erweckung von Genuss eignen, doch die entgegengesetzte Wirkung hat, weil sie auf irgend eine Weise Anstoss erregt, weil sie vielleicht nicht zur Umgebung, zur augenblicklichen Situation, zu unserer Stimmung oder zu unseren vorgefassten Meinungen

passt, oder weil sie uns in unseren Gewohnheiten oder in unserem angeborenen Naturell verletzt. Auf diesen letzteren Punkt werde ich sogleich zurückkommen.

Um einem Missverständniss vorzubeugen, wenn später die Rede von der Bedeutung der Abwechselung in der Kunst sein wird, will ich hier daran erinnern, dass das Wort Abwechselung im Vorhergehenden, — wie es auch später geschehen wird, — in zwei nicht ganz kongruenten Bedeutungen gebraucht wird, eine nothwendige Folge der Armuth unserer Sprache, die für diese beiden Arten der Abwechselung keine besonderen Bezeichnungen hat. Wie man sich erinnern wird, handelt es sich bei dem Worte Abwechselung sowohl um das Wechseln der Eindrücke, das nothwendig ist, damit sie überhaupt einen Genuss erwecken, als auch um das, was der Ermüdung unseres Gefässnervencentrums und der Schlaffheit unserer Sinneswerkzeuge, die durch zu lange dauernde einförmige Reizung stumpf geworden sind, vorbeugen soll. Beide Arten von Abwechselung spielen wichtige Rollen in der Kunst, die erstere besonders durch die Bestrebungen, Genuss zu erwecken, die sich in den einzelnen Kunstwerken offenbaren, speziell in den dekorativen und architektonischen, ebenso wie in der Musik und zum Theil auch in der Poesie; — die andere besonders in der Schaffung immer neuer Kunstformen und Kunstrichtungen; und diese letztere Art der Abwechselung erstreckt ihren Einfluss auf alle Kunstarten, wenn auch in verschiedenem Grade.

Aber wie gross auch die Bedeutung beider Formen der Abwechselung für den Kunstgenuss sein mag, sind sie doch nicht gleich unentbehrlich, Wenn Formen, Farben oder Töne einen Genuss hervorbringen sollen, so ist es, wie wir gesehen haben, eine physiologische Bedingung, dass Abwechselung in den Eindrücken vorhanden ist, sonst bleiben sie wirkungslos. Auf diesem Gebiet ist der Drang nach Abwechselung also absolut, imperativ und stets vorhanden. Nicht so steht es mit dem Drang nach Ablösung der schon zu lange dauernden Eindrücke, dem „Neuheitsbedürfniss“, wie wir es nennen könnten. Dieses Bedürfniss ist gewiss oft ausserordentlich stark, und der Kunstgenuss hängt gewiss in vielen Fällen ganz allein von seiner Befriedigung ab, aber es hängt in viel höherem Maſse als das Bedürfniss nach wechselnden Sinneseindrücken von den individuellen Eigenthümlichkeiten und Dispositionen des Betreffenden ab.

Es giebt kein allgemein gültiges Gesetz dafür, wie schnell unter dem Einfluss monotoner Eindrücke die Sinnesorgane erschlaffen, der vasomotorische Apparat ermüdet; das geschieht bei dem einen schneller, bei dem anderen langsamer; manche brauchen daher einen schnellen Wechsel der Eindrücke, wenn sie dauernd im Genusszustand bleiben wollen, andere können denselben Eindrücken lange mit gleichbleibendem

Genuss unterworfen bleiben und merken erst viel später ein Bedürfniss nach Abwechselung. Diese Verschiedenheiten tragen ja gerade so sehr viel dazu bei, den Menschen ihren verschiedenen geistigen Habitus aufzuprägen.

Direct in Opposition zu dem „Neuheitsdrang“ steht, wie schon erwähnt, das was wir die „Macht der Gewohnheit“ nennen, infolge welcher das Neue überhaupt, besonders auf dem Gebiete der Kunst, bloss in seiner Eigenschaft als „Neues“ Unbehagen an Stelle von Genuss erweckt; besonders muss man in Betracht ziehen, dass der Genusszustand nicht etwas ist, das allen Menschen erwünscht ist. Der vasomotorische Zustand, der den Genuss bedingt, harmonirt ja gar nicht mit dem Zustande, der bei intensiver Anwendung der Verstandeskräfte besteht; der Forscher und der Denker lieben es nicht, durch die emotionelle Störung des Hirnkreislaufs allzusehr aus ihren intellectuellen Gleisen herausgeführt zu werden, wie neue und wechselnde Eindrücke es mit sich bringen.

Die emotionelle Innervation wirkt — durch Derivation oder collaterale Fluxion — störend auf den Kreislauf im Gehirn zurück und ist dem Forscher aus dem Grunde unbequem und störend. Für ihn kann daher die Abwechselung, das Neue mit seiner kräftigen Wirkung auf das emotionelle Gefässsystem leicht zur Plage, zur unwillkommenen Ablenkung werden; er bleibt lieber bei seinen Gewohnheiten. Der Hauptunterschied zwischen dem künstlerisch veranlagten und dem Verstandesmenschen dürfte wohl in ihrer verschiedenen Stellung zur Abwechselung zu suchen sein, mag diese nun aus angeborenen oder durch lange Gewohnheit erworbenen Dispositionen stammen. Im übrigen aber ist der Drang nach den vasomotorischen Spannungen der Abwechselung auch für die ethische Seite des Lebens nicht ohne Bedeutung. Derjenige, welcher, wie der Mann in der bekannten Komödie Holberg's, „sehr bald eine Art Essen und eine Art Weiber über kriegt“ und nur treu bleibt „dir, du schöner Branntwein“, wird es einigermaſsen schwierig finden, mit der conventionellen Moral auf gutem Fuss zu bleiben, und so wird es auch mancher künstlerisch veranlagten Natur mit ihrem angeborenen starken Abwechselungsbedürfniss gehen.

Die an sich schon starke emotionelle Wirkung der Abwechselung kann nun noch bedeutend erhöht werden durch Anwendung eines Mittels, das sich in der Kunst grosser Beliebtheit erfreut, nämlich dadurch, dass man bei dem Wechseln der Eindrücke gelegentlich einen unterlaufen lässt, der nach den gegebenen Voraussetzungen gar nicht zu erwarten war. Man wird leicht einsehen, dass diese Methode vorzugsweise da verwendbar ist, wo die Abwechselung im übrigen einen rhytmischen Character trägt und wo man deshalb jederzeit ganz genau zu wissen glaubt, was kommen wird. Unterbricht man hier plötzlich den Rhyt-

mus, lässt man z. B. zwischen regelmäfsigen Glockenklängen plötzlich einen völlig anderen Laut einfallen, oder setzt man nach einer wechselnden Reihe blau und gelber Streifen plötzlich einen rothen, so schafft man damit eine verstärkte vasomotorische Wirkung und es entsteht das Phänomen, das wir in der Psychologie als Ueberraschung bezeichnen. Der starke Affect, der diesen Namen trägt, kann nun von dem Betreffenden auf sehr verschiedene Weise empfunden werden. Ueberraschung kann, wie jede plötzliche, gewaltsame Abwechselung, unbehaglich, qualvoll wirken, bloss durch ihre Intensität; sie kann aber auch, — und das geschieht oft, — als ein Mittel gebraucht werden, um die Genusswirkung der Abwechselung zu erhöhen, ganz besonders, um sie wieder zu beleben, wenn der Rhythmus selbst durch häufige Wiederholung desselben Motivs in Gefahr ist, wirkungslos zu werden. So lange der Rhythmus dagegen, so wie er ist, Spannung hervorruft und Genuss bereitet, wird die Ueberraschung leicht zur unangenehmen Enttäuschung über das Ausbleiben des erwarteten Eindrucks, und die Enttäuschung ist, wie man sich erinnern wird, der grösste Feind des Genusses, ja die Negation des Genusses. Die Ueberraschung muss daher mit viel Takt und Vorsicht verwendet werden.

Selbstverständlich ist nicht ausschliesslich die durch den Rythmus hervorgebrachte Erwartung die Grundlage für die Ueberraschung. Eine wohlbegründete Vermuthung der Art und Beschaffenheit der zu erwartenden Eindrücke kann sich auf ganz andere Umstände stützen als auf eine bisher innegehaltene regelmässige Abwechselung; und wenn nun etwas ganz dieser Vermuthung entgegen geschieht, so ist die Wirkung ganz ähnlich, wie bei der Unterbrechung des Rythmus. Wenn z. B. der Künstler in einem Werk, das durchweg in einem bestimmten Stil und Ton gehalten ist, an irgend einem Punkte plötzlich ganz aus dem Stile fällt, indem er Gedanken, Formen, Ausdrücke anbringt, die zu dem sonstigen Ton, der das Werk characterisirt, durchaus nicht passen, so giebt das eine Ueberraschung, die je nach den Umständen angenehm oder unangenehm sein kann, deren Genusswirkung aber oft ausserordentlich stark ist und die deshalb in der Kunst, besonders der Musik und Poesie vielfach Anwendung findet. Dass diese Methode sich für die bildenden Künste nicht besonders eignet, liegt auf der Hand. Die Ueberraschung hört doch eben auf das zu sein, was sie ist, wenn man sie beständig vor Augen hat, denn auf dem unerwarteten Erscheinen beruht ja eben ihre Wirkung und ihre ganze Kraft. Wenn man an einem Bauwerk, das sonst im strengen Renaissancestil durchgeführt ist, an irgend einer Stelle ein gothisches oder maurisches Ornament anbringt, so bringt das wohl bei dem Fremden, der das Gebäude zum ersten Mal sieht, eine Ueberraschung und damit eine Genusswirkung hervor; aber für die Bewohner der Stadt, die dieses Kunstwerk

beständig vor Augen haben, ist die Sache längst keine Ueberraschung mehr und hat natürlich auch nicht die Wirkung einer solchen. Anders in der Poesie, wo die Wirkung der Ueberraschung ganz momentan ist und nur nach so langen Zwischenräumen wiederholt wird, wie man sie für den Kunstgenuss zweckmässig findet. Hier ist die Ueberraschung an der rechten Stelle und lässt sich mit gutem Erfolg verwenden unter der Bedingung, dass sie nicht zu häufig in derselben Form verwendet wird. Oft sind diese Ueberraschungen rein sprachlicher Natur, so z. B. wenn mitten in ganz einfachem schlichtem Stil plötzlich auffallende Worte, Neologismen etc. vorkommen, oder dergleichen; aber disse Methode muss mit ganz besonderer Discretion und Vorsicht verwendet werden, und sie bringt auch nicht so starke Wirkungen hervor, wie z. B. ein plötzliches Wechseln des Gefühlstones, wo der leichte, spielende Ton plötzlich in einen melancholisch-elegischen umschlägt, oder umgekehrt. Heine's Effecte beruhen bekanntlich auf diesem Kunstgriff.

Die Methode ist, wie die Erfahrung lehrt, gut und wirksam, aber in weniger kundigen, geübten Händen ist sie eine gefährliche Sache, denn eine Uebertreibung des Prinzips führt leicht auf Gebiete, auf die man gar nicht kommen wollte. Wenn nämlich der Gegensatz zu krass, die Ueberraschung zu stark wird, so fällt die Wirkung unter den ästhetischen Begriff der „Komik", die ja an sich eine sehr gute Sache ist, nur dann nicht, wenn man etwas ganz anderes angestrebt hat, wenn sie unfreiwillig kommt. In sehr vielen Fällen wird ja die Ueberraschung gerade mit der Absicht, komische Wirkungen zu erzielen, angewendet, oder, um es korrekter auszudrücken, die stärksten, krassesten Effecte dieser Art, die stilistischen Ueberraschungen, die aller wohlbegründeten Erwartungen zu spotten, und was Stil und Sinn betrifft, die ungereimtesten zu sein scheinen, gerade sie werden sehr häufig und in sehr ausgedehntem Maasse in den Dienst der Dichtkunst gestellt, und fallen hier unter jene Kategorie von Kunstmitteln, die wir unter dem Namen „Komik" zusammenfassen. Selbstverständlich kann eine komische Wirkung auch auf ganz andere Art erzielt werden, und alle Versuche, die mannigfachen Arten von Komik unter eine Definition zusammenzufassen, sind immer missglückt. Die hier erwähnte Art der Komik, die in einer auf die Spitze getriebenen stilistischen Ueberraschung besteht, wird besonders von den englischen Humoristen und ihren Nachahmern angewendet; oder es ist vielleicht richtiger, zu sagen, dass der Humor in der Anwendung grotesker stilistischer Ueberraschungen besteht; diese kommen zu Stande durch ein Gruppiren von mehr oder weniger incommensurablen Dingen unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt, – etwas, was man wohl immer als Characteristikum des Humors angesehen hat. Zahllose Beispiele hierfür findet man in Dickens, der überhaupt als typischer Vertreter dieser Art von Komik gelten kann.

Bisher war immer nur die Rede von Ueberraschungen, die die Dichtkunst mit Hilfe von Sprache und Stil in Anwendung bringt, und doch giebt es noch solche von weit kräftigerer Wirkung. Ich meine hier die unerwarteten Gedanken, mit denen ein Dichterwort uns überraschen kann, das hat, wie man mir bei etwas Ueberlegung leicht zugeben wird, nichts mit der Kunst zu thun. Gedanken sind Naturproducte und können uns als solche Genuss bereiten, aber keinen Kunstgenuss; dieser hängt nicht von den Gedanken selbst, sondern nur von der Form ab, in welcher sie uns dargeboten werden. Dagegen werden überraschende Begebenheiten und Handlungen sehr häufig und mit viel Glück und grosser Wirkung in der Poesie verwandt, — mit um so grösserer Wirkung, je ungereimter, vernunftwidriger der Bruch mit allem, was man nach den gegebenen Voraussetzungen erwarten durfte, ist; diese Wirkung fällt dann in das Gebiet der Farce.

IV. Die sympathische Gemüthserregung.

Ich habe im Vorhergehenden schon öfters auf die in physiologischer Beziehung höchst bemerkenswerthe Thatsache hingewiesen, dass man von einer Gemüthsbewegung ergriffen, in eine Stimmung versetzt werden kann nur dadurch, dass man diese Stimmung bei Andern beobachtet; dass man sich mitgrämen kann, wenn man einen recht sorgenvollen Menschen sieht, ohne für eigene Rechnung irgend welchen Grund zum Kummer zu haben, dass man von Schrecken ergriffen wird, bloss durch Zusammensein mit einem Menschen, der Furcht und Schrecken empfindet, u. s. w. Indessen haben wir alle Ursache, diesen Verhältnissen etwas näher auf den Grund zu kommen, da sie in der Psychologie der Gemütsbewegungen von ausserordentlicher Bedeutung sind, und beim Genuss, speciell beim Kunstgenuss, eine hervorragende Rolle spielen, — ganz zu schweigen von der Wichtigkeit derselben für die Beziehungen von Mensch zu Mensch, als geistiges Vereinigungsband zwischen ihnen; aber die letztere Seite der Sache gehört ja nicht hierher.

Diese Fähigkeit, von einer Stimmung zur anderen überzugehen, diese Uebertragbarkeit der Gemüthsbewegungen bildet das psychische Phänomen, das von Alters her mit dem Worte Sympathie (sympathische Gefühlserregung) bezeichnet worden ist. Dieser, seiner Zeit wunderbar treffende, präcise Ausdruck, dessen Bedeutung jedoch im Lauf der Zeit bald eingeschränkt, bald erweitert worden ist, ist heute bereits so un-

klar und verschwommen, dass es oft, selbst bei Anwendung des Wortes auf wissenschaftlichem Gebiete, schwierig ist, genau festzustellen, was eigentlich damit gemeint ist.[1])

Im Dänischen hat man das Wort mit „Mitleid" zu übersetzen gesucht; aber auch dieses Wort hat eine ganz andere Bedeutung bekommen, als das Original ursprünglich besass, und die hier beibehalten werden soll. Dies Wort „Mitleid" ist doch vor allem nur auf die schmerzlichen, sorgen- und kummervollen Stimmungen beschränkt, denn bei Zorn oder Freude spricht man nicht von Mitleid. Eine viel bessere Uebersetzung des Wortes Sympathie ist „Mitgefühl", aber auch dieses Wort haben wir vorzugsweise auf die schmerzlichen Stimmungen beschränkt, und ganz ähnlich geht es mit dem Wort „Theilnahme".

Man muss nämlich festhalten, dass eine sympathetische Ansteckung mit allen Gemüthsbewegungen stattfinden kann, jedenfalls mit allen denen, deren physiologische Phänomene ins Auge fallend und deutlich bemerkbar sind. Diese Uebertragbarkeit ist ja übrigens so wohlbekannt, dass es unnöthig ist, näher darauf einzugehen; ich will darum hier nur in aller Kürze die wichtigsten Affecte berühren. Am häufigsten hat man wohl Gelegenheit, zu sehen, dass Freude ansteckt; jeder, der der Aufheiterung bedürftig ist, wird wissen, dass es kein besseres Mittel dafür giebt, als sich mit frohen Gesichtern zu umgeben und sich so direct der Ansteckungsgefahr auszusetzen; und wer hätte nicht schon das Unwiderstehliche des „ansteckenden" Gelächters erfahren, das ja manchmal so gross ist, dass es einem recht unangenehm sein kann. — Ebenso allgemein anerkannt ist die Uebertragbarkeit der Furcht, des Schreckens, und wenn auch die Beispiele dafür weniger alltäglich sind, so sind sie dafür oft um so schlagender, wie z. B. die Fälle, wo eine Truppe, ein ganzes Heer, von „Panik" überfallen wurde, ohne anderen Grund, als dass irgend einer Angst bekommen hatte, und die Sache allzu deutlich bemerkbar wurde. Notorischermaassen ist mehr als ein Gefecht verloren worden, weil die Soldaten plötzlich die Waffen fortwarfen und riefen: sauve qui peut! — nur weil sie den Einen oder Anderen Fersengeld geben sahen! Ebenso ist es ja bekannt, dass ein erschrecktes Pferd eine ganze Herde zu wilder Flucht veranlassen kann. Wie Zorn und Erbitterung sich von einem zum anderen fortpflanzen und schliesslich eine ganze Bevölkerung ergreifen kann, ohne dass der Einzelne eigentlich Grund zur Verbitterung hätte, dafür hat man besonders in Revolutionszeiten deutliche Beispiele; ohne

---

[1]) Höffding, der selbstverständlich präcise genug ist in der Anwendung des Wortes, braucht es in seiner Psychologie als Synonym für Altruismus, giebt dem Begriff also einen ganz anderen Umfang, als demselben. — in Uebereinstimmung mit seiner ursprünglichen Bedeutung, — hier beigelegt wird.

die Ansteckungskraft des Zornes, der Entrüstung. wären wohl die meisten Volkserhebungen nicht zu Stande gekommen.

Aber auch im Kleinen hat man häufig Gelegenheit zu sehen, wie die Erregung um sich greift, sich von einem auf den anderen überträgt, so dass schliesslich nichts als eine allgemeine Schlägerei die erhitzten Gemüther zu beruhigen vermag. Ebenso geht es mit der Sorge, dem Kummer. Bekanntlich ist es sehr schwer, seine heitere Stimmung zu bewahren, wenn man mitten in einer Schaar betrübter Menschen ist. Kummer und Trauer sind ja, wie schon bemerkt, die Affecte, die im allgemeinen Bewusstsein ganz besonders als Gegenstand von „Mitgefühl“ und „Theilnahme“ gelten, Begriffe, die in Bezug auf diese Affecte genau dem umfassenderen Begriffe Sympathie entsprechen. Die ausserordentliche Uebertragungsfähigkeit der Extase, wie sie sich bei vielen Gelegenheiten und in manchen Himmelsstrichen gezeigt hat und die Veranlassung so vieler wunderbarer Erscheinungen, namentlich auf religiösem Gebiet war, habe ich bereits weiter oben Gelegenheit gehabt, zu erwähnen.

Um die wahre Natur der (suggestiven) sympathischen Gefühlserregung in dem Sinne, welchen wir hier dem Worte beilegen, nicht zu verkennen, müssen wir uns nothwendigerweise erst darüber klar werden, was denn eigentlich so ansteckend wirkt, müssen wir einsehen, dass es sich hier lediglich um eine Uebertragung rein körperlicher Erscheinungen handelt; dabei bin ich mir wohl bewusst, dass es einige Schwierigkeiten haben wird, alteingewurzelte Vorstellungen auf diesem Gebiet auszurotten. Die allgemeine Auffassung scheint zu sein, dass der Anblick von Freude oder Sorge entsprechende Seelenzustände, d. h. also „die eigentlichen Gemüthsbewegungen“ in uns erweckt, deren Ausdruck dann die äusseren emotionellen Erscheinungen sind. Diese Anschauungsweise hat ihren Ursprung in der immer noch nicht ganz überwundenen Auffassung der Gemüthsbewegungen als seelischer Entitäten. Was eine seelische Begebenheit zu dem macht, was wir Gemüthsbewegung nennen, ist, um es zu wiederholen, der Umstand, dass dieselbe unser vasomotorisches Nervensystem beeinflusst, und dass dadurch mittelbar oder unmittelbar körperliche Phänomene entstehen, die wir empfinden und auffassen. Kummer oder Sorge, ohne diese körperlichen Erscheinungen ist nichts, — ebensowenig wie Spannung, Freude etc. etc., und es bedarf, wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe, überhaupt nicht immer einer seelischen Begebenheit, um diesen emotionellen Prozess hervorzurufen. Aber ist eine solche wirklich vorhanden, so bleibt sie eine einfache Erinnerung oder Gedankenverbindung oder was es sonst sein mag, bis sie eine Störung in der Innervation unserer Blutgefässe hervorgebracht hat; erst von diesem Augenblick an haben wir die Gemüthsbewegung. Die Mittheilung, dass ich in der Lotterie gewonnen habe, vermehrt meine Erkenntniss um eine Thatsache, die für meine

Finanzen von Interesse ist; aber eine Gemüthsbewegung, eine **Freude** verursacht sie mir erst, wenn sie eine Erweiterung meiner Blutgefässe verursacht, dadurch einen verstärkten Bewegungsimpuls schafft, u. s. w. u. s. w.

Es sind nun in der That auf dem Gebiet der Gemüthsbewegungen nur die körperlichen Erscheinungen, die ansteckend wirken, — sind sie doch das einzige für Andere bemerkbare an der Gemüthsbewegung; ein in der Tiefe der Seele versteckter Affect hat keine Möglichkeit, ansteckend auf die Umgebung zu wirken, wohingegen eine fingirte Gemüthsbewegung oft ebenso ansteckend wirkt, wie eine echte; daran kann man sich ja bei unbefangener Beobachtung, wenn man die Dinge anders als in der Beleuchtung vorgefasster Meinungen ansieht, mit Leichtigkeit überzeugen. Wir gerathen in gute Laune, wenn wir recht lustige Gesichter sehen, ja wir müssen mitlachen, wenn wir ausgelassenes Gelächter hören, — oft ohne die Ursache zu kennen — dafür aber kann uns irgend jemand noch so eifrig versichern, er sei unendlich lustig und froh, ja wir haben vielleicht allen Grund, anzunehmen, dass es wirklich so ist, und doch werden wir keine Spur sympathischer Gefühlserregung verspüren, wenn Gesicht und Gesten des Betreffenden gar nicht Zeugniss ablegen für seine glänzende Stimmung. Jeder Säugling lacht mit den Lachenden und weint mit den Weinenden, ohne dass man bei ihm irgend einen seelischen Ausgangspunkt für Freude oder Trauer annehmen könnte; ja es kann passiren, dass wir einem Bildwerk gegenüber, das irgend eine Stimmung treffend ausdrückt, unwillkürlich lächeln oder ein betrübtes Gesicht machen, obschon doch hier von irgend einer seelischen Uebertragung nicht die Rede sein kann. Welche grosse Macht die äusseren Zeichen der Gemüthsbewegungen besitzen, eben diese Phänomene auch bei anderen hervorzurufen, kann man am besten an den Mitteln sehen, die die Rhetorik verwendet, wenn es gilt, ein Publikum hinzureissen. Wenn es sich darum handelt, die Geschworenen zu rühren, die Leidenschaften eines Volkshaufens zu entflammen oder eine Versammlung in religiöse Extase zu versetzen, so wird ein kaltblütiger, ruhiger Redner, selbst wenn ihm die stärksten Gründe, die rührendsten, die schneidendsten Worte zu Gebote stehen, wenig ausrichten, hier bedarf es eines Danton mit seinen von Leidenschaft verzerrten Zügen, eines hl. Franziskus, dessen Augen von tiefer Begeisterung strahlen, eines Cicero, der über den Jammer seiner Klienten Thränen vergiesst.

Gerade auf Cicero selbst will ich mich hier berufen; sein Urtheil hat in dieser Sache ganz besonderes Gewicht, da er sich nicht nur auf's Eingehendste mit Theorie und Methode der Beredsamkeit beschäftigt hat, sondern selbst ein so anerkannter Meister in der Kunst, die Theilnahme des Publikums zu wecken, war, dass ihm, wenn die Rollen zwischen den zwei Vertheidigern vertheilt wurden, stets der Theil zufiel,

den die Römer „Commiseratio“ nannten, das Mitleiderwecken bei den Richtern, ein unentbehrliches Glied der römischen Vertheidigung. Er verstand sich also auf die Sache, ihm standen sowohl natürliche Anlagen, als Erfahrung und Uebung auf diesem Gebiete zur Seite, und es ist daher höchst interessant, wie bestimmt er sich über die Macht der äusseren emotionellen Phänomene auf die Zuhörer ausdrückt. „Ich war stets“ — so lässt er seinen Redner Antonius sagen — „wenn ich den Wunsch hatte, mit meiner Rede Mitleid oder Trauer, Unwillen oder Hass zu erwecken, von demselben Gefühle erfüllt, das ich hervorrufen wollte. Es ist nicht leicht, die Richter zum Zorn über ein Individuum zu bringen, wenn man selbst so aussieht, als nähme man die Sache nicht weiter ernst; oder zum Hass, wenn man ihnen nicht den Eindruck macht, als wäre man selbst von Hass gegen den Betreffenden erfüllt, oder zum Mitleid, wenn man ihnen nicht durch Worte, Ausdruck und Stimme, ja durch Thränen den Beweis liefert, dass man selbst Schmerz empfindet.[1]) Giebt es doch auf der ganzen Welt keinen so leicht entzündlichen Stoff, dass er von selbst in Flammen aufgehen könnte, und so giebt es auch keinen Menschen mit so lebhaftem, empfänglichem Geist, dass er beim Anhören einer Rede in Feuer gerathen könnte, wenn der Redner ihm nicht selbst Gluth und Flamme entgegenbringt. Und sollte man es befremdend finden, dass jemand so oft in Zorn entbrennen, Schmerz empfinden oder die Beute aller möglichen verschiedenen Gemüthsbewegungen werden sollte, besonders wenn es sich um die Angelegenheiten anderer handelt, so muss man in Betracht ziehen, dass in den Gesichtspunkten und Umständen, die man in seiner Rede darlegt und behandelt, eine grosse Gewalt liegt, sodass es keiner Simulation, keiner Schauspielerei bedarf.“ — — Soweit Cicero. — Ein anderer berühmter Redner, der gefragt wurde, welches wohl die Hauptpunkte der Beredsamkeit wären, antwortete darauf: „Vortrag, Vortrag und wieder Vortrag!“ Und das war ein Däne! Um die gewaltige sympathetische Macht der Rede recht zu würdigen, muss man einen Redner aus jenen Ländern gehört — und gesehen — haben, wo man es versteht, Stimme, Gesichtsausdruck, Gestikulationen mit aller diesen stimmungweckenden Mitteln zu Gebote stehenden Stärke anzuwenden. Bei uns nördlichen Völkern, die wir nur in geringem Grade über mimische Ausdrucksmittel verfügen, spielt ja die zündende, begeisternde oder rührende Beredsamkeit gar keine Rolle, — entschieden zum Vortheil der Besonnenheit unserer Entschlüsse, der Gerechtigkeit unserer Urtheile — aber sehr zum Nachtheil für unser Genussleben.

---

[1]) . . . . Pour bien exprimer ces caprices heureux,
C'est peu d'être poëte, il faut être amoureux.
Boileau: l'art poët. II, 44.

Die öffentliche Beredsamkeit nimmt bei uns nie den Character der Volksbelustigung an, was sie doch offenbar bei südlichen Nationen war und noch ist.

Man muss also im Klaren darüber sein, dass das Auffassen der körperlichen Symptome einer Gemüthsbewegung durch Auge oder Ohr im Stande ist, in uns unmittelbar, ohne jedes seelische Zwischenglied, dieselben Phänomene hervorzurufen, die wir beobachten. Die Sache ist ohne Zweifel vom physiologischen Standpunkt aus sehr merkwürdig, oder mit anderen Worten sehr dunkel, indessen ist sie kein isolirtes Phänomen, im Gegentheil stehen wir hier nur vor einer einzelnen Aeusserung eines umfassenden psycho-physiologischen Phänomens von grosser Tragweite, nämlich dem unwillkürlichen, „instinctiven" Impuls, den jeder Mensch hat, eine Bewegung, einen Laut, den er bei anderen hört, sofort selbst nachzuahmen, — was ja, wie jede andere sympathische Imitation durch Nachahmung der Muskelbewegungen geschieht. Dass dieser Nachahmungstrieb keine grössere Rolle in unserem Leben spielt, als es thatsächlich der Fall ist, dass wir also nicht beständig hintereinander herlaufen und uns gegenseitig nachäffen, liegt theils daran, dass wir gleichzeitig ein Bestreben haben, diesen Drang zu beherrschen, zu unterdrücken, theils auch in dem Umstande, dass er sich vorzugsweise gegenüber stark ausgeprägten Phänomenen und bei aufmerksamer Beobachtung derselben geltend macht. Eine nur flüchtig bemerkte und an sich nicht besonders in die Augen fallende Handlung giebt in der Regel keinen sehr starken Impuls zur Nachahmung ab, wenigstens bei Erwachsenen.

Im Uebrigen kann ja jeder bei einiger Selbstbeobachtung sich von dieser Thatsache leicht überzeugen, — die wohl auch allgemein anerkannt ist, wenn auch nicht mit gehöriger Würdigung ihrer Bedeutung auf verschiedenen psychologischen Gebieten. An und für sich ist ja die Schwierigkeit der Beherrschung des Nachahmungstriebes so gross, namentlich bei Kindern, dass förmlich eine Art Sport damit getrieben wird. Haben wir doch seiner Zeit alle erfahren, wie schwer es ist, nicht zu blinzeln, wenn der, dem wir in die Augen starren, es thut, oder einem Lächelnden ins Gesicht zu sehen, ohne selbst zu lächeln.[1])

Die Sache kann sogar manchmal recht peinlich werden, wenn wir z. B. durchaus gähnen müssen, sobald wir einen anderen gähnen sehen, oder wenn wir es nicht lassen können, uns zu räuspern, wenn Andere sich räuspern. Jede plötzliche, starke Bewegung ist an und für sich ansteckend; ich ertappe mich nicht selten darauf, dass ich die Bewegungen eines Mannes, der vor mir hergeht, nachahme, — z. B. mit den Armen fuchtele, wenn der vor mir Hergehende ausgleitet und dabei

---

[1]) Vergl. den Schlusspassus in Goncourt's „La Faustin".

mit den Armen um sich schlägt und wenn man mit Jemand spricht, der seine Rede mit lebhaften Gestikulationen begleitet, so kostet es oft Selbstbeherrschung, all die Bewegungen nicht nachzuahmen. Ja, wenn man sich sehr aufmerksam in Bewegung und Stellung einer Statue vertieft, kann es einem passiren, dass man sie unwillkürlich nachahmt.

Alles dies sind nur Kleinigkeiten. Eine wichtige Rolle spielt indessen die unwillkürliche Nachahmung bei Erziehung und Unterricht der Kinder, jedenfalls auf den frühen Entwickelungsstufen, ehe man ihnen durch gesprochene Worte Kenntnisse beibringen oder Intentionen bei ihnen erwecken kann. Man hat ja in der That kein anderes Mittel, einem ganz kleinen Kinde die ersten Fertigkeiten beizubringen, als indem man seinen Nachahmungstrieb benutzt. Hühnerzüchter bringen ihren in der Brütmaschine ausgekrochenen Küchelchen das Picken der Nahrung bei, indem sie ihnen mit der Fingerspitze die Pickbewegungen vormachen; und das kleine Kind lernt „wie gross es ist“, ganz ohne zu verstehen, was das bedeutet, indem man die Arme hochhebt und diese Bewegung von ihm nachahmen lässt. Das beste Beispiel hierfür ist jedoch das Sprechenlernen. Man spricht dem Kinde die Laute vor, die man ihm beibringen will, und kraft seines Nachahmungstriebes wiederholt es dieselben, ohne dass dabei irgend ein bewusstes Streben mitspielte. Später, wenn die Reflexion sich entwickelt hat, ist es dann natürlich nicht so leicht, die Rolle der unwillkürlichen Nachahmung in Unterricht und Erziehung nachzuweisen.

Dass die emotionellen Bewegungsphänomene ansteckend wirken, darf uns also nicht so sehr verwundern, da diese Ansteckung, diese Uebertragung, durchaus kein vereinzelt dastehendes Phänomen, sondern im Gegentheil nur der spezielle Fall eines allgemeineren physiologischen Gesetzes ist, nach welchem Bewegungen durch blosse Beobachtung analoger Bewegungen bei Anderen hervorgerufen werden können.

Nichts destoweniger ist die Sache höchst merkwürdig, oder doch mit anderen Worten schwer mit unseren sonstigen nervenphysiologischen Vorstellungen zusammenzureimen. Dass der Anblick eines Bewegungsphänomens eine vasomotorische Innervation hervorrufen kann, ist an sich nicht das Merkwürdige; das gehört zu den bekannten Aeusserungen der Reflexwirkung; jeder Sinneseindruck übt, wie wir gesehen haben, gewisse Einflüsse auf den Contraktionsgrad unserer Blutgefässe aus; aber wie es zugeht, dass Gesichts- oder Gehöreindrücke gewisser Bewegungsphänomene gerade solche Innervationszustände hervorruft, dass ganz dieselben Erscheinungen beim Zuhörer oder Zuschauer auftreten, das liegt, meines Erachtens, bis jetzt noch ganz ausserhalb unseres Verständnisses, und muss als Thatsache schlechthin aufgefasst werden.

Eine wie grosse Rolle die sympathetisch erweckten Stimmungen für die Menschen in ihren Beziehungen zu einander spielen, darauf braucht nicht näher hingewiesen zu werden, und das liegt auch ausserhalb unseres heutigen Themas. Dagegen muss ich mich einen Augenblick bei dem Punkte aufhalten, welche Bedeutung diese Stimmungen für den Kunstgenuss haben. Nicht als ob es etwas Neues wäre, dass Sympathie und Kunst etwas mit einander zu thun haben, — werden doch die zwei Worte oft genug in einem Athem genannt — sondern weil man sich ihr Verhältniss zu einander noch nicht so recht klar gemacht, in seiner ganzen Tragweite begriffen hat, besonders da man ja im Ganzen überhaupt gewöhnt ist, das Wort Sympathie in anderer Bedeutung zu gebrauchen, als wir ihm hier beilegen.

Schon eine oberflächliche Beobachtung wird leicht zeigen, dass das sympathische Hervorrufen von Stimmungen ein viel weiteres Gebiet umfasst, als das, von dem bisher hier die Rede war. Jedermann weiss, dass nicht nur der Anblick eines emotionell bewegten Menschen selbst, — eines Kummervollen, eines Erschreckten etc. — sympathische Stimmungen bei uns erweckt, sondern schon die blosse Schilderung solcher Zustände, sei es in bildlicher Darstellung, sei es in Worten. Das liegt ja in der Natur der Sache. Was in letzter Instanz den vasomotorischen Effect hervorruft, aus dem nun wieder die sympathische Emotion hervorgeht, ist natürlich ein bestimmtes Gesichts- oder Gehörbild, das sich in unserem Sensorium gebildet hat. Auf welche Weise dieses Bild entstanden ist, ist vollkommen gleichgültig. Der Umstand, dass die körperlichen Aeusserungen der Affekte dasjenige sind, was sich überträgt, was „ansteckend wirkt", macht es einleuchtend, dass gemalte oder plastische Wiedergaben solcher Zustände dieselbe Wirkung auf uns ausüben, wie der ursprüngliche Ausdruck selbst. Verwickelter ist schon der Prozess, wenn die sympathische Gefühlserregung durch Worte erweckt werden soll, durch die Schilderung der Gemüthsbewegungen Anderer in gesprochenen oder geschriebenen Worten, wie es sich ja die Dichtkunst so oft zur Aufgabe gestellt hat. Hier ist das subjective Bild der Gemüthsbewegung bei dem sympathisch Afficirten nicht ein unmittelbares Resultat der gelesenen oder gehörten Worte; wenn letztere ein Bild hervorrufen sollen, ist es nothwendig, dass Erinnerungsmaterial vorhanden ist, aus dem sich dieses zusammensetzen kann. Hat man nie einen Weinenden, einen Erschrockenen gesehen, so wird die Schilderung des Kummers und Schreckens mit Worten keinen entsprechenden Affekt in uns wachrufen. Die Aufgabe, allein durch Worte sympathische Stimmungen zu erwecken, gehört zweifellos zu den schwierigsten Aufgaben der Kunst, und wir wissen alle, wie viel stärker eine Tragödie auf uns wirkt, wenn wir sie spielen sehen, als wenn wir sie lesen, wenn die Worte durch das sichtbare Bild des Affectes unterstützt werden, als wenn

sie ganz auf eigene Hand wirken sollen. Dass es bei der dichterischen Schilderung von Gemüthsbewegung und Stimmungen in Wirklichkeit das Bild ihrer äusseren Erscheinungen ist, was sympathisch auf uns wirkt, davon haben die Dichter auch selbst manchmal ein instinktives Bewusstsein. Wenn es gilt, Mitgefühl zu erwecken, Theilnahme zu erregen, so wird der Dichter nicht sagen: „sie grämte sich", oder „sie war froh" oder „sie erschrak sich", sondern: „jammernd und Hände ringend irrte sie umher", oder „ihr silberhelles Lachen klang durch die Räume" oder „sie stiess einen Schreckensschrei aus" u. dergl., kurz, er giebt uns ein fertiges Bild und verlässt sich nicht darauf, dass wir uns erst selbst eines aus unseren Reminiscenzen zusammensetzen. Denn entbehren kann man das Bild nicht, — die Gestalt, mit der man sympathisiren soll, muss man vor sich sehen; Macbeth wird durch den Bericht von Banquo's Morde nicht im Mindesten erschüttert, — das Entsetzen fasst ihn erst, als das Bild des Ermordeten so lebhaft vor seiner Seele steht, dass er ihn vor sich zu sehen glaubt, und Shakespeare, dem es daran liegt, die Zuschauer, nicht Macbeth, zu erschüttern, lässt das Publikum diese Hallucination miterleben.

Diese Thatsache müssen wir also festhalten; Gemüthsbewegungen — und damit oft Genussempfindungen — werden von einem auf den andern übertragen durch blosse Perception ihrer sicht- und hörbaren Erscheinungen, gleichviel ob dieser Affekt ein natürlicher oder künstlicher, d. h. fingirter oder auch nur geschilderter ist. Dieses Verhältnis spielt die grösste Rolle auf dem Gebiet der Kunst und Aesthetik, und bildet die wesentliche Grundlage für alle grossen Kunstrichtungen. Wir haben oben gesehen, wie schwer es ist, unseren Bedarf an Genuss, unseren Drang nach emotionellen Aufregungen durch die Eindrücke zu decken, die uns, ohne eigenes Zuthun, durch die Aussenwelt zu Theil werden und die ja immer zufällig und unberechenbar sind; und ferner habe ich darauf aufmerksam gemacht, welche grossen Unannehmlichkeiten, ja Gefahren damit verbunden sein können, wenn man manche dieser genussreichen Stimmungen, — wie z. B. die Raserei, die Angst, das Entsetzen — auf natürlichem Wege hervorruft, d. h. indem man sich selbst in Situationen bringt, die solche Stimmungen erzeugen. Da die Menschen nun bald auf das Ansteckende solcher Stimmungen aufmerksam wurden und merkten, dass man ohne irgend welche Gefahren sich all diese Lustgefühle verschaffen kann, bloss, indem man die emotionellen Phänomene bei andern beobachtete, machten sie sich daran, diese Erfahrung auszunützen und sich die raffinirten Genüsse von Schreck und Raserei auf Kosten Anderer mit Hilfe von Kampfspielen, blutigen Arena-Vorstellungen, Menschenschlächtereien, Autodafés u. s. w. zu verschaffen. Und neben diesen mannigfachen Mitteln, die schwerlich das menschliche Bedürfniss nach dieser Art Genuss völlig befriedigen

konnten, und die ja auch meist von der Gesellschaft nicht gern gesehen werden, kam man schon seit den frühesten Zeiten darauf, Nachahmungen der Affekterscheinungen hervorzubrigen, mimisch oder bildnerisch, und sich von diesen sympathisch beeinflussen zu lassen, und so hatte man es endlich in seiner Macht, sich zu jeder Zeit und auf höchst ungefährliche Weise in einen Genusszustand zu versetzen; oder man befleissigte sich, so lebendige Schilderungen dieser Affekte in Worten zu geben, dass auch auf diesem Wege sympathische Gefühlserregung zu Stande kommen konnte. Die Werke und Leistungen, die als Frucht dieser Bestrebungen entstanden, hat man als Kunst bezeichnet; die beiden grossen Aufgaben der Kunst und zugleich ihre Faktoren sind also: Abwechselung und sympathische Gefühlserregung.

Zweiter Abschnitt.

Die Kunst.

I. Einleitende Bemerkungen.

Das Genussverlangen des Menschen hat an der Natur allein nie völlige Befriedigung gefunden; was die Natur gewähren kann, steht nicht immer zur Verfügung, und ist namentlich nicht abwechslungsvoll und nicht pikant genug; der Mensch ist nicht für ein ewiges Idyll geschaffen.

Wenn die dem Menschen eigene Begier nach Genuss wirklich befriedigt werden sollte, so musste der Mensch selbst Genussmittel hervorbringen, die einerseits stets verfügbar sind, andererseits weder für den Geniessenden, noch für andere Menschen Gefahren mit sich bringen. Auch den Herrschenden wurde die Bedeutung des „Circenses" bald klar. Aus dem Bestreben, dem ewig regen Drange nach Genuss entgegenzukommen, entsprang die Kunst; dem Begriffe nach rechnen zu ihr die Werke und Darstellungen, die mit dem genannten Zwecke vor Augen hervorgebracht worden sind.

Die Frage nach den Mitteln der Kunst scheint von grundlegender Bedeutung für die Aesthetik zu sein.

Die Frage nach dem Inhalte des Begriffes Kunst ist meiner Meinung nach folgendermassen zu beantworten: Kunstwerk nennen wir jedes Menschenwerk, das seinen Ursprung in dem bewussten Bestreben hat, einen Genuss durch das Auge oder durch das Ohr hervorzubringen.

Aber nicht jedes genussbereitende Menschenwerk ist ein Kunstwerk, selbst nicht jedes, das durch solche Mittel zu Stande gekommen ist, die sonst geeignet sind, einen Kunstgenuss hervorzurufen. Und ein Menschenwerk gilt nur dann als Kunstwerk, soweit es auf uns durch die „höheren" Sinne, durch Auge und Ohr wirkt; nach der herrschenden Auffassung können nur diese — „geistigen" — Genüsse zu den Kunstgenüssen zählen.

Die Kunst umfasst nur solche Genussmittel, welche von den Menschen selbst hervorgebracht worden sind. Die zu diesem Zwecke angewendeten Mittel müssen im Stande sein, merklich auf die Gefässinnervation einzuwirken. Als solche haben wir drei generelle Kunst-

mittel kennen gelernt. Es handelt sich um die Schaffung von Abwechslung, deren Einfluss physiologisch leicht zu verstehen ist; dann hat man die Thatsache, dass der Anblick oder die Schilderung eines Affektes die Kraft hat, bei den Zeugen eine entsprechende Erregung oder Stimmung hervorzurufen, dazu benutzt, um auf sympathischem Wege emotionelle Genusszustände hervorzurufen. Auf diesem Wege hat die Kunst fast alle Gemüthsbewegungen in ihren Dienst gestellt. Eine Sonderstellung unter den Affekten kommt der Ekstase zu oder, wie sie in ihrer mehr alltäglichen Form genannt wird, der Bewunderung, die zugleich eine höchst übertragbare Stimmung ist.

Die genusserfüllte Stimmung, welche die Wirkung eines jeden Werkes ist, dem wir den Rang eines Kunstwerkes beimessen, kann also durch Abwechslung oder durch Erweckung sympathischer Gefühle oder durch Bewunderung hervorgerufen werden.

Ich werde nun in Folgendem einige der wichtigsten Kunstarten genauer mustern, um zu untersuchen, ob denselben andere als die eben genannten drei Kunstmittel zur Verfügung stehen.

Vorher sei noch eine kurze Digressiou gestattet. Weniger in der Aesthetik wird so verschieden beurtheilt, wie das Princip: l'art pour l'art; es verlangt, dass ein Kunstwerk allein nach seinen künstlerischen Eigenschaften beurtheilt werden soll, und macht so die Bewunderung zu dem einzig berechtigten Genusse den Kunstwerken gegenüber.

Gewiss nimmt die Bewunderung in der Würdigung von Kunstwerken eine um so wichtigere Stelle ein, je höher das Kunstverständniss, die Einsicht in die Anwendung der Kunstmittel, die Kenntniss der Technik steht. Am einseitigsten macht sie sich natürlich bei ausübenden Künstlern geltend, die die Schwierigkeiten der Technik aufs Genaueste kennen. Künstler und Kunstkenner werden deshalb oft so gleichgiltig gegen das behandelte Sujet. Man kann dem wirklich Sachkundigen auch gar nicht verwehren, alle Eigenschaften eines Kunstwerkes über den Schwierigkeiten der Ausführung zu übersehen [1]). Natürlich ist das

[1]) Deshalb ist es in der Regel auch gar nicht gut, wenn ein tonangebender Kritiker selbst Künstler ist. Denn als solcher wird er in der Regel etwas für das Entscheidende halten, was ausserhalb der Künstlerkreise kaum ganz gewürdigt werden kann; dagegen wird er andere Eigenschaften des Kunstwerks übersehen, die Laien gegenüber gerade betont werden müssen, weil der Laie ihnen ausschliesslich seinen Kunstgenuss verdankt.

Man vergisst zu oft, dass die Kunst mittels ganz verschiedener Factoren wirkt, und dass der Kunstgenuss keineswegs für alle Menchen dieselbe Herkunft und dieselbe Natur besitzt.

Ein naiver oder dem Kunsttreiben fernstehender Mench kann von einem Werke erfreut oder ergriffen werden, dessen künstlerische Eigenschaften sich seiner Wahrnehmung oder Würdigung ganz entziehen.

aber eine einseitige Betrachtung, denn die übrigen Momente des Kunstgenusses haben auch Anspruch auf Beachtung, und jene Betrachtung ist gefährlich für die Kunst selbst, denn sie reducirt deren Publikum auf den kleinen Kreis der Eingeweihten; die Künstler würden, wenn es dahin käme, sehr bald die Wahrheit fühlen, die in den Worten d'Alembert's liegt: „Malheur aux productions de l'art dont toute la beauté n'est que pour l'artiste."

Die grosse Rolle der Bewunderung für den Kunstgenuss überhaupt tritt deutlich darin hervor, dass wir eine sehr verschiedene Haltung einnehmen gegenüber einer beginnenden, aufstrebenden Entwicklung — sei es nun beim einzelnen Künstler oder in einer ganzen Epoche — und gegenüber der erreichten Reife, welche die Technik vollendet beherscht und sich völlig der Manier bewusst ist, deren sie sich zum Ausdrucke ihrer Intentionen bedient.

Solange wir fühlen, dass der Künstler oder dass die Epoche eben erst emporstreben, noch im Kämpfen und Ringen stehen um ihre vollendetste Form und einen reichsten Gehalt, solange nehmen wir Schwächen und Mängel gerne hin; ein technisch unvollkommenes und inhaltsarmes Werk, von dem wir wissen, dass es während des mühevollen Aufstrebens seines Schöpfers oder seiner Zeit in die Welt gekommen ist, bereitet uns trotz seiner Mängel mehr Genuss, als ein Werk, welches die Frucht einer ausgebildeten Technik und völliger innerer Abklärung ist.

Der Zauber, mit dem eine primitive, archaistische Kunst so oft wirkt, — natürlich nur auf den sich ihrer historischen Stellung Bewussten —, verglichen mit den Früchten reifer Kunstperioden, das Fesselnde der in der Regel weder formvollendeten noch ideenreichen Volksdichtung, kurz die verhältnissmäſsig starke Wirkung der Werke von Anfängern und Unentwickelten scheint kaum eine andere Ursache zu haben, als die Verwunderung darüber, die Bewunderung dafür, was mit so kleinen Mitteln und unter so geringen Voraussetzungen ausgerichtet werden konnte, also die Bewunderung überwundener Schwierigkeiten.

Wir rühmen die an sich sehr unvollkommenen Versuche unserer prähistorischen Ahnen, mit einem Feuersteinsplitter eine Tierfigur auf eine Knochenplatte zu ritzen, oder die Zeichnungen der Buschmänner auf südafrikanischen Felswänden. Diese Erzeugnisse würden sofort allen Werth und alles Interesse verlieren, wenn wir erführen, dass sie Fälschungen eines civilisierten Zeitgenossen sind.

Dieser ganze Zusammenhang bringt es mit sich, dass keine Richtung oder Schule der Kunst eine lange Dauer haben kann. Wenn sie ihre Ideen und Objecte durchgearbeitet, ihre Technik auf den Höhepunkt gebracht hat, wenn sie „uns nichts mehr Neues zu sagen hat", wenn wir sie „in- und auswendig kennen", so will man nichts mehr mit ihr zu thun haben; nicht, weil ihre Technik und Gedanken nicht mehr aus-

reichten, um ebenso gute, ja an sich vollkommenere Leistungen hervorzubringen, als die von uns zur Zeit ihres Aufblühens bewunderten; sondern weil das neue zu leicht geworden ist. Wen wird ein heiliges Kunstgefühl vor einer Kopie des Parthenonfrieses ergreifen, wenn sie auch noch so vollkommen ausgeführt ist? Tintoretto war ein schlechter Aesthetiker, wenn er es wirklich für seine Aufgabe erklärt hat, Michelangelo's Formen mit Tizians Farben zu vereinen; die Nachwelt wäre ihm für solche Versuche nicht besonders dankbar gewesen.

Das höhnischste Wort, das man von einer Kunstrichtung oder einem Kunstwerk sagen kann, ist der recht moderne Ausdruck „banal"; es sagt garnichts von der Beschaffenheit des so bezeichneten Dinges aus; dieses könnte an sich tadellos sein; aber die Bemerkung sagt aus, dass man so etwas schon kennt, dass der Künstler zu leicht zu seinem Ziele gelangt ist, und dieser Umstand lässt uns für seine sonst vielleicht vortrefflichen Leistungen kalt.

So ist die Kunst der Renaissance banal geworden, wie die Gothik, das Rokoko wie die Renaissance; der Naturalismus welkt dahin, wie die Romantik, wie der Classicismus, und wie es bald auch mit dem Symbolismus gehen wird; so entgeht keine Richtung ihrem Schicksal; aber es giebt eine schiefe Vorstellung von dem wirklichen Vorgange, wenn es heisst, die eine Richtung wurde von der anderen verdrängt, denn die neue Richtung ist nicht besser als ihre Vorgängerin, und Abwechselung ist noch nicht Fortschritt.

Jede Richtung trägt den Keim des Unterganges in sich; sie wird nicht tot gemacht, sondern sie verwelkt.

Natürlich kann es passieren und passiert thatsächlich oft, dass man mangels eines ganz Neuen zu alten Formen greift, die schon wieder etwas weniger banal erscheinen. Nachdem die dünnbeinigen französischen Empire-Möbel mehrere Jahrzehnte lang als Beispiele verderbten Geschmacks verbannt waren, sehen wir sie ja jetzt wieder die Herzen erobern, selbst in mässigen englischen Nachahmungen u. s. w.

Solche gespenstischen Existenzen dauern natürlich selten lange; das verhindert schon die Erinnerung an ihre Vorbilder; sie werden schneller banal, als zur Zeit ihrer frischen Originalität.

Der Horror vor der Banalität ist durchaus berechtigt, denn sie schliesst einen wichtigen Factor des Kunstgenusses aus, nämlich die Bewunderung. Daher die oft wunderlichen Folgen der Furcht vor der Banalität. Da die Banalität am wenigsten die frisch aufstrebenden wenn auch manchmal unvollkommenen Kunstrichtungen betroffen hat, so kam man — natürlich ganz unbewusst — zu dem wunderlichen Fehlschlusse, man könne ihr heute am sichersten dadurch entgehen, dass man die Technik und die Gedanken der Primitiven nachahmte; daher die grosse Rolle, welche „Praeraphaeliten" und „Quattro-" oder „Cinquecentisten"

im vorigen Jahrhundert gespielt haben, namentlich in manchem Milieu, dessen Fähigkeit artistischen Geniessens noch wenig entwickelt war. Man ahnte nicht, dass man auf der Flucht vom Banalen in eine potenzierte Banalität gerathen war, die schliesslich doch entdeckt wurde.

Die krampfhaften Anstrengungen, die man heute trifft — namentlich in den emancipierten (Secessions- u. dgl.) Ausstellungen vieler Länder — der Banalität zu entgehen, und in denen manche Künstler ganz aufgeben, sodass ihr ganzes Bestreben ist, nur etwas uoch nie gesehenes hervorzubringen, mag es auch sonst ausfallen wie es will, — diese oft so kuriosen Bemühungen sind noch erträglich, wenn die Künstler nicht in die Falle gerathen, in welche die Praeraphaeliten sich in ihrer Herzensunschuld locken liessen; man vergisst aber, dass die blosse Abwesenheit der Banalität eine rein negative Eigenschaft ist, die ein Atelierproduct allenfalls davor bewahren kann, einfach unbemerkt zu Boden zu fallen, die aber für sich allein natürlich keinen Kunstgenuss schaffen kann. Das Unglück ist eben nur, dass gerade diejenigen, die in der Malerei, in der Poesie, in der Musik u. s. w. alles daran setzen, stark durch blosses Nichtbanalsein zu wirken, nicht immer auch die sind, denen die positiven Anlagen gegeben sind, um uns sei es den wahrhaft artistischen, sei es den populären Genuss an der Kunst durch ihre Leistungen zu gewähren.

Zu den wirksamsten Kunstmitteln rechnet man vielfach die Illusion, den Vorgang, durch den man einem Kunstwerk gegenüber dazu kommt, es für das Wirkliche zu halten, von dem es nur eine Darstellung giebt. Mit dem Erreichen der Illusion soll die Kunst, oder doch mancher Zweig der Kunst, ihren absoluten Höhepunkt erreichen.

Diese Auffassung ist merkwürdig naiv. Im Theater kommt so etwas bei einem wenig reflektirenden Publikum ja vor;[1]) aber offenbar hört der Kunstgenuss in dem Augenblick auf, wo der Betrachtende der Wirklichkeit gegenüber zu stehen glaubt; denn die Wirklichkeit kann ja keinen Kunstgenuss gewähren.

Wenn die alte Anekdote wahr ist, dass Rembrandt's Nachbarn nach einem Fenster hin grüssten, in das der Künstler ein Portrait von sich und seiner Frau gestellt hatte, weil man das Bild für diese Personen selbst hielt, so hatten die Nachbarn solange keinen Kunstgenuss an dem Bilde, wie die Täuschung dauerte.

---

[1]) Wenn z. B. ein naiver Zuschauer in Drohungen und Injurien gegen den Schurken des Theaterstückes ausbricht.

Die Illusion kann deshalb bis zu einem gewissen Grade Zeugniss ablegen von der Vollkommenheit, womit ein nachbildendes Kunstwerk ausgeführt ist, aber sie ist ganz unvereinbar mit unmittelbarem Kunstgenuss.

II. Die Dekoration.

Das Bestreben, sich durch Ausschmücken der umgebenden Gegenstände mit gefälligen Formen und Farben einen Genuss zu bereiten, ist so alt, wie die Menschheit selbst, und hat eine unendliche Menge von Kunsttechniken und Werken hervorgerufen, die hier gar nicht einmal einzeln aufgezählt werden sollen. Alle lassen sich indessen — je nachdem, ob es Farben oder Formen sind, die zur Anwendung kommen — auf zwei Hauptarten zurükzuführen. Beide Arten will ich hier unter den Begriff der Dekoration zusammenfassen, — mit welchem Worte oft vorzugsweise der durch Farbenwirkung erzielte Schmuck gemeint ist. Das Thema wird auf diese Weise äusserst umfangreich, und um nun in Folgendem nicht in einem Athem Gegenstände zu behandeln, die ihrem Wesen nach und besonders hinsichtlich ihrer Genusswirkung allzu verschieden sind, will ich hier ganz von derjenigen Art der Ausschmückung abstrahiren, die durch Kunstwerke selbstständigen Charakters hervorgebracht wird, wie z. B. durch die stimmungsvolle Malerei auf einer Vase, durch geistreiche Kompositionen, wie im Vorsaal der Kopenhagener Universität, oder an der Aussenseite des Thorwaldsenmuseums, oder durch die Skulpturen an einem Tempelfries etc. etc. Solche Kunstwerke, die ihren Werth behalten würden, selbst wenn sie ein selbstständiges Dasein führten, und nicht nur zum Schmuck für andere Gegenstände dienten, gehören für diese unsere Betrachtung eher in das Kapitel über Maler- und Bildhauerkunst, als zu dem über dekorative Kunstformen.

Die eine von den beiden Hauptmethoden der Dekoration ist also die Ausschmückung mit Hilfe der Farbenwirkung. Diese letztere kann in der verschiedensten Weise verwendet werden, worauf näher einzugehen hier keine Veranlassung ist. Höchstens kann es von Interesse für uns sein, darauf hinzuweisen, dass sehr häufig eine dekorative Farbenwirkung ohne Anwendung von Farbstoffen oder farbigen Gegenständen einzig und allein dadurch hervorbringt, dass man dem zu dekorirenden Gegenstande eine ungleichmässige Oberfläche giebt, z. B. an einer Stelle glatt, an einer anderen rauh, wodurch der ursprüngliche Farbenton gebrochen und bald heller, bald dunkler wird, und manch-

mal ganz zu verschwinden, ins Weisse überzugehen scheint. Bei gewebten oder geflochtenen Stoffen lässt man sich die Fäden zu diesem Zweck auf besondere Weise kreuzen, oder man bringt am Halse des Gefässes, das dekorirt werden soll, eine Furche an, oder einen Kranz von kleinen Vertiefungen oder Erhöhungen, die selbstverständlich nur durch den Lichteffekt oder die Veränderung im Farbenton, die sie hervorbringen, dekorativ wirken. Man braucht daher in diesem Falle zwischen der plastischen und der malerischen Ausschmückung der Fläche keinen Unterschied zu machen, denn die dekorative Wirkung ist ja in beiden genau dieselbe, ob man Reliefdekorationen oder täuschend gemachte malerische Nachahmungen von Reliefs anbringt, ist ja, was die Wirkung für das Auge anbelangt, ganz gleichgültig. Auch wo es sich nicht um die Dekoration einzelner Gegenstände handelt, sondern darum, die Räume, in denen wir leben oder andere Lokalitäten durch Anbringung von Draperien, Vasen, Metallgegenständen etc. auszuschmücken, sind es ja in Wirklichkeit immer Farbenwirkungen, nach denen wir streben, und durch die wir uns einen Genuss zu verschaffen suchen.

Woher entspringt nun der Drang, den die Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten gehabt haben, ihre Umgebung mit Farben auszuschmücken? Offenbar aus dem natürlichen, physiologischen Bedürfniss des Auges, — sowie aller übrigen Sinne, — nach wechselnden Eindrücken. Desshalb wird auch nur von Dekoration, von Kunst die Rede sein, wo wir eine Zusammenstellung verschiedener Farben und Farbentöne vor uns haben. Die ganz einförmige Färbung einer Fläche wird man nicht als Kunstgenuss betrachten und das mit Recht. — Eine Farbe ist nicht an und für sich schöner, dem Auge wohlthuender als die andere, davon ist schon früher die Rede gewesen. Wenn ich gewisse Farben an meinen Wänden, meinen Möbeln anderen vorziehe, so kann ich ja gute und triftige Gründe hierfür haben, ohne dass die absolute Qualität der Farbe in Betracht kommt: Es kann die Zusammenstellung mit anderen farbigen Gegenständen in Frage kommen oder Lichtverhältnisse etc. etc., ganz zu schweigen von dem mächtigen Einfluss, den Gewohnheit, Mode, Erinnerungen, Veränderungslust und dergleichen oft auf die Wahl der Farben ausüben. Wenn es wirklich vorkommt, dass eine ganz eintönige Farbe auf einer Wand, einem Teppich, einer Vase, bloss durch ihre Qualität einen Genuss hervorruft, so kann das in Wirklichkeit lediglich darauf beruhen, dass diese Farbe einen angenehmen Contrast zu einem früher gehabten Farbeneindruck bildet, der uns langweilte, oder möglicherweise sogar ermüdete[1]); sobald die Wirkung der Abwechselung vorbei ist, ist es auch aus mit dem

[1]) Vergl. Seite 26.

Genuss. Wenn man nichts anderes hat, auf das man seinen Blick lenken kann, als die einfarbige Fläche, keinen Farbeneindruck, um damit abzuwechseln, so sieht man nach einiger Zeit gar nicht mehr die eigentliche Farbe, sondern ihre Complementärfarbe, was beweist, dass die Empfänglichkeit des Auges aufgehört hat, — ausgelöscht ist. Schliesslich hat man gar keinen Farbeneindruck mehr, der Sehnerv hat seine Exitabilität für den einförmigen, unveränderlichen Eindruck verloren.

Farbendekorationen wirken also nicht durch Farben schlechthin, sondern durch Farbenzusammenstellungen. Es gehören mehrere Farben dazu, eine dekorative Wirkung hervorzubringen oder jedenfalls ein Zusammenwirken von farblosen — schwarzen — und farbigen Parthien. Aber wenn das Zustandekommen einer Genusswirkung eine Abwechselung von Farben oder einzelnen Farbentönen verlangt, so ist damit noch nicht gesagt, dass es einzig und allein auf den Reiz der Abwechselung ankommt. Dass die Abwechselung an und für sich einen Genuss hervorbringen kann, ja dass sie eine unumgängliche Bedingung für jeden Genuss ist, wird man hoffentlich nach dem oben Gesagten bereitwillig einräumen. Aber es wäre ja denkbar, dass das Zusammenwirken der Farben auch auf andere Art ein Lustgefühl verursachen könnte, und die allgemeine Annahme geht auch von dem Gedanken aus, dass dies der Fall ist, ja sie legt das Hauptgewicht auf ganz andere Momente, als die Abwechselung.

Wenn man die Frage aufwirft, worauf es denn nun eigentlich ankommt, wenn eine Farbenzusammenstellung Genuss bringen, ein Lustgefühl erwecken soll, so wird man ohne Zweifel die Antwort kriegen: Alles beruht darauf, wie die Farben zu einander stimmen, und wenn jemand hierdurch noch nicht völlig aufgeklärt über die Sache ist, sondern zu wissen wünscht, was das nun eigentlich bedeutet, dass die Farben zusammen stimmen, so wird man ihm erklären, es bedeutet, dass sie in harmonischem Verhältniss zu einander stehen; es wird verlangt, dass ihre dekorative Anwendung eine Farbenharmonie, unter Umständen eine „Farbensymphonie“ hervorbringe. Was darunter zu verstehen ist, lässt sich nicht erklären, aber jeder mit einigermaassen feinen Sinnen begabte Mensch hat es im Gefühl. Und glücklicherweise ist dieses Gefühl, dieser Farbensinn heutzutage weit verbreitet. Welche Dame, die Anspruch auf guten Geschmack, würde es auf sich sitzen lassen, dass die Farben in ihrem Promenadenkostüm oder in ihrem Boudoir „nicht gut zu einander passen!“ Keine Forderung ist zugleich elementarer in der guten Gesellschaft und zugleich ein untrüglicheres Zeichen von künstlerischem Sinn, den sich heutzutage niemand gern absprechen lässt.

Wenn man nun vielleicht auch wagte, von der Voraussetzung auszugehen, dass gerade auf diesem Gebiet vieles nur aus Affectation oder Nachbeterei geschieht, so wird es doch niemand einfallen, zu leugnen, dass uns unter bestimmten Verhältnissen eine Farbenzusammenstellung besser gefallen wird, als eine andere, dass uns die eine einen wirklichen Genuss bereitet, während wir uns von einer anderen abgestossen fühlen. Diese Thatsache selbst steht ohne Zweifel fest, es handelt sich nur darum, vom ästhetischen Standpunkt im Reinen darüber zu sein, was hierbei das Entscheidende ist; aber es herrscht hier ohne Zweifel einige Unklarheit.

Es beruht auf einem Irrthum, wenn man annimmt, dass bestimmte Farben an und für sich, zu allen Zeiten und unter allen Bedingungen, besser zu einander passen, als andere. Eine solche Annahme hat keine physiologische Grundlage, und es lässt sich leicht nachweisen, dass sie durch die Erfahrung, aus der sie ja ihre Begründung schöpfen sollte, keineswegs bestätigt wird. In der Natur „stimmen" alle Farben vorzüglich zu einander. Niemandem wird es einfallen, dass Kornblumen, Mohnblumen oder Pechnelken oder überhaupt irgend welche Blumen von beliebiger Farbe, schlecht zu einander oder zu dem grünen Grase passen könnten, in dem sie wachsen, — höchstens könnte es einem bei Gartenblumen so gehen, von denen man weiss, dass sie der Farbenwirkung wegen nebeneinander gepflanzt sind. Keine der vielen Farbennüancen am Himmel passt schlecht zu der anderen oder zu den Tönen des Meeres oder der Felder, ebenso steht keines Thieres Farbe in Disharmonie zu seiner Umgebung Da sich nun die Natur hinsichtlich der koloristischen Wirkungen nicht die geringsten Schranken auferlegt hat, so liegt es auf der Hand, dass die Behauptung, bestimmte Farbenzusammenstellungen wären an und für sich disharmonisch und abstossend, ohne alle Berechtigung ist; es giebt keine Kombination, die unter allen Umständen eine peinliche Wirkung auf unser Auge ausübt.

Aber in der Kunst könnte ja die Sache möglicherweise anders liegen, und das ist auch in gewissem Sinne der Fall, nur muss man es auch hier nicht so auffassen, als wirkte die eine Farbenzusammenstellung an und für sich mehr genussbringend als die andere.

Es giebt auf dem Gebiete der Kunst — die Toiletten der Damen mit inbegriffen — keine Farbenzusammenstellung, die nicht zu bestimmten Zeiten schön gefunden und modern gewesen wäre, — durchläuft doch der Geschmack in dieser Hinsicht oft die unglaublichsten Veränderungen im kürzesten Zeitraum. Was das eine Jahr als grässlichste Ketzerei gilt, ist vielleicht im nächsten der Beweis für den allerfeinsten Farbensinn. Zu einer Zeit will man nur von den zartesten, mildesten Combinationen, den diskretesten Uebergängen etwas wissen. — zu einer

andern Zeit verlangt man ausgesprochene, ja schreiende Farben, und brutale Gegensätze. Mit Leichtigkeit liessen sich Beispiele hierfür aus allen Gebieten der Farbendekoration finden, aber das nähme sich fast pedantisch aus, wenn man bedenkt, wie reiche Gelegenheit jeder Einzige hat, die Thatsache zu konstatieren, dass nichts mehr wechselt, als die Farbenwirkungen, mit denen wir unser Auge zufriedenzustellen suchen, und an denen wir zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Umständen einen Genuss finden. Und ganz und gar willkürlich und unberechtigt wäre es nun, wenn man, um die Theorie von den Farbenharmonieen zu retten, behaupten wollte, die Anschauungen, sozusagen „die Augen“ der einen Zeit wären im Rechte gegenüber einer andern Zeit. Wer sollte hier der Schiedsrichter sein? Künstler und Aesthetiker wechseln ja ihre Ansichten auf dem Gebiet ebenso rasch, wie der grosse Haufe. Und überdies, — wenn es wirklich Farbenharmonieen gäbe, die an und für sich vollkommen wären, die unter allen Umständen die meiste Lust erwecken, so hätte die Menschheit doch schon, in ihrem von den ältesten Zeiten her so eifrig verfolgten Bestreben, sich den grösstmöglichen Genuss zu verschaffen, herausgefunden, welches diese Combinationen sind; oder es müsste in der Geschichte der Kunst doch wenigstens ein stetiges Streben nach einem Ideal hin zu verfolgen sein. statt dieses ewigen Wechsels, der nichts unversucht lässt, der nichts dauern lässt, und der stets nach einiger Zeit wieder auf das schon einmal Erprobte und inzwischen wieder Vergessene zurückkommt, — etwas Neues lässt sich nämlich nicht immer bringen auf diesem Gebiet. das nun einmal nicht über unerschöpfliche Hilfsquellen verfügt. Dass sich vom physiologischen Standpunkte aus keine Beweismittel beibringen lassen, welche die Annahme von bestimmten Farbenzusammenstellungen als an sich harmonisch, stützen könnten, ist bereits gesagt worden. Das Einzige, was hier in Betracht kommen könnte, wäre der bereits erwähnte Umstand, dass die Complementärfarben einander hervorheben und nebeneinander intensiver wirken, als neben andern Farben. Diese Thatsache kann ohne Zweifel hin und wieder bei der Wahl der zusammenzustellenden Farben eine Rolle spielen, aber nicht mit besonderer Rücksicht auf die Genusswirkung. Roth und Grün oder Gelb und Blau werden ja als Zusammenstellung nicht mehr bevorzugt, als andere Combinationen.

Wenn es nun eine unbestreitbare Thatsache ist, dass die unserm Auge begegnenden Farbenwirkungen uns in sehr verschiedenem Grade gefallen, ja manchmal ganz unerträglich erscheinen können, so liegt das durchaus nicht allein in der Art der Farbenzusammenstellung: an und für sich harmonieren alle Farben gleich gut. Es ist nur unsere Auffassung, die wechselt, sodass uns heute eine Combination gefallen kann, die wir morgen abscheulich finden, und umgekehrt.

Und hierfür kann es ja viele gute Gründe geben, nur keine von allgemeiner, objectiver Beschaffenheit. So z. B. können patriotische oder dynastische Gefühle der Grund sein, warum sich in bewegten Zeiten ein ganzes Volk mit den Farben seines Landes oder seines Fürstenhauses schmückt, oder es kann sich um soziale Gefühle handeln, sodass z. B. bestimmte Farbenzusammenstellungen zu einer Zeit als simpel und deshalb hässlich gelten, weil sie für die Kleider oder Möbel des gemeinen Mannes charakteristisch sind, bis sie eines schönen Tages im Lauf der wechselnden geistigen Strömungen gerade aus demselben Grunde wieder die Herzen gewinnen und modern werden. Aber mehr als alles andere ist es der Drang nach Veränderung, nach Neuem, der auf diesem, wie auf allen andern Kunstgebieten ausschlaggebend wirkt. Hierin muss man den Hauptgrund dafür suchen, dass die Mode, was Farbenwirkungen betrifft, so beständig wechselt und wechseln wird und muss, mehr als irgend eine andere Kunstform, weil es keine giebt, unter deren Einfluss wir so dauernd stehen, und bei der unsere Sinne so schnell erschlaffen, wenn sie nicht fortwährend Abwechselung bietet, wie die Mode.

Der Genuss, den bestimmte Farbenzusammenstellungen hervorrufen, hat daher nichts mit der unmittelbaren Farbenwirkung zu thun: er ist nicht absolut, er kann eintreten oder ausbleiben, je nach der augenblicklichen Disposition des Beschauers, und je nach den Umständen kann jede beliebige Farbenzusammenstellung Lust oder Unlust erregen, Regeln und Gesetze giebt es hierfür nicht, denn es handelt sich dabei um Dinge, die ausserhalb aller Aesthetik liegen. Farbige Dekorationen, die darauf berechnet sind, ganz im Allgemeinen zu gefallen, schön zu erscheinen, müssen daher mit ganz anderen Mitteln, Kunstmitteln im eigentlichen Sinne wirken, die, ohne Rücksicht auf zufällige, individuelle Disposition, sich unmittelbar an unser emotionelles Nervensystem wenden. Als ein solches Mittel habe ich die Abwechselung genannt. Und man wird bei einiger Ueberlegung finden, dass, wenn es sich bei der Wirkung von Farbenzusammenstellung nicht um die Art der Farben handelt, gar kein anderes Moment in Betracht kommen kann, als die Abwechselung. Es giebt, soviel ich sehe, hier gar keine andern Momente, als diese beiden.

Für uns, die wir mitten in dem voll entwickelten Reichthum der Farbendekoration stehen, geblendet von ihrem anscheinend unerschöpflichen Vorrath an Motiven, ist es allerdings einigermafsen schwierig, das Gemeinsame in all dieser Mannigfaltigkeit zu sehen, und zu merken, dass es sich in künstlerischer Beziehung beständig nur darum dreht, dem Auge einen wechselnden Eindruck zu verschaffen und um weiter nichts. Die Abwechselung kann gradweise oder plötzlich geschehen, sie kann milder oder intensiver, einfacher oder mannigfaltiger, ärmer

oder reicher sein; aber sie ist und bleibt die einzige Saite auf dem Instrument, das einzige Mittel, das man in der dekorativen Verwendung der Farbe besitzt, um einen Genuss hervorzurufen. Das wird man am ehesten einsehen, wenn man seinen Blick von dem uns heutzutage umgebenden bunten, verwirrenden Farbenreichthum abwendet, die frühesten elementarsten Versuche farbiger Dekorationen betrachtet, und den Zusammenhang aufsucht zwischen diesen ersten Anfängen und den reichsten, vollendetsten Formen der künstlerischen Dekoration.

Die Funde in Gräbern aus der Steinzeit zeigen, dass schon ein so einfaches Mittel wie die Furche um den Hals des irdenen Gefässes unseren schlichten Vorfahren Genuss bereitete; und das ist bei Menschen, die, was Dekoration betrifft, nichts Besseres gewöhnt sind, heute noch der Fall. Ein Wunder ist es auch nicht, denn jedem aufmerksamen Beobachter wird es auffallen — was an und für sich ganz natürlich ist, wie ein so elementarer, armseliger Schmuck, bei dem die Farbenwirkung noch dazu auf das geringste Mafs beschränkt ist, hinreicht, um den Eindruck, den der betreffende Gegenstand auf uns macht, vollständig zu verwandeln. Dass die Wirkung desselben bei primitiven Menschen intensiver ist als bei uns, die wir schon durch stärkere dekorative Effecte verwöhnt sind, darf man wohl annehmen. Indessen war dieses Motiv doch zu armselig, als dass man nicht bald den Drang nach wirksameren Abwechselungen gehabt haben sollte; und glücklicherweise hatte man es ja in seiner Macht, in Gestalt einer neuen, parallel mit der vorigen verlaufenden Furche eine ganz neue, doppelt so wirksame Abwechselung zu schaffen. Bei einer Wiederholung des Motivs war man zugleich in der Lage, die Wirkung desselben bedeutend zu verstärken, indem man diese Furchen oder Linien in gewisser, rhytmischer Weise gruppirte. Zu demselben Zwecke konnte man diese Furchen auch in eine Reihe kleiner Linien oder Punkte auflösen, die dann wieder ihrerseits rhytmisch zusammengesetzt werden konnten. Oder man konnte die Richtung der Linie unterbrechen, sie in Zickzack-, Wellen- oder Maeanderform verlaufen lassen u. s. w. u. s. w. Und war endlich alles erschöpft, was mit diesen einfachen Mitteln an wechselnden Sinneseindrücken geschaffen werden konnte — war doch ein Holzstäbchen der einzige Apparat, mit dem diese in der That erstaunlichen Wirkungen hervorgerufen wurden — so konnte man dann endlich zur Farbe greifen und mit ihrer Hilfe eine Unendlichkeit neuer Motive und Rhytmen hervorbringen, aber immer nur — darüber wird man sich, wenn man die Natur dieser Wirkungen einigermafsen aufmerksam beobachtet, ohne weiteres klar sein — indem man immer reichere, mannigfaltigere Abwechselung erstrebt. Das Verfahren blieb natürlich in allem Wesentlichen dasselbe, gleichviel ob man Hausgeräth, Kleider oder Wände zu dekorieren hatte, oder gar die eigene Haut, welche nackt gehende Volks-

stämme tättowiren, um an Schmuck nicht hinter denen zurückzustehen, die sich mit bunten Kleidern schön machen.[1])

Und von diesen elementaren Bestrebungen aus hat die Kunst sich im Lauf der Zeit weiter und weiter gearbeitet, hat eine unglaubliche Erfindungskraft entwickelt und immer reichere Hülfsmittel sich zu verschaffen gewusst, so dass es ihr geglückt ist, mit den unersättlichen, stetig steigernden Anforderungen der Menschheit auf diesem Gebiete Schritt zu halten, — wenn auch manchmal nicht ohne Schwierigkeit, sodass gelegentlich etwas forcirt Krampfhaftes in ihren Bestrebungen zu entdecken ist. Diese Aufgabe ist ja in unserer Zeit mit ihrem unauslöschlichen Durst nach neuen Abwechselungsformen durchaus nicht leicht; und es ist schwer zu sagen, wie es werden wird, wenn wir nicht mehr aus den Quellen schöpfen können, die wir in der heutigen Zeit so reichlich benutzt haben, wenn die eigene schöpferische Kraft nicht ausreichte, nämlich aus den Dekorationsmotiven fremder, exotischer Völker, z. B. der Perser, Japaner etc. etc.

* * *

Die dekorative Anwendung der Farbe geschieht ja in den meisten Fällen in der Weise, dass zugleich mit der Farbenwirkung auch eine Formenwirkung zu Stande kommt. Die Farben werden gebraucht, um Figuren, Muster, Ornamente u. dergl. auf der Oberfläche der Gegenstände anzubringen und man sucht dann diese Muster möglichst so zu gestalten, dass sie schon durch ihre Form Freude erwecken, das Verhältniss zwischen den beiden zusammenwirkenden Momenten, Form und Farbe, kann indessen höchst verschieden sein. Manchmal kann das Lustgefühl in ganz überwiegendem Grade durch die Form hervorgerufen werden, so bei zierlichen, phantastischen Ornamenten, die in die Oberfläche einer Lehmurne eingeritzt sind. Ein anderes Mal liegt das ganze Gewicht auf der Farbe, wie es oft mit orientalischen Dekorationen der

[1]) Der früheste bekannte Versuch einer Hervorbringung dekorativer Farbenwirkungen liegt offenbar in dem interessanten Fund aus der Rennthierzeit vor, den man in der Grotte von Maz-d'Azil in Frankreich gemacht, und den E. Piette ausführlich beschrieben hat. (L'Anthropologie T. VII, 1896, mit Atlas.) Es ist höchst interessant, zu sehen, wie die durchaus primitiven Menschen jener Zeit danach gestrebt haben, sich einen Kunstgenuss zu verschaffen, wie ihn wechselnde Farbeneindrücke zu geben vermögen, indem sie helle, glatte Steine mit Streifen und Punkten aus kräftiger rother Ockerfarbe bemalten, und wie sie es verstanden, alle die Abwechselung hervorzurufen, die diese einfachen Motive möglich machen, indem sie diese Linien und Punkte auf alle mögliche Weise zusammenstellten, indem sie die Streifen verschieden breit und den Zwischenraum verschieden gross machten, und die Linien selbst bald gerade und parallel, bald gewellt, zickzackförmig oder gekreuzt verlaufen liessen.

Fall ist, deren verworrene unrhytmische Formen schwerer für das Auge aufzufassen sind. Oft wirken Farben und Formen so zusammen, dass es schwer zu entscheiden ist, ob die Genusswirkung mehr dem einen Moment zuzuschreiben ist oder dem andern, wie bei den Loggien im Vatikan. Aber unter den Begriff der Dekoration fällt auch diejenige Formengebung mit der wir irgend einen Körper, — Möbel, Schmuckstücke, Gebrauchsgegenstände u. s. w., u. s. w., u. s. w. — so gestalten, dass sein Anblick schon allein durch die Form einen Genuss bereitet, unabhängig davon, ob und wie seine Oberfläche ausgeschmückt ist. Das ist die plastische Dekoration im Gegensatz zu der malerischen.

Mit der Form und ihrer Beziehung zum Kunstgenuss geht es ganz ähnlich wie mit der Farbe, d. h. es handelt sich auch bei ihr gar nicht um besondere Eigenschaften, durch die sie mehr oder weniger genussreich wird, sondern einzig und allein um ihre Anwendungsart und zwar auch hier ganz besonders um das Hervorbringen von Abwechselung, durch beständiges Aufsuchen und Schaffen neuer Formen zur Ablösung der alten, schon dagewesenen, die im Lauf der Zeiten ihre Fähigkeit, uns Stimmung zu erwecken, verloren haben, mit einem Worte banal geworden sind. Wenn man eine Reihe von Jahren hindurch in einem Rokoko-Milieu gelebt und sich an den geschwungenen Curven und sonderbaren Linien erfreut hat, dann kommt zuletzt ein Zeitpunkt, wo die so lange fortgesetzten einförmigen Eindrücke ihren Einfluss auf unser emotionelles Nervensystem verloren haben und nicht länger im Stande sind, uns Behagen und Lustgefühl zu erwecken. Wir müssen dann um jeden Preis etwas Neues haben, wenn unsere Umgebung wie bisher einen angenehmen Reiz auf uns ausüben soll, einen „neuen Stil“, und wir suchen dann Befriedigung in neuen Formen, selbst wenn diese an sich so mager und dürftig sind wie im „Empirestil“, bis wir uns auch hieran satt gesehen haben und nun, falls wir nicht schöpferische Kraft genug besitzen etwas ganz Neues, noch nie Gesehenes selbst zu erfinden, greifen wir wieder auf weiter entlegene Zeiten zurück, deren Kunstformen eine Zeit lang vergessen waren und uns darum wieder wirkungsvoll erscheinen, wie der klassische, der mittelalterliche, der Renaissance-Stil oder gar der Bauernstil; — alle sind gleich gut, wenn sie nur in gleich hohem Maſse Abwechselung bringen.

Um diese Behauptung zu beweisen und näher zu beleuchten, eignet sich vielleicht von all den einzelnen Zweigen der Kunstindustrie keiner so gut, als die K e r a m i k, deren Erzeugnisse weniger als die irgend eines andern Industriezweiges an die Nutzanwendung gebunden sind. Die Keramik eignet sich besonders gut und wird besonders oft benutzt, um Dinge hervorzubringen, die gar keinen Nutzen haben, sondern nur zur „Augenweide“ dienen, und sie ist von ganz besonderem Interesse dadurch, dass sie wohl den am universellsten vertretenen

Industriezweig darstellt. Schon die frühesten vorhistorischen Generationen strebten offenbar danach, ihren Töpfereien ansprechende Formen zu geben und dieselben Bestrebungen findet man bei fast allen primitiven Völkern, deren ganze Kunstindustrie — da sie aus triftigen Gründen in der Anfertigung ihrer Kleider keinen Ausdruck finden kann — hierauf beschränkt ist. Eine wie ausserordentlich grosse Rolle die Keramik bei allen künstlerisch entwickelten Nationen spielt und gespielt hat, braucht natürlich nicht erst ausdrücklich nachgewiesen zu werden.

Je höher entwickelt der Formensinn war, desto eifriger strebte man danach, sich Lust und Behagen auch durch diese Gegenstände zu schaffen, die ein so freies und reiches Spiel der Phantasie zulassen, um beständig Abwechselung, beständig neue Formen zu schaffen, dass man selbst nach Jahrtausenden, nach den vereinten Bestrebungen aller Nationen noch immer nicht alle Möglichkeiten erschöpft hat.

Aber hat denn nun wirklich die Form an sich gar keine Bedeutung für die Kunst? Ist keine Form an sich schöner, dem Auge angenehmer als die andere? Natürlich nicht. Es geht mit den Formen in dieser Beziehung genau so, wie mit den Farbenzusammenstellungen: wenn uns in einem gegebenen Augenblick die eine Form mehr zusagt, als die andere, — was ja sehr häufig geschieht — so liegt das nicht an der Beschaffenheit der Form selbst, sondern an einem oder dem andern Nebenumstande, der ganz abseits von der Kunst liegt und in manchen Fällen wohl in der Neuheit der Form und der damit verbundenen Abwechselung. Sie kann uns zusagen infolge von Gedankenverbindungen, die sie erweckt, von Doctrinen, unter deren Einfluss wir leben, von Mode-Einflüssen u. s. w. u. s. w. Es kann ja vorkommen, dass irgend eine Vase oder Schale eine für ihre Bestimmung so auffallend unzweckmässige Form hat, dass wir nicht anders können, als uns darüber ärgern oder sie kann unsere vorausgefasste Meinung darüber, wie eine Schale oder Vase eigentlich beschaffen sein soll, verletzen; oder endlich kann sie durch ihre Form an irgend etwas erinnern, das aus irgend einem Grunde, z. B. wegen der Ideenassociationen, die es weckt, abstossend wirkt, z. B. an eine Bierflasche, ein Wasserfass oder an Gebrauchsgegenstände noch tieferen Ranges u. s. w. u. s. w. Alle solche äusserlichen Gründe dafür, ob uns eine Form gefällt oder nicht, können im einzelnen Fall gültig und berechtigt sein; aber sie sind ja rein zufälligen, zum Theil persönlichen Charakters und haben selbstverständlich nichts mit der allgemeinen Wirkung von Formeneindrücken auf unsern Organismus zu thun.

Es klingt wie schreckliche Ketzerei, wenn man die Behauptung aufstellt, dass jede Vase oder Urne an sich gleich schön ist, d. h. mit andern Worten, eine gleich grosse Genusswirkung bei uns hervorruft,

vorausgesetzt, dass die Abwechslung, auf der die Wirkung beruht, intensiv genug ist, zum richtigen Zeitpunkt einsetzt u. s. w. Sollten die Formen der antiken, griechischen Keramik „aus der besten Zeit“ nicht schöner sein und — abgesehen von allen nicht zur Kunst gehörenden Nebenumständen — dem Auge besser gefallen, als die Erzeugnisse irgend einer andern Zeit oder eines andern Landes? Nach der in der Kunstgeschichte geltenden Auffassung sollte man es meinen. Aber wenn das wirklich der Fall wäre, so müssten ja alle späteren Bestrebungen auf dem Gebiete der keramischen Kunstindustrie darauf gerichtet sein, die Höhe dieses idealen Vorbildes wieder zu erreichen, — und wir wissen doch, wie ganz andere Aufgaben sie sich gestellt hat. Wenn wir die athenischen und korinthischen Töpferwaaren, was künstlerische Wirkung anbelangt, über alle andern keramischen Erzeugnisse stellen, so geschieht das unter dem Einfluss des überlieferten Glaubens an die Unfehlbarkeit und Unerreichbarkeit der Griechen in allen künstlerischen Dingen. Uebrigens versäumt man doch meistens, wenn man die unvergleichliche Feinheit und Formenschönheit griechischer Vasen lobt, uns zu sagen, welche von ihnen man eigentlich meint, als ob man nicht schon im alten Griechenland alle Formen repräsentirt fände, die man einem Thongefäss nur irgend geben kann. Die Sache ist die, dass es den Griechen ging, wie es uns geht, und wie es nach der psychologischen Organisation des Menschen nun einmal allen gehen muss: es waren nicht bestimmte Formen, die ihr Kunstbedürfniss befriedigten, sondern die Abwechselung in der Form; und wenn sie einen ganz besonders ausgebildeten Kunstsinn besassen, so bestand derselbe darin, dass sie einmal die Abwechselung im richtigen Mafse und zur richtigen Zeit anzubringen verstanden und dass sie ferner alle positiv abstossenden Momente der obenerwähnten Art zu vermeiden wussten. Und wie kann man die Doctrin von dem absolut Schönen und Unschönen in der Form aufrecht erhalten, wenn man bedenkt, was uns die Keramik schon alles geboten hat, und was die Menschen auf diesem Gebiete schon Alles gelobt, bewundert und schön gefunden haben. Und sind schon in den griechischen Vasen die verschiedensten Formen repräsentirt, was soll man da zu all den andern Erzeugnissen der Keramik sagen, — zu den egyptischen, trojanischen, etruskischen, indischen, japanischen Vasen und Schalen, dem Sevreporzellan und all den Werken, die aus den königlichen Porzellanfabriken und all den andern grossen keramischen Manufakturen hervorgegangen sind. Die Geschichte der Keramik bezeichnet, was die Formengebung betrifft, keinen Entwickelungsgang, kein Streben nach einem Ideal, nach etwas absolut Schönem, sondern man will nur Abwechselung, etwas beständig Neues, weil das Gewohnte mit Naturnothwendigkeit seine Genusswirkung verliert. Und dasselbe gilt natürlich von all den unzähligen anderen Arten dekorativer Formengebung.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, die Sache klar zu machen. Die unendlich vielen, verschiedenartigen Mittel, welche die dekorative Kunst in Anwendung bringt, um uns einen Genuss zu verschaffen, gehen alle darauf aus, Abwechselung hervorzubringen, sei es nun in der einen oder der andern der zwei verwandten Bedeutungen, in denen das Wort hier gebraucht worden ist, und nur durch die Abwechselung, — deren Kraft, Genuss hervorzurufen, wir kennen — wird dieses Ziel erreicht. Noch richtiger und klarer wird das ganze Verhältniss, wenn wir sagen, dass die Menschen in ihrem natürlichen Drange nach wechselnden, beständig neuen Sinneseindrücken ein Verfahren ausfindig gemacht haben, die sie umgebenden Gegenstände in Form und Farbe so zu gestalten, dass dieser Drang Befriedigung findet; und dieses Verfahren hat die Bezeichnung Dekoration erhalten. Es ist in Wirklichkeit nur der Drang nach Abwechselung, den man auf diese Weise zu befriedigen sucht, nicht irgend ein Verlangen nach bestimmten Formen oder Farben oder Farbenzusammenstellungen. Man kann physiologische Gründe dafür anführen, dass Abwechselung Genuss verschafft, aber nicht dafür, dass die griechische Vasenform besser gefällt, als die arabische, oder die blaue Farbe mehr als die gelbe, und die Erfahrung widerspricht auch durchaus der Behauptung, dass die eine Form oder Farbe an sich einen Vorzug vor der andern haben sollte. Etwas ganz anderes ist es, dass man in bestimmten gegebenen Momenten in der Regel die eine Form oder Farbe vor der andern bevorzugt, das kann auf allerlei augenblicklichen oder individuellen, mehr oder weniger zufälligen Umständen beruhen und ist natürlich für unser faktisches Verhalten gegenüber einer bestimmten Dekoration von grösster Bedeutung; es kann machen, dass was für die Augen des Einen schön ist, dem Andern hässlich erscheint und dass etwas uns zu einem Zeitpunkt gefällt, zu einem andern nicht; aber das Alles geht die Aesthetik als Wissenschaft nichts an, die sich nur mit dem beschäftigen kann. was allgemeine Giltigkeit hat, und die Aesthetik hat daher gegenüber den dekorativen Künsten einzig und allein die Aufgabe, dieselben als Abwechselungsmittel zu würdigen, — eine Aufgabe, die weittragend genug ist.

III. Die Malerei.

Die Malerei verhält sich, was ihre gemalten Genussmittel anbelangt, ganz ähnlich wie die Skulptur. Auch sie besitzt ihr eigentliches Kunstmittel in der Gefühlserregung, nebeu welcher die Bewunderung von grosser, ins Auge fallender Bedeutung ist. Trotz dieser Uebereinstimmung in ihren Wirkungsmitteln ist die Malerei viel leichter zugänglich, hat ein viel grösseres Publikum als die Skulptur und zwar aus leicht verständlichen Gründen. Es hängt dies mit dem Umstande zusammen, dass die Malerei viel leichter im Stande ist, das Gefühl zu erregen und daher auch viel öfter und wirksamer zu diesem Mittel greift als die Skulptur, der durch ihre Stoffe, sowie durch die ihr eigenthümliche Technik viele Hindernisse im Wege stehen. Und wie wir wissen, giebt es kein sichereres Mittel, den grossen Haufen, dem es an Kunstverstand im eigentlichen Sinne fehlt, zu gewinnen, als dass man an das Gefühl appellirt.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, dass das Mitschwingen des Gefühls ein unumgänglicher Factor in der Genusswirkung der Malerei ist; oder auch nur, dass die Bewunderung, absolut genommen, bei der Malerei eine geringere Rolle spielt, als bei der Skulptur, im Gegentheil. Es giebt überhaupt kaum eine Kunst, an der man so gut wie an der Malerei beweisen kann, eine wie exklusive Bedeutung die Bewunderung oft beim Kunstgenuss haben kann, mit Ausschluss der eigentlichen Kunstmittel: der Abwechselung — die überhaupt, abgesehen natürlich von dem Bedürfniss nach etwas Neuem - für die Malerei kaum in Betracht kommt und der Gefühlserregung, die ja bei der Genusswirkung eines Gemäldes durchaus nicht immer eine Rolle spielt.

Ich muss hier, auf die Gefahr hin, durch Wiederholung zu langweilen und zu ermüden, noch einmal auf diesen Umstand zurückkommen, der nicht nur für das Verständniss der Genusswirkung einzelner Kunstwerke von entscheidender Bedeutung ist, sondern auch für die richtige Auffassung der Geschichte der Malerei, besonders was die Frage nach der Abwechselung und der Entstehung bestimmter Richtungen betrifft.

Wer von uns könnte sich nicht an hunderte von Bildern erinnern, deren Gegenstand ohne das mindeste Interesse ist und weder durch seine Neuheit, noch dadurch, dass er an unser Gefühl appelliert, ein Behagen hervorruft. Wir kennen gewiss alle eine Menge von Bildern, zum Theil von grossen Meistern, wo der Künstler sich darauf beschränkt hat, das insipide Gesicht, oder den nicht minder ausdruckslosen Rücken seines Modells abzumalen, ohne besonderen Titel, oder mit einer beliebigen Bezeichnung. Sein Bestreben war einzig darauf gerichtet, Farbe und Glanz der Haut, und das Relief der darunter liegenden Theile

mit möglichster Genauigkeit wiederzugeben. Oder er malt mit eben demselben einzigen Ziel einer möglichst genauen Wiedergabe ein Scheunenthor, eine Citrone auf einem Tellerchen, einen todten Vogel, oder andere Gegenstände, die in Natur unsere Aufmerksamkeit kaum eine Sekunde zu fesseln im Stande sind, irgend welche Gefühle aber ebensowenig erregen, wie der Rücken des Modells. Trotzdem kann das Bild bei dem Beschauer ein Lustgefühl erregen, ihn in einen Zustand des Geniessens versetzen und zwar in um so höherem Grade, je naturgetreuer die Abbildung ist, je vollkommener mit anderen Worten der Sinneseindruck, den das Bild hervorbringt, mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Der Genuss kommt hier also nicht unmittelbar durch den Eindruck, den das Auge aufnimmt, zu Stande: es kann absolut nicht die Rede davon sein, dass es die Linien und Farben an sich sind, die uns Genuss bereiten, denn die sind ja dieselben, ob wir sie nun an dem wirklichen Rücken des Modells, an dem wirklichen todten Vogel, oder auf dem Bilde sehen, das uns vielleicht entzückt; besteht ein Unterschied zwischen Vorbild und Nachbildung, so bedingt derselbe stets eine Verringerung unseres Genusses. Der Genuss hat also seinen Ursprung einzig und allein in dem Umstande, dass das Bild ein Erzeugniss der Kunst ist; und ein Lustgefühl, das aus dieser Quelle stammt, einen Zustand des Geniessens, hervorgerufen durch das Bewusstsein, dass der Gegenstand, dem wir gegenüberstehen, Menschenwerk ist, bezeichnet man, wie wir aus dem vorhergehenden wissen, als Bewunderung.

Nun hat man bekanntlich für die Malerei oft genug die Behauptung aufstellen wollen, dass das Erreichen dieser künstlerischen Bewunderung die einzige wahre Aufgabe des Künstlers wäre; dass es gleichgültig sei, was gemalt würde, und einzig und allein das w i e mafsgebend wäre. Man hat diesen Satz vielfach discutirt, behauptet und bestritten. Aber der Streit ist ganz unangebracht, denn diese Behauptung ist dem einen Publikum gegenüber richtig, und einem anderen gegenüber durchaus falsch. Jemand, der keinen besonderen Kunstverstand besitzt, kann einem Bilde gegenüber sehr wohl in Stimmung gerathen, er kann einen intensiven Genuss davon haben, aber sein Genuss kann nur auf dem Wege des Gefühls zu Stande kommen, also nur durch den Inhalt des Bildes, sein Sujet. Ist letzteres nicht so beschaffen, dass es in ihm irgend welche Gefühle anregt, dann bleibt er beim Beschauen kalt. Die Wiedergabe irgend eines ganz ausdruckslosen, gleichgültigen Gegenstandes kann ihm keinem Genuss verschaffen. Anders verhält es sich mit dem, der selbst Künstler ist, oder doch in jedem Falle soviel von der Kunst versteht, dass er die Schwierigkeiten, die der Maler zu überwinden gehabt hat, würdigen kann; er wird das Kunstwerk mit ganz anderen Augen ansehen, bei ihm hängt der Genuss vielleicht zum grössten Theil von der Bewunderung der Ausführung, der überwundenen Schwierig-

keiten ab. Und in demselben Grade, in welchem dies der Fall ist, tritt das Interesse für den Inhalt in den Hintergrund. Wenn man über die Ausführung selbst in Extase geräth, so ist es offenbar ziemlich gleichgültig, was das Bild darstellt, ob es ein Stück Steinpflaster ist, oder eine Frühlingslandschaft; eine Schüssel Krebse oder die Transfiguration. Wir sind im Princip hier wieder bei dem *l'art pour l'art* angelangt.

Die einzelnen Erzeugnisse der Malerei, die einzelnen Kunstwerke wirken also genussbringend entweder durch die Erregung und Anregung unseres Gefühls, oder durch Bewunderung. Bald handelt es sich um das eine dieser generellen Wirkungsmittel, bald um das andere; aber in vielen Fällen wirken auch beide Factoren zusammen, sodass ein Bild, wenn es überhaupt etwas taugt, sowohl das grosse Publikum entzückt, als den einsichtsvollen Kenner befriedigt, wenn auch gewöhnlich beide Parteien nicht in gleich hohem Grade. Dass Rafael Jahrhunderte hindurch für den vollendetsten aller Maler gegolten hat, lässt sich wohl mit Bestimmtheit daraus erklären, dass er wie kein anderer, künstlerische Vorzüge mit der Fähigkeit, auf das Gefühl zu wirken, vereinigt hat. Verfügt ein Künstler nur über eine dieser Bedingungen, so wird er auch nur eine Sorte Publikum haben, aber vielleicht ein nicht weniger begeistertes. Maler wie Carlo Dolce und Sassoferrato wurden ihrerzeit von dem grossen Haufen fast eben so sehr verehrt, wie Rafael, weil sie ohne Zweifel die grosse Gabe besassen, gewisse, leicht übertragbare Stimmungen auszudrücken, während ihre künstlerische Schwäche ihnen stets eine gewisse Geringschätzung von Seiten derer eintrug, deren Drang nach künstlerischem Genuss nur durch Bewunderung zu befriedigen war. Umgekehrt wird vieles von dem, was die Kenner, die künstlerisch Sachverständigen bis in den Himmel erheben, immer „Kaviar fürs Volk" bleiben. Was ist ein Bild von Mantegna, oder Albrecht Dürer, oder eine Rembrandt'sche Radirung anderes?

Die Erregung des Gefühls und die artistische Bewunderung stehen natürlich als entscheidende Momente bei der Würdigung eines Gemäldes Seite an Seite. In jedem Zeitalter wird es Menschen geben, die die Kunst von diesem, und solche, die sie von jenem Standpunkte aus betrachten und geniessen. Aber ganz wunderbar und von höchstem Interesse für die Geschichte der Malerei ist es, dass die Stellung zu diesen zwei Factoren des Kunstgenusses im Laufe der Zeiten wechselt, dass bald die eine, bald die andere tonangebend ist, sodass man zu einer Zeit vorwiegend mit Hülfe der Malerei seinen Stimmungsdrang zu befriedigen sucht, zu einer anderen Zeit seinen Drang nach Bewunderung. Dass diese wechselnden Bedürfnisse auch Schwankungen in den Tendenzen der Kunst und in dem Charakter ihrer Bestrebungen

erzeugen müssen, liegt auf der Hand; das Resultat davon sind die verschiedenen Kunstrichtungen, die einander im Laufe der Geschichte der Malerei abgelöst haben, und die gar nicht zu verstehen sind, wenn diese Verhältnisse nicht genügend berücksichtigt werden.

Die Malerei des Alterthums ist zu wenig bekannt, als dass wir uns eine wohlbegründete Ansicht über ihre Wirkungsmittel und die verschiedenen Richtungen, die sie etwa durchlaufen hat, zu bilden vermöchten. Dagegen weiss Jeder, wie die ärmliche, spärliche Malerei des Mittelalters — so wie wir sie aus den Wandmalereien der Katakomben, den byzantinischen Mosaiken in den Kirchen und den Miniaturen der alten Handschriften kennen — schon ganz deutlich darauf angelegt war, fromme, andächtige Stimmungen zu erwecken und, zufrieden, wenn ihr das gelang, gar nicht danach strebte, durch künstlerische Wirkungsmittel Lust zu erwecken. In dieser ganzen Zeit wurde die Malerei so wenig als möglich um ihrer selbst willen betrieben, um Bewunderung über ihr Können zu erwecken, sondern stand fast ausschliesslich im Dienste einer einseitigen, aber zweifellos tiefen, genussreichen Gefühlserregung. Die Umwälzung, welche die Renaissance hier, wie auf allen übrigen Kunstgebieten mit sich brachte, war durchgreifender Natur. Wenn die Malerei auch bis in die Renaissancezeit hinein vorzugsweise religiöse Gegenstände malte, so wurde das Repertoir doch reicher dadurch, dass man die ganze Bibelgeschichte und alle Heiligenlegenden mit in den Kreis hineinzog; auch die Behandlung wurde genremäſsiger, es wurde weniger Gewicht auf das Hervorrufen andächtiger Gefühle gelegt, während die rein künstlerischen Momente: Form und Farbe, Composition etc. etc. in den Vordergrund des Interesses traten und im Laufe von kurzer Zeit all die riesigen Eroberungen machten, von denen die Malerei dann lange Zeit hindurch gelebt hat. Aber im selben Grade, wie das geschah, wie das Hauptgewicht auf das Technische — im weitesten Sinne des Wortes — gelegt wurde, in demselben Maſse verlor die Malerei ihren Einfluss auf die grosse, künstlerisch ungebildete Masse und konnte nur von Kennern, von Sachverständigen verstanden und gewürdigt werden, und zwar um so mehr, je häufiger der Gegenstand der Darstellung aus dem profanen Leben oder aus der Mythologie gewählt wurden, ganz ohne Rücksicht auf das Hervorbringen andächtiger Gefühle. Es war eine Kunst, nicht für den gemeinen Mann, sondern für Amateure und Mäcene, die in der Villa Farnesina und im Palazzo di Te Kunstschätze aufhäuften. Um sie zu geniessen, gebrauchte man das ganze Kunstinteresse, den ganzen Kunstverstand, von dem die gebildeten Kreise der Renaissance in so hohem Grade durchdrungen waren, oder durchdrungen zu sein behaupteten; es war immer weniger die Stimmung, worauf es beim Kunstgenuss ankam, und immer mehr die Bewunderung.

Aber eine Kunstrichtung, die einzig und allein oder auch nur vorwiegend auf dem Genuss, den die Bewunderung mit sich führt, beruht, muss, wie wir bereits oben gesehen haben, nothwendiger Weise in Routine endigen und daran zu Grunde gehen; so war es auch mit der Malerei der italienischen Renaissance der Fall, aber während diese im Sterben lag, blühte in den Niederlanden eine neue Malkunst empor, die einen ganz anderen Charakter hatte und auch ganz andere Stoffe behandelte. Die Mittel, mit denen sie zu wirken suchte, waren neu, und sie konnte daher eine Zeit lang ganz üppig gedeihen, obschon ihre Wirkungen in der Hauptsache dieselben waren, wie die der aufgebrauchten Renaissancemalerei. Wenn auch ihre Stoffe populärer waren, so war diese Kunst selbst doch nicht volksthümlicher; auch sie wirkte vorzugsweise durch die Bewunderung und hat relativ wenig aufzuweisen, was das Gefühl in lebhaftere Schwingungen versetzt. Es ist ja wohl möglich, dass Maler wie Jan Steen, Adriaen Brouwer, oder auch wie Ostade u. A. durch drastische Stoffe eine burleske Wirkung hervorzurufen im Stande waren, aber das Hauptinteresse geht bei allen diesen Malern auf rein malerische Effekte hinaus, wobei das Sujet ihnen verhältnissmäfsig gleichgültig ist und, wenn es auch bisweilen stimmungsweckende Momente enthält, doch an Interesse gegenüber der rein malerischen Ausführung zurücksteht. Man vergleiche z. B. Rembrandt's Behandlung religiöser Stoffe mit der Art und Weise, wie sich die italienische Renaissance solchen Gegenständen gegenüber verhielt. Die niederländische Kunst war im Grossen und Ganzen für die Kunstverständigen berechnet und wirkte nur durch Bewunderung. Wenn Pieter de Hooch ein Mädchen malte, das unthätig und ausdruckslos in einem leeren Raume sitzt, so bereitete er dadurch nur Denen einen Genuss, die die Voraussetzungen dafür besassen, über seinen wunderbaren Blick für Lichtreflexe und Schattentöne unp über seine Virtuosität in der Wiedergabe derselben in Extase zu gerathen. Wir sind hier schon ganz in dem *l'art pour l'art* und nur einen Schritt von der Klippe entfernt, an der die Kunst hier so leicht strandet: der Künstelei, wie sie Schalcken mit seinen Lichteffecten u. s. w. repräsentiren.

Die Malerei in ihrer niederländischen Epoche hatte also, wie gesagt, mehr und mehr ihren Einfluss auf die grosse Menge verloren, jedenfalls da, wo sie nicht, wie in Spanien, noch eine religiöse Mission hatte, und sie verlor ihn noch mehr unter dem Regime der allegorischen Kunst, das ungefähr mit der Herrschaft des Classicismus in der Literatur zusammenfiel. Weiter unten, bei Besprechung der Dichtkunst, will ich Gelegenheit nehmen, etwas näher auf diese Kunstperiode einzugehen, deren Charakteristikum in der Malerei, sowie in der Dichtkunst darin besteht, dass in ihr Natur und Menschen nicht so geschildert werden, wie sie

sind, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, sondern als Symbole, als Repräsentanten, Verkörperungen abstracter Vorstellungen. Man nahm seinen Ausgangspunkt nicht vom individuellen Menschen oder von der Landschaft; was man schildern wollte, waren Tugenden und Laster, Gefühle und Leidenschaften, Arkadien oder Elysium, und dieser Aufgabe wurden nun Menschen und Gegenden, die man darstellen wollte, angepasst. Hier war wenig oder gar kein Platz übrig für die Anregung des Gefühls, wozu vor Allem wahre, individuelle Menschen nöthig sind. Bei aller Verschiedenheit der niederländischen Malerei und der allegorischen, in ihren Stoffen und ihrem ganzen Charakter, haben doch beide Richtungen das gemeinsam, dass beide im Beschauer ein Lustgefühl erwecken durch Bewunderung, wenn auch mit ganz verschiedenen Mitteln. Was wir in der allegorischen Kunst bewundern, ist nicht das rein Künstlerische, die Vollendung der malerischen Wirkung, sondern das Sinnreiche des Gedankens, der Erfindung, und die Kraft und Klarheit, mit der der Künstler seine Idee zum Ausdruck gebracht hat, ganz wie bei der entsprechenden Poesie. Das Sinnreiche kann sich offenbaren in der Wahl der Figuren oder Stoffe, mit Rücksicht auf die Gedankenverbindungen, die dadurch beim Beschauer geweckt werden sollen, so wenn im Schlafzimmer Morpheus oder Eros angebracht, oder die Decke des Speisezimmers mit einem Göttermahl oder einer Jagdscene ausgeschmückt wird; denn jene Zeit war auch die Glanzperiode der Dekorations- und Emblemmalerei. Wieviel Kanonen, Helme, Standarten, Blitzstrahlen u. s. w. gehörten damals nicht zu einem Offiziersporträt; wieviel Folianten, Eulen, Globen und Minervabüsten zu dem eines gelehrten Mannes! All dieser Gedanken- und Erfindungsreichthum war darauf berechnet, die Bewunderung herauszufordern, und hielt die Bedeutung der Malerei als Genussmittel aufrecht, obschon die beiden Hauptfactoren, die Gefühlserregung und die Erweckung von Bewunderung für das rein Künstlerische, ganz bei Seite gesetzt und ausser Acht gelassen wurden. Es ist Sitte, diese Kunstperiode mit grosser Geringschätzung zu behandeln, und das ist ja auch ganz berechtigt, sowohl von Seiten Derer, die in der Malerei eine Anregung für ihr Gefühl suchen, als bei denjenigen, die nur durch die rein künstlerische Bewunderung befriedigt werden; aber alle die, welche an der Tiefe und Feinheit der Idee sich erfreuen, an dem Erfindungsreichthum in den Ausdrucksmitteln, an der Kraft und der Klarheit dieses Ausdrucks, werden nicht zugeben, dass diese Kunstrichtung an sich geringwerthiger ist, als eine andere. Die Berechtigung, der Werth der verschiedenen Richtungen hängt doch einzig von ihrer Genusswirkung ab. Aber man muss, wie schon oft betont, sich von dem Vorurtheil frei machen, als könnte die Malerei und die Künste überhaupt nur eine bestimmte Stellung gegenüber unserem Gefühlsleben einnehmen

und stets auf dieselbe Weise mit denselben Mitteln Lust und Genuss hervorrufen.

Die Malerei war also, wie die Poesie wenig populär, bis auch aut ihrem Gebiet — im Ganzen wohl etwas später als in der Dichtkunst -- die Romantik erschien und mit ihr die rein künstlerische Bewunderung durch die Anregung des Gefühls abgelöst wurde. Man hat in der Malerei bekanntlich diesen Wendepunkt von dem im Pariser Salon ausgestellten Bilde Géricault's hergeleitet, das Schiffbrüchige von einer französischen Fregatte darstellt, die auf einem Floss, von stürmischen Wellen umtost, dahintreiben. Das Thema des Bildes gab Gelegenheit, die verschiedensten Formen und Grade des Elends und der Verzweiflung darzustellen, nicht mit dem realistischen Bestreben nach möglichst grosser Naturtreue, sondern mit der Absicht, den emotionellen Ausdruck der Gesichter und Gestalten so deutlich wie möglich wiederzugeben, und hiermit ein möglichst starkes Gefühl im Beschauer anzuregen. Natürlich ist es nicht Géricault's Bild, das die neue Richtung in der Malerei geschaffen hat; aber es ist wohl das erste gewesen, das diesen Drang befriedigte, der allmählich in der Menge erwacht war, den Drang, das Gefühl auch durch die Malerei in recht lebhafte Schwingungen versetzt zu sehen, nachdem man sich überzeugt hatte, wie gut sich das durch die Poesie thun liess. Dieser Drang hatte ungefähr um dieselbe Zeit dazu geführt, dass man versuchte, der religiösen Stimmungsmalerei der Renaissance neues Leben einzublasen. Indessen musste dieser Versuch missglücken, nicht allein wegen der geringen Lebensfähigkeit, die Nachahmungen stets anhaftet, sondern auch weil man hier nur eine einzelne Saite unseres Volkslebens anschlug, eine Saite, die im Mittelalter genügen mochte, wo die religiösen Stimmungen die Gemüther in so hohem Grade beherrschten, aber offenbar im 19. Jahrhundert mit seinem reichentwickelten Gefühlsleben allzu armselig war. Man musste hier eine grössere Mannigfaltigkeit, eine grössere Skala der Gefühle verlangen. Man hatte ja allmählich gelernt, dass man auch durch die Erweckung anderer, als religiöser Stimmungen Lustgefühle hervorrufen und Genuss schaffen kann, und dass es kein Verbrechen ist, unter dem Bann solcher anderer Gefühle zu stehen, ja sogar in ihren Bann gerathen zu wollen. Diese Vielseitigkeit der Gefühlserregung fand in der Romantik ihren Ausdruck, oder vielmehr die exclusiven Bestrebungen der Kunst, durch die Erregung von Stimmungen und Gefühlen genussbringend zu wirken, hat die Aesthetik als „Romantik“ bezeichnet.

Wie gross indessen die Umwälzung auch sein mochte, und eine wie eingreifende Bedeutung sie auch hatte, sowohl auf die Wahl der Stoffe als auf ihre Behandlung, so gewann doch die Romantik während der wenigen Jahrzehnte ihrer Existenz in der Malerei keineswegs so ausschliesslich die Uebermacht wie in der Dichtung und zwar aus ganz

naheliegenden Gründen. Die Malerei hat lange nicht so freie Hand wie die Poesie, kann nicht unter allen Umständen ihrem eigenen Kopfe folgen. Sie hat oft andere Anforderungen zu befriedigen, als die, welche das Genussverlangen des Publikums an sie stellt. Selbst in Zeiten, wo das Publikum noch Stimmung und Ergriffenheit verlangt, kann die Malerei in grossem Mafsstabe im Dienste repräsentativer Zwecke stehen, im Dienste von Dekoration, Apotheosen, Festschmuck u. dergl., Aufgaben, bei denen der Inhalt zumeist schon gegeben und wo Symbolik und Allegorik unumgänglich sind — wie es immer der Fall ist, wenn der bildende Künstler zum Dolmetscher allgemeiner Gedanken und Ideen gemacht wird. Ein Blick auf die Malerei der mittleren Dezennien dieses Jahrhunderts, ergiebt daher ein bunteres, weniger einheitliches Bild, als wir es vom psychologischen Standpunkt aus von der Dichtkunst desselben Zeitalters haben. Was die Poeten in dieser Zeit an Apotheosen, Festdichtungen etc. gezeitigt haben, deckt heutzutage meistentheils der Schleier der Vergessenheit und verwirrt daher nicht das klare Bild dieser Literaturperiode; aber die entsprechenden Erzeugnisse der Malerei haben wir beständig vor Augen und es ist daher nicht leicht, sich eine klare Vorstellung von dem romantischen Zeitalter der Malerei zu bilden. Uebrigens ist es auch denkbar, dass die Malerei in ihrer relativ kurzen romantischen Epoche überhaupt nicht die Möglichkeit gehabt hat, sich zu einer so fein durchgebildeten Stimmungskunst zu entwickeln, wie die Poesie unter dem Regime der Romantik. Die Malerei hat ja, wie bereits erwähnt, weniger Mittel und minder kräftige Mittel zur Verfügung als die Poesie, wenn es gilt, auf die Gefühle der Menschen einzuwirken. Jedenfalls sah die Malerei, die doch viel später zur Romantik gelangte als die Poesie, zur selben Zeit mit dieser alle ihre Hilfsmittel erschöpft und sich genöthigt, eine neue Richtung einzuschlagen, wenn sie ihre Bedeutung als Genussmittel behalten wollte.

Jedermann weiss, wie ungefähr um die Mitte dieses Jahrhunderts natürlich zuerst in Frankreich, von wo alle Umwälzungen in der Kunst auszugehen pflegen, die Doctrin verkündet wurde, die wahre Aufgabe und die einzige Stellung der Kunst und speziell der Malerei bestände in einer möglichst genauen, gewissenhaften Wiedergabe der Natur. Der Gegenstand der Behandlung war verhältnissmässig gleichgültig oder besser gesagt, je dürftiger, je alltäglicher ein Thema war, desto besser erschien es, denn desto weniger konnte es den Künstler verleiten, sich in den für die wahre Kunst so gefährlichen und verderblichen Gebieten der Romantik zu verlieren. Es galt für besser, jedenfalls für sicherer, eine Ecke gepflügtes Feld zu porträtiren, als eine Claude-Lorrain'sche Ideal-Landschaft zu componiren; ehe der Künstler seinen Pinsel dazu gebrauchte, rührende, oder schauervolle,

oder freudige Affecte im Beschauer zu erwecken, sollte er sich lieber damit begnügen, das ganz ausdruckslose Gesicht eines Modells so genau wie irgend möglich wiederzugeben. Wieder einmal war es die Bewunderung der künstlerischen Fähigkeit und Fertigkeit, wodurch der Genuss zu Stande gebracht werden sollte, man war wieder einmal bei der vornehmen, exclusiven Kunstproduktion, dem *l'art pour l'art* angelangt; nicht wie in der allegorischen Epoche, wo die Erfindungsgabe, der sinnreiche Gedanke vorzugsweise bewundert werden sollte, sondern eher wie zur Zeit der alten Niederländer, mit deren Hauptrepräsentanten, Rembrandt ja in diesem ganzen Zeitalter, der naturalistischen, realistischen Epoche, eine Art Götzendienst getrieben worden ist. Dass es jedoch wesentliche Unterschiede giebt, in der Art, wie die niederländischen Realisten und die unserer Epoche die Aufgaben der Kunst auffassten, liegt auf der Hand. Die ersteren nehmen die Sache mehr positiv, für sie lag die Hauptaufgabe darin, dem rein malerischen Element das grösstmögliche Bethätigungsfeld zu verschaffen und es so viel wie möglich bei der Behandlung aller beliebigen Stoffe zu seinem Recht kommen zu lassen. Unsere Realisten sehen das wesentliche Ziel in etwas Negativem, in der Aufgabe, alles Unwirkliche aus der Kunst zu verbannen; man kann daher ein überzeugter Realist sein, ohne doch eigentlich malerisches Talent zu besitzen, während auf der andern Seite die Holländer ihre grosse malerische Begabung oft an durchaus unrealistischen Gegenständen bethätigen.

Die realistische Malerei hat niemals einen vollständigen Sieg gefeiert, zu keiner Zeit uneingeschränkte Herrschaft besessen, dazu hatte das grosse Publikum, für das sie natürlich in der Hauptsache unzugänglich war, eine zu grosse Bedeutung in Allem, was die Kunst angeht, erlangt; sein Kunstinteresse — was mit anderen Worten bedeutet, das Gefühl, dass man sich vermittels der Kunst Genüsse verschaffen kann — war durch die romantische Periode geweckt worden und es verlangte nun beständig von der Malerei einen Apell an seine Affekte — einen Gefallen, den ihm der Naturalismus grundsätzlich nicht that. Indessen hat der Realismus doch eine Reihe von Jahren hindurch eine recht grosse Rolle gespielt, wenn er auch oft — besonders in unserer heimathlichen Kunst — von seinen strengen Prinzipien dabei Manches ablassen musste, und er war auch insofern von unschätzbarer Bedeutung, als er den Blick des Künstlers für die Natur nnd das wirkliche Aussehen der Dinge geschärft und die Technik der Wiedergabe dessen, was sie sahen, bedeutend entwickelt hat.

Heute ist ja seine Rolle in der Malerei in starkem Rückgang begriffen, wenn auch noch nicht ganz ausgespielt. Die Gefahren für die Lebensfähigkeit des Naturalismus, die er stets in sich selber trägt, sind bereits erwähnt, und schon seit einer geraumen Zeit sieht er eine

durchaus von ihm verschiedene Richtung siegesbewusst das Haupt erheben, eine Richtung, die bis jetzt noch keine scharf ausgeprägte Form angenommen hat und sich daher schwer in präziser Weise charakterisiren lässt, die aber wie die Romantik in der Anregung des Gefühls ihre Hauptaufgabe zu sehen scheint, wenn auch natürlich mit andern Mitteln als die romantische Kunst. Der Symbolismus, wie diese neue Richtung meistens nicht ohne Berechtigung bezeichnet wird, sieht seine hauptsächlichsten Wirkungsmittel in dem Dunkeln, Mystischen, Räthselhaften, das er aber nicht einzig und allein dazu anwendet, um Angst und Grauen zu erwecken, die ja so oft in den Fussspuren des Geheimnissvollen auftreten, sondern auch — und darin besteht der eigentliche Symbolismus — um durch die tiefe, sinnreiche Bedeutung, die er in die Bilder legt, Bewunderung zu erregen. Oft ist ja allerdings dieses Räthselrathen oder Rebuslösen, das die neuen Werke erfordern, so schwierig, dass der Künstler, wie wir an Beispielen gesehen haben, sich genöthigt sieht, um verstanden zu werden, den Bildern einen Commentar in Worten beizugeben. Die symbolistische Richtung könnte man fast eine Verschmelzung der romantischen und allegorischen nennen, denn sie sucht sowohl durch Gefühlserregung zu wirken als auch durch Erweckung der Bewunderung für die Idee, die tiefere Bedeutung des Werkes, aber sie hat ihre beiden Komponenten sozusagen potenzirt, auf die Spitze getrieben. Sie stellt an das Naive, Kindliche in uns noch grössere Anforderungen, als die Romantik that, — Anforderungen, die manchmal einigermaſsen schwierig zu befriedigen sein können. Es gehört ja ein gewisser Stand der Unschuld dazu, um sich von einer mystischen Jungfrau, die auf einem fabelhaften Einhorn durch einen Zauberwald reitet, in unerklärliche Schauer lullen zu lassen, oder von einem Dämon unbekannter Art, der über einem Bette schwebt, darin ein Kopf ohne Körper liegt, oder von alten Burgen in unglaublichen Klippenlandschaften bei nie gesehener Beleuchtung, oder von anderen Klinger'schen oder Böcklin'schen Appellen an unser emotionelles Nervensystem. Auf der andern Seite aber verlangt der Symbolismus lebhaftere, intensivere Bewunderung, als die allegorische Kunst und macht den Anspruch auf grösseren Ideenreichthum und grössere Tiefe des Gedankens, was er durch eine Dunkelheit und Unerklärlichkeit zu beweisen sucht, neben der sich die Räthsel der Allegorie gar nicht sehen lassen können. Das sicherste Mittel, in den Ruf grosser Gedankentiefe zu kommen, ist doch immer, sich so ausdrücken, dass eigentlich Niemand so recht weiss, was man meint. (Vergl. weiter unten den Symbolismus in der Dichtung.)

IV. Die Dichtung.

Es liegt hier kein Grund vor, eine präzise Begrenzung der verschiedenen Kunstarten zu geben, — es wäre sonst unter anderem nothwendig, sich auf eine Discussion über den Begriff der Dichtkunst einzulassen, der einmal nur sehr schwer mit Genauigkeit festzustellen ist und ferner in den verschiedenen Sprachen durchaus nicht dieselbe Bedeutung hat. Die Dichtkunst erstrebt und erreicht eine Genusswirkung mit Hülfe von Worten; aber dasselbe ist der Fall mit Erzeugnissen, die eigentlich nicht zu dieser Kunst, ja überhaupt nicht zu den „schönen Künsten“ gerechnet werden. Ich habe weiter oben die Genusswirkung berührt, die gewisse Arten von Beredsamkeit erreichen und oft vorsätzlich in Anwendung bringen. Aber überhaupt kann die „Kunst des Wortes“ sich in sozusagen jeder schriftlichen und mündlichen Darstellung geltend machen, die dadurch an sich, ganz abgesehen von dem Inhalt, zum Genusse wird. Jede historische Erzählung, jede Schilderung wirklicher Begebenheiten oder Gegenstände, jede Gedankenentwickelung kann durch ihre künstlerische Form Bewunderung erwecken, und auf diese Weise bei den Sachverständigen ein Lustgefühl hervorrufen, obschon ihr das Moment der selbständigen Produktion, der Erfindung fehlt, welches gewöhnlich als Bedingung dafür gilt, dass eine Darstellung in Worten zur Poesie gerechnet wird. Was ich in Folgendem sage, gilt für die allgemein anerkannten Gebiete der Dichtkunst und ich spreche von Poesie nur da, wo das schaffende Moment auch vertreten ist. Den einzelnen Worten gegenüber können die Grenzen immer noch ziemlich schwankend sein. So sind ja z. B. die Wirklichkeitsschilderungen, die man bei Dichtern antrifft und in denen sie oft ihren Ruhm und ihre Stärke suchen, oft nicht nur in der Form, sondern auch dem Inhalt nach viel eher historische oder beschreibende Werke, als Früchte der freien Erfindung.

Und zu allen Zeiten ist man gewöhnt gewesen, in den Werken der Dichter Ingredientien belehrender, agitatorischer, polemischer Natur zu finden, — oft so reichlich vertreten, dass man den Eindruck hat, als wäre dies die Hauptsache, während die eigentlich künstlerischen Aufgaben mehr in den Hintergrund treten. Hier, wo die Poesie nur vom Standpunkte des Genussmittels aus betrachtet wird, kann natürlich auf all die anderen Zwecke, denen sie gelegentlich dienen muss, nicht Rücksicht genommen worden; es handelt sich hier einzig und allein um die Poesie als Kunst.

Das Wort in seiner Eigenschaft als Laut, als Sinneseindruck kann durch einen directen Impuls an unser vasomotorisches Nervensystem in gewissem Grade zur Hervorbringung eines unmittelbaren Genusses be-

nutzt werden. Schon durch ganz einfache Wortkombinationen können angenehme Lauteindrücke, mit andern Worten „Wohllaut", also Genuss hervorgebracht werden. Von ungleich grösserer Bedeutung ist jedoch die weit ausgedehntere Anwendung des Wortes zum Hervorrufen rhythmischer Abwechselung, die ja, wie wir oben gesehen haben, eines unsrer wichtigsten Genussmittel ist. Die ganze Verskunst verdankt ihr Dasein dem Wunsche, sich auch mit Hilfe des Wortes den Genuss des Rhythmus zu verschaffen. Ich kann mich indessen hier nicht mit dieser Seite der poetischen Genusswirkung befassen, obschon dieselbe gar keine so geringe Rolle spielt, kennen wir doch alle Beispiele von Poesie, deren ganze Stärke in ihren klingenden Reimen und einschmeichelnden Rhythmen liegt, während Gedanke und Sinn höchst nebensächlich ist. Aber von der Abwechselung als Genussmittel ist schon an anderer Stelle genug gesagt worden.

Die Hauptaufgabe der Dichtung ist ja auch gar nicht, auf solche Weise zu wirken. Durch das Wort kann auf anderen Wegen Genuss hervorgerufen werden, und die Poesie besteht ja auch gar nicht ausschliesslich aus Versdichtung; der Inhalt ist bei ihr ebenso wichtig wie die Form, wenigstens manchmal, und es kommt vor, dass das Hauptgewicht auf ihm liegt. Die unmittelbare Genusswirkung tritt dann in den Hintergrund oder fällt ganz fort und es handelt sich nur um das Wecken von Stimmung, Gefühl oder Bewunderung, also um lauter indirecte, corticale Genusswirkungen.

Das Schema für die Psychologie dieser Genusswirkung ist indessen, wie bereits bemerkt, etwas komplizirter als bei den anderen indirecten Genüssen. Um Stimmung oder Bewunderung zu erwecken, müssen die gehörten oder gelesenen Worte selbstverständlich erst die Vorstellung in uns erwecken, für die sie Symbol sind, und diese Vorstellung muss dann erst eine andere Gedankenverbindung hervorrufen, von der die Wirkung auf unser Gefässnervencentrum ausgeht. Lesen oder hören wir Aladins Lied am Grabe seiner Mutter, wo seine Flöte klagt

„schwach und leise
wie ein trüber Abendwind
durch die feuchten Winterzweige" —

so ist, wenn wir gerührt sein sollen, die erste Bedingung, dass wir die Bedeutung der Zeichen und Laute gelernt haben, dass wir wissen, was die Worte „Abendwind", „Winterzweige" etc. bedeuten und die nächste Bedingung ist, dass diese Begriffe früher entstandene Vorstellungen von Dunkel, Einsamkeit, Verlassenheit, Trauer u. dergl. in uns erwecken, die nun ihrerseits auf unser Gefässnervensystem wirken. Hier sind also viele Voraussetzungen nöthig, damit das Lustgefühl zu Stande kommt. Da ist von einer directen Genusswirkung beim Sehen oder Hören des

Wortes, — analog dem unmittelbaren Genuss, den eine Dekoration, ein Bauwerk, manchmal auch ein Bild oder eine Skulptur hervorbringt, keine Rede. Das Wort spricht nicht, wie die bildlichen Darstellungen, alle Sprachen. Für den, der ihre lexikalische Bedeutung nicht gelernt hat und in seinem Gehirn nicht von früheren Erlebnissen oder Erfahrungen her Eindrücke bewahrt, von denen aus ein Impuls zu seinem emotionellen Nervensystem gehen kann, für ihn bleiben diese Worte eine tote Materie, sie verschaffen ihm vielleicht ein Wissen, aber keinen Genuss. Das einzelne Dichterwerk hat daher nie, wie es bei so vielen Erzeugnissen der bildenden Kunst ist, — eine universelle, allgemein gültige Genusswirkung. Ein Gedicht, das den einen tief ergreift, kann dem Andern gleichgültig, ja unverständlich bleiben. Eine religiöse Hymne hat schon oft extatische Stimmungen hervorgerufen, aber natürlich nur bei denjenigen, die überhaupt religiöse Voraussetzungen besitzen und die ferner im Laufe ihres Lebens Eindrücke aus dem Vorstellungskreis in sich aufgenommen und bewahrt haben, in denen der Dichter sich bewegt, ebenso kann ein Liebesgedicht nur da rühren und bewegen, wo in des Lesers Brust verwandte Saiten mitschwingen. Dass es heut zu Tage noch Menschen giebt, die so organisirt sind, dass sie über Pindar'sche Oden in Extase gerathen können, scheint eine Thatsache zu sein. Jedenfalls aber handelt es sich da doch nur um einige auserwählte, mit philologischer Transsubstantiationsfähigkeit begabte Individuen, die eben in Folge dieser Fähigkeit in die Haut eines antiken Griechen su schlüpfen im Stande sind. Wir übrigen modernen Menschen bleiben dieser mythologisch dunklen Lyrik gegenüber verständnisslos und gleichgültig, während dieselbe bei ihren ursprünglichen Zuhörern. die sie unter ganz anderen Voraussetzungen als wir aufnahmen, ohne Zweifel aufrichtige Beifallsstürme hervorrief.

Auf der andern Seite giebt es ja Voraussetzungen und durch Eindrücke, Erlebnisse, Ueberlieferungen etc. erworbene Geisteszustände, deren wir alle theilhaftig sind und die deshalb Gemeingut Aller sind, — oder doch wenigstens Gemeingut vieler Nationen, Menschenrassen, Gesellschaftskreise und Zeitperioden. Und je besser der Dichter Stoffe zu wählen versteht, die in solche weiten Vorstellungskreise hineinpassen, desto universeller ist die Wirkung, die er hervorbringt und desto grösser sein Publikum. Gesänge zum Preise der Gottheit, zur Ehre des Herrschers. von der Liebe Lust und Qual, von den Schrecken des Krieges oder von der Stärke und Behendigkeit von Mensch und Thier haben zu allen Zeiten in weiten Kreisen Wiederhall gefunden.

Die Poesie ist wohl die populärste von allen Kunstarten, oder richtiger ausgedrückt, sie hat die Bedingungen es zu sein und hat Perioden gehabt, in denen sie es auch war. Es mag vielleicht nicht mehr Dichter geben als Maler und Bildhauer etc., aber es giebt unend

lich viel mehr Menschen, die einen Genuss in der Dichtkunst suchen, als in den bildenden Künsten. Das kann in verschiedenen, zum Theil unwesentlichen Umständen seinen Grund haben, aber die Hauptursache ist wohl die, dass die Möglichkeit, Stimmungen zu erwecken, überhaupt nachdrücklich auf das Gefühl zu wirken, bei der Dichtkunst weit grösser ist, als bei der Malerei z. B. Es leuchtet doch ohne Weiteres ein, dass ein Bild sich in der Regel damit begnügen muss, eine einzelne Stimmung hervorzurufen, während es der Dichter oft in seiner Macht hat, den Leser durch eine ganze Reihe wechselnder und deshalb um so stärkerer emotioneller Erregungen hindurchzuführen. Von grosser Bedeutung ist es auch, dass das stimmungsweckende Repertoir der Poesie überhaupt reicher ist, als das der bildenden Künste. Es giebt keinen Affect, der ausserhalb ihres Bereiches läge, während es doch so manche giebt, die weder Skulptur noch Malerei erfolgreich verwenden können. Das gilt vor Allem von der Spannung, die von der Dichtkunst, wie schon erwähnt, so überaus häufig als Kunstmittel verwendet wird, dass ganze grosse Richtungen innerhalb ihres Gebietes fast ausschliesslich auf Hervorrufung dieses Affects ausgehen. Dazu kommt ferner, dass die Stimmungswirkungen der Poesie nicht nur mannigfaltiger, sondern, im Ganzen genommen, auch intensiver sind, als die der bildenden Künste und zwar aus dem Grunde, weil die indirecten Stimmungen überhaupt die stärksten sind. Es kommt daher, ceteris paribus bei der dichterischen Schilderung eines Affects eine kräftigere Gefühlswirkung zu Stande, als bei einer malerischen. Selbst wenn ein Rubens uns den bethlehemitischen Kindermord mit allen seinen Schrecken schildert, oder Géricault uns die Verzweiflungsraserei der Schiffbrüchigen auf dem Floss vor Augen führt, so kann die Malerei doch niemals, was die Macht der erzeugten Stimmung betrifft, mit gleich talentvollen dichterischen Schilderungen desselben Vorganges konkurriren; nicht allein, weil die dichterische Schilderung uns die Schrecken in all ihren Stadien in ihrem ganzen Entwickelungsgang vorführen kann, sondern auch weil die Wirkung des Wortes überhaupt hier intensiver ist.

Die ungeheure Popularität der Poesie als Genussmittel hat indessen auch noch andere Gründe. Die Bewunderung scheint eine weit grössere d. h. viel weiter ausgedehnte Rolle zu spielen bei dem Lustgefühl, das die Erzeugnisse der Dichtkunst in uns wachruft, als bei der Genusswirkung der übrigen Kunstarten. Es giebt viel mehr Menschen, die der Poesie gegenüber den Genuss der Bewunderung kennen, als gegenüber der Malerei oder der Skulptur und zwar aus naheliegenden Gründen. Bei der Dichtung ist die Kunstverständigkeit, die ja die erste Bedingung für die Bewunderung ist, viel weiter verbreitet und allgemeiner als bei den andern Kunstarten. Es giebt hier viel mehr Menschen, die das Ueberwinden der Schwierigkeiten nach Gebühr

würdigen und bewundern können, denn, ohne selbst Poeten zu sein, müssen sich doch viele auf die eine oder andere Weise die Technik der Sprache in gewissem Grade aneignen, während es doch für die übrigen Künste nur eine ganz kleine Zahl Eingeweihter giebt, die sich auf die Technik verstehen. Sehr viele haben schon gelegentlich einmal solchen Aufgaben gegenüber gestanden, wie die, mit denen der dichtende Künstler sich beständig beschäftigt, z. B. die Schilderung von etwas Gesehenem, Erlebtem, sprachliche Darstellung von Gefühlen etc. etc. etc. Wir handhaben ja alle dasselbe Material, das der Dichter berufsmässig bearbeitet und können uns daher eine Vorstellung davon machen, was dazu gehört, es in künstlerischer Weise zu beherrschen. Nur wenige besitzen begründete Einsicht in die Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind, auch nur einen Stein oder eine Kasserole zu malen und deshalb können auch nur wenige den Genuss der Bewunderung bei der Wiedergabe solcher an sich interesseloser Dinge empfinden; viele dagegen vermögen die Kunst zu schätzen, die in der ganz einfachen schlichten Erzählung einer an sich vielleicht trivialen Begebenheit liegt, (mit anderen Worten die Schwierigkeiten, die der Erzähler zu überwinden gehabt hat) oder in der Wiedergabe eines alltäglichen Dialogs. In solchen Dingen hat ja der Naturalismus zum grossen Theil seine Aufgabe und seine Stärke gesucht und er hat auf dem Gebiete der Literatur viel mehr Verständniss und ein weit grösseres Publikum gefunden, als auf dem weniger zugänglichen Felde der Skulptur — wenn auch natürlich in der Literatur sein Publikum, absolut genommen, stark begrenzt ist.

Es sind also Bewunderung und indirecte Gefühlserregung, die sich bei dem Genuss, den die Poesie uns verschafft, in die Rollen theilen; aber das Verhältniss zwischen diesen zwei Factoren ist ganz verschieden. Manchmal wirken sie Seite an Seite. Der Genuss an einem Dichterwerk beruht dann theils auf der Gefühlserregung, dem Affect, den es in uns hervorruft, theils auf der Bewunderung darüber, was der Verfasser alles vermag; das eine Moment wirkt vielleicht stärker bei dem Naiveren, Beweglicheren, das andere spielt die Hauptrolle bei dem Reflektirenden, literarisch Entwickelten, Verfeinerten. Aber beide können zugleich zu dem vollen Eindruck des Werkes beitragen. Auf der andern Seite ist es nicht nur ästhetisch, sondern socialpsychologisch von grossem Interesse, zu beobachten, wie die Dichtung, — ebenso wie die Malerei — sich in verschiedenen Perioden abwechselnd des einen oder des anderen dieser zwei Wirkungsmittel: Stimmung und Bewunderung vorzugsweise bediente und damit beständig ihren Charakter wechselte. — zu einer Zeit vornehm, artistisch, leidenschaftslos, stimmungsarm war, zu andern Zeiten populär wurde, die allen verständliche Sprache der Affecte redete und gegen die künstlerische Form ziemlich gleich-

gültig war. Es ist wieder der ewig herrschende Drang des Menschen nach Abwechselung, der sich auch auf diesem Gebiete geltend macht und vielleicht deutlicher als bei irgend einer anderen Kunstgattung; vielleicht darum, weil die Dichtung im Ganzen in noch intimeren Beziehungen zu unserem ganzen Geistesleben steht, als die übrigen Künste.

Die grossen Epochen der Literaturgeschichte empfangen hierdurch ihr Gepräge oder besser gesagt, sie gehen aus diesem Bedürfniss des Menschen noch Abwechselung überhaupt hervor. Die Poesie des Classicismus hatte einen durchaus literarischen Charakter, sie sprach nicht zum Gefühl, sie wollte nur Bewunderung erregen. Unser Herz erwarmt nur bei dem, was Fleisch von unserem Fleisch ist und Blut von unserem Blut, aber nicht Personificationen, Typen gegenüber: ein Cid, ein Jakob von Thyboe, ein Tartuffe, ein Mahomet, alle diese Figuren sind nicht selbst etwas, sie bedeuten nur etwas, genau wie die allegorischen Figuren der gleichzeitigen bildenden Kunst; sie sind nur Sprachrohre, durch die der Verfasser in möglichst geistreicher Weise und möglichst gut gewählten Worten alles ausdrückt, was der betreffende Charakter in allen möglichen verschiedenen Situationen zu sagen haben könnte. Für so etwas können wir aufrichtige Bewunderung fühlen, aber gerührt werden wir davon nicht. Die handelnden Personen und ihre Schicksale lassen uns kalt, unser Gemüth bleibt unberührt und unsere ganze Aufmerksamkeit ist davon in Anspruch genommen, zu beobachten, ob die Vaterlandsliebe, Todesverachtung, Gier, Hochmuth, Prahlerei, Mutterliebe, oder was die Personen sonst noch repräsentiren, auch in solche Situationen und Konflikte gebracht werden, die geeignet sind, alle ihre Eigenschaften in helles Licht zu setzen, und ob der Dichter seinen Personen auch genügend prägnante Worte als Ausdruck ihrer Gefühle in den Mund gelegt hat.[1])

Aber Verständniss und Bewunderung dafür ist natürlich nicht Sache des grossen Haufens, dem es an sprachlichen und psychologischen Voraussetzungen dafür fehlt. Man darf nicht glauben, dass Molière oder Holberg jemals eigentlich populäre Dichter gewesen sind, sowohl Holberg's als Molière's „Bühne“ waren literarisch höchst verfeinert und nüancirt, nicht für das grosse Publikum, das in's Theater geht,

[1]) Es giebt Keinen, dessen Aeusserungen in dieser Beziehung von so grosser Bedeutung sind, als P. Corneille, um so mehr als er zu den Dichtern gehörte. die es mit ihren Aufgaben ernst nehmen. In seinem „premier discours du poëme dramatique“ heisst es mit Bezug auf die Rolle des Gefühls im Drama: „Cette partie — d. h. „les sentiments“, die als obligates Ingrediens gelten, — „a besoin de la Rhétorique pour peindre les passions et les troubles de l'esprit, pour consulter, déliberer, exagérer ou extenuer etc.“ Es handelt sich also gar nicht um die naturgetreue Darstellung von Gefühlen, sondern nur um eine in schöne Worte gesetzte Beschreibung und Analyse derselben.

um sich rühren, erschüttern, aufregen zu lassen; und sie selbst würden sich nach einem solchen Publikum nicht besonders gesehnt haben. Die Kunst, „Menschen lachen zu machen“, betrachtete Holberg eher als eine Concession gegenüber dem zweifelhaften Geschmack des Publikums, wie als eine Aufgabe des dramatischen Dichters, der hauptsächlich schrieb, um zu „moralisiren“, wenn es nicht war, um „die Sprache zu verbessern“.

Aber der Zeitpunkt musste kommen, wo der Classicismus seine Mittel erschöpft hatte, — die Situationen und Kollisionen, in die sich die verschiedenen Charaktere bringen liessen, waren alle schon einmal dagewesen, und die Personen hatten Alles gesagt, was sich sagen liess und die Situation erforderte. Man wusste schon auswendig, was der zwischen Pflicht und Liebe schwankende Held in seiner peinlichen Lage vorzubringen haben würde, wie der geizige Vater, der verschlagene Diener, der Schmarotzer und der Pedant sich unter den verschiedenen Umständen benehmen würden, in die der Dichter sie brachte; und ausserdem, was wohl, wenn Alles zu Allem kam, das entscheidende war: man empfand einen instinktmäſsigen Drang nach anderer innerer Erregung, als die, welche man bei der Bewunderung über das Geschick des Dichters fühlte. Das Gefühl, das unter der Herrschaft des Classicismus keine Nahrung, keinen Impuls bekam, weder von der Poesie noch von der bildenden Kunst, war gleichsam aufgehäuft, aufgespart, und machte nun seine Rechte geltend. Man verlangte, in Affect zu gerathen, „gerührt“ zu werden; im täglichen Leben zeigte sich das in grosser Empfindsamkeit, Sentimentalität; die Stimmung musste immer möglichst hochgeschraubt sein, Thränen und übermäſsiges Entzücken waren bei jeder Gelegenheit bei der Hand. Wenn zwei Freunde von einander Abschied nahmen, weil der eine in einem anderen Stadttheil etwas besorgen wollte, so ging es selten ab ohne heftige Umarmungen und Thränenvergiessen; bekam man zufällig einen schönen Sonnenaufgang zu sehen, gleich fühlte man den Drang in sich, jubelnd auf die Kniee zu stürzen, oder über die Grösse des Schöpfers Thränen zu vergiessen. Die Damen bekamen alle Augenblick ihre Ohnmachten oder Krämpfe, bald vor Rührung, bald vor Schreck, bald vor Freude; kurz, das vasomotorische Nervensystem der Menschen war zu jener Zeit — d. h. Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts — in einem Zustande von Beweglichkeit und Unruhe, die man wohl am besten als Reaktion auf die Kaltsinnigkeit und Verstandesherrschaft der vorhergehenden Zeit bezeichnen kann. In der Literatur war das Resultat dieses Affecthungers die sogenannte romantische Poesie. Dieser Name ist eigentlich durchaus unzutreffend, denn er drückt an und für sich gar nichts aus, sagt nichts als etwas rein konventionelles über den ästhetischen Charakter der Richtung, noch weniger über physiologische

Eigenthümlichkeit und darüber, dass das Ziel der Dichtkunst ein ganz anderes geworden war, dass sie nicht mehr Bewunderung hervorrufen und dadurch Genuss verschaffen, sondern die Leser in ihrem Gefühlsleben anregen und stimuliren wollte. Natürlich mussten bei diesen neuen Zielen die Dichter ganz anders zu Werke gehen. Damit, dass sie die Macht der Gefühle durch ihre Personen schildern liessen, sei es auch in noch so schlagenden Worten, konnten sie keinen Nachhall im Herzen der Leser erwecken. Um das zu erreichen, mussten sie vor Allem das Interesse für die Personen erwecken, und zu diesem Zwecke dieselben erst als wirkliche lebendige Menschen, nicht als classicistische Personificationen schildern, und sie dann als Leute von Affecten darstellen, weinend vor Kummer, schaudernd vor Entsetzen, schäumend vor Wuth. Die griechischen und römischen Helden mussten von einem Werther, einem Karl Moor, einer Julie abgelöst werden, die wohlgesetzten, aber kühlen Romane von Scudéry mussten Lafontaine's Thränenpresse Platz machen, Molière's und Holberg's Verstandesdramen den herzbrechenden Empfindsamkeiten von Kotzebue und Iffland. Alle erdenklichen Gemüthserregungen wurden in diesen gefühlvollen Decennien zur Anwendung gebracht, um das Gefässnervensystem des Publikums in beständiger Unruhe zu erhalten, und Räuberromane und Graulgeschichten, mystische Schrecken à la Hoffmann und Byron'sche und Heine'sche Lebensmüdigkeit und Verzweiflung wechselten mit mehr elegischer Poesie ab. Und das mächtige Genussmittel, die Spannung, wurde zu einer wahren Virtuosität entwickelt und zu einem der wichtigsten, meist benützten Ingredientien des Dramas und des Romans erhoben.

Indem die Poesie diese Richtung einschlug, gewann sie die Herzen des grossen Publikums und wurde erst jetzt wieder eine populäre Kunst, was sie seit dem Mittelalter, seit der Zeit, wo die Minnesänger und Troubadours ihre Zuhörer durch Schilderungen von der Qual und Süssigkeit der Liebe, von der Schönheit des Frühlings etc. etc. rührten, nicht mehr gewesen war. Das Bedürfniss der Menge nach gemüthlicher Anregung ist natürlich ebenso gross, als das des literarischen Publikums, vielleicht sogar grösser, und ihre Sehnsucht nach Genuss konnte daher vollkommen durch die gefühlsreiche Poesie befriedigt werden, mit der die Romantik sie versah, während sie den Erzeugnissen des Classicismus, zu dessen Bewunderung sie nicht die nöthigen Bedingungen besass, im Ganzen verständnisslos gegenüberstand. Es war jetzt keine Kenntniss, keine psychologische Einsicht mehr nöthig, um die Dichterwerke zu geniessen, sondern nur ein Herz, das im Takt mit denen der geschilderten Personen schlug, ihre Sorgen und Freuden, Schrecken und Spannungen mitfühlen konnte, oder sich durch eine Naturstimmung, eine Kindheitserinnerung und dergl. rühren liess.

Da nun die literarische Bewunderung allmählich ein untergeordneter Factor des poetischen Genusses wurde, indem man das ganze Gewicht auf die Darstellung von Stimmungen und Affecten legte, musste das Interesse für die Technik natürlich zum grossen Theil verloren gehen; die alten straffen Regeln lockerten sich und wurden sogar oft Gegenstand der Geringschätzung, ja man bot ihnen wissentlich Trotz. Welche Berechtigung konnten sie haben, wenn das einzige Ziel war, das Gefühl des Lesers zu erregen? Hier waren sie nicht nur unnöthig, sondern wurden sogar oft als lästig empfunden, als unnöthiger Zwang der Kunst gegenüber. Man gefiel sich häufig darin, so deutlich wie möglich an den Tag zu legen, dass man sich keine Gesetze vorschreiben lassen mochte, keine Ars poetica irgend welcher Art, respective man mischte die verschiedenen Kunstformen zusammen und kümmerte sich so wenig um Einheit des Orts, der Zeit oder der Handlung, dass der Leser nicht selten absichtlich durch alle Zeitalter und Tonarten und Kunstformen geschleppt wird, nicht gerade zum Besten der Klarheit des Eindrucks. Man denke nur an Oehlenschläger's Fischer, Tieck's Dramen u. s. w. u. s. w.

Das hiess ja auf eine Art sich die Arbeit leicht machen, aber es hatte gewiss seine Berechtigung, so lange die Welt nur gerührt und erschüttert sein wollte, und sich verdriesslich abwendete wie von Pedanterie, sobald Einer Miene machte, ihr Bewunderung für die Form abzuringen. Solch eine Haltung war natürlich nichts als Reaction gegen die vorausgehende poetische Richtung; aber an und für sich schliessen diese beiden Factoren des Kunstgenusses einander gar nicht aus: es kann eine energische, gefühlserregende Schilderung bestehen und daneben sehr wohl jedes poetische Kunstmittel in bewunderungswürdiger Weise angewendet sein; gerade die Werke der grössten Dichter, wie Goethe, Byron, Victor Hugo sind die Beweise dafür.

Nun musste aber der unablässige Appell an unser Gefühl, der lange Jahre hindurch sowohl auf natürlichem Wege als durch die Kunst, stattfand, nothwendiger Weise mit der Zeit damit enden, die Wirksamkeit dieses Genussmittels abzuschwächen. Er verlor seine Wirksamkeit auf unseren vasomotorischen Apparat, wie es mit jedem lange Zeit hindurch angewendeten Reizmittel geht. Wenn ein Geschmackseindruck, eine Farbe nicht länger reflectorische Erscheinungen in unserem Gefässsystem hervorrufen, kommen sie uns matt und schaal vor. Es musste also unvermeidlich der Zeitpunkt kommen, wo die Darstellung romantisch-schwärmerischer Liebe, oder träumerischer Melancholie, statt ähnliche Empfindungen im Leser zu erwecken, ihm nur widerwärtig und schaal vorkamen, und wo Lebensüberdruss und Weltschmerz für gerade so kindisch und geschmacklos galten, wie die Geschichten von Gespenstern und Alräunchen. Wenn die Poesie also ihre Rolle als Genuss-

mittel, als Kunst, nicht aufgeben wollte, musste sie nothwendiger Weise auf neue Wirkungsmittel sinnen, denn die bisher angewandten hatten nicht nur ihre Kraft verloren, sondern sie standen in Gefahr, lächerlich zu werden, oder vielmehr man musste auf das alte Mittel, das lange vergessene Mittel, das Erwecken künstlerischer Bewunderung zurückgreifen; denn wenn das Gefühlsmoment als Hauptfactor fortfiel, blieb in der That nichts anderes übrig.

Aber natürlich war die Sache nicht einfach damit geschehen, dass man dem alten Classicismus neues Leben einblies. Die Zeit der classischen Poesie lag noch nicht so fern, diese selbst war noch nicht so ganz aus dem Bewusstsein der Menschen entschwunden, dass man sie ihnen als etwas ganz Neues, mit der Wirkung von etwas Neuem, anbieten könnte. Ausserdem hatte sich ja seit der Zeit, als der Classicismus auf seinem Höhepunkt stand, vieles verändert. Wenn die Dichtkunst von Neuem gezwungen war, sich desselben Mittels zu bedienen, wie der Classicismus, so musste sie es wenigstens unter einer ganz neuen Form thun, man musste eben auf anderen Wegen Bewunderung zu erwecken suchen, als auf den bisher betretenen. Die alten Personificationen in den längst bekannten Kollisionen, mit den noch nicht vergessenen Deklamationen würden vielleicht alle möglichen anderen Empfindungen geweckt haben, nur nicht andachtsvolle Bewunderung. Dagegen gewannen allmählich die Bestrebungen, die Wirklichkeit, die Personen und ihr Milieu mit der grösstmöglichen Genauigkeit und Anschaulichkeit zu schildern, die Herzen für sich oder vielmehr die Köpfe, und hieraus konnte eine neue Richtung in der Literatur aufkeimen: der Realismus, der Naturalismus. Eine ausführliche Wirklichkeitsschilderung hatte natürlich für die Romantik kein weiteres Interesse gehabt, ja sie wäre hier eher hinderlich gewesen, bot sie doch kein Mittel zu intensiver Gefühlsanregung. Im Gegentheil bedienten sich die Romantiker mit Vorliebe unnatürlich affectvoller Figuren und eines keineswegs realistischen, oft mystischen und manchmal ganz übernatürlichen Arrangements von stimmungsweckenden Situationen und Begebenheiten; und von ihrem Standpunkt aus ganz mit Recht. Die Welt war also völlig davon entwöhnt, in der Literatur mit wirklichen Menschen und natürlichen Verhältnissen zu thun zu haben. Die Abwechselung war daher sehr gross und um so wirkungsvoller, als der Naturalismus es sich zum Ziel machte, uns Welt und Menschen zu zeigen, wie sie wirklich sind, nicht um zu moralisiren, — das hätte sich ja mit der rein objectiven Schilderung nicht vereinen lassen, nicht um das Gefühlsleben zu stimuliren, denn das geschieht ja, wie wir gesehen haben, am besten, wenn man sich aus der Wirklichkeit hinausbegiebt, auch nicht um über Probleme zu debattiren, denn das ist überhaupt keine künstlerische Aufgabe, sondern als einfache künstlerische Leistung, ohne irgend welchen Nebenzweck,

bei der der Gegenstand gleichgültig war, weil der Genuss nur in dem Gefühl der Bewunderung dafür bestehen sollte, wie vollkommen die Aufgabe einer Wirklichkeitsschilderung in Worten gelöst war.

Wahrscheinlich wird sich der Naturalismus verletzt fühlen, wenn ich ihn mit dem Classicismus zusammenstelle, und das könnte ja auch insofern ungereimt erscheinen, als die Erzeugnisse dieser beiden Literaturrichtungen einander absolut nicht ähnlich, und ebenso die Mittel, mit denen sie ihre Zwecke erreichen, grundverschieden sind. Nur ihre Wirkung ist dieselbe, und das ist ganz gewiss vom psychologischen Standpunkt aus das Entscheidende. Es liegt ein Abgrund, so tief, wie man ihn sich nur denken kann, zwischen den Helden von Corneille und Racine auf der einen Seite und Flaubert's und Zola's Figuren auf der anderen, und nicht nur was ihre ganze Erscheinung betrifft, sondern auch mit Bezug auf ihr ästhetisches Verhältniss zum Leser oder Zuschauer. Aber etwas haben sie doch gemeinsam, und gerade das, worauf es ankommt: sie wirken auf uns, verschaffen uns einen Genuss durch die künstlerische Bewunderung, die sie in uns wachrufen, wogegen das Mitschwingen unseres Gefühls hierbei nicht in Betracht kommt, oder doch relativ wenig in Betracht kommt, denn nichts ist ja absolut auf diesen Gebieten. Wir finden einen Genuss darin, die Naturtreue zu bewundern, mit der ein schrecklicher Trunkenbold wie Copeau und seine Umgebung geschildert wird; aber wenn der Verfasser durch das Gefühl, durch Sympathie auf uns wirken wollte, so hätte er seine Mittel falsch gewählt, denn dieser Zweck wird durch eine trockene Berichterstattung selbst des grössten Elends nicht erreicht; und wenn Flaubert unser Gefühl für seine sterbende Heldin erwärmen wollte, so war es gewiss nicht das rechte Mittel, eine detaillirte Darstellung aller Symptome der Arsenikvergiftung zu geben. Wir können hier vielleicht die Genauigkeit und Energie der Schilderung bewundern und auf diese Weise uns einen Kunstgenuss verschaffen, aber unser Gefühl bleibt ungerührt, in Affect gerathen wir nicht.

Die naturalistische Poesie ist artistisch und hat als solche nur ein relativ begrenztes Publikum. Was für einen Genuss kann die grosse Menge daran haben, irgend einen alltäglichen Gegenstand in den alleralltäglichsten Worten beschrieben zu lesen. Welcher Affect kann in ihnen ausgelöst werden, wenn sie dieselben Worte und Gespräche über gleichgültige Dinge lesen, die sie beständig im täglichen Leben um sich herum hören. Sie haben ja kein Gefühl dafür, dass hier vielleicht grosse Schwierigkeiten zu überwinden waren, und dass sie also vor etwas Bewunderungswürdigem stehen. Je reiner die Form ist, in der die naturalistische Poesie auftritt, je weniger romantische Effecte sich in ihr finden, desto unzugänglicher wird sie für alle anderen als die literarisch Gebildeten, die Belesenen: es ist wieder einmal *l'art pour*

l'art. Aber nicht einmal dieses verhältnissmässig kleine Publikum bleibt dem Naturalismus lange treu; eine Kunstrichtung, die nur durch Bewunderung wirkt, verliert in der Regel sehr bald ihre Macht, denn sie besitzt ja keine unendlichen Entwickelungsmöglichkeiten. Wenn ihre Methode, ihre Technik eine Vollkommenheit erreicht hat, die vorläufig nicht mehr übertroffen werden kann, so kann es ja weiterhin eben nichts mehr geben, als Nachahmung, Epigonentum, „Banalität"; und das ist um so eher der Fall, als die, welche eine Richtung zuerst schaffen und festigen, in der die Technik die Hauptsache ist, in der Regel bedeutende Künstler sind, die diesen Zweig der Literatur mit einem Schlage auf eine gewisse Höhe der Vollkommenheit gebracht haben. Es möchte nicht leicht sein, den Naturalismus in der Literatur über den Punkt hinaus zu führen, wohin Zola ihn gebracht hat; aber ein Stehenbleiben in der Entwickelung führt hier nothwendig zum Untergang.

Dazu kommt ferner, dass, wenn selbst die literarisch Gebildeten noch eine Zeit lang am Naturalismus Gefallen fänden — was aus den oben angeführten Gründen nicht sehr wahrscheinlich ist —, sich bei der grossen Menge, die nur wenig Verständniss für den Naturalismus hat, doch sehr bald ein Verlangen nach Gemüthsnahrung geltend machen wird, und dieses Verlangen wird nicht ungehört bleiben. Die Romantik hat sie gelehrt, welche berauschende Wollust der Dichter seinen Lesern bereiten kann, wenn er die Gefühlssaiten anschlägt — nach diesen sehnt man sich zurück; aber wieder muss man auf neue Mittel sinnen, denn die alten Mittel der Romantik haben ihre Kraft verloren. Wir leben ja augenblicklich in einer wenig ausgeprägten Literaturperiode zwischen den Resten des hinsiechenden Naturalismus und neuen Bestrebungen, die noch kaum irgend eine bestimmte, geschweige eine definitive Form angenommen hat. Man hat die Schatten von Edgar Poe und Baudelaire heraufbeschworen, und um seine Richtung zu kennzeichnen, die Namen dieser Dichter auf sein Banner geschrieben, die mit ihrer auf die Spitze getriebenen Stimmungsdichtung sogar ihren romantischen Zeitgenossen etwas starker Tabak schienen und die man eigentlich nicht mehr als die Vorbilder der modernen Dichtung betrachten kann. Als eigentlichen Zukunfts-Messias der Poesie hat man wohl oft Ibsen bezeichnet, als typische Vertreter der neuen Richtung gelten Dichter wie Maeterlinck und seine Nachahmer. Wie die Romantik, so ruft auch diese neue Richtung dadurch Genuss hervor, dass sie Stimmung schafft, aber die Mittel, die sie benutzt, sind anders als die der Romantik, raffinirter, weniger einfach und direct. So schlichte, uncomplicirte Affecte, wie die der Romantik, kann man heute keinem Publikum, wenigstens keinem reflectirenden Publikum mehr auftischen. Ein richtiger altmodischer Schreck über Gespenster mit rasselnden Ketten, mit träumerisch-schmachtender Mondscheinstimmung, oder

wildes Trotzen gegen Himmel und Hölle, — das Alles steht heut zu Tage nicht mehr hoch im Kurse, jedenfalls bei einem nicht so ganz naiven Publikum. Man ist jetzt literarisch schon so gewitzt und erfahren, dass man diesen Effecten sofort auf den Grund sieht, und das stört ihre Wirkung am allermeisten. Gespenster und Mördergruben, Zerrissenheit und unglückliche Liebe, Mondschein und Waldeinsamkeit u. s. w. u. s. w. war nur allzu lange das tägliche Brod in der Poesie gewesen, man war allzu reichlich damit vollgestopft worden, als dass man es nicht hätte allmählich mit einer gewissen Gemüthsruhe nehmen lernen, besonders wenn man über das physiologische oder literarische Kindesalter hinaus war. Nun können ja gewiss nicht ganz neue Affecte zur Ablösung der alten, aufgebrauchten geschaffen werden; der Dichter muss sich, wenn er unser Gefühl anregen will, mit den alten Mitteln zu helfen suchen, so abgenutzt sie auch sein mögen. Aber natürlich muss er, wenn er auf einige Wirkung hoffen will, darnach streben, den alten Wein in neue Schläuche zu füllen, was sich immer besser thun lässt, als das Umgekehrte. Durch ein instinktives Erfassen dieses Umstandes ist man auf die Bahn gerathen, die zu der neuesten Phase der Dichtkunst, dem Symbolismus, mit all seinen Abarten, geführt hat. Die Herrschaft des Symbolismus bezeichnet ein Zurückkehren zu dem alten Mittel, der Gefühlserregung, und er verfügt, wie schon gesagt, über keine anderen Affecte als die, mit denen schon die Romantik operirte. Der Kunstgriff, den man hier anwendet, um der dichterischen Darstellung von Gemüthsbewegungen und Stimmungen neue Wirkung zu verleihen, besteht hauptsächlich darin, dass man derselben sozusagen einen doppelten Boden giebt. Der Symbolismus schildert nicht Affecte als einfache Resultate natürlicher oder übernatürlicher Begebenheiten oder Einwirkungen; er lässt sie aus einem Hintergrund herauswachsen, der mehr zu ahnen als zu sehen ist und für den sie einen Ausdruck, ein Symbol bilden, während er ihnen dafür das Oberflächliche nimmt, das ihnen in den Tagen der Romantik anhaftete, und ihnen eine Tiefe verleiht, die um so wirkungsvoller ist, als sie immer schwer, manchmal gar nicht zu ergründen ist. Ich bin mir wohl bewusst, dass sich diese Definition von dem Charakter des Symbolismus nicht gerade durch Klarheit auszeichnet, aber es ist eine schwierige Sache, Dinge klar zu machen, die ihrem ganzen Charakter nach unklar sind und sein sollen. Alle Symbolik verlangt ja ihrer Natur nach ein Räthselrathen, und die Lösung darf natürlich nicht zu sehr auf der Hand liegen, wenn der Eindruck der bedeutungsreichen Tiefe nicht verloren gehen soll. Klarheit ist daher etwas, was der Symbolismus absolut nicht brauchen kann, weder in der Kunst, noch da, wo er sich auf den Gebieten der Wissenschaft Platz zu schaffen sucht, und seine Dunkelheit schadet seinem Einfluss auf das menschliche Gemüth durchaus nicht. Das Unverstandene, gelegentlich auch das Unverständ-

liche hat grosse Macht über uns Alle. Wir bilden uns dann leicht ein, vor einer Weisheit zu stehen, — zu hoch oder zu tief für unsere Fassungskraft, oder vor einer Poesie, die ein Ausdruck für Gefühle ist, so stark und tief, wie wir sie noch nie empfunden haben. Ein ganz richtiger Instinkt leitet also die symbolistischen Schriftsteller, wenn sie ihren Personen Worte in den Mund legen, „so weise, dass Sterbliche sie nicht begreifen“ (Euripides, Medea V. 659); und die Stimmungen, mit denen sie unsere Sympathie erwecken wollen, von dunklem Ursprung und daher auch oft genug unbestimmt in ihren Formen sein lassen.

Im Uebrigen sieht man leicht, dass der Symbolismus auch in der Poesie complicirtere Mittel verwendet, als die Romantik. Bei ihm beruht die Wirkung nicht ausschliesslich auf der Erweckung von Gefühlen, sondern es kommt durch die symbolische Anwendung der Affecte ein neues Moment hinzu, und damit beginnt wieder die Bewunderung, eine Rolle im Kunstgenuss zu spielen. Nicht die Bewunderung der Form oder der Technik, diese sind dem Symbolismus ebenso gleichgültig, wie der Romantik, sondern die Bewunderung gegenüber der Tiefe, der Unergründlichkeit des Gedankens, der Feinheit der Symbole. Die Tiefe der Allegorie scheint dagegen gehalten nur flach, denn bei ihr lässt sich immer noch Grund finden; er giebt wohl Räthsel, aber Räthsel mit einer Auflösung, was der Symbolismus sich immer zu thun hütet. Die Sache liegt hier bei der Poesie genau so wie bei der symbolistischen Malerei.

V. Die Bühne.

Ich will hier von vornherein bemerken, dass ich bei dieser Betrachtung der scenischen Künste keine bestimmte Grenze zwischen den verschiedenen Arten von Schaustellungen anerkennen kann, sondern sie alle: das Schauspiel in engerem Sinne, die Pantomime, das Ballet und equilibristische Darstellungen etc. etc. von einem gemeinsamen Standpunkt aus betrachten will. Wenn von ästhetischer Rangordnung die Rede sein sollte, so müsste die eigentliche Schauspielkunst wohl den untersten Platz einnehmen, da sie die geringste Selbstständigkeit besitzt; tritt sie doch einzig und allein als Dienerin und Interpretin der dramatischen Poesie auf. Eine ganz andere Sache ist es natürlich, dass sie von allen scenischen Künsten diejenige ist, welche die höchsten Anforderungen an die geistigen Eigenschaften der Künstler, ihre

Intelligenz und Phantasie stellt, und auf der anderen Seite dem in geistiger Beziehung am höchsten entwickelten Publikum das höchste Maass des Genusses verschafft.

Dass unser Genuss bei den equilibristischen Künsten: bei gymnastischen und Bereitervorstellungen ganz überwiegend bewundernder Natur ist und auf dem Erstaunen darüber beruht, was der menschliche Körper infolge von Uebung und Trainirung zu leisten im Stande ist, darauf bedarf es keines weiteren Hinweises, ebenso wenig wie auf den Umstand, dass die sympathischen Affekte, — Spannung und Angst, — gelegentlich das ihrige zu dem Genusse beitragen, wenn z. B. der Akrobat sein Trapez so hoch wie möglich anbringt, oder vielleicht gar den Effekt noch dadurch steigert, dass er plötzlich einen drohenden Fall simulirt oder dergleichen. Bei manchen Schaustellungen hat ja sogar diese Seite der Sache das Uebergewicht oder hatte es doch jedenfalls früher, zur Zeit der Gladiatorenspiele und der Kämpfe zwischen Menschen und wilden Thieren etc., ja heute noch lebt in manchen Gegenden das Bedürfniss nach heftigen Emotionen dieser Art, wenn auch etwas abgeschwächt fort. Ist es doch eine sehr merkwürdige Erscheinung, dass man noch in neuester Zeit in Frankreich dem instinctiven Bedürfniss der heissblütigen provençalischen Bevölkerung nach Stierkämpfen — diesem Ersatz für die Gladiatorenspiele der Alten — Concessionen machen musste, sodass die Südfranzosen ihre spanischen Nachbarn nicht mehr um diese unvergleichliche Quelle des Genusses zu beneiden haben. Und selbst wir Nordländer können uns von diesem Triebe nicht freisprechen, der tief in der menschlichen Natur begründet zu sein scheint. Oder was veranlasst denn sonst das Publikum, nach den Buden der Thierbändiger zu strömen, wo sich ein Mensch zu wilden Bestien in den Käfig wagt, wenn es nicht der Gedanke ist, dass er doch einmal zerrissen werden kann, und dass der Artist selbst jeden Augenblick das Bewusstsein der grossen Gefahr hat.

Der Genuss beim Ballet ist ungefähr derselbe, wie gegenüber den equilibristischen Künsten, — er besteht zum grossen Theil in der Bewunderung für das, was der Mensch mit seinem Körper ausrichten kann; dazu kommt bei vielen „choreographischen“ Darstellungen ein Wohlbehagen, das denselben Ursprung hat, wie die Freude an dekorativen Ausstattungs-Stücken, wie z. B. das vor wenigen Jahren so berühmte Excelsior, kann dieses Moment die Hauptrolle spielen, während auf der anderen Seite in unseren heimischen, mehr pantomimeartigen Balletten auch die sympathische Gefühlserregung ins Gewicht fällt. In der eigentlichen Pantomime ist letzteres Moment ganz entschieden das Ueberwiegende.

Die Schauspielkunst im engeren Sinne hat nur die Aufgabe, uns den Genuss, den die dramatische Dichtung ihrer Natur nach zu bereiten

im Stande ist, zu erleichtern und dadurch zu verstärken. Es ist nicht so ganz leicht und vor allem nicht Jedermanns Sache, beim Lesen eines Dramas den vollen Genuss davon zu haben. Zum Hervorrufen der sympathischen Stimmung, auf welcher der Genuss in vielen Fällen beruht, ist es, wie bereits oben bemerkt, unumgänglich nöthig, sich von der Person oder der Situation, durch die der Dichter unsere Sympathie erwecken wollte, ein mehr oder weniger lebendiges Bild zu machen. Es wird damit eine starke Anforderung an unsere Einbildungskraft gestellt und die geistige Arbeit, die dazu nöthig ist, die Worte in klare Bilder umzusetzen, ist für die Meisten mehr oder weniger anstrengend, für viele durchaus unerreichbar. Man befindet sich ja in dieser Hinsicht einem Drama gegenüber in einer viel schwierigeren Stellung als einer lyrischen oder erzählenden Dichtung gegenüber, in welcher der Künstler alles so ausführlich und eindringlich schildern kann, wie er es für nothwendig findet, und dann unserer Phantasie das vollständig fertige Bild übergiebt. Wenn ein erzählender Dichter, der wie Homer oder Dickens ein hervorragendes Schilderungstalent besitzt, uns mit treffenden Worten die Gemüthsbewegungen seines Helden, — seine Furcht, seinen Kummer, seinen Zorn, vorführt, so sehen wir das alles ohne jede Schwierigkeit deutlich vor uns und kommen leicht in den Zustand sympathischer Gefühlserregung Dazu bedarf es nur wenig oder gar keiner Phantasie-Thätigkeit. Aber Niemand giebt dem Leser ein wirkliches Bild von Othello in seiner Raserei, von Oswald in seiner Furcht oder von Romeo in seiner Verzweiflung. Daran liegt es auch, dass die dramatische Dichtung einen so viel beschränkteren Leserkreis hat, als Romane und Novellen. Zum Geniessen eines dramatischen Werkes bedarf es einer geistigen Anstrengung, die wir uns ersparen können, wenn wir uns irgend eine erzählende oder schildernde Dichtung vornehmen.

An dieser Stelle tritt nun die Schauspielkunst ein, als eine so mächtige Unterstützung bei der Aneignung der dramatischen Poesie, dass diese letztere überall da, wo sie ein Theater für sich findet, es in Bezug auf Popularität mit jeder anderen Dichtungsart aufnehmen kann; ja ein Schauspiel wird oft noch leichter mit Genuss goutirt als irgend eine Erzählung oder Schilderung. Das Bild, das ich mir beim Lesen des Stückes in meinem Sensorium bilde, um von dort aus mein Gefässnervensystem in Thätigkeit zu versetzen, ist jetzt ganz entbehrlich, denn ich bekomme das Bild fertig geliefert aus der Aussenwelt, d. h. von den Schauspielern; die Wirkungen werden direct von meinen Sinnesorganen — Augen oder Ohren — auf das Gefässnervensystem übertragen und sind auf diese meist viel intensiver, als die oft blassen, verschwommenen Bilder, die sich meine eigene Phantasie schafft.

Dass die Schauspielkunst hierdurch etwas Selbstständiges wird, sich von dem Dichterwerk, das sie verdolmetschen soll, emanzipirt, steht

fest. Ich denke hier nicht an den Fall, wo einem die gute Darstellung eines an sich minderwerthigen, durchaus unerfreulichen Stückes Freude machen kann, oder wo sie etwas anderes ausdrückt, als was der Dichter eigentlich gemeint hat. Aber die Darstellungskunst kann einer ganzen Gattung dramatischer Dichtungen eine Genusswirkung verschaffen, die beim Lesen der Natur der Sache nach nicht erreicht werden kann. Das gilt besonders für die Dramen des Classicismus, die, wie schon oben erwähnt, ganz vorzugsweise durch die Bewunderung wirken, nicht durch sympathische Gefühlserregung. Wenn aber die Schauspieler bei der Darstellung doch einen Ausdruck für Gemüthsregungen finden, wenn Phädra sich nicht mit einer Beschreibung ihrer Seelenqualen begnügt, sondern dieselben den Zuschauern durch Mienen und Gesten vor Augen führt, so ist damit die Möglichkeit geschaffen, dass sympathische Stimmungen beim Genuss mitwirken.

Bei den heutigen Darstellungen dieser Art in Paris wird es offenbar darauf angelegt, Wirkungen dieser Art hervorzubringen, und das gelingt wohl auch grossen Schauspielern. Aber ob das in früheren Zeiten, besonders zur Entstehungszeit dieser Stücke, auch so gewesen sein mag? Dachten wohl Corneille und Racine an eine solche Spielweise? Ich weiss nicht, ob es darauf bezügliche Berichte oder Traditionen giebt, — jedenfalls aber möchte ich bezweifeln, dass die ursprüngliche Darstellung dieser Dramen einen solchen Character besessen hat. Wenn Kaiser Augustus, Cinna, Belisar u. s. w. damals in Kostümen auftraten, die durchaus nicht klassisch zu nennen waren, die im Gegentheil nicht bedeutend von denen abweichen, welche Personen ähnlichen Ranges im Jahre 1700 trugen, so war nichts dagegen einzuwenden, so lange es nur die Aufgabe des Spielers war, kaiserliche Gefühle gegenüber einer Schaar Verschworener, oder eines verbannten und gekränkten Helden Verzweiflung darzustellen, und es kommt mir sehr unberechtigt vor, über solche sogenannten „Anachronismen“ zu spotten, die doch eigentlich gar keine waren. Es sollten ja gar nicht alte Römer sein, die der Zuschauer zu sehen bekam, sondern nur Personifikationen von Gefühlen, die unter bestimmten Umständen auftreten. Wenn die Schauspieler dagegen diese als wirkliche Menschen hinstellten (welche die Beute von Leidenschaften und Gemüthsbewegungen sind), und dadurch die Zuschauer in eine sympathische Gefühlserregung versetzten, so mussten sie ja so gut wie möglich auch die Persönlichkeiten vorstellen, deren Rolle sie spielten; dazu gehörte denn auch ein historisch richtiges Kostüm, wie dies heute in diesen Stücken getragen wird. Das gebildete Publikum im Zeitalter Ludwigs XIV. wusste natürlich so gut wie wir auch, dass Griechen und Römer nicht in Pariser Röcken herumgelaufen sind. Ich kann mir nicht denken, dass die Schauspielkunst jener Zeit darauf ausging, durch ihre Leistungen Sympathie mit einer Phädra in

Fischbeinkorset und Hackenschuhen zu wecken; ich sehe aber nichts Absurdes darin, dass eine Schauspielerin in der damals modernen Tracht geistreiche und treffende Sachen über die Verderblichkeit einer verbrecherischen Liebe sagte und doch dabei als Phädra vorgeführt wurde; in diesem Namen sah Niemand etwas anderes als ein Symbol.

Der Genuss des Theaterbesuchers kommt also im Wesentlichen durch dieselben Factoren zu Stande, wie beim Lesen des Stückes, nur bequemer und unter stärkerer Intensität. Dazu kommt aber als ein ganz neuer Factor der Genussbereitung die Bewunderung für die Kunst des Darstellers, für das, was er kraft natürlicher Anlage, Uebung und Studium zu leisten vermag, also derjenige Factor des Genusses, der allen Zweigen der Kunst gemeinsam ist. Aber für den Genuss der Schauspielkunst hat die Bewunderung eine besondere Bedeutung. Bei allen anderen Künsten steht sie als einer neben anderen genussbereitenden Factoren, der Abwechselung oder der sympathischen Gefühlserregung; die Schauspielkunst als solche — abgesehen von der Dichtung, als deren Interpret sie auftritt — hat in der Bewunderung ihr einziges specifisches Genussmittel, sie existirt nur für die mehr oder weniger Kunstverständigen. Das Theater hat also zwei Arten von Publikum, nämlich einerseits die Kenner, diejenigen, welche den Genuss eben in der Kunst des Schauspielers finden und denen die Unterlage desselben, nämlich das aufgeführte Stück, erst in zweiter Reihe etwas bedeutet, andererseits den grossen Haufen, der seine Affecte durch den Inhalt des Stückes in Schwingungen versetzt haben will, und der von der Schauspielkunst nur in soweit einen Genuss hat, als sie ihm das Stück verständlich macht und die suggestive Sympathie steigert. Dieser Theil des Publikums kann manchmal so sehr im Banne seiner Stimmungssympathie stehen, dass er ganz vergisst, wo er ist, vollkommen der Illusion verfällt und den Schurken des Stückes mit Flüchen und faulen Eiern regalirt, während dem Helden zugejubelt wird, nicht weil er so gut spielt, sondern weil er so sehr edel ist. Kommt es soweit, so kann man natürlich nicht länger von Kunstgenuss reden; freilich kann der Genuss sehr gross sein, welchen die gerechte Empörung über den Schurken oder die Bewunderung für den Helden oder das Mitgefühl mit den Liebenden hervorruft.

Der Kenner lehnt dagegen jede Illusion ab und er würde, sowie sie einträte, den Genuss verlieren, den er im Theater sucht. Ja der wahre Amateur wünscht im Theater gar nicht in die sympathische Stimmung zu gerathen, welche der Schauspieler durch seine Interpretation des Stückes bei dem Zuschauer hervorzurufen vermag. Diese kann er, wenn er sich überhaupt etwas aus einem solchen Genusse macht, sich auch zu Hause verschaffen, wenn er das Stück auf dem Sopha liest; auf den Stuhl im Theater setzt er sich nur, um den Genuss der Be-

wunderung für die Kunst des Schauspielers zu finden; es ist eben wie auf allen Kunstgebieten nur er, der Kundige, „der Kenner“, welcher für diese Art von Genuss empfänglich ist, den einzigen, welchen die Schauspielkunst zu bieten hat. Er ist also in hohem Grade exclusiv, bei ihm gilt das Wort *l'art pour l'art* ausschliesslicher als bei irgend einer anderen Kunst. Wenn ein Genuss wie dieser sich einer so grossen Popularität beim grossen Haufen erfreut, so gilt sie thatsächlich viel mehr der Interpretation stimmungsvoller Poesie, als der Kunst an und für sich; dazu kommt noch, dass eine gewisse Sachverständigkeit bei einem allgemein gebildeten Publikum weit verbreitet sein muss, dessen Mitglieder sich in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens eine nicht geringe Geschicklichkeit erworben haben müssen, in allerlei Rollen aufzutreten; gar nicht zu reden von der Bewunderung für die Personen, die, wie bei jeder directen Einwirkung des Künstlers durch persönliches Auftreten vor seinem Publikum, leicht vom Werke auf seinen Schöpfer übergeht, jedoch trotz aller Extase mit Kunstgenuss natürlich gar nichts zu thun hat.

VI. Rückblick und Schluss.

Bei meinem Versuche, die allgemeinen Factoren ausfindig zu machen, mittels welcher Kunstgenuss hervorgebracht wird, hat sich keine Nothwendigkeit ergeben, andere Factoren in Betracht zu ziehen, als die Abwechselung, die sympathische Gefühlserregung und schliesslich die Bewunderung, also dieselben Factoren, die wir auch sonst wirksam gefunden haben, wo es sich darum handelt, planmässig Genuss hervorzubringen.

Für den Kunstgenuss hat jeder dieser Factoren eine andere Bedeutung; die Abwechselung und die Sympathie sind die eigentlichen Kunstmittel, die überlegt und planmässig angewendet werden und die zur Erreichung immer grösserer Fülle und Vollkommenheit gepflegt und entwickelt werden können. In diesem Sinne ist die Bewunderung, die Extase kein Kunstmittel, sie ist vielmehr ein besonderer Zustand des Genusses selbst; dieser Zustand wird hervorgerufen durch das Gefühl vor überwundenen Schwierigkeiten, gleichviel welcher Art, zu stehen; er ist im Voraus nicht zu berechnen, weil ganz und gar abhängig von den für den Geniessenden geltenden Voraussetzungen, also nicht beruhend auf irgend einer bestimmten Manier bei dem Kunstwerk, nicht

hervorgerufen durch bewusstes und berechnendes Streben, trotzdem aber so eminent bedeutend für die Kunst, dass, wie wir sehen, ganze Kunstrichtungen, ja manche Kunstarten gar keinen Genuss würden hervorrufen und deshalb gar nicht für Kunst würden gelten können, wenn sie nicht gerade Bewunderung erregende Eigenschaften hätten.

Interessant ist unser Resultat deshalb, weil wir von vornherein erkannt und auch einigermaassen verstanden haben, dass die genannten drei Factoren des Kunstgenusses die Kraft besitzen, die physiologischen Vorgänge der vasomotorischen Innervation hervorzurufen, durch welche das Genussgefühl bedingt wird. Von physiologischer Seite steht also nichts entgegen, sie als die allgemeinen Mittel der Erzeugung des Kunstgenusses gelten zu lassen.

Die Abwechselung war, wie wir gesehen haben, eine Bedingung für jeden Genuss, die Sympathie ein mächtiges Mittel zur Erregung genussreicher Stimmungen, die Extase sogar ein absoluter Genusszustand. Wir verstehen also leicht, dass die Menschen instinktiv zu diesen drei Mitteln gegriffen haben, um ihr immer waches Genussverlangen künstlich zu befriedigen, wenn die natürlichen Genussmittel nicht ausreichten. So wurden Werke hervorgebracht, die nicht etwa auf Grund irgend einer Wesenseinheit, sondern wegen ihrer gleichen Wirkung unter einer Bezeichnung zusammengefasst und Kunst genannt wurden. Danach ist die Kunst zu definiren als der Inbegriff der menschlichen Werke, welche durch Abwechselung, sympathische Stimmungserregung oder Erweckung von Bewunderung Genuss gewähren, gewiss eine nüchternere Definition des Begriffes Kunst, als er sonst gewöhnlich erfährt, die aber wohl verständlicher ist und sich besser zum Ausgangspunkte einer ernsten Untersuchung eignet. Ich kann mir wohl denken, dass die Nebeneinanderstellung so heterogener Dinge, wie Abwechselung. Sympathie und Bewunderung ein fein entwickeltes logisches Gefühl verletzen und irrationell erscheinen mag. Das ist sie auch, aber nur deshalb passt sie auf den Begriff Kunst, denn dieser ist ja selbst — ich habe das schon wiederholt hervorgehoben — in dem heute allgemein acceptirten Umfange, von dem ich doch ausgehen musste, ganz irrationell. Man darf, woran ich hier wieder erinnere, nicht vergessen, dass der Kunstgenuss in der üblichen Bedeutung des Wortes doch in psycho-physiologischer Beziehung nichts Einsartiges ist; man kann also auch nicht von der Annahme ausgehen, dass die Kunstmittel in ihrer Natur und Wirkungsweise einsartig sind; was sie miteinander verknüpft, ist nur ihr schliessliches Ergebniss, der Genuss, und die Thatsache, dass die den Genuss hervorbringenden Mittel künstlich zur Wirkung gebracht sind.

Das ästhetische Verständniss eines Kunstwerks muss davon ausgehen, durch welches allgemeine Kunstmittel das Kunstwerk dazu kommt, Genuss hervorzubringen; ob es durch Abwechselung, durch

sympathische Gefühlserregung oder durch Wecken von Bewunderung wirkt. Die Einsicht, dass die Kunst so heterogene aber gleichberechtigte Mittel zu ihrer Verfügung hat, ermöglicht es erst, gerecht und kritisch den verschiedenen Kunstperioden und Kunstrichtungen gegenüberzustehen und zu begreifen, wie es kommt. dass die Aufgaben und Ziele der Kunst beständig wechseln müssen, nicht in Folge zufälliger Umstände oder Zeitverhältnisse, sondern in Folge einer Naturnothwendigkeit.

Indessen muss gerade hier betont werden, dass es ja z. Th. von der Art zu suchen abhängt, was man findet. Wenn ich bei meiner rein empirisch vorgehenden Analyse der Wirkungsweise verschiedener Kunstarten keine andern allgemeinen Kunstmittel gefunden habe, als die drei wiederholt genannten, so ist das vielleicht meine Schuld, und meine Art zu suchen hat vielleicht den Gedanken- und Anschauungskreis eingeengt. Wenn man nicht von feststehenden Prinzipien ausgeht, von denen alles abgeleitet wird, so kann wohl das eine oder das andere trotz aller Behutsamkeit übersehen werden.

Sollte mir das so gegangen sein und es sich herausstellen, dass die zahllosen speziellen Genussmittel, welche die Kunst in Anwendung bringt, doch mehr allgemeine Factoren in sich schliessen, als Abwechselung, sympathische Stimmungserregung und Bewunderung, so wäre meine Arbeit doch nicht vergebens, denn es würde sich dann nur um eine Ergänzung, nicht um eine Auflösung meines Gedankenganges handeln.

Beim Durchblättern meines Manuscripts fällt es mir auf, dass sich an keiner einzigen Stelle der Ausdruck „das Schöne“ findet, während ich mir doch nicht der Absicht bewusst geworden bin, ihn zu vermeiden. Zwar enthält diese kleine Abhandlung nur das Fundament einer Aesthetik und wagt sich nirgends auf das Gebiet dieser Wissenschaft selbst, aber anscheinend möchte gerade beim Erörtern der Ausgangspunkte der Aesthetik eine Untersuchung über „das Schöne“ unvermeidlich erscheinen, denn dieser Begriff oder dieses Ding ist doch immer als der eigentliche Gegenstand dieser Wissenschaft betrachtet worden, und jede allgemeine Aesthetik giebt von ihm eine pflichtgemässe Definition.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich ja nun mit dem Gegenstande und der Aufgabe der Aesthetik. Wenn das „Schöne“ dabei ohne alle Absicht unerwähnt geblieben ist, so ist daran vielleicht die instinktive Furcht schuld, mit ihm zu unrichtigen Vorstellungen von dieser Aufgabe zu gelangen; dieser Gefahr ist man nicht immer entgangen. Nennt man „das Schöne“, so weckt man schon die Vorstel-

lung von etwas an und für sich existirendem, einem Object, einer „Entität“, die durch eine absolute Definition bestimmt werden kann, wie sie bekanntlich auch oft versucht worden ist. Ich will mich nicht mit dem Nachweis aufhalten, dass man sich über diese Definition nie auch nur annäherungsweise hat einigen können; es ist prinzipiell ungehörig, eine absolute Definition von einem durchaus relativen Begriff zu geben. Dabei kann nie etwas Richtiges herauskommen. Das „Gute“, wie es vom Standpunkte Hamlet's aus erscheint — ob er in soweit darin Recht hat ist hier gleichgültig — ist jedenfalls durchaus ein Analogon für das Schöne: Nichts ist an sich schön; erst unsere Auffassung macht es dazu. Das ist so einfach und einleuchtend, dass man sich billig verwundern darf. wenn man das Schöne in seiner Eigenschaft des Gegenstandes der Aesthetik als etwas definirt findet, das eine eigene objective Existenz hat.

Aber selbst wo man, was wohl zumeist der Fall ist, seine Relativität erkannt hat, in soweit es schön ist und Genuss gewährt, scheint man doch anzunehmen, dass diese Wirkung von gewissen Eigenschaften der uns schön vorkommenden Objecte herrührt, die immer vorhanden sind, wo von Schönheit die Rede ist und die andererseits stets, wenn sie vorhanden sind, einen Genuss hervorbringen. Dieser neuere Standpunkt ist fast noch schlimmer als der ältere, denn er will absolute Kriterien für einen Begriff aufstellen, dessen relative Natur man selbst anerkannt hat. Definirt man ein Gift allgemein als einen Stoff, welcher lebende Organismen auf chemischem Wege schädigt, so kann man nicht zugleich bestimmte absolute Eigenschaften als für das Gift charakteristisch hinstellen; nicht minder unlogisch ist es, das Schöne erst durch seine Beziehung zum Subject zu definiren und dann bestimmte Qualitäten dafür zu postuliren; das streitet nicht allein gegen die Vernunft, sondern es stürzt die Aesthetik auch in die grössten praktischen Verlegenheiten und führt sie zu den traurigsten Resultaten. Man sagt z. B., dass ihr Gegenstand das Schöne ist und legt diesem Begriffe gewisse positive Eigenschaften von mehr oder weniger „idealer“ Natur bei. Aber nun kann man das Hässliche, das Komische u. s. w. doch unmöglich von diesem Gebiete ausschliessen. Auch kann man das Hässliche nicht als schön bezeichnen, dem Komischen oder Schrecklichen nicht dieselben Eigenschaften beilegen, welche das Schöne charakterisiren sollen. Es ist ein wahrer Jammer, alle die vergeblichen Anstrengungen mit anzusehen, solche unbequemen Kategorieen als Arten und Formen „des Schönen“ in das System zu zwängen.

Vielleicht ist es eine Ehrensache für die Aesthetik, den Namen der Lehre vom Schönen zu behalten; diese Bezeichnung hat ja viel Lockendes und Schmeichelndes, aber sicher auch wie wir sehen, etwas Unklares und Irreführendes.

Die Wissenschaft muss nun einmal vor allem über ihre Objecte und Aufgaben im Klaren sein; wenn die Aesthetik eine Wissenschaft werden will, so muss sie den Versuch eines Kompromisses mit der ganz unklaren und unbestimmten populären Auffassung von der Schönheit und vom Schönen aufgeben und begreifen, dass ihr Gegenstand, wenn er auch seinen alten Namen behalten kann, damit doch nur unzutreffend bezeichnet wird.

Die Schönheit ist der Eindruck, den wir von gewissen Einwirkungen erhalten, welche unser Organismus erfährt. Soll der Aesthetik die Aufgabe gestellt werden, das Schöne zu analysiren, so heisst das mit anderen und klareren Worten, dass ihr Ziel die Untersuchung des Vorganges ist, durch welchen Genusszustände in uns zu Stande kommen. Für die Aesthetik der Kunst beschränkt sich dann die Untersuchung auf die künstlich hervorgebrachten Einwirkungen, welche durch das Auge oder durch das Ohr aufgenommen werden. Die Aufgabe ist ihrem Wesen nach rein physiologischer Natur. Ist es mir geglückt, das klar zu machen, dann ist das Ziel dieser kleinen Abhandlung erreicht; die Sache ist an und für sich sicher so, und wenn ich dies Ziel nicht erreicht habe, so sind nur meine abnehmenden Kräfte daran schuld.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.
EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.
IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD UND Dr. H. KURELLA
IN MÜNCHEN. IN BRESLAU.

XXI.

UEBER DIE GENIALE GEISTESTHÄTIGKEIT

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DES GENIE'S FÜR BILDENDE KUNST

VON

L. (eopold) LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN

DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. L. LOEWENFELD IN MÜNCHEN. UND **Dr. H. KURELLA** IN BRESLAU.

EINUNDZWANZIGSTES HEFT:

UEBER DIE GENIALE GEISTESTHÄTIGKEIT

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG

DES GENIE'S FÜR BILDENDE KUNST

VON

L. LOEWENFELD

IN MÜNCHEN.

WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1903.

UEBER

DIE GENIALE GEISTESTHÄTIGKEIT

MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG

DES GENIE'S FÜR BILDENDE KUNST

VON

L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1903.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.

Meiner lieben Frau

gewidmet.

Inhaltsübersicht.

Erster Theil.

Ueber die geniale Geistesthätigkeit und ihre Beziehungen zur Psychopathologie.

Zweiter Theil.

Analyse der geistigen Persönlichkeit genialer Künstler.

(Lionardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raffaelo Santi, Dürer, Holbein jun., Rubens, Rembrandt, Meissonnier, Millet, Böcklin, A. Feuerbach.)

Dritter Theil.

Vorwort.

Man hat in Deutschland, seitdem durch Lombroso das Studium des Genies den Irren- und Nervenärzten nahegelegt worden ist, zwar vielfach die eine oder andere Gelegenheit benützt, zu der vielumstrittenen Frage Stellung zu nehmen, aber noch ist Niemand darangegangen, durch eine Specialuntersuchung etwas zur Lösung des Problems beizutragen. In der Arbeit, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich einen derartigen Versuch unternommen, weder als Parteigänger noch als Gegner Lombroso's, sondern als ärztlicher Forscher, der nichts im Auge hat, als Feststellung des Thatsächlichen und der daraus sich ergebenden Schlüsse.

Die Arbeit zerfällt in 3 Abschnitte: einen allgemeinen, einen speciellen und einen Schlusstheil.

In dem allgemeinen Theile sind die Ansichten dargelegt, zu welchen ich über das Wesen der genialen Geistesthätigkeit und ihre Beziehungen zur Psychopathologie gelangt bin.

Im speciellen Theile wird die Analyse einer Reihe genialer Künstlerpersönlichkeiten unternommen, um zu zeigen, inwieweit für dieselben die Darlegungen des ersten Theiles zutreffen.

In den Schlussfolgerungen sind die Ergebnisse zusammengefasst, welche die Analyse zunächst für die untersuchte Künstlergruppe, dann aber auch für das Genie im Allgemeinen und das Genie für bildende Kunst im Besonderen geliefert hat.

Bei der Sammlung des für den 2. Theil erforderlichen sehr umfänglichen biographischen Materials wurden mir von verwandter und befreundeter Seite wesentliche Dienste geleistet. Den Betheiligten sei auch an dieser Stelle herzlichst gedankt. In besonderem Maasse bin ich meiner kunstbegeisterten und kunstverständigen Schwägerin, Frau Bertha Hellmann, verpflichtet, welche sich die Förderung meiner Arbeit in aufopfernder Weise angelegen sein liess.

München, December 1902.

L. Loewenfeld.

I. Ueber die geniale Geistesthätigkeit und ihre Beziehungen zur Psychopathologie.

Unter den wissenschaftlichen Problemen, welche dem Gebiete unserer Grenzfragen angehören, hat wohl keines die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in den letzten Decennien in höherem Maſse auf sich gelenkt als das Wesen des Genies. Es ist dies auch nur zu begreiflich. Wir Alle, ob hoch- oder niederstehend, reich oder arm, gebildet oder ungebildet, wir zehren von den Früchten des Schaffens genialer Männer; wir leben und bewegen uns in dem Lichte, das unvergänglich von ihrem Geiste ausströmt. Welche Elemente unserer heutigen Cultur wir auch in Betracht ziehen mögen, Künste und Wissenschaften, die Gestaltung von Industrie und Handel, die Organisation unseres Staatswesens oder die Entwickelung der dem Verkehr dienenden Einrichtungen, überall finden wir das Wirken genialer Männer als die Quelle jedes wahrhaft bedeutenden Fortschritts. Indess würden diese Thatsachen, die schon lange, wenn auch nicht allgemein gewürdigt, doch bekannt sind, sicher nicht genügt haben, das Interesse weitester Kreise der Forschung nach dem Wesen des Genies zuzuwenden, wenn nicht in den letzten Decennien die Idee, die wohl schon früher manche Vertreter hatte, mit einer Art dogmatischer Sicherheit ausgesprochen worden wäre, dass Genialität etwas ausserhalb des Bereiches menschlicher Norm Liegendes, durch einen krankhaften Gehirnzustand Bedingtes sei, sohin eine Art Geistesstörung repräsentire. Das Studium des Genies ist dadurch zu einer Aufgabe der medicinischen Psychologie, ja man könnte sagen, der Psychiatrie geworden. Lombroso, welcher zur Zeit allgemein als Hauptvertreter obiger Anschauung gilt und derselben auch in seinen Werken „Genie und Irrsinn“ und „der geniale Mensch“ besonders scharfen Ausdruck verlieh, hat durch seine Ausführungen ungemein viel Staub aufgewirbelt und bei Vielen energischen Widerspruch hervorgerufen. Es liegt nahe, dass die Auffassung, welche uns Lombroso von dem geistigen Wesen jener Personen beibringen will, die wir als die Blüthe der Menschheit betrachten müssen, in höchstem Maſse geeignet ist, unseren menschlichen Stolz und die Freude an unserer derzeitigen culturellen Entwickelung

herabzudrücken. Wenn alles das, was wir als die Grundfactoren unserer Cultur betrachten müssen, wenn aller mühselig im Laufe von Jahrtausenden errungene Fortschritt menschlicher Einrichtungen und menschlicher Erkenntniss, nicht als die Frucht normaler, stetig sich vervollkommnender Leistungen, sondern eines in seinen Wirkungen unberechenbaren krankhaften Zustandes ist, so müsste es um die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geistes höchst traurig bestellt sein. Und doch sprechen die Thatsachen, denen wir auf allen Gebieten der Geschichte begegnen dafür, dass in allen Fortschritten unserer Cultur, unserer Erkenntniss und unserer Leistungsfähigkeit ein gewisser Zusammenhang besteht, dass das Neue stets seine Wurzeln in Aelterem, Ueberkommenem hat. Ein derartiger Zusammenhang und eine derartige Weiterentwickelung wäre aber doch kaum denkbar, wenn jeder bedeutsame Fortschritt lediglich Product einer krankhaften Geistesthätigkeit wäre. Diese und ähnliche Erwägungen können und dürfen uns jedoch nicht abhalten, mit nüchternster Kritik an die Prüfung der Frage zu gehen, die nun einmal aufgeworfen ist, ob und wie weit das Genie mit seinen Leistungen bereits dem Gebiete der Pathologie angehört.

Vielfach ist in neuerer Zeit zum Theil aber auch schon früher der Versuch unternommen worden, das Wesen des Genies zu definiren, jene seelischen Eigenthümlichkeiten festzustellen, welche das Genie nicht nur vom Durchschnittsmenschen, sondern auch vom Talentirten unterscheiden. Wir müssen, bevor wir diese Versuche berühren, zunächst die Grundlage berücksichtigen, auf der die Annahme eines Genies bei einem Menschen beruht. Diese Grundlage bildet ausschliesslich sein Schaffen auf einem oder mehreren Gebieten jener Geistesthätigkeiten, deren Resultate für die gesammte Menschheit von Wichtigkeit sind. Einem Menschen, der lediglich durch körperliche Leistungen, wie erstaunlich dieselben auch sein mögen, sich hervorthut, werden wir nie zu den Genies zählen, ebensowenig aber auch einen Menschen, der seine Gedankenwelt, und wäre dieselbe noch so grossartig, nicht durch irgendwelche Werke offenbart. Das Gleiche gilt für denjenigen, der seine Fähigkeiten an für die Menschheit werthlose Dinge wendet. So können wir einem Meister des Schachspiels, einem hervorragenden Taschenspieler, einem Matador im Schnellzeichnen, einem grossen Rechenkünstler bei aller Virtuosität auf ihren individuellen Thätigkeitsgebieten nichts von Genialität zuerkennen. Hiermit ist jedoch die Art der Leistungen, welche den Anspruch auf Genialität begründen, noch nicht genügend charakterisirt. Man könnte zunächst daran denken, dass sich die Werke des Genies durch eine gewisse Vollkommenheit von anderen auf dem gleichen Gebiete unterscheiden müssen; dies trifft jedoch nicht allgemein zu. Wenn auch die Schöpfungen des Genies vielfach den höchsten

Anforderungen entsprechen und den Eindruck des in seiner Art Vollendeten hervorrufen, so ist doch Vollkommenheit kein Erfordernis für den genialen Charakter einer Leistung. Das vollkommenste Werk auf irgend einem Gebiete, dessen Ausführung lediglich auf Verwerthung bekannter Regeln und Grundsätze beruht, hat ungleich weniger Anspruch auf Genialität als eine an sich mangelhafte Leistung, der aber die Anwendung ganz neuer Principien zu Grunde liegt. Das Neue kann unzulänglich, selbst mit Irrthümern behaftet sein und doch den Stempel der Genialität unverkennbar an sich tragen. Das geniale Geistesproduct muss etwas in irgend einer Art Neues, Originelles in sich schliessen, und dies Neue darf nicht lediglich einer Marotte, einer Sucht nach Absonderlichem entspringen, wie z. B. irgend eine Modethorheit; es muss einen werthvollen Fortschritt, eine Errungenschaft auf dem Gebiete, dem es angehört, bedeuten.

Die Leistungen die uns bestimmen, einem Menschen Genie zuzuschreiben, sind jedoch ausserordentlich verschieden und legen deshalb den Gedanken nahe, dass ihnen verschiedene Veranlagungen zu Grunde liegen müssen. Der Dichter und der Componist, der Forscher in den Natur- und Geisteswissenschaften, der Staatsmann und der Feldherr, der Erfinder, der darstellende Künstler bieten uns eine solche Mannigfalt in jenen Producten ihrer Geistesthätigkeit, denen wir den Charakter der Genialität zuerkennen, dass es a priori als ein aussichtsloses Unternehmen erscheint, dieselben von einer einzigen und einheitlichen seelischen Qualität abhängig machen zu wollen. Die hier vorliegende Frage veranlasst uns, zunächst die Momente kurz einer Betrachtung zu unterziehen, in welchen man das Wesen des Genies erblickt hat.

Die hauptsächlich in Frage kommenden Anschauungen lassen sich in 3 Gruppen sondern:

I. Eine Gruppe von Autoren hält das Genie lediglich für eine ganz hervorragende geistige Befähigung, i. e. einen hohen Grad von Talent. (Sulzer, Riedel, Baumgarten, Herder, Galton, Toulouse, Möbius u. A.).

II. Eine weitere Gruppe von Autoren erklärt als das Wesentliche beim Genie Originalität und schöpferische Kraft, speciell schöpferische Phantasie (Hagen, Mendelssohn, Weise, Radestock, J. Bona Meyer, Forel u. A.).

Hierher gehören auch die Ansichten Gérard's und Kant's Ersterer Autor betrachtete als das Wesentliche beim Genie eine reiche und thätige Phantasie, die jedoch durch eine starke Urtheils-

kraft geleitet und beherrscht werden muss. Für das vollkommene Genie hält er ein gewisses Gleichgewicht von Phantasie und Urtheilskraft erforderlich. Kant kam nach verschiedenen Wandlungen[1]) seiner Ansicht über das Genie dahin, das Wesen desselben in der mustergiltigen Originalität seines Talentes (Schaffens) zu erblicken (Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht).

III Eine dritte Gruppe von Autoren will das Wesentliche des Genies in gewissen Eigenschaften finden, die sich in dessen Werken offenbaren: so im Fleisse (F. A. Wolf), in der vollkommensten Objectivität (Schopenhauer), in der vollkommensten Selbstlosigkeit oder Liebe zum Gegenstande (Türck).

Neben diesen von bestimmten einzelnen Autoren auf Grund mehr oder minder stichhaltiger Argumentationen vertretenen Definitionen haben sich noch andere mehr populäre Anschauungen über das Wesen des Genies entwickelt und verbreitet. Nach diesen wäre das Genie hauptsächlich in der Fähigkeit zu mühelosem Schaffen auf Grund höherer Eingebung und in der Geringschätzung von Regeln und Formelkram zu suchen. Der Ungebundenheit des Genies im Schaffen wie im Leben wurde die Pedanterie, die ängstliche Wahrung des Formellen seitens des Philisters gegenüber gestellt. Hierbei hat man jedoch mehr die lärmende Gebahrung junger, noch nicht ausgereifter Genies, so-

---

[1]) Kant änderte im Laufe seines Lebens seine Ansicht über das Genie mehrfach wie aus Schlapp's interessanter Arbeit (Kant's Lehre vom Genie und die Entstehung der „Kritik der Urtheilskraft“, Göttingen 1901) ersichtlich ist. So bemerkte er vor dem Erscheinen der „Kritik der Urtheilskraft“ unter anderem: „Talent bedarf der Unterweisung, Genie aber entbehrt sie und ersetzt alle Kunst.

Was dazu gehört, ist alles angeboren und also der Kunst entgegengesetzt. Genie ist ein schöpferisches Talent, d. h. etwas hervorzubringen ohne alle Anleitung, ohne alle Regel.

„Das Genie des Dichters, des Schriftstellers kann nicht durch Unterricht hervorgebracht werden. Man kann das Genie zwar erwecken, aber nicht aus dem Talent ein Genie machen. So kann man Keinem die Philosophie lehren, aber sein Genie zum Philosophiren erwecken, da zeigt es sich, ob er Genie habe oder nicht. Die Philosophie ist eine Wissenschaft des Genies.“ (Schlapp, S. 123 u. f).

Während Kant, wie wir sehen, hier ein Genie für die Wissenschaft annahm, gelangte er später dazu, das Genie auf die Kunst zu beschränken. So bemerkte er in einem Colleg über Anthropologie (s. Schlapp, 285): „Es gibt kar keine Wissenschaften, sondern nur Künste des Genies, denn jede Wissenschaft ist an gewisse Regeln gebunden. Daher kann sich das Genie nur in den Künsten zeigen, welche Geschmack betreffen. Genie muss Einbildungskraft, Urtheilskraft, Geist und Geschmack haben. Einbildungskraft ist die Schöpferin des Genies und wird durch Urtheilskraft eingeschränkt; Geist ist das Princip der Belebung durch Ideen. Ideen sind Vorstellungen, denen kein Ausdruck angemessen ist, und die Belebung der Einbildungskraft durch solche Ideen ist eine Haupteigenschaft des Genies u. s. w.“

genannter „Kraftgenies“ in ihrer Sturm- und Drangzeit berücksichtigt als das Verhalten der meisten Geistesheroen auf der Höhe ihrer Entwickelung.

Die Unzulänglichkeit der 3. Gruppe von Anschauungen lässt sich unschwer darlegen. Wir haben bereits gesehen, dass die Vollkommenheit einer Leistung, sofern dieselbe lediglich auf Anwendung bekannter Regeln beruht, noch keinen Anspruch auf Genialität begründet. Um hier noch ein Beispiel zu geben, so mag an die erstaunlichen Werke der Uhrmacherkunst in früherer Zeit erinnert werden, deren Urheber wir doch nicht als Genies betrachten könnten, weil sie bei ihren Glanzproducten doch nur bekannte Principien zur Anwendung brachten. Ebensowenig genügt aber die vollkommenste Objectivität selbst für den Künstler, auf den Schopenhauer mit Kant das Genie beschränken will, um denselben zur Production genialer Werke zu befähigen. Wenn das Genie auch tiefer in die Welt hineinblickt und die Vorgänge in derselben objectiver auffasst als das Talent und der Durchschnittsmensch, so bedarf es doch für dasselbe noch einer besonderen Gabe, um das Erfasste darzustellen. Und wie soll man sich die Leistungen des Tonkünstlers aus der objectivsten Auffassung der Aussenwelt erklären, wie soll man sich den Phantasiereichthum, die Vollendung des sprachlichen Ausdrucks, den rhythmischen Fluss der Rede bei unseren genialen Dichtern mit Objectivität der Auffassung äusserer Vorgänge zusammenreimen? Wir sehen bei annähernd gleicher Objectivität der Auffassung die grössten Unterschiede in der Ausdrucksform zwischen unseren Philosophen und Dichtern: auf der einen Seite oft die grösste Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, auf der anderen Seite vollendete Formenschönheit der Darstellung. Auch die selbstloseste Hingabe an den Gegenstand des Interesses bedingt allein kein Genie. Wir sehen z. B. gar manche Menschen, die ihr Leben ganz der Musik weihen und es trotzdem zu keiner genialen Leistung auf diesem Gebiete bringen. Ebensowenig kann aber auch der äusserste Fleiss allein, wenn es an höherer Begabung fehlt, zu genialer Production führen. Viele der Leistungen des Genies erheischen zweifellos unermüdliche Arbeit und zäheste Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, und es ist, wie Mosso mit Recht hervorhebt, wenigstens soweit Wissenschaft und Künste in Betracht kommen, ein Irrthum, wenn man glaubt, dass dem Genie die Früchte mühelos in den Schoos fallen, die Andere nur im Schweisse ihres Angesichtes ernten. Allein der Fleiss ist nur eine der Bedingungen des genialen Schaffens auf vielen Gebieten, nicht das einzige Erfordernis desselben.

Zweifellos mehr Berechtigung haben dagegen jene Anschauungen, welche auf Originalität und schöpferische Kraft für die Charakterisirung des Genies das grösste Gewicht legen. So verschiedenartig auch die

Gebiete sind, auf welchen sich das Genie bethätigt, in allen ächt genialen Leistungen treten uns diese beiden Merkmale und zwar vereint entgegen. Die Originalität allein verleiht, wie wir schon gesehen haben, einer Leistung noch nicht den Charakter der Genialität. Sie muss etwas Neues von höherem und dauerndem Werthe in sich schliessen, eine Grundlage und einen Ausgangspunkt für weitere Fortschritte auf einem Gebiete darstellen. Hierzu ist eine Fähigkeit nothwendig, die man nicht mit Unrecht als „schöpferisch“ bezeichnet hat, eine Fähigkeit, die nicht lediglich weiter bildet und weiter spinnt, was Andere begonnen haben, sondern auf neuen Wegen zu eigenartigen Resultaten gelangt. Von vielen Seiten wurde die schöpferische Phantasie als der Grundquell der genialen Thätigkeit angesehen. Diese Auffassung stützt sich offenbar auf den Umstand, dass für eine Gruppe genialer Leistungen, so die des Dichters, des Componisten, des bildenden Künstlers, die Phantasiethätigkeit von vorwiegender Bedeutung ist und gerade auf dem Gebiete dieser, das Genie durch die Leichtigkeit des Schaffens, sowie den Reichthum und die sinnliche Lebhaftigkeit der erzeugten Bilder (Vorstellungen) sich auszeichnet. Es ist jedoch psychologisch nicht gerechtfertigt, die schöpferische Thätigkeit des Genies ausschliesslich auf die Phantasie zu beschränken, die Gabe, aus den Elementen der Sinneswahrnehmungen neue Vorstellungen zu bilden, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht.

Diese Fähigkeit spielt nicht einmal beim Dichter, dessen Werke man so gerne lediglich als Producte seiner Einbildungskraft betrachtet, die ausschliessliche Quelle seiner schöpferischen Leistungen. Der Dichter schafft nicht blos Gestalten, welche reden und handeln, lieben und hassen; er macht seine Gestalten auch zu Repräsentanten von Ideen, welche nicht Erzeugnisse der Phantasie, sondern nüchternster Verstandesthätigkeit sind, und er legt seinen Personen Wahrheiten in den Mund, zu welchen er durch kritische Beobachtungen der Welt gelangte, und neue tiefgründige Gedanken, welche das Ergebniss langer Reflexionen sind. Der Dichter bedarf daher zur Schaffung genialer Werke neben der reichen Phantasie noch einer anderen Gabe, die ebenfalls ein schöpferisches Element in sich schliesst und allgemein als Combinationsgabe sich bezeichnen lässt, der Fähigkeit, aus gegebenen Thatsachen neue, nicht lediglich auf der Hand liegende Schlüsse zu ziehen und diese weiter zu verwerthen, in der Mannigfalt und im Wechsel der Erscheinungen das Uebereinstimmende wie das Verschiedene, das Wesentliche wie das Unwesentliche sicher zu erkennen. Die Combinationsgabe kann bei dem poetischen Schaffen neben der schöpferischen Phantasie eine grössere oder geringere Rolle spielen; letztere muss aber immer, wie schon Gérard und Kant hervorgehoben haben, beim Poeten wie bei anderen Künstlern durch nüchterne, kritische Verstandesthätigkeit geleitet und beherrscht werden, und je schärfer die Urtheils-

kraft bei reicher Phantasie, um so vollendeter wird das künstlerische Werk. Bei den genialen Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft, wohl auch der Staatskunst und der Strategie spielt die schöpferische Combinationsgabe wohl die Hauptrolle, während der reinen Phantasiethätigkeit nur ein untergeordneter Antheil zukommt. Es wäre jedoch ein Irrthum, zu glauben, dass der hervorragende Gelehrte, speciell der Naturforscher, der Phantasie ganz zu entbehren vermag, oder dass eine reichere Entwickelung dieser Gabe seinem Schaffen sogar abträglich sein könnte. Der Gelehrte bedarf nur einer anderen Art der Phantasie als der Dichter und der darstellende Künstler, einer Phantasie, die nicht freiwaltend beliebige Gebilde hervorzaubert, sondern vom Willen bestimmt wird und deren Erzeugnisse dem verfolgten Zwecke entsprechen. Auf der anderen Seite kommt in Betracht, dass die Combinationsgabe beim Genie ebenso wie die Phantasie willkürlich sowohl als unwillkürlich thätig sein kann, d. h. dass es nicht immer bewusster Anstrengung bedarf, um aus gegebenen Thatsachen neue Schlüsse zu ziehen. Die unwillkürliche d. h. scheinbar ohne Directive des Willens arbeitende, sozusagen freiwaltende Combinationsgabe kann sogar zu Producten führen, welche an Bedeutung über die Resultate angestrengter Denkthätigkeit hinausgehen.

Die 3. oben erwähnte Gruppe von Anschauungen läuft im Grunde darauf hinaus, dass beim Genie lediglich eine aussergewöhnliche Steigerung allgemeiner menschlicher Geistesfähigkeiten vorliegt. Diese Auffassung ist mit der 2. Gruppe von Anschauungen nicht unvereinbar. Die schöpferische Phantasie und Combinationsgabe des Genies können als einfache Steigerung der dem Talente wie dem Durchschnittsmenschen zukommenden Phantasie und Combinationsgabe gedeutet werden. Dieser Anschauung steht eine andere gegenüber, welche bis in die jüngste Zeit einzelne Vertreter gefunden hat und als das Wesentliche des Genies exceptionelle, zu den allgemeinen menschlichen Fähigkeiten hinzutretende Gaben erblicken will. Diese Divergenz der Anschauung nöthigt uns, auf die Beziehungen des Genies zum Talent und zur Durchschnittsbegabung etwas näher einzugehen.

Für die älteren Anschauungen, welche hauptsächlich die dichterische Thätigkeit berücksichtigten, bildete das Genie eine eigenartige höhere geistige Potenz, welche mit den gewöhnlichen menschlichen Geistesgaben nichts gemein hat und zu diesen bei den Auserlesenen nur hinzutritt. Auf die Unabhängigkeit und Eigenart dieser geistigen Potenz schien mancherlei hinzuweisen: das nur zeitweilige in Thätigkeittreten derselben, die Unberechenbarkeit und scheinbar selbständige, ohne Einfluss der Persönlichkeit sich abspielende Arbeit derselben und die Art ihrer Leistungen, welche über das durch gewollte Anstrengung Erreichbare hinausging. In den Zeiten des heid-

nischen Götterglaubens spielten Götter, Musen und Schutzgeister die Factoren, welche jene geistige Potenz dem Auserwählten verliehen, sie in Thätigkeit versetzten und sich ihrer als eines Instrumentes für ihre Offenbarungen bedienten.[1]) In der christlichen Zeit wurde dem heiligen Geiste diese Aufgabe zugetheilt, und noch zur Stunde fehlt es nicht an Autoren, welche die geniale Production auf eine übernatürliche Quelle zurückführen wollen.[2]) Eine kritischere Prüfung der genialen Leistung führte jedoch andererseits mehr und mehr zu der Erkenntniss, dass zur Annahme einer mystischen höheren geistigen Potenz beim Genie kein genügender Grund vorliegt, und das geniale Schaffen lediglich durch eine ausserordentliche Steigerung der dem Durchschnittsmenschen zukommenden psychischen Thätigkeit bedingt ist.

Diese Auffassung hat wie die entgegengesetzte[3]) schon im 18. Jahrhundert manche Vertreter gefunden. Mit Schärfe hat derselben später Schopenhauer Ausdruck verliehen. Er bemerkt in Bezug auf den Künstler: „Der Genius hat vor ihnen (den übrigen Menschen) nur den viel höheren Grad und die anhaltendere Dauer jener Erkenntnisweise voraus, welche ihn bei derselben die Besonnenheit behalten lassen, die erfordert ist, um das so Erkannte in einem willkürlichen Werk zu wiederholen, welche Wiederholung das Kunstwerk ist.“

In neuerer Zeit haben von medicinischen Forschern W. Hirsch und Toulouse für das Genie im Allgemeinen sich zu der Ansicht bekannt, die Schopenhauer in Bezug auf den Künstler vertrat. Ersterer Autor kommt nach längeren Ausführungen zu dem Schlusse, dass die geniale Thätigkeit überhaupt niemals in ihrer Art von der des gewöhnlichen Menschen verschieden ist, sondern es sich bei derselben immer nur um verschiedene Grade der Intensität allgemeiner psychischer Vorgänge handelt. Nach dem Autor lässt es sich daher nicht sagen, wo die Grenze des Gewöhnlichen aufhört und das Genie anfängt. Toulouse erklärt, nachdem er die Definitionen des Genies kurz berührt hat: „Bei alledem sind die Unterschiede, welche sie (die Genies) von der Menge trennen, eher solche des Grades als der Art, wie Séailles bemerkte“, und er gelangt zu dem Schlusse, dass Genie nichts Anderes als eine

---

[1]) In dem Worte Genie hat, wie schon Kant andeutete, diese Auffassung eine Art dauernde Verkörperung erhalten. Genie leitet sich von dem lateinischen Worte Genius her, das ursprünglich Schutzgeist bedeutet.

[2]) So Neumann in seinem Werke über Rembrandt.

[3]) Von Anhängern der Ansicht von der Wesensverschiedenheit von Genie und Talent im 18. Jahrhundert seien hier nur Voltaire und Johann Ad. Schlegel genannt. Letzterer Autor bemerkte in einer Abhandlung über das Genie: „Genie ist von Talent verschieden. Talente lehren wohl die gebrochene Bahn mit leichten und geschwinden Schritten wandeln, doch das Vermögen, eine neue Bahn zu brechen, können sie nicht verleihen.“

ausserordentliche cerebrale Ueberlegenheit ist (une extrème supériorité cérébrale).

Eine scharfe Grenze zwischen Genie und grossem Talente kann er nicht finden.

Die von W. Hirsch und Toulouse vertretenen Ansichten haben jedoch in den hier in Betracht kommenden Kreisen keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden, und in jüngster Zeit ist es über die Beziehungen des Talentes zum Genie zu einer beachtenswerthen Controverse zwischen zwei hervorragenden Forschern, Möbius und Forel, gekommen. Während ersterer Autor in Uebereinstimmung mit W. Hirsch und Toulouse das Talent nur als Steigerung einer allen Menschen zukommenden Fähigkeit und das Genie lediglich als einen hohen Grad des Talents betrachtet, sohin eine scharfe Grenze zwischen Genie und Talent nicht anerkennt, erklärt Forel Talent und Genie ihrem Wesen nach für verschiedene, sogar einen gewissen Gegensatz aufweisende Hirnbegabungen, und er glaubt, dass die Möbius'sche Ansicht in Widerspruch sowohl mit den herkömmlichen Begriffen als mit den Thatsachen steht. Dass das Genie keine einfache Steigerung des Talentes ist, will Forel schon aus dem Umstande folgern, dass es talentlose Genies und noch weit mehr absolut genielose Talente giebt. „Neues leisten, d. h. neue geistige Combinationen schaffen", ist nach Forel nie und nimmer eine Eigenschaft der Talente; dabei räumt er jedoch ein, dass talentirte und selbst untalentirte Menschen durch glücklichen Zufall „Neues" entdecken können, wie z. B. Schwann die Zelle entdeckte. „Das receptive Talent", bemerkt Forel weiter, „arbeitet sicher und leicht, assimilirt sich rasch grosse Leistungen Anderer und macht sie zu den eigenen.[1]) Diese mehr reproductive Thätigkeit nimmt das Gehirn stark in Anspruch und hemmt dadurch nicht selten, ähnlich wie das sogenannte Riesengedächtniss, seine plastische Combinationsfähigkeit, d. h. die Phantasie. Das Genie geht dagegen, wie triebartig dazu hingezogen, mühsame, plastische, eigene Wege."

Die Idee, dass das Talent als lediglich receptiv, das Genie dagegen im Gegensatz hiezu als productiv zu betrachten sei, ist jedoch durchaus irrthümlich. Es giebt keine geniale Leistung auf irgend einem Gebiete, der nicht ein Stadium receptiver Thätigkeit vorhergegangen wäre. Es giebt keine geniale Production aus dem Nichts; das Genie schafft lediglich aus dem Materiale, das es sich von aussen angeeignet hat, wie andere Menschen. Napoleon wäre kein genialer Feldherr geworden, wenn er nicht mit den Kriegswissenschaften sich vertraut gemacht hätte, und Goethe wäre nicht Goethe, wenn ihm Literatur und Kunst verschlossen geblieben wären. Das Genie unterscheidet sich nur darin

[1]) Wir citiren wörtlich.

von dem Talente, dass es über die einfache receptive Thätigkeit hinausgeht zu einer Productivität, welche neue Gedanken von bahnbrechender Bedeutung zu Tage fördert, nicht lediglich den Kleinkram, an dem das Talent hängen bleibt.

Die Production neuer Gedanken auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit ist heutzutage eine sehr grosse. Wohin wir auch unsere Blicke richten mögen, ob auf die Leistungen der Industrie und Technik, die Wissenschaften oder auf die bildenden Künste, die poetische Literatur u. s. w., überall begegnen wir der gleichen Productivität; die Erfindungen und Verbesserungen in der Industrie und Technik, die Fortschritte in den Wissenschaften, die neuen poetischen Werke, wie die Erzeugnisse der bildenden Kunst — alles schliesst neue Gedanken in sich. Unter dieser Fülle von Neuem finden sich sicher viele Elemente, die nicht bedeutungslos für unser Wissen und Können sind; aber sie tragen zum weitaus grössten Theile nur dazu bei, einen Fortschritt in bereits gegebenen Richtungen zu vermitteln, nur sehr wenige von den neuen Ideen weisen die Charaktere des Bahnbrechenden, neue Richtungen Schaffenden auf. Betrachten wir letztere Gedanken als geniale und ihre Erzeuger daher als Genies, die Producenten neuer Gedanken von untergeordneter oder keiner Bedeutung dagegen als Talente und prüfen wir beide Gruppen von Begabten auf ihre Leistungen, so zeigt sich, dass die Genies durchaus nicht immer Geniales produciren und die Leistungen der Talente nicht selten sehr nahe an das Geniale heranreichen. Ziehen wir beispielsweise die Meister der Tonkunst in Betracht, so wird Niemand die Genialität eines Haydn, Mozart, Beethoven und Wagner bestreiten wollen. Aber neben diesen Heroen im Reiche der Töne haben auch andere Meister die Welt mit ganz hervorragenden Schöpfungen beschenkt, Gluck, Weber, Schumann, Mendelssohn-Bartholdy, Rossini, Verdi etc., und wenn man diesen die übrigen hervorragenden Tonkünstler des letzten Jahrhunderts anschliesst, wer will da streng die Grenze ziehen, wo das Genie aufhört und das blosse Talent anfängt?

Im Gebiete der Malerei verhält es sich ganz ähnlich. Wenn auch unter den italienischen Künstlern Lionardo da Vinci, Michelangelo, Rafael und Tizian in Rücksicht auf die Gesammtheit ihrer Schöpfungen zweifellos eine überragende Stellung einnehmen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, auch wenn wir von dem „grossen“ Giotto absehen, dass die Leistungen mancher anderer Italiener, Correggios[1],

[1] Wir wollen hier nur anführen, was Herm. Grimm (Michelangelo Bd. II. S. 176) über Correggio sagt: Grösser als alle, die nach Lionardo, Rafael und Michelangelo kamen, hat Correggio in mancher Beziehung sogar diese drei übertroffen. Er blieb nicht wie die Venetianer in der Zeichnung zurück: er umfasste die ganze Kunst und brachte sie vorwärts. Dächte man sich Ströme ausgehend vom Geiste Rafael's, Michelangelo's, Lionardo's und Tizian's, die zusammenträfen, um einen neuen Geist zu bilden, so würde Correggio entstehen.

Giorgione's, Paolo Veronese's, Bellini's, Signorelli's, Tintoretto's u. A. zum Theil sehr nahe an die der genannten Kunstheroen heranreichen.

Wie in den Künsten, ist auch in den Wissenschaften eine Kluft zwischen Genie und Talent nicht zu entdecken. Lassen wir die hervorragendsten Vertreter der Naturforschung im letzten Jahrhundert unseren Blick passiren, Cuvier und Gay Lussac, Johannes Müller, Faraday, Liebig, Robert Mayer und Helmholtz, Darwin, Pasteur u. A., so lässt sich, wie hoch wir auch die Leistungen dieser genialen Männer anschlagen mögen, doch nicht behaupten, dass die anderer bedeutender Naturforscher ihnen nicht zum Theil wenigstens sehr nahe oder gleich kommen. Allerdings giebt es einzelne geniale Persönlichkeiten, die so weit über ihre Standes- und Zeitgenossen emporragen, dass es als vergebliche Mühe erscheint, zwischen ihnen und den auf gleichem Gebiete Thätigen einen Uebergang herstellen zu wollen. Solche Persönlichkeiten sind z. B. Julius Caesar, Napoleon I. und Bismarck. Indess ist nicht ausser Acht zu lassen, dass die Genialität dieser Männer doch nur deshalb uns so überragend erscheint, weil die Richtung ihres Wirkens ihrer Natur nach von ausserordentlicher Tragweite war und eine Combination günstiger äusserer Umstände die volle Entfaltung ihrer genialen Thatkraft gestattete. Das Genie eines Feldherrn und eines Staatsmannes ist für die Völker von ungleich grösserer Bedeutung als das eines Künstlers, und Napoleon I. wie Bismarck hätten die Bedeutung in der Weltgeschichte, die ihnen zukommt, nicht erlangt, wenn sie ein Jahrhundert früher geboren worden wären. Dagegen ist es wohl denkbar, dass Michelangelo und Rafael sich zu Künstlern von gleicher Grösse entwickelt hätten, wenn sie ein Jahrhundert früher oder später das Licht der Welt erblickt hätten. Diese scheinbaren Ausnahmsfälle können daher die Regel nicht umstossen, dass wie überall in der Natur auch im Bereiche der menschlichen Begabung sich keine Sprünge, keine Klüfte finden.

Die Thatsachen sprechen also nicht zu Gunsten einer Wesensverschiedenheit von Genie und Talent, sondern klar und entschieden zu Gunsten der Auffassung, dass das Genie lediglich das Endglied einer nicht scharf von einander zu trennenden aufsteigenden Reihe von Begabungsgraden darstellt.

Man hat verschiedene Arten des Genies unterschieden und zwar nicht nur entsprechend den verschiedenen Gebieten, auf welchen Genialität sich bethätigen kann, sondern auch je nach dem Vorwalten der einen oder der anderen geistigen Thätigkeit bei den einzelnen genialen Persönlichkeiten. Zweifellos muss das Genie des Philosophen, des Dichters, des bildenden Künstlers u. s. w. bei näherer Betrachtung seiner Elemente gewisse Unterschiede aufweisen, allein mit der Annahme eines

philosophischen, künstlerischen etc. Genies erhalten wir keine Aufklärung über die Differenzen der einzelnen genialen Begabungen. Anders verhält es sich mit jener Eintheilung, welche die Genies unter Berücksichtigung der 3 Hauptfactoren des Seelenlebens in 3 Klassen, solche des Intellects, des Willens und des Gefühls scheidet. Dieser Eintheilung liegt die Anschauung zu Grunde, dass für das Zustandekommen genialer Leistungen nicht nur der Intellect, sondern auch Gefühl und Wille ausschlaggebend sein können, eine Anschauung, gegen die sich gewichtige Bedenken erheben. Bei der genialen Production spielen die 3 genannten seelischen Factoren in den einzelnen Fällen eine sehr verschiedene Rolle. Für die Bearbeitung philosophischer oder naturwissenschaftlicher Probleme ist das Gefühl im Allgemeinen von keiner Bedeutung, die Verfeinerung des Gefühlslebens für den Forscher daher kein Förderungsmittel. Bei dem dichterischen und musikalischen Schaffen erweist sich dagegen das Gefühlsleben unter Umständen als mächtig anregendes oder bestimmendes Moment. Der Gelehrte und der Künstler hinwiederum haben bei ihrer genialen Thätigkeit nicht jenes ungewöhnliche Mafs von Willensenergie nöthig, dessen der geniale Feldherr und Eroberer zur Durchführung seiner Pläne bedarf. Indes das, was in dem einen wie in dem anderen Falle die geniale Leistung in erster Linie bedingt und ermöglicht, ist doch immer nur derselbe Factor, die vorstellende Thätigkeit und somit der Intellect, nicht das Gefühl oder der Wille. Der energischste Wille und die grösste Thatkraft können einer Handlung nicht den Charakter der Genialität aufprägen, wenn dieselbe nicht von genialen Gedanken ausgeht. Es wird z. B. Niemanden einfallen, einen Fastenkünstler wegen seiner zähen Ausdauer im Verzicht auf Nahrung als Genie zu betrachten oder den Vertheidiger eines kleinen befestigten Platzes, der alle Entbehrungen und Gefahren einer langen Belagerung unentwegt trägt, deshalb als Genie zu erklären. Auch die grösste Lebhaftigkeit und Verfeinerung des Gefühlslebens begründet keinen Anspruch auf Genialität, wenn die Gefühle nicht zu neuen Gedanken führen, die in irgend einer Form einen vollendeten Ausdruck finden. Wir begegnen speciell unter den Angehörigen des weiblichen Geschlechtes nicht selten Personen, deren Gefühlsleben durch eine ganz ausserordentliche Entwickelung und auffällige Schwankungen ausgezeichnet ist. Diese zartbesaiteten Seelen, deren Gemüth sozusagen bei jedem Lufthauch in Schwingung geräth, stehen intellectuell oft auf keineswegs hoher Stufe. Selbst die Vereinigung von ausserordentlicher Gemüthstiefe und hoher Willensenergie bedingt noch keineswegs Genialität. Ein sehr bemerkenswerthes Beispiel in dieser Richtung bildete Garibaldi, der Heros des jungen Italiens. An feuriger, hingebendster Vaterlandsliebe hat ihn keiner seiner Zeitgenossen übertroffen, ebenso ist die Kühnheit und Willensenergie, die er in Noth und Gefahren an den Tag legte, phänomenal.

Trotz alledem kann er nicht als Genie betrachtet und mit einem Napoleon verglichen werden. Die Ideen, die ihn bei seinen wichtigsten Unternehmungen leiteten, gingen von Anderen aus, er war mehr Werkzeug in den Händen Anderer, als der Vollführer eigener weitschauender Pläne.

Wir müssen bei Erwägung des Dargelegten zu dem Schlusse kommen, dass trotz aller Verschiedenartigkeit der genialen Leistungen und der diese bedingenden Begabungen ein einheitliches Moment das Wesen des Genies charakterisirt: die Art seiner vorstellenden Thätigkeit, seine Gedankenwelt. Das Gefühl mag dem Genie den mächtigsten Ansporn zur Bethätigung und Entfaltung seiner intellectuellen Kräfte liefern und die Durchführung seiner Gedanken mag an den Willen die höchsten Anforderungen stellen, aber nur der Gedanke kennzeichnet die geniale Leistung, und wo die Fähigkeit zur Conception genialer Gedanken fehlt, bleibt das Gefühl machtlos, und die grösste Willensenergie kann zu keiner genialen That führen.

Wenn wir nunmehr die geniale Geistesthätigkeit einer näheren Betrachtung unterziehen, drängt sich vor Allem die Frage auf, worin das schöpferische Element derselben, von dem die Bildung neuer bahnbrechender Gedanken ausgeht, begründet ist. Wie wir an früherer Stelle schon erwähnten, hat man das Genie vielfach als eine zu den allgemeinen Geistesgaben des Menschen hinzutretende höhere Potenz betrachtet, für deren Walten die Gesetze des gewöhnlichen Geisteslebens nicht gelten, und noch jetzt denkt man bei der genialen Production vielfach an ein Schaffen ohne Prämissen, an ein Schaffen aus einer Quelle, die keinen Zusammenhang hat mit dem, was der Geist von aussen aufgenommen und in sich verarbeitet hat. Auf eine derartige Auffassung weist wenigstens die Ableitung der genialen Geistesthätigkeit von Inspiration oder Intuition hin. Wir müssen uns daher vor Allem darüber klar werden, ob die genialen Geistesoperationen denselben psychologischen Gesetzen unterliegen wie die geistigen Vorgänge beim Durchschnittsmenschen oder nicht. Ueber diesen Punkt besteht bei den mit dem derzeitigen Stande der psychologischen Forschung Vertrauten kaum eine Meinungsverschiedenheit. Wenn auch dem Gehirne des genialen Menschen Eigenthümlichkeiten zukommen mögen, die vorerst noch nicht näher festgestellt sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass dasselbe in seiner äusseren Gestaltung wie in seinem inneren Bau in keinem wesentlichen Detail sich von dem des Durchschnittsmenschen unterscheidet, dass es weder structurelle Elemente, noch Gruppen solcher (Fasersysteme, Zellanhäufungen) enthält, die dem Durchschnittsgehirne mangeln. Ebensowenig ist anzunehmen, dass die physiologischen Vorgänge im Gehirne des genialen Menschen anderen Gesetzen unterliegen, als die

im Gehirne des Durchschnittsmenschen. Da unsere Denkprocesse an physiologische Vorgänge in der Grosshirnrinde gebunden sind und die Art derselben von der Lokalität, Ausbreitung und Beschaffenheit dieser Processe abhängt (psycho-physischer Parallelismus), so ergiebt sich schon hieraus, dass die Gedankenoperationen des genialen Menschen unter allen Umständen denselben Gesetzen folgen müssen, wie die jedes Alltagsmenschen. Unser Denken wird aber durch die bekannten Associationsgesetze beherrscht, i. e. in der Art seines Ablaufes, wie verschiedenartig und unberechenbar sich dieser auch gestalten mag, kommen doch immer die in Frage stehenden Gesetze zum Ausdruck. Damit ist gesagt, dass auch die geniale, anscheinend schöpferische Geistesthätigkeit an dieselben Wege gebunden ist und mit demselben Materiale arbeitet wie jede normale Geistesthätigkeit überhaupt. Der genialste Gedanke erheischt zu seiner Weckung ebenso gewisse associative Reize und gewisse Prämissen wie die einfachste Erwägung, und der Anschein des Unvermittelten, der Inspiration entsteht in der Hauptsache dadurch, dass die psychische Causalreihe, deren Endglied derselbe bildet, weil zum Theil im Unterbewusstsein (Unbewussten) liegend, sich nicht vollständig verfolgen lässt. In treffendster Weise hat Goethe gezeigt, wie wenig das Genie aus sich selbst heraus zu schaffen vermag und welche Bedeutung für seine Leistungen das von aussen aufgenommene, in seinem Geiste verarbeitete Material besitzt. „Das grösste Genie," bemerkt er, „wird niemals etwas werth sein, wenn es sich auf seine eigenen Hilfsmittel beschränken will. Was ist denn Genie anderes, als die Fähigkeit, Alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Marmor und dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? Ich habe Alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwandt; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend Personen, von tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden."

Man kann nun fragen, wenn das Gehirn des genialen Menschen nach denselben physiologischen Gesetzen thätig ist und in seiner Denkarbeit dieselben psychologischen Regeln zum Ausdruck kommen wie beim Durchschnittsmenschen, wie es sich erklärt, dass doch nur die Geistesthätigkeit einzelner und zwar eben der genialen Menschen zur Production neuer Gedanken von grösserer Tragweite führt. Ein Licht auf diese Frage mag zunächst ein Vergleich werfen. Die Herstellung neuer textiler Stoffe erheischt nicht eine neue Webart; ein neuer Stoff kann durch die Verwendung eines ganz neuen Materials, ebenso aber auch durch eine Vermischung von neuen und schon früher gebrauchten oder

durch eine eigenartige Combination schon lange benützter Materialtheile hergestellt werden. Man kann sich z. B. denken, dass durch eine Combination von Sammt-, Seide- und Metallfäden ein in seiner Art neues Gewebe producirt wird. Um ähnliche Verhältnisse handelt es sich bei der Entstehung neuer genialer Gedanken. Man kann zunächst annehmen, dass das Genie wenigstens auf gewissen Gebieten über ein umfassenderes Vorstellungsmaterial als andere Menschen verfügt, ein Vorstellungsmaterial, welches neue, durch Beobachtungen und Studium gewonnene Elemente enthält. Diese Elemente führen mit einer gewissen Nothwendigkeit zur Bildung neuer Gedanken. Diese an sich naheliegende Annahme trifft jedoch jedenfalls nur in sehr beschränktem Mafse zu, am meisten noch auf dem Gebiete der Naturforschung. Die neuen bahnbrechenden Gedanken bilden sich zum grössten Theile aus Elementen, die in überlieferten Vorstellungen enthalten sind und dem geistigen Besitze mehr oder minder zahlreicher Personen angehören. Diese Elemente combiniren sich jedoch beim Genie allein zu wohl ausgeprägten neuen Gedankengebilden, während sie bei den übrigen Menschen isolirt und daher unfruchtbar bleiben.[1]) Man kann z. B. sagen, dass im 17. Jahrhundert die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, die wir Robert Mayer und Helmholtz verdanken, noch nicht möglich war, weil der damalige Stand der Naturforschung keine ausreichende Thatsachengrundlage für die Ableitung dieses Gesetzes lieferte. Die Thatsachen, aus welchen im letzten Jahrhundert die beiden erwähnten Forscher das Gesetz erschlossen, waren dagegen jedenfalls auch in der Hauptsache anderen Forschern bekannt, doch nur in dem Intellect der beiden erwähnten genialen Männer fanden sie jene Verknüpfung, welche als Schluss das fragliche Gesetz ergab.

Es handelt sich demnach bei der Schaffung neuer (genialer) Gedanken nur um eine geistige Operation, die qualitativ nicht wesentlich von denjenigen Denkprocessen verschieden ist, die nichts Neues zu Tage fördern. Es bleibt dabei nur zu erklären, welche Vorgänge, resp. Umstände es dem Genie ermöglichen, die bei anderen Menschen isolirt bleibenden psychischen Elemente zu combiniren.

Bevor wir uns mit dieser Frage beschäftigen, müssen wir auf die Modalitäten eingehen, unter welchen neue Gedanken in das Bewusstsein eintreten. In der Hauptsache handelt es sich um folgende Vorgänge:

A. Neue Gedanken entwickeln sich rascher oder langsamer im Verlaufe längere Zeit fortgesetzter, mühevoll fortschreitender oder auch leichter sich abspielender Denkoperationen, deren Ergebniss sie darstellen.

---

[1]) Vergl. den Schluss der Anmerkung in Betreff Schopenhauer's S. 17. Aehnlich wie Schopenhauer l. c. äusserte sich auch Heine.

B. Sie werden geweckt durch einen zufälligen äusseren Eindruck, wobei sie zunächst in unklaren, schwankenden Umrissen erscheinen und noch der Begründung ermangeln; sie erhalten in diesem Falle ihre Bestimmtheit, Abrundung und Begründung erst durch hinzutretende längere oder kürzere Gedankenarbeit.

C. Sie tauchen ohne erkennbare äussere Anregung plötzlich und unvermittelt, wie aus einer Tiefe auf. Auch in diesem Falle ist gewöhnlich eine weitere Ausarbeitung und Begründung noch nöthig.

Diese Verschiedenheiten in dem Erscheinungsmodus neuer Gedanken lassen nicht auf eine verschiedene Entstehungsweise schliessen. Die Production neuer Gedanken unterliegt stets den gleichen Gesetzen, und die Verschiedenheit der Modalitäten, unter welchen dieselben zu Tage treten, hängt wenigstens in der Hauptsache von den Denk- und Arbeitsgewohnheiten des Individuums, sowie von der Art des behandelnden Gegenstandes (des Denkobjectes) ab; im Grunde handelt es sich dabei immer um die gleichen Vorgänge. Der Eine arbeitet in rastlosem, durch keine Schwierigkeit gedämpftem Eifer, bis seine geistigen Operationen das Ziel erreichen, das er sich gesteckt hat; er gelangt zu neuen Gedanken auf Wegen, die er sich mehr oder minder mühsam mit vollem Bewusstsein bahnt. Ein Anderer liebt diese stetige, ausdauernde Arbeit nicht und erreicht damit auch weniger; er beschäftigt sich mit seinem Problem nur zeitweilig, wenn er sich dazu besonders disponirt fühlt. Indes ist bei ihm die dem Probleme gewidmete Gedankenarbeit nicht mit der bewussten Beschäftigung mit demselben abgethan: sie setzt sich nach dem Verlassen des Gegenstandes im Unterbewusstsein fort, und die Ergebnisse dieser unter- (oder un-) bewussten psychischen Thätigkeit können bei bestimmten äusseren Anlässen oder auch scheinbar ohne solche in das Bewusstsein übertreten. Endlich ist es auch möglich, dass äussere Eindrücke eine Kette unterbewusster Gedankenoperationen anregen, deren Endglied als neuer Gedanke im Bewusstsein auftaucht.

Wir sehen demnach, dass die genialen (neuen) Gedanken, ob dieselben das Product mühsamer und langwieriger Denkarbeit repräsentiren oder mühelos wie durch Inspiration entstehen, stets das Endglied und Resultat einer Kette psychischer Processe bilden. Die geniale Denkarbeit kann mehr bewusst oder unbewusst, rascher oder langsamer, in einem Zuge oder mit Unterbrechungen vor sich gehen; die neue Münze, die sie liefert, erheischt immer Material, das geschmolzen werden muss, bevor es zur Prägung gelangt.

Wir haben im Vorstehenden erwähnt, dass an der Bildung neuer Gedanken auch die unter- (oder un-) bewusste geistige Thätigkeit einen

Antheil haben kann. Man hat jedoch früher vielfach das schaffende Genie mit einem Nachtwandler verglichen und die schöpferische Thätigkeit speciell bei Dichtern als eine unbewusste bezeichnet in Fällen, in welchen von einem Mangel des Bewusstseins zweifellos keine Rede sein kann. So bemerkt Goethe in Betreff seines Werther, dass er dieses Werkchen ziemlich unbewusst, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben habe, und Schiller verlangte, dass der Dichter mit dem „Bewusstlosen“ beginne. Jürgen Bona Meyer geht so weit, zu erklären: „es giebt nichts Unbewussteres, Unwillkürlicheres als einen genialen Gedanken.“ Was man als unbewusstes Schaffen oder nachtwandlerartigen Zustand bezeichnet hat, ist jedoch lediglich jene Form der Denk- oder Phantasiethätigkeit, die ohne deutliche Beeinflussung seitens des Willens vor sich geht, bei der sich Vorstellung an Vorstellung, Bild an Bild reiht, ohne dass es einer bewussten Anstrengung bedarf. Diese Art geistiger Thätigkeit, die anscheinend unwillkürlich sich vollzieht und deshalb als automatisch bezeichnet wird, geht ohne irgend welche Grenzen in jene Denkprocesse über, deren Verlauf durch den Willen, resp. gewollte Anstrengung in allen Phasen bestimmt und regulirt wird. Was man beim Genie dem unbewussten Schaffen zugeschrieben hat, ist überwiegend nicht das Resultat von psychischen Processen, die ohne Bewusstsein im gewöhnlichen Sinne verlaufen, sondern jener automatischen, zweifellos mit Bewusstsein einhergehenden Denkarbeit, bei der das Ich des Individuums sich in gewissem Sinne passiv, wie ein Zuschauer verhält. Besonders gilt dies für die dichterische Phantasiethätigkeit, deren anscheinend ganz freies Walten zu Vorstellungen und Bildern führen kann, die für den Denkenden selbst unerwartet und überraschend sind. Der leichte Fluss der Gedanken und Bilder bei der automatischen Geistesthätigkeit ist es insbesonders, der die Idee von dem mühelosen Schaffen des Genies hervorgerufen hat. Dieser leichte Fluss, der sich ebensowohl bei der reflexiven Gedankenarbeit[1])

[1]) Ein treffendes Beispiel dieser Art des Ablaufes rein reflexiver Processe liefert uns Schopenhauer, welcher 1813 schrieb: „Unter meiner Hand, noch mehr aber in meinem Kopfe reift eine Arbeit, eine Philosophie, welche Ethik und Metaphysik zugleich ist, die man bisher immer unvernünftiger Weise von einander getrennt hat, ebenso wie man den Menschen in Seele und Leib zerlegt. Das Werk wächst und krystallisirt sich stufenweise und langsam wie der Fötus im Mutterleibe; ich weiss noch nicht, was dabei zuletzt herauskommt. Ich erkenne ein Glied, ein Organ, einen Theil nach dem anderen, ich schreibe, ohne zu untersuchen, was daraus entspringen kann, denn ich weiss, Alles wächst auf demselben Boden. So kommt ein organisches, lebensfähiges System zu Stande.

Das Gesammtbild des Werkes ist mir nicht klar, ebensowenig wie eine Mutter den Fötus kennt, der sich in ihrem Leibe entwickelt, den sie aber sich rühren fühlt. Mein Geist saugt Nahrung aus der Welt vermittelst der Intelligenz und des Denkens. Diese Nahrung giebt meinem Werke den Körper; gleichwohl begreife ich nicht, warum das in mir und nicht bei Anderen geschieht, die doch dieselbe Nahrung aufnehmen.

als bei dem reinen Phantasievorstellen findet, ist aber gewöhnlich die Folge vorhergehender, unter der Schwelle des Bewusstseins verlaufender psychischer Processe also einer Art vorbereitender Thätigkeit, von deren Statthaben und Richtung das Individuum keine directe Kenntniss besitzt. Neben der thatsächlich un- (resp. unter-) bewussten und der automatischen, irrthümlich als unbewusst bezeichneten psychischen Thätigkeit spielt aber bei den Leistungen des Genies mit grösserer oder geringerer Willensanstrengung verknüpfte reflexive Denkarbeit eine sehr bedeutende Rolle. Auf wissenschaftlichem Gebiete muss ihr sogar der Hauptantheil an der Production bedeutender neuer Gedanken zugewiesen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass hier die wichtigsten Fortschritte — abgesehen von den Fällen, in welchen zufällige Beobachtungen wie bei der Entdeckung der galvanischen Elektricität und der Röntgen-Strahlen den Anstoss gaben — die Resultate zielbewusster, unermüdlicher geistiger Anstrengung bilden. Da die mühevolle Arbeit sich mit dem Nimbus des Genies wenig zu vertragen schien, war man früher vielfach geneigt, bei der Entdeckung einzelner fundamentaler Thatsachen auf dem Gebiete der Naturforschung der durch zufällige Beobachtung angeregten Inspiration eine Rolle zuzuschreiben, die dem wirklichen Sachverhalte keineswegs entspricht. So wurde erzählt, dass bei Newton die Idee des Gravitationsgesetzes durch den Anblick eines von einem Baume herabfallenden Apfels geweckt worden sei; Newton selbst bezeichnet jedoch als die Quelle seiner Entdeckungen seinen ausdauernden Fleiss und seine Geduld. Und von dem Genie des gelehrten Forschers gilt vor Allem der Satz: das Genie ist der Fleiss. Bei den Dichtern hinwiederum sind die genialen Leistungen bald mehr auf die erwähnte automatische Geistesthätigkeit, bald mehr auf die mühevolle, vom Willen geleitete und beherrschte Gedankenarbeit zurückzuführen. Bei Goethe war jener erste Modus des dichterischen Schaffens, bei Schiller und Lessing der zweite vorherrschend. Dabei kommt jedoch in Betracht, dass Goethe nur wenn er eine Anregung oder Drang hierzu fühlte, sich dichterischer Thätigkeit hingab, während Schiller, unbekümmert um momentane Stimmung und Angeregtheit, an einem angefangenen Werke weiterschaffte. Bei Goethe spielte die unterbewusste, vorbereitende psychische Thätigkeit offenbar eine ungleich grössere Rolle, als bei Schiller. Bei Goethe, bei dem zwischen Anfang und Beendigung eines Werkes oft eine Reihe von Jahren lag, konnten die Ideen, mit denen er sich dichterisch beschäftigte, ungleich mehr zur Reife gelangen, bevor er an die definitive Gestaltung derselben schritt, als dies bei Schiller der Fall war.

Wenn wir nunmehr zu den Vorgängen übergehen, welche dem Genie es ermöglichen, aus den, bei anderen Menschen isolirt bleibenden psychischen Elementen neue bahnbrechende Gedanken zu produciren, so

müssen wir von der subjectiven Seite der in Frage kommenden Geschehnisse absehen und uns an die diese begleitenden centralen, i. e. in der Grosshirnrinde sich abspielenden Processe halten; nur durch Erwägung dieser, die uns eine Art mechanischer Erklärung liefern, können wir zu einem gewissen Verständnisse der so merkwürdigen Phänomene gelangen, während uns die subjective Seite derselben keinen Fingerzeig zu deren Aufhellung bietet. Wir müssen hier von der psychophysiologischen Associationslehre ausgehen; nach dieser entspricht jeder im Bewusstsein auftretenden Vorstellung ein Thätigkeits- (Erregungs-) vorgang gewisser Rindenelemente (Ganglienzellen und diese verknüpfender Nervenfasern). Die zeitliche Aufeinanderfolge zweier Vorstellungen A und B ist nach dieser Auffassung dadurch bedingt, dass die Gruppe von Rindenelementen, die das Substrat der Vorstellung A bildet, mit der Gruppe von Rindenelementen, an welche die Vorstellung B geknüpft ist, durch leitende nervöse Bahnen lückenlos verbunden ist und der Erregungsvorgang von der ersten Gruppe von Rindenelementen nach der zweiten mit ihr zusammenhängenden sich fortpflanzt und in dieser den gleichen Vorgang auslöst. Die Vorstellungsassociation wird bei dieser Auffassung durch Erregungsleitung bewirkt, und eine Association ist nicht möglich, wo es an verknüpfenden Bahnen zwischen den in Betracht kommenden Rindenelementen fehlt oder dieselben unterbrochen sind. Auch bei der Production neuer genialer Gedanken handelt es sich um einen Associationsvorgang, d. h. subjectiv gesprochen, die neuen Gedanken schliessen sich an andere vorhergehende Bewusstseinselemente an, mit denen sie sich nach den bekannten Associationsprinzipien verbinden. So lange die Vorstellungselemente, aus welchen die neuen Gedanken sich formiren, isolirt sind, sind auch die Rindenelemente, deren Substrat dieselben bilden, nicht durch gutleitende Bahnen verknüpft; sie ermangeln zwar der Verbindung nicht, diese ist aber von einer Art, dass zugeleitete Erregungen durch dieselben nicht hindurchdringen, sondern sie sozusagen umgehen. Sollen die isolirten Vorstellungselemente zu neuen Gedanken combinirt werden, so müssen die leitenden Verbindungen zwischen den in Betracht kommenden Nervenelementen für die Erregungswellen gangbar gemacht, i. e. neue associative Bahnen eröffnet werden. Hiemit muss sich noch ein anderer Vorgang verknüpfen. Die Vorstellungselemente, aus welchen die neuen Gedanken hervorgehen, existiren im Geiste des genialen Menschen nicht isolirt; sie sind mit anderen Vorstellungselementen in mannigfachem Zusammenhange, ihre Vereinigung zu neuen Gedanken erheischt im gewissen Sinne eine Lösung aus diesen Verbindungen. Mit der Association, der Eröffnung neuer Bahnen, muss daher eine Dissociation einhergehen. Der associativen centralen Erregung müssen gewisse leitungsfähige Wege gesperrt und ihr Lauf nach bisher verschlossenen Pfaden dirigirt werden.

Je mehr die neuen Gedanken von dem Hergebrachten sich entfernen, um so grössere Widerstände sind bei der Herstellung der neuen associativen Bahnen zu überwinden und um so bedeutender ist auch die hemmende, dissociative Arbeit, die gefordert wird. Es liegt nahe, dass derartige Leistungen mit den gewöhnlichen Erregungskräften nicht zu Stande kommen können, dass hiezu ein Kraftüberschuss, eine erhöhte Triebkraft sozusagen, erforderlich ist. Erhöhte Trieb- und Hemmungskräfte genügen jedoch nicht zu einer mechanischen Erklärung aller bei Bildung neuer Gedanken in Betracht kommenden centralen Vorgänge.

von Gries hat bereits vor einiger Zeit an einzelnen Beispielen gezeigt, dass das sogenannte Leitungsprinzip, d. h. die Annahme einer continuirlich in bestimmten Bahnen sich fortpflanzenden Erregung nicht ausreicht, alle dem Gebiete der Vorstellungsassociation angehörenden Vorkommnisse zu erklären. Ich möchte hier nur auf einen von Gries nicht berücksichtigten Fall hinweisen. Wenn der geniale Componist die ihn thatsächlich beherrschenden oder von ihm nur gedachten Gefühle und Stimmungen in einem Tonwerk zum Ausdruck bringt, wenn er Lust und Schmerz, Jubel und Trauer, Hoffnungsfreudigkeit und Verzweiflung in Tönen malt, die das Herz des Hörers mit fortreissen, können wir die vorliegende Association eines bestimmten Gefühls mit bestimmten Tonbildern nicht einfach durch associative Erregungsleitung erklären. Unsere derzeitigen Kenntnisse gestatten uns nicht, Lust und Schmerz, Vergnügen und Trauer etc. mit umschriebenen Gruppen von Rindenelementen in Verbindung zu bringen, von welchen aus durch associative Bahnen gewisse Gruppen von Elementen des Hörcentrums in der Schläfenlappenrinde in Erregung versetzt werden könnten. Die Association von Gefühlen und Tonvorstellungen muss daher durch einen anderen Vorgang als den einfacher Erregungsleitung zu Stande kommen. Bestimmteres hierüber zu sagen, ist zur Zeit schwierig. Meines Erachtens liesse sich am ehesten an einen Vorgang ähnlich der magnetischen und electrischen Induction denken. Ein von einem electrischen Strom durchflossener Draht (ebenso auch ein Magnet) wirkt auf einen in der Nähe befindlichen geschlossenen Electricitätsleiter in der Weise, dass in demselben ebenfalls ein Strom auftritt. Den Vorgang, durch welchen hier in dem geschlossenen Leiter ein electrischer Strom hervorgerufen wird, bezeichnet man als Induction. Nimmt man an, dass den Gefühlen und Stimmungen ein gewisser, jedoch nicht näher localisirter Zustand der Rindenelemente entspricht, so könnte man denken, dass dieser Zustand nach der Art einer Induction auf die Elemente des Hörcentrums wirkt und je nach seiner Beschaffenheit wechselnde Gruppen von Hörelementen in Erregung versetzt. Wie dem auch sein möge, wird man auch hier Leistungen annehmen müssen, welche durch aussergewöhnliche Verhältnisse zu Stande kommen. Die leichte Reproducir-

barkeit und ausserordentliche Lebhaftigkeit der Tonvorstellungen bei bedeutenden Componisten spricht dafür, dass das corticale Hörcentrum bei denselben in einem Zustande erhöhter Erregbarkeit sich befindet. und dieser Zustand legt den Gedanken nahe, dass die Elemente dieses Centrums bei dem Componisten auch in höherem Maſse inducirenden Einflüssen zugänglich sind, als bei anderen Menschen. Ob es sich nun bei der Bildung neuer Gedanken um das Walten erhöhter Erregungstriebkräfte handelt, die ihre Wirkung in bestimmten ununterbrochenen Bahnen fortpflanzen, oder ob dabei inductionsartige Fernwirkungen auch im Zustande erhöhter Erregbarkeit befindliche Rindenelemente im Spiele sind, immer handelt es sich um aussergewöhnliche corticale Leistungen, und die weitere Frage, die sich für uns zunächst erhebt, ist daher die, ob wir es hierbei mit Vorgängen zu thun haben, die noch im Bereiche des Normalen liegen, oder solchen, die als pathologisch angesprochen werden müssen. Die Beantwortung dieser Frage stösst auf erhebliche Schwierigkeiten.

Zunächst müssen wir zusehen, ob neue Ideen überhaupt das Product zweifellos krankhafter geistiger Vorgänge sein können. Die Beobachtungen an Irren lassen hierüber keinen Zweifel. Von den Wahnideen, denen wir bei Verrückten, Paralytikern und Maniakalischen begegnen, kann manchen der Charakter der Originalität nicht abgesprochen werden. Die Wahnideen Geisteskranker, ob sie den Charakter der Originalität besitzen oder nicht, sind jedoch nie das Produkt einer einfach gesteigerten, jedoch in normaler Form ablaufenden associativen Thätigkeit, wie dies bei den genialen Ideen der Fall ist. Die Wahnideen kommen nur dadurch zu Stande, dass bei der Denkarbeit gewisse associative Glieder, die bei geistig gesunden Menschen regelmässig auftauchen, ausfallen, entweder weil dieselben in Folge destructiver Gehirnveränderungen dauernd verloren gegangen sind (so z. B. bei Paralyse) oder in Folge einer Art Betriebsstörung im Associationsmechanismus nicht reproducirt werden können (so bei Paranoia). Ein ähnliches Verhalten liegt der Bildung neuer Gedanken beim Genie niemals zu Grunde. Wenn auch die Quellen, aus welchen die neuen Ideen bei der genialen Geistesthätigkeit entspringen, nicht immer sichtbar zu Tage treten und zum Theil selbst der Erkenntniss des schaffenden Genies sich entziehen mögen, so ist doch soviel sicher, dass nicht der Ausfall nothwendiger Associationsglieder, sondern eher das Gegentheil. Verarbeitung eines aussergewöhnlich reichen associativen Materials, resp. ungewöhnlich reiche Verknüpfung von Vorstellungselementen, vorliegt. Die neuen genialen Gedanken beruhen auf einem Plus associativer Leistungen, die originellen Wahnideen auf einem Minus. Indess sind nicht alle neuen Ideen, welche von Irren producirt werden, Wahnvorstellungen; man hat bei Geisteskranken öfters eine zeitweilige Steigerung der intellek-

tuellen Thätigkeit oder wenigstens die Bethätigung einzelner Fähigkeiten beobachtet, deren sie in ihrem normalen Zustande gänzlich ermangelten. Lombroso hat in seinem Werke „Der geniale Mensch“ eine ganze Reihe von Fällen zusammengestellt, in welchen Irre beachtenswerthe dichterische und künstlerische Leistungen, sowie brauchbare Erfindungen zu Stande brachten, zu welchen dieselben im gesunden Zustande nicht befähigt waren. Forel erwähnt eines an circulärem Irrsinn Leidenden, der in der manischen Phase dieser Erkrankung und nur in dieser Genialität zeigte.

Dies Alles beweist jedoch Nichts für die pathologische Natur der genialen Geistesthätigkeit. Nicht alle Gedanken eines Irrsinnigen sind krankhaft, und wenn ein Irrer eine werthvolle neue Idee producirt, zu der er im normalen Zustande nicht gelangen würde, so kann dies daher kommen, dass bei ihm nur in Folge eines pathologischen Processes jene höhere geistige Triebkraft sich einstellt, die neue associative Bahnen eröffnet. Die gleiche Triebkraft mag aber auch unter normalen Verhältnissen vorkommen. Es mag hier ein ähnliches Verhalten wie bezüglich der Körperkraft sich zeigen. Einen schwächlichen Menschen können im Zustande grosser gemüthlicher Erregungen (in der Angst z. B.) Kraftleistungen gelingen, die er unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu Stande bringt; die gleichen Leistungen kann aber ein sehr robuster Mensch ohne jede gemüthliche Erregung vollbringen.

Wenn nun auch die geniale Geistesthätigkeit, sofern dieselbe lediglich eine Steigerung psychischer Verrichtungen darstellt, welche auch dem nicht genialen Menschen zukommen, an sich nichts Pathologisches bilden muss, so bleibt doch die Möglichkeit, dass dieselbe auf einem krankhaften Boden zu Stande kommt. Es ist a priori denkbar, dass die Steigerung einzelner seelischer Leistungen bei dem genialen Menschen ausschliesslich oder wenigstens theilweise auf Kosten anderer seelischer Thätigkeiten zu Stande kommt, oder dass die geniale Geistesthätigkeit nur unter abnormen Bedingungen, d. h. in einem seelischen Ausnahmszustande vor sich geht. Letztere Auffassung findet in den Aeusserungen mancher genialer Männer eine gewisse Stütze. Schon die Alten betrachteten vielfach den Zustand dichterischer Begeisterung als eine Art gelinden Wahnsinns. Alfieri erschien die geistige Verfassung, in welcher sich der Schaffensdrang bei ihm geltend machte, als ein Fieber; Goethe und Byron verglichen selbst den Zustand, in dem die poetische Production bei ihnen statthatte, dem Traume eines Nachtwandlers. Man darf jedoch die Tragweite derartiger Aeusserungen nicht überschätzen. Es ist zwar unzweifelhaft, dass Schaffensdrang und Schaffenskraft bei manchen genialen Personen, insbesonders den Dichtern, nur zeitweilig in stärkerem Maſse sich geltend machen und während dieser Perioden das zu schaffende Werk derart den Geist in Anspruch nimmt, dass für

diesen die Aussenwelt nicht mehr existirt. Allein dabei handelt es sich noch nicht um krankhafte Vorgänge, sondern lediglich um Steigerung und längere Andauer jenes Zustandes, in den auch der Alltagsmensch geräth, wenn er in Gedanken tief versunken ist. Beim Genie kommt zu der Absorption von dem Objecte der Beschäftigung nur noch der Schaffensdrang, der übrigens in gleichem Mafse sich auch bei vielen höher Talentirten findet. Indess hat das geniale Schaffen nicht einmal bei allen Dichtern, wie wir zum Theil schon sahen (Schiller), periodisch und anfallsweise statt, noch weniger bei der genialen Production auf anderen Gebieten, speciell im Bereiche der Wissenschaft.

Wenn nun auch die Modalitäten, unter welchen die schöpferische Thätigkeit des Genies vor sich geht, keinen sicheren Anhaltspunkt für die pathologische Natur derselben liefern, so bleibt immer noch die ersterwähnte Möglichkeit, dass Genialität auf einem Gebiete sich nicht unabhängig von pathologischen Mängeln auf anderen Gebieten findet. Dies nöthigt uns auf die Beziehungen des Genies zum Irrsinn und der Entartung etwas näher einzugehen.

Dass bei grossen Geistern seelische Anomalien öfters angetroffen werden, hat sich schon der Wahrnehmung der Alten aufgedrängt. Aristoteles soll sich nach einer Mittheilung Seneca's sogar zu dem Ausspruche verstiegen haben: „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit“ [1]). In neuerer Zeit haben von Philosophen insbesonders Diderot und Schopenhauer den Zusammenhang von Genie und Irrsinn hervorgehoben; letzterer bemerkte, dass die nahe Berührung und zum Theil selbst das Ineinanderfliessen von Genialität und Wahnsinn durch die Biographien sehr genialer Menschen z. B. Rousseau's, Byron's, Alfieri's und durch Anekdoten aus dem Leben Anderer erhärtet werde. Er erwähnt ferner, dass er bei Wahnsinnigen in Irrenanstalten Anzeichen von Genialität beobachtete und es demnach scheinen möchte, dass jede Steigerung des Intellekts über das gewöhnliche Mass hinaus als eine Abnormität schon zum Wahnsinn disponirt.

Von Aerzten hat sich zuerst Réveillé-Parise eingehend mit den psychischen Störungen bei geistig hochstehenden Personen beschäftigt. Der Autor gelangte zu der Annahme, dass die exceptionellen Fähigkeiten der höher Talentirten diese zu geistigen Anstrengungen veranlassen, welche die Reizbarkeit ihres Gehirns stetig steigern und dadurch allmählich zu krankhaften Erscheinungen führen. Zu einer wesentlich anderen Auffassung der Beziehung zwischen Genie und Geistesstörung gelangte der hervorragende Irrenarzt Moreau de Tours in einem 1859 veröffentlichten Werke. Moreau de Tours betrachtet einen primär vorhandenen krankhaften oder wenigstens abnormen Zu-

[1]) „Kein grosser Geist war von einer Beimengung von Irrsinn frei.“

stand des Nervensystems (die Neuropathie) als eine Hauptbedingung höherer geistiger Leistungen. Genie und Neuropathie sind nach seiner Auffassung durch verwandte Erscheinungen charakterisirt, die Neuropathie durch Steigerung der vitalen Vorgänge, das Genie durch Steigerung der Gedanken und Stärke der Gefühle. Dies führt ihn zu dem Schlusse, dass aussergewöhnlichen geistigen Anlagen dieselben organischen Bedingungen zu Grunde liegen, wie der Neuropathie und der Geistesstörung. Moreau erinnert auch an die Steigerung der intellectuellen Thätigkeit durch manche krankhafte Processe (Vergiftungen, Fieberdelirien etc.) und er gelangt bei seinen Ausführungen schliesslich zu der Anschauung, dass das Genie sich als Neurose betrachten lässt, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass man die Bezeichnung „Neurose" als gleichbedeutend mit Steigerung (nicht mit Störung) der intellectuellen Fähigkeiten gelten lässt: „Das Wort „Neurose" würde dann eine besondere Disposition dieser Fähigkeiten anzeigen, eine Disposition, welche immer zum Theil dem physiologischen Zustande angehört, aber dessen Grenzen überschreitet und in den entgegengesetzten Zustand übergeht, was sich übrigens aus der krankhaften Natur seines Ursprungs erklärt." Moreau bemühte sich seinen Ansichten dadurch eine Stütze zu schaffen, dass er eine erhebliche Anzahl von Fällen sammelte, in welchen bei geistig hervorragenden Personen psychisch-nervöse Krankheitssymptome (die Erscheinungen der Neuropathie) bestanden hatten.

Wie wir sehen, hat Moreau mit sehr sachverständiger Zurückhaltung über das Pathologische in dem Wesen des Genies sich geäussert und seiner Ansicht eine Fassung gegeben, die Anstoss zu erregen wenig geeignet war. Aus diesem Grunde wohl hat das Werk Moreau's ungleich weniger allgemeine Beachtung gefunden, als die späteren Publikationen Lombroso's über den gleichen Gegenstand.

Lombroso, der bedeutendste und eifrigste Nachfolger auf dem von Réveillé-Parise und Moreau betretenen Wege, hat in seinen beiden Werken „Genie und Irrsinn" und „Der geniale Mensch" ein reiches und für die Beurtheilung der Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn zum Theil auch werthvolles Material zusammengetragen. Der gelehrte Autor beschäftigte sich nicht nur mit den krankhaften seelischen Erscheinungen bei geistig hervorragenden und zweifellos genialen Menschen, sondern auch, wie wir schon erwähnten, mit den den verschiedensten Gebieten angehörigen hervorragenden oder wenigstens bemerkenswerthen Leistungen Irrsinniger und halb Verrückter (Mattoider) ohne höhere intellectuelle Begabung. Lombroso glaubt auf Grund seiner Untersuchungen an der krankhaften Natur des Genies festhalten zu müssen, doch giebt er zu, dass neben den zahlreichen geisteskranken Genies auch einzelne sich finden, die von Wahnsinn unberührt blieben, so z. B. Galilei, Lionardo da Vinci, Voltaire, Macchia-

velli, Michelangelo, Darwin, doch bestanden auch bei diesen „gesunden, lauteren“ Genies nach seiner Meinung psychische Anomalien ähnlicher Art, nur mit erheblich geringerer Ausprägung wie bei den geisteskranken Genies, und er trägt deshalb kein Bedenken, das Genie als eine Degenerationspsychose aus der Gruppe der Epilepsie zu erklären.

Dem sehr naheliegenden Einwande, dass bei einer Anzahl genialer Persönlichkeiten bisher ausgesprochene psychische Krankheitserscheinungen nicht nachgewiesen werden konnten, begegnet der Autor in einer neueren Publikation (Zukunft, Bd. V) durch die Behauptung, dass wenn bei echt genialen Naturen die Zeichen einer anormalen Veranlagung fehlen, eine blosse Täuschung vorliege. Man hat in derartigen Fällen nach seiner Meinung entweder nicht nach Anomalien gesucht oder mit lückenhaften Dokumenten zu thun gehabt. Als Beweis für diese Aufstellung führt der Autor gewisse Daten aus der Lebensgeschichte Michelangelo's, auf die wir an späterer Stelle zu sprechen kommen werden, und mehrere Citate aus Dante's „göttlicher Comödie“ an. Aus letzteren will der Autor folgern, dass Dante, der bisher zu den gesunden Genies gezählt wurde, an Epilepsie litt. Bei näherer Prüfung der betreffenden Stellen ergiebt sich jedoch, dass dieselben zu einem derartigen Schlusse keineswegs berechtigen und Lombroso's Annahme bezüglich Dante's in der Luft schwebt.

Indess müssten wir auch, wenn Lombroso's Annahme bezüglich des Verfassers der göttlichen Comödie begründet wäre, die Schlüsse, die er hieran bezüglich des Vorkommens psychischer Anomalien bei genialen Personen knüpft, als zu weitgehend bezeichnen.

Lombroso folgert seine Annahme, dass Dante an Epilepsie litt, aus dem Umstande, dass der Dichter in der göttlichen Comödie des öfteren, am häufigsten im Inferno, seltener im Purgatorio und schliesslich nur vereinzelt im Paradiso von sich Zustände schildert, in welchen er das Bewusstsein verlor und hinstürzte. Von den Stellen, welche Lombroso als Belege für seine Ansicht erachtet, seien hier nur folgende angeführt:

Inferno Canto III, Vers 44—45:

Als dies geendigt hatte, zitterte das finstere Land so stark, dass der Schrecken der Erinnerung mich noch jetzt in Schweiss badet. Die thränenreiche Erde erbrauste in einem Sturm, ein rothes Licht, das aufblitzte, verdrängte jede Empfindung in mir, und ich fiel hin wie ein Mensch, den der Schlaf überfällt.

Canto V, Vers 47:

Während der eine Schatten dieses sagte, weinte der Andere so, dass ich vor Mitleid ohnmächtig wurde, wie wenn ich stürbe, und hinfiel, wie ein todter Körper hinfällt.

Purgatorio. Canto XXXI, Vers 30:

Ein solches Wiedererkennen schnitt mir ins Herz, dass ich besiegt hinfiel, und wie mir damals ward, weiss sie, die dies hervorrief. Denn als das Herz mir wieder Kraft nach aussen zu blicken gab . . . . . .

Die Ansicht Lombroso's betreff Dante's, die sich auf diese und ähnliche Stellen in der göttlichen Comödie stützt, muss in zweifacher Hinsicht als irrthümlich bezeichnet werden. L. betrachtet es als gleichsam selbstverständlich, dass Dante nur Selbsterlebtes schildert. Ein Dichter von reicherer Lebenserfahrung wie Dante kann jedoch nicht nur vorübergehende krankhafte Zustände, sondern sogar eine andauernde Krankheit mit ihren wichtigsten Details schildern, ohne sich dabei auf Erfahrungen an der eigenen Person zu stützen. Die von Lombroso citirten Stellen gestatten daher keinerlei Schluss auf Dante's Gesundheitsverhältnisse. Indess selbst, wenn Dante in den betreffenden Versen Selbsterlebtes geschildert hätte, würde dies doch noch nicht mit Bestimmtheit schliessen lassen, dass der Dichter an Epilepsie litt. Anfälle mit Bewusstseinsverlust und Hinstürzen kommen bei Hysterie ebensowohl vor als bei Epilepsie. Die von dem Dichter geschilderten Umstände würden, wenn bei ihm eines der beiden genannten Leiden vorhanden gewesen wäre, mehr auf Hysterie, als auf Epilepsie hinweisen.

Der Auffassung Lombroso's könnte nur dann eine gewisse Berechtigung zuerkannt werden, wenn bei jenen genialen Personen, über deren Lebensschicksale und geistiges Verhalten wir zweifellos ausreichende Kenntnisse besitzen, ausgesprochen krankhafte Erscheinungen auf psychischem Gebiete stets zu constatiren wären. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Unter den genialen Männern der Neuzeit sind manche, deren Leben sozusagen vor den Augen der Nation sich abspielte und über deren geistiges Verhalten nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in den verschiedensten äusseren Verhältnissen eingehende Berichte vorliegen. Es sei hier nur an Bismarck und Moltke erinnert.

Man mag über Bismarck urtheilen, wie man will; allein selbst diejenigen, die während seines Lebens seine schroffsten Gegner waren, sind nicht in der Lage, auf ausgesprochen krankhafte Züge in seinem geistigen Wesen hinzuweisen. Ebenso verhält es sich mit Moltke. Auch die Lebensgeschichte des ruhmreichen Strategen liegt zur Zeit in solcher Vollständigkeit vor uns, dass man wohl nicht behaupten kann, für die Beurtheilung seines geistigen Verhaltens fehle es an der erforderlichen Grundlage. Vorübergehende psychische Anomalien, die auch bei jedem Geistesgesunden unter gewissen Umständen vorkommen können, dürfen natürlich nicht in Betracht gezogen werden. Wie mit Bismarck und Moltke verhält es sich noch mit einer Anzahl anderer Männer, die der Stolz unserer Nation sind. Kant, Schiller, Liebig, Helmholtz, Virchow u. A. seien hier nur erwähnt. Es ist begreiflich, dass je weiter zurück das Leben eines genialen Menschen liegt, um so spärlicher und unsicherer die biographischen Mittheilungen über denselben werden. Es können daher bei Persönlichkeiten, deren Leben sich vor Jahrhunderten abspielte, die Nachrichten über ihr Leben so lückenhaft sein, dass uns das Urtheil darüber unmöglich wird, ob dieselben von erheblicheren psychischen Anomalien frei waren. Bei dem Mangel be-

stimmter Angaben in dieser Hinsicht sind wir jedoch keineswegs berechtigt, dieselben lediglich auf Grund ihrer Genialität als geistig abnorm zu betrachten, um eine Regel zu statuiren, für welche zur Zeit die Beobachtungsgrundlage fehlt. Wir würden uns den gröbsten Irrthümern aussetzen, wenn wir uns hier mit Annahmen, die lediglich auf Analogieschlüssen beruhen, begnügen wollten Das Vorhandensein psychischer Störungen irgend welcher Art muss vielmehr in jedem Falle durch einwandfreie Belege dargethan sein, wenn wir eine geniale Persönlichkeit als geistig abnorm ansprechen wollen.

Die Ansichten Lombroso's über die pathologische Natur des Genies haben ungemein zahlreiche Angriffe erfahren, von denen manche in dem Bestreben, das Genie von allen Flecken zu reinigen, über das Ziel hinausschossen, andere hinwiederum in ihrer Gehässigkeit und Geschmacklosigkeit dem ernsten Bemühen des verdienten Forschers keinerlei Gerechtigkeit widerfahren liessen. Wir wollen hier von jenen Schöngeistern absehen, die sich dagegen empörten, dass man ihre Ideale in den Staub zog und als Product einer Krankheit hinstellte, was sie als die höchste Leistung der Menschheit erachteten. Indess auch die Vertreter ernster wissenschaftlicher Forschung, Neurologen und Psychiater, haben die Lombroso'sche Theorie zumeist mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Auch diejenigen von den hier in Betracht kommenden Autoren, die einer Auffassung des Genies als pathologische Erscheinung nicht principiell abgeneigt sind, haben sich gegen die Lombroso'sche Hypothese von der epileptischen Natur des Genies ausgesprochen. Von den wissenschaftlichen Antipoden Lombroso's sei hier nur W. Hirsch erwähnt, welcher die von Lombroso zusammengestellten Krankheitssymptome des Genies: Hallucinationen, Melancholie, Excentricitäten etc. nicht als krankhafte, sondern als physiologische Erscheinungen betrachtet wissen will, deren Erklärung Aufgabe der Wissenschaft sei. Der Autor hat zweifellos Recht, wenn er verlangt, dass man sich daran gewöhne, das Genie von seiner eigenen Organisation aus und nicht von dem philisterhaften Standpunkt des sogenannten normalen Durchschnittsmenschen zu beurtheilen. Allein es ist nicht zu ersehen, warum gewisse auffällige Neigungen, die wir bei anderen Menschen als psychopathische Erscheinungen (psychopathische Minderwerthigkeiten nach Koch) betrachten, beim Genie nicht ebenso aufgefasst werden, warum Hallucinationen bei diesem immer physiologischer Natur und nicht gelegentlich durch einen vorübergehenden krankhaften Zustand bedingt sein sollen. In einem noch entschiedeneren Irrthume befindet sich Hirsch, wenn er annimmt, dass beim echten Genie die erhöhte Leistungsfähigkeit auf einer allgemeinen Verfeinerung des psychischen Organismus beruht, und er jene Individuen, bei welchen glänzende Begabung auf einzelnen Gebieten neben mangelhafter Ent-

wicklung anderer psychischer Fähigkeiten sich zeigt, nur als „Pseudogenies“ gelten lassen will, deren geistige Verfassung die Folge einer Entwicklungsstörung bildet und dem Gebiete der Entartung angehört, was beim echten Genie nie der Fall sein soll. W. Hirsch übersieht hier gänzlich, dass das Genie mit völlig gleichmässiger höherer Entwicklung der geistigen Fähigkeiten, wie sie eine allgemeine Verfeinerung des psychischen Organismus bedingen müsste, erst noch zu entdecken ist [1]). Die sogenannten Universalgenies, von denen so viel schon gesprochen wurde, existiren nur in der Phantasie Ununterrichteter. In Wirklichkeit haben selbst diejenigen Geistesheroen, deren Seelenleben relativ die grösste Harmonie aufwies, in Bezug auf einzelne geistige Fähigkeiten grosse Unterschiede gezeigt. So besass Goethe für Mathematik keinerlei, für Zeichnen nur ein sehr bescheidenes Talent, und seine Leistungen auf letzterem Gebiete waren trotz vieler Bemühungen recht mittelmässig. Ob und in wie weit bei jenen Auserwählten, deren Genialität von keiner Seite angezweifelt wird, geistiges Ebenmafs bestand, ist eine Thatfrage, die noch vieler eingehender Untersuchungen bedarf. Forel hat sicher Recht, wenn er bemerkt: „Unter den berühmten Genies ist zweifellos sehr viel Flittergold als Zuthat oder Nimbus hinzugekommen, das sehr schwer aus dem Wahren auszuscheiden ist.“ Meines Erachtens kann man nach den derzeitigen Erfahrungen wohl vielseitige und einseitige Genies unterscheiden, aber es ist wissenschaftlich unzulässig, bei dem echten Genie eine Art der Begabung vorauszusetzen, für welche der Nachweis fehlt, und auf Grund einer solchen Annahme das Genie von der Entartung principiell abzusondern und letzterer lediglich die einseitig Hochbegabten ausnahmslos zu überweisen. Noch weniger ist es zu rechtfertigen, wenn Hirsch die einseitigen Genies, die er nur als „Pseudogenies“ gelten lassen will, als Repräsentanten eines Krankheitstypus mit bestimmten Symptomen bezeichnet.

Schon der Umstand, dass unter den geistig hervorragenden Personen, die bekanntermaassen psychisch erkrankten, sich auch einzelne zweifellos echte Genies befinden und die Form der Erkrankung bei diesen auf hereditäre Veranlagung hinweist (periodische Melancholie bei Tasso, Paranoia bei Rousseau) spricht dafür, dass Genie und Entartung sich nicht principiell trennen lassen. Man wird hierin absolut nichts Anstössiges, der richtigen Schätzung des Genies Abträgliches finden können, wenn man sich gewöhnt hat, mit Moebius als Ent-

1) Moebius bemerkt: Man kann unbedenklich zugeben, dass ein genialer harmonischer Mensch denkbar sei, und dass man nur auf den Nachweis warten wolle. Aber man darf nicht leugnen, dass soweit die Erfahrung reicht, die Disharmonie nachzuweisen ist und zwar um so deutlicher, je vollständiger unsere Kenntnisse sind.

artung jede vererbbare Abweichung vom Typus aufzufassen, und darunter nicht, wie es noch so vielfach geschieht, lediglich eine Abweichung in der Richtung der Verschlechterung, insbesonders auf ethischem Gebiete, zu erblicken. Das Genie ist zweifellos eine Abweichung vom Typus, der man die Vererbungsmöglichkeit nicht absprechen kann, sohin ist das Genie von dem Gebiete der Erscheinung, die man der Entartung im allgemeinsten Sinne zuzuweisen hat, nicht auszuscheiden und zwar gleichgiltig, ob bei demselben auf seelischem Gebiete mehr oder weniger Disharmonie sich geltend macht[1]).

Von den Autoren, die in der uns hier beschäftigenden Frage einen mehr vermittelnden Standpunkt einnehmen, verdient insbesonders Toulouse Erwähnung, der in seiner Arbeit „Zola“ für das Verständniss höherer geistiger Begabung durch individual psychologische Untersuchungen eine neue und sichere Grundlage zu schaffen unternahm. Der Autor gibt zu, dass die Theorien, welche für den Zusammenhang des Genies mit der Neuropathie eintreten, sich auf zahlreiche Thatsachen stützen, die insbesonders von Moreau und Lombroso gesammelt wurden. Toulouse betont jedoch zugleich, dass bei näherer Prüfung des von den genannten Forschern zusammengestellten Materials sich Mängel finden, welche den Werth desselben bedeutend reduciren. So erwähnt Toulouse unter Anderem, dass Lombroso unter den geisteskranken Genies Poë und Gounod anführt, während in keiner Weise erwiesen ist, dass die Genannten irrsinnig waren. Toulouse hält es für möglich, dass eine feinere nervöse Organisation (das neuropathische Temperament) in gleicher Weise für die Schaffung exceptioneller Werke wie für die Erzeugung psychopathischer Störungen nöthig ist. „Die Ursprungsbedingungen wären dann für beide die gleichen, und man würde verstehen, dass die beiden Hauptfolgen, das Talent und die Neuropathie, zusammen oder isolirt, je nach dem Vorliegen verschiedener dunkler Combinationen eintreten könnten.“ Der Autor erklärt auch, dass nach seinen persönlichen Erfahrungen das neuropathische Temperament mit der intellectuellen Superiorität gewöhnlich verknüpft zu sein scheint. Trotz alledem ist Toulouse weit davon entfernt, die Neuropathie als eine nothwendige Vorbedingung des Genies zu betrachten. „Ich glaube“, bemerkt er, „dass die Gesundheit, das vollkommene Gleichgewicht für die geistige Arbeit ebenso nützlich ist wie für körperliche. Wenn hervorragende Geister schöne Werke inmitten von neuropathischen Störungen zu Stande gebracht haben, bin ich geneigt, anzunehmen, dass ihnen dies gelang trotz dieser und nicht wegen dieser Schwächen (infirmités).“

---

1) Einen ähnlichen Gedanken hat Schopenhauer geäussert, wenn er Bd. V, S. 218 bemerkt: die Physiologie könnte der Strenge nach einen solchen Ueberschuss an Gehirnthätigkeit (das Genie) den monstris per excessum beizählen.

Toulouse kommt zu dem Schlusse, dass die Nervenkrankheiten lediglich parasitäre Affectionen des Genies bilden.

Lombroso zählt trotz aller Verunglimpfungen, die ihm zu Theil wurden, zu jenen hervorragenden Forschern, die selbst durch ihre Irrthümer befruchtend auf die Wissenschaft wirken. Durch seine Arbeiten erhielt das Studium des Genies eine mächtige Anregung. Wie wir sahen, hat der Autor nicht darin geirrt, dass er das Genie mit der Entartung in Verbindung brachte, sondern, dass er dasselbe als eine ganz besondere und in gewissem Sinne schwere Form der Entartung, eine dem Gebiete der Epilepsie angehörende Degenerationspsychose, hinstellte. Lombroso hat sich offenbar von den krankhaften Elementen, die bei zahlreichen geistig hochstehenden Personen nachweisbar sind, in der pathologischen Taxirung des Genies zu weit fortreissen lassen und ist dabei zu einer ganz unhaltbaren Deutung derselben gelangt. Die vorliegenden Erfahrungen gestatten weder das Genie allgemein als Psychose (Geisteskrankheit) aufzufassen, noch viel weniger dasselbe dem Gebiete der Epilepsie zuzuweisen. Wir wissen heutzutage, dass die Epilepsie sich in Anfällen äussern kann, die sich lediglich als psychische Störungen von kürzerer oder längerer Dauer charakterisiren (psychische Epilepsie). Die Kranken können während solcher Anfälle die complicirtesten Handlungen unternehmen, sich auf Reisen begeben u. s. w., es ist aber bisher noch nie beobachtet worden, dass dieselben während der fraglichen Anfälle, ähnlich wie dies in gewissen somnambulen Zuständen der Fall ist, eine höhere Intelligenz als in ihrem normalen Zustande bekundeten und Leistungen zu Stande brachten, die ihnen ausserhalb des Anfalls nicht gelangen. Die geistige Verfassung im Zustande des psychisch-epileptischen Anfalles ist im günstigsten Falle dem normalen Zustande gegenüber unter-, nicht überwerthig. Den Zustand genialen Schaffens mit einem epileptischen Anfall zu identificiren, ist daher ganz und gar unzulässig. Epileptische mit sehr seltenen Anfällen können zwar, wie ich selbst mehrfach beobachtete, einen sehr hohen Grad von Intelligenz aufweisen; mehrere der geschichtlich bedeutsamsten Genies, so Julius Caesar und Napoleon, sollen auch an seltenen epileptischen Anfällen gelitten haben, allein das Genie, resp. die Intelligenz hatte hier sicher nicht ihre Quelle in der Epilepsie.

Wenn wir zu einer Verständigung darüber gelangen wollen, ob und inwieweit dem Genie ein pathologischer Zug anhaftet, und wie es sich speciell mit den so viel diskutirten Beziehungen des Genies zum Irrsein verhält, müssen wir vor allem berücksichtigen, dass wir es hier mit schwankenden Begriffen zu thun haben. Die Bezeichnungen „pathologisch“ und „Irrsein“ werden nicht allseitig und überall in demselben Sinne gebraucht. Unser Urtheil darüber, ob ein Zustand als patho-

logisch (krankhaft) zu betrachten ist, hängt davon ab, was wir als Norm erachten. Für das als normal, speciell auf geistigem Gebiete Anzusehende, existiren jedoch keine feststehenden Regeln; der geistige Normalmensch muss erst noch construirt werden. Hiezu kommen noch weitere Schwierigkeiten. Wie Finzi in seiner trefflichen Arbeit[1]) gezeigt hat, führen die Schwankungen des normalen Seelenlebens zu Erscheinungen, welche nicht nur mit psychopathischen Symptomen Aehnlichkeit haben, sondern wahre Abbilder derselben darstellen. Ein Zustand kann ferner abnorm sein, ohne desshalb als krankhaft angesehen werden zu müssen. Der Besitz einer 6. Zehe z. B. ist eine Abnormität, aber keine Krankheit. Mit dem Irrsinn verhält es sich ähnlich wie mit dem Pathologischen. Viele Psychiater haben eine Neigung, dem Irrsinn psychische Anomalien zuzuweisen, die von anderen nicht als Symptome geistiger Erkrankung gedeutet werden. Man spricht z. B. von einem Zwangsvorstellungsirrsein in Fällen, in welchen andere nur eine Zwangsvorstellungsneurose annehmen und Irrsein ausschliessen.

Fragen wir uns nunmehr, welcher Art die geistigen Anomalien im Allgemeinen sind, welche bisher bei genialen Personen festgestellt werden konnten, so müssen wir, um zu einer richtigen Würdigung derselben zu gelangen, vor Allem eine wichtige Unterscheidung hier berühren.

Wie auf körperlichem, so ist auch auf geistigem Gebiete zwischen Gesundheit und Krankheit keine strenge Grenze zu ziehen. Es giebt seelische Phänomene, die nicht mehr als völlig dem Bereiche der Norm angehörig und auch nicht als ausgesprochen krankhaft sich betrachten lassen, die also an der Grenze von Normalem und Pathologischem stehen. An diese Erscheinungen schliessen sich die zweifellos pathologischen psychischen Abweichungen an, welche den seelischen Gesammtzustand nicht beeinflussen und auch nicht aus einer Veränderung desselben hervorgehen und deshalb nicht Symptome einer Geisteskrankheit bilden. Das Bestehen einer einzelnen oder einer Mehrzahl solcher psychischer Anomalien macht den Befallenen also noch nicht geisteskrank. S. B. Koch hat die hier in Frage stehenden seelischen Abweichungen unter dem Titel „psychopathische Minderwerthigkeiten“ zusammengefasst. Von diesen unterscheiden sich die Symptome der Geisteskrankheiten dadurch, dass dieselben den Kern der geistigen Persönlichkeit in irgend einer Form betreffen. Eine Phobie, eine Zwangsvorstellung z. B. lässt die geistige Persönlichkeit des Individuums in ihrem Wesen intakt, zählt daher nur zu den psychopathischen Minderwerthigkeiten; eine Wahnidee bedeutet dagegen eine viel schwerere

---

1) Finzi: Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft IV.

Störung im geistigen Organismus und bildet daher immer ein Symptom einer geistigen Erkrankung. Die psychischen Anomalien, die sich bei genialen Menschen finden, gehören weitaus vorherrschend dem Gebiete der psychopathischen Minderwerthigkeiten an, bedeuten also zumeist kein Irrsein Diese Unterscheidung hat nicht lediglich den Werth eines Wortstreites, sondern ist von wesentlicher Bedeutung für die Auffassung des Genies im Allgemeinen und die Beurtheilung einzelner genialer Personen im Besonderen. Es würde für unser Verständniss ein Räthsel bilden, wie sich die schwere geistige Schädigung, welche das Irrsein nach unserer Auffassung immer repräsentirt, mit der höchsten Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes vereinigen soll. Dagegen bildet das Vorkommen psychopathischer Minderwerthigkeiten, d. h. von Anomalien von geringerer Dignität auf einzelnen seelischen Gebieten bei der grossen Mehrzahl genialer Menschen keinen Umstand, der sich für unser Fassungsvermögen mit den höchsten geistigen Leistungen nicht in Zusammenhang bringen liesse. Man könnte sich zunächst denken, dass die Disharmonie, die beim Genie die übermächtige Entwicklung einzelner geistiger Gaben bedingt, zu Störungen führt, die sich in der Form der in Frage stehenden psychopathischen Erscheinungen äussern, dass also das Genie, wie man schon öfters gesagt hat, für seine Grösse durch Schwächen in der einen oder anderen Hinsicht büssen muss. Diese Auffassung scheint mir wenigstens nicht für alle Fälle berechtigt. Dieselben psychopathischen Minderwerthigkeiten, denen wir beim Genie begegnen, treffen wir sehr häufig bei nicht genialen Individuen, bei mässig begabten sowohl als geistig hochstehenden. Dieselben beruhen zum grossen Theile auf ererbter Veranlagung. Wir können daher ihr Vorkommen bei genialen Naturen nicht als eine nothwendige Folge der durch überragende Begabung gesetzten Abnormität betrachten. Soweit es sich hierbei nicht um erst während des Lebens acquirirte Schädigungen handelt, müssen dieselben zum grösseren Theil jedenfalls als Aeusserungen einer ererbten psychopathischen Disposition, die mit der ererbten hohen geistigen Begabung nur verknüpft ist, angesehen werden. Ein nicht unerheblicher Theil der pathologischen Erscheinungen beim Genie ist jedoch auf seine Thätigkeit und seine Lebensverhältnisse zurückzuführen. Die andauernden und schweren geistigen Anstrengungen, die ihm sein ungestümer Schaffensdrang auferlegt, die gemüthlichen Erregungen, welche durch Misserfolge, unverständige und missgünstige Gegnerschaft und nicht selten auch durch eine drückende materielle Lage verursacht werden, Zweifel an dem eigenen Können oder an der Wichtigkeit des eingeschlagenen Weges, all der Sturm und Drang eines an Wechselfällen reichen Lebens, zu dem sich noch schädigende Lebensgewohnheiten und körperliche Leiden gesellen mögen, können die Widerstandsfähigkeit des Nervensystems auf eine schwere Probe stellen.

Es hängt von verschiedenen, zum Theil zufälligen Factoren, der ererbten Veranlagung des Nervensystems, Erziehung, Unterstützung durch einflussreiche und wohlwollende Personen, Zeitumstände etc. ab, ob das Genie unter all den erwähnten Einwirkungen sich gesund erhält und sich zur vollen Entfaltung seiner Kraft durcharbeitet oder mehr oder minder psychisch und körperlich kränklich wird oder aber auch auf seinem Wege ganz erliegt und zu Grunde geht. Zu letzterem Ende tragen zumeist schädliche Lebensgewohnheiten (Alkoholismus und sexuelle Ausschweifungen) wesentlich bei. Dass eine Zahl hervorragender Männer der verschiedensten Berufskreise in ausgesprochenen Irrsinn verfiel oder durch Selbstmord endete, kann nach dem Angeführten wohl nicht Wunder nehmen. Es seien hier nur erwähnt: von Dichtern Lucretius, Tasso, Lenau, Gutzkow, Guy de Maupassant; von Philosophen Rousseau, Comte und Nietzsche; von Naturforschern Swammerdam, Cardanus, Albr. v. Haller, Johannes Müller; von Componisten Donizetti und Schumann.

Indes steht die Zahl der von Irrsinn heimgesuchten bedeutenden Männer gegenüber den lediglich mit psychopathischen Minderwerthigkeiten behafteten offenbar so weit zurück, dass sich aus derselben irgend welche Schlüsse über eine Verwandtschaft oder gar Zusammengehörigkeit von Genie und Irrsinn nicht ziehen lassen.

In der Beurtheilung einzelner genialer Personen erweist sich unsere hier dargelegte Auffassung, wie wir schon andeuteten, von wichtiger Consequenz. Für Lombroso zählt Schopenhauer zu den geisteskranken Genies; nach seiner Auffassung ist sogar bei Schopenhauer „der ausgeprägteste Typus von Wahnsinn bei grossem Geiste“ vertreten. Nach unserer Ansicht war Schopenhauer keineswegs geisteskrank, sondern lediglich mit psychischen Anomalien behaftet, die wir als psychopathische Minderwerthigkeiten zu betrachten haben. Schopenhauer zählt unzweifelhaft nicht zu jenen Genies, die durch ihren Charakter, durch herzgewinnende Eigenschaften ebenso sehr als durch imposante Leistungen die Verehrung der Näher- wie der Fernstehenden sich erwarben. Sein Lebensbild zeigt uns eine Reihe durchaus abstossender, zum Theil sogar entschieden widerwärtiger Züge, und in seinem Charakter finden sich gar manche widersprechende Elemente. Er verachtet die Welt und legt doch auf deren Urtheil das grösste Gewicht, er ist trotz seines durchdringenden Verstandes und der eminenten Schärfe seines Urtheils nicht frei von Aberglauben (speciell in Bezug auf die Bedeutung von Träumen). Er lebt trotz seiner pessimistischen Lebensauffassung in ächt hypochondrischer Furcht vor Krankheiten u. s. w. Alle Mängel und Widersprüche in seinem Charakter sind jedoch nichts weiter als in das Gebiet der psychopathischen Minderwerthigkeiten fallende Erscheinungen, ebenso wie die melancholische Verstimmung,

die bei ihm mehrfach längere Zeit hindurch bestand, die Angstzustände, an welchen er bis in sein Alter litt, seine übermässige Empfindlichkeit gegen Geräusche, seine Neigung zu raschem Stimmungswechsel und Anderes. Was Lombroso als Symptome von Grössen- und Verfolgungswahn erachtet, sind dagegen lediglich Aeusserungen eines in gewissem Maasse jedenfalls berechtigten erhöhten Selbstgefühls und Uebertreibungen in der Beurtheilung der ihm erwachsenen Gegnerschaft, die durch eine gereizte Stimmung sich zur Genüge erklären und noch im Bereiche des Physiologischen liegen. Kurz, unter allen Momenten, welche Lombroso zur Charakterisirung der Persönlichkeit Schopenhauer's anführt, findet sich nicht eines, das mit irgend welcher Berechtigung als Symptom einer ausgesprochenen Geisteskrankheit gedeutet werden könnte.[1]) Wenn Schopenhauer auch von manchen seiner Zeitgenossen für verrückt gehalten wurde, so liegt dies nur an dem Missbrauche, der mit dem Worte „verrückt" getrieben wird. Der populäre Sprachgebrauch bezeichnet speciell gewisse auffällige Neigungen und Charakteranomalien, die wir zu den psychopathischen Minderwerthigkeiten zählen, schlechtweg als Verrücktheit. Da sich solche bei genial Veranlagten häufig finden, haben die Bezeichnungen „genial" und „verrückt" für die Auffassung gewisser Kreise eine intime Beziehung erlangt, die den uns bekannten Thatsachen keineswegs entspricht.

Was ergibt sich nun aus dem Angeführten? Wir können vorerst nur sagen, dass das Genie neben seiner ein- oder vielseitigen eminenten geistigen Veranlagung sehr häufig als ererbte Mitgabe einen pathologischen Zug, eine Disposition zu psychischen und nervösen Anomalien zur Welt bringt. Dieser Zug kann (bei mehr einseitigen Genies) mit der angeborenen höheren Befähigung ursächlich zusammenhängen, aber auch dieselbe lediglich begleiten; er kann stärker oder geringer entwickelt sein, sodass während des Lebens mehr oder weniger psychische Anomalien zu Tage treten und es unter Umständen selbst zur Ausbildung einer unbezweifelbaren geistigen Erkrankung kommt. Hiezu treten die

1) Möbius bezeichnet in der Vorrede zu seinem Werke über Schopenhauer Lombroso's Schilderung der Persönlichkeit des Philosophen als ein „Zerrbild". welches dadurch entstand, dass der italienische Gelehrte als Quelle für seine Angaben die Schmähschrift des Dr. v. Seidlitz über Schopenhauer benützte. Möbius hat seine Lebensbeschreibung Schopenhauer's offenbar von einem dem Philosophen günstigeren Standpunkte aus unternommen, dabei sich jedoch keineswegs bemüht, das Pathologische an der Persönlichkeit des Philosophen irgendwie zu bemänteln oder zu verkleinern. Wir dürfen vielmehr bei dem gründlichen Quellenstudium, auf dem die Möbius'sche Arbeit fusst, annehmen, dass in derselben die bei Schopenhauer vorhandenen psychischen Anomalien in ihrem vollen Umfange und in durchaus zutreffender Weise dargelegt werden. Doch kann ich auch unter den Angaben, welche die Möbius'sche Schrift enthält, durchaus nichts finden, was meinen oben vertretenen Anschauungen irgendwie widerspräche.

durch das Leben und den Kampf um's Dasein bedingten Schädigungen des Nervensystems mit ihren Folgezuständen. Auch die Erfahrungen bezüglich der Vererbung lassen keinen weitergehenden Schluss zu. So bemerkt Forel: „Wir sehen in Psychopathenfamilien Genie, Talent und Geistesstörung, sogar Idiotismus vielfach abwechseln. Aber man muss unterscheiden. Es giebt viele erblich degenerirte Familien von Geisteskranken, wo niemals besonders hervorragende Leute vorkommen. Es giebt aber solche, wo Genie, Psychosen, Psychopathie und Talent abwechseln. Es giebt aber auch relativ normale Familien, die viele hervorragende Menschen erzeugen. Hier liegt alles in der richtigen Zuchtwahl bedeutender Menschen, bei Vermeidung erblich degenerirender Factoren, wie Alkohol, Lues etc." Speciell in einzelnen Künstler- und Gelehrtenfamilien hat man die Vererbung einer hohen Begabung durch mehrere gesunde Generationen beobachtet.

Das im Vorstehenden Dargelegte, wie wichtig dasselbe auch für eine richtige Würdigung der genialen Begabung sein mag, giebt uns doch noch keine Antwort auf die Frage, ob die im genialen Schaffen sich kundgebende erhöhte Geisteskraft einer pathologischen Quelle entstammt oder nicht. Wir können zwar ohne Weiteres sagen, dass das Genie in der Regel nicht durch krankhafte, während des Lebens acquirirte Veränderungen im Gehirn zu Stande kommt, wenn auch pathologische Vorgänge im Gehirn gelegentlich zur Entfaltung einer höheren Begabung auf dem einen oder anderen Gebiete den Anstoss geben. Es bleibt daher noch zu entscheiden, ob die Natur einen Ueberschuss an geistiger Leistungsfähigkeit zu produciren vermag, ohne gleichzeitig Schulden zu machen, einen Ueberschuss auf der einen Seite, dem nicht ein Manko an Fähigkeiten auf der anderen Seite gegenüber steht. Es ist nicht zu verkennen, dass das seelische Gesammtverhalten mancher genialer Männer die Berechtigung dieser Frage ausser Zweifel stellt. Ziehen wir z. B. den Fall Schopenhauer's in Betracht, so können wir bei unbefangenster Beurtheilung seiner Persönlichkeit nicht in Abrede stellen, dass in seinem Seelenleben eine auffällige Disharmonie zu Tage trat. Seinem gewaltigen Intellekt stehen erhebliche Mängel in der Gefühls- und Willenssphäre gegenüber (namentlich der ersteren). Schopenhauer stammte von einer Mutter, welche als eine Frau ohne Gemüth geschildert wird, und so ist es begreiflich, dass bei ihm die altruistischen Gefühle wenig entwickelt waren, obwohl bei ihm zweifellos eine erhöhte Emotivität bestand. Die Steigerung der gemüthlichen Erregbarkeit beschränkte sich jedoch auf das seine Person Betreffende. Die übertriebene (krankhafte) Besorgtheit für seine Gesundheit und seinen Besitz vergesellschaftete sich nicht mit irgend welcher Rücksichtnahme auf die Gefühle Anderer. Seine Willenskraft war andererseits nicht ausreichend,

ihn von thörichten und selbt seine Interessen schädigenden Handlungen abzuhalten, wenn er unter dem Einflusse von Affecten stand. Fassen wir jedoch die bei Schopenhauer vorliegende geistige Disproportionalität näher in's Auge, so kann jedenfalls nicht daran gedacht werden, dass die Kosten des Intelligenzüberschusses bei ihm durch den Ausfall auf den Gebieten des Gefühls und des Willens gedeckt wurden. Wir dürfen uns überhaupt in den Fällen, in welchen wir neben genialer Begabung psychische Defecte beobachten, den Zusammenhang dieser Factoren nicht in der Weise vorstellen, dass die Natur hier in ihrer Laune eine ungleichmässige Vertheilung einer an sich normalen (oder übernormalen) Summe von Seelenkräften vorgenommen hat, in der Weise, dass sie der einen Seite des Seelenlebens entzog, was sie der anderen über die Norm hinzufügte. Das, was wir über das materielle Substrat der einzelnen psychischen Thätigkeitssphären wissen, leistet einer derartigen Idee keinen Vorschub. Mehr Berechtigung hat jedenfalls die Annahme, dass die geniale Gehirnveranlagung eine Abweichung vom Durchschnittstypus der Rasse in gewissen Richtungen darstellt, mit welcher sich Abweichungen in anderen Richtungen verknüpfen können. Dabei muss die Intensität der positiven Abweichung (Steigerung über die Norm) der der negativen (dem Defecte) in keiner Weise entsprechen. Nicht um einen Ausgleich, sondern um coordinirte von der gleichen Ursache abhängige Erscheinungen würde es sich dann handeln, und als pathologisch können nur die Fälle angesehen werden, in welchen im Bereiche der intellektuellen Veranlagungen oder in der Entwicklung der Gemüths- oder Willenssphäre (oder Beider) Mängel vorliegen, die über die in der Breite der Norm sich findenden Schwankungen entschieden hinausgehen.

Meine Auffassung im obigen Punkte stimmt nicht ganz mit der unseres sehr geschätzten Mitarbeiters Möbius überein. In seiner Abhandlung über Nietzsche bemerkt dieser Autor (S. 29): „Der Mangel an Harmonie, die ungleichmässige Entwicklung der einzelnen Fähigkeiten ist das Merkmal der grossen Talente und der Genies überhaupt; sie sind in diesem Sinne sammt und sonders pathologisch und Ergebnisse der Entartung."

Ich kann den Mangel an Harmonie und die ungleichmässige Entwicklung der einzelnen Fähigkeiten nicht als Merkmal der grossen Talente und Genies betrachten, da dieses Verhalten sich auch bei geistig weniger hochstehenden Individuen ungemein häufig findet. Es ist bei diesen Personen nur weniger auffällig, weil ihr geistiger Zustand weniger Aufmerksamkeit auf sich zieht. Menschen mit völlig gleichmässiger Entwicklung der verschiedenen psychischen Anlagen dürften sich überhaupt nur selten finden. Ich will hier nur einige Beispiele anführen. Zahlreiche intellektuell wohlbegabte Menschen entbehren völlig des Talents für Musik oder Zeichnen, und andererseits begegnen wir wieder solchen, die bei einem sehr beachtenswerthen Talente für Musik oder Zeichnen im Uebrigen keineswegs sehr begabt sind. Man hat erhebliches musikalisches Talent selbst bei Schwachsinnigen beobachtet. Ungemein viele Gelehrte besitzen von dem, was man als praktischen Verstand bezeichnet, nur

sehr wenig, und umgekehrt ermangeln wiederum Geschäftsleute von eminentem praktischem Verstande der Befähigung für abstraktes Denken. Das Talent für Mathematik fehlt ebenfalls bei vielen im Uebrigen sehr wohlbegabten Menschen. Bei Erwägung dieser Thatsachen kann man in der aussergewöhnlichen Entwicklung geistiger Fähigkeiten und der dadurch gegebenen Disharmonie an sich noch nichts Pathologisches, sondern nur eine Abnormität, ähnlich dem Riesenwuchs auf körperlichem Gebiete, erblicken. Einen pathologischen Charakter gewinnt das Genie erst dann, wenn bei demselben psychische Defecte oder andere Erscheinungen vorhanden sind, welche zweifellos dem Gebiete des Pathologischen angehören und seinen Geisteszustand auch unabhängig von der excessiven Entwicklung einzelner Fähigkeiten zu einem pathologischen stempeln würden.

Während wir auf Grund des eben Dargelegten und bei Berücksichtigung der an früherer Stelle erwähnten psychopathischen Minderwerthigkeiten, die bei Schopenhauer bestanden, das Genie dieses Philosophen als ein pathologisches ansprechen dürfen, begegnen wir anderen Genies, bei welchen die schöpferische Kraft sicher keinem krankhaften Mutterboden entsprang. Der Typus eines solchen Genies ist Kant.

Bei dem grossen Philosophen vereinigte sich überragende Intelligenz mit bewunderungswürdiger Willenskraft. Den bescheidensten äusseren Verhältnissen entstammend und von Haus aus von schwächlicher Constitution, hätte er sein grosses Lebenswerk nicht zu Stande gebracht und bis in ein sehr hohes Alter seine Arbeitskraft sich erhalten, wenn er nicht mit gleich unbeugsamer Energie und gleicher Ausdauer an der Förderung seiner Gesundheit, wie an der Erreichung seiner wissenschaftlichen Ziele gearbeitet hätte. Wenn bei ihm neben den Grossthaten seiner Intelligenz und seines Willens das Gefühlsleben zurücktritt, so ist dies in der Art seiner Beschäftigung und seiner Verhältnisse begründet. Kant war jedoch auch in Hinsicht auf das Gemüth eine reich und vornehm angelegte Natur. Strenge gegen sich und von seltenem Pflichtgefühle, dabei aber warmherzig und zartfühlend, für seine Freunde und Verwandte jederzeit opferwillig, den Armen ein Wohlthäter, in Gesellschaft heiter und liebenswürdig, so präsentiert sich uns der grosse Denker als eine durchaus harmonische Persönlichkeit. Kant war jedoch nicht nur, was seine seelische Veranlagung anbelangt, ohne jeden pathologischen Defect, sondern auch von seinen reiferen Jahren an bis in die letzte Zeit seines Lebens frei von ausgesprochenen psychischen Anomalien, so dass er trotz seiner Genialität als geistig normal angesehen werden muss.[1])

---

[1]) Kant litt, wie berichtet wird, in Folge seiner „engen und schmalen Brust", d. h. in Folge einer wahrscheinlich rhachitischen Thoraxdeformation, welche die Lage und Function des Herzens nicht unbeeinflusst liess, an Beklemmungszuständen, welche in seinen jüngeren Jahren zeitweilig sich mit hypochondrisch melancholischer Verstimmung verknüpften. Kant gelang es jedoch, sich von diesen Verstimmungen

Wieder einen anderen Typus der Genialität, der in psychopathologischer Hinsicht gewissermafsen eine Mittelstellung zwischen den von Kant und Schopenhauer vertretenen Typen einnimmt, repräsentirt Goethe. Der Dichterfürst war zweifellos ebensowohl ein Genie des Intellekts als des Gefühls. Sein Gefühlsleben stand an reicher Entwicklung und anregender Kraft seinem gewaltigen Intellekt nicht nach, und wenn er sich nicht zugleich als ein Genie des Willens erwies, so liegt dies jedenfalls zum Theil in der Richtung seiner Thätigkeit, welche zur Entfaltung ganz aussergewöhnlicher Willensleistungen wenig Gelegenheit gab. Allein sein Willensvermögen stand jedenfalls mit seiner übrigen geistigen Begabung in solchem Einklange, dass er immer und überall die Ziele, die er sich gesteckt hatte, vor Augen behielt und nach Aussen keine Disharmonie in seinem Wesen hervortreten liess. Er war ein Meister in der Selbstbeherrschung, und die olympische Ruhe, die er bei allen inneren Kämpfen und Schwankungen nach Aussen hin bewahrte, ist zur Genüge bekannt. Dass seine Begabung auf allen intellektuellen Gebieten keine ganz gleichmässige war, kommt daneben nicht in Betracht. Bei ihm bestand ebenso wie bei Kant jedenfalls kein Mangel, keine Unzulänglichkeit, die als pathologisch sich ansprechen liesse. In ihm hat offenbar die Natur ein Surplus geleistet, ohne entsprechende Schulden zu machen.

Goethe war jedoch nicht frei von gewissen pathologischen Zügen, die sich bei ihm zum Theil bis in das Greisenalter geltend machten. Es seien hier nur die auffälligen, äusserlich unmotivirten Schwankungen in seinem Gemüthszustande und öfters wiederkehrende leichte Erregungszustände erwähnt.[1]) Indess waren diese psychischen Anomalien zweifellos nicht die Quelle seiner schöpferischen Kraft, sie waren nicht von einer Art, dass man sich sein Genie nicht unabhängig von denselben denken könnte, während auf der anderen Seite zugegeben werden muss, dass dieselben seine geistige Production zeitweilig mehr oder minder beeinflussten. In Goethe sehen wir daher die Genialität mit pathologischen Elementen verknüpft, diese aber nicht in einer Weise entwickelt und wirksam, dass sie seinem geistigen Gesammtwesen den Charakter des Pathologischen aufzuprägen vermögen.

durch die Macht seines Willens zu befreien, indem er sich mit Erfolg bemühte, die peinlichen Beklemmungsgefühle zu ignoriren. Wir haben daher keinen Grund anzunehmen, dass der Philosoph sich in späteren Jahren nicht völliger geistiger Gesundheit erfreute.

[1]) Bezüglich des Näheren möchte ich auf die Schrift von Möbius „Ueber das Pathologische bei Goethe“ 1898 verweisen, wenn ich auch mit den Ansichten dieses Autors über die Persönlichkeit Goethe's nicht in allen Punkten übereinstimme.

Wir sehen aus den angeführten Beispielen, dass die Frage, ob die geniale Schaffenskraft pathologischen Ursprungs ist, oder lediglich eine an sich nicht krankhafte Steigerung normaler Fähigkeiten bildet, eine allgemein zutreffende Beantwortung nicht gestattet. Die bisherigen Erfahrungen nöthigen uns, mit beiden Fällen zu rechnen, und es bleibt weiteren eingehenden Untersuchungen vorbehalten zu zeigen, ob und wie weit bei einzelnen Genies und Gruppen von Genies das Physiologische oder das Pathologische überwiegt, respective allein das Feld beherrscht.

Dass zur Lösung dieser Aufgabe das Zusammenwirken Vieler nothwendig ist, muss bei dem gewaltigen vorliegenden Materiale als selbstverständlich bezeichnet werden. Viel könnte es zur Klärung der Sachlage dienen, wenn geistig hervorragende Personen, dem Beispiele Zola's folgend, in grösserer Zahl ihr psychisches Gesammtverhalten einer eingehenden psychologischen Analyse unterziehen liessen. Hiezu besteht jedoch vorerst wenig Aussicht, und sind wir daher in der Hauptsache auf die Benutzung der biographischen Literatur angewiesen, welche trotz ihres Umfanges in Bezug auf die einzelnen zu beurtheilenden Fälle zum Theil noch recht erhebliche Lücken aufweist, Lücken, die vielleicht nie sich ergänzen lassen, weil man bei der Darstellung der Lebensgeschichte hervorragender Männer sich nur zu häufig mehr mit ihren Thaten als mit ihrer Persönlichkeit, ihrem geistigen Verhalten in ihrem Privatleben, beschäftigt hat.

Im Folgenden soll untersucht werden, in wie weit das im Vorstehenden Dargelegte für eine bestimmte Gruppe genialer Männer zutrifft. Ich habe als Objecte meiner Studie Vertreter der bildenden Kunst, Maler und Bildhauer, aus zwei Gründen gewählt, einerseits weil in dem bisherigen Streite über die Natur des Genies die bildenden Künstler verhältnissmässig wenig Berücksichtigung gefunden haben, andrerseits weil die biographische Literatur über diese in neuerer Zeit mächtig angewachsen ist und daher die wünschenswerthen Aufschlüsse in grösserem Umfange gewährt, als dies früher der Fall war. Mein Bemühen war darauf gerichtet, ein möglichst vollständiges Bild der geistigen Persönlichkeit der in Betracht gezogenen Männer zu gewinnen und auf Grund dieses Gesammtbildes zu entscheiden, ob und wie weit eine Disharmonie in dem seelischen Verhalten der Betreffenden bestand und ihre geniale Kraft einem gesunden oder krankhaften Boden entsprang. Wir werden am Schlusse sehen, wie weit sich aus dieser Analyse Folgerungen bezüglich des Genies im Allgemeinen und des künstlerischen Genies im Besonderen ziehen lassen. Meine Studie beschäftigte sich mit folgenden Künstlern:

Lionardo da Vinci . . .	1452—1519
Michelangelo	1475—1564
Tizian	1477—1576

Raffaello Santi	1483—1520
Dürer	1471—1528
Holbein	1495—1543
Rubens	1577—1640
Rembrandt	1606—1669
Meissonnier	1813—1891
Millet	1814—1875
Böcklin	1827—1900
Feuerbach	1829—1880.

Das Studium des benützten biographischen Materials erfolgte selbstverständlich nach einem einheitlichen Plane. Nach diesem sollte zunächst bei den einzelnen Künstlern die erbliche Veranlagung und die geistige Entwicklung in der Jugendzeit festgestellt werden und bei der Prüfung des seelischen Verhaltens des Erwachsenen die verschiedenen Seiten des psychischen Lebens gleich sorgfältige und kritische Berücksichtigung finden. Meine Nachforschungen waren im Einzelnen auf folgende Punkte gerichtet:

1. Abstammungs- und Familienverhältnisse.

2. Geistige Entwicklung im Knabenalter, Einflüsse der Erziehung und Umgebung, erste Aeusserung der künstlerischen Veranlagung.

3. Intellektuelle Sphäre beim Erwachsenen: Stand der allgemeinen Bildung, Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, hervorragende Leistungen auf anderen Gebieten als denen der bildenden Künste.

4. Gemüthssphäre: Entwicklung des Gefühlslebens, speciell der altruistischen (moralischen) Gefühle, gemüthliche Erregbarkeit, vorherrschende Stimmungen, Affecte.

5. Willenssphäre: Thatkraft und Schaffensdrang, Ausdauer bei der Verfolgung von Plänen und im Kampfe gegen Schwierigkeiten.

6. Charakter, besonders hervortretende Neigungen.

7. Religiöse Anschauungen.

8. Verhalten der vita sexualis, Nachkommenschaft.

9. Etwaige krankhafte Erscheinungen auf geistigem Gebiete, körperliche Erkrankungen.

10. Physische Persönlichkeit, Körperkraft. Verhalten im höheren Alter.

Von einer näheren Untersuchung der künstlerischen Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten wurde bei meiner Analyse, wie ersichtlich, abgesehen, weil man dieselben, wenn auch nicht als völlig gleichwerthig, doch durchgehends als ganz hervorragend betrachten darf und deren kritische Würdigung sich meiner Competenz entzieht. Die Aus-

künfte, welche das mir zugängliche Material bezüglich der einzelnen angeführten Punkte gewährte, waren sehr ungleich, zum Theil sehr reichhaltig, zum Theil aber auch sehr dürftig und auch ganz negativ. Der Grund hierfür ist nicht in der Unzulänglichkeit der von mir benutzten Literatur zu suchen, sondern in dem Umstande, dass die Nachrichten über das Leben und das geistige Verhalten mancher der untersuchten Kunstheroen in vielen Beziehungen sehr spärlich sind und manchen wichtigen Punkt ganz unaufgeklärt lassen. Am deutlichsten erhellt dies aus dem jüngst erschienenen grossen Werke Neumann's über Rembrandt, in dem wohl alles auf Rembrandt bezügliche historische Material in sorgfältigster Weise zusammengetragen und verwerthet ist und man doch ganz vergebens nach zuverlässiger Auskunft über manchen wichtigen Punkt in dem geistigen Leben dieses hochbedeutsamen Mannes forscht. Dazu kommt aber auch noch ein anderer Umstand. Es ist begreiflich, dass die Kunsthistoriker bei der Darstellung des Lebens und der Werke hervorragender Künstler sich in erster Linie mit ihrer künstlerischen Persönlichkeit und ihrem Schaffen beschäftigen und ihrem Privatleben, in welchem jedoch auch ein sehr wichtiger Theil ihrer geistigen Persönlichkeit sich kundgiebt, weniger Aufmerksamkeit schenken. Hiermit verknüpft sich sehr vielfach die Neigung, aus den Schöpfungen des Künstlers Schlüsse zu ziehen, die der psychologisch einigermaassen Geschulte in keiner Weise als gerechtfertigt ansehen kann. Man hat vielfach aus dem gewählten Vorwurfe des Bildes und der Art seiner Darstellung nicht nur die Ideen oder Gefühle herauszulesen versucht, die der Künstler in seiner Schöpfung zum Ausdruck bringen wollte, sondern darüber hinausgehend auf die bei ihm vorherrschende Stimmung, sein Temperament oder seinen Charakter, selbst auf seine Lebens- und Weltanschauung schliessen zu dürfen geglaubt. Was aus den kunstgeschichtlichen Quellen nicht zu ermitteln war, hat man durch derartige hypothetische Constructionen zu ersetzen versucht. Thatsächlich gestatten jedoch die Schöpfungen eines Künstlers nur in sehr beschränktem Maasse Schlüsse auf sein Seelenleben; wollte man z. B. annehmen, dass der Künstler, welcher mit Vorliebe heitere Scenen malt, ein Mann von heiterem Temperament sein müsse, so müsste man von einem Anderen, welcher Greuelscenen malt, voraussetzen, dass er blutdürstige Neigungen besitzt, oder einem Dritten, der Kneipscenen und Gastereien darstellt, dass er der Schlemmerei ergeben ist.

Alle diese Schlüsse können vollkommene Trugschlüsse sein. Ich habe mich daher gegenüber den nicht auf directe Nachrichten gestützten, sondern lediglich aus den Werken abgeleiteten Urtheilen über die geistige Persönlichkeit dieses oder jenes Meisters vorwaltend ablehnend verhalten und es vorgezogen, da und dort eine Lücke bestehen zu lassen, statt dieselbe mit Scheinkenntnissen auszufüllen. Endlich möchte ich noch

den Missstand erwähnen, dass so manche sonst tüchtige und ernst zu nehmende Kunsthistoriker die Benutzung ihrer Arbeiten durch einen Schwulst der Darstellung und eine Neigung zum blossen Wortschwall erschweren, die sich kaum auf irgend einem anderen Gebiete der Literatur findet. Man wird hier nur zu häufig an den Ausspruch des Altmeisters Goethe erinnert: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein.“

Für die Auswahl der Künstler, die den Gegenstand meiner Studie bilden, war in erster Linie deren künstlerische Bedeutung maassgebend, in zweiter Linie der Wunsch, neben den älteren auch die neueren Meister zu berücksichtigen. Bei der Auswahl unter den Letzteren hielt ich es für gerechtfertigt, Deutsche und Franzosen in gleicher Weise heranzuziehen; eine Willkür war hierbei nur in sofern im Spiele, als ich an Stelle Feuerbach's vielleicht einen ähnlich hochstehenden Künstler hätte verwerthen können. Die Wahl der übrigen (speciell Böcklin's) war dagegen durch ihre kunstgeschichtliche Bedeutung bestimmt.

II. Analyse der geistigen Persönlichkeit genialer Künstler.

(Lionardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raffaello Santi, Dürer, Holbein jun., Rubens, Rembrandt, Meissonnier, Millet, Böcklin, A. Feuerbach.)

I. Abstammungs- und Familienverhältnisse.

Wenn wir die Abstammungs- und Familienverhältnisse unserer 12 Künstler überblicken, so tritt uns vor Allem eine höchst bemerkenswerthe Thatsache entgegen. Bei keinem derselben bestand eine schwere erbliche Belastung. Wenn auch die Nachrichten über den Gesundheitszustand und das geistige Verhalten der Eltern zum Theil spärlich sind, so darf doch als sicher angenommen werden, dass sich Geisteskranke unter denselben nicht befanden. Ein so auffälliges Factum wie Irrsinn bei den Eltern eines der in Betracht gezogenen Kunstheroen wäre der Ueberlieferung sicher nicht entgangen; doch findet sich nirgends eine auf etwas Derartiges hinweisende Angabe. Auch das Bestehen geringerer psychopathischer Anomalien (Minderwerthigkeiten) bei den Eltern ist nur in einigen Fällen sicher nachweisbar. So war der Vater Feuerbach's, dessen Familie seit Generationen bereits bedeutende Männer, aber auch einen neuropathischen Zug aufwies, nervös, von excentrischem Charakter und sein Leben lang zur Melancholie geneigt.

Von Böcklin's Vater wird berichtet, dass er ein Mann von allerlei Schrullen war. Indess muss zugegeben werden, dass geringere psychische Anomalien (oder Nervenleiden) bei den Eltern öfters vorhanden gewesen sein mögen, als aus der Ueberlieferung sich ergiebt. Hierdurch mag eine geringe psychopathische Belastung auch in Fällen bedingt worden sein, in welchen die Ueberlieferung über psychische Anomalien bei den Eltern nichts berichtet (so bei Dürer und Michelangelo).

Dem Mangel schwerer erblicher Belastung bei unseren Künstlern entspricht auch der Umstand, dass auch unter den Geschwistern derselben, soweit die vorliegenden Nachrichten reichen, wie wir sehen werden, Geisteskranke nicht vertreten sind.

Eine weitere ebenfalls sehr beachtenswerthe Thatsache, die aus einem Ueberblick über die Abstammungsverhältnisse zu Tage tritt, ist,

dass die Eltern unserer Künstler wie in ihrer socialen Stellung, so auch in ihrer geistigen Begabung auffällige Unterschiede zeigten.

Lionardo da Vinci (1452—1519) war ein Kind der freien Liebe (der einzige in der ganzen Gruppe), sein Vater ein begüterter Edelmann und Notar der Signoria in Florenz, der später eine Frau seines Standes nahm, seine Mutter ein Bauernmädchen, das sich auch mit einem Bauern verheirathete.

Die Familie der Buonarroti, welcher Michelangelo (1475—1564) entstammte, zählte zu den angesehensten florentinischen Geschlechtern. Michelangelo's Grossvater gehörte der Signoria an, sein Vater dem Collegium der Buonuomini, einer aus 12 Bürgern bestehenden Commission, welche neben der Signoria fungirte. Letzterer wurde 1474 zum Podesta [1]) von Chiusi und Caprese ernannt und siedelte kurz vor Michelangelo's Geburt nach seinem Bestimmungsorte über. Michelangelo wurde als der zweite Sohn seiner Eltern geboren. Ueber das Alter seiner Mutter zur Zeit seiner Geburt schwanken die Angaben in auffälliger Weise. Nach H. Grimm war dieselbe damals 19, sein Vater 31 Jahre alt; nach anderen Berichten soll dieselbe erheblich älter als sein Vater (40 Jahre) und bereits leidend gewesen sein, so dass sie nicht in der Lage war, ihren Sohn selbst zu nähren. Sie starb 2 Jahre nach Michelangelo's Geburt, während dessen Vater ein Alter von 92 Jahren erreichte. Von diesem ist nichts bekannt, was auf höhere geistige Fähigkeiten schliessen lässt, zudem scheint er ein Mann von schwachem Charakter gewesen zu sein, da er sich von Fremden gegen Michelangelo einnehmen liess, der ihn mit Beweisen seiner Liebe überhäufte. M. besass 3 Brüder, bei denen ebenfalls von höherer geistiger Begabung nichts zu Tage trat.

Tizian (1477?—1576) war ein Sprosse des alten, angesehenen und geistig hochstehenden Geschlechtes der Vecellio (ursprünglich Guecello genannt) in Cadore. Die meisten Vecelli gehörten dem Gelehrten- und Soldatenstande an. Conte Vecellio, Tizian's Grossvater, war wegen seiner Klugheit und Geschäftskenntniss einer der angesehensten und einflussreichsten Männer in Pieve, Tizian's Vater Soldat und gleich ausgezeichnet durch Tapferkeit wie durch hohe Intelligenz. Aus der Familie Tizian's ging auch eine Reihe von Künstlern hervor: abgesehen von Tizian selbst war jedoch der bedeutendste in der Familie ein Vetter desselben, von Beruf Rechtsgelehrter, der sich aber auch im Felde Verdienste erwarb und durch Rednergabe und poetisches Talent

[1]) Nach einer anderen Angabe soll Michelangelo's Vater Zollschreiber in Caprese gewesen sein.

sich auszeichnete. Das Geburtsjahr Tizian's steht nicht fest (1476 oder 1477). T. hatte drei Geschwister, eine Schwester und zwei Brüder; von letzteren soll der ältere, Francesco, ebenfalls sehr talentirt gewesen sein; er malte einige Zeit, übernahm jedoch später die Geschäfte der Familie in Pieve und errang im Rathe von Cadore die erste Stellung.

Raffaello Santi (1483—1520) stammte von einem Vater, der als Maler wie als Schriftsteller bedeutend war. Derselbe verfasste eine gereimte Chronik, welche die Thaten seiner Landesherren, der Herzöge von Urbino, behandelt und von welcher das Manuscript sich noch in der vatikanischen Bibliothek befindet. Raffaello's Mutter war eine überaus sanfte, zartsinnige und gemüthvolle Frau. R. verlor seine beiden Eltern in früher Jugend, seine Mutter und seine einzige Schwester mit 8, seinen Vater mit 11 Jahren.

Albrecht Dürer's (1471—1528) Vater und Grossvater waren Goldschmiede, sein Vater ein schlichter, gottesfürchtiger Mann, der geistig wohl nicht über dem Durchschnitt seiner Gilde stand. Er hatte 18 Kinder, von denen jedoch nur 3, darunter unser Künstler, ein höheres Lebensalter erreichten.

Hans Holbein der Jüngere (1495—1543) entstammt einer Künstlerfamilie, welche bereits am Schlusse des 15. Jahrhunderts durch ihre Leistungen grosses Ansehen sich erworben hatte. Sein Vater. Holbein der Aeltere, war schon ein hervorragender Maler, von seinen 3 Söhnen, die er in seiner Kunst unterwies, war unser Künstler der jüngste.

Rubens's (1577—1640) Vater, der einer altansässigen Bürgersfamilie in Antwerpen angehörte, war Doctor beider Rechte, geistig wohl begabt aber leichtsinnig und wankelmüthig. Bekannt ist, dass er sich durch eine Liaison mit der excentrischen Gemahlin Wilhelm's von Oranien, Anna von Sachsen, in schwere Bedrängniss brachte, aus der er nur durch die Bemühungen seiner hochherzigen und energischen Gattin Maria, der Mutter unseres Peter Paul Rubens, befreit wurde. Dieser wurde als 6. Kind seiner Eltern in Siegen geboren, wohin sein Vater wegen seiner Beziehungen zu der Gemahlin Wilhelm's von Oranien verbannt worden war.

Rembrandt's (1606—1689) Vater war Mühlenbesitzer, über seine Mutter ist nichts Näheres bekannt. Von seinen Geschwistern wissen wir nur, dass er 3 ältere Brüder hatte, welche sich dem Handwerkerstande widmeten.

Meissonnier's (1813—1891) Vater war Fabrikant chemischer Producte, ein Mann von sehr energischer Natur, der den künstlerischen Neigungen seines Sohnes hartnäckig entgegentrat. Für Musik hatte er

viel Sinn, er spielte die Flöte und sang. Meissonnier's Mutter, eine Frau von liebenswürdiger, feiner Physiognomie, liebte die Künste und malte selbst auf Porzellan.

Millet (1814—1875) war der Sohn schlichter Bauersleute in dem Weiler Gruchy in der Paroisse. Sein Vater, ein Mann von nachdenklichem Geiste, der in seiner Gemeinde grosses Ansehen genoss, besass ausgesprochen musikalischen Sinn und auch andere künstlerische Neigungen. Er schnitzte Thiere aus Holz und versuchte sich auch im Modelliren. Seine Mutter, welche von reichen Landleuten stammte, war eine höchst pflichttreue Frau und ging in der Sorge für ihre Kinder und den Haushalt auf.

Böcklin's (1827—1900) Vater war Kaufmann in Basel, ein Mann von aussergewöhnlicher Körpergrösse und Körperkraft, derb und selbstbewusst und, wie wir schon erwähnten, mit allerlei Schrullen behaftet, dabei aber gutmüthig, in seinem Berufe sehr tüchtig, von erfinderischer Begabung; er erreichte ein Alter von 78 Jahren. Böcklin's Mutter stand, wie es scheint, an geistiger Begabung hinter ihrem Manne nicht zurück; sie war dabei eine gebildete Frau, die stets die Freundin und Vertraute ihrer Kinder blieb. Künstlerische Talente waren in Böcklin's Familie mehrfach vertreten; er hatte einen Onkel von mütterlicher Seite, der Blumenmaler war, sowie eine Tante von väterlicher Seite, welche eine vortreffliche Malerin und musikalisch hervorragend begabt war. Der jüngere Bruder Böcklin's, von Profession ein Töpfer, zeigte, ohne Unterricht genossen zu haben, grosse Geschicklichkeit im Modelliren.

Feuerbach's (1829—1880) Grossvater und Vater gehörten dem Gelehrtenstande an; sein Grossvater war ein bedeutender Jurist, sein Vater als Archäologe hervorragend. Seine Mutter, die geistig nicht bedeutend gewesen zu sein scheint, starb 6 Monate nach seiner Geburt.

2. Geistige Entwicklung im Knabenalter.

Die geistige Entwicklung unserer Künstler in der ersten Kindheit und im Knabenalter (bis zum 15. Lebensjahre) zeigte, soweit hierüber Nachrichten vorliegen, nichts Abnormes; wir begegnen — von einem sogleich zu erwähnenden Umstande abgesehen — weder auffälliger Frühreife, noch einer Verzögerung der geistigen Entwicklung. Unter den einzelnen Geistesgaben macht sich nur ein gewisses Talent und Lust zum Zeichnen relativ früh bemerklich. So berichtet H. Grimm von Michelangelo, dass er zu zeichnen anfing, sobald er seine Hände gebrauchen konnte. Von seinem Vater wurde er für den Gelehrtenberuf bestimmt, doch machte er in der Schule nicht die erwarteten Fortschritte,

da er seine ganze Zeit auf das Zeichnen verwandte und sich in den Werkstätten der Maler umhertrieb.

Tizian soll als Kind schon seine künstlerische Veranlagung dadurch kundgegeben haben, dass er an der Wand seines Elternhauses mit Blumensaft eine Madonna malte, welche durch ihren Farbenreiz seine Angehörigen und Freunde in Erstaunen versetzte. Man nimmt an, dass er im Alter von etwa 11 Jahren von seinem Vater nach Venedig gebracht und dort einem nicht näher bekannten Maler in die Lehre gegeben wurde.

Von Feuerbach wird erzählt, dass er schon im 5. Lebensjahre Neigung zum Zeichnen verrieth, weshalb ihm sein Grossvater schon damals die erste Anleitung hierin gab. Im Alter von 12 Jahren brachte Feuerbach die erste künstlerische Leistung, die Zeichnung eines lebensgrossen Barbarossa (gegenwärtig im Besitz des Kunstvereins in Freiburg) zu Stande.

Auch bei Meissonnier zeigte sich das malerische Talent im frühen Kindesalter; in dem Schulzeugnisse, welches er im 10. Lebensjahre erhielt, findet sich die Bemerkung, dass er eine ausgesprochene Begabung für das Zeichnen habe.

Raffaello Santi trat schon mit 11 Jahren, kurz nach seines Vaters Tode, bei dem Maler Perugino in Perugia in die Lehre, was jedenfalls darauf hinweist, dass Lust und Talent für die Malerei bei ihm frühzeitig hervortraten. Hierzu mag das Vorbild seines Vaters jedoch erheblich beigetragen haben.

H. Holbein zeichnete mit 14 Jahren sich selbst und seinen Bruder und bekundet in diesen Bildern schon bedeutende technische Fertigkeit und künstlerische Auffassung, während er mit 17 Jahren bereits mit Kunstschöpfungen von genialem Charakter hervortrat.

Die Angaben, aus welchen sich Schlüsse auf das Verhalten der übrigen geistigen Fähigkeiten in den Jugendjahren ziehen lassen, sind begreiflicherweise spärlicher, als diejenigen, welche sich auf das malerische Talent beziehen. So wird von Rubens berichtet, dass er mit grosser Leichtigkeit lernte und seine Altersgenossen schnell überholte. In der Jesuitenschule in Antwerpen, die er zur Fortsetzung seiner Studien besuchte, soll er namentlich im Latein einer der besten Schüler gewesen sein.

Millet erzählt von sich selbst, dass, als er in die Schule kam, ihn die übrigen Kinder sehr klug fanden, da er bereits manches gelernt hatte, was ihnen noch fremd war. Das Auswendiglernen und die Anwendung bestimmter Regeln beim Rechnen machten ihm in der Schule Schwierigkeiten; trotzdem war er meist seinen Mitschülern voran. Ein junger Vikar, der ihm Unterricht ertheilte, fand in seinen Antworten so viel Verstand, dass er ihn fragte, ob er nicht Latein lernen

wolle; mit Latein könne er Arzt oder Priester werden. Millet erklärte jedoch, er wolle weder das Eine, noch das Andere werden, sondern bei seinen Eltern bleiben, nahm aber dessen ungeachtet später lateinischen Unterricht und bekundete hierbei eine sehr gute Auffassungsgabe. Als der Vikar versetzt wurde, gaben ihm Millet's Eltern ihren Sohn zur weiteren Ausbildung mit; doch hielt es dieser in der Fremde nicht länger als vier Monate aus. Millet's Unterricht, welcher in seiner Heimath von einem anderen Vikar fortgesetzt wurde, erfuhr öfters Unterbrechungen, da er, als er älter wurde, seinem Vater bei allen Feldarbeiten behilflich sein musste. Dabei regte sich bei ihm allmählich die Lust, das, was er sah, zu zeichnen, und er widmete sich dieser Beschäftigung und der Lectüre mit Eifer, ohne dabei an das Aufgeben der ländlichen Arbeit zu denken. Der Vater war über das Talent, das sich bei seinem Sohne mehr und mehr zeigte, erfreut und begab sich, als dieser 18 Jahre alt war, mit demselben nach Cherbourg zu dem Maler Mouchel, um von diesem die Befähigung seines Sohnes prüfen zu lassen. Das Urtheil, welches dieser Künstler über die ihm vorgelegten Zeichnungen des jungen M. gab, war so günstig, dass der Vater kein Bedenken trug, seinen Sohn die Künstlerlaufbahn ergreifen zu lassen.

Feuerbach war in der Elementarschule fast immer der Erste seiner Klasse, am Gymnasium trieb er das Griechische mit Begeisterung, während ihm das Lateinische unsympathisch war.

Böcklin zeigte als Knabe einen gewissen Ernst und Neigung, seine eigenen Wege zu gehen; Musik und Poesie zogen ihn schon frühzeitig an, auch der Kunsttrieb machte sich bei ihm schon früh geltend. dagegen stand er mit dem Latein auf etwas gespanntem Fusse. Er konnte auf dem Gymnasium in diesem Fache seinen Lehrer nicht befriedigen, der ihm sogar rieth, von den alten Sprachen abzustehen. Böcklin hatte auch das Missgeschick, dass er eine Klasse zwei Jahre absitzen musste. Unter seinen Lehrern hatte Böcklin einen bedeutenden Mann, Professor W. Wackernagel, welcher sich energisch bemühte, seinen Schülern ein gutes Deutsch beizubringen. Dieser Einwirkung ist es vielleicht zu danken, dass Böcklin ein vorzügliches Deutsch schrieb.

3. Erziehung, Einflüsse der Umgebung.

Die Einflüsse der Erziehung und Umgebung waren bei unseren Künstlern, soweit hierüber Näheres bekannt ist, im Allgemeinen geeignet, die geistige Entwicklung zu fördern, doch nur in einzelnen Fällen von einer Art, dass sie speciell der Ausbildung künstlerischer Veranlagung Vorschub leisteten. Lionardo da Vinci hatte das Glück, zunächst

bei den Eltern seines Vaters eine ebenso zärtliche als sorgfältige Erziehung zu finden. Später soll ihn sein Vater zu sich genommen und adoptirt haben. Derselbe sorgte auch für ihn in so ausgiebiger Weise, dass er ihn in die Lage versetzte, das Leben eines freien Edelmannes zu führen. Ueber die Erziehung Michelangelo's ist Näheres nicht bekannt. Der schon erwähnte Umstand, dass sein Vater ihn zum Gelehrten bestimmt hatte und Schulen besuchen liess, lässt darauf schliessen, dass seine geistige Ausbildung nicht vernachlässigt wurde. Michelangelo wusste es durch seine Energie und Kunstbegeisterung bei seinem Vater durchzusetzen, dass er die Künstlerlaufbahn ergreifen durfte und mit 13 Jahren in die Werkstatt Domenico Ghirlandajo's in Florenz kam, wo die Entwicklung seiner künstlerischen Veranlagung jedenfalls mächtige Förderung fand.

Raffaello und Holbein genossen in ihrem elterlichen Hause nicht nur alle Vortheile, welche die Erziehung durch gebildete und zärtliche Eltern für die allgemeine Geistesausbildung bietet, sondern auch eine Unterweisung, welche die Entwicklung ihres Kunstsinns und ihrer künstlerischen Anlagen erheblich begünstigen musste.

Dürer erwarb sich nach seiner eigenen Mittheilung als Kind durch Fleiss das besondere Wohlgefallen seines Vaters, der ihn deshalb auch in die Schule schickte und im Lesen und Schreiben unterweisen liess.

Tizian wurde, wie schon erwähnt, von seinem Vater zu einem Maler in Venedig in die Lehre gebracht. Ueber seine ersten Jünglingsjahre scheint aus seinen Briefen nur so viel hervorzugehen, dass er das Leben eines Lehrlings führte und tüchtig arbeiten musste.

Rubens, ursprünglich zum Gelehrten bestimmt, erhielt jedenfalls seitens seiner trefflichen Mutter eine sorgfältige Erziehung. Dass man ihm eine möglichst allseitige Bildung zu geben bemüht war, erhellt nicht nur aus den Schulen, die er besuchen durfte, sondern auch aus dem Umstande, dass er später, um die feineren gesellschaftlichen Umgangsformen zu lernen, von seiner Mutter als Page zur Wittwe des Grafen Philipp von Lalaing geschickt wurde.

Rembrandt scheint ebenfalls von seinen Eltern ursprünglich für den Gelehrtenstand bestimmt worden zu sein. Er durfte, während seine Brüder Handwerkerberufen zugeführt wurden, eine Lateinschule besuchen und sollte später die Universität Leyden beziehen.

Die Verhältnisse, unter welchen Meissonnier seine Jugend zubringen musste, waren für seine spätere künstlerische Entwicklung wenig günstig. Sein Vater war nur darauf bedacht, ihn für den Handelsstand vorbereiten zu lassen, und widersetzte sich, wie wir schon erwähnten, seinen künstlerischen Aspirationen auf das Hartnäckigste. Nach dem Tode seiner Mutter, an der er mit zärtlichster Liebe hing, kam Meis-

sonnier zu einem seinem Vater befreundeten Gymnasialprofessor nach Grenoble, bei welchem er eine Behandlung fand, die ihn das Elternhaus sehr vermissen liess. Zudem wurde er viel mit Mathematik geplagt, für welche er keinerlei Interesse hatte. Nach mehrfachem Institutswechsel kam Meissonnier als Lehrling in eine Droguerie, und er beklagte später noch bitter die Zeit, die ihm dadurch für sein Lebenswerk verloren ging.

Millet's Erziehung lag während seiner ersten Kindheit, da seine Mutter sich der Feldarbeit widmen musste, in den Händen seiner Grossmutter väterlicherseits, die als eine sehr pflichttreue, liebevolle und wohlthätige Frau geschildert wird. Dass Millet's Eltern auch selbst bemüht waren, ihrem Sohne eine für ihre Verhältnisse sehr gute Erziehung zu geben, hierfür spricht einerseits ihr Charakter, andererseits der Umstand, dass sie für seine Fortbildung durch die Geistlichen ihres Ortes Sorge trugen, ohne dabei höhere Pläne zu verfolgen. Die Verhältnisse des Landlebens, unter welchen Millet aufwuchs, waren auch seiner künstlerischen Entwicklung nicht ungünstig; sie erweckten in ihm die Liebe und den Sinn für Natur, die ihn immer auszeichneten und schärften seine Beobachtungsgabe, von deren hoher Entwicklung seine Darstellungen des Landlebens Zeugniss ablegen.

Feuerbach verbrachte seine Kinderjahre unter Einflüssen, die für seine geistige Entwicklung ausserordentlich günstig waren. Sein Vater verheirathete sich in zweiter Ehe im 6. Lebensjahre des Künstlers mit Henriette Heydenreich, einer hochgebildeten Dame, die auch der alten Sprachen mächtig war und die Erziehung des Knaben mit der grössten Sorgfalt und Zärtlichkeit leitete. Diese mütterliche Fürsorge blieb nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf Feuerbach's Gemüth; er hing Zeit seines Lebens mit der grössten Verehrung an seiner Stiefmutter. Wissenschaft und Kunst wurden in F's. elterlichem Hause in Freiburg i. B. eifrig gepflegt, es herrschte dort geistig das angeregteste gesellige Leben; die bedeutendsten Menschen des Ortes gingen dort ein und aus, und Feuerbach schreibt darüber in seinem Vermächtnisse selbst: „Alles Schöne in Natur, Kunst und Leben wurde mit Interesse aufgenommen, und wir Kinder hatten unseren Antheil daran, da wir nie in eine Kinderstube abgesperrt waren.“

Wie bei Feuerbach war wohl auch bei Böcklin's Erziehung der Einfluss der Mutter vorherrschend, die, wie wir schon erwähnten, eine wohlbegabte, gebildete Frau war und sich ganz ihren Kindern widmete. Die künstlerischen Neigungen, die bei Böcklin frühzeitig zu Tage traten, fanden im Kreise seiner Verwandten und seiner Umgebung manche Nahrung, dagegen bei seinem Vater, welcher von dem Künstlerberufe geringschätzig dachte, durchaus keine Förderung. Seine Mutter hinwiederum unterstützte, von seiner Begabung überzeugt, seine

Kunstaspirationen auf das Entschiedenste. Die herrlichen Werke Holbein's im Baseler Museum, für welche Böcklin als Knabe schon sich sehr lebhaft interessirte, scheinen auch für dessen Entschluss, sich der Kunst zu widmen, nicht ohne Einfluss gewesen zu sein.

4. Intellektuelle Sphäre.

Gehen wir nunmehr daran, die entwickelten geistigen Persönlichkeiten unserer Künstler einer Analyse zu unterwerfen, so haben wir vor Allem die intellektuelle Seite ihres Wesens in Betracht zu ziehen. Bei Prüfung dieser werden wir, wie wir schon an früherer Stelle bemerkten, auf die Leistungen der Einzelnen im Bereiche der bildenden Kunst nicht näher eingehen; auch auf eine besondere Besprechung der intellektuellen Grundvermögen, Gedächtniss, Phantasie und Urtheilskraft, werden wir verzichten, weil dieselbe zum Theil überflüssig ist, zum Theil aber auch das hiefür erforderliche Material mangelt. So beziehen sich die Angaben über das Gedächtniss bei unseren Künstlern fast ausschliesslich auf das Gedächtniss für Gesichtswahrnehmungen, welches in der Regel vorzüglich war. Dagegen fehlt es uns bezüglich der übrigen Gedächtnissleistungen mit geringen Ausnahmen an Aufschlüssen. [1]) Die Phantasie zeigt bei unseren Künstlern wie das optische Gedächtniss eine sehr hohe Entwicklung; sie bildet ja auch das Grundelement ihrer genialen Begabung und bedarf daher keiner näheren Erörterung. Für die Taxirung des Urtheilsvermögens geben in erster Linie die künstlerischen Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten, dann aber auch deren Verhalten unter verschiedenen Lebensumständen genügende Anhaltspunkte, so dass eine gesonderte Betrachtung desselben nicht geboten erschien.

Unsere Untersuchung wird sich erstrecken: auf den Stand der allgemeinen Bildung, der allerdings nur in sehr beschränktem Maasse als Index des intellektuellen Niveaus zu betrachten ist, die Kenntnisse in einzelnen speciellen Wissensgebieten, die Veranlagung für andere Künste, Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete, endlich die praktische Seite der intellektuellen Sphäre, die Entwicklung des sogenannten praktischen Sinnes, i. e. die Fähigkeit, den verschiedenartigen Anforderungen des Lebens Genüge zu leisten. Wir werden finden, dass unsere Kunstheroen in diesen verschiedenen Beziehungen höchst bedeutende Unterschiede aufweisen, dass unter denselben die ganz einseitige ebensowohl als die vielseitige Genialität, nicht minder aber auch die Zwischenglieder zwischen diesen Begabungsarten vertreten sind.

[1]) So wissen wir, dass Michelangelo ganze Gesänge Dante's auswendig recitiren konnte und Böcklin ein sehr gutes musikalisches Gedächtniss besass.

Der Hauptrepräsentant des vielseitigen Genies, man darf wohl sagen, der merkwürdigste Mann unserer ganzen Gruppe, ist Lionardo da Vinci.

Es ist uns heutzutage nicht möglich, die Leistungen dieses Geistesheroen, an den nur ganz wenige Genies aus älterer und neuerer Zeit heranreichen, nach ihrem vollen Umfange zu würdigen. Es wird dies wahrscheinlich auch nie möglich werden, da ein beträchtlicher Theil seiner Schriften, in welchen er die Früchte seines Schaffens niederlegte, verloren gegangen ist. Doch genügt das, was wir von den Leistungen dieses Mannes wissen, um uns mit höchster Bewunderung zu erfüllen. Der Ruhm Lionardo da Vinci's gründet sich in erster Linie auf seine unsterblichen Schöpfungen im Gebiete der Malerei, welcher er jedoch nur einen kleinen Theil seiner Zeit gewidmet hat. Als Bildhauer und Architekt war er gleichtalls sehr bedeutend, und in seinen Schriften finden sich umfassende Vorarbeiten zu einem Lehrbuch der Architektur verbunden mit zahlreichen Entwürfen. Seine Thätigkeit erstreckte sich jedoch auch auf das Gebiet der Kriegs- und Wasserbaukunst[1]), die Erfindung von Maschinen und mechanischen Kunstwerken, die Erfindung und Verbesserung von Musikinstrumenten. Ausserdem war er ein tüchtiger Musiker, Sänger, Dichter und namentlich auch Improvisator. Letzterer Eigenschaft und seiner Qualification als Musiker hatte er seine Berufung an den Hof von Lodovico Sforza im Jahre 1482 zu verdanken. Seine Vielseitigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete ist nicht minder erstaunlich. Er beschäftigte sich eingehend mit Mathematik,

[1]) Was er als Kriegstechniker zu leisten unternahm, hierüber gibt ein in dem Codex atlanticus enthaltener, an Lodovico Moro, den damaligen Herzog von Mailand, gerichteter Brief Aufschluss, in welchem sich u. a. folgende Stellen finden:

1. Habe ich Mittel, sehr leichte Brücken anzufertigen, die sich sehr bequem transportiren lassen und mit denen man die Feinde verfolgen, sowie auch ihnen nach Gelegenheit entfliehen kann. . . . . . .

4. Noch weiss ich eine Art von Bombarden, die sehr bequem und leicht zu tragen sind und mit denen man Hagel von Geschossen schleudern kann. Und mit dem daraus entstandenen Rauche verursachen sie dem Feinde grossen Schrecken, zu dessen grossen Schaden und Verwirrung.

5. Ebenso weiss ich unter der Erde Höhlen und enge gewundene Gänge anzulegen, die ohne Geräusch gemacht werden können und mit denen man zu einem bestimmten Ziele gelangen kann; wenn man auch unter Graben oder unter einem Fluss passiren müsste.

6. Auch mache ich sichere und unverletzliche bedeckte Wagen, welche mit ihrem Geschütz unter die Feinde gerathend, auch die allergrössten Heeresmassen zum Weichen bringen können, und hinterher kann die Infanterie ganz sicher und ohne irgend ein Hinderniss nachfolgen.

7. Ferner, wenn es nöthig ist, mache ich Bombarden, Mörser und leichtes Feldgeschütz von sehr schöner und zweckmässiger Form und gar nicht im gemeinen Gebrauch bekannt.

Physik, hier namentlich mit Mechanik und Optik, Astronomie, Botanik und Anatomie. In seinen Kenntnissen und Ideen auf diesen Gebieten eilte er seinen Zeitgenossen und selbst den folgenden Generationen zum Theil weit voran; hierfür sei nur ein Beleg erwähnt. Aus Zeichnungen, die sich in seinem Nachlasse vorfanden, geht hervor, dass er sich mit dem Bau von Schiffen beschäftigte, welche durch Dampfkraft bewegt werden sollten. Sein rastloser Eifer führte ihn zu einer Reihe wichtiger Entdeckungen. In der Botanik gilt er als der Begründer der Pflanzenanatomie und Physiologie. Von dem Fleisse, mit welchem er anatomische Studien betrieb, legt ein Band mit 235 anatomischen Zeichnungen Zeugniss ab, der sich in der königlichen Handzeichnungssammlung zu London befindet. Er schrieb u. A. auch eine theoretische Abhandlung über die Malerei (Trattato della pittura) für seine Schüler. Dass seine Leistungen auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete seinen Zeitgenossen vorenthalten blieben und keine Anregung zu weiteren Forschungen gaben, lag an der Rastlosigkeit des genialen Mannes, die ihn von einer Arbeit zur anderen trieb und ihm nicht gestattete, seine Schriften durch den Druck der Mit- und Nachwelt zugänglich zu machen.

Es liegt nahe, dass ein Mann wie Lionardo, dessen Geist sich ebensowohl mit den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens, wie den Idealen der Kunst und den Problemen der Wissenschaft beschäftigte, auch mit einer guten Dosis praktischen Verstandes ausgestattet war. Bei der enormen Vielseitigkeit seiner Interessen konnte bei ihm begreiflicherweise der materielle Gewinn keine ausschlaggebende Rolle spielen, doch war Lionardo weit davon entfernt, seine materiellen Interessen aus dem Auge zu verlieren.

Rosenberg bemerkt: „der grosse Idealist, der das Abendmahl für die ganze christliche Menschheit zu einem ewig gültigen Sinnbilde erhoben hat, war in seinem Privatleben ein Realist, ein Geschäftsmann, dessen Betriebsamkeit (Schlauheit) ebensogut für das 19. Jahrhundert ausgereicht hätte, wie die Klugheit des Erfinders, der bereits mit prophetischem Sinne die Wege gewiesen hat, die erst 300 Jahre nach seinem Tode wieder gefunden wurden und zu den höchsten Zielen geführt hatten“.

An Vielseitigkeit schliesst sich an Lionardo da Vinci zunächst Michelangelo an, von dem Vasari erklärt: „Er war zur Welt gesandt, als ein Vorbild für die Meister unseres Berufes, damit sie durch sein Leben und seine Werke Einsicht gewinnen möchten, was ein wahrer und trefflicher Künstler sei“. Der Weltruhm Michelangelo's beruht darauf, dass er als Maler, Bildhauer und Architekt [1]) gleichbe-

---

[1]) Michelangelo war, was weniger bekannt ist, auch Kriegsbaumeister, er baute für seine Vaterstadt Florenz mächtige Befestigungswerke.

deutend und bahnbrechend war; dabei besass er aber auch hervorragendes dichterisches Talent, was die von ihm hinterlassenen Gedichte zur Genüge bezeugen.

Für Anatomie interessirte er sich leidenschaftlich. Er zerlegte auch Thiere jeder Art und wollte, wie H. Grimm berichtet, seine hierdurch gewonnenen Ansichten in einem Buche niederlegen, unterliess dies jedoch, weil ihm mit zunehmendem Alter das Schreiben beschwerlich fiel und ihm auch das Seciren von Leichen gesundheitlich nicht gut bekam.

Dass er ein Mann von bedeutender allgemeiner Bildung war, lässt sich schon aus seiner vielseitigen künstlerischen Thätigkeit schliessen; seine literarischen Neigungen sprechen ebenfalls dafür, er war unter seinen Zeitgenossen einer der besten Dantekenner und wusste ganze Gesänge der göttlichen Comödie auswendig. Auch unterliegt es keinem Zweifel, dass er das Lateinische wohl verstand.

Mit der höchsten Begeisterung für die Kunst verband sich bei ihm ein ausgeprägter praktischer Sinn; er verstand es, ohne irgendwie in seinen Handlungen von Gewinnsucht sich leiten zu lassen, und trotz grösster Freigebigkeit gegen seine Familie und Freunde, Reichthümer zu erwerben und zu erhalten. Auch die Rathschläge, die er gelegentlich seinen Verwandten, insbesondere seinem Neffen Lionardo ertheilte, bekunden einen hohen praktischen Verstand.

Raffael war, wenn auch sein Weltruhm von den unsterblichen Schöpfungen seines Pinsels ausgeht, auch als Architekt hochbedeutend. Er hat seine hervorragende Begabung für die Baukunst bei verschiedenen Palastbauten in Florenz und Rom und ganz besonders beim Bau der Peterskirche bethätigt, dessen oberste Leitung ihm von Papst Leo im Jahre 1514 übertragen wurde. Auch als Bildhauer soll Raffael sich versucht haben, es werden ihm wenigstens einige Sculpturen zugeschrieben. Von dem hohen Stande der allgemeinen Bildung des Künstlers lieferte der von ihm geschaffene Freskencyklus in den „Stanzen" ein beredtes Zeugniss, da nur ein hochkultivirter Geist die Aufgabe, die Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz allegorisch darzustellen, in der Weise lösen konnte, wie es Raffael zu Stande brachte. Es ist übrigens auch nicht ausser Betracht zu lassen, dass Raffael jung starb und in seinem kurzen Leben dermaassen von den künstlerischen Aufgaben, die ihm von den verschiedensten Seiten zugingen, in Anspruch genommen wurde, dass er kaum irgendwelche Musse für anderweitige Beschäftigung fand.

Bei Dürer und Rubens finden wir, ähnlich wie bei Lionardo da Vinci, neben dem künstlerischen Genie eine ganz hervorragende wissenschaftliche Begabung. Dürer leistete, wie in der Malerei, auch im Kupferstich und im Holzschnitt Ausgezeichnetes. Seine wissen-

schaftlichen Forschungen waren in der Hauptsache der Technik der Malerei gewidmet, welcher er eine exakte wissenschaftliche Grundlage geben wollte. Was ihn die Erfahrung bei seiner künstlerischen, stets nach Vollendung ringenden Thätigkeit gelehrt und was er durch mühsame Einzelstudien an Kenntnissen gewonnen hatte, sollte Gemeingut seiner Kunstgenossen werden und für sie eine fruchtbare Anleitung bilden. Dürer kam nicht dazu, die zahlreichen wissenschaftlichen Pläne, mit welchen er sich trug, sämmtlich oder auch nur zum grösseren Theil durchzuführen. Er vermochte nur zwei seiner Schriften, die „Unterweisung in der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern“ und den „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken“ im Druck herauszugeben. Eine dritte Schrift, wohl die bedeutendste seiner literarischen Arbeiten, „die vier Bücher menschlicher Proportionen“ war bei seinem Ableben für den Druck vorbereitet. In seinem Nachlasse fanden sich ausserdem Entwürfe für ein grosses Werk, „Speise der Malerkunst“ eine Art Kunstencyklopädie, welche u. A. enthalten sollte: die Lehre von den richtigen Proportionen eines Kindes, Mannes, Weibes, Pferdes, die Beschreibung eines Projectionsapparates, die Lehre von Licht und Schatten, eine Farbenlehre, eine Anleitung zur Composition von Gemälden, eine kurz gefasste Baukunde. Wie ernst und sorgfältig er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu Werke ging, erhellt aus dem Umstande, dass sich in den von ihm hinterlassenen Handschriften beinahe für jeden wichtigeren Satz mehrere Entwürfe finden. Dürer war eine sinnige und, wie von seinen Freunden bezeugt wird, träumerische Natur; vielleicht hing es mit letzterer Eigenschaft zusammen, dass er von praktischem Sinn nur wenig besass. Es war sein Glück, dass seine Frau ersetzte, was ihm in letzterer Hinsicht mangelte, und ihn dadurch vor manchem Schaden in geschäftlichen Angelegenheiten bewahren konnte. Von Dürer's Biographen wurde die Frage erörtert, wie sich das Zusammentreffen des Hangs zur Träumerei mit dem ausgesprochenen wissenschaftlichen, speziell mathematischen Sinne bei ihm erklären lasse. Springer erachtet die Vereinigung beider Eigenschaften nicht wunderbar, da ja das mathematisch abstracte Denken eine Art Phantastik des Verstandes sei. Indess ist zu berücksichtigen, dass das Träumen Dürer's wohl nicht ein Sichverlieren in nutzlose Grübeleien, sondern das freie Walten einer übermächtigen künstlerischen Phantasie war, das seinen Kunstschöpfungen zu Gute kam und die Concentration auf concrete Vorstellungsgebiete durchaus nicht ausschloss. — Eine ganz andere Natur als Dürer, der es trotz seiner eminenten künstlerischen Leistungen und seines Ansehens nicht zu einer völlig befriedigenden Gestaltung seiner äusseren Verhältnisse brachte, war Rubens. In ihm vereinigte sich mit dem Genie des Künstlers und hervorragender wissen-

schaftlicher Begabung noch eine andere sehr bemerkenswerthe Qualität, ein hoher Grad praktischer Weltklugheit, den er jedoch nicht lediglich in seinem Privatleben zur Geltung brachte. Rubens besass eine für seine Zeit ganz eminente allgemeine Bildung und glänzte dabei insbesonders durch seine Sprachkenntnisse. Er beherrschte sieben Sprachen vollkommen und die Klassiker des Alterthums bildeten seine tägliche Lectüre. Seine wissenschaftlichen Neigungen wandten sich vorzugsweise der Alterthumskunde zu, und er stand bei seinen Zeitgenossen als bedeutender Alterthumsforscher und gelehrter Sammler von Alterthümern in hohem Ansehen. Die von ihm verfassten wissenschaftlichen Abhandlungen zeugen ebenso sehr von der Gründlichkeit seiner Studien, wie der Schärfe seines Urtheils und verschafften ihm auch eine seltene Auszeichnung; er wurde im Jahre 1629 von der Universität Cambridge zum Magister in artibus ernannt. Rubens hat sich indess auch als Diplomat grosse Verdienste und Ehren erworben. Die Regentin der Niederlande, Isabella, welcher Rubens wegen seiner Weltgewandtheit, Bildung und seines trefflichen Charakters von ihrem verstorbenen Gatten, Erzherzog Albrecht, empfohlen worden war, nahm seinen Rath in allen wichtigen Staatsangelegenheiten in Anspruch. Seine diplomatische Befähigung zeigte sich insbesondere bei den Unterhandlungen über den Waffenstillstand, der zwischen Philipp III. von Spanien und den vereinigten Provinzen von Holland 1609 geschlossen wurde, sowie bei dem im Jahre 1625 zwischen England und Spanien ausgebrochenen Kriege. In Anerkennung seiner staatsmännischen Leistungen wurde Rubens von den Königen von England und Spanien in den Ritterstand erhoben. Nach neueren Forschungen sollen zwar die Auszeichnungen, welche Rubens vom englischen Hofe zu Theil wurden, mehr der Person des genialen und dabei sehr liebenswürdigen und weltgewandten Künstlers, als dem Staatsmanne Rubens gegolten haben. Dies kann jedoch an unserem Urtheil über die Befähigung des Künstlers auch auf staatsmännischem Gebiete nichts ändern.

Ein Mann, der mit der genialen Begabung für die Malerei verschiedene andere bemerkenswerthe Talente verband und in der Vielseitigkeit seiner Veranlagung einigermafsen (allerdings nur einigermafsen) an Lionardo da Vinci erinnert, war Böcklin. Dieser Künstler hat zwar nur durch seine Schöpfungen als Maler das Auge der Welt auf sich gezogen, sich aber auch auf verschiedenen anderen Gebieten versucht. Seine Befähigung für die Bildhauerei bezeugen die „Fratzen“, die er für die Gartenfaçade des Künstlerhauses in Basel schuf. Dass er einer gewissen poetischen Ader nicht entbehrte, hierfür sprechen, abgesehen von der Art seiner Kunstschöpfungen, manche von ihm verfasste formenschöne Gedichte. Seine musikalische Befähigung beschränkte sich nicht auf die Beherrschung von Instrumenten und das

reproductive Gebiet. Ein leidenschaftlicher Musikfreund, brachte er es ohne Unterricht zu einer gewissen Virtuosität auf mehreren Instrumenten. Er wurde aber auch durch eigene musikalische Eingebungen zu Versuchen im Componiren bestimmt. Daneben besass er einen ausgeprägten mathematischen Sinn. Wie sein grosser Vorgänger Lionardo mühte er sich viel mit rein mechanischen Problemen ab, speciell beschäftigte ihn lange Zeit die Construction einer Flugmaschine. Die Versuche, die er zur Lösung dieser Aufgabe unternahm, führten zwar zu keinem positiven Erfolge, bekundeten aber solchen Scharfsinn,[1]) dass sie die höchste Anerkennung seitens der Techniker fanden[2]). Eine praktische Natur war Böcklin trotz aller Vielseitigkeit nicht. Rücksichten auf die äusseren Verhältnisse hatten auf sein Handeln wenig Einfluss. Es gelang ihm auch erst in verhältnissmäfsig späten Jahren sich die wohlverdiente Geltung und eine gesicherte materielle Lage zu erringen. Die Bildung Böcklin's war wie seine Begabung eine vielseitige. Er war ein eifriger Leser; von den Dichtern des Alterthums waren ihm Homer, Anakreon, Theokrit, Horaz, Ovid besonders vertraut, und Goethe bildete noch im Greisenalter seine Lieblingslectüre. Die schöne Literatur zog ihn jedoch nicht allein an; er interessirte sich auch lebhaft für kulturhistorische Werke, Reiseschriften, Erfindungen und Ausgrabungen. In Bezug auf sein Gedächtniss bemerkte er selbst scherzend, dass in seinem Kopfe viel Platz habe. Sein phänomenales Gedächtniss für optische Eindrücke ist bekannt; er besass aber auch ein sehr bemerkenswerthes musikalisches Gedächtniss, jede Melodie, die sein Gefallen erregt hatte, konnte er fehlerfrei wiedergeben.

Meissonnier besass neben seiner künstlerischen Befähigung eine glänzende Rednergabe. Die Ausbildung, welche er in den Jugendjahren erhielt, war in Folge von öfterem Wechsel der Erziehungsinstitute, denen er anvertraut wurde, mangelhaft. Er bemühte sich jedoch im späteren Leben ernsthaft, die Lücken seines Wissens auszufüllen. Er war mit der englischen, italienischen und deutschen Sprache, der alten wie der neuen Literatur vertraut, besass auch Kenntnisse in der Mathematik, Physik und Chemie, ganz besonders interessirte er sich für Geschichte, und er that den Ausspruch, dass, wenn er nicht Maler geworden wäre, sein höchster Wunsch sein würde, Geschichtsforscher zu sein; kein anderer Gegenstand ziehe ihn so mit Leidenschaft an, wie das Studium der Geschichte. Meissonnier war auch ein überaus eifriger Leser. Er verbrachte seine Erholungsstunden mit der Lectüre guter Werke,

---

[1]) Der Bau der Flugmaschine kostete Böcklin sehr viel Zeit und Geld, und als er den ersten Flugversuch damit unternahm, kam er durch Absturz beinahe um's Leben.

[2]) Helmholtz soll sich geäussert haben, dass die Lösung des Problems der Flugmaschine nur auf der von Böcklin geschaffenen Basis möglich sei.

unter seinen Lieblingsbüchern figurirten neben der Bibel Homer und Aeschylos.

Feuerbach besass neben der Veranlagung für Malerei unzweifelhaft eine ausgesprochene dichterische Begabung. Diese tritt insbesonders in einer Autobiographie zu Tage, welche von ihm unter dem Titel „mein Vermächtniss“ während der Reconvalescenz nach einer schweren Krankheit im 47. Lebensjahre verfasst wurde und nach seinem Tode in drei rasch aufeinander folgenden Auflagen im Druck erschien. Form und Inhalt dieser Schrift sind von gleich hohem Interesse. Allgeyer bezeichnet dieselbe als ein sprachliches Kunstwerk und eine Fundgrube tiefsinniger Aussprüche. Feuerbach glaubte jedoch seinem Ansehen durch künstlerische Leistungen ungleich mehr zu nützen, als durch literarische Thätigkeit, weshalb er auch nach den unfreiwilligen Mufsestunden, die ihm durch Krankheit aufgenöthigt worden waren, die Feder wieder mit dem Pinsel vertauschte. Musik liebte Feuerbach über Alles, und er brachte dieser Kunst, obwohl er kein Instrument spielte, tiefes Verständniss entgegen; insbesondere verehrte er Mozart, Gluck, Beethoven und Schubert. Er besass eine schöne Tenorstimme und betheiligte sich fast überall, wo er sich längere Zeit aufhielt, an Männerquartetten. Feuerbach las auch viel, am liebsten Bücher, die geeignet waren, seine Phantasie anzuregen; Goethe und Shakespeare waren seine Lieblingsschriftsteller.

Von Tizian sind Leistungen auf einem anderen Gebiete als dem der Malerei nicht bekannt. Von seinen Zeitgenossen wird bezeugt, dass er ein Mann von hoher Intelligenz und feiner Bildung war. Für diese Eigenschaften spricht schon sein Verkehr mit vielen der hervorragendsten Männer seiner Zeit Dichter wie Ariost und Tasso lasen ihm ihre Werke vor, um sein Urtheil darüber zu vernehmen. Mit dem künstlerischen Genie paarte sich bei Tizian ein ganz eminenter praktischer Sinn. In materiellen Angelegenheiten bekundete er alle Eigenschaften eines gewiegten Geschäftsmannes. Die hohen Connexionen, die er durch seine künstlerischen Leistungen, wie durch die Feinheit seines Auftretens und seine Weltklugheit erwarb, wusste er sehr geschickt zu seinem und seiner Familie Vortheil auszunutzen. In Geldgeschäften ebenso genau wie umsichtig, verstand er, nicht nur das Erworbene zu erhalten, sondern auch seinen Besitz stetig zu vermehren. Wie weit sich sein geschäftlicher Unternehmungsgeist erstreckte, erhellt aus dem Umstande, dass er von Kaiser Karl V. das Privilegium zur Einführung von Getreide aus Neapel und von dessen Bruder König Ferdinand die Erlaubniss zum Schlagen von Bauholz in Tyroler Wäldern für sich erbat. Aus einem erhaltenen Briefe vom Jahre 1564 geht hervor, dass Tizian und sein Sohn Orazio einen Holzhandel betrieben und dem Herzog von Urbino nicht nur Bilder, sondern auch Bau- und Brenn-

hölzer lieferten. Trotz seines ausgesprochenen Erwerbssinnes wusste Tizian in seinem Wesen einen vornehmen Zug zu bewahren, der sich bei ihm auch im Gebrauch seines Reichthums geltend machte. Er erwarb nicht um des Besitzes willen, sondern um das Leben zu geniessen.

Holbein's Leistungen beschränkten sich auf das Gebiet der Malerei und der kunstgewerblichen Zeichnungen. Während frühere Biographen Holbein als einen ungebildeten Menschen darstellen, ist es durch neuere Forschungen wahrscheinlich geworden, dass er an Bildung über die Kunstgenossen seiner Zeit hinausragte. Ein wichtiges Dokument in dieser Richtung sind die Illustrationen, welche Holbein zu dem berühmten Werke des Erasmus von Rotterdam „Laus stultitiae“ (Lob der Narrheit) lieferte, da aus denselben hervorgeht, dass er nicht nur mit der lateinischen Sprache vertraut war, sondern auch in höherstehende Gedankenkreise einzudringen vermochte. Dass er auch ein hohes Mafs von Weltklugheit besass, ergibt sich aus der Stellung, die er am englischen Hofe sich errang und behauptete. Er wurde Hofmaler König Heinrich VIII, welcher seine Dienste in persönlichen Angelegenheiten oftmals in Anspruch nahm; dabei wusste er sich dauernd in der Gunst dieses höchst launischen Fürsten zu erhalten, während andere berühmte Männer am Hofe Heinrich VIII. dem Sturze nicht entgingen, nachdem sie zu den höchsten Ehren gelangt waren.

Millet war schon als er nach Cherbourg kam ein gebildeter Mann und sehr belesen. Er war des Lateinischen so weit mächtig, dass er Virgil und die Bibel im lateinischen Texte lesen konnte. Auch in Cherbourg beschäftigte er sich sehr viel mit Lectüre. Die Klassiker des Alterthums, wie die der Neuzeit interessirten ihn in gleicher Weise. Für seine allgemeine Bildung spricht auch die Wahl der Stoffe für seine Bilder. In den ersten Zeiten seiner künstlerischen Thätigkeit beschäftigten ihn hauptsächlich Darstellungen auf geschichtlichem, biblischem und vorzugsweise antik-mythologischem Gebiete. Erst als er auf die Höhe seiner Kunst gelangt war, begann er sich der Darstellung des Landlebens zu widmen, das er so gründlich kannte Millet schrieb ungemein viel Briefe, die sich durch Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks und feinen würdigen Stil auszeichneten. Auch wird von ihm berichtet, dass er sich von Jugend auf durch die Schärfe seines Urtheils hervorthat; er liess sich nie durch den Schein einer Sache blenden, sondern durchschaute sie bis auf den Grund. Sehr praktisch war Millet jedoch nicht, dafür folgte er aber gern und willig dem Rathe guter Freunde.

An Begabung und Wissen der Einseitigste in der ganzen Gruppe der von uns in Betracht gezogenen Künstler war zweifellos Rembrandt. Seinen eminenten Leistungen auf dem Gebiete der Malerei und des Kupferstichs steht, soweit unsere Kenntnisse reichen, keine Thätigkeit

auf irgend einem anderen Gebiete zur Seite. Rembrandt war auch selbst für seine Zeit keineswegs ein gebildeter Mann [1]), er sprach und schrieb nur niederländisch, letzteres noch dazu schlecht. Seine literarischen Interessen waren offenbar auch sehr gering. Seine Bibliothek umfasste nur eine geringe Zahl von Büchern, von denen er überdies einige aller Wahrscheinlichkeit nach lediglich wegen der darin enthaltenen Stiche erworben hatte. Auch von praktischem Sinne hat er nur wenig bekundet. Obwohl er durch seine Kunst bedeutende Einnahmen erzielte und von seiner Gattin Saskia ein bedeutendes Vermögen zusammen mit seinem Sohne geerbt hatte, war er doch nicht im Stande, sich in geordneten Verhältnissen zu erhalten. Seine Sammelleidenschaft brachte ihn mehr und mehr in Schulden, so dass er schiesslich in Konkurs gerieth. Nach diesem Schlage wusste er, obwohl er mit ungebrochener Schaffenskraft weiter arbeitete, sich nicht mehr zu einer einigermafsen befriedigenden äusseren Stellung durchzuringen.

5. Gemüthssphäre.

Gehen wir nunmehr zur Betrachtung des Gemüthslebens unserer Künstler über, so finden wir auch auf diesem .Gebiete mannigfache und sehr beachtenswerthe Unterschiede.

Lionardo da Vinci, der Riese an Geist wie an Körper, war auch mit Gaben des Gemüths reich ausgestattet. Er war nicht nur sehr empfindlich, soweit es sich um seine Ehre, seine persönliche Geltung als Künstler, Techniker oder Gelehrter handelte, sondern überhaupt eine sehr zartfühlende Natur. Am deutlichsten zeigt sich dies in seinem Verhalten gegen Thiere. Lionardo hatte eine besondere Vorliebe für schöne Pferde, daneben war er aber überhaupt ein grosser Thierfreund und bekundete in der Behandlung der Thiere seltene Weichherzigkeit und Geduld. Oft kam es vor, dass er Vögel, die in Käfigen zum Verkaufe feil gehalten wurden, bezahlte, bloss um ihnen die Freiheit wieder zu geben. Der Reichthum seines Gemüthes offenbarte sich aber auch im Verkehre mit den Menschen; er war von einer Liebenswürdigkeit, welche alle ihm Nähertretenden bezauberte. Es ist begreiflich, dass er bei seinem Naturell manche unangenehme Vorkommnisse in seinem Leben schwerer nahm, als objectiv gerechtfertigt war. So wurde er namentlich durch üble Streiche, welche ihm seine Dienerschaft spielte

---

[1]) So urtheilte schon ein Zeitgenosse Rembrandt's (Sandrart), dessen Angaben sich auf persönliche Erlebnisse stützten. Er erwähnt: „Rembrandt habe nichts gethan, um seinen Geist zu bilden, weder Italien und andere Oerter besucht, noch sich durch Bücher helfen können, da er nur schlecht niederländisch habe lesen können.“

(Betrügereien und dergleichen), allmählich dahin gebracht, dass ihn Misstrauen und Verachtung gegen die Menschen erfüllte und seine Stimmung sich verdüsterte. Diese Veränderung war jedoch nicht im Stande, seine durchaus edle Gesinnungsart zu beeinflussen und die Gefühle des Wohlwollens selbst gegen solche, die sich ihm feindlich erwiesen hatten, zu ersticken. So vermachte er seinen Brüdern, die ihn zu einem 20jährigen erbitterten Kampfe um sein väterliches Erbe genöthigt hatten, testamentarisch eine gewisse Summe und ein Grundstück in Fiesole.

Raffael fesselte wie Lionardo die ihm Nähertretenden durch den Zauber seiner anmuthigen und liebenswürdigen Persönlichkeit. Sein Naturell war von Haus aus ein heiteres, schaffensfreudiges. Seine erfolgreiche künstlerische Thätigkeit verlieh ihm ein Gefühl des Behagens und der Zufriedenheit, das ihn nicht nach einer Veränderung seiner Verhältnisse verlangen liess. Deutlich erhellt dies aus einem Briefe aus dem Jahre 1514, den er an seinen Onkel Simone Ciarla anlässlich eines Versuchs seiner Verwandten, ihm eine Braut aus Urbino zu verschaffen, richtete. In demselben bemerkte er, so wie er lebe, fühle er sich glücklich, er habe ein gutes Einkommen, erfreue sich der Gunst des Papstes etc. Mit der Schaffensfreudigkeit verband sich bei ihm und zwar zu seinem Nachtheile, ein hohes Zartgefühl, das ihm nicht gestattete, irgend welche Bitten abzuschlagen. Infolge dieses Umstandes wurde er mit den verschiedenartigsten Aufträgen von Fürsten, Communen und Privatpersonen überhäuft, und unter der Last der enormen Arbeit, die er sich dergestalt neben seiner Thätigkeit im Dienste des Papstes auflud[1]), mussten seine Nerven mehr und mehr zu Schaden kommen. Hiermit änderte sich auch seine frühere heitere Stimmungslage. Auch hierfür liegt ein briefliches Zeugniss vor. Paoluzzi schreibt in einem Briefe vom 17. Dezember 1519 an den Herzog von Ferrara: „So bedeutende Naturen wie Raffael sind immer melancholisch; und Raffael ist es gerade jetzt um so mehr, als ihm seit Bramante's Tode das ganze Bauwesen aufgebürdet ist.“ Pauluzzi hatte offenbar recht, wenn er den Einfluss der Ueberbürdung auf Raffael's Stimmung betonte; er irrte aber andererseits entschieden, wenn er annahm, dass

[1]) Ueber die enorme Arbeitskraft und Inanspruchnahme Raffael's bemerkt Hermann Grimm Folgendes: „Das allein, was Raffael nebenbei abthat, hätte andere Männer ganz und gar in Beschlag genommen mit ihren Gedanken. Für ihn aber scheint es nur ein Spiel gewesen zu sein. Vom Morgen bis zum Abend muss seine Tage ein Wirbel von Geschäften, Arbeiten und Besuchen, die er empfing oder abstattete, erfüllt haben, niemals Ruhe, immer vorwärts und trotz dieser Flüchtigkeit tief in seinem Herzen die Macht, sich ganz zu versenken in seine Werke und die Dinge so still und rein zu erfassen, als hätte er wie ein Mönch in der Zelle gesessen und gearbeitet.“

Raffael immer melancholisch war. Die Verstimmung, welche sich bei Raffael in seinen letzten Lebensjahren einstellte, war jedoch jedenfalls keine hochgradige, da sie seine Thatkraft nicht zu schmälern vermochte. Es handelte sich offenbar nur um jene leichtere gemüthliche Depression, die man so häufig bei neurasthenischen Zuständen im Gefolge von geistiger Ueberanstrengung findet.

In das Gemüthsleben und den Charakter Michelangelo's haben erst die in neuerer Zeit veröffentlichten Briefe desselben einen tieferen Einblick gewährt, und die Aufklärungen, die hierdurch gewonnen wurden, lassen manche der Urtheile, welche früher über die Persönlichkeit des grossen Künstlers gefällt wurden, als nicht ganz zutreffend erscheinen. Bei Michelangelo barg sich unter einer etwas rauhen Aussenseite ein überaus empfindsames weichherziges Naturell, mit welchem sich ein bald weniger, bald mehr hervortretender Hang zur Schwermuth vergesellschaftete. Ob letzterer durch angeborene Veranlagung allein oder äussere Momente oder durch eine Combination dieser Factoren bedingt war, ist nicht zu entscheiden; jedenfalls fehlt es bei dem Künstler nicht an Umständen, welche geeignet waren, seine Stimmung dauernd ungünstig zu beeinflussen. In erster Linie kommt die Entstellung seines Gesichts in Betracht, die ihm nicht angeboren, sondern durch die Gewaltthat eines Kameraden verursacht war und die er allem Anschein nach schwer ertrug[1]); dazu gesellten sich unerquickliche Familienverhältnisse und die Schwierigkeiten, welche der Durchführung seiner künstlerischen Lieblingspläne entgegentraten. Bei aller Weichherzigkeit war Michelangelo jedoch keineswegs eine sanfte Natur; neben der Zartheit des Gefühls bestand bei ihm eine Neigung zu starken Affecten, die ihn dahin brachte, dass er sich durch momentane Eindrücke in nicht immer entschuldbarer Weise zu Zornausbrüchen und Invectiven fortreissen liess[2]). Besonders machte sich sein Temperament geltend, wenn sein Rechtsgefühl in irgend einer Weise verletzt war; er hielt dann mit den schärfsten Ausdrücken nicht zurück und schonte selbst die höchsten Personen nicht. Die Güte seines Herzens offenbarte sich in erster Linie seiner Familie gegenüber. Er hing an seinem Vater und seinen Brüdern mit der grössten Zärtlichkeit, und wenn er auch oft ihnen den gerechten Aerger und Verdruss, den sie ihm durch ihr rücksichtsloses Verhalten bereiteten, in deutlichster Weise aussprach, so brach doch die Liebe bei ihm alsbald wieder durch. Für seine Familie arbeitete und darbte er. Er war

1) Die Gesichtsentstellung entstand dadurch, dass ihm im späteren Knabenalter ein Kamerad mit dem er in Streit gerathen war, durch einen Faustschlag die Nase zerschmetterte.

2) Bezeichnend in dieser Richtung ist der Vorfall mit Lionardo da Vinci in Florenz, dem gegenüber er sich auf dessen einfache Aufforderung hin, eine Stelle aus Dante zu erklären, in sehr verletzenden Aeusserungen erging.

jederzeit ohne Besinnen bereit, für sie die grössten Geldopfer zu bringen, während er sich selbst bis in das höchste Alter kaum das Nöthigste gönnte. Seine gutherzige Antheilnahme beschränkte sich jedoch keineswegs auf seine nächsten Angehörigen; er war ebenso bedacht, für die Dienstboten seiner Familie und seine Freunde, die der Unterstützung benöthigten, zu sorgen. Beim Tode einer alten Magd seiner Familie bedauerte er, sie überlebt zu haben, da er sie in seinem Testamente bedacht hatte. Seinen längjährigen Diener Urbino pflegte er während dessen Erkrankung in hingebendster Weise, und sein Tod versetzte ihn in tiefste Trauer. Michelangelo liebte, obwohl unvermählt, auch die Kinder, und den Armen wandte er reichliche Unterstützungen zu, ohne von seiner Wohlthätigkeit irgend etwas verlauten zu lassen.

Eine weit glücklicher geartete Natur als Michelangelo besass Tizian in Hinsicht auf sein Gemüthsleben. Während jener ein einsames Dasein führte und in asketischer Weise auf jeden Lebensgenuss verzichtete, war Tizian bestrebt, sich mit Allem zu umgeben, was das Leben verschönt und erheitert. Er besass ein prächtig eingerichtetes Haus „la casa grande", in welchem er die grossartigste Gastfreundschaft übte, und wenn er die Mehrung seines Vermögens und seiner Einkünfte sich stetig eifrig angelegen sein liess, so war es ihm doch nicht, wie wir schon erwähnten, um den Besitz allein zu thun. Er erwarb, um das Leben in vollem Maſse geniessen zu können. Dabei war Tizian jedoch durchaus kein egoistischer Genussmensch; er besass ein Herz für die Leiden und Freuden seiner Mitmenschen, und insbesondere seinen Landsleuten, den Cadorinern, gegenüber bekundete er die edelsten Gesinnungen, indem er sie oft in Zeiten der Noth mit Geld zum Ankauf von Korn unterstützte. Seiner Familie war er mit grösster Zärtlichkeit zugethan. Der frühe Verlust seiner Gattin Caecilia, an der er mit innigster Liebe hing, bereitete ihm solchen Schmerz, dass er krank wurde. Auch der Verlust seiner schönen Tochter Lavinia beugte ihn tief. Noch im höchsten Alter, selbst kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn die Fürsorge für die Seinen in lebhaftester Weise.

„Dürer war", so bemerkt Springer, „kein fröhlicher Mann. Er mag nur selten in seinem Leben laut gelacht haben, und in seinen Zeichnungen, in welchen er doch seine ganze Natur enthüllt, stossen wir kaum ein- bis zweimal auf ungebunden lustige Gestalten. Dafür besass er ein feines Verständniss für ein stillgemüthliches Dasein und gebot seine Phantasie über die fesselndsten Züge sinnigen Humors". Der Ernst Dürer's mag durch dessen äussere Verhältnisse, die materiellen Schwierigkeiten, mit welchen er einen grossen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte, mitbedingt gewesen sein; dass derselbe nicht auf Gefühlsarmuth beruhte, hierfür sprechen verschiedene Umstände. Dürer war seiner Familie ein treubesorgter Vater. So geht aus den

Briefen, die er während seines Aufenthaltes in Venedig in die Heimat richtete, hervor, dass ihn das Schicksal seiner zu Hause gebliebenen Angehörigen lebhaft kümmerte. Dass Dürer seine äusseren Verhältnisse nicht leicht nahm, erhellt ebenfalls aus diesen Briefen; er äussert in denselben eine gewisse Gedrücktheit wegen einer Geldschuld an seinen Freund Pirkheimer. Den bedeutendsten Antheil an das Gefühlsleben Dürer's beanspruchte offenbar dessen religiöse Gesinnnng, auf die wir an späterer Stelle eingehen werden.

Holbein war eine Tizian verwandte Natur; ihm waren, wie Woltmann erklärt, Lebenslust und Schönheitssinn angeboren. Von manchen Seiten wurde der Künstler eines wüsten Lebenswandels bezichtigt, wofür jedoch jeder stichhaltige Beweis mangelt; dagegen ist es nicht zu bezweifeln, dass er sein Leben genoss, soweit es seine Verhältnisse gestatteten, jedoch ohne seine künstlerischen Interessen irgendwie zu vernachlässigen. Die Lebensfreudigkeit Holbein's ist um so bemerkenswerther, als er in seinem Familienleben keineswegs glücklich war. Die häusliche Misère, welche ihm seine ältliche zanksüchtige Gattin bereitete, war wohl auch mit Veranlassung, dass er seine Familie verliess und sich nach England wandte.

Auch Rubens besass ein in seiner Art glückliches Naturell, sofern er weder zu Trübsinn, noch zu überschwänglicher Heiterkeit und überschäumenden Lebensgenuss neigte. Eine zufriedene, ruhig-heitere Stimmungslage scheint bei ihm vorherrschend gewesen zu sein, und zur Erhaltung dieser Gemüthsverfassung mag sehr wesentlich beigetragen haben, dass er dem Grundsatze „mens sana in corpore sana“ in seiner Lebensführung praktisch bestens Rechnung trug und seine Gesundheit stets hochschätzte, sich auch die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht allzu nahe gehen liess. Dass er ein glückliches Familienleben führte, echte Freunde besass und durch seine Liebenswürdigkeit im Verkehr Jedermann fesselte, spricht dafür, dass ihm neben den Gaben des Geistes auch echte Herzensgüte auszeichnete. Mit grösster Zärtlichkeit hing er an seiner Mutter, und ihr Tod versetzte ihn in solche Trauer, dass er sich für mehrere Monate von der Welt zurückzog. Wie innig und mächtig die Gefühle waren, welche ihn an seine erste Gattin fesselten, wird aus einem Briefe ersichtlich, den er nach ihrem Tode im Jahre 1626 schrieb; in diesem klagte er, dass er Alles verloren habe, was ihn an sein Haus fesselte, dass alle Gegenstände seinen Schmerz erneuerten und er sich deshalb auf Reisen begeben müsse. In der That datirt auch von dieser Zeit Rubens diplomatische Thätigkeit, die ihn zu Reisen öfters veranlasste, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass Rubens, um Ablenkung von seinem Schmerze zu finden, die seinem Künstlerberufe so fernliegenden Geschäfte eines Staatsmannes übernahm.

Rembrandt, über dessen Gefühlsleben wir nur wenig Aufklärung besitzen, zeichnete sich schon als Jüngling durch ungewöhnlichen Ernst aus. Es wird von ihm berichtet, dass er an den Vergnügungen der Jugend nie Theil nahm und wie ein Greis erschien, der solche Kindereien verachtet. Dieser Ernst scheint ihn auch in seinem späteren Leben nicht verlassen zu haben[1]); er kommt wenigstens in seinen Kunstschöpfungen, insbesondere in seinen Porträts zum Ausdruck. Dass die ernste Stimmung bei Rembrandt in späteren Jahren nach dem schweren Missgeschicke, das in Form eines Konkurses über ihn hereinbrach, einer Verbitterung und trotziger Weltfeindlichkeit Platz machte, wird aus den Zügen seiner späteren Selbstporträts — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir hier unentschieden lassen — geschlossen. Begreiflich wäre eine solche Veränderung der vorherrschenden Stimmungslage nach den bitteren Erfahrungen, welche Rembrandt nicht ohne eigenes Verschulden machen musste, jedenfalls, und man brauchte deshalb bei dem Künstler noch kein sehr empfindsames Gemüth anzunehmen, wie dies geschehen ist. Mir scheint nach Allem, was mir von der Lebensgeschichte Rembrandt's bekannt geworden ist, dass der grosse Künstler „der Maler der Seele", wie man ihn genannt hat, der sich bemühte, die Regungen des menschlichen Gemüths in vollendeter Weise zum Ausdruck zu bringen, nicht das war, was man einen Gemüthsmenschen heisst. Zartere Gefühle waren ihm wohl nicht fremd; sie waren aber nicht tief und nicht nachhaltig genug, um sein Handeln zu beeinflussen. So liebte er seine Gattin Saskia zwar zärtlich, dies hielt ihn jedoch nicht ab, nach deren Ableben mit der Amme seines Sohnes alsbald sich in Beziehungen einzulassen, die ihn der Missachtung der Welt aussetzten, und durch leichtsinnige Wirthschaft das seinem Sohne hinterlassene Erbe, dessen Verwaltung ihm Saskia anvertraut hatte, zu Verlust zu bringen. Auch der Umstand, dass er seine Geliebte Hendrikje Stoffel, die ein Kind von ihm hatte und mit welcher er viele Jahre, wie es scheint im besten Einvernehmen zusammenlebte, lediglich aus pekuniären Rücksichten nicht heirathete, spricht nicht für besondere Gemüthstiefe.

Für Meissonnier's Gemüthsartung ist einer seiner Aussprüche bezeichnend: „Habet nur viel Herz, so werdet ihr immer genug Geist haben." In der That hielten bei ihm die Gaben des Geistes und des Herzens sich die Wage. Er war eine äusserst feinfühlige Natur, und eine Mehrzahl von Zügen spricht für die Tiefe seines Gemüthes, wie für die reiche Entwicklung seines Gefühlslebens. Wenn ihm auch die Kunst und seine künstlerische Arbeit über Alles ging, so konnten doch

---

[1]) Neumann bemerkt: „Selten malte Rembrandt lächelnde Portraits. Lustigkeit ist kein Gemüthszustand Rembrandt's."

auch zahlreiche andere Interessen sein Gemüth in die lebhafteste Erregung versetzen. Er liebte die Natur leidenschaftlich und wurde von ihrer erhabenen Schönheit zu Thränen gerührt. Auch Musik liebte er ausserordentlich, und das Anhören Beethoven'scher Symphonien zauberte vor sein Auge die entzückendsten Bilder.

Wie nahe ihm das Schicksal Anderer ging, erhellt aus dem Umstande, dass er als Jurymitglied für den Salon nie ohne die peinlichsten Empfindungen ein Bild zurückweisen konnte, da er die Bedeutung dieses Entscheides für den betreffenden Künstler sich nach allen Richtungen hin vergegenwärtigen musste. An seinen Freunden hing er mit treuester Ergebenheit, und die Freundschaftsverpflichtungen hielt er ungemein hoch. Aber auch die Geschicke seines Vaterlandes gingen ihm äusserst nahe. Als glühender Patriot wurde er durch die Ereignisse des Kriegsjahres 1870 von tiefstem Schmerze erfüllt, und er trug kein Bedenken, obwohl 66 Jahre alt, seine Dienste seinem Vaterlande während der Belagerung von Paris zur Verfügung zu stellen. Deutschland konnte er den Sieg über sein Vaterland nie verzeihen, und seine Abneigung gegen Preussen ging so weit, dass er eine von diesem Staate ihm angebotene Dekoration zurückwies, obwohl er in Bezug auf Ehrenbezeugungen äusserst empfindlich war. Ein Versehen, welches Andere gleichgiltig hingenommen hätten, konnte ihn tief schmerzlich berühren. Für Meisterwerke der Kunst konnte er sich wie Wenige begeistern, insbesondere erregte Rembrandt sein Entzücken. Seine Gemüthslage war wohl vorwaltend eine ruhig-heitere, da er im künstlerischen Schaffen seine höchste Lebensfreude fand und bis an sein Lebensende ungemein thätig war, es ihm auch an entsprechenden äusseren Erfolgen durchaus nicht mangelte. Seine Stimmung litt jedoch öfters darunter, dass er Bilder nur um des Verdienstes willen malen musste, und seine Arbeitskraft nicht ausschliesslich auf Sujets verwenden konnte, die seinen künstlerischen Neigungen entsprachen. Besonders quälend war ihm das Gefühl, einen Tag des Schaffens verloren zu haben, wenn seine Arbeitsleistung ihm werthlos erschien.

Auch Millet war eine äusserst feinfühlige Natur. Die Weichheit seines Gemüthes offenbarte sich schon in seiner Kindheit, und es wurde ihm deshalb vorausgesagt, dass er viel werde leiden müssen. Ein hervorragender Zug in seinem Leben war die Liebe zu seiner Familie. Diese machte sich in dem Knaben schon so mächtig geltend, dass er es, wie wir sahen, in der Fremde nicht aushielt; auch später, als er nach Cherbourg und Paris ging, verursachte ihm die Trennung von den Seinen tiefen Schmerz. Seinen Kindern war er der zärtlichste Vater; als die Noth bei ihm einmal auf's Höchste gestiegen war, hungerte er und seine Frau zwei Tage lang, die Kinder erhielten jedoch ihre Mahlzeiten. Den Freunden, welche ihm endlich 100 Francs brachten, bemerkte

er: „das kommt zur rechten Zeit, seit zwei Tagen haben wir nichts mehr gegessen, aber es thut nichts, die Kinder haben bis jetzt nicht gelitten.“ Mit der Feinfühligkeit verband sich bei Millet ein gewisser Stolz, der ihn z. B. abhielt in den ersten Tagen seines Pariser Aufenthaltes Leute nach den Strassen zu fragen, aus Furcht, er könnte wegen seiner Sprache verspottet werden. Die Herzensgüte Millet's bethätigte sich, wie viele Züge aus seinem Leben bezeugen, nicht nur seiner Familie gegenüber, sie wurde auch durch die bittersten Erfahrungen nicht beeinflusst. In Paris hatte er längere Zeit ungemein unter der Schlechtigkeit mancher Menschen zu leiden, die ihn in jeder Weise ausbeuteten und ihn dann seinem Elende überliessen. Da sein Stolz und der Ernst seines Strebens ihn oft verhinderte dem Geschmacke der Pariser und der leitenden Kreise Concessionen zu machen, wäre er damals untergegangen, wenn sich sein Genie nicht doch noch Achtung erzwungen hätte. Millet sprach später von diesen traurigen Erlebnissen, die einen Anderen zum Menschenfeind gemacht hätten, nie mit Bitterkeit. Er äusserte nur, dass es gute und schlechte Menschen gebe, und dass er doch zuweilen Hilfe gefunden habe. Millet's Stimmung war vorherrschend eine ruhige, milde; äusseren Gefühlsbezeugungen war er entschieden abgeneigt, Freude und Schmerz, wie tief er sie auch empfand, waren bei ihm still.

Feuerbach war von Haus aus eine äusserst feinfühlige, heissblütige und Lebenslust verlangende Natur, dabei aber ein Stiefkind seiner Zeit. Das Schicksal verfuhr mit ihm hart und zeitweilig selbst so grausam, dass auch eine weniger zart besaitete Seele darunter in ihrer Stimmung hätte leiden müssen. Wenn wir Feuerbach's Lebensgestaltung, auf die wir hier nicht näher eingehen können, erwägen, die lange Reihe von Misserfolgen und bitteren Enttäuschungen, die ihm seine künstlerische Laufbahn trotz unablässigen Ringens brachte, so müssen wir anerkennen, dass in ihm trotz einer gewissen erblichen Belastung ein ausserordentliches Maſs von geistiger Widerstandsfähigkeit und ein fast nicht überwindlicher Kern von Lebenslust und Lebensmuth gesteckt haben muss. Er war zu seinem Glücke die längste Zeit seines Lebens ein entschiedener Optimist, so dass Anfälle von Verzweiflung und Lebensüberdruss bis in seine letzte Lebenszeit bei ihm doch nur vorübergehend im Gefolge besonders schwerer Schicksalsschläge sich einstellten. Wie sein Freund und Biograph Allgeyer berichtet, war Feuerbach's Stimmung sehr wechselnd. „Zum gleichförmigen Alltagsbehagen fehlte es ihm am nöthigen geistigen Mittelmaass. Heissblütig und leidenschaftlich, wie er seinem ganzen Wesen nach war, hat er unter der Gleichgiltigkeit und dem Widerspruche der Welt gegen seine Kunst begreiflicher Weise schwer genug gelitten, um Grund zur Klage zu haben. Trotz allem hielt er an der Hoffnung auf eine Zeit des Erfolges im grossen Stil fest, eine Zeit, in der er auf den Höhen des

Daseins eine glänzende Künstlerexistenz zu führen erlesen sein würde. Nur langsam, mit der zunehmenden Erkenntniss von dem unlösbaren Gegensatz zwischen seiner künstlerischen Denk- und Empfindungsweise und der ästhetischen Bildung der ihn umgebenden Welt begann diese Zuversicht zu schwinden, und eine wachsende Neigung zur Einsamkeit bildete die Folge dieser lang abgelehnten schwersten Erfahrung seines Lebens." Feuerbach war den Seinen mit grosser Zärtlichkeit zugethan, der Tod seines Vaters und seiner einzigen Schwester bedrückten ihn sehr. An seiner Stiefmutter hing er mit fast abgöttischer Liebe, die allerdings auch von dieser Frau reichlich verdient war, da sie vor keinem Opfer für ihren vom Glück so wenig begünstigten Stiefsohn zurückscheute.

Feuerbach war im Verkehre wenig zugänglich, Fremden gegenüber verhielt er sich lange zurückhaltend und misstrauisch; war er jedoch von den guten Gesinnungen des Betreffenden überzeugt und damit der Bann gebrochen, so wurde er ein treuer, liebevoller Freund. Von seinem Zartsinn und seiner Opferfähigkeit für Bedürftige legt folgender Umstand beredtes Zeugniss ab. In Wien, wohin er 1874 als Professor der Historienmalerei an der kaiserlichen Akademie berufen worden war, ging er in seiner Fürsorge für unbemittelte Schüler so weit, dass er, um ihnen eine Unterstützung zu gewähren, welche nicht den Character der Wohlthat an sich trug, tüchtige Arbeiten derselben aus eigenen Mitteln erwarb, obwohl er sich selbst nicht in glänzenden Verhältnissen befand. Bemerkenswerth ist bei Feuerbach auch noch die tiefgehende Wirkung, welche starke Gemütsbewegungen auf sein Aeusseres ausübten. Er konnte, wie Allgeyer erwähnt, je nachdem Vorgänge in seinem Gemüthe ihn erhoben oder niederdrückten, von heute auf morgen um Jahre verjüngt oder auch gealtert erscheinen.

Böcklin fiel bereits im Knabenalter durch Ernst und eine gewisse Verschlossenheit seines Wesens auf, war dabei jedoch tollen Streichen nicht durchwegs abgeneigt. Diese Zwiespältigkeit machte sich auch in seinem späteren Leben geltend. Alle seine Biographen betonen das Sprunghafte, Unberechenbare seines Naturells, das ganz besonders in seinem gemüthlichen Verhalten zu Tage trat. Ohne entsprechende äussere Veranlassung und unvermittelt kam es bei ihm zu Schwankungen der Stimmungslage von einem Extrem zum anderen: heute voll rosigster Laune, zu Scherz und Kurzweil aufgelegt, das Leben in vollen Zügen geniessend, morgen völlig melancholisch. An den heiteren Tagen arglos wie ein Kind, im Verkehre sich mit vollster Offenheit gebend, war er in der Zeit der Depression schweigsam und misstrauisch, selbst gegen seine Freunde. Dabei war Böcklin auch zu vorübergehenden starken Affecten sehr geneigt, er war Choleriker, und in seinen jüngeren Jahren fürchtete man seinen Jähzorn. Die auffälligen und unmotivirten Schwankungen in seiner Stimmung traten in späteren Jahren mehr zurück; sein Gemüth

wurde ruhiger, aber auch, wie es scheint, kälter. Dass er in jungen und mittleren Jahren zarteren Regungen sehr zugänglich war, zeigt seine Verheiratung mit der schönen Römerin Angelina Pascucci, welche ihn in die schwierigste materielle Lage brachte, und die Innigkeit, mit welcher er an seiner Familie hing. Der Tod seines ersten Kindes brachte ihn dem Wahnsinn nahe und auch später ergriff ihn der Verlust eines seiner Kleinen derart, dass er für Monate arbeitsunfähig wurde; und doch bemerkt Flörke, welcher lange Zeit mit Böcklin in vertraulichstem Verkehre stand, ihn jedoch erst in späteren Jahren kennen lernte: „viel Herz und Gemüth hat er gerade nicht oder unterdrückt es wohl als unbrauchbar und unnütz, darin ist er Schweizer.“ Ebenso hebt Flörke hervor, dass Böcklin, trotz der poetischen Wirkung seiner Bilder, keine Neigung zu Empfindsamkeit, keinerlei lyrische Allüren besass. Es muss also mit dem Künstler im Laufe der Jahre eine Wandlung vor sich gegangen sein. Böcklin hat das, was er vom Gefühlsmenschen besass, im Laufe der Jahre wahrscheinlich unter dem Einflusse bitterer Lebenserfahrungen abgestreift und ist zum Manne der That geworden, der sich nur von seinen künstlerischen Zielen bestimmen liess. Auch in seinen Neigungen für einzelne Personen und Kunstrichtungen bekundete Böcklin das Unberechenbare, Schrullenhafte seines Naturells; er schätzte Rubens und hasste Rembrandt, er liebte Liszt und hatte gegen Wagner einen unüberwindlichen Widerwillen.

6. Willenssphäre, Schaffensdrang.

Wenn wir im Folgenden zur Betrachtung der Willenssphäre bei unseren Künstlern übergehen, so muss ich zunächst bemerken, dass ich unter diesem Titel die active Seite des Seelenlebens in ihrer Gesammtheit, nicht lediglich die unmittelbaren Aeusserungen des Willens zusammenfasse. Wenn wir in der intellektuellen Veranlagung und in der Gestaltung des Gemüthslebens bei den einzelnen Künstlern auffälligen Unterschieden begegneten, so finden wir dafür in dem Verhalten der Willenssphäre eine weitgehende Uebereinstimmung. Die Künstler, die uns hier beschäftigen, haben sämmtlich ohne Ausnahme, eine bedeutende, einzelne sogar eine ganz ausserordentliche Willensenergie an den Tag gelegt. Wenn Woltmann bemerkte, dass zum künstlerischen Aussinnen und Erfinden das Genie ausreicht, zum Durchführen und Vollenden aber Character nöthig ist, so hat er wohl recht; allein das, was Woltmann hier unter Character versteht, i. e. was den zur Durchführung künstlerischer Ideen erforderlichen Character ausmacht, ist lediglich die Willenskraft. Auf dem langen Wege vom Kopfe bis zum Pinsel geht von den künstlerischen Ideen viel verloren, wie Feuerbach klagte, und es er-

heischt geduldiges, ausdauerndes Bemühen, wenn das, was die Phantasie geschaffen, auch im Kunstwerk seine vollkommene Darstellung finden soll.

Sehen wir von Lionardo ab, der, wie wir schon bemerkten, nur einen kleinen Theil seiner Zeit der Kunst widmete, dafür aber auf wissenschaftlichem und praktisch technischem Gebiete Enormes leistete, so weisen bei allen unseren Künstlern die Zahl und Grösse ihrer Schöpfungen, sowie die sorgfältige Durchführung derselben auf grosse Willensenergie hin. Bei Allen begegnen wir auch dem steten Ringen nach Vervollkommnung, dem unablässigen Streben, sich an neuen Problemen zu versuchen und dieselben in mustergiltiger Weise zu lösen.

Man hat gegen Lionardo den Vorwurf erhoben, dass er mit seinen Bildern nie fertig geworden sei, Vieles angefangen und nicht vollendet habe. Wenn man daraus auf Mangel an Willensenergie bei dem Meister schliessen wollte, wäre dies sehr irrig. Das langsame Arbeiten Lionardo's erklärt sich, wie H. Grimm hervorhebt, aus dem Umstande, dass er bei den Vorstudien für seine Bilder mit grösster Umständlichkeit und Gründlichkeit zu Werke ging und in der Ausführung der Details an miniaturartiger Sauberkeit in seinen Werken das Höchste leistete. Trotz alledem trennte er sich auch von vollendeten Bildern nur ungern, weil er in seiner Gewissenhaftigkeit nie das Gefühl verlor, dass an denselben noch zu bessern sei. So gab er das Bild Mona Lisa, das noch jetzt das Entzücken der Kunstkenner bildet, nachdem er 4 Jahre an demselben gearbeitet hatte, als unvollendet hin. Das Modell der Reiterstatue des Francesco Sforza beschäftigte ihn sogar 16 Jahre. Mit welcher Geduld und Hingebung er sich seinen Schöpfungen widmete, ersehen wir daraus, dass, wie Grimm erzählt, er bei der Schöpfung des Abendmahls tagelang in Betrachtung des begonnenen Werkes versunken sass, immer auf den Moment wartend, in dem sich ihm das Antlitz Christi im Geiste so offenbaren würde, wie er es zu erblicken wünschte. Alles Drängen um Beschleunigung der Arbeit liess ihn unberührt. Ebenso ungerechtfertigt ist die Bemerkung Vasari's, dass Lionardo in den Wissenschaften mehr geleistet hätte, wenn er einen weniger wandelbaren Geist besessen hätte. Vasari war gar nicht in der Lage, Lionardo's wissenschaftliche Leistungen zu beurtheilen, und das, was hierüber im Laufe der Zeit ermittelt wurde, kann uns nur mit grösster Bewunderung für den Forschungseifer und die Thatkraft des genialen Mannes erfüllen. Dass Lionardo in einzelnen Wissenschaften mehr geleistet hätte, wenn er seinen Forschereifer mehr concentrirt hätte, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber man muss den damaligen unvollkommenen Stand der Wissenschaften berücksichtigen, um zu begreifen, dass ein Mann von dem rastlosen Geiste Lionardo's veranlasst werden konnte, sich mit den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Problemen, die sein Interesse erweckten, zu beschäftigen.

Michelangelo hat von seiner Jugend bis in das höchste Alter sich durch ausserordentliche Willenskraft ausgezeichnet; seinem unbeugsamen Willen allein hatte er es, wie wir schon erwähnten, zu verdanken, dass er die Künstlerlaufbahn ergreifen durfte. Bei der Ausführung seiner Schöpfungen, so namentlich bei Schaffung der sixtinischen Fresken, scheute er die enormsten Anstrengungen nicht, und selbst noch in den 80er Jahren bekundete er, wenn es sich um Wahrung seiner Interessen handelte, eine Thatkraft, die jedem Widerstande gewachsen war. Bezeichnend in dieser Richtung ist die Art und Weise, wie er noch in seinem 86. Lebensjahre sich gegen die Angriffe seiner Neider und Gegner behauptete. Michelangelo war noch in den 80er Jahren am Bau der Peterskirche thätig, doch versuchte eine mächtige Partei ihm die Bauleitung zu entziehen und einem unbefähigten Günstling zu verschaffen. Michelangelo wies die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, mit grösstem Nachdruck zurück; als das Intriguiren gegen ihn trotzdem nicht eingestellt wurde, sprach er eines Tages den Papst auf der Strasse an und wahrte seine Rechte mit solcher Energie, dass ihm der Papst eine glänzende Rechtfertigung zu Theil werden liess.

Raffael hat sich wie Michelangelo in der Hingabe an seine künstlerische Thätigkeit nicht geschont und bei seiner zarteren Constitution, wie wir sahen, hierdurch seine Gesundheit geschädigt.

Dürer bethätigte in seinen künstlerischen wie in seinen wissenschaftlichen Leistungen, Tizian in seinen Kunstleistungen wie in Verfolgung seiner materiellen Interessen die Grösse seiner Willenskraft. Bei Tizian ist noch besonders bemerkenwerth, dass er als Greis gleich beflissen war, seinen Bildern die höchste Vollendung zu geben, wie in jüngeren Jahren.

Rubens war ein unermüdlicher Arbeiter, für seine Thatkraft spricht nicht nur die ausserordentliche Zahl seiner Werke, sondern auch die Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen. Wie sehr Rubens die Zeit auszunützen bestrebt war, erhellt aus dem Umstande, dass er täglich nach Besuch einer frühen Messe sich an die Arbeit setzte, mit einem Vorleser zur Seite, der ihm Plutarch oder Seneca vorzulesen hatte, und erst gegen Abend sich durch einen Ritt um die Stadtmauern Erholung gönnte.

Durch enormen Fleiss zeichnete sich auch Meissonnier aus, und je älter er wurde, um so rastloser und fieberhafter wurde seine Thätigkeit. Lange Jahre hindurch arbeitete er bis 11 Uhr Abends und zwei oder dreimal per Woche während der ganzen Nacht. Ihm galt das Princip: „bei allen Dingen, gross oder klein, ganz dabei sein, heisst Alles gut vollbringen". Er hat denn auch die Vorstudien zu seinen Bildern mit einer von keinem anderen Künstler übertroffenen Gründlichkeit betrieben und auf die Durchführung seiner Arbeiten die denkbar

grösste Sorgfalt verwendet. Immer wieder ging er an seine Werke und arbeitete sie auf's Subtilste durch. Nicht selten kam es vor, dass, wenn er am Abend erschöpft sein Atelier verlassen und nach Wunsch gearbeitet zu haben geglaubt hatte, er am Morgen alles wieder wegwischte und von Neuem begann. So kam es, dass seine Werke trotz seines andauernden Fleisses nur langsam reiften, z. B. das Bild „1807“ 14 Jahre auf seiner Staffelei blieb. Aehnlich wie Rubens liess er sich bei der Arbeit vorlesen, um die Momente des Ausruhens zur Förderung seiner Bildung auszunützen.

Mehrere von den von uns in Betracht gezogenen Künstlern hatten andauernd unter der Ungunst des Schicksals in einer Weise zu leiden, welche ihre Willenskraft auf die härteste Probe stellte.

Millet, Feuerbach und Böcklin wären zu Grunde gegangen oder wenigstens genöthigt gewesen, ihren Kunstidealen zu entsagen und dem Geschmacke des Publikums Concessionen zu machen, wenn nicht ein unbeugsamer Wille sie in Stand gesetzt hätte, allen auf sie einstürmenden Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen Trotz zu bieten und ihre künstlerischen Ziele unentwegt zu verfolgen.

Auch Rembrandt, der sich schon in seiner Jugend durch ungeheueren Fleiss auszeichnete, wurde, wie wir wissen, von schweren Schicksalschlägen heimgesucht. Er gerieth in Konkurs und musste den Besitz, den er im Laufe der Jahre erworben hatte und an dem sein Herz hing, sein Haus, seine Sammlungen in fremde Hände übergehen sehen. Alles dies war nicht im Stande ihn zu beugen, seine Arbeitslust zu vermindern, die Werke, welche er in den Jahren nach dem Konkurs schuf, bekunden die gleiche Grösse der Schaffenskraft, wie die in früheren Jahren entstandenen.

Neben der Phantasie, welche die künstlerischen Ideen erzeugt und dem Willen, welcher die Durchführung derselben überwacht und trotz aller Schwierigkeiten durchsetzt, ist bei der genialen künstlerischen Thätigkeit ein psychisches Moment betheiligt, dessen Bedeutung vielfach irrthümlich beurtheilt wird, der Schaffensdrang. Von manchen Seiten wurde derselbe als eine Eigenthümlichkeit des Genies betrachtet. Der geniale Schaffensdrang, welcher sich je nach der Veranlagung des Genies in verschiedener Weise äussert, bildet jedoch nur eine höhere Entwicklungsform des dem Alltagsmenschen zukommenden Arbeitstriebes. Dem geistig normalen und gesunden Kulturmenschen der Jetztzeit ist Unthätigkeit für die Dauer unangenehm, während Thätigkeit sich bei ihm mit Lustgefühlen verknüpft. Das Streben nach diesen Lustgefühlen bildet das Wesen des Arbeitstriebes. Der Schaffensdrang des Genies unterscheidet sich von dem Arbeitstriebe des gewöhnlichen Menschen nur durch seine Intensität und sein Object. Die Intensität des genialen Schaffensdranges ist dem gewöhnlichen Arbeitstriebe gegenüber erhöht,

weil die intellektuellen Processe beim Genie mit aussergewöhnlicher Lebhaftigkeit und Stärke vor sich gehen und dadurch eine Spannung erzeugen, welche nach einer Entladung in Form einer Darstellung oder Verkörperung oder auch eines logischen Abschlusses der betreffenden Gedankenreihe drängt. Die geniale Production bedingt eine Abnahme der inneren Spannung und ist deshalb mit Lustgefühlen verknüpft. In Bezug auf die Stärke des Schaffensdranges kommen jedoch, wie wir schon erwähnten, dem Genie manche nur höher Talentirte gleich, dies zeigt die erstaunliche Productivität mancher keineswegs genialer Schriftsteller zur Genüge. Hinsichtlich des Objectes unterscheidet sich der Schaffensdrang des Genies vom gewöhnlichen Arbeitstriebe dadurch, dass derselbe nicht lediglich auf Leistungen irgend welcher nützlichen Arbeit, sondern auf Schöpfungen von Werken, welche Neues von Bedeutung in sich schliessen, gerichtet ist. Die Anregung des Schaffensdranges kann von verschiedenen Quellen ausgehen; bei dem genialen Künstler, insbesonders dem Poeten, sind es öfters Stimmungen und Gefühle, welche die schöpferische Phantasie in Thätigkeit setzen, deren Producte nach Darstellung drängen. In diesen Fällen bildet das Kunstwerk eine Form der Gefühlsäusserung. Bei Goethe und Beethoven war diese Art der Anregung des Schaffensdranges die weitaus vorherrschende. Goethe war auch der Ansicht, dass der echte Dichter ein Gelegenheitsdichter sein müsse.

Wie Gefühle und Stimmungen, welche vorübergehend oder andauernd im Inneren sich geltend machen, können auch verschiedene andere Momente den Schaffensdrang anfachen und nähren, so die Aussicht auf Ruhm und Anerkennung, die Nöthigung zum Wettbewerb mit hervorragenden Kunstgenossen, das Vorbild älterer Meister, bereits erzielte Erfolge, unter Umständen auch Misserfolge, auch rein äusserliche Umstände, bei bildenden Künstlern insbesonders Aufträge, welche grosse Aufgaben in sich schliessen und die volle Entfaltung der genialen Leistungsfähigkeit gestatten. Aber auch ganz unabhängig von derartigen Anregungen, lediglich durch die Fülle und Lebhaftigkeit der genialen Gedanken kann der Schaffensdrang energisch geweckt und unterhalten werden. Es ist begreiflich, dass je nach der Erregungsweise auch Unterschiede in der Intensität und Aeusserung des Schaffensdranges vorkommen, dass derselbe bei einzelnen Genies nur periodisch und dann ganz unaufhaltsam, bei anderen dagegen mehr beständig und gleichmässig und in Folge dessen auch minder auffällig sich geltend macht. Dass der Schaffensdrang bei der genialen künstlerischen Production eine bedeutende Rolle spielt, unterliegt keinem Zweifel. Er lässt die Mühe des Künstlers nicht zur peinlichen Mühsal werden, er steigert seine Kräfte ins Ausserordentliche, führt ihn über Schwierigkeiten und Hindernisse leicht hinweg und macht seine Thätigkeit zu einer Quelle der

Befriedigung und selbt des Genusses. Dennoch wäre es ein Irrthum, wenn man das von dem genialen Künstler geschaffene Meisterwerk lediglich als ein Product seines Schaffensdranges, wie mächtig auch dieser gewesen sein mag, betrachten wollte. Wenn auch der geniale Künstler bei seiner Thätigkeit sich seinem Schaffensdrange überlässt und es so den Anschein gewinnt, dass seine Production triebartig (ähnlich den Instincthandlungen vieler Thiere) vor sich geht, so handelt es sich dabei zumeist doch nur um einen Schein. Zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes ist die blosse Hingabe an den Schaffensdrang nicht ausreichend. Hierzu ist ein beständiges Eingreifen kritischer, vom Willen geleiteter Verstandesthätigkeit, die das Geschaffene prüft, corrigirt, billigt oder verwirft, erforderlich. Durch den uncontrollirten Schaffensdrang allein kann Vollendetes nicht oder höchstens zufälligerweise entstehen. In der That sehen wir auch, dass im Allgemeinen beim genialen Künstler der Schaffensdrang unter, nicht über dem Willen steht. Der Wille ist es, der den Schaffensdrang wie einen Strom leitet, in die richtigen Wege weist und dadurch die künstlerische Production zu einer zielbewussten macht. Er verknüpft mit dem Schaffensdrang auch das Ringen nach Vollendung, das den Meister zu immer höher stehenden Leistungen führt. Nur ausnahmsweise erreicht der Schaffensdrang eine Intensität, dass er über den Willen hinauswächst und den Character des Zwangsmässigen annimmt, das Pferd also mit dem Reiter durchgeht.

Dass die dichterische Production gelegentlich diesen Zwangscharacter annehmen, und dadurch vom Dichter selbt als minderwerthig Erkanntes, zur Darstellung gelangen kann, erhellt in treffender Weise aus einer Mittheilung Paul Heyse's. Dieser berichtet in seinem Werke „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" (S. 359):

„Doch so seltsam es klingen mag, ist es doch die volle Wahrheit, dass der Novellist in der Wahl seiner Stoffe nicht immer frei ist, dass er oft „nicht dafür kann", wenn er auch ein geringeres Thema, das sich ihm aufdrängt, nicht von sich weist, obwohl er keinen sonderlichen Werth darauf legt. Ein solches wenig bedeutendes Motiv nistet sich dennoch in den Mutterschooss der Phantasie unwiderstehlich ein, wo es dann nach demselben instinctiven Krystallisationsprocess sich weiter entwickelt, wie das bedeutendste und werthvollste. Ist dann die Composition halb wider Willen des Schaffenden ausgereift, so drängt sie an's Licht, gleich wie eine Frau ein Kind, das sie von einem ungeliebten Manne empfangen hat, zur Welt bringen muss, auch wenn sie es gern verleugnen möchte. Ich habe mich zuweilen längere Zeit bemüht, dergleichen Sachen unaufgeschrieben zu lassen, und doch zuletzt sie wie eine beschwerliche Last vom Herzen gewälzt."

Kehren wir nach diesen allgemeinen Erörterungen zu unseren Künstlern zurück, so ist zunächst zu bemerken, dass der Schaffensdrang bei allen sehr entwickelt war, bei den einzelnen jedoch sich in verschiedener Weise geltend machte. So arbeitete Michelangelo gewissermaßen stossweise und zeitweilig mit ausserordentlicher Anstrengung, um dann wieder kürzere oder längere Zeit sich lediglich der Lectüre

und philosophischen Betrachtungen hinzugeben. Einer ähnlichen, mehr periodischen Thätigkeit begegnen wir bei Böcklin. „Er ruht und träumt Wochen hindurch an einsamem Orte, um weltvergessen in ihn hineinzuschauen. Ohne Skizze, ohne Notiz, ohne Modellwahlsorge geht er heim, um in wüthender, unaufhaltsamer Arbeitskraft zu schaffen, bis das Werk aus blosser Erinnerung unter den Fingern wächst, bis es frei, grosszügig, mühelos dasteht“ (Meissner).

Bei Tizian kam es zu der periodischen Arbeitsweise erst im höheren Alter. Als der Künstler im 75. Lebensjahre stand, wurde er von einem berühmten Arzte in Venedig, Niccolò Massa gefragt, welche Veränderungen er in seiner Arbeitsfähigkeit wahrgenommen habe; hierauf erwiderte Tizian, er habe neuerdings oft bemerkt, dass er manche Tage eine wahre Leidenschaft zu malen fühle und unmittelbar darauf zu nichts als zu Müssiggehen fähig sei.

Bei anderen von unseren Künstlern, so insbesonders bei Rembrandt, Rubens, Meissonnier, sehen wir hinwiederum den Schaffensdrang in mehr stetiger, gleichmässiger Weise sich kundgeben. Diese Verschiedenheiten hängen begreiflicher Weise mit den Arbeitsgewohnheiten und den künstlerischen Principien der Einzelnen zusammen. Je mehr der Künstler die ihm beschäftigenden Ideen ausreifen lässt und je weniger er sich auf äussere Hilfsmittel für sein Gedächtniss uud seine Phantasie verlässt, um so eher wird sich bei ihm der Schaffensdrang nur periodisch einstellen, weil dieser eine höhere Entwicklung der künstlerischen Ideen voraussetzt. Interessante Gegensätze bilden in dieser Hinsicht Lionardo da Vinci und Rembrandt. Während Ersterer, wie wir sahen, tagelang keinen Pinsel in die Hand nahm und darauf wartete, bis seine künstlerische Conception im Geiste die gewünschte Vollendung erlangt hatte, erzählte Rembrandt's Schüler Honbraken, dass dieser Meister manchmal ein Gesicht in 10 verschiedenen Variationen skizzirte, ehe er es auf die Leinwand brachte. Noch mehr war dies bei seinen grösseren Compositionen der Fall.

Wir müssen hier noch die Frage berühren, ob der Schaffensdrang bei unseren Künstlern nicht auch gelegentlich einen krankhaften, i. e. zwangsmässigen Charakter annahm, oder sich überhaupt in ihrer künstlerischen Thätigkeit ein abnormes Element äusserte. Diese Frage ist nur bei 2 Künstlern, Rembrandt und Böcklin, in Erwägung zu ziehen, welche Beide sich ganz besonders mit Farbenproblemen beschäftigten und in Verwendung der Farbe in einzelnen ihrer Gemälde Eigenthümlichkeiten zeigten, die man nicht auf verstandesmässige Ueberlegung zurückführen konnte und deshalb als Ausfluss abnormer psychischer Vorgänge gedeutet hat. Wir werden auf diesen Punkt an späterer Stelle eingehen.

7. Charakter.

Intelligenz, Gefühl und Wille bestimmen den Charakter des Menschen, und wenn wir hier nach Betrachtung dieser drei Seiten des Seelenlebens bei unseren Künstlern auch noch auf deren Charakter eingehen, so geschieht dies in erster Linie deshalb, weil in diesem psychische Factoren zur Geltung kommen, welche im Vorhergehenden noch nicht berücksichtigt wurden. Wir verstehen unter Charakter eines Menschen die in seinem Handeln zum Ausdruck gelangenden Grundtendenzen seines Denkens, Fühlens und Wollens und bezeichnen die einzelnen dieser Tendenzen als Charaktereigenschaften. Das Wort Charakter wird jedoch in verschiedenem Sinne, einem engeren und einem weiteren gebraucht. Man unterscheidet Menschen von Charakter, d. h. solche, deren Handeln bestimmten leitenden Grundsätzen folgt und solche ohne Charakter, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, dass auch in der Verworfenheit sich Charakter zeigen kann.

Ein Umstand, der ferner in Betracht kommt, ist, dass die Charaktereigenschaften eines Menschen nicht immer harmonisch, unter sich wohl verträglich und zusammenpassend sein müssen, sondern auch in einem und demselben Individuum entgegengesetzte Eigenschaften z. B. Geiz und Verschwendungssucht, Weichheit und Härte, Bescheidenheit und Hochmuth, nebeneinander hausen können. Es giebt also auch widerspruchsvolle Charaktere, die allerdings zumeist schon in das pathologische Gebiet hineinreichen. Wir werden daher bei unseren Künstlern unser specielles Augenmerk darauf zu richten haben, ob und in wie weit ihr Charakter widersprechende Züge aufweist.

Lionardo wird als ein Mann von grossem persönlichen Muthe und sehr bedeutendem Selbstbewusstsein geschildert. Mit letzterer Eigenschaft hing wohl seine Prachtliebe und seine Neigung, mit einem gewissen Gepränge aufzutreten, zusammen. In der Jugend von liebenswürdigem, heiterem Naturell wurde er, wie wir an früherer Stelle zum Theil schon erwähnten, später unter dem Einflusse widriger Lebenserfahrungen misstrauisch und einsiedlerisch. Des Edelmuthes, den er gegen seine Geschwister bethätigte, haben wir ebenfalls bereits gedacht. Bezeichnend für seinen Charakter ist auch folgender von Grimm erwähnter Umstand: Als man Lionardo während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Florenz, woselbst er für seine Dienstleistungen einen Gehalt bezog, nach dem Verderben seiner Malereien im Saale des Palastes in Folge ungeeigneter Technik den Vorwurf machte, er habe Geld erhalten ohne Arbeit zu liefern, brachte er ohne Zögern eine Summe von der Höhe seiner gesammten Gehaltsbezüge auf und stellte diese zur Verfügung, obwohl er das Empfangene als verdient betrachten konnte.

Sein Anerbieten wurde abgelehnt, da man wohl die Unbilligkeit des gegen ihn erhobenen Vorwurfs einsah. Im Ganzen lässt sich wohl sagen, dass Lionardo's Charakter ein entschieden vornehmer war.

Erheblich schwieriger ist Michelangelo's Charakter zu beurtheilen, da dieser auf den ersten Blick eine Reihe scheinbar ganz und gar nicht miteinander vereinbarer Züge aufweist: Bescheidenheit und Stolz, Knauserigkeit und grösste Freigebigkeit, Schüchternheit und Muth, Zartgefühl und rücksichtslose Härte. Wir müssen jedoch hier vor Allem berücksichtigen, dass ein widerspruchsvoller Charakter nur da angenommen werden kann, wo bei den gleichen Gelegenheiten abwechselnd entgegengesetzte Eigenschaften sich zeigen. Ein Mann, der z. B. mit sich selbst kargt und der geringsten Vergeudung abgeneigt ist, kann sehr wohl, wo es sich um gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke handelt, die grösste Freigebigkeit bekunden, ohne dass man deshalb in seinem Charakter einen Widerspruch annehmen darf. Ein solcher liegt dagegen bei einem Manne vor, der heute für Unnützes sein Geld hinauswirft und morgen bei nothwendigen Ausgaben knausert. Um Michelangelo Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir uns daher bemühen in das Innere seines Wesens einzudringen, und es wird sich dann zeigen, dass die scheinbar sich widersprechenden Züge seines Charakters zum grossen Theile wenigstens sich in Einklang bringen lassen. Michelangelo war im Grunde seiner Seele, wie wir schon erwähnten, äusserst feinfühlig, dabei schüchtern, uneigennützig, grundehrlich, aber auch zugleich gemüthlich sehr reizbar und aufbrausend. Letzterer Umstand erklärt es, dass er, der nicht den Muth fand, seinen Freunden eine unangenehme Mittheilung zu machen, zu der dringende Veranlassung [1]) vorhanden war, einem Manne wie Lionardo gegenüber zu den verletzendsten Aeusserungen sich hinreissen liess. In seiner gewöhnlichen Stimmung vermochte er Niemand wehe zu thun, gereizt oder in der Hitze des Zorns kannte er dagegen keine Rücksichten; hart konnte er auch werden, wenn es die Vertheidigung seiner höchsten Interessen, der Kunst, galt, wenn er angegriffen wurde oder auch nur, wenn sein hochentwickeltes Rechtsgefühl verletzt war. Michelangelo war von äusserster Enthaltsamkeit in jeder Beziehung und gönnte sich allezeit nur das Nöthigste, während er für Andere stets eine offene Hand hatte. Mit Recht konnte er im Alter von sich sagen: „So reich ich bin, habe

[1]) M. hatte zur Beihilfe bei Ausmalung der sixtinischen Kapelle sechs Freunde von Florenz kommen lassen, dabei jedoch den Fall ins Auge gefasst, dass Differenzen entstehen könnten, und für denselben die Abfindung, welche die Künstler zu beanspruchen hatten, vereinbart. Als sich jedoch die Arbeit seiner Freunde als unbrauchbar erwies, hatte er nicht den Muth, ihnen dies zu erklären. In seiner Verlegenheit beschränkte er sich darauf, die Kapelle abzuschliessen und sich unsichtbar zu machen.

ich doch immer wie ein armer Mann gelebt.“ In seinem Nachlasse fand sich auch als beredter Zeuge seines Ausspruchs nur geringer Hausrath. Während er ohne Bedenken die grössten Summen für seine Familie, Arme und gemeinnützige Zwecke hingab, und für die viele Jahre geführte Bauleitung der Peterskirche keinerlei materielle Entschädigung annahm, bestand er andererseits in Folge seines Rechtsgefühls darauf, dass das, was er vertragsgemäss zu fordern hatte, ihm auch bei Heller und Pfennig zu Theil wurde. Der Ruhm, den er sich durch seine Kunstschöpfungen erwarb, machte ihn nicht unbescheiden, er war stets der strengste Richter gegen sich selbst und äusserte über einen ihm befreundeten Maler, dieser sei ein glücklicher Mensch, weil ihn seine Arbeiten stets zufriedenstellten, was bei ihm nie der Fall war. Aber bei aller Bescheidenheit in der Taxirung seiner Leistungen ermangelte er doch des wohl berechtigten Selbstgefühls keineswegs und er hatte auch den Muth, seinen Künstlerstolz im Verkehr mit den höchsten Personen nicht zu verleugnen. Papst Leo X. nannte Michelangelo, obwohl er ihn hochschätzte, „terribile“ und Clemens VII. wagte es nicht, wie H. Grimm berichtet, sich in Michelangelo's Gegenwart niederzusetzen, da er fürchtete, dieser könnte unaufgefordert ein Gleiches thun. Wenn wir nach alledem Michelangelo's Charakter eine gewisse Grösse nicht absprechen können, so dürfen wir auf der anderen Seite auch die demselben anhaftenden Mängel nicht verkennen. Michelangelo war nicht nur gemüthlich sehr reizbar, sondern offenbar auch sehr launisch und zeigte in Folge dieses Umstandes gelegentlich da Härte und ungerechtfertigtes Misstrauen, wo er ein anderes Mal die Güte seines Herzens unbeschränkt walten liess. Er war auch allem Anscheine nach abergläubisch und zu religiösen Selbstquälereien geneigt. Ferner zeigte er nicht selten eine Aengstlichkeit, die mit seinem bei vielen Gelegenheiten bewiesenen Muthe nicht zu vereinbaren ist. In Summa kann man wohl sagen, dass Michelangelo's Charakter, wenn er auch in seinen Grundzügen zweifellos der Grösse seines Geistes entspricht, doch nicht als ein ganz harmonischer betrachtet werden kann.

In Tizian vereinigte sich, wie wir sahen, der grosse Künstler mit dem geriebenen Geschäftsmann. Die glänzenden äusseren Erfolge, welche er diesem Umstande zu verdanken hatte, liessen es ihm nicht an Neidern fehlen, die seinen Charakter zu verdächtigen und als unmoralisch hinzustellen strebten. So hat man ihm insbesonders den Verkehr mit dem geistvollen, und wegen seines Witzes berühmten, aber moralisch verkommenen Schriftstellers Pietro Aretino zur Last gelegt. Indess kann in den Beziehungen Tizian's mit dem erwähnten Schriftsteller nichts Auffälliges erblickt werden, da diesem von allen Seiten gehuldigt wurde und die höchsten Personen seinen Umgang suchten. Tizian verkehrte noch mit einer Reihe ausgezeichneter

Männer, wie Sansovino, Ariosto, Tasso, Bembo, Veronese u. a., deren Freundschaft für seinen Charakter ein sehr günstiges Zeugniss ablegt. Des Edelmuthes, welchen Tizian seinen Landsleuten gegenüber bewies, seiner liebevollen Fürsorge für die Seinen und seines vornehmen, gastlichen Sinnes wurde bereits gedacht. Auf der anderen Seite ist jedoch nicht in Abrede zu stellen, dass er, um seinen Vortheil zu wahren, Fürsten gegenüber sich eines gewissen Byzantinismus nicht enthielt. Der Geschäftsmann trat bei ihm gelegentlich mehr in den Vordergrund, als seiner Selbstachtung dienlich sein konnte, aber bis zur Kleinlichkeit artete sein Vorgehen doch nie aus und wir können, wenn wir den Geist seiner Zeit und namentlich seiner Kunstgenossen berücksichtigen, ihm doch das ertheilte Prädikat einer vornehmen Natur nicht absprechen. Ueber den Charakter Dürer's und Raffael's können wir uns kurz fassen. Raffael wird allgemein als eine durchaus harmonische Persönlichkeit geschildert, und bei Dürer bilden Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit die Grundzüge seines Wesens.

Von Holbein wissen wir nur, dass wenn er auch in gewissem Sinne leichtlebig war, es ihm doch an sittlichem Ernste nicht mangelte.

Rubens zeichnete sich nach den Berichten der Biographen durch Ehrenhaftigkeit, Rechtlichkeit, Aufrichtigkeit und unerschütterliche Festigkeit des Willens aus. Dabei war er wie Lionardo prachtliebend, wie sowohl aus seinen Werken als den Bauten, die er für sich aufführen liess, hervorgeht. Seine Rechtlichkeit bezeugt zur Genüge der Umstand, dass er bei Bilderverkäufen stets erwähnte, ob und in wie weit er die Hilfe seiner Schüler in Anspruch genommen hatte. Rubens hat auch ähnlich wie Lionardo und Raffael durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die Herzen Aller, die ihm näher traten, gewonnen.

Ueber Rembrandt's Charakter ist hinwiederum bei der Dürftigkeit der Nachrichten über sein Privatleben schwieriger zu urtheilen. Rembrandt war vor Allem ein Mann von nie versiegender Arbeitslust, dabei von ausgeprägtem Sinne für Häuslichkeit und höchst einfachen Lebensgewohnheiten. Auf geselligen Verkehr und äussere Ehren legte er wenig Gewicht, und bezeichnend ist in dieser Richtung sein Ausspruch: „Wenn ich mich ausruhen will, suche ich nicht Ehre, sondern Freiheit“ (Neumann). Man hat ihm auch mit Rücksicht auf seine Vorliebe für den Verkehr mit den unteren Volksschichten und seine zahlreichen Darstellungen aus dem Leben derselben eine Neigung zum Vulgären zugeschrieben. Während dieser Vorwurf kaum gerechtfertigt ist, da ihn an den Erscheinungen des niederen Volkslebens doch wahrscheinlich nur das ausgeprägt Charakteristische als Darstellungsobject künstlerisch interessirte, ist auf der anderen Seite doch nicht in Abrede zu stellen, dass vornehme Gesinnung Rembrandt fremd war. Wir wollen hier von dem Aergernisse, das er alsbald nach dem Tode seiner

Gattin Saskia durch seine Beziehungen zur Amme seines Sohnes Titus und einen daran sich anschliessenden Process gab, absehen, da auf der anderen Seite wieder feststeht, dass er in seinem Hause anstössiges Benehmen von Seiten seiner Schüler nicht duldete[1]), es ihm also an moralischem Sinne zweifellos nicht gebrach. Gewichtiger ist eine Reihe anderer Umstände. Rembrandt hat, um sich in den zerrütteten Vermögensverhältnissen zu helfen, in die er nach dem Tode seiner Gattin Saskia allmählich gerieth, vor geschäftlichen Transactionen bedenklicher Art nicht zurückgescheut. Es wurde auch der Verdacht laut, dass er vor dem völligen Zusammenbruche Vermögenstheile bei Seite geschafft habe, um dieselben seinen Gläubigern zu entziehen. Dass er Hendrikje Stoffels, welche ihm so viele Jahre hindurch die Gattin ersetzte und ihn auch in der Noth nicht verliess, lediglich aus materiellen Rücksichten nicht ehelichte, wurde schon erwähnt. Noch bezeichnender für Rembrandt's Charakter ist aber die Stellung, in welche er sich nach dem Eintritte seines Fallissements wenigstens formell begab, um sich weiteren Belästigungen durch seine nicht befriedigten Gläubiger zu entziehen. Sein ehelicher Sohn Titus und seine Geliebte Stoffels gründeten eine Kunsthandlung, in welcher Rembrandt nicht Theilhaber, sondern Gehilfe war; Lebensunterhalt und Wohnung erhielt er vom Geschäfte, er selbst bezahlte für Wohnungsmiethe und Verpflegung nicht mit Geld, sondern mit Kunstwerken.

Man kann bei der Nothlage, in welcher sich Rembrandt befand, dieses schlaue Abkommen wohl begreifen, doch lässt sich gewiss nicht leugnen, dass ein Mann von entwickelterem Ehrgefühl einen so erniedrigenden Ausweg aus der Klemme nicht gewählt hätte. Man darf nach dem Angegebenen wohl annehmen, dass der Künstler, den ein obscurer Literat vor Jahren der deutschen Nation als Erzieher aufoctroyiren wollte, ein Mann von keineswegs einwandfreiem Charakter war.

Von Meissonnier sagte Bourgeois: „Die Geradheit seines Charakters kam der Grösse seines Talentes gleich. Er war ein strenger Richter gegen sich selbst: er beneidete Niemand, er lobte und anerkannte das Verdienst, wo immer es ihm begegnete, er hielt mit seinem besten Rath nie zurück“.

Bezeichnend für seinen Charakter sind auch manche seiner Aussprüche, von denen wir einige schon früher erwähnt haben.

Hier seien noch angeführt:

„Wollen ist Können.“ „Ein wirklicher Künstler ist nie mit sich selbst zufrieden.“ „Wenn ich urtheile, so thue ich dieses nicht von meinem Standpunkte aus, sondern ich versuche mich in die Haut der

[1]) So wird berichtet, dass er einen Schüler, den er mit einem Modell spielend überraschte, sammt letzterem zum Haus hinausjagte.

Anderen zu versetzen, ich will den Grund und die Triebfedern ihres Handelns verstehen“.

Halten wir das hier Angeführte mit dem an früherer Stelle über das Gefühlsleben und die Willensthätigkeit des Künstlers Bemerkten zusammen, so dürfen wir wohl sagen, dass Meissonnier eine Persönlichkeit von sehr sympathischem Charakter war.

Millet wurde von der Ungunst des Schicksals in einer Weise verfolgt, wie nur wenige grosse Künstler, und er hatte hierbei in reichstem Maſse Gelegenheit, den trefflichen Kern seines Wesens zu offenbaren. Er war von sanftem, aber sehr festem, man darf wohl sagen stoischem Charakter. An dem, was er als recht erkannt hatte, hielt er unerschütterlich fest, und er ertrug dabei schweigend die bitterste Nothlage, wie körperliches Leiden. So erwähnte er in den Briefen aus Barbizon, in denen er über das grösste Elend seiner Familie berichtete, nur das Thatsächliche ohne jede Klage. Der Gleichmuth, mit welchem Millet sein Elend hinnahm, hat nichts mit dem bei Künstlern so häufigen Leichtsinn zu thun. Er huldigte wie seine ackerbauenden Vorfahren einer durchaus ernsten Lebensauffassung; er erachtete es als selbstverständlich, dass man sich der Kunst, die ihm als ein Heiligthum galt, opfern müsse. Dabei kam ihm in allen Lagen wohl auch der Umstand sehr zu statten, dass er das Vertrauen zu sich nie verlor.

Ueber Feuerbach schreibt Allgeyer in der Vorrede seiner Biographie des Künstlers: „Aus Feuerbach's eigenen Aufzeichnungen leuchtet aus jeder Seite des Buches eine durch nichts zu brechende Schaffensenergie, Unbeugsamkeit, Zähigkeit und Ausdauer des Willens, der Muth der künstlerischen Initiative, mit der er in Auflehnung und im Kampfe gegen den Widerstand der Aussenwelt unerschütterlich festhält an seiner als Mission aufgefassten Aufgabe.“ Begreiflicherweise hatte das mächtige Selbstbewusstsein, das den Künstler in allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten aufrecht erhielt, auch seine Schattenseiten. Feuerbach war keiner von denjenigen, welchen die Erkenntniss ihres Werthes die Bescheidenheit nicht raubt, wie dies z. B. bei Michelangelo der Fall war; ein Zug von Eitelkeit und Unduldsamkeit ist bei ihm nicht zu verkennen. Sein Ausspruch: „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich“, lässt darüber keinen Zweifel. Er bedurfte auch, wie Allgeyer erwähnt, um leben und schöpferisch thätig sein zu können, wenigstens seitens seiner Umgebung der vollen Anerkennung als Mensch und Künstler.

Mit der Eitelkeit verband sich bei Feuerbach, vielleicht als Ausfluss dieser, eine Neigung zum Luxus, die mit seinen äusseren Verhältnissen nicht in Einklang stand und häufig die Schwierigkeiten

seiner Lage erheblich vermehrte[1]). Endlich ist, wenn wir die Lebensführung des Künstlers namentlich in jüngeren Jahren berücksichtigen, nicht zu verkennen, dass ihm auch ein gutes Stück von dem echten Künstlerleichtsinn eigen war, der im Genusse des Augenblicks jede Rücksicht auf die Zukunft beiseite setzt. Allein all diese Mängel berühren nicht den Kern seines Charakters. Seine Herzensgüte, die Noblesse seiner Gesinnungen, der hohe Ernst seines künstlerischen Strebens, die Energie, mit der er den schwierigsten Lagen Trotz bot, nöthigen uns zu dem Urtheile, dass wir in Feuerbach eine entschieden vornehme Natur vor uns haben.

Böcklin's Charakter war trotz mancher verwandter Züge im Wesentlichen anders geartet, als der Feuerbach's. Selbstvertrauen, Thatkraft und Ausdauer in der Verfolgung künstlerischer Ziele besassen beide Männer vielleicht im gleichen Maſse. Was Böcklin aber daneben auszeichnet, ist vor Allem Muth nnd Entschlossenheit in den verschiedensten Lebenslagen. Er besass nicht nur den passiven Muth des Ertragens und Standhaltens, sondern auch den activen Muth, der vor keinem Wagnisse zurückschreckt. Wie er sich nicht besann, obgleich arm und ohne Aussicht auf baldigen grösseren Verdienst, eine mittellose Waise zu heirathen, so war er auch stets, wenn es die Verfolgung seiner künstlerischen Pläne erheischte, entschlossen und kühn genug, seine Existenz auf's Spiel zu setzen; auch in Gefahren für Leib und Leben bewahrte er die grösste Kaltblütigkeit. Ehrgeiz und Ruhmsucht spielten auf der anderen Seite unter den Triebfedern seiner Handlungen keine Rolle[2]). Auch auf materiellen Erwerb war sein Sinn keineswegs gerichtet; anmaſsenden Käufern Concessionen zu machen, lag ihm durchaus ferne, und von dem, was er nicht brauchte, pflegte er, wie Schmid berichtet, mit vollen Händen wegzugeben. Armuth und Mangel vermochten auch seine Stimmung immer nur vorübergehend zu beeinflussen, seine Productivität wurde dadurch nie herabgedrückt. Bei alledem war Böcklin eine Persönlichkeit von sehr energischem Selbstbewusstsein, eine entschiedene Herrennatur (Schmid.) Wenn er auch weder nach Auszeichnung und Einfluss, noch nach Reichthum und der Gunst des Publikums strebte, so beanspruchte er dafür andererseits, seinen eigenen Weg zu wandeln, den er als den allein richtigen erachtete, ohne sich um irgend Jemand zu kümmern. Böcklin wird auch als wahrheits-

[1]) Feuerbach selbst bemerkte: „Wenn mich die Armuth nicht demüthigte und zaghaft machte, ertragen wollte ich sie gerne. Und doch bin ich nicht für die Hütte geboren, sondern für den Palast."

[2]) Er selbst sagte von sich schon im frühen Mannesalter: „Eitelkeit und Ruhmsucht hat mir das Schicksal längst ausgeprügelt. Geben mir die Götter nur ein stilles Plätzchen, wo ich für mich ungeschoren leben kann. Schauen und schaffen möchte ich."

liebend und schonungsvoll gegen Schwächere geschildert; dass er ausserdem launisch und zu bizarren Einfällen geneigt war und letzteren einen Einfluss auf sein Handeln und seine künstlerische Thätigkeit gestattete, der seine Interessen entschieden schädigte, ist wohl nicht zu läugnen. Die an früherer Stelle erwähnten Schwankungen in seinem Gemüthsleben mögen für diese Verschrobenheiten eine gewisse Erklärung geben.

8. Vita sexualis, Nachkommenschaft.

Von unseren Künstlern sind vier (Lionardo da Vinci, Michelangelo, Raffael und Feuerbach) unvermählt geblieben. Die übrigen acht waren verheirathet und hatten auch Nachkommenschaft. Von ihren Kindern hat keines das Genie des Vaters geerbt. Es sind aber auch geistige Abnormitäten, soweit die vorliegenden Nachrichten reichen, unter denselben wenig vertreten. Ein Sohn Tizian's führte trotz fortgesetzter väterlicher Mahnungen einen sehr liederlichen Lebenswandel, er litt wahrscheinlich an moral insanity. Ein Sohn Böcklin's musste wegen Geisteskrankheit in einer Anstalt untergebracht werden.

Bezüglich der Gestaltung des sexuellen Lebens bietet von unseren Künstlern nur Michelangelo Eigenthümlichkeiten, welche besondere Berücksichtung erheischen. Wir werden auf diesen Punkt jedoch erst bei Besprechung der pathologischen Erscheinungen bei unseren Künstlern eingehen.

9. Religiöse Anschauungen.

Lionardo wäre wohl wie sein Freund Jacopo Andrea aus Ferrara als Ketzer dem Henker verfallen, wenn die religiösen Anschauungen, zu welchen er sich in seinen Schriften bekannte, seiner Zeit zur Kenntniss weiterer Kreise gelangt wären. Man hat Lionardo als einen Vorläufer des Pantheismus bezeichnet, da er in der Natur im Kleinsten wie im Grössten das persönliche Walten Gottes annahm. In seiner letzten Lebenszeit scheint er einen von den Lehren der Kirche weniger abweichenden Standpunkt eingenommen zu haben, da er in seinem neun Tage vor seinem Tode verfassten Testamente seine Seele Gott, der gnadenreichen Jungfrau Maria, dem heiligen Michael und allen Engeln und Heiligen des Paradieses empfahl und äusserst detaillirte Vorschriften für ein pomphaftes kirchliches Begräbniss und die für sein Seelenheil zu lesenden Messen etc. gab.

Michelangelo war allzeit ein gutgläubiger Christ, wenn er sich auch gelegentlich über die Klerisei in recht bitterer Weise äusserte. Man könnte ihn nach heutiger Auffassung als liberalen Katholiken bezeichnen. Sein Christenthum war nicht äusserlicher Natur, sondern tief

in seinem Gemüthe wurzelnd. Er legte mehr Gewicht auf gute Werke, als auf pedantische Befolgung der kirchlichen Vorschriften, und die Wohlthätigkeit, die er vielfach im Stillen und an ihm ganz Fernstehenden übte, war jedenfalls zum Theil Ausfluss seiner religiösen Gesinnung. Im höheren Alter wurde er schwer von religiösen Scrupeln heimgesucht. Obwohl er in selbstloser Fürsorge für Andere zeitlebens das Höchste geleistet und für die Verherrlichung der Kirche seine volle, reiche Schaffenskraft stets eingesetzt hatte, glaubte er doch für sein Seelenheil nichts gethan zu haben und kein Anrecht auf den Himmel zu besitzen. wenn nicht wegen seiner glühenden Sehnsucht, sich von allem Irdischen loszulösen. In dieser Seelenpein suchte er, wie es scheint, dadurch Trost, dass er seine Gefühle in poetischer formvollendeter Weise zum Ausdruck brachte.

Raffael war zweifellos von kirchlich-religiöser Gesinnung. Abgesehen von seinen Kunstwerken spricht hierfür der Umstand, dass er in seinem Testamente das Vermögen seines Vaters der Bruderschaft von Santa Maria della Misericordia vermachte.

Ueber Tizians religiöse Gesinnungen ist uns nichts Näheres bekannt: doch liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, dass er ein gutgläubiger Sohn der Kirche war. Er verkehrte, wie mit Potentaten, so auch viel mit hohen Kirchenfürsten und malte auch viele Bilder religiösen Inhalts. Dürer war ein Mann von tief religiösem Sinn, was sowohl aus seinen Werken, wie aus verschiedenen Aeusserungen in seinen Briefen und Schriften hervorgeht. Seine künstlerische Thätigkeit wurde auch in erster Linie von seinen religiösen Ideen bestimmt. Wie Springer bemerkt, fasste Dürer die Schilderung des Leidens Christi geradezu als Lebensaufgabe auf, und es konnte auch nur ein Mann, der sich mit seinem ganzen Sinne in die Passion versenkte, dieselbe so zur Darstellung bringen, wie es Dürer gelang. Bei Dürer's religiösem Eifer ist es sehr begreiflich, dass ihn die Reformationsbewegung mächtig interessirte. Er wurde ein entschiedener Verehrer Luther's und Bekenner seiner Lehre. In seiner letzten Lebenszeit trat er auch mit Melanchton und anderen an der Reformation hervorragend betheiligten Personen in lebhaften Verkehr.

Holbein war ebenfalls ein entschiedener Anhänger der Reformation. Er hat verschiedene Reformationsschriften illustrirt und mit Titelblättern versehen. In seinen Bildern, auch in den Zeichnungen zu Erasmus's „Lob der Narrheit“ behandelt er Mönchs- und Kirchenwesen oft mit scharfem Spotte, und manche der Blätter, die er in Basel und in England zeichnete, reden, wie Woltmann erwähnt, eine so kühne Sprache, dass er sie wohl nur wenigen Eingeweihten zeigen konnte.

Rubens war, wie schon erwähnt wurde, ein sehr fleissiger Besucher der Messe und befolgte auch sonst die Vorschriften seiner Kirche pünktlich. Trotzdem bestehen berechtigte Zweifel darüber, ob seine

Frömmigkeit tiefer wurzelte und mehr als eine Aeusserlichkeit und Gewohnheit war.

Rembrandt gehörte der Secte der Mennoniten an und war wie alle Mitglieder dieser Secte sehr bibelfest. Seine Lebensgewohnheiten, sowie der Umstand, dass er weder seine Frau noch seinen Sohn zum Uebertritt zu seiner Confession veranlasste, sprechen jedoch dafür, dass er es mit seinem Mennonitenthum nicht sehr ernst nahm. Rembrandt scheint mit Theologen der verschiedensten Bekenntnisse verkehrt zu haben. Neumann folgert aus den Bildern Rembrandt's, dass dieser in späteren Jahren sich dem Mysticismus ergab, doch handelt es sich hier nur um Vermuthungen, auf die näher einzugehen wir keinen Anlass haben.

Meissonnier war ein Mann von tief religiösem Gemüthe, wie verschiedene seiner Aussprüche zeigen. Er glaubte nicht nur an Gott und an ein Jenseits, er spendete auch einzelnen Einrichtungen des Katholicismus seine volle Bewunderung. Von streng gläubigem Katholicismus war jedoch bei ihm keine Rede, wenn er sich auch nicht entschliessen konnte, Renan's „Leben Jesu“ zu lesen. „Ich glaube einfach an Gott“, erklärte er u. A. „es ist die Sache der Geistlichen, die Räthsel zu lösen. Das Mysterium ist das Wesen der Religion, man muss es zulassen wie den göttlichen Ursprung, von dem das Uebrige ausgeht.“ „Was uns hier verworren und unerklärt erscheint, wird als klar und logisch jenseits sich ergeben, wenn uns die göttlichen Ansichten über die Welt enthüllt werden.“

Millet wurden in seinem Elternhause schon religiöse Gesinnungen eingepflanzt. Sein Glaube besass jedoch keine confessionelle Färbung. Er verehrte Gott als den Schöpfer alles Schönen, Grossen und Erhabenen in der Natur.

Böcklin huldigte, wie es scheint, pantheistischen Anschauungen, Feuerbach der freireligiösen Richtung; letzterer bewahrte sich dabei den Gottesglauben.

10. Physische Persönlichkeit.

Was die physische Persönlichkeit unserer Künstler betrifft, so waren dieselben zumeist Männer von stattlicher Figur, zwei derselben, Lionardo da Vinci und Böcklin, sogar von aussergewöhnlicher Grösse und Körperkraft. In der ganzen Gruppe findet sich nur ein Mann von kleiner Statur, Meissonnier; Michelangelo war zwar nur von mittlerer Grösse, aber von sehr gedrungenem, kräftigem Bau, und bezüglich seiner physischen Leistungsfähigkeit ist der Umstand bezeichnend, dass er noch in seinem 60. Lebensjahre im Stande war, von einem Marmorblocke in einer Stunde mehr wegzumeisseln, als mehrere andere Männer in der gleichen Zeit vermochten. Da das Antlitz nicht

mit Unrecht als Spiegel der Seele betrachtet wird, verdient auch der Umstand Erwähnung, dass eine Anzahl unserer Künstler von sehr anziehendem Aeusseren war. Lionardo da Vinci, Raffael, Tizian, Dürer, Rubens und Feuerbach können als schöne Männer bezeichnet werden.

11. Pathologisches.

Bei Betrachtung der pathologischen Vorkommnisse im Leben unserer Künstler, zu der wir im Folgenden übergehen, werden wir uns dem Zwecke unserer Untersuchung entsprechend vorzugsweise mit den Anomalien auf seelischem Gebiete beschäftigen.

Lionardo starb 1519 im 68. Jahre nach einer mehrmonatlichen Erkrankung, über deren Natur uns nichts Näheres bekannt geworden ist. Bemerkenswerth, wenn auch nicht pathologisch, ist, dass Lionardo Linkshänder war, und jedenfalls aus diesem Grunde seine sämmtlichen Werke in Spiegelschrift schrieb, was deren Entzifferung, abgesehen von anderen Umständen, sehr erschwerte. Michelangelo erreichte ein höheres Alter, er starb im 90. Lebensjahre obwohl er zeitlebens bei dürftiger Ernährung seine Gesundheit nie geschont hatte und mehrfach von schweren körperlichen Erkrankungen heimgesucht worden war[1]). Von der ausserordentlichen Zähigkeit, die er noch im höchsten Alter an den Tag legte, zeigt folgender Vorfall: Im August 1561, in seinem 87. Lebensjahre, stürzte er während der Arbeit zu Boden und blieb bewusstlos liegen. Er war, wie Grimm berichtet, Morgens aufgestanden und hatte ohne Schuhe und Strümpfe am Zeichentische gearbeitet. Kurz darauf ritt er aber schon wieder aus. Wie Lionardo war auch Michelangelo Linkshänder. Uns interessirt hier jedoch in erster Linie das psychische Verhalten des Künstlers. Wir haben schon an früherer Stelle einzelne Züge in seinem Wesen kennen gelernt, die man als pathologisch erachten kann; hierher gehören der melancholische Grundzug seiner Stimmung, die Seite 84 berührten religiösen Scrupel und seine ausserordentliche gemüthliche Reizbarkeit. Lombroso hat jedoch aus dem Leben Michelangelo's eine ganze Reihe von Daten gesammelt, die nach seiner Ansicht Aeusserungen eines krankhaften Seelenzustandes darstellen. Wir können hier nur einzelne der von Lombroso angeführten Punkte berücksichtigen, und es wird sich dabei ergeben, dass die Auffassung, welche der italienische Forscher bezüglich derselben vertritt, nicht stichhaltig ist. An erster Stelle bemerkt Lombroso: „Für seine Flucht aus Rom nennt Michelangelo, ausser Geldverlegenheiten Gründe, die ihn als einen zweifel-

[1]) Wir wollen hier nur erwähnen, dass er im Jahre 1544 bei seinem Freunde Luigi del Riccio schwer krank lag und 1549 sehr an Steinbeschwerden litt.

losen Hallucinanten erscheinen lassen. „Noch ein anderer Grund trieb mich fort; es wird genügen anzudeuten, dass ich glauben musste, wenn ich in Rom bliebe, würde mein Grab früher gegraben werden als das des Papstes, und das war die Ursache meiner plötzlichen Abreise.“ Die Umstände, welche der Flucht Michelangelo's aus Rom vorhergingen, lassen diesen jedoch durchaus nicht als Hallucinanten erscheinen, wenn er Befürchtungen für sein Leben äusserte. Der Künstler war — wir folgen hier der Darstellung Grimm's — bei Papst Julius II. offenbar in Ungnade gefallen und hatte die höchst verletzende Behandlung, welche ihm dieser Papst zu Theil werden liess, einige Zeit ruhig ertragen. Als er jedoch bei dem Versuche, in den päpstlichen Palast zu gelangen, von einem der Dienstthuenden zu Folge einer direkten Weisung des Papstes fortgewiesen wurde, riss sein Geduldfaden, und er ritt spornstreichs von Rom weg, nachdem er dem Papst hatte wissen lassen, das dieser künftig, wenn er etwas brauche, ihn aufsuchen möge.

Bei der Gewaltthätigkeit und Rachsucht Julius II. war ein Gewaltakt seitens desselben gegen Michelangelo durchaus nicht ausgeschlossen, und Michelangelo konnte sehr wohl einen solchen befürchten, ohne an Hallucinationen oder Wahnideen zu leiden. Vielleicht wollte aber der Künstler mit der erwähnten Aeusserung nur andeuten, dass er befürchtete, bei längerem Verweilen in Rom vor Aerger zu Grunde gehen zu müssen.

Lombroso fährt fort: „Stets steckte er voll krankhafter Befürchtungen. 1494 verlässt er plötzlich seinen Aufenthaltsort, weil ein Lautenspieler Namens Cordiere ihm einen mysteriösen Traum erzählte. 1525 floh er aus Florenz vor dem Anblick eines Menschen, der (so schreibt er) von der Porta San Niccolo kam, ich weiss nicht, ob von Gott oder vom Teufel gesandt“.

Die nähere Prüfung des Thatbestandes ergiebt jedoch, dass in beiden Fällen die Flucht Michelangelo's nicht von krankhaften Befürchtungen ausging und durchaus nichts Auffälliges darstellt. Nach Grimm liegen der Flucht Michelangelo's aus Florenz im Jahre 1494 folgende Umstände zu Grunde: Florenz befand sich damals im Kriegszustande und in sehr gefährdeter Lage, da ein feindliches französisches Heer gegen die Stadt anrückte und Piero dei Medici in Florenz keine Truppen zur Vertheidigung zur Verfügung hatte. Die Gemüther der Florentiner waren in Folge dieser Sachlage von Angst und Schrecken erfüllt, und bei Michelangelo trat zu den allgemeinen Ursachen der Besorgniss ein seltsames persönliches Erlebniss hinzu, das unter den gegebenen Verhältnissen auf ihn einen unwiderstehlichen Einfluss äusserte. In der Umgebung Piero's befand sich ein gewisser Cordiere, Lautenspieler und Improvisator seines Zeichens. Dieser erzählte Michelangelo

unter allen Zeichen des Entsetzens, dass ihm wiederholt Lorenzo, Piero's Vater, im Traum erschienen sei und ihn beauftragt habe, Piero seine alsbaldige Vertreibung aus Florenz anzukündigen. Michelangelo ertheilte Cordiere den Rath, von seinem Traume Piero Mittheilung zu machen, was dieser auch that, jedoch nur, um von dem Fürsten und seiner Umgebung verhöhnt zu werden.

Michelangolo wurde durch den Inhalt des Traumes ebenso als durch die anscheinende Verblendung des Mediciäers in Erregung versetzt. Der Glaube an übernatürliche Winke der Vorsehung war damals allgemein verbreitet; die Zeitverhältnisse und der besondere vorliegende Fall mussten diesen Glauben bei Michelangelo ausserordentlich steigern. sodass es ihm wohl rathsam erscheinen konnte, den bevorstehenden traurigen Zuständen in Florenz sich durch die Flucht zu entziehen. Michelangelo wandte sich damals mit zwei Freunden nach Venedig.[1])

Die zweite Flucht Michelangelo's aus Florenz erfolgte nach Grimm im Jahre 1529, nicht, wie Lombroso angibt, 1525. Florenz war damals Republik und wieder in Kriege verwickelt und Michelangelo als Festungsbaumeister thätig. Die Sache der Stadt stand sehr schlimm. Der Befehlshaber der florentinischen Truppen Malatesta erregte durch sein Benehmen den Verdacht, dass er im Solde des mit Florenz im Kriege liegenden Papstes stehe und diesem die Stadt ausliefern werde. Michelangelo hatte, wie Grimm berichtet, besondere Gründe Malatesta als Verräther und die Stadt deshalb als verloren zu betrachten. da er in der Armirung der Wälle absichtliche Nachlässigkeiten wahrnahm, und als er hievon der Regierung Mittheilung machte, nur ausgelacht und verhöhnt wurde. Nachdem er in höchster Erregung den Palast verlassen hatte, traf er in San Miniato einen gewissen Rinaldo Corsini, der ihm zuflüsterte, er solle fliehen, wenn er sein Leben retten wolle, in wenigen Stunden würden die vertriebenen Medici in der Stadt sein. Michelangelo zögerte anfänglich, doch in Folge des andauernden Drängens Corsini's entschloss er sich zur Flucht.

Es war, wie wir sehen, hier nicht eine krankhafte, sondern eine reell begründete Befürchtung, die Michelangelo bestimmte zu entweichen und dadurch sein Leben seiner Familie, die seiner bedurfte, zu erhalten.[2])

Nach Lombroso gehört ferner zu den wichtigsten psychischen Anomalien Michelangelo's seine völlige Gleichgiltigkeit gegen das

[1]) Cordieres Traum ging übrigens in Erfüllung.

[2]) Nachträglich gerieth Michelangelo allerdings in Zweifel darüber, ob Corsini, der ihn zur Flucht veranlasst hatte, ihm ein wahrer oder falscher Freund war. Darauf mag sich die Bemerkung „ob von Gott oder vom Teufel gesandt" beziehen. Dass aber M. vor dem Anblick Corsini's floh, ist nach den Angaben Springer's und Grimm's nicht richtig.

Weib. Lombroso führt allerdings hierfür eine Reihe von Argumenten an, (dass seine Meisterwerke nur Männer darstellen, dass er nie weibliche Modelle benützte etc.), doch können dieselben nicht als stichhaltig bezeichnet werden. Dass das Weib bei ihm Empfindungen zu erregen vermochte, erhellt schon aus seinem Verhältnisse zu Vittoria Colonna, das erst im späteren Alter sich entspann und ein rein platonisches bleiben musste. Indess spricht Michelangelo in Versen, die er im Alter schrieb, von den Leidenschaften, die in der Jugend sein Herz zerrissen und es ist sehr wahrscheinlich, dass Michelangelo lediglich durch die Ueberzeugung von seiner Hässlichkeit in jüngeren Jahren abgehalten wurde, intimere Beziehungen mit weiblichen Personen anzuknüpfen. Michelangelo stand im 60. Jahre, als er Vittoria Colonna, die Wittwe des Marchese di Pescara kennen lernte, welche damals das Matronenalter bereits erreicht hatte. Die Neigung der Wittwe zu Michelangelo war nicht minder heftig, als die ihres Verehrers; von der Leidenschaft, welche Michelangelo erfüllte, zeugen ebensowohl die Sonette, welche er an die Marchesa richtete, als der Schmerz, welchen ihm ihr Tod bereitete. Als Vittoria 1547 starb, kam Michelangelo fast von Sinnen, und Condivi berichtet, dass er Michelangelo sagen hörte, nichts schmerze ihn so sehr, als dass er sie auf dem Sterbebette nicht auf die Stirn und das Gesicht geküsst habe, wie er ihre Hand geküsst.

Während demnach in Bezug auf das Verhalten zum weiblichen Geschlechte bei Michelangelo eine Anomalie nicht sicher nachweisbar ist, besteht in seiner vita sexualis ein dunkler Punkt, der von Lombroso nicht näher berührt wird. Dieser betrifft sein Verhältniss zu Tommaso dei Cavalieri, einem jungen römischen Edelmann, der ein begeisterter Kunstfreund und Sammler antiker Sculpturen und Gemmen war. Wie aus Briefen und Gedichten Michelangelo's, sowie aus Mittheilungen seiner Freunde hervorgeht, erfüllte den Künstler eine unheimliche Leidenschaft für diesen jungen Mann, die wenige Jahre vor dem Verhältnisse zu Vittoria Colonna begann, und was besonders merkwürdig erscheint, durch dieses nicht beseitigt wurde. Die Beziehungen Michelangelo's zu Tommaso dei Cavalieri erhielten sich bis zu seinem Tode.

Es liegt hier nahe an eine homo-sexuelle Neigung zu denken, die um so auffallender erscheinen dürfte, als sie sich mit der überschwenglichsten Verehrung eines Weibes vertrug. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, dass das Verhältniss Michelangelo's zu Tommaso verschieden gedeutet wird. Vasari, der dasselbe eingehend berührt, scheint darin nichts Abnormes erblickt zu haben, und Grimm betrachtet dasselbe als ein gewöhnliches Freundschaftsverhältniss. Trotz alledem können wir in Erwägung der eigenen Aeusserungen Michelangelo's den Schluss

nicht abweisen, dass in seiner Neigung zu dem jungen Römer ein pathologisches Element sich kundgab.

Die Erfahrung lehrt, dass bei Männern mit conträr-sexualen Neigungen nicht immer völlige Indifferenz dem Weibe gegenüber sich geltend macht; homo- und heterosexuelle Gefühle können auch nebeneinander bestehen. Das Auffällige in Michelangelo's Fall liegt meines Erachtens lediglich darin, dass bei ihm die Gefühle für das männliche wie das weibliche Object zur leidenschaftlichen Glut sich steigerten und in dieser Intensität nebeneinander sich erhielten, was sonst kaum je beobachtet wurde.

Lombroso bemängelte auch, dass Michelangelo, der zeitlebens so bescheiden war, im hohen Alter mit seiner adeligen Abkunft prahlte und seine Abstammung von den Grafen von Canossa behauptete. Für letztere liegt ein Beweis nicht vor; dagegen hatte Michelangelo zweifellos Grund zu einem gewissen Familienstolze, da die Buonarroti's seit Generationen, wenn auch nicht zum hohen Adel, so doch zu den angesehensten Geschlechtern von Florenz zählten, wie wir bereits erwähnten. Dass er im Alter und speciell seinem Neffen Lionardo gegenüber auf diesen Umstand Gewicht legte, mochte darin seinen Grund haben, dass er letzteren zu einem seiner Familie würdigen Lebenswandel anspornen wollte.

Wir ersehen aus dem vorstehend Angeführten, dass wir, wenn wir auch Lombroso in seinem Urtheile über Michelangelo keineswegs in allen Punkten beipflichten können, doch zugeben müssen, dass die Persönlichkeit des grossen Künstlers verschiedene pathologische Züge aufweist. Es handelt sich jedoch bei Michelangelo weder um Symptome des Irrsinns, noch einer ausgesprochenen Neurose, sondern lediglich um Erscheinungen, welche dem Gebiete der psychopathischen Minderwerthigkeiten angehören. Zieht man das Lebenswerk des Mannes in Betracht, seine Leistungen noch im höchsten Alter, und die Kämpfe, die er zu bestehen hatte, so lässt sich auch nicht verkennen, dass in seinem geistigen Wesen das Krankhafte einen mehr parasitären Charakter hatte und das Gesunde so weit überwog, dass wir keinerlei Veranlassung haben, Michelangelo zu den psychisch kranken Genies zu zählen.

Tizian war, so weit bekannt, in seinem Leben nie ernstlich krank: er erlag im Jahre 1576, im 100. Lebensjahre nicht der Schwäche des Alters, sondern der damals herrschenden Pest, nachdem diese bereits von 190000 Einwohnern Venedig's 50000 Opfer gefordert hatte.

Raffael hatte, wie bereits erwähnt wurde, durch ausserordentliche Ueberanstrengungen seinen Nervenzustand geschädigt, sodass bei ihm in den letzten Lebensjahren eine gewisse Verstimmung bemerklich wurde. Die aufreibende Thätigkeit, deren er sich hingab, blieb wohl auch nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf seine wahrscheinlich von Haus aus nicht

sehr kräftige Constitution. Er starb nach kurzem Krankenlager an einem hitzigen Fieber (wahrscheinlich Malaria), das er sich durch seine Theilnahme an den Ausgrabungen der Ruinen des alten Rom zugezogen hatte.

Böse Zungen hatten behauptet, dass er durch Excesse in venere seine Lebenskraft aufgezehrt habe, doch hat selbst Vasari, der dieses Gerücht am meisten in Umlauf setzte, hiefür keinen Beweis beizubringen vermocht.

In Dürer's Wesen machte sich, wie wir schon erwähnten, ein träumerischer Hang bemerklich, welcher zum Theil die Grenzen des Normalen überschritt. Es kam bei ihm vor, dass er bei Tage in einen traumartigen Zustand gerieth, in dem er die lebhaftesten Visionen hatte. So erzählt Dürer's Freund Willibald Pirkheimer, dass der Künstler einmal beim Vorbeimarsch eines Söldnerhaufens mit Waffengeklirr und Kriegsmusik in eine andere Welt entrückt worden sei und ihm nachträglich mitgetheilt habe, dass er im Geiste so schöne Dinge geschaut habe, dass sie verwirklicht ihn zum glücklichsten Menschen machen würden (Springer). Da Dürer auch ungemein phantastische Nachtträume hatte, denen er grosse Bedeutung beilegte und viel Einfluss auf seine künstlerische Thätigkeit gestattete, so ist es begreiflich, dass er selbst unter seinen Freunden als „Träumer“ galt. Dürer wurde in der letzten Zeit seines Lebens viel von körperlichen Leiden heimgesucht, die von seiner rastlosen Thätigkeit mit verursacht gewesen sein mögen. Er starb im 57. Lebensjahre am 6. April 1528 nach langem Kränkeln, jedoch plötzlich ohne Vorhergang schwerer Erscheinungen.

Holbein wurde wahrscheinlich 1543 im 49. Lebensjahre von der damals in London grassirenden Pest weggerafft. Von krankhaften Erscheinungen auf geistigem Gebiete ist bei demselben nichts bekannt.

Rubens wurde in den fünfziger Jahren seines Lebens öfters von Gichtanfällen heimgesucht. Zu Anfang des Jahres 1640 verschlimmerte sich sein Zustand derart, dass man sein Ende als bevorstehend erachtete. Doch wurde er erst am 30. Mai 1640 (im 63. Lebensjahre) durch einen Herzschlag von seinem Leiden erlöst.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse Rembrandt's wissen wir nichts Näheres.

In einzelnen Werken dieses Meisters zeigen sich Eigenthümlichkeiten speciell in der Verwendung der Farben, welche Neumann zu der Annahme veranlassten, dass Rembrandt unter dem Einflusse von Zwangsvorstellungen stand. „Wenn die Psychologie“, bemerkt der genannte Autor, „von Zwangsvorstellungen spricht, die unter Umständen dem Denken und Wollen eines Menschen gebieterisch den Weg weisen, so ist es wohl nicht möglich, auf andere Weise die künstlerische Ausdrucksweise Rembrandt's zu erklären. Es ist dies eine der Stellen, wo Genie und holder Wahnsinn sich berühren. Die besten Belege dieses

unfrei dämonischen Zustandes sind zwei Gemälde vom Ausgang der dreissiger Jahre, beide in der Dresdener Sammlung, „die Hochzeit Simsons“ und das „Doppelbildniss des Künstlers und seiner Frau.“ Neumann hebt bei Besprechung des erstgenannten Bildes als auffälligsten Umstand hervor, dass in demselben „Losgebundenheit und Lärm mit einer Farbenscala ausgedrückt worden sind, die das geräuschlos Weichste und Delikateste ist, was sich ersinnen lässt.“ Nach Neumann ist Rembrandt hier seiner Leidenschaft für verschossene, matte, sorgfältig abgestimmte Farbentöne völlig erlegen. Auch an dem Doppelbild findet der Autor den Contrast der coloristischen Tonart zum Objecte der Darstellung am Auffälligsten. „Die Orgie ist in einem fast katzenjämmerlichen smorzato vorgetragen. Wie können Leute in so delikat gestimmten und lautlosen Farben sich so lustig betragen? Der Vorgang ist ohne ein sehr kräftiges und lautes Prosit nicht denkbar, eines aber schreit nicht mit, die Farbe.“

Wir können mit Neumann zugeben, dass in den erwähnten Gemälden die coloristische Behandlung zu dem darzustellenden Objecte in einem gewissen Contraste steht und den allgemein anerkannten Kunstregeln nicht entspricht. Wir haben aber deswegen noch keine Veranlassung, bei Rembrandt Zwangsvorstellungen anzunehmen, die seine künstlerische Thätigkeit wenigstens zeitweilig beherrschten.

Zwangsvorstellungen sind im Allgemeinen krankhafte psychische Elemente, und man könnte die Eigenthümlichkeiten der Farbenverwerthung in den erwähnten Bildern auf solche nur dann zurückführen, wenn dieselben mit den künstlerischen Gewohnheiten des Meisters nicht in Verbindung zu bringen wären. Allein Rembrandt besass, wie Neumann selbst erwähnt, eine Leidenschaft für verschossene, matte Farben, d. h. er bevorzugte diese Farben gewohnheitsgemäss, und in den in Frage stehenden Bildern ergab er sich dieser Neigung nur in besonders auffälligem Maſse Einen krankhaften psychischen Zwang bei Rembrandt anzunehmen, der im Gegensatz zu seinem normalen Vorstellen und Fühlen stand, liegt daher kein ausreichender Grund vor. Rembrandt starb 1669 wahrscheinlich im 64. Lebensjahre.

Meissonnier, † 1891, erreichte ein Alter von 78 Jahren. Bis zu Beginn der 70er Jahre war er von seltener körperlicher und geistiger Gesundheit und deshalb höchst unglücklich, als mit zunehmendem Alter doch mehr und mehr sich Unpässlichkeiten einstellten, welche ihm das künstlerische Schaffen erschwerten. Die letzten Jahre seines Lebens waren durch verschiedene zum Theil qualvolle Leiden getrübt. Die rechte Hand wurde ihm bei der Arbeit schwer; im Daumen dieser Hand stellten sich äusserst heftige Schmerzen ein, die keinem Mittel wichen. Auch von Anfällen von Schwindel und Herzkrampf (Angina pectoris) wurde der Künstler heimgesucht.

Millet war ein vielgeprüfter Dulder, dessen wahrhaft tragisches Geschick uns das tiefste Mitgefühl abnöthigt. Von schweren Erkrankungen hatte der Künstler zwar bis in die letzte Zeit seines Lebens nur einen Gelenkrheumatismus durchzumachen, der ihn in die äusserste Lebensgefahr brachte. Dafür gesellten sich bei ihm zu der drückendsten materiellen Lage sehr häufig körperliche Leiden, die seine Standhaftigkeit auf die härteste Probe stellten. Millet litt an Migräne, und dieses Uebel stellte sich bei ihm in der Regel bei Ueberarbeitung ein, um ihn Tage und Wochen zu peinigen. Es ist begreiflich, dass bei dem Dulder, wenn er neben den Seelenqualen, die ihm sein Elend bereitete, auch noch von andauernden Migräneschmerzen heimgesucht wurde und keinen Ausweg aus seiner bejammernswerthen Lage vor sich sah, Selbstmordgedanken auftauchten. Die Liebe zu seiner Familie setzte ihn jedoch immer wieder in den Stand, diese Gedanken zu überwinden und den Kampf um's Dasein fortzusetzen. Als Millet's Schicksal sich endlich zum Besseren gewendet hatte, die Bestellungen bei ihm nicht mehr auf sich warten liessen, war seine Constitution untergraben; er begann zu kränkeln. Häufige Migräneanfälle und andere nervöse Beschwerden schmälerten seine Arbeitsfähigkeit mehr und mehr, was seine Stimmung sehr verdüsterte. Im September 1873 klagt er in seinen Briefen über äusserst quälenden Husten und körperlichen Verfall. Das schwere Leiden, das ihn befallen hatte (wie es scheint Lungentuberkulose) kam nicht mehr zum Stillstand. Husten, Fieber und Lungenblutungen steigerten im folgenden Jahre bei ihm die Entkräftung, und am 20. Jannar 1875 erlöste der Tod den erst 60jährigen Künstler. Millet sah sein Ende voraus und klagte mit herzzerreissenden Worten über sein Geschick, dass er sterben müsse in dem Momente, in dem er anfange in Natur und Kunst klar zu sehen.

Ueber Böcklin's Gesundheitsverhältnisse sind wir nicht völlig in dem wünschenswerthen Mafse aufgeklärt, obwohl der Künstler erst vor Kurzem sein Dasein beschloss und schon während seiner Lebenszeit zahlreiche biographische Arbeiten über ihn veröffentlicht wurden. Indess erhellt aus dem Bekanntgewordenen zur Genüge, dass bei dem Künstler ausser den bereits erwähnten noch manche andere psychopathische Erscheinungen zu Tage traten. Schmid berichtet, dass Böcklin während seines Aufenthaltes in Paris, wo ihn die Erlebnisse in den Revolutionstagen mit Grauen erfüllten, schlecht schlief und Anfälle von Nachtwandeln hatte. Während seines 1. Aufenthaltes in München erkrankte Böcklin im 33. Lebensjahre mit zweien seiner Kinder an Typhus, wobei sein Leben wochenlang in Gefahr schwebte.

Meissner erwähnt, dass Böcklin in den 70er Jahren schwer erkrankt und in einer Nervenheilanstalt gewesen sein soll. Man hat mit dieser Krankheit, über

welche nichts Zuverlässiges bekannt ist, das berühmte Selbstporträt des Künstlers in Verbindung gebracht, auf welchem der Tod hinter ihm mit einer Geige dargestellt ist.

Man glaubte auch, dass die fragliche Krankheit bei dem Künstler zu einer organischen Veränderung der Augen und damit zu einer Art Farbenblindheit geführt habe; auf letztere wollten Manche die auffällige Vorliebe für das Ultramarin zurückführen, die einige Zeit hindurch in den Gemälden des Künstlers nach ihrer Meinung zu Tage trat. Meissner, der selbst zugesteht, dass er weder von der erwähnten Erkrankung Böcklin's, noch von dessen Behandlung in einer Nervenheilanstalt etwas Näheres weiss, erachtet die Vorliebe für das Ultramarin als eine zweifellos pathologische Erscheinung, während H. A. Schmid in seiner Biographie des Künstlers weder von der in Rede stehenden Erkrankung, noch von einer auffälligen oder gar pathologischen Vorliebe Böcklin's für Ultramarin etwas erwähnt. Letzterer Autor bemerkt: „Die frühesten Werke der Florentiner Zeit (1874–1885) fallen auf durch ihr herbes Colorit, das leuchtende Roth verschwindet fast ganz aus den Bildern. Ein lichtes Blaugrau, Braun, Gelb und Grün und in den Bildern um 1880 ein leuchtendes Ultramarinblau sind öfters die Farben, die den Eindruck bestimmen." Nach Schmid soll die Sage von Böcklin's Farbenblindheit auf den »David“ im Gartensaal bei Sarrasin, an dem man die Schatten am Kopfe grün fand, zurückgehen. Wie der gleiche Autor erwähnt, bemerkte ein Freund Böcklin's, welcher sich mit dem Studium der Farbenblindheit beschäftigte, schon damals, dass Böcklin eine über das Gewöhnliche hinausgehende Farbenempfindlichkeit besass.

Mein hiesiger College, Herr Augenarzt Dr. Neustätter, welcher die Güte hatte, sich auf meine Veranlassung an Böcklin's Sohn, Herrn Carlo B., zu wenden, erhielt von diesem die Mittheilung, dass sein Vater nie in einer Nervenheilanstalt war und nie eine besondere Vorliebe für Blau besass. Böcklin's Sehvermögen wurde 1889 von den Augenärzten Prof. Horner und Haab in Zürich untersucht; hierbei wurde constatirt, dass er ein sonst nie so beobachtetes vollkommenes Auge besass."

Meissner erwähnt als pathologische Eigenthümlichkeiten Böcklin's neben den schon früher berührten Stimmungsschwankungen nnd dem Misstrauen, seine für einen gebildeten Mann absonderliche Abneigung gegen das Schreiben und ein Vorkommniss, dessen Kenntniss er der Mittheilung eines durchaus glaubwürdigen Bekannten verdankt. Der betreffende Herr erzählte, dass Böcklin bei wiederholten gemeinsamen Besuchen von Weinlokalen stets auffällig Rückendeckung an einem Wandplatze gesucht habe, und während er sich argwöhnisch nach der Platznahme umsah, fragte, ob der Gastfreund diesen oder jenen Anwesenden für stärker halte als ihn.

Man könnte aus diesem Verhalten schliessen, dass bei dem Künstler paranoische Wahnideen (Verfolgungswahn) bestanden. Da jedoch die Verfolgungsideen bei Paranoia (Verrücktheit) sich in der Regel weiter entwickeln und zu einem System von Wahnideen ausbilden, von einem derartigen krankhaften Zustande bei Böcklin jedoch selbst von Personen, die lange Zeit mit ihm zu verkehren Gelegenheit hatten (z. B. von Flörke), nichts wahrgenommen wurde, müssen wir von der Annahme abstehen, dass es sich bei Böcklin um Wahnideen handelte. Wahrscheinlich

stand Böcklin unter dem Einflusse von Zwangsvorstellungen, welche mitunter inhaltlich den Character von Verfolgungsideen annehmen.

So ist es mir öfters vorgekommen, dass bei neuropathischen Personen zeitweilig beim Besuche eines Gastlokales die Idee auftrat, dass die in der Nähe befindlichen Personen sie beobachteten, sie mit feindseligen oder höhnischen Blicken musterten und dergleichen. In anderen Fällen trat bei den Kranken zeitweilig die Idee auf, dass sie von bestimmten Personen Uebles zu gewärtigen hätten; bei einer Patientin handelte es sich sogar um Vergiftungsideen. In allen diesen Fällen tauchten die Verfolgungsideen nur vorübergehend auf, und die Betreffenden sahen in der Regel nachträglich die Grundlosigkeit ihrer Annahme völlig ein, wenn sie auch während des Bestehens der Vorstellungen das Krankhafte und Unmotivirte derselben keineswegs erkannten. Um Vorstellungen der erwähnten Art mag es sich wohl auch bei Böcklin gehandelt haben.

Schon im Jahre 1888 machte sich bei Böcklin ein auffallender Nachlass der Schaffenskraft bemerklich. Seine Gesundheitsverhältnisse wurden in der Folge auch schwankend. Am 14. Mai 1892 wurde er zum ersten Male von einem Schlaganfalle heimgesucht (Schmid)[1]), welcher ihn für lange Zeit an das Bett fesselte und eine bleibende Lähmung zur Folge hatte. Dieses Ereigniss blieb begreiflicherweise nicht ohne schwere Folgen für die Schaffenskraft des Künstlers. Wenn er auch zeitweilig zur Durchführung grösserer Werke sich noch aufzuraffen vermochte, trat doch der Rückgang seiner Kräfte immer stärker zu Tage. Auch sein körperlicher Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr, „die Steifheit der Glieder nahm zu, die Zunge war fast ganz gelähmt, so bot er das erschütternde Bild eines Helden, mit dem es zu Ende geht.“ Nach kurzem Krankenlager starb Böcklin am 16. Januar 1901 im Alter von 73 Jahren.

Halten wir das im Vorstehenden Angeführte mit dem an früherer Stelle (Gemüthsleben) Erwähnten zusammen, so sehen wir, dass Böcklin's Persönlichkeit keineswegs frei von pathologischen Zügen war. Er war nicht, wie Flörke ihn schildert, ein Mann, gesund an „Körper und Geist“, sein Geisteszustand berechtigte aber auch keineswegs zu der Auffassung Lombroso's, der ihn zu den schöpferischen Irren zählte. Wenn wir all die psychopathischen Erscheinungen, welche bei Böcklin zu Tage traten, überblicken: Sonderbarkeiten schon in der Jugend, Jähzorn, Nachtwandeln, unmotivirte und excessive Stimmungsschwankungen, grundloses Misstrauen, Zwangsvorstellungen, die Neigung zum Bizarren, seine Unstetheit und den dadurch bedingten häufigen Aufenthaltswechsel, so können wir darunter kein Symptom von Irrsinn finden, es sind

1) Nach einer anderen Angabe trat bei B. der erste Schlaganfall schon 1890 ein.

lediglich psychische Anomalien von der Art der psychopathischen Minderwerthigkeiten, Anomalien, die den Kern seiner geistigen Persönlichkeit unberührt liessen. Genauer gesagt, handelte es sich bei Böcklin um Symptome der psychopathischen Belastung, die er wohl von väterlicher Seite mitbekommen hat. Er war sicher ein Déséquilibré, aber kein Irrer, wobei wir jedoch nicht ausschliessen können, dass bei ihm vorübergehend (vielleicht während der vermutheten Erkrankung in den 70er Jahren) schwerere psychische Störungen zu Tage getreten sein mögen.

Feuerbach machte in seinem 7. Lebensjahre einen schweren Typhus durch. Nach dieser Erkrankung litt er einige Jahre hindurch an Alpdrücken, das fast jede Woche einmal wiederkehrte; dabei hatte er das Gefühl, als schwellten seine Hände in's Ungeheure an (Zwangsempfindung). Während seines Aufenthaltes in Paris (1851—1854) erlag er dem Zauber einer jener gefährlichen Sirenen, an denen bekanntlich in Paris kein Mangel ist, nur durch die Flucht konnte er sich, zerrüttet an Geist und Körper, demselben endlich entziehen. In Italien wurde er 1856 leidend, wahrscheinlich brustleidend, da ihn ein Arzt in Florenz für verloren erklärte. In Rom erkrankte er 1859 in Folge schwerer und andauernder gemüthlicher Erregungen abermals, wahrscheinlich an einem nervösen Erschöpfungszustande, da Allgeyer erwähnt, dass sich des Künstlers eine wohlthätige Apathie bemächtigte. In Wien erlitt 1876 Feuerbach's Gesundheit, wie Allgeyer berichtet, einen Stoss. von dem er sich nie mehr vollständig zu erholen vermochte Eine schwere Erkältung. die er sich bei der Theilnahme an einer Beerdigung zuzog, hatte einen Gelenkrheumatismus und eine schleichende Lungenentzündung zur Folge. Der Künstler reiste nach Hause, wo er im bedenklichsten Zustande ankam. Als Feuerbach nach vielen Wochen die schwere Krankheit überwunden hatte, musste er auf die Rückkehr nach Wien verzichten, da die Aerzte das dortige Klima als für ihn sehr gefährlich bezeichneten. Er erholte sich in den nächsten Monaten zwar mehr und mehr, doch erlangte er die frühere Widerstandsfähigkeit nicht mehr völlig. Seine Gesundheitsverhältnisse liessen von dieser Zeit an häufig zu wünschen übrig; jeder jähe Witterungswechsel brachte ihm Mahnungen des überstandenen Leidens Dass das ungünstigere körperliche Befinden seinen Gemüthszustand zeitweilig beeinflusste und ihn muthlos machte. ist wohl begreiflich; doch erst die herbe Enttäuschung, welche der Künstler 1879 mit seinem Gemälde Titanensturz erfuhr, einem Werke. an dem er mit äusserster Anspannung aller Kräfte gearbeitet hatte, führte in Verbindung mit misslichen Gesundheitsverhältnissen bei dem Künstler eine länger andauernde gemüthliche Depression herbei. Es scheint, dass Feuerbach in jener Zeit über sein körperliches Befinden den ihm Nächststehenden gegenüber sich nicht genügend aussprach und deshalb für weniger leidend gehalten wurde, als er war.

Nach dem Berichte seiner Mutter enthielt er sich $^{3}/_{4}$ Jahre jeder künstlerischen Thätigkeit. Es wäre indess ungerechtfertigt, wenn man den Verstimmungszustand, der sich des Künstlers bemächtigt hatte, für einen rein pathologischen halten würde. Seine traurigen Lebensschicksale, die niederdrückenden Erfahrungen, die er noch in letzter Zeit gemacht hatte, und sein ungünstiger körperlicher Zustand gaben für ihn hinreichenden Grund zur Entmuthigung. Krankhaft war bei ihm zweifellos nur die Steigerung dieses Zustandes, welche dazu führte, dass er sich Trostgründen wenig zugänglich erwies. Feuerbach unternahm jedoch während dieser Depressionszeit mehrfach Reisen, zum Theil im gesundheitlichen Interesse, zum Theil wegen seiner künstlerischen Angelegenheiten. Erst gegen Ende des Jahres 1879 während eines Aufenthaltes in Venedig regte sich in ihm der Schaffensdrang wieder in gewohnter Weise. Doch war diese Wendung zum Besseren nur das Vorspiel eines jähen Endes. Am Morgen des 4. Januar 1880 wurde der Künstler tot im Bette gefunden; ein Herzschlag hatte seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel gesetzt.

III. Schlussfolgerungen.

Nachdem wir im Vorstehenden unsere Analyse so weit durchgeführt haben, als für die Zwecke unserer Untersuchung wünschenswerth erscheint, wollen wir daran gehen, die Ergebnisse derselben einer näheren Betrachtung zu unterziehen, und zunächst zusehen, was dieselben betreffs des Genies unserer Künstler lehren.

Weder die Prüfung der Abstammungsverhältnisse, noch die Zergliederung der psychischen Persönlichkeit hat bei unseren Künstlern irgend welche Momente aufzudecken vermocht, welche auf einen krankhaften Ursprung ihres Genies hinweisen. Wir müssen hier wiederholen, was schon an früherer Stelle erwähnt wurde, dass schwerere erbliche Belastung in keinem Falle bestand und selbst leichtere hereditäre psychopathische Disposition nur in einer kleinen Minderzahl der Fälle sich nachweisen liess. Die Untersuchung der verschiedenen Sphären des Seelenlebens bei den einzelnen Künstlern hat auf der anderen Seite keinen ausgesprochenen Defect in den seelischen Veranlagungen feststellen können. Wir haben in keinem Falle die geniale künstlerische Begabung mit einem pathologischen Manco in der Sphäre der Intelligenz, des Gemüths oder Willens verknüpft gefunden. Wir waren aber auch nicht in der Lage einen Krankheitsprocess zu constatiren, als dessen Ausfluss sich das Genie auffassen liesse, speciell Epilepsie lag in keinem unserer Fälle vor. An krankhaften Erscheinungen auf psychischem und nervösem Gebiete hat es zwar bei einem Theile unserer Künstler nicht gefehlt, doch haben wir — was vor Allem hervorzuheben ist — weder ausgesprochene Geisteskrankheit, noch schwerere nervöse Erkrankungen feststellen können [1]). Diese Thatsache ist um so bemerkenswerther, als der grössere Theil unserer Künstler (sieben) das 60. Lebensjahr überschritt, drei in den fünfziger, einer in den vierziger und nur einer (Raffael) in den dreissiger Jahren starb. Es ist also für den bei weitem grösseren Theil unserer Künstler die Annahme unzulässig, dass bei ihnen eine Disposition zum Irrsinn vorhanden war, die nur wegen der Kürze der Lebensdauer sich nicht zu offenbaren vermochte. Die ermittelten nervösen und psychischen Anomalien waren nur zum Theil durch hereditäre Momente bedingt, zum Theil durch Schädlichkeiten, welche während des Lebens einwirkten, oder anderweitige Erkrankungen verursacht. Die von here-

[1]) Von dem Leiden, das Böcklin in den 70er Jahren befallen haben soll, müssen wir hier absehen, da wir hierüber nichts Bestimmteres wissen.

ditären Einflüssen abhängigen psychischen Anomalien gehören ausschliesslich dem Gebiete der psychopathischen Minderwerthigkeiten an. Hierher ist ausser den bei Michelangelo und Böcklin constatirten psychopathischen Erscheinungen auch der Hang zum Tagträumen bei Dürer zu zählen. Von hereditären nervösen Beschwerden haben wir nur eine schwere Migräne bei Millet zu verzeichnen. Bei Raffael trat die nervenschädigende Wirkung enormer geistiger Ueberanstrengung in Form gemüthlicher Depression zu Tage. Feuerbach's Nerven litten vorübergehend unter dem Einflusse sexueller Excesse, weit mehr dagegen durch gemüthliche Erregungen und schliesslich auch durch körperliche Erkrankung. Erst die combinirte Einwirkung der beiden letzten Umstände rief bei ihm einen länger dauernden Depressionszustand hervor, der jedoch, wie wir schon erwähnten, nicht als ein rein pathologischer betrachtet werden darf, da die Lebensschicksale des Künstlers in der That von einer Art waren, dass sie auch einen Mann von heiterem Naturell und grösster Widerstandsfähigkeit völlig entmuthigen konnten.

Anomalien auf psychischem und nervösem Gebiete haben wir jedoch nur bei der Hälfte unserer Künstler sicher constatiren können (Michelangelo, Raffael, Dürer, Millet, Böcklin und Feuerbach). Scheiden wir von den Uebrigen diejenigen aus, bei welchen die vorliegenden Nachrichten über das psychische Verhalten vielleicht nicht genügen, um einen sicheren Schluss auf den Mangel psychopathischer Erscheinungen zu gestatten (Lionardo da Vinci, Holbein, Rembrandt), so bleiben noch immer Tizian, Rubens, Meissonnier als Vertreter genialer Begabung ohne pathologische Zuthat. Wir sind über diese Kunstheroen genügend unterrichtet, um Zweifel an ihrer völligen Geistesgesundheit als ungerechtfertigt ansehen zu dürfen. Aber auch bei den Uebrigen haben wir, wie aus dem vorstehend Angeführten klar sich ergiebt, keinen Fall zu verzeichnen, in welchem die geniale Schaffenskraft auf eine pathologische Quelle zurückzuführen wäre, und wir kommen zu dem gewiss beachtenswerthen Schlusse, dass wir es bei keinem unserer Künstler mit einem pathologisch bedingten Genie zu thun haben. Was wir an krankhaften psychischen Erscheinungen bei denselben gefunden haben, ist eine Zugabe, der wir auch bei vielen geistig nicht hervorragenden Menschen begegnen, eine Zugabe, die in keinem ursächlichen Zusammenhange mit ihrer geistigen Grösse steht.

Neben den pathologischen Erscheinungen seien hier einige biologisch interessante Thatsachen erwähnt: Die Verbindung aussergewöhnlicher Körperkraft und Körpergrösse mit der genialen Begabung bei Lionardo da Vinci und Böcklin, sowie das Erhaltenbleiben der künstlerischen Schaffenskraft bis in das höchste Alter bei Michelangelo und Tizian. Bei Tizian machte sich erst nach dem 90. Jahre eine

Abnahme der Fähigkeiten und Kräfte bemerklich. Mit 97 Jahren war er noch im Stande, zu malen und die Arbeiten seiner Schüler zu überwachen; selbst noch kurz vor seinem Tode beschäftigten ihn künstlerische Entwürfe und besorgte er seine Correspondenz zum Theil eigenhändig[1]).

Fragen wir uns nun, was unsere Untersuchung für das Genie im Allgemeinen lehrt, so stossen wir zunächst wieder auf die gewichtige Thatsache, dass die Natur ein Genie produciren kann, ohne Schulden zu machen. Eine aussergewöhnliche Steigerung einzelner geistiger Fähigkeiten bei einem Individuum muss nicht durch Herabsinken anderer Fähigkeiten unter die Norm eine Art Ausgleichung erfahren. Hiermit soll jedoch nicht gesagt werden, dass ein Genie ohne jede Disharmonie vorkommen kann, wenn man auch viel von harmonischen Genies gesprochen hat. Da die excessive Steigerung beim Genie immer nur einen grösseren oder kleineren Theil der seelischen Fähigkeiten betrifft, die übrigen dagegen weniger erhöht sind oder auch nur dem Durchschnitte entsprechen, so liegt beim Genie in der Regel eine Disharmonie der Fähigkeiten vor. Zu dieser in der Natur des Genies begründeten Ungleichmässigkeit kommen aber auch noch weitere Disharmonien, vor Allem die zwischen Wollen und Können. Auch die gewaltigste Schaffenskraft kann hinter dem Wollen zurückbleiben, wie das Beispiel Michelangelo's uns zeigt, welcher nach seiner eigenen Erklärung nie ein Werk zu seiner vollkommenen Zufriedenheit zu schaffen vermochte. Das Können des Genies wird aber auch sehr häufig durch ungünstige äussere Verhältnisse (Mangel an Existenzmitteln, eines geeigneten Wirkungskreises etc.) herabgedrückt. Dazu kommen die Disharmonien, welche durch Zweifel über die Grösse und Art der eigenen Begabung oder die Richtigkeit des zur Erreichung bestimmter Ziele eingeschlagenen Weges entstehen können. Missgunst und Gegnerschaft einflussreicher Personen, Mangel an Anerkennung beim Publikum und an materiellen Erfolgen tragen oft ebenfalls Missklänge in die Seele des genialen Menschen, und so dürfen wir uns nicht wundern, dass so viele von den Geistesheroen der Menschheit eine keineswegs glückliche Existenz führten[2]).

In Bezug auf die Combination der neuropathischen Disposition, sowie neuro- und psychopathischer Störungen mit genialer Begabung

[1]) So schrieb er einen Brief an Philipp II. noch sechs Monate vor seinem Tode.

[2]) Feuerbach hat in der prophetischen Zeichnung seines eigenen Schicksals das vieler von ihrer Zeit nicht gewürdigter hervorragender Männer geschildert: „Mein Leben", bemerkt er in einem Briefe an seine Mutter, „ist mir manchmal wie ein Traum. Wie kommt es doch, dass meine Bilder so fest und unberührbar dastehen und ich bin wie ein schwankes Rohr? Oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alte Gallerien und sehe meine eigenen Bilder in stillem Ernste an den Wänden hängen. Ich bin zu Grossem berufen, das weiss ich wohl. Zur Ruhe werde ich erst im Tode kommen, Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben".

lehrt unsere Analyse, dass wir es nicht mit einer nothwendigen Vergesellschaftung zu thun haben. Wir können uns auch dem Schlusse keineswegs entziehen, dass das Krankhafte auf nervösem oder psychischem Gebiete beim Genie die Leistungsfähigkeit desselben nicht steigert. Eine Ausnahme in dieser Beziehung macht nur die als Theilerscheinung der neuropathischen Disposition öfters vorkommende erhöhte Emotivität, sofern dieselbe zu einer bedeutsamen Entwicklung des Gefühlslebens führt, die ihrerseits wieder auf die Phantasie mächtig anregend wirken kann. Allein die Emotivität, die einzelnen Künstlern förderlich sein mag, ist hinwiederum dem genialen Gelehrten z. B. nur hinderlich, und man darf wohl beim Genie im Allgemeinen sagen, dass seine Kraft im Gesunden, nicht im Kranken wurzelt. Wenn wir das Genie, wie wir gesehen haben, weder von einem krankhaften Processe, noch von einer abnormen Vertheilung der geistigen Gesammtanlage ableiten können, müssen wir uns fragen, in welcher anderen Richtung wir dessen Entstehungsbedingungen zu suchen haben. Hier werden wir in erster Linie auf die erbliche Veranlagung hingewiesen, die ihrerseits wieder den Gedanken nahe legt, dass das Genie durch allmähliche Steigerung gewisser Fähigkeiten in aufeinanderfolgenden Generationen zu Stande kommen mag. Unsere Analyse zeigt jedoch, dass dieser Fall kein häufiger ist. Nur Raffael und Holbein hatten Väter, welche schon namhafte Künstler waren, und es mag auch angenommen werden, dass in ihren Familien die künstlerische Veranlagung allmählig anwuchs.

Wenn wir die Erblichkeitsverhältnisse bei unseren Künstlern, soweit uns dieselben bekannt sind, genauer prüfen, drängt sich uns ein anderes Factum auf, das vielleicht in einer grösseren Zahl von Fällen Platz greift, als die successive Steigerung von Anlagen: das Factum nämlich, dass eine bei den Vorfahren vorhandene, durch eine oder mehrere Generationen latent gebliebene Befähigung von Neuem nnd zwar in gesteigertem Mafse auftaucht. Ein derartiges Verhalten finden wir in Tizian's und Böcklin's Familie. In Tizian's Familie waren Künstler vorhanden, während sein Vater Soldat war. Auch in Böcklin's Familie mangelte es nicht an künstlerischen Anlagen; bei seinen Eltern offenbarte sich jedoch von solchen nichts.

Wenn wir uns fragen, wie es möglich ist, dass eine bei den Vorfahren latent gebliebene Fähigkeit bei einem Nachkommen nicht nur wiederkehrt, sondern in gesteigerter Form zu Tage tritt, liegt der Gedanke am nächsten, dass bei dem Nachkommen ein Zusammentreffen väterlicher und mütterlicher Keimanlagen im Spiele ist. Das Einzelindividuum repräsentirt die Anlagen nicht blos der vorhergehenden Generation, sondern aller seiner Vorfahren, und es kann daher auch Anlagen in latenter Form besitzen und vererben, von welchen es selbst

nichts weiss und über deren Herkunft auch nichts Bestimmtes zu eruiren ist. Es mag daher der Fall gewesen sein, dass Tizian's Mutter von irgend einem Vorfahren ein künstlerisches Element ererbt hatte, das sich auf ihren Sohn übertrug und bei diesem sich mit der von väterlicher Seite ererbten künstlerischen Anlage in der Weise combinirte, dass die geniale Begabung entstand. Die Annahme der combinirten Vererbung latenter väterlicher und mütterlicher Fähigkeiten ist von grosser Tragweite, da sie uns das Auftauchen eines Genies in einer Familie erklärt, deren Glieder sich bisher, soweit bekannt, in keiner Weise auszeichneten. Sie ist aber zugleich nothwendig, da das Genie nicht ein Product der Erziehung oder Uebung, sondern lediglich der ererbten Anlage ist, die hinwiederum bei den Vorfahren zu irgend einer Zeit und in irgend einer Form existirt haben muss.

Wenn wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu dem übergehen, was unsere Analyse bezüglich des künstlerischen Genies im engeren Sinne, d. h. des Genies für bildende Kunst, lehrt, so sehen wir zunächst, dass die allgemeine intellektuelle Veranlagung, woraus sich dasselbe entwickelt, sehr verschieden sein kann. Wir haben an früherer Stelle bereits darauf hingewiesen, dass unter unseren Künstlern neben solchen von vielseitiger hoher Veranlagung auch das einseitige Genie vertreten ist, bei dem sich mit der hohen Befähigung für bildende Kunst andere ausgesprochene Talente nicht verknüpfen. Es ergiebt sich hieraus, dass das Genie für bildende Kunst eine besondere, von anderen Fähigkeiten in weitgehendem Mafse unabhängige intellektuelle Anlage repräsentirt. Ein Gegenstück zu dem, was die Analyse bei unseren Künstlern lehrt, liefern die Fälle, in welchen bei vielseitiger hoher Veranlagung das Talent für bildende Kunst mangelt oder sehr mässig entwickelt ist. Letzteres war z. B. bei Goethe der Fall.

Wir dürfen jedoch die Einseitigkeit und Unabhängigkeit des Genies für bildende Kunst nicht in einem zu weitgehenden Sinne auffassen: die Unabhängigkeit besteht nur, soweit es sich um Anlagen für andere specielle Thätigkeitsgebiete handelt, nicht aber soweit die intellectuellen Grundvermögen in Betracht kommen.

Die geniale Begabung für bildende Kunst setzt immer eine hohe Entwicklung des optischen Gedächtnisses[1]), der Phantasie (speciell der optischen[2]) Phantasie) und der Urtheilskraft, sowie eine scharfe Beobachtungsgabe voraus. Die schöpferische optische Phantasie bildet den Kern der Begabung, sie wird gestützt und genährt durch ein hochent-

[1]) Optisches Gedächtniss = Gedächtniss für Gesichtseindrücke.

[2]) Optische Phantasie = das Vermögen aus den im Gedächtniss aufbewahrten Erinnerungen von Gesichtswahrnehmungen neue Bilder (Phantasiebilder) zu produciren.

wickeltes optisches Gedächtniss, das sein Material durch die feine Beobachtungsgabe empfängt, und regulirt durch ein scharfes Urtheilsvermögen. Es kann uns daher auch nicht befremdlich erscheinen, dass wir mit hoher künstlerischer öfters auch wissenschaftliche Begabung vergesellschaftet finden. Die Phantasie, die das Grundelement des künstlerischen Genies ausmacht, ist zwar für die wissenschaftliche Arbeit von untergeordneter Bedeutung, aber das Gedächtniss und das Urtheilsvermögen, sowie die Beobachtungsgabe sind für den Mann der Wissenschaft ebenso unentbehrlich als für den Künstler. Das Genie des bildenden Künstlers enthält indessen noch ein Element, für das wir bisher einer besonderen Bezeichnung ermangelten: die Fähigkeit, die Produkte der schöpferischen Phantasie in vollendeter sinnlicher Form zur Darstellung zu bringen. Diese Fähigkeit ist mit den übrigen Factoren der genialen Begabung für bildende Kunst nicht nothwendig verknüpft. Speciell die schöpferische optische Phantasie kann beim Dichter und Componisten ebenso entwickelt sein, als bei dem genialen bildenden Künstler. Wagner z. B. besass diese Gabe in hohem Maſse, und von mancher Seite wurde seine malerische Befähigung höher geschätzt als seine tonkünstlerische. Die geniale Darstellungsgabe, auf welche wir hier nicht näher eingehen wollen, ist hinwiederum complicirter Natur; sie setzt sich z. B. beim Maler aus der zeichnerischen und coloristischen Begabung zusammen, von welchen die erstere, soweit das Technische dabei in Betracht kommt, im Wesentlichen zu den motorischen in den Bewegungscentren der Grosshirnrinde localisirten Fertigkeiten zählt. Diese Localisation des technischen Elementes der zeichnerischen Fähigkeit macht es verständlich, dass dieselbe bei den genialen Malern zu der schöpferischen optischen Phantasie, deren Sitz wir in der Rinde der Hinterhauptslappen annehmen müssen, in keinem constanten Verhältnisse steht und sehr hohe schöpferische Phantasie sich mit weniger hervorragender zeichnerischer Befähigung vergesellschaften kann, wie dies z. B. bei Böcklin der Fall war. Wenn wir nun noch die Ergebnisse unserer Analyse bezüglich der Gemüths- und Willenssphäre berücksichtigen, so sehen wir weiter, dass für den genialen Künstler eine bedeutende Ausbildung der Willenskraft von ungleich grösserer Wichtigkeit ist, als eine solche des Gefühlslebens. Der geniale Künstler muss immer ein Mann von hoher Intelligenz und wohlentwickeltem Willensvermögen, aber durchaus kein Gemüthsmensch sein.

Ich bin am Schlusse. Wie wir sahen, sind wir ohne den Boden streng wissenschaftlicher Deductionen zu verlassen, zu einer erfreulicheren Auffassung des Genies gelangt als Lombroso und auch manche andere neuere Autoren. Unsere Untersuchung hat ergeben, dass die geniale Geistesthätigkeit nicht aus dem Rahmen der psycho-physiologischen Geschehnisse heraustritt, dass sie denselben Gesetzen unterliegt und mit

denselben Elementen arbeitet wie alle übrigen Denkprocesse, auch dass sie nicht durch krankhafte Vorgänge bedingt sein muss. Wir haben ferner gefunden, dass vom psychopathologischen Standpunkte aus betrachtet, die genial Veranlagten keine einheitliche, lediglich durch ein Mehr oder Minder gleichartiger psychischer Anomalien charakterisirte Gruppe bilden; wir haben es vielmehr mit 3 Gruppen zu thun, welche, wenn auch durch fliessende Uebergänge verbunden, sich dennoch deutlich genug sondern. Die erste Gruppe repräsentirt das Genie ohne ausgesprochene pathologische Zuthat, die zweite das Genie mit pathologischen Zügen, bei welchem das Krankhafte eine Begleiterscheinung, nicht eine Quelle der ausserordentlichen Begabung bildet, die dritte das pathologisch bedingte, i. e. in einer krankhaften Gehirnorganisation begründete Genie. Die erste dieser Gruppen ist wahrscheinlich die kleinste. Allein, wie spärlich auch das gesunde Genie vertreten sein mag, die Seltenheit des Phänomens kann seiner Bedeutung keinen Eintrag thun. Meine Untersuchungen weisen aber andererseits auch darauf hin, dass die geniale Begabung nicht so häufig pathologisch bedingt sein dürfte, als man bisher namentlich in ärztlichen Kreisen annahm. Ich glaube auch gezeigt zu haben, dass die systematische Analyse bestimmter Gruppen genialer Persönlichkeiten uns einer Lösung der Probleme, welche das Genie in sich schliesst, weit näher führt als blosse Zusammenstellungen von Thatsachen, welche geniale Personen betreffen. Das Studium solcher Gruppen gibt uns nicht nur Aufschluss darüber, ob und inwieweit im Einzelfalle und in der ganzen Reihe pathologische Züge vorhanden sind, es gewährt uns auch einen Einblick in die psychischen Elemente, aus welchen sich die geniale Begabung für bestimmte Thätigkeitsgebiete aufbaut.

Hier ist, wie ich schon erwähnte, für Viele Arbeit vorhanden, und ich kann nur wünschen, dass sich in Bälde Nachfolger auf dem von mir betretenen Wege finden.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Grenzfragen
des
Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben von

Dr. L. Löwenfeld in München. und **Dr. H. Kurella** in Breslau.

Heft I: **Somnambulismus und Spiritismus.** Von Dr. L. Löwenfeld in München. M. 1.—.
Heft II: **Funktionelle und organische Nervenkrankheiten.** Von Professor Dr. H. Obersteiner-Wien. M. 1.—.
Heft III: **Ueber Entartung.** Von Dr. P. J. Möbius, Leipzig. M. 1.—.
Heft IV: **Die normalen Schwankungen der Seelenthätigkeiten.** Von Dr. J. Finzi in Florenz, übers. v. Dr. E. Jentsch in Breslau. M. 1.—.
Heft V: **Abnorme Charaktere.** Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt. M. 1.—.
Heft VI/VII: **Wahnideen im Völkerleben.** Von Dr. M. Friedmann, Nervenarzt in Mannheim. M. 2.—.
Heft VIII: **Ueber den Traum.** Von Dr. S. Freud in Wien. M. 1.—.
Heft IX: **Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.** Von Professor Dr. Th. Lipps in München. M. 1.—.
Heft X: **Muskelfunktion und Bewusstsein.** Eine Studie zum Mechanismus der Wahrnehmungen. Von Dr. E. Storch in Breslau. M. 1.20.
Heft XI: **Die Grosshirnrinde als Organ der Seele.** Von Prof. Dr. Adamkiewicz in Wien. M. 2.—.
Heft XII: **Wirtschaft und Mode.** Von W. Sombart, Breslau. M. —.80.
Heft XIII: **Der Zusammenhang von Leib und Seele das Grundproblem der Psychologie.** Von Prof. W. Schuppe in Greifswald. M. 1.60.
Heft XIV: **Die Freiheit des Willens vom Standpunkte der Psychopathologie.** Von Prof. Dr. A. Hoche in Strassburg. M. 1.—.
Heft XV: **Die Laune.** Eine ärztlich-psychologische Studie. Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 1.20.
Heft XVI: **Die Energie des lebenden Organismus und ihre psychobiolog. Bedeutung.** Von Prof. Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—.
Heft XVII: **Ueber das Pathologische bei Nietzsche.** Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. M. 2.80.
Heft XVIII: **Ueber die sogen. Moral insanity.** Von Med.-Rat Dr. Naecke in Hubertusburg. M. 1.60.
Heft XIX: **Sadismus und Masochismus.** Von Geh. Med.-Rat Professor Dr. A. Eulenburg in Berlin. M. 2.—.
Heft XX: **Sinnesgenüsse und Kunstgenuss.** Von Prof. Karl Lange in Kopenhagen. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. Hans Kurella in Breslau. M. 2.—.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03871 7990

